Jakobäa von Bayern
und ihre Zeit.

Jakobäa von Bayern
und ihre Zeit.

Acht Bücher niederländischer Geschichte

von

Franz v. Löher.

Erster Band.

Zweite Ausgabe.

AUF VERANLASSUNG UND MIT UNTERSTÜTZUNG SEINER MAJESTÄT DES KÖNIGS VON BAYERN MAXIMILIAN II.

Nördlingen.
Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.
1869.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Euere Majestät lieben es, jede historische Persönlichkeit im Lichte ihrer Zeit, jede Zeit auf dem Hintergrunde der leitenden Ideen zu betrachten, die mit früheren Jahrhunderten verknüpfen und in die folgenden hinein führen.

Nur in diesem Sinne konnte ich es daher auffassen, als Euere Majestät huldvollst mir die anziehende Aufgabe stellten, die Geschichte der Jakobäa von Bayern zu schreiben. Jakobäa ist vom Zauber der Romantik umflossen, die Heldin zahlloser Trauerspiele. Noch heute besitzt sie — nach Lothrop Motley's Ausdrucke — „für die Niederländer das unvergängliche Leben einer Iphigenie, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und anderer geheiligter Frauengestalten". Man darf hinzusetzen,

daß Jakobäa auch soviel Feuer und stählerne Willenskraft in der Seele hatte, um sich unter den Fürstinnen des Wittelsbacher Hauses auf die Stelle zu heben, welche unter den Männern dieses Stammes der schwedische Karl der Zwölfte einnimmt. Noch einmal trug sie dem alten Ritterthum hochflatternd sein Banner vor.

Jakobäa und ihre Ideale gingen unter, weil der staatsrechtliche und soziale Boden, auf welchem sie beharrten, brüchig geworden. Ueber Jakobäas Zeitalter weht noch das letzte Schattendunkel, die letzte Waldfrische des Mittelalters. Aber gleichwie im Ausgange eines Waldes, schimmern bereits durch Stämme und Gezweige die lichten Saaten der Neuzeit.

Mit der gewohnten Huld und Gnade, welche uns

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Euere Majestät lieben es, jede historische Persönlichkeit im Lichte ihrer Zeit, jede Zeit auf dem Hintergrunde der leitenden Ideen zu betrachten, die mit früheren Jahrhunderten verknüpfen und in die folgenden hinein führen.

Nur in diesem Sinne konnte ich es daher auffassen, als Euere Majestät huldvollst mir die anziehende Aufgabe stellten, die Geschichte der Jakobäa von Bayern zu schreiben. Jakobäa ist vom Zauber der Romantik umflossen, die Heldin zahlloser Trauerspiele. Noch heute besitzt sie — nach Lothrop Motley's Ausdrucke — „für die Niederländer das unvergängliche Leben einer Iphigenie, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und anderer geheiligter Frauengestalten". Man darf hinzusetzen,

daß Jakobäa auch soviel Feuer und stählerne Willenskraft in der Seele hatte, um sich unter den Fürstinnen des Wittelsbacher Hauses auf die Stelle zu heben, welche unter den Männern dieses Stammes der schwedische Karl der Zwölfte einnimmt. Noch einmal trug sie dem alten Ritterthum hochflatternd sein Banner vor.

Jakobäa und ihre Ideale gingen unter, weil der staatsrechtliche und soziale Boden, auf welchem sie beharrten, brüchig geworden. Ueber Jakobäas Zeitalter weht noch das letzte Schattendunkel, die letzte Waldfrische des Mittelalters. Aber gleichwie im Ausgange eines Waldes, schimmern bereits durch Stämme und Gezweige die lichten Saaten der Neuzeit.

Mit der gewohnten Huld und Gnade, welche uns

Alle mit tiefsinniger Dankbarkeit erfüllt, welche namentlich *die historische* Wissenschaft in ganz Deutschland so segensreich empfindet, wolle Euere Majestät allergnädigst geruhen, die ehrfurchtsvollste Widmung auch dieses Buches huldvoll anzunehmen.

In tiefster Ehrfurcht verharrt

Euerer Majestät

allerunterthänigster

Franz Löher.

Zur Einführung.

Wenn die holländischen Dichter in der Geschichte ihres Landes sich nach Stoffen umschauen, in denen ein poetischer Nerv zittert, so verweilen sie am liebsten bei der Wittelsbacher Zeit. Charaktere stellt sie ihnen wie von blankem Erz. Mitten im Gewühl großer Leidenschaften, unter Pochen und Hämmern der politischen Minirer tönt vernehmlich das Jubeln und das Brechen des Menschenherzens: von der Höhe der Fürstenschlösser übertönt es den Donner entscheidender Schlachten. Und dichtgedrängt brachte jene Zeit solche Stoffe, in der vielfarbigen, üppig trotzigen Tracht und Sitte der damaligen Menschen. Denn damals, gegen das fünfzehnte Jahrhundert zu, schien das Mittelalter all seine Pracht und Fülle zu entladen, all die hohen ritterlichen Ideen und all das engherzige und grimmige Wesen. Noch einmal stand das Mittelalter in vollem Glanze.

Doch es war nur ein Reichthum, wie ihn ein mächtiger Strom von den vielen Ufern, die er bespülte, an seiner Mündung versammelt. Jenes üppige Gedränge zu Ende des Mittelalters verhüllte nicht mehr die gewaltsamen Zuckungen, in welchen das Zeitalter langsam anfing auszuathmen. Schon

Zur Einführung.

Wenn die holländischen Dichter in der Geschichte ihres Landes sich nach Stoffen umschauen, in denen ein poetischer Nerv zittert, so verweilen sie am liebsten bei der Wittelsbacher Zeit. Charaktere stellt sie ihnen wie von blankem Erz. Mitten im Gewühl großer Leidenschaften, unter Pochen und Hämmern der politischen Minirer tönt vernehmlich das Jubeln und das Brechen des Menschenherzens: von der Höhe der Fürstenschlösser übertönt es den Donner entscheidender Schlachten. Und dichtgedrängt brachte jene Zeit solche Stoffe, in der vielfarbigen, üppig trotzigen Tracht und Sitte der damaligen Menschen. Denn damals, gegen das fünfzehnte Jahrhundert zu, schien das Mittelalter all seine Pracht und Fülle zu entladen, all die hohen ritterlichen Ideen und all das engherzige und grimmige Wesen. Noch einmal stand das Mittelalter in vollem Glanze.

Doch es war nur ein Reichthum, wie ihn ein mächtiger Strom von den vielen Ufern, die er bespülte, an seiner Mündung versammelt. Jenes üppige Gedränge zu Ende des Mittelalters verhüllte nicht mehr die gewaltsamen Zuckungen, in welchen das Zeitalter langsam anfing auszuathmen. Schon

des Ritterthums Ideale entgegen, die Jakobäas Gestalt verschönen: jedoch dicht hinter diesen Idealen enthüllt sich das tiefe Verschulden der Ritterwelt, das auch Jakobäa in den Untergang hinabriß. Sie war ja nur des untergehenden Ritterthums Heldin. Eilf Jahre lang kämpfte sie für ihr Recht, und begeistert stürzten sich ihre Ritter in den Tod. Zitternd unter den entsetzlichen Anschlägen ihrer Feinde zerriß sie wiederholt die Ränke und die Heere, mit welchen die gefürchtetsten Staats- und Kriegsmeister sie umringten. Und das Ende? Auch sie mußte erkennen, daß kein Heldenmuth hilft gegen die Staatskunst eines beharrlichen Regenten, der die ächten Gedanken seiner Zeit fördert. Welches waren diese berechtigten Ideen? Welches war das neu sprossende Leben in den alternden Institutionen, das die morschen Hüllen zerbrach und eine neue Staatsordnung hervorwachsen ließ?

Gewiß sind es vor allem diese großen kulturgeschichtlichen Fragen, welche uns in Jakobäas Geschichte fesseln. Allein sollen wir ihretwegen über das innere Werden und Denken dieser Fürstin flüchtig wegeilen? Die Geschichte verbraucht den Einzelnen für ihre Zwecke, und der wuchtige Gang der Thatsachen zertritt ihn: aber aus dem Innern des Menschen keimen doch zuerst die Thatsachen wie die Ideen. Nie erlebte eine junge Fürstin so wilde Abenteuer, so viel reizende Hoffnungen und so viel Trug und Qualen. Diese Jakobäa vereinigte in sich all den heißen Muth, den Starrsinn, den ritterlichen Glanz ihrer Ahnen. Doch sie war ein Weib und konnte nimmer das warme Herz des Weibes in sich ersticken. Umwogt von blutigen Parteiungen frevelte auch sie. Ihr Leben war ihre Sühne.

Bei so romantischer Natur unserer Heldin erscheint es dringend nothwendig, im Einzelnen wie im Ganzen die Quellen zu bezeichnen, auf welche die Darstellung sich gründet. Wie der kleinsten Thatsache nachzuspüren, die mehr oder minder glaubhaft in Berichten aus jener Zeit sich erwähnt findet,

so ist nicht das Geringste, was sich aus der Untersuchung ergibt, ohne Beleg zu lassen. Kenner der holländischen Geschichte und ihrer Quellen können dann prüfen. Sie werden ermessen, was hier zum erstenmal geboten wird, und haben, wo es nöthig, zu berichtigen.

Das steht vorzüglich von den niederländischen Forschern zu hoffen, welche mit so viel Liebe die stolze lebensvolle Geschichte ihres Landes anbauen. Ueberall durchzieht diese Geschichte zerstörend und gestaltend der Kampf der Parteien, aus welchem sich hier die frühere Periode darstellt. Aber liegen darum uns Deutschen jene Vorgänge fern? War denn nicht Holland damals noch ein edles Glied des deutschen Reiches? Und wer stürzte Jakobäa? Der Burgunder war es, der zuerst Holland, das hafenreiche Mündungsland unserer Flüsse, die nordwestliche Meerfeste unsers Reiches, Deutschland entfremdete. Die lange Trennung scheint allmählig zu enden: das Völkergewissen zieht und fügt leise wieder zusammen, was zusammen gehört. Jener Burgunder Fürst begann in den Niederlanden den geschlossenen Einheitsstaat, der durch einen einzigen Herrscherwillen gezügelt und gehoben wird. Solches Staatswesen hat jetzt in einem Nachbarvolke seine furchtbare Vollendung erreicht, und es hat dieses Volk mit verzehrendem Feuer erfüllt. Sollte nicht das bescheidene und doch so geistmächtige und unverwüstlich starke Volk der Deutschen in seiner Brust die Weihe der Geschichte tragen, daß es endlich allen Fürsten und Völkern ein würdigeres Staatswesen vorbilde? Wird dieses Volk nicht zum zweitenmal sein großes Reich einrichten, diesmal in freier Genossenschaft, der sich all die deutschen Stämme wieder anschließen? Noch blühen sie ja alle in frischer Triebkraft.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch.
Holland und die politischen Parteien im Mittelalter.

Zweites Buch.
Die Wittelsbacher in den Niederlanden.

Drittes Buch.
Johann von Bayern.

Erstes Buch.

Holland und die politischen Parteien im Mittelalter.

Erstes Kapitel.

Land und Leute.

Strom- und Seeland. Weiden, Handel und Fischerei. Meereinbrüche und Deiche. Charakter der Friesen. Hofverfassung und Handelsplätze. Charakter der Wallonen. Ritterleben und Hörige. Charakter der Flandrer. Industrie und Städteleben. Gegensatz von Bauern-, Ritter- und Gewerbsland. Die Brabanter. Utrechts Verdienst und Glanz. Die Holländer aus Völkermischung. Friesische Grundlage. Ein Kernland der Geschichte. Welthandel. Welthistorische Bedeutung.

„Wo fängt hier das Meer an? wo hört denn das Land auf?" So fragten verwundert die Römer, wenn sie Rhein und Maas hinunter kamen in die letzten Niederungen. Am Ufer des Mittelmeers stehen die Felsen hoch und starr über den Fluthen, die vergebens wider das Gestein anbranden: hier unten an der Nordsee dehnen sich Sandbreiten und grüne Eilande, eines hinter dem andern, gleichsam nur eine Hand hoch über dem Wasser, das sich in zahllosen Armen und Buchten hindurchzieht, — man weiß nicht, strömen diese Flüsse noch, oder ist es schon stehendes Meerwasser. Erst wenn das Schiff viele Stunden nach Westen segelte und zuletzt nirgends mehr eine niedrige Landlinie über dem Wasser dämmert, dann weiß man, nun fluthe rings die hohe See.

Die Erde aber auf diesen Auen und Inselbreiten, über welche täglich die Meerdünste ziehen, ist fett und fruchtbar. Das Gras wuchert und auf den Bäumen drängen sich die vollen frischen Laubbüschel. Ueppiger Pflanzenwuchs aber nährt reiches Thierleben, und wo dies beides, finden auch die Menschen eine gute Stätte. Sie gedeihen in dieser grünen Fülle, die Butter fließt ihnen gleichsam in's Haus, sie werden gemächlich und sachtmüthig, ja etwas schwerfällig. Ihr Verstand aber wird geweckt und geschärft, weil sie Schiffe bauen und lernen müssen, sie in Wind und Welle leicht zu bewegen. Waaren kommen die Flüsse herab, Waaren werden von der See aus gelandet: die einen gehen nach Flandern Frankreich England, die andern sind weiter in's Land zu verschiffen. Da bedarf es guter Segler und kundiger Lootsen. Auch die Schaaren von fetten Fischen, welche die Flußmündungen besuchen, sind eine unaufhörliche Lockung, Tag und Nacht auf den Fang auszugehn. So werden hier die Menschen ebenso heimisch auf dem Wasser, wie sie vertraut sind mit Luft und Erde.

Allein noch auf andere Weise drängt sich jenes Element in ihre Arbeit, in ihr tägliches Sinnen und Denken hinein, drohend und schrecklich, aber stählend und bildend Geist und Arme, wie das jeder siegreiche Kampf des Menschen mit der Natur bewirkt. Seit vielen hundert Jahren erzählten die Chroniken, wie viel Landstriche und Inseln versunken seien in die wilde See, daß die Wogen darüber rauschten und Niemand mehr davon wußte als abgerissene Sagen von stolzen Wäldern und Kirchen und vornehmen Geschlechtern, welche dort einst blühten. Das ganze Land ist zerrissen und zerbrochen von Sturmfluthen, wie eine Ruine von Wind und Wetter. Das Volk mußte die ganze Kraft und seinen Verstand aufbieten, um nur zu bestehen und sein Land zu schützen vor den wüsten Wogen durch Dämme und Deiche und ableitende Kanäle. Immer mußte man gedenken der

brüllenden Meerwuth zur Seite, die dem Manne, der nicht wachsam und thätig war, die Erde unter den Füßen wegriß, vielleicht ihn mit seinem Hause unter den Fluthen begrub. Jedoch man erfuhr auch, wie durch kluges Eindeichen sich ein Stückchen Land nach dem andern dem Meere wieder abkämpfen ließ. Wenn die Männer standen auf den festen Wällen, die sie ihm entgegengesetzt, und sahen, wie der Sturm die dunkeln Wogen haushoch daher jagte, daß sie vergebens anbrandeten und aufspritzten, und wie dahinter in sicherm Frieden das Haus stand und die Gärten und Wiesen grünten: so füllte sich ihre Brust mit kühnem Muthe und ruhigem Selbstvertrauen. Das nährte in ihnen den freien mannhaften Sinn, der nicht duldete, daß der Boden, welchen nur sie selbst vor dem Meere wahrten, mit Lasten und Diensten bestrickt werde, denen nicht vollständige Gegenleistung entsprach. Das härtete ihre Herzen, daß sie eisern wurden und wilde Funken sprühten, wenn ein Mann sich im Umkreise seiner Wehre und Ehre angegriffen sah.

So also war das Volk der Friesen geartet, breit und ruhig in seinem Wesen, phlegmatisch, aber hartnäckig und unerschütterlich in seinem Willen und Freiheitssinne, grausam und unversöhnlich in seinem Hasse, — von Bauernnatur, kräftig und gescheidt, ein Volk von Viehzüchtern, Fischern, Schiffleuten und Händlern. Diese Friesen saßen von den Mündungen der Schelde an nordwärts auf allem Küstenlande, welches die frische Kühle der Nordsee bestreicht, bis über die Elbe hinaus. Soweit das Land mit seinen Inseln, Marschen und Heiden, mit seinem vielverschlungenen Geäder von Buchten und Flüssen und Deichen sich gleich bleibt, soweit fand sich friesische Volksart heimisch, und soweit fand auch altgermanisches Mannesrecht feste Haltpunkte. Die Friesen duldeten nicht, daß Adelige und Geistliche bei ihnen zahlreich und mächtig wurden, und von den Gewerben liebten sie blos Handel und Schifffahrt. Ihre Ortschaften waren

Nichts als weitgedehnte Bauerngemeinden, in welchen jeder Bauer einzeln auf seinem Gehöfte saß: in der Mitte der Gemeinde erhob sich der Kirchthurm und daneben das Wirths- und Kramhaus und die Wohnung des Geistlichen. Städte entstanden erst später und nur dort, wo an Flüssen oder Buchten sich die Ab- und Zufahrtsplätze der Umgegend fanden. Erst als hier die Schiffe häufiger anhielten, als sie mehr Gewerbswaaren brachten und dafür die Erzeugnisse der Viehzucht und der Wälder und Heiden holten, erst da entstanden Reihen von Wirths- und Vorrathshäusern, Geld- und Handelsstuben und all die Werkstätten, welche das Bauen und Ausrüsten vieler Schiffe beschäftigt. Jedoch noch lange Zeit blieben die friesischen Städte offene Orte, kaum daß sie ihre Häfen und Werften durch Dämme und Pfahlwerk vor plötzlichem Ueberfall schützten.

Eine ganz verschiedene Volksart wohnte im Süden der Niederlande, da wo sich das Ardennengebirge verbreitet. Es waren die Wallonen oder Walen, unverwüstliche Reste von celtischen Völkerschaften, welche hier am wenigsten mit Germanen sich vermischten. Sie wohnten in engen schlecht gebauten Ortschaften, und nährten sich von dürftigem Ackerbau. Ihre eigene Natur und Geschichte gab ihnen geringe geistige Anregung, für fremde blieben sie unempfindlich. Etwas trübsinnig lebten sie in den Tag hinein, innerlich aber leicht entzündbar. Bei geringstem Anlaß brach ihre Rauf- und Kriegslust hervor, dann schlugen und tobten sie, bis alle Sinne ermüdet oder bis ihnen ein anderer Anlaß plötzlich eine neue Richtung gab. Angeboren war ihnen der Hang, sich um einen Führer mit viel Gehorsam und wenig Nachdenken zu gruppiren. Wie sie früher ihren vielen kleinen Häuptlingen sich anschlossen, gehorchten sie später den germanischen Herren, welche auch die wallonischen Bezirke eroberten und dort zahlreiche feste Thürme bauten.

Es waren daher diese Gegenden, wo die Wallonen saßen,

der Hennegau Namur das Lütticher und Luxemburger Land, das rechte Gebiet, wo das mittelalterliche Ritterthum, unbehindert von andern Ständen, sich konnte frei und fröhlich gehn lassen. Hier sah man von jeder Ritterburg den Rauch aus den Kaminen von drei andern, und auf diesen Schlössern wohnte ein kriegerisches Geschlecht, das Jagd und Fehde, Musik und prachtvolle Feste liebte über Alles. Es waren meist fränkische Männer, die aber gerne glänzten in französischer Sprache und Hofsitte. Am Fuße der Schloßhügel lagerten sich die malerischen Nester der wallonischen Hörigen, aus deren Hütten den Burgherren immer wieder Knechte genug zuwuchsen, kriegsharte und raublustige Leute. Die Städte dagegen waren wenig volkreich und meist nur erweiterte Festungen. So erfüllt waren die Hennegauer von ritterlichen Anschauungen, daß einer ihrer berühmten Männer, Froissart der geborne Geschichtschreiber der Turniere und Ritterschlachten, die Friesen für eine höchst unvernünftige Race erklärte, weil sie keinen Adel wollten gelten lassen. Verachten mußte er in seinem Herzen die Leute, die ewig nur dummes Bauernvolk bleiben wollten, ausgeschlossen vom ritterlichen Leben voll Waffenglanz, voll ewiger Aufregung durch Ehre und Liebe. Der zahlreiche kleine Adel im Hennegau und der Nachbarschaft saß fröhlich zu Rosse, wenn der Gränzkrieg zwischen Deutschen und Franzosen wieder aufloderte. Ruhte hier das Kriegsfeuer, so ruheten die Hennegauer nicht, bis sie die reichen Grafen und Barone in Flandern Brabant und Holland zu Abenteuern angespornt hatten. Dann machten sie unter ihrer Führung Kriegsfahrten in die Ferne, gegen die Bekenner Mahomeds oder gegen die heidnischen Preußen. Zweimal eroberten die Ritterschaaren aus diesen Ländern eine Krone im Morgenlande, in Jerusalem und Constantinopel.

Zwischen den friesischen Marken im Norden und den wallonischen Gebirgswäldern im Süden war es nun, wo sich

nach dem Meere hin die wechselnden Ströme der deutschen Einwanderung ergossen. Ein Theil wurde seßhaft auf den flandrischen Ebenen, das Meer auf der einen, die Ardenner Berge auf der andern Seite. Diese Flandrer gediehen zu einem gescheidten und fleißigen Volke, welchem der leichte Ertrag des Bodens bald nicht mehr genügte. Korn- und Viehhandel und Flachsbau waren schon zur Römerzeit heimisch in diesem Lande, welches wie geschaffen war zum vermittelnden Handel zwischen gallischen und germanischen Völkerschaften. Unter den Karolingern betrieben die Flandrer sorgfältig Ackerbau und Gewerbe, schon damals bildeten sich volkreiche Gemeinden, und allmählig reihte sich Stadt an Stadt. Eine jede war besetzt mit geschäftigen Handelsleuten und mit zahllosen kleinen Werkmeistern und Gesellen. Ihre verständige und tüchtige Arbeit, nicht minder das Gepräge ihrer bürgerlichen Ordnung gaben Zeugniß, daß die Flandrer wesentlich germanischer Herkunft seien. Dabei schienen sie aber vielgeplagt von Unruhe, von Parteiung und Neuerungssucht. Irgend ein Zank, ein Aerger, eine Befürchtung genügte, daß der Aufruhr wie ein plötzliches Gewitter die ganze Gemeinde überzog. Des Vormittags herrschte vielleicht auf dem Rathhause wie in sämmtlichen Werkstätten friedliche Thätigkeit, wenige Stunden später stürmte Alles schon mit Waffen und wildem Geschrei nach dem Markte und schlug dort mit entsetzlicher Wuth und Mordlust auf einander los. Aber vielleicht brauchte nur irgend ein neues Gerücht oder auch nur ein tüchtiger Regenschauer zu kommen, und ebenso rasch war alles wieder umgestimmt und stob auseinander. Offenbar gährte unter den Flamingen viel wälsches oder wallonisches Blut, mochte es nun von celtischen Resten herrühren oder von unaufhörlicher Zuwanderung der Wallonen, welche in den aufblühenden Städten Flanderns Nahrung und Gewinn suchten.

Es schieden sich also die südlichen Niederlande sehr

bestimmt in zwei Volks- und Landesgruppen, deren jede für ihre Art als ein rechtes Ideal gelten konnte. Als Gewerbsland bestanden die Breiten nach dem Meere hin, als Ritterland die waldigen Hügel und Berge an der obern Maas und Schelde. Ebenso entschieden war der Norden bloßes Bauern- und Schifferland. Anders zeigten sich die mittlern Niederlande. Hier hatte sich die Bevölkerung aus mannigfaltigerer Mischung gebildet, die Hauptbestandtheile waren friesischer, fränkischer, sächsischer Art. Reichlicher entfaltete sich hier das vielgestaltige deutsche Leben. Wir haben nur drei Gebiete näher zu betrachten, das Brabanter, Utrechter, Holländer; denn ihre westlichen Nachbaren, die Bevölkerung im untern Lütticher und Limburger Lande, im Clevischen und Geldrischen geht in die rheinische Art über.

Auch die Brabanter haben nicht wenig mit den Rheinländern gemeinsam. Glänzende ritterliche Geschlechter, hohe Macht und Würde der Geistlichkeit, Städte voll alter Patrizierhäuser und lebhafter Gewerbe, — das Alles stand hier frühzeitig voll ausgewachsen, doch nicht allein, sondern unter einem Stamme tüchtiger Bauern, die auf ihren großen Höfen ihres Reichthums kein Ende wußten. Das Volk hatte etwas Ruhiges und Wuchtiges in seinem Wesen. Gediegenheit in Leben und Sitten, Hang zum Wohlleben, langsames bedächtiges Fortschreiten zeichnete vor andern Niederländern die Brabanter aus. Nicht blos ritterliche und tapfere Herren waren ihre Fürsten, sondern auch Gönner der Volksfreiheit, Genossen der fröhlichen Wissenschaft, des Minnegesangs.

Das Utrechter Land empfing seinen Glanz von der Geistlichkeit. Es hatte hart gehalten, bis es gelang, hier umgeben von der heidnischen Wildheit der Friesen eine feste Burg für christliche Bildung zu gründen. Wiederholt hatten Friesen und Normannen die Mönche erschlagen und ihre Ansiedlungen ausgebrannt. Immer wurde die Arbeit wieder aufgenommen, auf's Neue baute man Kirchen und Klöster,

und die Glaubensboten wurden nicht müde, von Utrecht hinaus zu ziehen in die heidnische Wasserwelt. Oft mochte ihr Herz erbangen, wenn sie das Stürmen und Krachen der Nordsee hörten, und wenn plötzlich zu ihren Füßen die Wasserfluthen durch tausend Kanäle und Seen heraufschwollen. Unter unsäglichen Opfern und Arbeiten gelang es ihnen endlich, den Starrsinn der Friesen zu brechen und dem Christenthum und der Kultur die Wege zu öffnen. Welches Volk aber oder welcher Fürst zuerst Christenthum und Kultur in Nachbarländern einführte, dem bereiteten sie dort Macht und Einfluß. Auch der Bischof von Utrecht dehnte seine fürstliche Herrschaft über die Gegenden aus, welche seinem Hirtenstabe unterthan wurden: sein weites Gebiet erstreckte sich bis zu den Rheinmündungen und bis nach Gröningen. An seinem Bischofssitze versammelte sich Alles, was in sich Bedürfnisse und Talente des Geistes spürte. Prächtige Kirchen und Palläste erhoben sich, weit berühmt waren Utrechts Kapitelschulen und gelehrten Herren: die Stadt wurde das Rom der Niederlande.

Die Hoheit der Utrechter Kirchenfürsten sollte niedergehn vor dem Volksstamme, der unter allen in den Niederlanden zuletzt sich neubildete. Beginnend auf den äußersten Meerinseln und Auen zwischen den Flußmündungen, — recht in der Mitte, wo Friesen Utrechter Brabanter und Flandrer zusammenstießen, entwickelte sich im Laufe der Zeiten ein besonderer Stamm von Leuten, der seine Herrschaft und seinen Namen über die Hälfte der Niederlande ausdehnte. Es sind die Holländer. Ihre historische Bedeutung erklärt sich aus der Natur und dem Charakter des Volkes, sowie aus der ungemein glücklichen Lage seines Landes.

Es war ein Stromland, das Herz der Niederlande, welchem die Flüsse zuströmten und sich mit großen und kleinen Armen in einander verketteten, ehe sie ihre mächtigen Gewässer mit dem Meere vermischten. Mit den Flüssen kamen fort und fort Volkstheile aus dem Innern, das Meer zu

schauen und sich in seiner Nähe anzusiedeln. Schon die älteste Geschichte meldet von deutschen Völkerschaften, welche eine nach der andern hierher zogen und einige Zeit Stand hielten. Am bekanntesten wurden zuerst diejenigen, welche hier den Namen Bataver erhielten von ihrem Wohnsitze, der Betuwe, das heißt der guten fruchtbaren Aue zwischen den Rheinarmen. Nach ihnen kamen die nicht minder kriegsberühmten Franken, und wahrscheinlich schon frühe mit ihnen Sachsen und Friesen, deren Züge sich bald verstärkten. Die Friesen überschwemmten später ganz Holland und siedelten sich an, selbst bis nach Brabant und Flandern hinein. Sie wurden zwar von den fränkischen Königen wieder unterworfen, bildeten jedoch fortan die Grundlage der Bevölkerung. Fränkische und sächsische sowie flandrische Zuzügler fehlten in keiner späteren Periode. Noch heutzutage würde man sich wundern, wieviel Deutsche sich in den letzten fünfzig Jahren in Holland niederließen, könnte man jemals ihre Zahl genau verzeichnen. Nichts aber frischt so sehr und immer von Neuem den Unternehmungsgeist an, als solche Volksmischung, mit jedem Zuzug kommen neue Ideen, neue Pläne. Vor allen haben Seestädte die Bürgschaft langjähriger Dauer, wenn sie aus den obern Landen einen wenngleich unmerklichen, doch unaufhörlichen Zufluß junger rüstiger Leute an sich ziehn, welche auch etwas von der mannigfaltigen Bildung des Binnenlandes mitbringen.

Die Natur und Lage des Landes bedingte nun, daß es wiederholt ein Kernland für die Geschichte wurde. Keine Gegend konnte glücklicher sich eignen zu einem natürlichen Bollwerk der Vertheidigung zwischen den Gewässern, den Sümpfen und Waldinseln, nirgends waren rasches Vordringen und Ueberfälle so erleichtert wie auf zahllosen Wasseradern. Die Römer hatten hier mehr als einmal einen Widerstand gefunden, der all ihre Herrschaft in den Niederlanden zu zerstören drohte; langwierige und blutige An=

strengungen waren erforderlich, ehe sie ihre Adler wieder jenseits der Maas befestigten. Welch erbitterten Völkerkampf regte Claudius Civilis auf! Welche erschütternde Stöße führte er auf die römische Macht mit seinen Batavern, ehe sie es sich wieder gefallen ließen, als freie Männer und Bundesgenossen den Kaisern zu dienen. Wie oft stürmten später die römischen Cohorten wider die salischen Franken, eine nach der andern wurde zerbrochen, und die Sieger eroberten endlich ganz Belgien und Frankreich.

Sodann, konnte irgend ein Land der Welt seine Bewohner so von selbst zu Handel und Schifffahrt anleiten? Es schwemmte ihnen ja einen Theil des Welthandels gleichsam vor die Füße. Denn beständig kreuzen sich hier die Waaren, welche aus dem großen deutschen Hinterlande herabkommen, mit all denen, welche vom Meere aus in die Flüsse eingebracht werden. Handel und Schifffahrt aber waren ja immer hundertmal eher als alles Andere zwei Mittel, um einem kleinen Volke zu Macht und Einfluß in der Welt zu verhelfen.

Wir sehen also im ältesten Holland und Seeland ein Gebiet, in welchem sich auf friesischer Grundlage fort und fort eine Völkermischung aus vorzüglichen Bestandtheilen Niederdeutschlands begab. Friesischer Charakter bleibt bestehen, jene tüchtige zähe eigensinnige Bauernnatur, mit welcher sich die List und Anstelligkeit des Händlers und Schiffers verbindet. Allein jene Mischung mit andern Deutschen, die stäte Berührung mit Flandern Brabant und Utrecht, der lebhafte Handelsverkehr sind Thatsachen, welche verhindern, daß die Sitten in germanischer Rauhheit, die Verfassung in ihrer schlichten und ebenmäßigen Bauernfreiheit beharren. Dieses Volk, welches früher als das übrige Friesland vom Christenthum befruchtet war, konnte sich der Bildung des Zeitalters nicht verschließen, es nahm sie an mit fränkischer Reichsverfassung, mit Lehens- und Städte-

wesen, mit geistlichen Stiftern und Klöstern. Dies befähigte aber den kleinen Stamm, des benachbarten Frieslandes allmählig Meister zu werden. Denn immer erhebt sich von einem naturkräftigen Stamme derjenige Theil, der sich zuerst auch mit geistigen Waffen versieht, zur Herrschaft über die andern Volkstheile. Setzten die Holländer aber gegen die Friesen ihre höhere Bildung ein, so hatten sie gegen die andern Niederländer den doppelten Vorzug friesischer Naturhärte und glücklichster Lage ihres Landes. Deshalb ging ihr Beruf weit über die friesischen, weit über die niederländischen Marken hinaus.

Die eigenthümliche Entwicklung der Holländer, welche sie für ihre spätere weltgeschichtliche Bedeutung vorbereitet, fällt in die Zeit der holländischen Grafengeschichte, mit deren Abschluß sich diese Blätter näher beschäftigen. Ueberblicken wir zunächst die früheren Zeiten der holländischen Geschichte, als ihr Gebiet zwar noch klein, jedoch bereits erfüllt war von anziehenden Ereignissen.

Zweites Kapitel.

Die alten Grafen von Holland.

Abtei Egmond. Ursprung und Besitzungen des Grafenhauses. **Das Holland und sein Werth.** Graf Dietrich III. und die Bischöfe. **Utrechter und Tieler Handel.** „Freie Rheinfahrt bis in's Meer"! Schlacht vor **Dortrecht. Kämpfe** um Holland. Dessen steigende Bedeutung, Sinken Utrechts. Angriffe auf Friesland. Friesische Härte. Südersee. Behauptung von Westfriesland. „Herr in Friesland". Kriege um Seeland mit Flandern. Hollands Stellung im Herzogthum Niederlothringen. **Romanisch-germanische Natur der Lothringer. Die Herzogstitel in den Niederlanden. Hochstrebender Sinn der Fürsten. Abwehr der kaiserlichen Macht. Frühzeitig ausgebildete Landesherrschaft.** Holland Reichslehen. **Politik** der Grafen. **König** Wilhelm von Holland.

Der Ursprung des holländischen Fürstenhauses **knüpft sich an die** Abtei Egmond, welche einst für das jetzige Nordholland war, was St. Gallen Corvey und andere alte berühmte Klöster für ihre Umgegend. Die Abtei Egmond war die Licht- und Segenspenderin, indem sie unter einer rohen Bevölkerung Christenthum, bessern Anbau des Landes, Kunst und Wissenschaft verbreitete. Eine mächtige Familie in Nordholland, — man weiß nicht, ob sie von einem friesischen Häuptlingsgeschlechte oder von einem angesiedelten fränkischen Dienstmanne abstammte, — wußte Nutzen zu ziehen aus dem Wechsel der Oberherrschaft in Lothringen. Während diese längere Zeit zwischen Frankreich und Deutschland schwankte, begüterten die Könige hier und drüben gern einen Getreuen in den Gränz- und Küstenlanden. Er sollte sie ihnen behaupten wider die Anfälle des Nachbars, nicht minder wider die Normannen, die hier gewohnt waren zu streifen und sich anzusiedeln. Schon zu Anfang des zehnten Jahrhunderts

wurde die Vogtherrlichkeit, welche jenes Geschlecht über Egmond und dessen weitgedehnte Besitzungen hatte, vom westfränkischen Könige in Erb und Eigen verwandelt. Dies Gebiet, welches die Grafschaft in Friesland hieß, wurde von seinen klugen Herren fleißig erweitert. Ihre Besitzungen erstreckten sich von der Maasmündung bis zum Texel und im Jahre 985 bestätigte sie ihnen Kaiser Otto III. sammt und sonders als rechtes Erbe. Freilich war die Herrschaft noch unterbrochen von Forsten und andern Grundrechten der Bischöfe von Utrecht, und diese sahen mit Unwillen, wie ein unabhängiger Landesherr vor und in ihrem Gebiete heranwuchs. Die Grafen suchten nun ihre Gewalt im Norden auszudehnen. Dort war aber der Widerstand der Friesen nicht zu bewältigen. Da machte Dietrich, der Dritte genannt, einen Hauptstreich: er verlegte den Sitz seiner Herrschaft nach dem Süden. Das entschied die Geschichte der Hälfte der Niederlande.

Die Inseln zwischen den Mündungen des Rheins und der Maas zeigten ein seltsames und unaufhörliches Gegenspiel der Gewässer. Die Flüsse führten Land und fruchtbaren Schlamm herbei, den sie absetzten, daraus bildeten sich Landstreifen und das heranrollende Meer zerriß sie wieder. Nichts sah man als Sumpf und Schilf und Urwald, und auf den Flüssen trieben Baumstämme, welche die Fluthen vom Ufer losgerissen hatten. Die Gegend hieß Holland, weil es dort so viele Strecken gab, wo das Land gleichsam hohl war. Das heißt, es bestand nur aus einer obern Grasdecke, welche hin und her wich, wenn man darauf trat, denn darunter stand blos flüssiges Moor. Hier und da, wo das Ufer sich erhöhte, gab es trockene Eichen- und Buchenplätze, dort legten die Schiffe an, welche den Rhein und die Maas herunter, oder von der See herein kamen: die kleinen Meerschiffe gingen nämlich auch die großen Flüsse hinauf und herab. An jenen Halteplätzen versahen sie sich, ehe man die Segel zur Weiterfahrt wieder aufzog, mit Holz und ergänzten

ihre Vorräthe aus den hier so ergiebigen Fischereien, bald auch von dem Ertrage der Viehweiden, auf denen man Heerden ansiedelte. Die Kölner und Trierer Kauf- und Schiffleute, die aus Utrecht und Lüttich, jede Landsmannschaft hatte ihre eigenen Stellen, welche seit undenklichen Jahren als ihr Eigenthum galten. Zu größerer Sicherheit ließen sich die Bischöfe das gesammte Land vom Kaiser gemeinschaftlich zu Lehen geben. So gehörte es mehreren geistlichen Fürsten, noch dazu entfernten, und in einer Weise, daß es eigentlich Keiner besaß. Das Letztere war es eben, was man wollte. Kein Herr mit Leuten und Schiffen sollte sich da festsetzen, Burgen bauen, Zölle nehmen. Dies weitgedehnte Inselland lag ja wie eine Reihe natürlicher Festungen vor den Flußmündungen, von hier aus ließ sich den Handelsschiffen nach Belieben der Paß vertheuern oder auch ganz verlegen. Wer dort fest saß, konnte eine Macht üben, welche bis oben hin bei Köln Trier Lüttich empfindlich gefühlt wurde.

Gerade dies aber, was man verhindern wollte, that Graf Dietrich. Erst schickte er friesische Leute hin, welche sich in der Stille ansiedelten, und als ihrer genug waren, kam er selbst und baute eine Burg, die mit Erdschanzen Gräben und Pfahlwerk wohl bewehrt wurde. Sie stand auf der Stelle, wo jetzt Dortrecht so überaus günstig liegt zur Ueberwachung all der Flußmündungen. Nun wurde Schiff für Schiff, wie es die Flüsse herabkam, angehalten: schweren Zoll mußte es zahlen oder es wurde geplündert. Als die Sache ruchbar wurde, strömte dem Grafen von allen Seiten kühnes heimathloses Volk zu, es baute Blockhütten, jagte und fischte, lief gelegentlich auch auf Seeraub aus.

Die Utrechter fühlten sich in's Leben getroffen. Bischof Adelbold war längst auf den Grafen erbittert, mit dem er schon viele Händel gehabt. Sollte er jetzt leiden, daß Dortrecht auch vom Handel den besten Gewinn vorweg abschöpfte? Utrecht führte damals den Haupthandel in den nörd-

lichen Niederlanden, viermal im Jahre eröffnete es die große Messe, zu welcher Kaufleute kamen von aller Welt Enden. Nicht minder aufgebracht waren die reichen Handelsherren der benachbarten Stadt Tiel. Ostern 1018 war Reichstag zu Nymwegen, da traten die Tieler vor den Kaiser und klagten über Graf Dietrich. „Wenn, so erklärten sie, sein ungerechter Zoll nicht abgethan werde, so könnten sie nicht mehr nach England schiffen, so wage sich kein Engländer mehr den Rhein herauf: dann gehe ihr Handel verloren und des Kaisers Steuer auch". Mit ihnen forderten Adelbold und die andern Bischöfe „freie Rheinfahrt bis in's Meer"! Dieser Ruf erscholl bereits auf jenem Reichstage. Graf Dietrich that sein Bestes, des Kaisers Gnade nicht zu verlieren, denn von den sächsischen Kaisern hatte sein Haus viel Gutes genossen. Aber Burgen bauen, Zölle heben, ohne den Kaiser zu fragen, das war ja so gut als offener Krieg und Raub, zu allem andern mochte eher ein Recht sich finden. Dietrich sah ein, daß er nimmer seine Feinde niedersprechen, entwich und rüstete eiligst. Kaiser Heinrich II. aber befahl dem Herzog Gottfried von Niederlothringen, ein tüchtiges Heer zu sammeln und den Verwegenen mit Gewalt der Waffen zu vertreiben.

Dietrich säumte keinen Augenblick. Der nächste Feind war ihm der Graf von Bodenlo, ein Utrechter Lehnsmann, diesen griff er sofort an und warf ihn aus seinem Lande. Bischof Adelbold eilte zu Hilfe und wurde blutig zurückgeschlagen. Dies war am 5. Juli. Allein achtzehn Tage später zog Herzog Gottfried mit großer Flotte heran, die mächtigen Prälaten von Utrecht Lüttich Cambray Köln hatten ihre besten Mannschaften gestellt: ein Heer gab es so stattlich, wie man es seit Karl des Großen Zeiten hier nicht gesehen. Bei hoher Fluth schiffte der Herzog seine Truppen aus, die Fahrzeuge hieß er auf Stromes Mitte zurückgehn, damit die kommende Ebbe sie nicht auf dem Trocknen lasse.

Gegenüber erhob sich auf einer Anhöhe die neue Fe
recht. Dorthin flohen erschreckt alle Friesen. Es hie
sie zu verfolgen; denn rings umher war das Land v
Gräben zerschnitten, um das Hochwasser abzuführen
fried dachte darauf, wie er Dietrich aus seiner Ver
hervorlocke. Schaaren von Leichtbewaffneten nähe
der Burg, sie sollten bei dem ersten Handgemeng
weichen und den Feind sich nachziehen. Die Fries
aber gleich mit solchem Ungestüm, daß den Angrei
Rückzug mehr, sondern nur Flucht und Entsetz
„Flieht, Herren, flieht"! war ihr Geschrei, das ge
kam in Unordnung, es hieß der Herzog selbst sei
und alles lösete sich auf in Flucht und Verwirru
Schwergerüsteten versanken in die Moräste, die welc
fortkonnten, stürzten sich in den Strom und auf di
viele Fahrzeuge wurden überladen und gingen u
andern suchten eiligst das Weite, Bischof Adelbold n
Die ergrimmten Friesen aber, als wären sie aus den
hervorgewachsen, standen plötzlich überall unter den
überall trafen ihre Keulen und Streitärte, es war
liches Morden. Keine Familie gab es in den S
von Utrecht Lüttich und Cambray, die nicht einen (
betrauerte. Auch der Herzog wurde verwundet un
Andern gefangen nach Dortrecht geschleppt. D
wußte ihn so geschickt zu behandeln, daß er
Kaiser versöhnte. Die Gefangenen wurden
freigelassen, nachdem sie eidlich gelobt hatten
Angehörigen der Erschlagenen sollten auf Blutr
Graf Dietrich aber erhielt vom Kaiser und
Bischof Dortrecht und alles andere zugestand
Besitz genommen.

Dies war Hollands Beginn. Allein
mußten seine Grafen im Kampfe stehn auf
das Land zu behaupten. Die lothringischen

ꝛg deutlich, welche gefährliche junge Macht ihnen drunten
ı Meere erwachse. Sie alle, nicht blos die niederländischen,
h Köln Metz Trier, waren verschworen, den Verwegenen
vertilgen, ehe er stark genug werde, die weiten Rhein-
d Maaslande nach Belieben in Schach zu halten. Hundert
hre lang führten sie erbittert einen Schlag nach dem
ern, um diesen Feind zu zerschmettern. Wenn der Krieg
nal nachließ, schürte ihn der Utrechter wieder an, denn
ühlte den Wassergrafen wie ein scharfes Schwert in seiner
te. Blutige Schlachten wurden geschlagen, der Kaiser
st zog mit Heeresmacht zu Felde und zerstörte Dortrecht
andere Festungen. Zwei kriegerische Grafen wurden von
Bischöflichen durch Hinterlist ermordet. Einmal herrschte
n Jahre lang der Lothringer Herzog über das eroberte
d, später zog es der Utrechter Bischof ein als sein er-
ztes Lehn. Und dennoch kam der Graf immer wieder
or. Mit friesischer Hartnäckigkeit hielt sein Haus alle
öße aus, es war ein hartgesottenes, kriegerisches, ruhe-
es Geschlecht. Drängte kein Feind von außen, so ent-
nden in seiner Mitte mörderische Bruderkämpfe, oder es
hte der Graf einen Zug in's heilige Land, Anlaß zur
zfahrt war immer reichlich vorhanden. Gegen ihre Feinde
: brauchten die Holländer alle jene Bauernlisten und
ürlichen Vortheile ihres Wald- und Wasserlandes, welche
n Krieg mit den Friesen stets so gefährlich machte. Ver-
te Gräben, in welche die Reiter stürzten, nächtliche Ueber-
e auf raschen Schiffen, plötzliche Ueberschwemmung des
ndes, endlich rastloser Bandenkrieg zwischen Sumpf und
oor, wenn die Hauptschlacht verloren war, — solche Kriegs-
tel machten das Land zu einer weiten Verschanzung,
che für den eindringenden Feind ebenso schwer zu behaupten
zu erobern war.

Gegen Ende des eilften Jahrhunderts hörten die An-
ffe auf. Dortrecht, dessen Mauern und Plätze so oft mit

Blut begossen, war nicht nur stehn geblieben, es hatte auch seine Straßen ausgedehnt, und schon fingen die Schiffe an sich in seinem Hafen zu versammeln. Auch die benachbarten Inseln und Ufer hatten sich mit unternehmenden Fischern und Seefahrern bevölkert. Der südlichste Theil der Besitzungen des Grafen, das Holland, war nun der werthvollste, von ihm sprach man in der Welt am meisten, und man gewöhnte sich, den Grafen in Friesland jetzt den Holländer zu nennen. Zu gleicher Zeit begann Utrechts Glanz zu erbleichen. Der Bischof behielt zwar die höchste geistliche Gerichtsbarkeit, welche fast über die Hälfte der Niederlande sich ausdehnte, er blieb als einer der vornehmsten Reichsfürsten angesehn im Rathe des Kaisers: hatte er aber, soweit seine geistlichen Waffen reichten, das erste Wort auch in den weltlichen Dingen früher allein geführt, so mußte er jetzt es mit dem holländischen Grafen theilen. Was noch schlimmer war, dieser bekam Einfluß auf die Besetzung des Bischofstuhls und gewann immer mehr Utrechter Gränzstücke zur eigenen Gebietsvergrößerung. Kein Ereigniß geschah fortan in dem einen Lande, in welches nicht auch das andere hineingezogen wurde. Gleichwohl blieb von dem langwierigen Gränzkriege her ein feindseliges Gefühl eingewurzelt, und der Haß zwischen Utrechtern und Holländern brach noch öfter in Fehden aus.

Eifriger nahmen jetzt die Grafen den Krieg gegen die Friesen wieder auf, der immer nur zeitweise geruht hatte. Längst war dem holländischen Fürsten vom Kaiser Westfriesland verliehen, später auch der benachbarte Oster- und Westergo. Allein was half ein Recht, dessen Gehalt in der Luft schwebte? Wo die Nordsee, das sturmvollste aller Meere, Männer erzog, dort sagte jeder Bauer seinen Buben: „Der freie Friese huldige nur dem Kaiser, und kämpfen sollten sie wie wilde Thiere und lieber sterben, ehe sie irgend einem Grafen auf der Welt Recht gäben über Friesland. Mit ihrem eigenen Blute hätten sie sich der Allerweltbesieger er-

wehrt, der normännischen Wikingsfahrer, ob sie denn jetzt dem Holländer, der ja nur ihr Landsmann sei, dienen und steuern wollten"? Also hielt jeder Erwachsene seine Waffen blank und übte sich, seinen Platz im Heerbanne wohl auszufüllen. Zog die holländische Macht zu Schiff und zu Lande heran, so eilte von allen Höfen der Umgegend das Volk herbei, und bestritt ihr jeden Schritt vorwärts. Ringsum lag es in den Sümpfen und Büschen im Hinterhalt und biß sich mit mörderischen Ueberfällen ein in die Fersen des Feindes. Wie mancher holländische Graf stürzte da mit zerhauenem Haupte vom Pferde! Wie oft stürmte der friesische Grimm hinter den fliehenden Holländern her!

Zu Zeiten gelang es dem Grafen, den Widerstand siegreich zurückzudrängen, ein paar Häuptlinge der Umgegend zur Unterwerfung, die Bauern wenigstens zur Duldung zu zwingen. Denn der Friesen Unglück bestand darin, daß niemals die ganze Heeresmacht des Volkes vollgerüstet vor den Feind zu bringen war: in der Regel erhoben sich die Bauern nur gerade da, wo fremdes Kriegsvolk eindrang. Allein was nützte ihm dann ein Sieg, ein verheerender Zug? Was half selbst eine Huldigung? Die Masse des Volkes blieb flüchtig und steckte hinter undurchdringlichen Sümpfen, ihre Habe war wenig werth, und im Lande dauern konnte der Graf nicht. Es blieb ihm nichts übrig, als hie und da an Stellen, die leicht mit Schiffen zu erreichen waren, eine Zwingburg zu bauen, einen Vogt mit Besatzung hinein zu legen und wieder nach Holland abzuziehen. Kaum aber hatte er sein Heer wieder entlassen, als schon die Friesen zahllos seine Burgen umringten, eroberten und, wenn es der Mannschaft nicht gelang, bei Nacht und Nebel zu flüchten, sie erschlugen bis auf den letzten Mann. Dann streiften ihre grausamen Schaaren bis tief in Holland hinein und brannten und plünderten und schlugen todt, was ihnen vor die Füße kam. Jeder Aufständische aus dem holländischen Fürsten-

hause, der selbst nach der Grafenkrone trachtete, fand Zuflucht und Kriegsvolk bei den Friesen, die freudig solchen Anlaß ergriffen, um mit Feuer und Schwert Holland heimzusuchen. Blutrache stand zwischen Holländern und Friesen und sie erbte vom Vater auf den Sohn.

So machten die Grafen Jahrhunderte lang nur geringe Fortschritte. Die Naturgewalt that endlich für sie mehr als die Waffen. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts riß das anstürmende Meer dort, wo nur ein breiter Strom — das Vliet — durchging, eine tiefe Meerbucht ein, die jetzige Südersee. Das brach „die eisernen Herzen" der Friesen auf der westlichen Seite, ihre Brüder waren hinter dem Meere verschwunden, sie hatten keinen Anhalt mehr an ihnen. Deshalb besuchten sie jetzt die Landtage drüben nicht mehr und lehnten sich gegen die Fürsten nicht mehr auf. Westfriesland und Waterland wurden holländisch. Nun rüsteten die Grafen, wenn sie sonst die Hände frei hatten, Heereszüge wider das Friesland jenseits der Südersee. Dort nahmen auch Utrecht und Geldern oberherrliche Rechte in Anspruch. Behaupten freilich konnte sie Keiner der Fürsten. Die Holländer hielten auf die Dauer nur Stavern und die Umgegend fest, denn diese Stadt lag ihren Anfällen am nächsten und offensten und wünschte ihres lebhaften Handels willen Frieden. Ueberhaupt wurde das Friesische nur als ein Anhang zu Holland betrachtet, der Fürst nannte sich nicht Graf, sondern Herr von Friesland. Richtiger wäre der Ausdruck „Herr in Friesland" gewesen, weil er dort niemals viel mehr wurde, als der oberste Häuptling.

Auch mit Flandern hatten die Holländer blutige Kriege. Gab es mit Brabant Streit oder mit andern Nachbaren, so that man sich Genüge in kurzen Raubfehden: Flandern gegenüber handelte es sich aber um einen höchst wichtigen Besitz, um die westliche Hälfte von Seeland. Die seeländischen Inseln gehörten nach der Natur des Landes und der

[Be]wohner zu Holland, sie waren von dessen Grafen auch [s]ämmtlich in Besitz genommen, selbst das anstoßende Maas[la]nd. Hier aber traten ihnen die reichen und stolzen Grafen [vo]n Flandern entgegen, unterstützt von ihrem Volke, welches [m]it Aerger es ansah, wie die Holländer sich auch zur See [he]rvorthaten. Das Maasland ging wieder verloren, und über [da]s westlichen Seelande behauptete Flandern wenigstens soviel, [da]ß die Oberlehnsherrlichkeit und einige andere Rechte ihm [ni]cht zu nehmen waren, so oft auch die holländischen Grafen [e]s versäumten, die Belehnung zu suchen. Die spätern Kaiser [unt]erstützten sie dabei, denn über Flandern hatte der fran[zö]sische Nachbar sich eine gefährliche Obmacht gesichert. Manch [kü]hner Sieg wurde erfochten, wenn die Holländer mit ihren [flin]ken Schiffen zwischen den Inseln hervorbrachen: jedoch [erst] zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts wurde Seeland [de]r flandrischen Oberherrlichkeit entledigt.

So schritten die holländischen Herren in langsamen [Schr]itten nach allen drei Seiten erobernd vor, im Osten gegen [Ut]recht, im Norden gegen Friesland, im Süden gegen Flandern, [im] Westen aber fluthete das offene Meer und lockte zum Wagen [un]d Gewinnen. Ein weites und werthvolles Küstenland war [ge]worden, ein Gebiet voll hoffnungsreicher Zukunft: wie [stel]lte es sich nun zu Kaiser und Reich? Kein Herzog ver[ban]d es mit ihnen. Niederlothringen, zu welchem die Nieder[lan]de gehörten, konnte sich niemals in seiner innern Gliede[run]g befestigen, niemals ein über Alle hervorragendes Fürsten[ha]us auf die Länge ertragen. Das entsprach der Lage Loth[rin]gens, welches ein Land war, wo romanische und deutsche Art [so] wohlmal in einanderschoben und verwickelten. Nirgends [hatt]en die einstige gallische Unterfärbung des Volkes ganz aus[gel]angen, und überall hatten die Deutschen ihren Eigensinn [an]gesiedelt. Gegenüber den rein deutschen Stämmen schien [ein] etwas heißköpfiges, etwas wetterwendisches Wesen, das [sich] zu Parteiungen neigte, natürliches Erbe aller Lothringer.

Der Kaiser konnte wählen unter den Grafen, welchem er die Herzogswürde übertragen wollte: kein Haus war übermächtig, keines konnte aus der Herzogskrone mehr machen als eine erlauchte Würde und einen Rechtsmantel ohne Fülle des Inhalts.

Gerade in den Niederlanden hatte der Herzog am wenigsten zu sagen. Ganz gewiß aber hielt ein Fürstenhaus, welches einmal das Herzogthum über Niederlothringen erwarb, für immer den herzoglichen Namen fest. Auch ließ es sich die förmliche Uebung der herzoglichen Rechte in den Grafschaftsstücken, die es zusammengebracht, nicht wieder nehmen. So entstanden Herzoge von Luxemburg, von Limburg, von Brabant. Ihrem Beispiele folgten die übrigen Landesherren: die Bischöfe von Utrecht und Lüttich, die Grafen von Holland, von Geldern, von Flandern, Namur, Hennegau, der Markgraf von Antwerpen, der freie Herr von Mecheln. Sie wußten schon frühzeitig ihr eigenes Gebiet vor der Obergewalt der Herzoge zu verschließen.

Auch gegen die kaiserliche Macht und Hoheit verhielten sie sich stets abwehrend. Leicht gerieth sie in Lothringen in's Schwanken und in's Ungewisse. In all den Fürsten dieser Lande wohnte ein hochaufstrebender ritterlicher Sinn, der um so länger ausgiebig war, als sie dabei niemals das ungemein klare Auge und die stets offene Hand verloren, welche ihre Völker für Geld und Gut besaßen. Verstanden sie aber die Mittel zum Wohlleben sich zu erwerben, so dachten doch sie an Nichts lieber als an Speerrennen und Ritterfeste, an Kriegsfahrten gegen die Ungläubigen, an königliche Diademe. Und es ist merkwürdig, wieviel vom höchsten irdischen Glanze ihr beständiges Trachten danach wirklich einbrachte. Zwar nur flüchtig war das Funkeln der Königskrone von Jerusalem über dem Haupte Gottfrieds von Bouillon, der deutschen Kaiserkrone über Wilhelm von Holland, der byzantinischen über Baldwin von Flandern. Die Luxemburger jedoch hielten ihre

Kronen fest, nicht zu gedenken der Karolinger, welche ebenfalls aus diesen Gegenden stammten. In keinem Punkte waren die lothringischen Fürsten so reizbar, als in Allem, was ihre unabhängige Herrenfreiheit fesselte. Wo es irgend mit Manier geschehen mochte, entledigten sie sich des Dienstes und Gehorsams gegen den Kaiser, und nur zu leicht machten es ihnen die Hohenstaufen, deren Blicke sich ja fast niemals nach dem Norden kehrten, und ihre weltweiten Ideale nur jenseits der Alpen suchten. Es reifte daher frühzeitiger, als irgendwo im Reiche, in den Niederlanden, gleichwie manche andere staatliche Bildung, so auch die Landesherrschaft. Im Ganzen wichen diese Lande zwar nicht aus den Geleisen, welche sich gleichmäßig durch das weite Gebiet des deutschen Reiches zogen: allein längst vor Ende des Mittelalters stellten sie im Kleinen ein getreues Bild dessen vor, was Deutschland erst später wurde.

Auch die holländischen Fürsten befolgten gegen Kaiser und Reich eine engherzige Politik, welche man, ihren beschränkten Standpunkt einmal zugegeben, auch eine kluge nennen könnte. Holland war von der ersten Zeit an, als Deutschland sich als selbständiges Reich aus dem Karolingischen Nachlaß herausschälte, deutsches Reichslehn, und die fränkischen wie die sächsischen Kaiser gaben wohl Acht, daß sich ihrem Arme das Mündungsgebiet des vornehmsten unter den deutschen Flüssen nicht entzog. Auch später hielten die Holländer wohl Lehnstreue; denn sie brauchten des Anhalts an Deutschland wider Frankreich, von dem nur Flandern sie trennte. Flandern erreichte es allerdings, zwischen beiden Reichen das rechte Vorbild lothringischer Selbstherrlichkeit zu werden, es blutete dafür um so öfter unter den Griffen der französischen Uebermacht. Gegen diese versicherte sich der holländische Graf gern des deutschen Schutzes. Nichts desto weniger stand er immer auf der Wache, um durch allerlei Winkelzüge sich dem Befehlwort des kaiserlichen Herrn zu

entziehen. Des Reichsfürsten Ehre wollte er behalten, von ihren Lasten aber möglichst wenig tragen. Schon aus Gegensatz gegen ihre feindlichen Nachbaren kamen die Holländer auf solche Abwege. Denn die Utrechter Fürstbischöfe blieben wachsame Schildhalter für des Reiches Rechte und Ehren, und ihre Stimme, wo immer der Kaiser sein mochte, drang zu ihm und war geehrt und gehaltvoll. Unter den fränkischen Kaisern suchte daher das holländische Grafenhaus ein Gegengewicht in Verschwägerung mit den sächsischen Herzogen, unter den Hohenstaufen war der Holländer entschieden welfisch gesinnt. Und so hervorragend war bereits sein Ansehen, daß dieselben geistlichen Fürsten, welche Holland so lange das Aeußerste gedroht hatten, seinen Grafen noch unter dem großen Kaiser Friedrich II. zum Gegenkönig erhoben. Dieser holländische Graf hielt sich Manns genug, Nachfolger der Hohenstaufen zu werden, und er hatte das Zeug dazu. Es war ein Jammer, daß König Wilhelm so früh sein Todtenbette in den friesischen Sümpfen fand, er wäre sicher nicht blos der „Wasserkönig" und der „Pfaffenkönig" geblieben. Dafür bürgte sein edler mannhafter Sinn und die Regentenklugheit, welche er in der innern Politik seiner Stammlande bewährte.

Drittes Kapitel.

Entwicklung des Lehnsstaates.

Einfache Zustände. Der Graf und die Grundherren. Entstehung der Dienstmannen. Ihre Aemter und Hofdienste. Verleihung der Dienstgüter. Ihr Erblichwerden. Der Diensthof. Ursprüngliche Stellung der freien Grundherren. Ihre Umwandlung zu Lehnsmannen. Sonnenlehn. Klöster. Hof- und Landtag. Die Hörigen und ihre Dienste. Umwandlung der Freien in Hörige. Fortdauernde Menge und Stellung der freien Bauern. Gerichtswesen. Landessteuern. Einkünfte des Fürsten. Hofhaltung. Nur Umrisse einer Staatsordnung. Uebelstände des Lehnswesens. Seine Entstehung. Germanisches Recht in romanischen Staatsformen. Das Lehnswesen nothwendig und wohlthätig. Bildung eines einzigen Adelsstandes. Trieb zur Zersplitterung des Landes in Baronien. Zersetzung des Reichs in Fürstenthümer. Trieb zur Auflösung des Volks in hörige Gruppen. Der Rückschlag.

Wir wenden uns jetzt zu den innern Zuständen des aufblühenden Landes. Ihre Kenntniß ist unentbehrlich, um die spätere Parteibildung zu verstehen, und wir können uns deshalb einer Uebersicht der Grundzüge, in denen sich das deutsche Staatswesen im Mittelalter entwickelte, nicht entziehen.

Es waren aber die Staats- und Rechtszustände auch in Holland bis in's dreizehnte Jahrhundert ziemlich einfach. Der Graf hatte nur zu sorgen, daß er mit den großen Landbesitzern, welche in seinem Gebiete bestanden, in gutem Einvernehmen blieb. Wollten ein paar von ihnen es anders, mußte er sie mit Hilfe der übrigen zu seinem Willen zwingen. Die adligen Grundherren waren die allein Hervorragenden im Lande, auf deren Rath der Fürst bei jedem wichtigeren Unternehmen zu hören hatte.

Sie standen zu ihm entweder als Dienstmannen oder blos als Lehnsmannen. Die Ersteren, gleichviel ob von Geburt frei oder unfrei, hatten vom Grafen ein Amt. Der Hofesdienst lag ob dem Kämmerer, dem Seneschall, dem Truchseß, dem Oberjägermeister, und ihren Unterbeamten; der Marschall und die Kastellane der Burgen befehligten die Kriegsmacht; die Rentmeister und Zolleinnehmer hatten die Einkünfte des Grafen im Auge; andere Beamten verwalteten als Schultheiße Baillums Drosten oder wie immer man sie nannte, das Gerichtswesen. Wie diese Dienstmannen die stete Umgebung, die geehrten Tafelgenossen der Herren bildeten, so standen ihre Frauen zu seiner Gemahlin, auch sie hatten am Hofe ihre bestimmten Hilfs- und Ehrendienste. Es saßen aber die Dienstmannen im Lande umher; denn statt der Besoldung waren ihnen Güter Höfe und Forsten angewiesen, dazu ein Theil der von ihnen verwalteten Einkünfte. Diejenigen, welche wichtige Posten inne hatten in den verschiedenen Landestheilen, gingen nur an hohen Fest- und Ehrentagen zu Hofe, um der Herrschaft ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Dann schritt der Fürst einher im glänzenden Geleite seiner ritterlichen Mannen. Von deren schön geschmückten Frauen und Töchtern umgeben, trat ihnen die Fürstin entgegen, sie zu bewillkommnen. Der ganze belebte Hof erschien wie eine große Verwandtschaft, und die Tage wurden zu kurz für die Freuden des Rossetummelns, der Jagd und des Abendtanzes. Bei harter Fehde aber setzten sich alle Dienstmannen zu Pferde und führten ihre bewaffneten Knechte herbei: denn wohlgeübtes Kriegsvolk in guter Rüstung stets bereit zu halten, war Allen vornehmste Sorge.

Zahlreich waren diese Dienstmannen und sehr bedeutend durch ihre Besitzungen. Denn als das Land noch wenig bebaut oder von den Normannen und andern Feinden verwüstet lag, hatte der Graf große herrenlose Strecken in Besitz genommen und vom Kaiser bestätigt erhalten. Aus diesem

reichen Vermögen begabte er seine Dienstleute, weil ihm daran gelegen war, seine Getreuen und stets Gerüsteten rings im Lande vertheilt zu wissen. Die Verleihung der Güter geschah anfangs nur auf Wohlverhalten oder lebenslänglich: der Dienstmann schwur dabei in die Hände des Herrn, ihm allewege treu und gewärtig, und der Herr gelobte dem Dienstmann, ihm ein treuer und gnädiger Herr zu sein. Nun lag in der Begründung des Besitzes auf die Dauer auch schon der Keim zur Erblichkeit. Wenn ein Mann sein Leben lang seine Dienstpflicht redlich gethan, wenn er einen erwachsenen Sohn hatte, der ebenso tüchtig des Vaters Pflichten erfüllen konnte, warum sollte der Herr bei des Erstbeliehenen Ableben das Dienstgut wieder einziehn? Die Familie, welche darauf saß, war ja in der Herrentreue eingewöhnt, nicht minder in ihrem Besitz und Range. Ganz von selbst wurde es Herkommen, daß nur bei Verrath, bei Beschimpfung, bei schwerem Nachtheil, welche der Dienstmann dem Herrn zufügte, dieser das Gut zurücknahm. Auch in solchen Fällen hütete er sich, durch den Schein von Willkür seine übrigen Dienstmannen zu verletzen. Er versammelte sie lieber und ließ durch ihren eigenen Ausspruch die Thatsache feststellen, mit welcher der Besitz des Dienstgutes nicht mehr bestehn konnte. So bildete sich der Diensthof oder das Mannengericht. Bei der Fortdauer nun ihrer Besitzungen, ihrer Macht am Hofe, ihres Ansehens im Lande, bei ihrem fortgesetzten adeligen Leben konnte es zuletzt nicht fehlen, daß die Dienstmannen vom Volke und Fürsten den vornehmsten freien Geschlechtern gleich geachtet wurden.

Diese hielten sich gleichwohl noch lange Zeit für bessere Leute, und mit Recht. Reichbegütert und überall geehrt, waren sie ebenso lange im Lande gesessen als der Graf selbst. Nicht Wenige stammten noch von friesischen Häuptlingen ab. Gleich dem Grafen nutzten sie ihr eigenes Gebiet, in welchem sie allein die Herren und Richter waren. In

ihrem Kreise stand der Fürst nur als der Erste unter seines Gleichen, als der oberste Bannerherr, dem sie sich im Kriege mit ihren eigenen Bannern anschlossen, als der Gaugraf, der bei den großen öffentlichen Landgerichten den Vorsitz hatte. Seine hervorragende Stellung beruhte anfangs nur auf Macht und Ansehn seines Geschlechtes und auf Zustimmung des Volkes, durch das gegenseitige Gewöhnen wurde sie eine erbliche: höhere Weihe und Rechtsform erhielt sie aber, als der Kaiser den Fürsten belehnte. Diese Belehnung wurde nun Vorbild und Antrieb für die kleinen Gebiete. Standen sie nicht dem Landesfürsten ebenso nahe, wie er selbst dem Kaiser? Wenn sie für dieses Verhältniß einen rechtlichen Ausdruck wünschten, wenn sie in Form und Ehren mehr sein wollten als Grundbesitzer, die blos durch die größere Zahl der Aecker und Hörigen sich von den gemeinen Freien unterschieden, so gab es keine andere Art und Weise, dies zu bethätigen, als eben durch jene persönliche Verbindung mit dem Fürsten, welche das Lehnsband gewährte. Kein anderes Mittel blieb übrig, um an Hoffesten, sowie im Vertrauen und in den Geschäften des Fürsten einen hohen Stand einzunehmen. Und lockte nicht auf diesem Wege die Aussicht, Aemter und Güter zu erlangen, Zölle und Zehnten und Vogteirechte über Kirchen und Klöster, die man nicht selbst gestiftet? Auch sanfte Gewalt des Fürsten mochte mitwirken, daß allmählig die großen freien Grundbesitzer sich in seine Lehnsmannen umwandelten. Sie trugen ihm ihre Güter auf, d. h. der Form wegen übergaben sie ihm dieselben, um sie unter dem feierlichen Treugelöbnisse als Lehngüter wieder zu empfangen.

Nur Wenige hatten sich frei von aller Lehnspflicht erhalten, sie trugen ihre Burg sammt den zugehörigen Höfen von Keinem zu Lehn als von der Sonne, welche Thurm und Aecker in ihren Strahlen glänzen ließ. Man nannte ihr Besitzthum ein Sonnenlehn. War ihr Gebiet einigermaßen ansehnlich, so trachteten sie reichsunmittelbar zu werden, wie

urch Utrechter Vermittlung die altberühmte Abtei Egmond
rden, und das Frauenkloster Rheinsburg, in welchem
öchter der Vornehmen ihre Jugend zubrachten, um den
r zu lernen und wie man feinere Gewebe mache. Die
en Klöster, wenn sie überhaupt mehr besaßen, als Haus
Garten mit Feld und Wiese, waren in die Lehnshörig-
ingefügt, und für seinen Schutz mußten sie dem Fürsten
dienen und leisten, als irgend ein Anderer.

So erschienen fast alle größeren Grundbesitzer, die eine
, Dörfer und Höfe, Forsten und Mühlen besaßen, dem
n durch persönliche Bande verpflichtet. Wenn er bei
gen Anlässen sie um sich versammelte, so hielten sie unter
Vorsitz den Lehns- und Diensthof, beides floß jetzt in
der. In dieser Versammlung verhandelte und beschloß
über Alles, was Recht und Pflicht der Güter anging,
was sich auf Streitigkeiten ihrer Herren unter einander
mit dem Fürsten bezog. Auch nahm man dort zu aller
ssen Wissen und Zeugniß Besitzveränderungen vor, Mün-
itserklärungen und Verlöbnisse. Es konnte dann nicht
n, daß man an solchen Hoftagen auch die allgemeinen
legenheiten des Landes besprach, Kriegs- und Friedens-
und das Wenige, was damals an polizeilichen An-
ungen bestand: der Hoftag wurde Landtag.

Unter diese kleinen Gebietsherren war nun die Menge
Hörigen vertheilt. Sie wohnten um das Herrenhaus
als Ackerleute Hirten und Geschirrmacher, oder auf
rn und Höfen als Bauern, oder in den Wäldern als
er Holzleute und Wildhüter. Die Kinder dienten auf
Herrnhofe als Knechte und Mägde. Ihre Abgaben und
ste waren, wie überhaupt der Grad ihrer Unfreiheit, sehr
ieden und abgestuft, von den Leib- und Halseigenen an-
gen bis hinauf zu denen, welche nichts zu leisten hatten
ne kleine Gabe zur Anerkenntniß ihrer Hörigkeit. Letztere
sonst zu den gemeinen Freien gezählt. Deren früher

so dichte Masse war bis zum zwölften Jahrhundert arg gelichtet. Noth und Verarmung, insbesondere nach feindlichen Verheerungen, ferner der Wunsch, sich dem Druck des gemeinen Kriegsdienstes zu entziehn, endlich das Bedürfniß, in den Fehdezeiten einen mächtigen Schutz zu haben, dies waren Ursachen genug, warum so viele freie Leute ihren alten Ehrenstand verließen und auf ihre Höfe den Makel der Hörigkeit nahmen, mochte er auch noch so farblos sein. Dazu wirkten hauptsächlich noch zwei andere Ursachen: geistliche Reizmittel und weltliche Druckmittel. Als die starren Gemüther der Deutschen sich einmal dem Christenthum öffneten, da ergriff es sie mit seiner ganzen religiösen Kraft und Innigkeit, und es bedurfte nur eines gelinden Anfassens vom geistlichen Herrn in der Nähe, daß sie sich seinem Stifts- oder Klosterheiligen zu eigen erklärten mit Haus und Hof. Die kleinen weltlichen Gebietsherren ließen derbere Hebel spielen, insbesondere wenn sie für den Grafen den Heeres- und Gerichtsbefehl hatten. Da wurden fort und fort Kriegsfuhren, Nachtwachen, Einquartirung, Weg- und Brückenbauten angesagt, zu Verfolgung von flüchtigen Verbrechern und dergleichen aufgeboten, und der Plackereien war kein Ende, bis die Hofbesitzer sich bequemten, durch Eintritt in die Schutzhörigkeit das herrschaftliche Gebiet zu erweitern und abzurunden.

Trotz alledem gab es zwischen den Burgen und hörigen Dörfern noch Strecken genug, wo nur gemeine Freie wohnten. Namentlich war das in Holland der Fall, nimmer verlor hier der altsächsische und friesische Freiheitssinn seine starre Spitze. Jedes Gut dieser Bauern war ein richtiges Sonnenlehn, man nannte es nur nicht so, weil jener Name nur an dem freien Adelsgut haftete. Keinem Menschen waren sie verpflichtet, als daß sie dem Grafen huldigten, weil er des Kaisers Stellvertreter, weil er ihr Heerführer und Gerichtshalter war. Die Kennemer, Westfriesen und übrigen Friesen übten bei der Huldigung germanische Gewohnheit.

Der Graf wurde auf einen Schild gehoben und von ein paar Herolden unter lautem Zuruf durch das versammelte Volk getragen. Diese „Kerle", wie man sie in Holland nannte, waren noch „schildbürtig", das heißt: mit ihren eigenen freien Waffen leisteten sie dem Grafen Heerfolge. Sie waren auch noch „schöffenbarfrei", das heißt, sie konnten als Schöffen das Recht finden in den Landesgerichten.

Die Gerichtsversammlungen wurden noch auf den alten Malstätten gehalten, öffentlich auf einer Höhe oder unter ehrwürdigen Linden. Zu bestimmten Zeiten erschienen dort die Schöffenbarfreien, der Graf kam hergeritten im Geleite seiner Dienstmannen und wurde feierlich bewillkommnet. Nachdem er die erkorenen Schöffen bestätigt hatte, nahm er in ihrer Mitte Platz und hegte das Gericht, das heißt: er erklärte es für eröffnet und wachte über die Verhandlungen und den Gerichtsfrieden, während der Schultheiß an seiner Seite die Fragen an die Parteien und an die Schöffen stellte, und der Frohnbote auf die etwa nöthige Vollziehung des Urtheils wartete. In diesen Landgerichten wurden die Klagen über freies Grundeigenthum oder ächtes Eigen, über grobe gemeine Verbrechen, kurz alles das verhandelt, was unter das gemeine Landrecht und nicht in den Bereich des Kirchenrechts, der Dienst- und Lehnspflichten gehörte. Statt seiner schickte öfter der Graf seinen Stellvertreter, den er meist auf Lebenszeit bestellte und für alle Gerichte, die er nicht selbst zu hegen kam. Dies war regelmäßig der Fall in den niedern Gerichten, welche häufiger Statt fanden und in welchen Schuldsachen, Klagen über bewegliches Vermögen, und kleine Frevel, deren Strafe nicht an Hand und Haar gingen, abgeurtelt wurden. In diesen niedern Gerichten hieß des Grafen Stellvertreter Schultheiß, Amtmann, Vogt, in den obern Gerichten hieß er Drost oder Bailjuw. Nichts suchte der Adel eifriger, als Belehnung mit hohen und niederen Gerichtsämtern, oder wie der Ausdruck lautete, mit der „Ge-

richtsbarkeit" über die anwohnenden Freisassen; über die Eigenleute gehörte sie dem Grundherrn von selbst. Der Gerichtsherr bezog mancherlei Einkünfte an Geldstrafen, wie an Korn und andern Lieferungen zur Verpflegung seiner Leute und Pferde, wenn er zum Gerichtstage kam. Auch das herrenlose Gut fiel ihm anheim.

Außer den Gerichtssteuern gab es wenige andere. In Nothzeiten wurde eine Bede oder Geldbitte angesagt, zu welcher jeder Freisasse steuern mußte. Dann konnten sich auch die Dienst- und Lehensmannen der Beihilfe nicht entziehn. War z. B. der Fürst gefangen und heischte Lösegeld, hatte er große Ausgaben zur Aussteuer seiner Töchter, oder zur Tilgung drängender Schulden, so wurde auf den Hoftagen ein Beschluß gefaßt, was jeder Lehnsgenosse nach seinem Vermögen geben solle: es war eine Steuer, wenn auch keine regelmäßige und unter dem Namen eines freiwilligen Geschenks. Die Hauptquelle seiner Einnahmen aber lieferte dem Fürsten der Ertrag seiner eigenen Güter, seiner Zinsen Zölle Zehnten Jagden und Fischereien. Was nun einkam, war gewöhnlich am Ende des Jahres rein aufgezehrt und mehr als das. Denn was gehörte nicht Alles zu einem Hofe? Außer Beamten und Knappen, außer Leibdienern und Troßknechten brauchte man auch seine eigenen Schmiede und Wagenbauer, Schuh- und Gewandmacher und all die übrigen Handwerker. Dann lebte da auch eine große Menge müßiger Leute, die ebenfalls ihre Dienstkleider und freie Beköstigung hatten. Wie bei orientalischen und russischen Fürsten, war für den flüchtigsten Ehren- wie für den geringsten Jagddienst eine besondere Reihe von Personen angestellt, und nie erschien der Fürst als im Geleite einer Anzahl Ritter und Knechte. Die Hofhaltung wechselte im Lande umher. Wenn auf einer Pfalz die Vorräthe zu Ende waren oder nach einer andern die Jahreszeit lockte, setzte sich ein unabsehlicher Zug von Rossen und Wagen in Bewegung, der unterwegs gern

n paar Tage in reichen Klöstern anhielt. An die Ehre s fürstlichen Besuchs dachten die Mönche noch Monate lang it Seufzen: es wurde ein Gericht und ein Becher weniger micht, bis sich im Keller und Vorrathshause die tiefen ücken wieder ersetzten.

So einfach waren die öffentlichen Verhältnisse. Kaum e Umrisse gab es einer wirklichen Staatsregierung, weil gar so wenig zu regieren gab. Der Kämmerer oder nanzminister bedurfte blos das Talent eines guten Rentisters, denn der Fürst bezahlte Diener und Reisige von nen Gutseinkünften, wie der Bauer die Knechte vom Ertrage seines Hofes. Die Gerichtsversammlungen kehrten alljährlich wieder zu ihren bestimmten Zeiten: wenn aber eines Mannes Gegner sich nicht gutwillig zu Rechtsspruch und Sühne erbot, fand es Jedermann in der Ordnung, wenn r Beleidigte gegen ihn sein Fehderecht brauchte. Kurz, der taat war Nichts als ein Nebeneinander von Gebieten, in eren jedem ein eigener Herr war, und welche zusammen hre Beziehung zu einem persönlichen Mittelpunkte hatten.

Allerdings war das Band, welches sie vereinigte, ein echtsband. Doch es war so beschaffen, daß man niemals ußte, wo das Recht aufhörte und die persönliche Rücksicht fing. Die Lehnstreue war ein Begriff, aus welchem sich ne Kelle von Pflichten herleiten ließ: bei dem Abwägen er minderte oder steigerte sich jede Leistung, je nachdem an sie mit Feindes- oder mit Freundesaugen betrachtete. Mit andern Worten, das sittliche Gefühl sprach ebensoviel bei mit, als das Recht. Daher kam es, weil keine klaren echtsartikel die Verhältnisse vertraten, in der Hauptsache letzt auf persönliche Einwirkung an. Der Lehnsherr berach sich mündlich mit seinen Mannen, und man war zufrieden, wenn nur eine ungefähre Einigung erzielt wurde. 1 dieser innern Unbestimmtheit des Staatsrechts kam der ßere Uebelstand, daß die Verwaltung sich zum größten

3*

Theile der scharfen Aufsicht des Fürsten entzog. Die öffentlichen Aemter waren nach persönlichem Zutrauen verliehen, und was ärger war, auf Lebenszeit zur Belohnung oder in Erwartung anderer persönlicher Dienste: was war da natürlicher, als daß der Fürst es mit dem Ueberwachen seiner Betrauten nicht so genau nahm, und daß der Lehnsmann jede Zurechtweisung als persönliche Kränkung empfand? Der lebenslängliche Besitz verwandelte sich in einen erblichen, das Amtsgebiet nahm etwas von der Natur des Eigenthums an; erschien da nicht ein Eingriff in dasselbe als bedenklich für den einen, als unerträglich für den andern Theil?

Diese Uebelstände des Lehnsstaates ließen sich nicht wegräumen, sie waren groß und zahlreich. Allein konnte sich denn eine andere Staatsform entwickeln? Soweit die Germanen sich über Europa ausbreiteten, nahmen sie das Lehnswesen an: gewiß liegt schon darin ein Hinweis, daß es ihnen damals naturgemäß, daß es ihnen nothwendig war. Als ihre großen Schwertwanderungen zum Stillstand gekommen, konnten sie keinenfalls in ihren lockern Stammesverbänden, in ihren noch unfertigeren Gemeinden verharren: sie mußten zu festem Staatswesen übergehn. Dahin drängten sie viele Gründe auf einmal. Es trieb die Noth, um die Bevölkerung der eroberten Länder im Zaum zu erhalten. Gewaltigen Eindruck machten die römischen Einrichtungen, welche der Germane dort vorfand, und das Königthum, welches ihm Christenlehre und Bibel vorhielten. Es trat hinzu das Beispiel der vielgeschäftigen geistlichen Hierarchie, aus deren Reihen fast allein die höher Gebildeten kamen. Endlich brachte überhaupt die Annahme einer höheren Civilisation eine tüchtigere Staatsordnung mit sich. Nun behagten aber dem germanischen Eigensinn durchaus nicht die romanischen Staatsformen, insofern darin Recht und Pflicht streng und straff abgemessen ist. Er nahm sie an, soweit es ihm möglich war, das heißt: sie mußten ihm Spielraum lassen,

in welchem sich der Reichthum seines innern Lebens, die Stärke seines Gefühls und Eigenwillens entfalten konnte. Das aber that die Feudalordnung: sie war gerade dasjenige, was aus der Verschmelzung romanischer Staatsformen mit der Selbständigkeit germanischer Männer hervorgehn mußte. Deshalb entsprach das Lehnswesen völlig der frischen Triebkraft, dem ritterlichen Sinne der jungen Völker. Für sie fand darin das sittliche Bedürfniß der Treue und Geselligkeit, sowie das staatliche Bedürfniß des Rechts und der Ordnung den organischen Ausdruck. Was damals keine Gewalt eines Eroberers, keine Macht der Intelligenz vermochte, das erfolgte durch den Lehnsverband: er vereinigte unbändige egoistische Kräfte und Völker zu einem lebensvollen Ganzen. Eine völkererziehende, staatbildende Nothwendigkeit wurde das Lehnswesen, eine große wohlthätige Kulturmacht.

Als es diese Mission erfüllt hatte, begannen die gefährlichen Keime, welche darin verborgen lagen, sich zu regen und zu wachsen. Was heilsam gewirkt hatte, wurde jetzt zerstörend. Was früher die bürgerliche Gesellschaft vereinigte und erfrischte, fing jetzt an, sie zu zersetzen und zu lähmen.

Der erste Schritt dazu war die Verschmelzung der Dienst- und Lehnsmannen zu einem einzigen mächtigen Adelsstande mit bestimmten Staatsinteressen. Wohl lebte in den Lehnsmannen die Erinnerung, daß sie mit Person und Gut nicht, wie die Dienstleute, aus der Unfreiheit hervorgegangen. Doch das gleiche adlige Leben, das gleiche Vermögen und Ansehn bei dem Fürsten und im Lande, der gemeinschaftliche Ritterdienst bildeten ebensoviel leichte Uebergänge zwischen beiden Klassen. Wo das Wesen einer Sache besteht, bleibt auf die Dauer auch der Rang nicht aus. Die Erben der vornehmsten Hofämter saßen mit ihren glänzenden Titeln als Landesmarschall, Erbtruchseß u. s. w. längst auf ihren Gütern, nur bei seltenen und feierlichen Anlässen verrichteten sie noch

ihr Amt, wie die Kurfürsten bei dem Kaiser. Die stolzes
Lehnsmannen hatten kein Bedenken mehr, sich um sol
Aemter voll Ehren mit wenig Dienst zu bewerben. W
aber Lehns= und Dienstmannen mehr verschmolz, als glei
Ansehn und Besitzthum, war der gemeinschaftliche Gew
und Schaden. Ihre Anstrengungen hatten ganz dasselbe
nach oben und nach unten, um in beiden Richtungen ei
heftigen Widerstand aufzuregen, welcher den Lehnsstaat se
erschütterte.

Wohl war es ein schönes Symbol, wenn der Neu
belehnende vor dem Herrn niederkniete und seine rechte H
in die Hände des Herrn legte. Der Mann leistete den Tr
eid, und der Herr hob dessen Rechte zwischen seinen bei
Händen empor zum Zeichen, daß auch er ihn mit sei
Treue und seinem Gemüthe umschließe, als sei er ein G
seiner Familie. Allein dies Symbol herzlicher Treue, wel
in Holland noch lange fortbestand, war nur noch eine Fo
welche Güter und Aemter als Eigenthum bekräftigte. So
standen die Belehnten Alle fest verbündet dem Herrn ge
über, und schirmten jedes ihrer Mitglieder mit den Wa
in der Hand bei seinem Besitze. Wollte der Fürst Gehors
so fand er stillen Widerstand, der nicht zu brechen w
wollte er Dienste in der Noth, so mußte er sie mit ne
Gütern und Zugeständnissen erkaufen.

So wurde die fürstliche Herrschaft allmählig il
Inhaltes entleert. Das Land zersplittert in unabhän
Baronien, der Fürst nichts als Häuptling der Adelsherren
das war das Ideal der Vasallen. Durch Lehns= und Die
hörigkeit waren die großen Grundbesitzer hindurchgegan
um zuletzt sich wieder in germanischer Weise frei und ei
herrlich auf ihrem Gebiete zu finden, zahlreicher und m
tiger als jemals in der alten Zeit. Es war derselbe
gang im Kleinen, durch welchen im Großen das Reich
zersetzte. Blos in Deutschland gab es kein Hemmniß g

diese unglückliche Zersetzung. In Spanien fesselte der Kampf gegen den maurischen Erbfeind alle Kräfte der Nation, daß sie an den König gebunden blieben. In England hatte die normännische Eroberung ein ähnliches Resultat. In Frankreich wurde es erreicht durch die Jahrhunderte lang fortgesetzte Politik eines einzigen Königshauses, welches schon von den Römern her die Gewöhnung an eine centrale Regierung vorfand. In dem weiten deutschen Reiche fehlten alle diese Thatsachen: hier mußte der Lehnsstaat zuletzt das Reich in Fürstenthümer zersplittern, aber dasselbe Prinzip suchte auch die Fürstenthümer in Baronien zu zersetzen.

Dies waren die Spitzen, welche zuletzt das Lehnswesen nach oben zeigte. Nach unten aber drängte es, alle Leute um persönliche herrschende Mittelpunkte zu schaaren, sie zu Herrenhörigen zu machen. Nachdem das Feudalprinzip die alten Stammesverbände zerrissen, versuchte es sich in gleicher Weise an den alten freien Gemeindeverbänden. Die neuen Landes- und Reichsgebiete, welche das Lehnswesen gebildet hatte, waren allmählig in Erstarrung übergegangen, jetzt wirkte es in den untern Kreisen der Bevölkerung um so thätiger. Das ganze Volk aufgelöst in kleine Kreise von Hörigen, gruppirt um die Schlösser der Guts- und Gerichtsherren, — dahin gingen die feudalistischen Ideen. Von hier aber, aus den Tiefen des Volkslebens, erfolgte der Rückschlag. Anfangs war es nur eine kleine Welle, welche an die Pfeiler des Lehnsstaats anschlug. Langsam und unmerklich hob sie sich, um sich bald zur rollenden und schäumenden Brandung zu verstärken.

Viertes Kapitel.

Gegensatz des Städtewesens.

Das städtebauende Jahrhundert. Ursache des Aufschwungs der Städte. Angebliche Ursachen der massenhaften Hörigkeit. Ihre politisch-sozialen Gründe. Reichsgesetze Kaiser Friedrichs II. Einfestung des Landvolks. Uebersiedlung in die Städte. Das Prinzip der freien Genossenschaft. Verbreitung des Bürgerrechts. Stadtluft macht frei. Ausbürger. Natur des Fehderechts. Seine Beschränkung. Grundherrenrecht. Anbahnung freien Handelsverkehrs. Soziale Folgen. Der Grundbesitz und das bewegliche Vermögen. Industrie und Bildung. Förderung der Städte durch Kaiser und Fürsten. Vortheile der Fürsten. Möglichkeit einer festern Staatsordnung. Deutsche Reichsstädte und holländische Stadtgemeinden.

Es ist auffallend, wie rasch und mächtig sich gegen Ende des zwölften Jahrhunderts die Städte hoben. Das folgende dreizehnte Jahrhundert wird recht eigentlich ein städtebauendes. Es füllt die altberühmten und die neuen Städte, die zahllos auf allen Punkten aufblühn, mit Bürgern und Wehrhaften, mit Gewerbsverkehr und Reichthum. Schon um die Mitte dieses Jahrhunderts stehn lange Reihen von Städten in Bündniß und Waffen, um Ordnung und Frieden auf den Straßen des Reiches, um Recht und Macht des Reichshauptes zu schirmen. Es sind der rheinische, der schwäbische, der hanseatische Bund. Warum jetzt auf einmal dies Zuströmen in die Städte? Woher plötzlich dies stolze Selbstbewußtsein, dies muthige Freiheitsgefühl der Bürgerschaften?

Die Ursache liegt in der Zersetzung der Volksmassen durch das Lehnswesen, welche um diese Zeit am stärksten wirkte, in dem Drucke, mit welchem jetzt die Fesseln der Hörigkeit anfangen sich auf alle kleinen Grundbesitzer zu lagern.

Um das allgemeine Hörigwerden des Landvolks zu erklären, suchte man früher seinen Ursprung schon in den ältesten Zeiten. Allein je höher die Forschung in das germanische Alterthum hinaufstieg, desto klarer zeigte sich die Volksfreiheit als die Mutter aller Dinge. Jetzt erklärt man die massenhafte Umwandlung des Volkes in Hörige durch die Annahme: es habe sich selbst in die Schutzhörigkeit übergeben, das sei allgemeine Gewohnheit geworden. Dem Ritter, der statt seiner den Kriegsdienst übernommen, habe der Bauer sich mit Dienst und Abgaben verpflichtet. Geht aber jemals ein ganzes Volk selbstwillig und förmlich in die Fesseln hinein? Wo sind denn so genügende Urkunden und Zeugnisse, daß sie es für ganz Deutschland bekräftigen? Man verweist auf die Menge der Städte, in welchen ursprünglich eine hörige Gemeinde gesessen, auf die unabsehliche Zahl der Weisthümer, welche das Dienstverhältniß zum Guts- und Grundherrn feststellen. Allein beweist das Erstere etwas mehr, als daß an den alten Bischofssitzen und Reichspfalzen sich neben andern Leuten auch ein Häuflein Leibeigener oder Herrenhöriger befand? So viel Weisthümer aber uns überliefert sind, nirgends bedecken sie alle Dörfer eines Fürstenthums, und was für unsere Frage noch wichtiger ist, selbst die Mehrzahl der bekannten Weisthümer stammt erst aus dem fünfzehnten oder dem folgenden Jahrhundert. In der That, hätte in irgend einer Zeit ein förmlicher Uebertritt der Volksmassen aus Freiheit in Hörigkeit Statt gefunden, so müßten für jene Zeit alle Blätter der Chroniken davon erfüllt sein, zahllose andere Urkunden und Zeichen müßten eine so große soziale Umwandlung darlegen. Statt dessen finden wir im Sachsenspiegel und andern Rechtsbüchern des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts eine Menge Stellen, welche sich nicht anders erklären lassen, als daß damals die gemeinen Schöffenbarfreien noch sehr zahlreich waren. Noch mehr, es erscheinen in jenen Rechtsbüchern Pfleghaften, Vogtleute, Biergelden

und wie sie alle heißen als diejenigen, welche noch die dichte Masse des Landvolks bilden, und diese tragen durchaus nicht klare Hörigkeitsnatur an sich. Endlich sehn wir in den Weisthümern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts Beweise genug, daß Bauern damals noch das Waffen[illegible] hatten, daß sie mit Lanze Schwert und Harnisch Landf[illegible] leisteten: würde man diese Waffen Leuten gelassen hab[illegible] deren Ureltern schon sich in die Hörigkeit begaben? Sel[illegible] noch in der Zeit der Bauernkriege, bekunden da nicht [illegible] gemeinen Hofbesitzer eine klare Erkenntniß, daß sie eigen[illegible] freie Leute, daß sie durch Rechtsverwirrung in die Hörig[illegible] bande verstrickt seien, daß der alte gemeine Freienstand w[illegible] herzustellen? Das Alles wäre nicht möglich, wenn sch[illegible] der Karolinger und den nächstfolgenden Zeiten die [illegible] des Volkes hörig geworden.

Wir müssen also eine andere Erklärung für die [illegible] meine Verbreitung dieses Uebels suchen. Wir finden sie [illegible] in privatrechtlichen, sondern in politisch-sozialen Grü[illegible] Der eine Faktor sind die öffentlichen Abgaben und Leistu[illegible] welche für Gerichtspflege Krieg und allgemeinen Landes[illegible] von jeher bestanden. Der andere Faktor ist das Lehns[illegible] welches das Recht auf diese Abgaben bestimmten Fa[illegible] zuweist. Der Lehnsstaat vertheilte die öffentliche G[illegible] das heißt die Heeres- und Gerichtsgewalt, unter eine [illegible] rung von hohen und niedern Herren und ließ sie in [illegible] Händen erblich werden gleich wie ein Familiengut. [illegible] wurde auch das Recht auf die Dienste und Abgabe[illegible] Unterthanen erblich. Es verwandelte sich also der Ge[illegible] inhaber in einen Privatherrn, und Diejenigen, welche [illegible] seinem amtlichen Gerichts- und Heerbefehl zu folgen h[illegible] wurden allmählig dienende Hörige seines Hauses.

Deutlich erkennbar sind diese Vorgänge aus den R[illegible] gesetzen, welche die Fürsten dem großen Kaiser Friedri[illegible] in den Jahren 1220 und 1232 abnöthigten. Es sind

[...]rtartikel, welche diese Gesetze einschärfen. Einerseits sollen [...]städtischen Eidgenossenschaften mit ihrem Bürgereide auf= [...], andererseits sollen die Hofbesitzer festgekettet werden [...]hr Ortsgericht. Allerdings war letzteres der Kernpunkt [...]ganzen Handels. Der Bauer sollte keine Freizügigkeit [...], er sollte sich dem Gerichte, in welchem der Amtsherr [...]ß, in keiner Weise entziehn können. Dann war er an [...] Hof gefesselt, dann ließen sich seine Abgaben Fuhren [...] Leistungen aller Art immer besser steigern, dann ließ [...]hm vielleicht auch das Letzte aufdringen, daß er nämlich [...] Bedemund und Besthaupt bezahlte, die beiden demüthigen [...]en, durch welche der Hörige, wenn ihm die Wiege und [...]n ihm das Grab bereitet wurde, den nothwendigen Herren= [...]z anerkannte. Kurz, wenn selten ein größerer Grund= [...]er sich der Nothwendigkeit entzogen hatte, sein Erbe einem [...]sherrn aufzutragen, so hing auch dasselbe Verhängniß [...] jedem kleinen Bauernhofe: auch er wurde, wenn gleich [...] nur der Form wegen, einem Oberherrn unterworfen. [...]s war die letzte und tiefste Nachwirkung des Lehnswesens.

So sah sich die Masse des Volkes im stillen Laufe der [...] in Hörigkeitsbande verstrickt, ohne daß ihr die Ursachen [...] wurden, und wenn sie die Ursachen gekannt hätte, ließ [...] doch deren Wirkung nicht aufheben. Die Ahnung dieses [...]anges, die dunkle Furcht vor der herandringenden Un= [...]eit und ihren Lasten, dies war es, was im dreizehnten [...]hundert das Landvolk schaarenweise in die Städte trieb, [...]eder sich mit Hab und Gut dort niederzulassen, oder [...] durch Annahme des Bürgerrechts wenigstens ihre Frei= [...] zu sichern. Es war der Druck der Feudalherrlichkeit, [...]er in den Städten selbst um so lebendiger und selbst= [...]ßter ihren Gegensatz emportrieb.

Dieser Gegensatz zeigte sich — das ist das Erste — [...] Prinzip der Genossenschaft. Was auf dem Lande die [...]euten Höfe und die kleinen Dörfer nicht vermochten,

das vermochte die auf einen Platz zusammengedrängte Men[illegible] Ihre Genossenschaft erwehrt sich des Herrenschutzes und [illegible] Herrenrechts, sie nährt und wehrt sich selbst. Ihre Mi[illegible] glieder nahmen Häuser und Aemter nicht von Herrengn[illegible] sie schützen die einen als ihr freies Eigenthum und erhal[illegible] die andern von dem Vertrauen ihrer Mitbürger. Das [illegible] ein Prinzip, welches geradezu dem Lehnswesen feindlich [illegible] und in das Leben desselben einschnitt.

Nun wuchs sich der Kern des genossenschaftlichen Wo[illegible] sens zu einem stolzen Baume aus, unter dessen Aesten All[illegible] welche darunter wohnten, ihre schlichte Freiheit wieder erlang[illegible] ten. Zunächst waren dies die Reste der in den Städte[illegible] selbst ansässigen Hörigen und Dienstmannen. Die Vorneh[illegible] meren von ihnen verließen die Stadt und siedelten sich auf [illegible] ihren Landburgen unter ihren Genossen an, die Andern wur[illegible] den nach und nach freigekauft von allen Lasten der Hörigkeit, [illegible] von Diensten und Grundzinsen. Wo der Grundherr si[illegible] nicht dazu verstehen will, nöthigen ihn Aufstände. Die Bür[illegible] gerschaft geht weiter. Sie ruft das Wort aus: Stadtluf[t] [illegible] macht frei, — das heißt: in einer freien Genossenschaft kan[n] [illegible] Niemand wohnen, der nicht aufhört, einem Fremden unter[illegible] than zu sein. Dieser Satz erregt große Streitigkeiten. Den[illegible] sofort nehmen die Städte, um sich selbst zu stärken, Je[illegible] mann auf, der mit einigem Vermögen vom Lande zu ih[illegible] kommt; ob er frei oder unfrei sei, das überläßt man sei[illegible] Herrn zu bekunden. Zuletzt wird als Herkommen anerkan[nt] [illegible] wer Jahr und Tag in der Stadt gewohnt, ohne daß [illegible] Herr ihn als seinen Hörigen angesprochen und nachgewie[sen] [illegible] ist damit frei für immer. Allein noch weiter strebt die [illegible] des Bürgerrechts sich auszudehnen. Die Städte behaupt[en] [illegible] wer einmal ihr Bürger geworden, der bleibe es auch, [illegible] immer im Lande er seinen Wohnsitz aufschlage. Also k[illegible] men eine Menge von Hofbesitzern, welche rings um eine St[adt] [illegible] wohnen, eines Morgens auf's Rathhaus, schwören sich [illegible]

ı welchem sich der Reichthum seines innern Lebens, die
:tärke seines Gefühls und Eigenwillens entfalten konnte.
:as aber that die Feudalordnung: sie war gerade dasjenige,
as aus der Verschmelzung romanischer Staatsformen mit
er Selbständigkeit germanischer Männer hervorgehn mußte.
'eshalb entsprach das Lehnswesen völlig der frischen Trieb=
aft, dem ritterlichen Sinne der jungen Völker. Für sie
nd darin das sittliche Bedürfniß der Treue und Gesellig=
t, sowie das staatliche Bedürfniß des Rechts und der Ord=
ng den organischen Ausdruck. Was damals keine Gewalt
es Eroberers, keine Macht der Intelligenz vermochte, das
elgte durch den Lehnsverband: er vereinigte unbändige
eistliche Kräfte und Völker zu einem lebensvollen Ganzen.
ne völkererziehende, staatbildende Nothwendigkeit wurde das
hnswesen, eine große wohlthätige Kulturmacht.

Als es diese Mission erfüllt hatte, begannen die ge=
hrlichen Keime, welche darin verborgen lagen, sich zu
gen und zu wachsen. Was heilsam gewirkt hatte, wurde
tzt zerstörend. Was früher die bürgerliche Gesellschaft ver=
nigte und erfrischte, fing jetzt an, sie zu zersetzen und zu
hmen.

Der erste Schritt dazu war die Verschmelzung der Dienst=
ıd Lehnsmannen zu einem einzigen mächtigen Adelsstande
it bestimmten Staatsinteressen. Wohl lebte in den Lehns=
annen die Erinnerung, daß sie mit Person und Gut
icht, wie die Dienstleute, aus der Unfreiheit hervorgegangen.
'och das gleiche adlige Leben, das gleiche Vermögen und
nsehn bei dem Fürsten und im Lande, der gemeinschaftliche
itterdienst bildeten ebensoviel leichte Uebergänge zwischen
iden Klassen. Wo das Wesen einer Sache besteht, bleibt
ıf die Dauer auch der Rang nicht aus. Die Erben der
ornehmsten Hofämter saßen mit ihren glänzenden Titeln als
andesmarschall, Erbtruchseß u. s. w. längst auf ihren Gütern,
ur bei seltenen und feierlichen Anlässen verrichteten sie noch

fehden gegen einen Auswärtigen, so hatte er sich zuvor der städtischen Gemeinschaft zu scheiden, um nicht seine genossen in Ungelegenheiten zu bringen.

Herstellung freien Verkehrs war die dritte Segn welche die Städte dem Lande brachten. Das ganze war unter Grundherrn vertheilt, ein kleines Gebiet gr an das andere, und auf jedem übte der Gebietsherr gera Haus- und Feldrecht, wie der Bauer auf seinem Hofe. brauchte er zu leiden, daß ihm einer darüber fuhr? Er dafür Zölle, oder ließ sich sein Geleite bezahlen. Was seinen Grund und Boden berührte, das war so gewiß wie das Wild, das in sein Gehege kam. Sein war als Waare, die vom Wagen fiel, wenn die Achse brach, sein das Schiff und Gut, welches die Welle auf den Strand Nicht genug damit, wie leicht war es, an irgend einen ger irgend eine Forderung aufzutreiben und von seiner zu verlangen, sie solle dafür einstehen: dann hatte ma das beste Recht vor aller Welt, die Stadt zu befehden, den Büschen am Wege hervorzubrechen und ihre Kau niederzuwerfen. Es war eine ungeheure, eine mühsam wierige Arbeit, dies weite Gewebe von Recht und Wi zu zerreißen, für Handel und Verkehr nur erst Licht Luft zu schaffen und dem Lande dadurch Wohlstand. war nicht anders, als sollte man durch dichte Urwälder Heerstraßen ziehen.

Dies waren Aenderungen, welche zunächst in den tischen Bestand der Gesellschaft eingriffen. Wohlthaten, jetzt Keiner mehr schätzt, weil sie sich von selbst vers mußten erst von den Städten aus erobert werden. schienen wie ebensoviel Keime einer bessern Kultur in's ausgesäet, und indem sie sich entfalteten, erfuhr auch gesammte soziale Leben eine gründliche Umgestaltung.

Auf dem Lande war nämlich der Grundbesitz der gemeine Normgeber. Auf seine Massen stützte sich der Le

ut; seinem Anbau gemäß gestalteten sich die Begriffe und
richtungen des gemeinen Rechts; am Grundbesitz selbst
tete von vornherein die Bestimmung, wer etwas leisten
wer es empfangen solle. Der Lehns- und Familien-
thum litt nicht, daß der Bestand eines Gutes angegriffen
verkümmert wurde. Wer eines Leibeigenen oder Hörigen
f erbte, der erbte damit auch die Pflicht, dafür zu sorgen,
von seinem Hofe der Leib- oder Guts- oder Gerichtsherr
- und Reisehilfe, Knechts- und Mägdedienste erhielt.
e ganz andere Tages- und Jahresordnung ergab sich in
Städten. Hier schufen Handel und Gewerbe neue Werthe,
in Geld Waaren und anderm beweglichen Vermögen be-
nden und nicht minder wichtig wurden als der Grundbesitz
bst. Hier mußten nicht blos die einfachen Hausdienste,
dern tausenderlei Verrichtungen im Wege des Vertrages
orben und vergolten werden. Die Macht des Geldes und
veglichen Vermögens löste die Starrheit auf, in welcher
sozialen Zustände befangen waren, und die erweiterte
dung des Vertragsrechtes leitete die Menschen an, die
elbstbestimmung als etwas Natürliches zu betrachten.

Wo endlich so viele Leute, wie in den Städten, in
ufhörlichem nächsten Verkehr mit einander lebten, da
ugten sich aus der Berührung der Geister neue Ideen,
e Bedürfnisse und Wünsche. Der menschliche Geist wurde
samer und zum Denken geweckter, als in der Stille der
lsburgen, oder den einförmigen Geleisen folgend, welche
Pflug zieht. Erfindungen, bessere Lebenseinrichtung,
nste und Wissenschaften waren das Ergebniß. Die Poesie
n auch in der Einsamkeit reifen, sie bricht tönend hervor,
sich die Menschen vorübergehend versammeln, und jeder
mt den holden Klang mit sich: Künste aber und indu-
elle Erfindungen und das weite Reich der Wissenschaften
eihen nur im Wogen und Wallen eines fortgesetzten
rkehrs.

Alles dies stellte nicht sofort sich ein, sondern es ent wickelte sich allmählig, stückweise gab es sich zu erkennen i zahllosen Privilegien Freiheitsbriefen und Satzungen. Au gediehen die Städte anfangs nur mit Hilfe der Kaiser un Fürsten. Denn ein Fürst, der seine Zeit verstand, kam je seinem Lande gegenüber in eine Stellung, die ihm me Vortheile gewährte, als der Lehnsstaat. Der eine Nutz war der finanzielle. Die Hofhaltung wurde mit der steige den Bildung glanzvoller und kostspieliger. Die Kriegsfehde mehrten sich und verschlangen die Einkünfte der Güter. E eröffnete sich dem Fürsten in den volks- und gewerbsreich Städten eine Finanzquelle, die ihm bedeutende, und schätzbarer, beständig fließende Steuern Zölle und Gerich sporteln brachte. Der andere Vortheil war der politisch Die Vasallen suchten sich der Herrschaft ihrer Lehnsherrn möglichst zu entziehn: die Städte dagegen lehnten sich ger an einen Fürsten an, der ihre Freiheit und ihren Hand schützte. Sie standen zu ihm, daß er das Land einige un beherrsche als wahrer Fürst, daß er die Habgier der Zol stätten und des Strandrechts mäßige, daß er den landverderb lichen Fehden Einhalt thue, daß er die Schnapphähne, welch auf Straßen und Flüssen lauerten, zu Paaren treibe. De Lehnsadel umdrängte den Fürsten, als sollte er nur in sein Kreisen leben und athmen und niemals hinabsehn in d Dörfer und kleinen Burgflecken, wo das Volk nur den Ede leuten überlassen bleibe. Die Städte gaben dagegen de Fürsten wieder Hebel in die Hand, mit welchen er in d Volkstiefen hinab reichte.

Jetzt erst wurde der Fürst unabhängig von dem Beliebe seiner Vasallen: eine neue Macht war da, auf welche er se Recht und sein Ansehn über das ganze Land stützte. Jetzt e wurde ein Staatswesen möglich, welches als ein Ganzes gemein same Zwecke befolgt und eine Regierung mit Anstalten besitz deren wohlthätige Stärke nach allen Seiten hin fühlbar wir

Anfangs wetteiferten daher alle Fürsten, Städte zu gründen, zu fördern und mit Freiheitsbriefen auszustatten. Nirgends war dies Verhältniß gegenseitiger Förderung entschiedener, und nirgends dauerte es länger, als in Holland. Anderwo drängte der Freiheitstrieb, welcher der städtischen Genossenschaft inwohnte, rastlos, bis er sich zur vollen und unabhängigen Selbstregierung auswuchs. Wie zahlreich blühten in Deutschland die Reichsstädte auf, und wieviel zahlreicher noch waren die Stadtgemeinden, welche eine Stellung erlangten, die der reichsstädtischen Freiheit sehr nahe kam. Anders war es in Reichslanden, die von Alters her ein geschlossenes Volksganzes bildeten: dort trennte sich kein Glied vom angestammten Fürstenhause, und auch die Städte begnügten sich mit anständiger Freiheit. Namentlich war das in Holland der Fall. Hier fühlten sich die Städte beschützt und gefördert vom Grafen; je tüchtiger der Fürst, um so mehr war er ihr guter Freund. Sie aber ließen ihn gern in seinem gräflichen Rechte, daß er den Oberrichter in ihrer Stadt einsetze und die gewählten Schöffen und Beamten bestätige. Wohl aber verlangten sie, in die Ordnung der Landessachen neben die Adelsherren einzutreten mit ihrer vollen Macht und Stärke, welche in kurzer Zeit so groß geworden, daß aller Einfluß der großen und kleinen Vasallen dagegen erbleichen mußte. Solche Bedeutung aber erhielten die holländischen Städte vorzüglich durch den Handel.

Fünftes Kapitel.

Aufschwung der holländischen Städte.

Seeraub und Seehandel. Reiche Fischzüge Waldungen Vieh... Steigender Welthandel. Handelsstädte in Holland und Seeland. G... besitzer in den Städten. Stadtrechte. König Wilhelm. Aufstand Kennemer Bauern gegen den Adel. Florenz der Fünfte. Seine ... feindliche Politik. Begünstigung des Bürger- und Bauernstandes. ... terung des Adels. Flanderns Einfluß. Die französische und die ... partei in Flandern. Abfall des seeländischen Adels von Florenz. Au... des holländischen auf seine Freiheit. Gefangennehmung des G... Seine Ermordung. Rache der Bauern und Bürger. Wolfhart von ... selen. Neuer Aufstand des seeländischen Adels. König Albrecht. ... neue Hennegauer Grafenhaus. Niederlagen der Franzosen und ... Ritterschaft. Holland von Fremden erobert. Befreiung. Furchtbare ... luste des Abels. Die Städte Meister im Lande.

Seeräubervolk gibt gutes Handelsvolk, und selten ... steht der Seehandel, ohne den Seeraub zum Vater zu ha... Sind beide im Beginn der Völker etwa so verwandt ... und Abenteuer? Oder muß sich die Kraft immer erst ... Wilden versuchen, ehe des Menschen edlere Natur sich ... schält aus der ursprünglichen Rohheit? Genug, auch an ... Holländern bewährte sich die alte Erfahrung. Gleichwie viele andere Raubnester, aus welchen ein mächtiger Staat keim hervorwuchs, hatten sie sich als eine Colonie von alle... verwegenem Volke hineingesetzt in ein Land, das bereits s... Herren hatte, kämpften es ihnen ab und dehnten sich a... allen Nachbarn zum Trotze. Auf leichten Fahrzeugen schw... ten sie umher, zu fischen, zu jagen und Schiffe zu plünde... wenn die Besatzung sich durch hohe Zölle nicht loskau... Erklärte Feinde hatten sie ja ringsum. Selbst bis i...

meer machten sie hin und wieder einen Beutezug. Doch
sahen sie ein, daß regelmäßiger Handel und Anbau
ndes ihnen mehr Lebensgüter einbringe, als unstätes
chweifen, welches jede Hand gegen sie bewaffnete.
Der Boden, um welchen sie heiße Kämpfe mit ihren
rn führten, der ihrer Schifferlust so willkommen, war
lieb geworden. Das Nöthigste war Schutz gegen das
nende Meer. Gerade da, wo die Holländer wohnten,
breiten und tiefen Flüsse durch die Dünen brachen,
r Andrang der Springfluthen am meisten verderblich.
) ist kein Land, das Menschenwitz immer weiter dem
abgewonnen: so lange Menschen denken und soweit
s der natürlichen Gestaltung des Bodens auf seine
hte schließen, hat früher jedes Jahrhundert hier nur
erloren, das die See begrub, und nur einen kleinen
es Raubes konnte man ihr wieder abnehmen. Gegen
ßen Fluthen, welche alle paar hundert Jahre einbra=
blieb des Menschen Verstand und Fleiß ohnmächtig.
aber geschah, seitdem die Holländer sich hier festsetzten,
te wenigstens des Bodens tägliches Abnagen und Ab=
durch fort und fort anstoßende Seewogen auf, und
de mancher Strich, um welchen See und Land sich
, entwässert und mit schützenden Dämmen umzogen.
lernten die Holländer jeden Fußbreit Landes, den sie
ten mußten, doppelt schätzen und verlegten sich, während
den flandrischen und brabantischen Nachbarn Meister
Landwirthschaft vor Augen hatten, auf den feineren
des Bodens.
Ihre Lust und Leidenschaft aber blieb das Meer. Sie
ten genau, wo die Fische auf sonndurchwärmten und
gsreichen Untiefen oder im Brackwasser zu stehn pfleg=
d wo die Wanderfische ihre jährlichen Laichzüge hiel=
ort zogen ihre Netze wahre Reichthümer aus dem
. Denn die getrockneten geräucherten oder gesalzenen

Fische waren für jedes Haus willkommene Nahrung, welche niemals abbrach, und zugleich ein so gesuchter Handelsartikel, daß die Holländer fast alle Waaren, die sie bedurften, dafür eintauschten. Die unermeßlichen Schwärme der Häringe führten sie schon frühzeitig an die norwegischen und schwedischen, an die englischen und schottischen Küsten. Dazu hatten sie Ueberfluß an vorzüglichem Schiffsholz, an Ochsen und Pferden, an Butter und Käse, was alles sie weit und breit verführten. Gleichzeitig aber, als in den weiten vielbelebten Hinterlanden am Rhein und an der Schelde und Maas die Gewerbe aufblühten, bekamen die holländischen Handelsschiffer mehr zu thun, und verdienten sich durch die Fracht, sowie ihre Kaufleute durch den Stapel und Umsatz der Güter ein schönes Geld. An der Gränze saßen die gewerbfleißigen Flandrer, nahe war Brügge, wo die Italiener ihre Schiffe ausluden. Von dort wurden Waaren geholt und soweit verführt, als das große Handelsgebiet der Hansa sich erstreckte. Die Holländer Kaufleute gingen, wie es damals gewöhnlich war, mit ihren Gütern selbst nach Liefland und Norwegen, und verschafften sich Privilegien in Riga und auf Schonen. So gut als andere Städte an der Nord= und Ostsee gehörten die Holländer zu den Hanseaten; aber ihre Matrosen erzählten sich auch von den Wundern in Venedig und Constantinopel. Die friesische Abenteuerlust, welche schon frühzeitig alle Meere befuhr, sammelte sich jetzt auf den holländischen Werften.

So erhob Dortrecht seine Thürme über dem Gewässer, bekannt bei allen Seefahrern, und vor seinen Dämmen ankerten lange Schiffsreihen. Blühend war der Handel auch in Middelburg und Zierickzee auf Seeland, in Haarlem Delft Leyden in Holland. Noch auf vielen andern Plätzen sammelten sich Leute, welche mit Mast und Segeln, Netz und Fässern wohl verstanden umzugehn, so in Seeland zu Domburg und Westkappel, in Holland zu Briel und Rotterdam,

d Schifffahrt mit den zugehörigen Gewerben be-
ischeś Zusammenwohnen.

nicht der Handel allein baute die Städte. Die
icheren Stadtbürger waren in der Regel Grund-
s der Nachbarschaft, welche auf einen Platz zu-
ogen: sie hörten auch später nicht auf Ländereien
gegend zu erwerben und durch ihre Leute zu be-
n. Häufig hatten sie die Stätte ihres Zusammen-
elbständig begründet, in der Regel aber siedelten
er der schützenden Burg eines adeligen Herrn an,
r Gegend zuerst Land gedeicht und Leute gesammelt

nun die Stadtbürger mächtig wurden an Schiffen
n und sahen, wie in Flandern und am Rhein
sich fester und geordneter Rechte erfreuten, gingen
ihre Fürsten an, ihnen solche Stadtrechte und
iefe zu bestätigen. Der erste holländische Graf,
heilte, war Wilhelm I. zu Anfang des dreizehnten
rts. Jeder seiner Nachfolger verstärkte die städte-
Politik. Entschieden kehrte sie hervor Wilhelm II.,
e König. Er hatte selbst erfahren, welche Macht
Städtebünde in Deutschland entwickelten und wie

und wieviel Schatzung sie ihm zahlen müsse. Haerlem z. B. wurde auf zwanzig Pfund Heller jährlich geschätzt, Delft auf fünfzig, Dortrecht auf sechszig. Ebensoviel hatten sie zu steuern, wenn der Fürst sich vermählte, den Ritterschlag erhielt oder zum Reichstage zog. In gleicher Weise ordnete er Kriegsdienst und Abgaben des freien Landvolks. Merkwürdig ist in diesen ältesten Keuern auch, wie man in Südholland das Wehrgeld oder die Geldbuße für Todschlag und Nothzucht bereits durch die Todesstrafe ersetzte, während diese sich in Nordholland, wo das altgermanische Wesen zäher war, nur für heimlichen Mord einführen ließ.

Mit steigendem Unwillen sahen die Adelsherren ihre Gebiete von aufstrebenden Freistädten durchbrochen, sie fühlten den Arm des Fürsten auf sich liegen mit verstärktem Druck. Um so eifriger suchten sie sich am Landvolke zu erholen und es in Dienste und Lasten hinein zu zwingen. Ihnen antwortete ein merkwürdiger Aufstand friesischer Bauern, merkwürdig, weil sie im Jahr 1268 mit Entschiedenheit aussprachen, was dritthalb hundert Jahre später den Urhebern des großen Bauernkrieges nur noch mehr oder minder unklar vorschwebte. Aller Adel und aller Hörigkeitszwang solle aufhören, rein und lauter sei die germanische Freiheit herzustellen: solche Dinge durchzuführen vereinigten sich die Kennemer Westfriesen und Waterländer. Sie rissen die Adelsburgen in ihrem Lande nieder, und die Edelleute flüchteten nach Haerlem. Ein altfreier Gebietsherr stellte sich an die Spitze der Bauern und führte sie vor Utrecht und Amersfoort, beide Hauptstädte des Stiftslandes gehorchten dem Zuruf der Bauern und schickten ihre Patrizier in Verbannung. Bei der Belagerung von Haerlem ließen sich die Bauern durch eine kühne List täuschen und schlagen. Keiner aber nahm Rache für ihren wilden Aufstand.

Dies ereignete sich während der Minderjährigkeit von König Wilhelms Sohne. Zwei Jahre später trat er als

Florenz V. die Regierung an. Unter ihm enthüllt sich die erste Stufe in dem politisch=sozialen Kampfe, zu dessen zwei weiteren Stufen unsere Geschichte uns führen soll.

Florenz war ein hochherziger frohsinniger Mann, hart und kühn wo er seine Pläne verfolgte, herzlich und vertrauend im Umgange. Er hatte sich vorgesetzt, der Eigenherrlichkeit der Barone, welche kein geordnetes Staatswesen zuließ, ein Ende zu machen und ihnen den Nacken zu brechen, koste es was es wolle. Er drängte und drangsalte sie, bis sie seinem strengen Landfrieden sich unterwarfen, bis sie Landessteuern sich gefallen ließen, von denen sie keinen Heller mit bekamen, bis die stolzen Herren von Kuik Amstel Woerden Steyne Asken Heusden und Andere, welche so lange ihre Reichsfreiheit behauptet hatten, seinen Lehnsdienst auf sich nahmen. Sein tieferer Gedanke war: habe der Lehnsadel bisher das Land sich zu eigen gemacht, so müsse jetzt der Fürst es stückweise wieder gewinnen, stark durch die Hilfe der Städte. Von jetzt an ging die innere Politik der Fürsten vor allen dahin: eine Baronie nach der andern durch Kauf und Krieg und Ränke wieder zu erwerben und mit ihrem Hausgute zu vereinigen. Planmäßig brachte daher Florenz den Bürgerstand in die Höhe. In ihm erkannte er Kern und Kraft des Staates. Was sich faktisch als das Wesen der Städte herausbildete, wurde jetzt zu Recht anerkannt: Freiheit von Zwang und Last der Hörigkeit für die Theilnehmer am Bürgerrecht, möglichste Selbstverwaltung, Rechtspflege ohne Fehdewesen. Förmlich sollten die Städte in das Recht und Ansehn eintreten, welches ihrer wirklichen Macht entsprach. Deshalb zog Florenz die Städte in den höchsten Landesrath und ließ durch ihre Vorstände die Urkunden mitbesiegeln und bestätigen, durch welche man fürstliche Heirathen Friedensschlüsse Handelsverträge bezeugte. Während der Fürst aber Handel und Schifffahrt für die Hauptquelle von Hollands Wohlstand erklärte und deshalb die Städte mit Zoll= und andern Handels=

freiheiten begünstigte, ehrte er auch den Landbau und dessen Pfleger. Es wird erzählt, daß er vierzig Bauern zur ritterlichen Würde erhob: er erkannte also ihre alte schöffenbare Freiheit als eine solche an, welche zu den höchsten Ehren berechtige.

Es begreift sich, wie bei den Adelsherren Haß und Grimm gegen einen Fürsten wie Florenz einwurzelte. Griff er sie doch in ihrem theuersten Besitzthum und Wesen an, und machte keine Umstände mit ihnen. Sie nannten ihn „der Kerle Gott", weil er bei den Kerlen, das heißt den gemeinen freien Leuten, seine Kraft und Ehre suchte.

Der seeländische Adel begann die Feindseligkeiten zuerst; denn er gränzte an Flandern. Dieses Land aber war in der bürgerlichen Entwicklung den Holländern gewöhnlich um ein Menschenalter voraus. Frühzeitig überstrahlten die flandrischen Städte alle niederländischen an Macht Freiheit und Wohlstand. Von Flandern, dem immer heißen Feuerherde des Bürgerkriegs, ging öfter ein politischer Anstoß aus, welcher bald nachher in Lüttich zündete und sich auf der einen Seite nach Frankreich und England, auf der andern nach Brabant Holland und den Maas- und Rheinlanden verpflanzte. Was aber unter den Flamingen verheerende vulkanische Ausbrüche erzeugte, zwischen denen wieder Ruhe eintrat, das setzte sich in Holland fort in tiefer Leidenschaft und dauernder Entzweiung der Gemüther und Volksklassen.

Nun hatten sich damals die Zustände in Flandern seltsam genug gestellt. Die Städte hatten alle Gewalt an sich gerissen, und die Edelleute von der tobsüchtigen Menge schwer zu leiden. Sie schlossen sich daher an ihre Genossen in Nordfrankreich und wollten zuletzt lieber mit Land und Leuten französisch werden, als länger das Joch der Städte ertragen. Auch der Henneganer Adel blickte lebhaft nach Frankreich hinüber; denn dort bewegte sich eine zahlreiche Ritterschaft mit prunkenden Helmbüschen und schmetternden Fanfaren.

Das Schlimmste aber für Flandern war, daß auch seine Fürsten französisch dachten. Der nahe Pariser Hof mit seinem reichen und glanzvollen Leben übte auf sie einen Zauber aus, dem sie nicht widerstehen konnten. Dort im schimmernden Kreise der vielen Prinzen und Herzoge selbst zu schimmern, dieser Gedanke ließ die flandrischen Grafen zittern vor Wonne und Aufregung, ließ sie die Fesseln und Demüthigung ertragen, welche ihnen der französische König auferlegte. Es schien ein Wunder, daß Flandern damals nicht ganz französisch wurde. Doch das Volk seiner Städte war unverwüstlich in seinem Freiheitstrotze und seiner Heimathsliebe. Den Leliaerts oder Lilienmännern, wie man die französische Partei nannte, gegenüber bildete sich eine Volkspartei, die Klaauwaerts oder Klauenmänner, welche die ersteren mit tödtlicher Feindschaft verfolgten. Ihr Sprüchwort war: „Der Flaming mag den Franzmann nicht mit Salz, nicht mit Schmalz".

Zweiunddreißig vom seeländischen Adel trugen nun ihr Besitzthum und das ganze Westseeland, auf welches der Graf von Flandern alte Ansprüche machte, ihm zu Lehn auf. Vergebens gebot Kaiser Rudolf, sich ihrem rechten Herrn wieder zu unterwerfen, vergebens gab er darin nach, daß Florenz ihnen ein Drittel der Landesbeden lassen müsse. Die Flandrer überschwemmten das Land, nur die Stadt Middelburg wehrte sie ab, bis die holländische Macht heranzog. Graf Florenz stellte auf des Feindes Einladung sich zu gütlichem Austrag, er wurde verrätherisch überfallen und gefangen genommen. Bittere Demüthigung mußte er sich gefallen lassen, die flandrische Oberlehnsherrlichkeit mußte er anerkennen und mit den Edelleuten sich vertragen wie es eben anging. Wüthender erneute sich der Krieg, als der befreite Florenz die Bedingungen brach, auch die Edelleute im östlichen Seeland schlugen sich auf Seite der Flandrer, nur einige, vor allem die Borsselen, stritten mit ihrem Fürsten wider den Landesfeind. So rächte sich der seeländische Adel und suchte sich gegen den Bürger-

grafen sicher zu stellen. Unterdessen machte der holländische einen Anschlag, der noch verzweifelter war.

Graf Florenz hielt besondere Freundschaft mit dem englischen Könige und hatte ihm auch seinen Sohn geschickt, daß er eine englische Prinzessin heirathe. Der König aber wollte sich nicht minder der Hilfe des Grafen von Flandern gegen Frankreich versichern, machte ein Bündniß mit ihm und verlegte den englischen Wollhandel von Dortrecht nach Brügge. Dies, besonders das Letzte ärgerte Florenz auf's Aeußerste, er ritt mit Rath und Geleite der vornehmsten holländischen Barone nach Paris und wurde gegen eine Geldrente des französischen Königs Lehnsmann und Helfer gegen Jedermann, außer gegen das deutsche Reich. Jetzt ließ der Engländer die holländischen Adligen aufhetzen, und sie machten schriftlich eine heimliche Eidgenossenschaft, daß sie Hand an ihren Fürsten legen und ihn nach England bringen wollten. Dort sollte er für immer gefangen liegen, während der Adel unter seines Sohnes Minderjährigkeit das Regiment zu führen dachte. Die Verschworenen umstellten den Grafen, und arglos vertraute er ihnen. Andere wußten um den Anschlag und schwiegen still.

Florenz hatte seine Edlen nach Utrecht geladen, wo er mit eigenen Opfern ihre Fehden beilegte. Fröhlich saß er zwischen den Verräthern bei Tafel und ließ den Minnebecher kreisen, während ihre Genossen draußen den Wald mit Rüstung und Leuten besetzten. Denn nach der Tafel wollte der Fürst auf die Falkenjagd. Als er nun angeritten kam, sprengten sie auf ihn ein und Woerden griff ihm in die Zügel mit den Worten: „Eure hohen Sprünge, Meister, sind nun gethan, Ihr sollt nicht länger den Herrn spielen: sei's Euch lieb oder leid, Ihr bleibt unser Gefangener". Florenz hielt die Sache für Spaß und entgegnete lachend: „Ich weiß es wohl besser". Da schlug ihm Venskoop den Sperber von der Faust und rief: „So wahr ich lebe, Ihr sollt Holland

iderseh'n!" Der Verrathene fuhr an's Schwert: Velzen
it bloßer Klinge auf ihn ein und schwur, ihm das Haupt
ke zu hauen, wenn er sich noch wehre. Er wurde
ferde gerissen, gefesselt und spornstreichs nach dem
chlosse Muyden an der Südersee geschleppt, um ihn
's Schiff zu bringen. Aber kaum wurde der Frevel
da sprangen die Kennemer Bauern auf und die West-
und Waterländer, und stürmten nach Muyden und
alle Wege, während ihre kleinen Schiffe bereits vor
ie schwärmten. Die Verschworenen beschlossen daher,
rsten nach Flandern zu bringen. Sie zogen ihm einen
grauen Rock an, knebelten ihm Hand und Mund
ten ihn auf ein Pferd, unter dessen Bauche sie seine
usammenschnürten. Auf Umwegen und durch Mo-
ng die eilige Fahrt nach Naarden. Aber auch hier
s Landvolk schon auf den Beinen. Velzen war voraus-
, da sprangen Bewaffnete aus den Kornfeldern hervor.
wollt Ihr?" rief er. — „Was Ihr mit Euch führt,
Grafen". — „Das ist nicht wahr", schrie Velzen und
rück zu seinen Genossen. Jetzt muß er sterben, —
fort ihr Gedanke. Velzen will ihm das Haupt spalten,
hend treibt der Graf sein Roß nach einem Graben,
lzens Schwert trifft seine gefesselten Hände, daß sie
, und Roß und Reiter stürzen in's Wasser. Während
mervolle Mann darin ringt und arbeitet, durchbohren
Schwerter an mehr als zwanzig Stellen. Schon sind
enden Bauern da, sie finden nur noch den verblutenden
und ein paar Knechte, die sie auf dem Platze rädern.
Da kannte der Grimm der Städter und Bauern keine
mehr. Entsetzlich wütheten sie unter den Familien
rder, der Verschworenen, der Mitwisser. Ihre Burgen
erstürmt und die Elenden zerrissen oder auf's Rad
n, die Andern flohen. Der Graf Johann von Henne-
es Ermordeten Vetter, übernahm für seinen jungen

Sohn die Vogtei und erklärte sich für die Städter und ihr Beginnen. Alle Ehre, aller Bestand des Adels schien in Gefahr. Einige der Vornehmsten, auf welche man keine Schuld werfen konnte, entschlossen sich, rasch den jungen Grafen aus England herzuholen. Was vermochte aber zwischen zwei wüthenden Parteien ein schwächlicher Knabe, der mit vierzehn Jahren den Thron bestieg und mit siebzehn Jahren erblich? Als er auf Seeland landete, fiel er in die Hände des dort hochmächtigen Wolfhart von Borsselen, eidlich mußte er verpflichten, dessen Rath in allen Stücken zu befolgen. In seiner Herrsch- und Habsucht beleidigte Wolfhart den Adel wie die Städte. Sein Nebenbuhler, Johann von Renesse, auf welchem starker Verdacht der Theilnahme an Florenz Untergang haftete, beschloß mit vielen andern Edelleuten, den jungen Grafen aufzuheben und nach Brabant zu bringen. Der Anschlag kam aus und sie büßten ihn mit Flucht oder Kerker. Die Dortrechter erhoben sich wider Aloud, den ihnen gesetzten Amtmann, weil er die Freiheit ihres Schöffengerichts antastete. Borsselen belagerte die Stadt, sie schlugen ihn zurück. Da wollte er mit dem jungen Grafen über See flüchten, sein Schiff hatte schlechten Wind, wurde eingeholt und er nach Delft in's Gefängniß gebracht: das Volk erbrach die Thüren und ermordete ihn. Auch der Amtmann Aloud wurde eingeholt, man schleppte ihn nach Dortrecht, wüthende Haufen stürmten aus den Thoren und erschlugen ihn mit seinen Brüdern.

Und diese wilden Szenen waren nur das Vorspiel zu blutigen Schlachten. Der Hennegauer Johann übernahm wieder die Vogtei über den jungen Grafen und als dieser, der letzte des alten holländischen Grafenhauses, bald darauf starb, trat er die Alleinregierung an. Sein Erbrecht war freilich höchst zweifelhaft. Denn er hatte keinen andern Titel, als daß seine Mutter Adelheid König Wilhelms Schwester gewesen. Er hoffte indessen die kaiserliche Belehnung zu er-

siebente Glied; nie solle einer wieder in's Land, nie ein
mit ihnen Bestand haben". Das war deutlich für
el. Der seeländische ermannte sich, der rastlose Jo=
on Renesse war wieder auf den Inseln und vereinigte
elleute zu schrecklichem Aufstande. Rath und Antrieb
n Seeländern aus Flandern. Das unglückliche Spiel
Fürsten und Edelleute hatte verschuldet, daß dieses
ndlich ganz von den Franzosen erobert wurde, ihre
haft lag in allen Städten und beutete sie weidlich
Die seeländischen Edelleute aber dachten, jetzt wäre
eit, um alles Fürsten= und Städtezwanges entledigt
llig reichsfrei zu werden. Sie sandten zum Kaiser:
nd sei nach Erlöschen des rechten Grafenstammes ihm
ldigtes Lehn anheimgefallen, er solle herkommen, sie
n zu ihm stehn mit aller ihrer Macht. Kaiser Albrecht
ach Nymwegen und ladete den Hennegauer Grafen vor.
aber erschien plötzlich mit so zahlreichem Heere, daß
t es für gerathen hielt, eilig von dannen zu reiten.
t seeländische Schiffe waren auf dem Rhein im An=
ber zu spät, sie wurden zersprengt, geentert oder in
rund gebohrt. Die aufständischen Edelleute flüchteten
nach Flandern. Auf Vermittlung des Kölner Kur=
ertheilte der Kaiser am 15. August 1300 dem Henne=

„Was wälsch ist falsch ist, schlagt alle todt!“ Dieser Ruf kostete in wenigen Tagen Tausenden von Franzosen das Leben. Wie in der sizilianischen Vesper der Unglückliche, dessen Zunge den italienischen Zischlaut in „ciceri“ (Erbsen) nicht herausbrachte, auf der Stelle getödtet wurde, so erkannte man in Flandern den Franzosen, wenn er „schild ende vriend“ nicht richtig sprach. Rachedürstend zog nun die Heeresmacht der französischen Ritterschaft heran, ihre Genossen strömten ihr zu aus Flandern Brabant Hennegau und Lüttich unter vornehmen Anführern. Denn überall hielt der Adel zum größten Theil Partei mit Frankreich, so groß war sein Haß gegen die übermüthige Bürgerfreiheit. Jetzt endlich sollte ihr in Flandern, ihrem Hauptsitze, der Kopf zertreten werden. Allein bei Kortryck im Juli des Jahres 1302 fiel all diese Blüthe und Macht der Ritterschaft unter den Mordbeilen der Bürger und Bauern: achthundert goldene Sporen wurden den todten Edelleuten abgezogen, die sich einst damit schmückten als sie den Ritterschlag empfingen. Weithin trug die Kunde dieser „Sporenschlacht“ Schrecken und Entsetzen in die adligen Schlösser, aber wilde Freude erregte sie in den Werkstätten und stolzes Selbstvertrauen auf den Rathhäusern der Städte.

Die Wuth des Krieges wälzte sich nun nach Seeland. Dessen Adel rief den Grafen von Flandern herbei, weil er ihr Oberlehnsherr wäre. Die Flamingen fielen in's Land ein, Treffen folgte auf Treffen, endlich war die holländische Macht vernichtet, und ihr Anführer, der junge Graf Wilhelm, verschanzte sich mit dem kleinen Reste in der treuen Stadt Zierickee. Nun überschwemmten die Flandrer und Seeländer auch Holland. Der Adel öffnete ihnen seine Schlösser, Schrecken überfiel das Volk, alle Städte und Dörfer schworen dem flandrischen Fürsten zu und stellten Geißeln ihrer Treue, nur Dortrecht und Haerlem nicht, nur die Kennemer und Westfriesen nicht. Neue Feinde standen wider diese Treuen auf. Renesse wühlte in Utrecht, der Bischof dort, Bruder des

ngen. Der flandrische Graf stieß zu ihm und sie unter=
lten über die Theilung Hollands. So weit hatte der
ver Edelleute es gebracht, die lieber das ganze Land
Fremde getheilt sehn, als den Städten weichen wollten.
Allein nicht lange hielt der Schrecken die holländischen
r gefesselt. Der ritterliche bei allem Volk beliebte Witte
haemstede, des Grafen Florenz natürlicher Sohn, segelte
ich auf einem kleinem Schiffe von Ziericksee ab und
sich glücklich durch die feindlichen Geschwader. In der
von Haerlem landete er und rief alles Volk zum Kampfe.
flog zu den Waffen, man überfiel eine starke Schaar
e, sie wurde vernichtet. Ermuthigt machten die Dort=
r einen glücklichen Ausfall. Delft und Leyden standen
wie ein Kettenfeuer lief es durch alle Städte, die Weiber
sten mit den Männern. In einer Woche war Holland
t. Dies war im fröhlichen Monat Mai. Im August
h die große zweitägige Seeschlacht vor Ziericksee, wo
ranzosen und Holländer verbündet stritten: dort wurde
er flandrischen Macht auch der empörte Adel von See=
vernichtet. Eine Schaar Edelleute hielt noch Stand in
t unter den Führern Renesse, Amstel und Woerden.
junge Graf Wilhelm kam und störte das Volk gegen sie

Brederode, hörte damals nicht an seinen Pforten das Scharren und Klopfen der Spieße und Keulen des erbitterten Volkes. Alle andern verloren an Gütern wie an Männern, nur wenige erhoben sich von so tiefem Falle.

Fortan hatte der Adel politische Bedeutung nicht mehr durch sich allein, sondern nur in Verbindung mit den Städten. Diese traten jetzt hervor als die Ersten und Bedeutendsten im Lande, wo es galt, die öffentlichen Fragen zu ordnen. Der Adel mochte noch immer Führer sein, der Antrieb zu den Dingen ging von den Städten aus: sie hauptsächlich stellten Geld und Truppen, sie gaben zuletzt die Entscheidung. In Brabant, in Lüttich, in allen Niederlanden erkämpften die Städte um diese Zeit, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, gleiche Rechte; aber nicht dort allein, in ganz Deutschland, in England Frankreich Spanien nahmen sie eine mit-, öfter eine vorherrschende Stellung neben dem Adel ein. Es war die Macht der geschichtlichen Strömung, welche das Bestehende niederriß, wo es neuen staatlichen Bildungen, die sich entfalteten, Licht und Luft versperrte.

Sechstes Kapitel.

Neue Parteibildung.

...elm der Gute. Seine Töchter. Ablehnung der Kaiserkrone. Ver... ...ng seiner Hausmacht und reichsfürstlichen Stellung. Starke Regie... ...im Innern. Volksmenge der Städte. Bruch mit den Patriziern. Um... ...von zwei neuen politisch-sozialen Parteien. Wilhelm IV. Kriegs... ...en Feste und Schulden. Aerger und Unfrieden überall. Das ...eidende Ereigniß. Des Grafen Tod. Die Bewerber um seine Lande. ...warr im Volke. Englische Absichten. Politik des Kaisers. Briefe ...München. Belehnung der Kaiserin. Ihre Ankunft in den Nieder... ...en. Huldigung. Der Kaiserin Räthe und Gegner. „Keine Ver... ...ung!" Verschleuderung der fürstlichen Rechte und Güter. Steigende ...ben. Wahl Wilhelms zum Statthalter und Nachfolger. Der Re... ...chaftsrath. Krieg mit Utrecht. Ausforderung zum Gottesurtheil ...Schlacht. Bedrängniß des Statthalters. Wilhelm zum eigenen ...n erklärt. Bedingungen. Stärkere Scheidung der Parteien. Der ...eg wechselt die seinige. Ausbruch des Krieges. Rückkehr der Kaiserin. Zwei Fehdegenossenschaften.

Nach den Stürmen, welche die Ermordung Florenz V. ...wegten, folgte die Regierung Wilhelm des Guten. Sie ... eine durchaus wohlthätige und dauerte mehr als dreißig ...re. Dieser Fürst, der Sohn des Hennegauer Johann, ...gt in der Geschichte den Namen des Guten: das heißt in ...ttelalterlicher Sprachweise nicht der Gutherzige, sondern ... Tüchtige, ein Regent wie er sein soll, tüchtig an Macht ... Gütern, tüchtig an Verstand und Willen, dabei von ...tieligem und adligem Benehmen. Ebenso hieß eine Stadt, ...en Einwohner sich mild und freundlich zeigten, deshalb ...h keine gute Stadt: solch ein Ehrenname schmückte sie ...t, wenn sie bewohnt war von einer reichen und tapfern ...d treuen Bürgerschaft. Wilhelm der Gute hatte noch andere

schöne Beinamen. Als er die holländische Macht im seeländischen und flandrischen Kriege anführte, hatte er sich schon in der Jugend männlich bewährt, darauf immerdar erhob sich sein Haupt über die andern in Adel und Klugheit: man nannte ihn deshalb den Meister der Ritter. Selbst der Fürsten Vorstand hieß er, denn sein Wort war mächtig unter ihnen. Aus dem französischen Königshause stammte seine und seines Sohns Gemahlin, um seine Töchter bewarben sich die vornehmsten Fürsten Europas. Als Kaiser Ludwig der Bayer nach der Ampfinger Schlacht auf der Höhe seines Ruhmes stand, erkor er Margarethe, die älteste Tochter des holländischen Grafen, zur Gemahlin. Im Rosengarten zu Köln wurde das Beilager gefeiert, und es war eine Pracht ohne Gleichen, eilftausend Ritter waren dabei. Das mußte doch eine Prinzessin aus erlauchtem Hause sein, die reiche Schätze mitbrachte, daß sie des Kaiserthrones würdig schien. Schon bewarb sich der englische Kronprinz eifrig um ihre Hand, als der Kaiser sie nach Bayern heimführte; der Engländer nahm nun die jüngere Schwester Philippa. In beiden lebte etwas von dem Heldensinn des Vaters.

Dieser hätte vielleicht selbst den Kaiserszepter gewonnen, denn es war anfangs von seiner Wahl viel Redens gewesen. Er aber wußte wohl, daß seines Hauses Stärke dafür nicht ausreiche. Im Uebrigen hielt er sich an das alte Sprüchwort in seinem Geschlechte: es tausche den holländer Grafenhut gegen keine Königskrone. Trefflich wußte er seine Hausmacht zu mehren. Der kaiserliche Schwiegervater, für welchen er große Reisen nach Avignon und Frankfurt unternahm, war dankbar. Er bestellte ihn zum Reichsverweser in den Niederlanden und erklärte Holland frei von allen Ansprüchen des Reiches, außer daß es die Lehnsfolge im Kriege (Manscap) leiste. Das war ein deutlicher Hinweis: der Holländer Fürst solle in den nordwestlichen Reichsmarken werden, was der Oesterreicher und Brandenburger in den östlichen. Wilhelm der Gute machte einen

, und es gelang Wilhelm, bei den Friesen als wahrer
gt zu gelten. Das aber war jedesmal das beste
für die Tüchtigkeit eines holländischen Fürsten, wenn
en Friesen fertig wurde.
n Innern seiner Lande wußte Wilhelm der Gute mit
Geschick die Parteien im Gleichgewicht zu halten.
ie Besitzungen, welche die aufständischen Edelleute
n, war sein unmittelbares Gebiet ansehnlich vergrößert.
l hielt jetzt Ruhe, und die Uebrigen anders als ge-
nterthanen zu behandeln, dazu war Wilhelm nicht
nn. Gleich Florenz ließ er keinen der Prälaten in
kommen und verwehrte ihnen, sich durch Grund-
bereichern. Auch die Städte beugte er nieder, wo
überheben wollten. Doch sie am wenigsten fühlten
vere seiner starken Hand, weil sie wußten, wie er
Recht für Alle anstrebte, wie Handel und Gewerb-
n am Herzen lagen, wie er mit Vorrechten und Frei-
afür gar nicht kargte. Während ringsum Parteiwuth
erlande zerfleischte, waltete in seinen Ländern Recht
ieden, blühte Leben aller Orten. Das wurde vor
n Städten zum Segen. Wenn sie nur Ruhe und
te Freiheit fanden, mehr brauchten sie nicht, um sich

Kriegsobersten Dienste zu suchen, oder er saß grollend auf seinen halbzerstörten Schlössern, ohne Würde und ohne Aussichten. Holland hatte jetzt das Leiden eines zahlreichen armen Adels zu ertragen: ewig schwankt er zwischen Grundsätzen und engherzigen Interessen und ist eine Krankheit für jeden Staat, welcher ihn nicht angemessen zu beschäftigen weiß.*

Allein je tiefer diese armen Edelleute in Noth und Schulden und Mißachtung fielen, desto hartnäckiger klammerten sie sich an die alten Rechte und Ueberlieferungen ihrer Geschlechter, desto peinlicher glühte in ihnen das ständische Ehrgefühl. War es ein Wunder, wenn sie auf Verschwörungen hinhorchten und zu Aufständen geneigt schienen? Ihre Unruhe und Aufregung theilte sich auch reichen Adelshäusern mit, welche erbittert waren über die Niederlage ihres Standes, deren Aerger täglich wuchs, wenn sie sahen, wie die Städter Reichthümer häuften und der Adel nicht mehr loskonnte aus dem Banne der bürgerlichen Geldkassen. Mit Haß und Schmähreden verfolgten diese erklärten Städtefeinde jene Genossen, die aus Habsucht oder Bangigkeit — so hieß es — Ueberläufer geworden. In der That gab es einige vornehme Edelleute, denen die eindringliche Lehre, welche die Zeit dem Adel gegeben, nicht verloren gewesen. Sie konnten sich der Ueberzeugung nicht mehr verschließen, daß das städtische Princip unbesiegbar von der Zeitströmung getragen werde. Wenigstens suchten sie am Gewinn der Fürsten und Völker Theil zu nehmen.

So begab sich in der Mitte des Adels eine Scheidung: doch nicht minder in den Städten. Auch hier that sich allmählig ein tiefer Zwiespalt auf.

Unter der langen Friedensregierung Wilhelm des Guten hob sich mächtig die Volksmenge der Städte. Alles strömte hin nach diesen vielberühmten Plätzen, wo man durch gescheidte Thätigkeit rasch zu Reichthum und Ansehen gelangte. Die alten Städte konnten nicht schnell genug ihre Mauern

ausdehnen. Es ging damals wie in unserer Zeit, wo sich wiederum eine Wanderung vom Lande in die Städte begibt: an den alten Stadtkern, an sein schwärzliches Gewirr von engen Gassen Thürmen und Thorgängen bauen sich neue Stadttheile an und entfalten sich in die Breite mit schönen hellen Häusern, mit Prachtgebäuden und anmuthigen Plätzen. Ortschaften, von denen früher nur die nächsten Nachbarn wußten, bekommen auf einmal einen Namen, der in aller Munde ist. So erwuchs Amsterdam in weniger als einem Menschenalter aus einem Dorfe zu einer berühmten Seestadt, Rotterdam Schiedam und andere Städte beeiferten sich, diesem Beispiele nachzuahmen. Nun waren von jeher die Aemter und vornehmsten Ehrenrechte in den Städten im Besitze der ältesten Familien, der Schöffenbaren, welche ihre ritterliche Freiheit, das alte Mannsrecht des germanischen Grundeigenthümers, aufrecht erhalten hatten, welche auch in Güterbesitz und adligem Leben den Edelleuten auf dem Lande es gleich thaten. Sie allein besetzten die Schöffenstühle, sie allein die Rathsstellen. Die später Kommenden hatten dies Herkommen anfangs gern anerkannt, sei es stillschweigend oder vertragsmäßig. Als aber die neuen Bürger fünf- oder siebenmal so zahlreich und nicht wenige ebenso begütert wurden, als die alten Raths- und Schöffengeschlechter, da begann das Fordern und Drängen: Recht und Pflicht müßten gleich sein in der Stadt. Einen neuen Sproß trieb das städtische Prinzip, es wurde demokratisch. Das Banner der bürgerlichen Gleichberechtigung erhob sich und verfolgte den Feudalgeist, wo er sich zeigte. Damit hörte das frühere gegenseitige Wohlgönnen auf. Die alten Familien hatten ruhmvoll den Krieg gegen die Barone geführt, sie hatten die Früchte ihres Sieges mit allen Bürgern getheilt: sollten sie jetzt ihr uraltes Herrenrecht in ihrer eigenen Stadt abgeben? Schroffer, geschlossener stellten sie sich vielmehr den Angriffen entgegen, — hier der Patrizier Hochmuth, dort Haß und Wuth der

Menge, beides schoß rasch empor. Viele der Schöffenba
lebten lieber, als in der unruhigen Stadt, auf ihren La
gütern und verbanden sich enger mit der auf dem Lande
sessenen Ritterschaft, das adlige Gefühl schloß sie zusamm
Andere Patrizier dagegen fuhren fort, im bürgerlichen We
den Nerv und Mittelpunkt ihrer Lebensstellung zu fin
und suchten die Forderungen der neuen Bürger mit den R
rechten der alten zu vermitteln.

Auf diese Art bildeten sich die Umrisse von zwei
großen Parteien. Der blos politische Kampf zwischen Feu
adel und Städten war abgemacht, er nahm jetzt eine
soziale Färbung an und wurde ein Kampf zwischen H
und Bürgern. Jener bewegte sich blos zwischen zwei Gr
Barone auf der einen, Bürger auf der andern Seite;
soziale Kampf suchte seine entscheidenden Wahlstätten i
der Städte, ja im Schooße der Familien selbst. Die
Partei wurde nicht wenig angefeuert, als die Hen
Grafen ihre stolze ehrbegierige Ritterschaft mitbracht
sie mit der holländischen in glänzenden Hoffesten ver
All dieser Adel theilte in seinem Herzen die Leiden
Hoffnungen seiner Genossen in Flandern und den
Niederlanden. Aber auch den gemeinen Bürgern sch
Kamm höher bei jeder neuen Nachricht von den
welche ihre Freunde in den Nachbarlanden blutig erkä

Solche Neubildung der Parteien war unter der
Regierung Wilhelm des Guten in der Stille vor si
gangen. Sein Sohn Wilhelm IV. brachte die Ding
Reife. Nicht neun Jahre regierte er, doch diese Zei
nügte, um Land und Leute bodenlos zu verwirren. Nie
sprach Jemand ein wahreres Wort über ihn, als sein O
der König von Frankreich, welcher ausrief: „Mein
thut sein Bestes, um Alles in Feuer und Flammen zu
setzen". Der Unrast stürzte sich von Krieg in Krieg;
sammelte kostspielige Söldnerheere; er führte sie gegen

echter, Franzosen, Engländer und gegen die Friesen. Hatte
:in paar Monate Ruhe vor sich, so machte er große Ritter-
ten in's heilige Land oder zu der fernen Ostseeküste nach
ußen. Kaum wieder heimgekehrt rief er alle Ritterschaft
mmen zu Festen von unerhörter Pracht und Verschwen-
g. Das alles verschlang ungeheure Summen. Um sie
ubringen, trat er Zölle, Zehnten, ja selbst fürstliche
vesteuern den reichen Städten ab, und sie legten ihm die
pflichtung auf, keine neue Bede anzusagen, bis die alten
ulden bezahlt seien. Selbst die Edelleute mußten sich
eilassen, dafür ihr Wort und Siegel zu verpfänden.
grollte der Adel. Von einem Aufwand in den andern
t, hörte er noch dazu das fürstliche Gebot: fortan sollten
großen Lehngüter, wenn sie erledigt würden, zersplittert
den, damit der Fürst mehr Ritter und mehr Gelder be-
me. Nach zwei Regierungen, von denen die eine ihn
t empor, die andere ihn nicht zu Athem kommen ließ,
te sich ungeduldig der vornehme Adel nach dem Zeitpunkte,
es ihm endlich wieder gestattet sei, frei und unangetastet
seinen Gütern zu schalten. Die Städte aber waren voll
ger und Zorn über die vielen Steuern, über das furcht-
Anwachsen der Landesschulden, über das Stolziren und
nteuern der Ritterschaft. Sie warfen dem Adel vor, daß
es Fürsten wilde Fahrten und Feste begünstige. Sie er-
ten vom Himmel eine vernünftige Regierung, daß Frieden
Ordnung im Lande wiederkehre. Die vornehmsten Städte
oßen ein Sonderbündniß, gegen Jeden, wer es auch sei,
rächtig zu handeln.

So stand Alles in höchst gereizter Stimmung: warf
i irgend eine große Frage hinein, so theilte sofort sich
s Volk in zwei Massen, die feindlich auf einander stürm-
So verharren auch in der unbelebten Natur die Stoffe,
ie in Umbildung begriffen, lange Zeit in unklarer
schung, unmerklich fügen und richten sich die verwandten

zu einander, bis plötzlich bei irgend einem Anstoß Alles in Bewegung geräth und hier und dort an seine Krystallisationspunkte anschießt.

Ein solcher Anstoß war für Holland der Thronstreit zwischen Mutter und Sohn, als das bayerische Fürstenhaus auftrat. Dies Ereigniß läßt uns ziemlich deutlich erkennen, wie eigenthümlich der große politische Kampf, welcher Europa durchzog, sich auf den holländischen Niederungen abzeichnete, und wie die Parteien beschaffen waren, die fortan Jahrhunderte lang die holländische Geschichte beherrschen sollten.

Der leidenschaftliche Wilhelm IV. endete Leben und Leidenschaft unter den Streitärten der Friesen. Er fiel am 27. October 1345, und über ihn stürzten die Leichen seiner Edlen und bedeckten weithin in ungeheurer Anzahl das Schlachtfeld. Sein Oheim Johann von Beaumont, ein großer Kriegsmann, rettete das fliehende Heer, den todten Fürsten aber schleppten die Friesen in ihre Sümpfe. Wieder ging der dumpfe Schrei der Klage und der Rache von einem holländischen Hause zum andern. Johanna, die junge Fürstin Wittwe, ließ sogar im eigenen Lande friesischen Mönchen das Kloster über dem Kopfe anzünden und die armen Geistlichen in die Südersee werfen. Allein noch größeres Unheil drohte, als von den Friesen. Der gefallene Fürst hatte keine Kinder, die Nachricht von seinem Tode setzte daher die Höfe in München und London in Bewegung, wo seine Schwestern wohnten, beide hochherzig, aber heißen Blutes, wie er selbst. Ihre Gemahle nahmen sofort das holländische Erbe in Anspruch, der Kaiser legte Hand auf's Ganze, denn Hennegau war als Frauenlehn an die älteste Schwester, die Kaiserin, — Holland Seeland Friesland waren als Mannslehn an's Reich zurückgefallen. Der englische König verlangte wenigstens Seeland. Jetzt kamen auch die Söhne der verstorbenen dritten Schwester, die Jülicher Grafen, ihren Antheil zu fordern. Der vierte Bewerber, des letzten Grafen Oheim, Johann von Beaumont

Fürst da war, welcher die Richter wieder belehnen
ließ es: es gäbe kein Recht und keine Gerechtigkeit
der Welt. Aber kein Mensch kümmerte sich um
Gericht, jeder suchte sich selbst zu helfen. Alles
h dem Landesherrn, allein das war eben das Un=
wer denn der rechte Erbe sei? Dem größten Theil
war es recht, wenn die Tochter Hollands, die ferne
Regentin wurde. Die Städte dagegen sagten:
sei kein Frauenlehn, und gerade jetzt brauche es einen
Fürsten und keine Weiberregierung. Man stritt
zte sich: auf den Rathhäusern, vor den Dorfkirchen
eftige Szenen, und auf den Schlössern zählte und
die Freunde. Die Gegensätze im Volk ahnten, daß
um großen Schlagen komme, und jeder Theil suchte
ürstliches Haupt, das sein Banner trage.
r seeländische Adel hatte nicht übel Lust, auch ein=
englische Herrschaft zu versuchen. „Die Seeländer",
n einem Briefe, „seien ein wunderliches Volk, be=
uf ihrem Kopfe und seien nach neuen Dingen be=
Sie sagten: wenn der Engländer komme, würden sie
vertheidigen, weil sie doch keinen Herrn hätten".
länder hatten schon längst auf die schönen Lande ein

Landen ihrer Heimath als höchste Herrin zu walten und auf einmal so reich zu sein, wie keine Fürstin der Erde. Es gelang, gegen die Ansprüche des englischen Schwagers die Ränkepolitik des französischen Königs in's Feuer zu bringen. Dem Oheim Beaumont bot man die Vogtei über all die Lande, er hielt es für's Beste, sie anzunehmen und erklärte sich für die Kaiserin. Er verständigte sich nun mit mehreren Edelleuten und sie schrieben nach München: „die Kaiserin müsse eiligst herreisen, unfehlbar würden sonst andere Herren kommen, unfehlbar die Parteien losschlagen. Der König von England sammle so viele Schiffe und Waffenleute, daß Alles in Furcht sei. Der Bischof von Utrecht und andere Feinde bedrängten das Land schwer. Schon hätten die Zieriсkseer die Edelleute angegriffen, dort wie in Dortrecht stünde man sich ergrimmt gegenüber, aus beiden Städten flüchteten schon Verjagte und Verbannte. Die Edelleute aber gingen und ritten alle Tage in voller Rüstung und schlügen einander todt. Schlösser und Güter, welche der Kaiserin anheimgefallen, stünden ohne Schirm, und die Lehen, welche ihr Bruder verkauft habe, würden von den Verwandten der letzten Besitzer angegriffen. Erscheine die Kaiserin nicht bald, so werde das Land aus Noth andern Herren zufallen, dann würde sich Jeder fürchten, ihr zu dienen. Wenn sie aber Allen zuvor komme, so würden die Getreuen ihres Bruders und Vaters und die meisten Edelleute wohl zu ihr stehen". In einem vertrauten Briefe wurde, wahrscheinlich von Beaumont, noch hinzugesetzt: „Erscheinen müsse die Kaiserin als förmlich mit allen Landen im offenen Reichshofe der Fürsten beliehen, als mit kaiserlicher Macht und Würde ausgestattet, damit sie durch Privilegien und Standeserhöhungen sich mächtigen Anhang schaffe. Jedoch, so fügte der lustige Schreiber noch hinzu, der Kaiser müsse seiner Gemahlin schriftlich gestatten, die Belehnung blos mit Wort und Hand zu ertheilen: denn sollte sie alle alten Männer und Frauen küssen, würden die

Lippen der schönen Frau so blaß und dünn werden, daß die Zähne durch die Haut schienen". Derselbe Schreiber machte den Vorschlag, der Kaiser solle die vier Lande Hennegau Holland See- und Friesland zu einer Markgrafschaft erheben.

Es war Schade, daß der Kaiser auf den letzten Vorschlag nicht einging. Seine glückliche Ausführung hätte dem Eindringen der Fremden in die Niederlande vorgebaut. Wohl aber ertheilte der Kaiser seiner Gemahlin zu Frankfurt am 15. Januar 1346 in Gegenwart des Pfalzgrafen bei Rhein des Kurfürsten von Brandenburg und anderer Edlen die feierliche Belehnung mit Holland Seeland und Friesland, er forderte alle Einwohner auf, ihr als „der rechten, nächsten und ältesten Erbin, welche vom Kaiser belehnt worden", zu huldigen. Es war sehr außer der Ordnung, daß der Kaiser mit Kuß und Szepter ein Weib belehnte, und niemals hatte ein Weib in Holland regiert: Ludwig entschuldigte sich, er habe es auf seiner Gemahlin inständiges Bitten gethan, da sie doch die eigentliche Erbin sei. Die kaiserliche Belehnung sollte aber die englischen und jülichschen Ansprüche abschneiden und die Lande zusammenhalten als ein Fürstenthum, damit es von der Mutter auf einen ihrer Söhne komme.

Die Kaiserin reisete noch im Winter nach den Niederlanden. Um die Engländer zu täuschen, nahm sie ihren Weg durch Frankreich Lothringen und Brabant. Welch Getümmel von Leidenschaften empfing sie an der Gränze ihrer Heimathlande, die einst in Glück und Frieden blühten, als die Kaiserbraut zum Rheine zog. Der gesammte Adel war in wilder Bewegung, und die Städte hatten sich gegen Jedermann verbürgt und bewachten ihre Thore. Es war natürlich, daß die Kaiserin sich an diejenigen wandte, welche bei ihrem Vater und Bruder das größte Ansehn gehabt. Diese waren ihr Oheim, Johann von Beaumont, gefeiert als ein Löwe der Ritterschaft, und Herr Wilhelm von Duivenvoorde, ein alter gewiegter Staatsmann. Die Besitzungen Beider waren fürstlich

zu nennen. An sie schlossen sich die übrigen vornehmen Adligen an: die Herren von Brederode Polanen Binkhorst Boekhorst Haemstede; dann folgten die Reihen des Kleinadels auf dem Lande. Bei Vielen dieser Edelleute fand die Kaiserin aufrichtigen Rath, begeisterte Zustimmung bald bei allen. Da ihre Menge in der Huldigung voran ging, folgten auch in Holland und Seeland die Städte, im Hennegau hatte man überhaupt kein Bedenken darin gefunden. Die Fürstin gelobte den Hennegauern, sie wolle die Lande niemals trennen, und den Holländern, sie wolle die Kriegsmacht nie über die Gränze führen. Das Eine war gegen die Ansprüche der Engländer, das Andere gegen etwaige Absichten des Kaisers gemünzt.

Während die Huldigenden aber sich groß damit thaten, daß die erhabenste Frau der Christenheit ihre Landesfürstin sei, hielt eine Anzahl Edelleute grollend sich fern: die Kaiserin hatte sie nicht in ihren Rath gezogen. Das waren vor allen die reichen und übermüthigen Arkels und Egmonds, die mit Fürsten verwandt und verschwägert waren und sich Fürsten gleich dünkten. Sie steckten sich mit den Heemskerks, Waterlands Wateringen und Kulenburgs zusammen, und mit den Patriziern in Dortrecht Delft Haerlem, denen es durchaus nicht gefiel, daß die Fürstin sich blos mit dem stolzen alten Adel umgab. Es dauerte nicht lange und immer lauter hörte man aus ihren Reihen den Ruf: „Nichts gelte Frauenregierung, nimmer lasse Holland sich verfrauen!“ Die Partei hatte ihr Stichwort gefunden.

Die Kaiserin hielt es für gerathen, zunächst sich selbst eine starke und treue Partei zu machen. Mit vollen Händen streute sie Gunst und Gnaden aus, ihren Städten und Landschaften gab sie Freiheiten und Privilegien, ihren Edelleuten gab sie Aemter und Güter. Die Letztern hatten sich, da die Gelegenheit so günstig, zu einer Art von Raubgesellschaft verbündet, sie waren meist mit einander verwandt und einer half dem andern. Ohne Scheu plünderten sie, ohne Rücksicht,

welche Einbuße die alten Rechte und Erbgüter des Fürstenhauses erlitten. Der Kaiser selbst mußte der Verschleuderung Einhalt thun. Um so höher stieg der Grimm bei den Gegnern. Nichts ärgerte die Städte mehr, als wenn man die großen Lehn „unversterblich" machte, d. h. sie in unabhängige Besitzungen verwandelte, die an den Fürsten nicht mehr heimfallen sollten. Bereits sagten der Kaiserin einige Edelleute ab und lauerten an den Heerstraßen, Geldsendungen an die Kaiserin aufzuhalten. Die Zierickseer verjagten die fürstlichen Amtleute in Dortrecht, und selbst im Kennemer Lande fing es an zu gähren.

Man konnte es sich am Hofe nicht mehr verhehlen, daß es schwer werde, die aufgeregten Massen zu zügeln. Die Kaiserin beschloß, den Hauptvorwurf, den man ihrer Regierung machte, zu beseitigen. Ein halbes Jahr nach ihrer Ankunft ließ sie sich von ihrem Gemahl wieder nach Bayern rufen und forderte die Stände auf, sie selbst sollten unter den bayerischen Prinzen einen zum Statthalter und Nachfolger der Mutter wählen. Der Landtag verlangte einmüthig den Aeltesten, Herzog Ludwig, als ihren rechten Erben zum Landvogt. Da die Kaiserin aber erklärte, dieser sei bereits mit der Markgrafschaft Brandenburg betraut und mit der Kronerbin von Polen verheirathet, so wählte man den zweiten Sohn, Herzog Wilhelm, welchem die Mutter, weil er kaum sechszehn Jahre alt, einen Rath zur Landesregierung an die Seite setzen möge. Der Kaiser war damit wohl zufrieden. Er ernannte ihn, während Ludwig auf Holland-Hennegau Verzicht leistete, zum Nachfolger der Mutter und der Prinz begab sich allein auf den Weg nach den Niederlanden. Er hatte sich als Page des Grafen von Katzenellenbogen, in dessen Begleitung er reisete, verkleidet, damit die Engländer oder andere Feinde ihn nicht unterwegs wegfingen. Nach seiner Ankunft bestellte ihn die Kaiserin förmlich zu ihrem Statthalter. Um allen Streit wegen Frauenregierung aus

dem Weg zu räumen, übertrug sie ihm unbegränzte Vollmacht und erklärte: sie werde sich während ihrer Abwesenheit nicht in die Landesgeschäfte mischen, und wenn sie es dennoch thue, solle es null und nichtig sein. Höchst ungern trat die Kaiserin auf solche Art von der Regierung zurück; denn sie war stolz und empfindlich, wo es sich um ihre Ehre und Würde handelte. Mit aller Entschiedenheit bestand sie daher darauf, daß ihr Recht als Landesfürstin außer aller Frage bleibe: dies streng zu wahren, mußte ihr der Sohn geloben. Sie verpflichtete den jungen Statthalter ferner, auch in allen andern Dingen sich nach dem Ausspruche der Herren zu richten, welche sie ihm als Beirath setzte. Diese Regentschaft, denn das bedeutete eigentlich der Beirath, war nun der große Stein des Anstoßes. Die Kaiserin hatte dazu nur Edelleute aus ihrer nächsten Umgebung gewählt und Beaumont den Vorsitz gegeben. Sie hätte besser gethan, auch städtische Bevollmächtigte in die Regentschaft aufzunehmen.

Das zeigte sich bald nach ihrer Abreise. Zum Kriege gegen die Friesen war man zu schwach und begnügte sich, Kaperbriefe wider sie auszutheilen. Den Utrechter Fürstbischof aber mußte man im Felde bestehn, denn er war einer der Arkels und brach mit Feuer und Schwert verwüstend in's Land ein. Der junge Herzog rückte ihm entgegen, und als er die feindlichen Banner erreichte, sandte er ihm nach Ritterbrauch folgenden Brief:

„Dem ehrsamen Vater in Gott, Herrn Johann von Arkel, Bischof zu Utrecht — Wilhelm, Herzog von Bayern, Pfalzgraf am Rhein, Anwarter der Grafschaften Hennegau Holland Seeland und der Herrschaft Friesland. Wir thun Euch zu wissen, daß wir mit den Unsrigen nach Hopenesse gekommen, begehrend, gegen Euch, Eure Stadt Utrecht und andere Eure Helfer zu streiten wegen des großen Unrechts, das uns von Euch und den Eurigen mit Raub und Brand in unsern Gränzen geschehn ist. Und da dies besser auf einen

Tag verkürzt wird, als daß es arme Leute zu allen Zeiten entgelten, so begehren wir, daß Ihr morgen oder längstens am nächstkommenden Dienstag zwischen dem Yßelstein und Jutsaes streiten wollt, und daß darauf gute Geiseln, Sicherheit und wohlversiegelte Briefe von beiden Theilen zu geben. Und was Ihr hierin thun wollt, das wollt uns in Eurem offenen Briefe und mit Eurem Staatssiegel besiegelt, unverweilt zuschreiben. Gegeben in unserm Zelte zu Hopenesse, unter unserm angehängten Siegel, am Sonnabend vor Unserer Frauen Geburt nach Mittage, im Jahre unsers Herrn 1348".

Es war also eine Ausforderung wie zum Zweikampf, um mit ganzem Heer auf dem gewählten Felde, der Wahlstatt, das Gottesurtheil der Schlacht zu versuchen. Der Bischof nahm sie an, und man kämpfte, daß das Blut strömte von allen Seiten. Allein das Urtheil fiel wider die Holländer aus, der ganze Krieg ging unglücklich. Selbst die wichtige Gränzfestung, der Yßelstein, schwebte in Gefahr und das Land kam in große Bedrängniß. Das eben wollten die Gegner der Regentschaft. Ausgeschlossen sahn sie sich von allen Aemtern und Vergabungen, entfernt vom Fürsten, ohne Einfluß in Landessachen. Deshalb thaten sie ihre Schuldigkeit im Kriege nicht: lieber sollte das Land verderben, als daß die Verhaßten noch länger am Ruder. Deshalb riefen sie dem jungen Herzog zu: er sei ja nur ein Graf von Frauengnade und nimmermehr ein echter Fürst, ihm brauchten sie nicht zu gehorchen. Wilhelm war weich und lenksam, jedoch heißköpfig und ehrbegierig im hohen Grade. Eine furchtbare Schuldenlast drückte ihn nieder; er konnte keine Kriegsvölker ausrüsten und bezahlen, um seine Kriege mit Ehren zu führen; vergebens verkaufte er fürstliche Hausgüter, vergebens klagte er den Städten seine „große Noth", ihre Geldkassen blieben verschlossen. Er hatte anfangs die Mutter in allen wichtigen Sachen gefragt, — aber sie war fern in Bayern. Er hatte den Räthen, die man ihm beigesellt, all die großen

Schenkungen der Mutter bestätigt, — aber sie halfen ihm nicht mit ihrem Reichthum, er empfand nur die Schranken, mit welchen sie seinen aufstrebenden Sinn einengten. Es war kein Wunder, daß der junge Herzog ihren Gegnern sein Ohr öffnete, wenn sie ihn umschlichen und beredeten und zum ungestümen Drängen reizten, daß man ihn aller Fesseln ledig erkläre. Wenn er erst rechter Graf sei, hieß es, würden die Dinge ganz anders gehn.

Die Kaiserin erfuhr das alles mit bangen Sorgen. Ihr Gemahl, der edle Ludwig, war plötzlich gestorben, und als neuer Kaiser stand der Luxemburger da, der erbitterte Feind der bayerischen Macht. Schon hatte er den vierten Theil ihrer niederländischen Erblande dem mächtigen Grafen von Jülich zugesagt. Seine Unterhändler waren in London, und man konnte keinen Augenblick sicher sein, ob nicht der seeländische Adel den König aus England herbeirief. Bayern aber durfte Margaretha nicht verlassen, ihre Söhne standen im Kampfe gegen den Kaiser und haderten unter einander; es war Rede davon, die Kaiserin-Wittwe sollte dem Gegenkönig, den man wider Karl IV. aufstellen wollte, die Hand reichen. Da hörte sie auf den Rath wohlmeinender Leute, welche ihr aus Holland schrieben: es bleibe nichts übrig, als den jungen Fürsten förmlich und vollständig zum Herrn zu machen, dann hätten die Unzufriedenen keine Ursache mehr, sich zu widersetzen. Sie erklärte also zu München am 5. Januar 1349, — „weil die Lande mit Schulden, mit Krieg und allerhand Sachen beschwert seien, so daß sie wohl einen Landesherrn brauchten, der täglich bei ihnen sei, sie mit Macht und mit dem Schwerte beschirme, und sie zu Recht setze und halte“, — ihren Sohn Wilhelm zum alleinigen Herrn von Holland Seeland und Friesland. Jedoch fügte sie einige Bedingungen bei: jährlich solle er ihr sechstausend Florentiner Gulden zahlen, sofort aber zur Tilgung ihrer Schulden fünfzehntausend, und auf seine eigenen Kosten solle

er sie im Besitze des Hennegau gegen jeden Angreifer vertheidigen. Wilhelm setzte dafür seine Zölle und Renten zum Pfande und verpflichtete sich, die vornehmsten namentlich aufgeführten Edlen und Städte beider Parteien sollten diese Bedingungen besiegeln und verbürgen. Würden sie nicht gehalten, wolle er selbst oder eine Anzahl seiner Ritter und Knappen sich in Mons in Geiselschaft stellen.

Allein die gute Absicht der Kaiserin hatte nur stärkere Scheidung der Parteien zur Folge. Als man Beaumont, den Edelleuten und den Städten die Artikel vorlegte, erklärten die meisten Barone: nimmermehr würden sie diese Stücke besiegeln, es sei denn, sie hörten es aus der Kaiserin eigenem Munde. Die Einen fürchteten, der junge Herzog werde, sobald er völlig frei, den Gegnern in die Hände fallen; die Andern wollten nimmer so schwere Lasten für eine Fürstin übernehmen, deren Recht sie für zweifelhaft erklärten. Nur die Dortrechter huldigten Wilhelm als ihrem Grafen, Rotterdam Schiedam Delft folgten. Zwar wurde auch hier bei Glockenschlag bekannt gemacht, die Huldigung solle ungültig sein, wenn nicht das ganze Land beistimme, oder wenn die Kaiserin komme und widerspreche: doch war das nur eine leere Form. Denn schon stand der junge Fürst unter dem Einflusse der Arkels und Egmonds und ihrer Partei. Erbittert, daß man es ihm so schwer mache, die fürstliche Gewalt zu erlangen, griff er jetzt mit beiden Händen nach der Grafenkrone und schwur sich selbst, sie nicht wieder fahren zu lassen. Um sich Anhänger zu sichern, ging er fortan nicht minder verschwenderisch, als früher seine Mutter, mit allem um, was den Bestand des Grafenhauses an Hoheit Rechten und Einkünften bildete. Den Städten steigerte er ihre Selbstherrlichkeit bis zu dem Grade, daß sie den Landfrieden handhaben durften und die Friedensbrecher richten, gleichwie mit fürstlicher Gewalt. Um vollends zu zeigen, daß er Herr sei, stieß er die Räthe, welche seine Mutter ihm bestellt hatte,

und ihre Freunde aus den Aemtern, ohne einmal ihre rechtmäßigen Forderungen zu befriedigen. Alle Stellen verlieh er ihren Gegnern und überschüttete diese mit Gnaden und Vorrechten. Ganz in den Händen seiner neuen Umgebung, die ihm schmeichelte und den Hof machte, zahlte er auch die Gelder nicht, welche er der Mutter versprochen hatte. Vergebens kamen und drängten ihre Boten, er bezahlte weder einen Theil noch das Ganze.

Jetzt war der Krieg erklärt. Die Adelshäupter, mit welchen man so kurz und schnöde verfuhr, kochten vor Wuth. Ihre Leidenschaft setzte das ganze Volk in Flammen, Jedermann schwur zur einen oder andern Partei. Die Einen hoben den Herzog auf den Schild als ihren rechten Landesherrn für immerdar, die Andern bestürmten die Kaiserin, daß sie komme und die Regierung wieder ergreife. Man rüstete Fahrzeuge Burgen und Verschanzungen und warb Kriegsvolk. Jeder verbündete sich mit seinen Gesinnungsgenossen, und Einer nach dem Andern sagte den Gegnern Fehde an. Die gestürzte Partei fiel zuerst aus, im Städtchen Naarden war ein heftiger Kampf und dabei ging das Städtchen in Rauch auf. Das war die Losung zum allgemeinen Kampfe. Die Städte traten auf die Seite des jungen Herzogs, überall zogen seine und ihre Streithaufen; Schloß auf Schloß ihrer Feinde wurde bestürmt und niedergerissen, die Bedrängten flüchteten. Herzog Wilhelm aber schloß urkundlich eine große Fehdegenossenschaft mit seinen Anhängern. Es war zu Dortrecht am 23. Mai 1350, wo er sich mit eilf Städten und vierzehn Edelleuten verbürgte zu Schutz und Trutz wider dreißig namentlich genannte Edelleute. „Diese, so erklärte er, wollten ihn und all seine Freunde von Land und Leuten treiben: aber bei seinen Freunden wolle er immer dastehen als ein guter Herr, die Feinde sollten verbannt sein aus dem Lande, und Frieden oder Rückkehr werde er nimmer gewähren, es sei denn, daß alle seine Verbündeten einwilligten".

Was blieb seiner Mutter, der Kaiserin, nun übrig? Sie war dem Rufen und Klagen ihrer Anhänger gefolgt und zeigte sich im Frühjahr wieder im Hennegau. Die Schmach ihrer Treuen fühlte sie wie ihre eigene, und wer bürgte ihr, daß nicht auch ihre Ehre geschmäht, ihr Recht auf diese Lande mit Füßen getreten werde? Noch aber hielt sie an sich. Vier Tage nach dem Dortrechter Bündnisse begnügte sie sich, die Vergabungen ihres Sohnes zu widerrufen. Als aber immer mehr Flüchtige zu ihr stießen, als der gesammte Adel ihrer Partei mit seiner Mannschaft heranzog und Brief und Siegel gab, daß er sie gegen Männiglich als seine Fürstin hochhalten wolle: da schloß auch sie ihre große Fehdegenossenschaft. Am 5. September 1350 verbürgte sie sich zu Quesnoy mit zweiunddreißig Edelleuten: „daß sie zu ihnen als zu ihren rechten Getreuen stehn wolle, und daß sie alles verantworte, was Jene gegen ihre Feinde gethan, welche die Fürstin von ihren Landen und Herrlichkeiten vertreiben wollten und ihre Freunde und Lande mit Raub und Brand heimsuchten“.

Dies waren die Urkunden, in welchen zum erstenmal die Edlen und Städte bezeichnet wurden, welche fortan meist zur einen oder andern Partei gehörten. Auf Wilhelms Seite standen zwölf Städte, nämlich die fünf großen: Dortrecht Delft Leyden Haerlem Amsterdam, und sieben kleinere: Alkmaar Medenblick Oudewater St. Gertrudsberge Schiedam Rotterdam und eine Zeit lang auch Vlaardingen, ferner vierzehn Edelleute, unter welchen die Arkels Egmonds Heemskerks und Wateringen hervorragten. Die Kaiserin konnte nur auf solche Städte rechnen, welche dem Adel gehörten, wie Gouda und Scoonhoven dem Herrn von Beaumont. Dagegen zählte sie gleich anfangs in ihren Reihen an vierzig Edelleute, unter diesen meist alte und berühmte Geschlechter. Alle diese Edlen und Städte waren holländisch. In Seeland dagegen, wo der Adel mehr und die Städte weniger bedeuteten, hielten die Edelleute jetzt durchgängig die Partei der Kaiserin, nur

wenige, wie die reichen Borsselen und die Everingen, l
sich noch nicht erklärt. Die größeren Städte auf Se
Ziericksee und Middelburg, wurden durch ihre Schöffen
Stadträthe noch in der Treue zur Kaiserin erhalten. A
Dortrecht durfte sie auf eine Anzahl Schöffen zählen, wä
in Delft und anderen Städten ihre Gegner allein das
haus beherrschten. Die Hennegauer endlich hielten sich
lichst fern vom Streite, dachten jedoch nicht an Abfal
der Kaiserin.

So standen sich also zwei große Eidgenossensc
gegenüber, an der Spitze der einen der Sohn, an der
der andern die Mutter. Es wurde ein wildes blutiges
pfen. All die Streiter sanken dahin, ein neues Ges
wuchs auf, und auch dieses stritt und glühte in Bürger
und noch das dritte vierte und fünfte Geschlecht sa
blutigen Ringens kein Ende. Die Parteien der Hoeks
Kabeljaus waren auf die Bühne getreten, bei deren S
ruf länger als hundertundfünfzig Jahre die Schwerter
der Scheide flogen. Untersuchen wir erst, ehe wir den
der holländischen Geschichte wieder aufnehmen, das
die Bestandtheile und das Verfahren dieser Parteien.

Siebentes Kapitel.

Hocks und Kabeljaus.

Wuth und Dauer dieser Parteien. Friesische Härte. Entstehung der Spitznamen. Saapers und Grootheofde. Vettkooper und Schierings. Rothe und graue Hüte. Capruynen. Geheime Erkennungszeichen. Parteiung ringsum. Politisch-soziale Gruppen in der deutschen Reichsgeschichte. Thronstreit in Deutschland und Bürgerkrieg in Holland. Einflüsse von Frankreich und England. Lage der Niederlande zwischen drei Völkern. Vorbild der deutschen, französischen, englischen Städte. Hebel der Königsmacht. Kernfragen der europäischen Parteien. Bestandtheile der Hoeks und Kabeljaus. Große, kleine, zurückgekommene Städte. Kabeljauische, hoekische, schwankende Städte. Nirgends die Partei für immer. Festhalten der Adelsgeschlechter. Hoekischer und kabeljauischer Großadel. Der Kleinadel. Die Bauern. Konservative und Liberale. Das formelle und das innere Recht. Junkerthum und Großadel. Die Hoeks im Volksandenken.

Innere Reibungen halten bei einem Volke die Kräfte in gesunder Spannung und Bewegung. Wie aber die Leidenschaft das unheimliche Feuer, das im Menschen schlummert, aufstören kann, bis es seine ganze Natur in Brand setzt: so vermag der Parteikampf zu Zeiten ein ganzes Land in Gift und Galle zu tauchen. Dann hat jeder gleich die Hand am Schwerte, gleich ein Schmähwort auf der Zunge. Schon der alte Staatsmann Philipp von Leyden, der noch den Anfang dieser Kämpfe sah, erklärt: „Wahrlich, es thäte gut, wenn Hollands Fürst nie einen einzigen seiner Räthe aus den Großen seines Landes nähme. Denn wo es nur Parteien gibt, wie soll man da Vorsteher und Räthe wählen, die von Parteiwuth frei sind, welche kein Recht nimmt und kein Recht gibt!" Philipps Zeitgenosse, der Reimchronist Wilhelm von Hildegaersberch, ruft aus:

Nun mag nicht helfen Sühn' noch Friede.
Der Eine schlägt den Andern todt,
Der Dritte wird von Gütern blos,
Um dieser Parteien, die man tragt.
Der Eine frevelt, der Andere klagt,
So ruhn sie wenig zu allen Zeiten.
Wann hörte Jemand oder sah
Solch ein Wunder, als nun geschieht,
Seit daß Gott sich kreuzigen ließ?
Denn das Kind scheidet von der Mutter,
Man sieht da streiten Bruder und Bruder
Wider einander in Parteien.
Gott, der soll sie noch kasteien,
Deß hab ich Angst, in kurzen Tagen.
Denn er mag nicht länger tragen
Die Bosheit, die da nun regiert,
Wo jeder Eine nur visirt,
Wie er den Andern mag betrügen,
Soll bald doch selbst zu Boden liegen.

Bis auf Kaiser Karl V. litt Holland an dieser Pest. Das Volk blieb tief zerklüftet, mit seinen Säften und seinem Blute rann der Parteihaß durch seine Adern, und die Spuren davon trägt jedes Ereigniß und jeder Charakter, welche bis dahin in seiner Geschichte erwähnt werden. Es zeigte sich darin die friesische Grundfärbung der Holländer. Der Friese beharrt gern in seinem ruhigen unerschütterlichen Phlegma: wächst ihm aber der Aerger oder die Noth über den Kopf, dann wird er von cholerischer Wuth, von Thatendrang ergriffen, und sein Haß ist unbeugsam, unversöhnlich. Doch eben diese harte germanische Natur bewahrte vor der Verwilderung und tiefen Schwäche, welche die bürgerlichen Kriege so häufig bei Romanen zurückließen. Wenn aber die Holländer aus den innern Unruhen endlich als das Volk hervorgingen, welches am ersten siegreich den fürstlichen Absolutismus be-

stand, so hatten sie wahrlich lange Zeit in grausamen Kämpfen und Mühsalen sich vorbereiten müssen, um für jenen Sieg ihren Willen zu härten, ihren Arm zu stählen.

Parteien von solcher Dauer fehlen niemals Spitznamen und Abzeichen, welche mit jedem Jahrzehnt bedeutungsvoller werden. Ihr Ursprung ist gewöhnlich dunkel. Zufällig einmal klingt ein Wort, blickt ein Abzeichen hervor, das treffend ist, und sofort verbreitet es sich in die Weite, wie der Wind die Blätter im Walde bewegt. Wort und Zeichen bleiben, der kleine Anlaß, welcher sie hervorrief, wird vergessen. So begegneten sich in jener Zeit, als die Bürgerkriege in Holland begannen, einmal zwei feindliche Schiffe. „Wer seid Ihr?" rief es vom Bord des einen. Die Andern, denen Ausweichen lieber gewesen, antworteten: „Kabeljaus haben wir geladen". „Ja wohl Kabeljaus!" scholl es zurück, „wir werden Euch Kabeljaus schon haken!" Nach einer andern Erzählung war es bei einer Hoftafel, wo zwei Edelleute sich spöttisch die Namen zuwarfen. Genug die Bezeichnung blieb haften, weil jede Partei sich darin gefiel. Der Kabeljau wird nämlich an den holländischen Küsten in Menge gefangen und ist unter den Seefischen, welche dort sich täglich finden, der größte: er ist aber ein Raubfisch, der fett wird vom Einschlingen der kleinen Fische. Kabeljaus hießen nun die städtischen Geldherren Großhändler und Gewinnmacher, die reichen adligen Güterkäufer, welche aufschwollen von den Einbußen der kleinen Leute und Hofbesitzer. Es war mehr als derber, sie so zu nennen: allein die Kabeljaus ließen sich den Namen schon gefallen, lag doch die Anerkennung darin, daß sie wie die großen Seefische umherschwömmen unter den kleinen und ohnmächtigen. Allein fürchteten sich denn die Hoeks so sehr? Nein, gerade sie schlugen klirrend an den Degen. Seine scharfe Spitze, ihr trotziges Recht, ihr Stolz und Muth, das waren die Angelhaken (Hoeks), welche sie den dicken Kabeljaus fleißig einzubohren dachten, um sie festzukriegen und auf's Trockne zu

ziehn. Da sagte wohl mancher Hoek zu seinem Feinde: „Auch Ihr seid einer von den Maulaffen und Dickköpfen, aber die Zeit soll balde kommen, wo Ihr kein Kabeljau sein möchtet". Denn auch jene beiden andern zärtlichen Namen (Gapers und Grootkoofden) bezeichneten den Kabeljau. Ganz ähnlich entstanden die Namen für die verwandten Parteien in Friesland. Dort hießen die reichen Häuptlinge und Städter, welche hauptsächlich im Ostergo wohnten, Vettkooper oder Talghändler: denn sie besaßen üppige Weiden, auf welchen ihre Ochsenheerden fett wurden. Sie waren die Freunde der Kabeljaus. Die geringeren Leute hatten die Oberhand im Westergo und dachten, wie die Westfriesen und Kennemer, über alles sei hochzuhalten die alte schlichte Bauernfreiheit. Weil der Schiering oder Schieraal, der bei ihnen im Ueberfluß gefangen wurde, einen Hauptbestandtheil ihrer Nahrung abgab, so erhielten sie den Spottnamen Schieringer. Die Vettkooper füllten ihre Tonnen mit Fleisch und Fett, die Schieringer mußten mit kleinen Fischen vorlieb nehmen: allein diese dachten, auch der kleine flinke Aal wisse sich wohl zu nähren und zu wehren, der dicke Talghändler solle ihm wenig anhaben. Man sieht, solche Parteinamen entstanden bei einem Volke, in dessen Vorstellung sich Schiffe Fische und Ochsen umhertrieben, dessen Phantasie aber in den niedrigen Meerdünsten haften blieb, welche ihm so häufig das hohe lichte Aetherblau verdeckten.

Die Hoeks setzten einen rothen Hut auf, denn Roth war die Leibfarbe des Rechts und des Ritterthums, es bedeutete Stärke, hohen Muth und Adelsstolz. Die Kabeljaus lachten sie aus und brauchten nun erst recht den bürgerlich bescheidenen grauen Hut. Man kannte sich schon von Weitem an den Hüten. Lag nach einem Gefechte eine Anzahl Kabeljaus zu Boden, so schnitten die Hoeks ihnen den Kopf ab und setzten den Hut wieder auf den Rumpf. Das nannte der widrige erbarmungslose Parteiwitz dem Fisch die

Leber ausschneiden; allein die Kabeljaus übten nicht minder fleißig diese häßlichen Bräuche. Damals verbreitete sich von Gent aus durch ganz Flandern und Brabant die Verbrüderung der Weißhüter, der witten Capruynen, welche sich verschworen, die Adelshäuser auszubrennen in Stadt und Land. Gerade im Gegensatze zu dem prangenden Helmschmuck, den der Adel liebte, wählten diese groben Demokraten die schlichte und ungefärbte Kappe des gemeinen Mannes zum Parteizeichen. In Lüttich trugen dagegen die Edelleute Hüte mit wehenden Borten, gegen die Bürger zum Trotz, für sich selbst zur Auszeichnung. Es erinnern diese niederländischen Hutgeschichten an die germanische Bedeutung des Hutes. Er war das Zeichen des freien Mannes ebenso wie das langwallende Haar, welches die englischen Rundköpfe absichtlich kürzten und das jeder ächte alte Bauer noch jetzt flattern läßt.

Für Zeiten, wo es nicht rathsam schien, Farbe zu bekennen, gab es geheime Zeichen und Losungsworte, nämlich dann, wenn im Kriege die Kundschafter durch's Land schlichen, wenn nach einer Niederlage die Flüchtigen nach Verstecken und Reisehilfe suchten, wenn man einen neuen Aufstand in der Stille vorbereitete. Kam in Friesland der Bauer vom Felde zurück und sah an seinem Herde Torfstücke auf eine gewisse Art zugelegt, so wußte er, welcher Freund dagewesen und wo er ihn zu suchen habe.

Die Parteifarbe haftete nun in Holland an gewissen Familien, an gewissen Landschaften und Städten: dort schien sie für immer unzerstörbar, dort wußte man es nicht anders, als daß sie am Hause hänge. Nicht selten zuckte aber plötzlich ein fremder Nerv mitten in einer solchen Familie oder Bürgerschaft, und anschwellend loderte in ihrem Schooße Parteiwuth auf und warf ihre Glieder auseinander wie ein grimmes Unthier. Dann suchte der Bruder mörderisch den Bruder auf dem Schlachtfelde, die Hand des Sohnes erhob sich wider den Vater. Das war das Zeichen, daß in den Tiefen der

bürgerlichen Gesellschaft feindliche Prinzipien sich befehdeten, Prinzipien die unsichtbar wie die Schallwelle, wie Frost und Wärme überall eindringen. Sie waren es, welche dem Familienhaupte plötzlich die Söhne abtrünnig machten, gleichviel ob er sein Haus noch so streng im Hasse wider seine Feinde erzog, ob er es vom Verkehr mit ihnen noch so vorsichtig abschloß.

Man würde aber irre gehn, wollte man solche Prinzipien nur aus der Natur und Geschichte eines Landes allein herleiten. Noch minder läßt sich die Ursache ihres Gegenstreits blos in irgend einem Ereignisse finden, welches dies besondere Land betraf. Parteien, wie die holländischen Hoeks und Kabeljaus, haben viel tiefere, viel weitere Wurzeln. Nie würden ihre Kämpfe sich durch ein paar Menschenalter hinziehn, wenn sie etwas anderes wären, als Weglängen viel älterer Strömungen im Volke. Wie bald wäre das Feuer des Bürgerkrieges erloschen, hätte es nicht fort und fort Nahrung aus all dem gezogen, was in den Nachbarlanden vor sich ging, ja was das ganze Zeitalter bewegte.

Erbebten denn nicht damals alle Niederlande unter der Wuth der Parteiungen? Im Stift Utrecht befehdeten sich die Lichtenberger und Lokhorsten, in Geldern die Heekeren und Bronkhorsten, im Lüttichschen die Waroux und Awans, in Brüssel die Heetfelds und Lombecks. In diesen Gegenden nannten sich die Parteien nach den adligen Häusern, aus welchen ihre vornehmsten Führer hervorgingen: denn eine hartneckige Fehde unter vornehmen Geschlechtern führte in der Regel dazu, daß das meistbedrohte mit den Volksführern gemeinsame Sache machte. In Flandern, dem Gränzlande, wo man mit Romanen zusammenstieß, mischte sich die nationale Erbitterung in den Bürgerkrieg, weil der größte Theil des Adels französisch gesinnt war. Erbarmungslos arbeiteten hier die Schwerter und Keulen der Volksmänner, der Klauwaerts, wenn sie über jene Franzosenfreunde, die Leliaerts,

herfielen. Jedoch auch hier war die demokratische Idee die eigentliche Pulsader in den Massen. Ueberall stand einer geharnischten Adelspartei, welche ihre historischen Vorrechte und Aemter vertheidigte, eine Volkspartei gegenüber, um rastlos gegen die hochverschanzte Stellung des Adels anzustürmen.

Und ziehen wir unsere Blicke zurück aus jenen kleinen Landschaften an der Nordseeküste, und lassen sie weithin streifen über das vielartige deutsche Reich: so treten auch hier überall dieselben zwei Gruppen in den Vordergrund. Wohl stellen sie sich dar in verschiedener Tracht und Kriegsweise, je nachdem sie dem Norden oder Süden, der Mitte oder dem Osten des Reiches angehören. Wohl mischen sich hier die großen Reichsfragen mit ganz anderer Wucht ein, als in den Niederlanden. Wohl vertiefen sich — und das scheint besonders bedenklich — die deutschen Geschichtsforscher gar zu gern in die kaum übersehlichen Stadt- und Fürstengebiete, um hier erst alle Thatsachen klein und groß in's Reine zu bringen. Wenn sie aber diese unendliche Arbeit endlich vollbracht hätten, wenn dann ein wahrhafter Geschichtschreiber käme, der all die tausend Fäden und Verschlingungen, wie sie sich ziehn von Stadt zu Stadt und von Schloß zu Schloß, zusammenfaßte und mit scharfem Blick für das Gemeinsame die örtliche Färbung abstreifte, — gewiß, er würde überall nur dieselben großen Gegensätze erblicken. Ueberall würden in dem ungeheuren Gewirr von Thatsachen sich ihm nur dieselben politischen und sozialen Grundideen enthüllen, wie sie uns für den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts klar wurden, als die Energie und Kunst unserer Historiker sich der Geschichten des Bauernkriegs und der Reformationsanfänge bemächtigte. Die holländische Geschichte zeigte uns bis jetzt zweimal das Zusammenstoßen einer Adels- und Volkspartei, bei dem Tode Florenz V. und in dem Streite der Kaiserin Margaretha mit ihrem Sohne: geschah das aber nicht beidemal gerade zur

selben Zeit, als in Deutschland sich die Träger der Reichskrone bekämpften? Und waren diese Gegenkönige im Wesentlichen etwas anderes, als Bannerführer von zwei Parteien, mit denen die holländischen nicht wenig gemein hatten? Das erstemal standen Adolf von Nassau und Albrecht von Oesterreich sich gegenüber, der eine stützte sich auf den Adel, der andere auf die Städte. Der ritterliche Adolf mußte Thron und Leben auf dem Schlachtfeld lassen, Albrecht siegte, jedoch nur um dem meuchlerischen Angriff einer Adelsverschwörung zu erliegen, gerade wie der holländische Florenz V. Kaiser Ludwig IV., der Städtefreund, hatte hart zu thun mit Friedrich und Leopold von Oesterreich, den Vorkämpfern der aristokratischen Interessen. Den Einen besiegte er durch das Schwert und durch Herzensmilde, der Andere, der Stern aller Ritterschaft, fiel unter den Schweizerkolben bei Sempach, bedeckt von den sinkenden ritterlichen Bannern. Allein Kaiser Ludwig besaß nicht genug Willensschärfe, und auf den Rathhäusern der deutschen Städte wechselten Furcht und Stolz der Patrizier mit dem Uebermuthe der Zünfte: das war sein Unglück. Sein Nachfolger Karl IV. schrieb wieder die Grundsätze auf seine Fahnen, für welche in Holland die Hoeks sich erhoben. So sind es die Wellen der großen Bewegungen im deutschen Reiche, welche regelmäßig auch über die offenen niederländischen Ebenen rollen, und die holländischen Geschichtschreiber sind im Unrecht, wenn sie die Geschichte ihres Landes gleichwie die einer abgeschlossenen Insel behandeln.

Jedoch nicht blos den Rhein hinunter, auch aus Frankreich und England gingen lebhafte Einflüsse nach den Niederlanden. Denn dies Mündungsland des Rheins, der Maas und Schelde, dessen Küsten die schmale See zwischen Frankreich und England bespült, dieses Land lag recht mitten im Zusammenstoße von drei großen Völkern: auf seinem Boden bekämpften und zerrissen sich ihre Politik, ihre Heere und, wenn auch verdeckter, ihre sozialen Gegensätze. Dies gab den

Niederlanden ihre Stellung in der Staaten- und Kulturgeschichte wie in der Handelswelt. Dies war die Ursache, daß sie immer nur vorübergehend ein starkes Reich bildeten, daß bei den Reibungen zwischen Fürsten Adel und Städten die Kriegsflamme gleich so helle brannte. Die Luftströmungen, welche über die große europäische Bühne zogen, trafen oft genug in den Niederlanden auf einander, daß sie hier zum reißenden Wirbelwinde wurden.

Uebermächtig blieb freilich die deutsche Natur und Einwirkung. Die niederländischen Städte, so frühzeitig sich ihre Gassen mit Meistern und Rhedern, mit Mäklern und Gesellen füllten, hatten doch kein stolzeres Vorbild, als ihnen neben den italienischen die deutschen Städte aufstellten. Es fehlte immer noch viel, bis sie die Freiheit der Reichs- und Hansestädte erlangten. Erst als diesen ihr weltgeschichtlicher Beruf, welchen sie von der Gründung des rheinischen Städtebundes an drei Jahrhunderte lang erfüllen, verloren ging, treten die niederländischen Städte um so herrlicher hervor. Eines aber lernten sie früher von den Städten in England und Frankreich: dies war das treue Zusammenhalten mit dem obersten Landesherrn. Die deutschen Städte versuchten wiederholt dieselbe Politik: jedoch zwischen ihnen und den Kaisern stand ein Wald von Fürsten Prälaten und Rittern, standen Berge von Aufgaben für die Kaiser, welchen es nicht einmal gestattet war, ihre Arbeit und ihren Gewinn auf Söhne zu vererben. Ganz anders war es in England und Frankreich. Dort fanden die Städte an erblichen Königen einen dauernden Anhalt, an welchen sie sich anschlossen, um frühzeitig die Königsmacht dergestalt zu stärken, daß sie das ganze Land überzog und den Städten selbst Wohlstand Ruhe und gemäßigte Freiheit erwarb. Dieses Beispiel blieb für die holländischen Kabeljaus nicht verloren.

Die Königsmacht in Frankreich und England erreichte aber ihre Höhe in der Erniedrigung der Herzoge Grafen

und Barone. Das Gemeinbeste stellte sich dar im Willen der Krone: diesem sollten sie dienen. Sollte der Staat wohlgefügt werden, mußte die Krone all die Herrengebiete zusammenfassen. Schwächen also, unterhöhlen, nöthigenfalls zertrümmern mußte man die vielen kleinen Herrschaften, damit das Reich zu Recht komme. Dabei arbeiteten sich zwei Prinzipien in die Hände: von unten das demokratische, welches die Massen belebte und bürgerliche Gleichberechtigung für Alle forderte, von oben die fürstliche Gewalt, in welcher die allein herrschende Majestät des Volkes persönlich wurde. Hier lag der letzte Kern, um welchen sich der Kampf der Parteien drehte, die Frage, ob in all den zahllosen großen und kleinen Rechtskreisen, in welche der Lehnsstaat Land und Leute zersplittert hatte, jeder sein eigener Herr und Meister bleibe, oder ob eine neue herrschende Gewalt sich gleichmäßig über alle erheben, gleichmäßig alle ergreifen solle. Im ersten Falle blieb das Ganze was es war, locker verbunden, schwach und unbehilflich: im zweiten mußte es ein geschlossener, machtvoller, beweglicher Staat werden. Mit andern Worten: sollte noch länger der mittelalterliche Staat in Kraft stehn, oder sollte moderne Staatsordnung zur Geltung kommen? Dafür oder dawider — das war, von den Einen erkannt, von den Andern dunkel geahnt, die Triebfeder in den Kämpfen des Jacquerie und später der burgundischen Partei mit den Armagnacs in Frankreich, des Aufstandes Wat Tyler's und der Bürgerkriege in England, der Ritter- und Städtebünde in Deutschland, und der größten Erscheinung dieser Art in Europa, des deutschen Bauernkriegs. Nur ein Zweig dieser allgemeinen Parteiung waren die holländischen Hoeks und Kabeljaus.

Wer stand hier auf der einen, wer auf der andern Seite? Den Hauptstock bei den Kabeljaus bildeten die großen Städte, bei den Hoeks der alte Adel.

Solche Städte, welche durch zuströmende Bürgermenge,

durch Schifffahrt Handel und Gewerbe mächtig und blühend geworden, waren durchgängig kabeljauisch. Andere dagegen, welchen jene reicheren Zuflüsse mangelten und die deshalb zurückblieben, neigten sich mehr den Hoeks zu: dies waren die kleinen Städte und die zurückgekommenen. In jenen wohnten schlichte Ackerbauer Fischer und Schiffsleute; in den zurückgekommenen Städten, welche keine Handelsflotten mehr in See schickten, saßen alte Familien, welche ihre ererbten Güter und Schätze hüteten und denen kein Mensch ihren Schöffenadel bestritt. Hier wie dort blieben daher die Einrichtungen stätiger, den Leuten war das Alte lieb geworden, auch schienen sie wohl etwas beschränkten Sinnes. Anders war das Leben in den volkreichen Städten. Da wogte es unaufhörlich hin und her, da strebte alles Neue in die Höhe, und Gesetze und Anstalten mußten sich umbilden nach den Bedürfnissen der Zeit. Alte stolze Familien gab es auch hier, in ihre Mitte hatten sie eine ganze Anzahl neuer aufnehmen müssen, keinenfalls konnten sie sich des Druckes erwehren, welchen die große Masse der Bürger auf sie ausübte. Auch die Eifersucht der kleinen Städte wirkte auf ihre Parteistellung ein. Sie gaben nicht gern ihrer minder begünstigten Lage oder dem schwächeren Unternehmungsgeist ihrer Bürger die Schuld, wenn bei ihnen wenig Blüthe und Gedeihen war, lieber suchten sie die Ursache dieser Verschiedenheit in den verhaßten Münz- und Stapelrechten, in den Zollfreiheiten und andern Privilegien, welche sich die größeren Städte zu verschaffen wußten. So war denn das reiche mächtige Dortrecht immerdar die Hauptstadt der Kabeljaus, in Delft Haerlem Leyden Amsterdam war dieselbe Gesinnung überwiegend. Gouda dagegen, welches ihnen in Volksmenge am nächsten stand, Sevenbergen Scoonhoven, Oudewater, Vlaardingen, Domburg, Westkappel waren ein Sitz und Hort der Hoeks. Besonders wußten diese die Städte, in welchen sie noch die Burg und Vogtei besaßen, wohl im

Zaum zu halten. In Gorkum Leerdam Yßelstein war dagegen die Bürgerschaft kabeljauisch wie ihre Stadtherren. Andere Städte endlich, wie Zierickſee und Middelburg, St. Gertrudsberge Schiedam Rotterdam Alkmaer Hoorn Medenblick, waren den Hoeks nicht abgeneigt, geriethen aber leicht in's Schwanken. Jedoch auch in jeder andern Stadt konnte es geschehn, daß die hier gewöhnlich herrschende Partei für eine Zeitlang ihren Gegnern Platz machte, besonders wenn deren Freunde sich siegreich in der Umgegend ausbreiteten. Niemals ließ sich sagen, daß es in irgend einer Stadt oder Gegend nur Kabeljaus oder Hoeks gebe. Selbst in den Großstädten ließ sich das niedere Volk leicht gegen die Kabeljaus in Bewegung setzen, wenn man seinen stillen Haß gegen die Patrizier schürte.

Selten, jedoch nicht ausgeschlossen, war Schwanken oder Ueberlaufen bei den Adelsgeschlechtern. Denn in diesen wechselten die Häupter nicht, wie in den Städten die Schöffen und Stadträthe, und Ehre und Treue band an die einmal gewählte Farbe.

Der reiche und vornehme Adel war gespalten. Die edelsten Familien waren unveränderlich die Säulen der Hoekspartei. So die Brederode, Abkömmlinge aus dem ersten holländischen Grafenhause, ihr Zweig, die Duivenvoorde, die Wassenaar, welche sich das älteste Geschlecht in Holland rühmten, die Montfort, welche ihre alten Burgrechte wohl bewahrt hatten. Nicht minder altberühmte Adelsgeschlechter in den Reihen der Hoeks waren die Renesse Polanen van der Binkhorst Stryen Haemstede Boekhorst und andere. Jedoch auch die Kabeljaus zeigten stolz auf ihre Adelshäupter. Da kamen zuerst die Arkel, die reichsten und stolzesten unter den Gebietsherren, welche nur ein leichtes Lehnsband mit dem holländischen Fürstenhause verband. Wenn sie nicht herrschten an seinem Hofe, waren sie stets gegen dasselbe in Waffen. Die Egmond aber wurden wohl noch reicher geschätzt, in ihrem

Hause war eine bürgerfreundliche Gesinnung hergebracht. Andere weitverbreitete Geschlechter, welche gediehen durch Güterkauf und mit dem Emporkommen jeglicher Art von Gewerbe, waren die Borsselen auf Seeland, die Waterlands und Heemskerks in Holland, die Kulenburgs auf der Utrechter Gränze, welche sämmtlich zu den Kabeljaus neigten. Diese reichen Herren wären am liebsten ganz unabhängig geworden. Sie fühlten sich wie die volkreichen Städte zu groß, um Unterthanen zu bleiben, und zu klein, um Fürsten zu werden. Sie und jene Städte waren natürliche Verbündete. Die kleinen Landadligen dagegen bestanden fast durchgehends als treue und unverfälschte Hoeks. Denn sie hielten scharf und störrig auf ihre alten Rechte, wie auf ihre gute Abkunft. Ebenso dachte ein großer Theil des alten Schöffenadels in den Städten. In den Reihen dieses Kleinadels fand die Partei der Hoeks ihre rechten Kampfhähne, die immer wieder heißspornig auf die Feinde losstürzten, so oft sie auch zurückgeschlagen wurden. Denn ihnen sagte es eine innere Ahnung, daß bei dem Siege des kabeljauischen Wesens gerade sie unmittelbar die Opfer würden. Ihr bestes Erbtheil waren ja ihre Adelsrechte, während dem Großadel, wie es auch kommen mochte, sein reicher Güterbestand Macht und Ansehn bewahrte.

Auf die Bauern endlich konnten die Hoeks zehnmal eher zählen, als die Kabeljaus. Denn der Bauer beharret starr im Alten und Gewohnten, die Neuerungen sind ihm unheimlich, weil er sie nicht versteht. Auch war es der Haß gegen die Zwangs- und Bannrechte der Städte, gegen ihren Prunk, ihre Ueppigkeit, was den freien Bauer näher zum Adel zog. Daher schien das platte Land fast durchgängig hoekisch gesinnt, die Kennemer Westfriesen und Waterländer Bauern zeichneten sich darin besonders aus.

Man sieht nun schon, daß die Kabeljaus sich mit den Liberalen, die Hoeks mit den Konservativen unserer Zeit vergleichen lassen. Das sind ja die ewigen Gegensätze in allen

Völkern, so lange diese noch frisch und blühend. Der eine Mensch hängt aus Pietät, aus Mißtrauen, aus beschränktem Geiste, oder auch aus bloßem Trotz und Starrsinn am Alten: der andere Mensch fühlt einen unruhigen und weiter strebenden Sinn, hat scharfe kritische Augen für die Mängel in allem Bestehenden, nur nicht für seine eigenen Ideale und Hoffnungen. Für Jene ist das Recht eine eiserne Schranke, über welche ihre Vorstellung nicht hinaus kann, den Andern ist leben und leben lassen das vornehmste Gebot. Wohl mochte Hugo Grotius die Hoeks von ihrem Ursprung bis zum Ausgange nicht eigentlich als eine Faktion ansehen, sondern als den Theil der Unterthanen im Lande, welche „vollkommen blieben in ihrer Pflicht, um die Rechte Herkommen Freiheiten und Gerechtigkeiten des Landes zu beschützen, welche durch die Kabeljaus gewaltig gebrochen wurden“. Auch alle älteren holländischen Schriftsteller erkennen in den Hoeks die ehrlichen Vorkämpfer der Freiheit und gesetzlichen Autorität der Lande, in den Kabeljaus Leute, welche die gemeine Freiheit den Fürsten zum Opfer brachten.

Streng genommen waren die Hoeks im Rechte: sie wollten in den Städten die hergebrachte Verfassung, auf dem Lande die Burgrechte und Gerichtsbarkeiten der Edelleute, kurz strenge das Herkommen wollten sie aufrecht halten. Wie leicht setzten sich dagegen die Kabeljaus über all diese kleinen und eigensinnigen Herrenrechte hinweg, welche den Besitz der Gemeinden und Burgherren bildeten. Wahr ist es, die Hoeks erlaubten auch dem Fürsten keinen Schritt wider das alte Recht, keine willkürlichen Gebote, keine neue Besteuerung und Kriegslasten. Wohl aber standen sie dem angestammten Landesherrn treu zur Seite und fochten ritterlich für seine Krone, wie für die Ehre ihrer eigenen Wappen. Die Kabeljaus dagegen empörte es nicht, wenn der Landesherr größere Anforderungen an alle Unterthanen machte, als hergebracht; wenn er die Trotzigen unter seine Gebote beugte, auch wohl

neben dem Rechtswege; wenn er sich um den Inhalt der landständischen Freiheitsbriefe nicht so genau kümmerte, — vorausgesetzt immer nur das Eine, daß er jedermann freien Handel und Wandel und ruhiges Gedeihen sicherte. Die Kabeljaus setzten auch wohl das Nationalgefühl bei Seite und unterstützten bei sich fremdgeborne Fürsten, wenn diese nur Macht und Willen entfalteten, das Land in Frieden und Flor zu bringen. Waren sie deshalb so sehr im Unrechte? Wenn die Hoeks nichts mehr haßten, als jede Art von Gewalt, die in die bestehenden Einzelrechte eingriff, mußten dann nicht die Kabeljaus da sein, damit Licht und Luft und Fortschritt in das einrostende Staatswesen kam, daß Geltung erhielt, was Geltung verdiente? Das legitime Recht war öfter auf der Seite ihrer Gegner, jedoch das innere Recht und Bedürfniß der Zeit fand seine Förderer an den Kabeljaus. Die Hoeks blieben immer nur die alte starre Feudalpartei: die Kabeljaus hatten etwas vom demokratischen Geiste, der in den Bürgermassen trieb, in sich aufgenommen und suchten durch ihn allmählig das Staatswesen zu verändern. Sie strebten zugleich danach, städtische Ordnung über das ganze Land auszudehnen, indem sie sich an eine starke Fürstenmacht anlehnten.

Der Vergleich mit den heutigen Parteien ließe sich daher ohne Ungebühr noch ausdehnen. In den Reihen der Hoeks steckte offenbar viel von jenem Junkerthum, das sich engherzig gegen die großen Forderungen der Zeit verhält, und von tiefem Haß gegen die Neuerer erfüllt ist. Bei den Kabeljaus dagegen fand sich eben so viel von jenem Großadel, der sich leicht mit dem Bürgerthum verträgt und zusammenlebt, seiner Achtung bei ihm nicht verlustig geht, und seine Macht im allgemeinen Gedeihen vergrößert.

Im Andenken aber des holländischen Volks lebten bis auf unsere Tage die Hoeks als diejenigen fort, welche wohl schwächer, aber gerechter gewesen als ihre Gegner. Diese

Vorliebe für die Hoeks rührte zum guten Theil aus den Erzählungen her von dem verschiedenen Auftreten der Parteien. Die Hoeks waren rasch und stürmisch im Angriff, aufopfernd für ihre Ideen, niederschmetternd im Siegen, unverzagt bei Niederlagen. Die Kabeljaus verhielten sich berechnender und achteten beständig auf ihre Interessen. Sie ließen sich häufig überraschen, und es dauerte immer eine Weile, bis sie ihre Streithaufen beisammen hatten. Auch dann gewannen sie weniger durch große Schlachten, als durch die Uebermacht, mit welcher sie die feindlichen Schaaren umzingelten. Meist blieben sie geneigt, mit den Gegnern sich halbwegs zu einigen, da ihr Geld und Handel dennoch gedeihen mußte. Die Hoeks dagegen pochten auf ihr Recht, sie kämpften und bluteten dafür als Helden, und gingen keinen Vertrag ein, als wenn sie ganz zerschlagen waren. Sie vor den andern erschienen als die Kühnen, die Tapfern, die Ritterlichen, sie hielten streng auf Landesehre, um ihre Fahnen schwebten die poetischen Sagen: — was Wunder, daß im holländischen Volke das Sprüchwort gäng und gäbe blieb:

> Wäre Recht nach Rechten ergangen,
> Mußt der Hoek den Kabeljau fangen.

Achtes Kapitel.

Parteifehden im späteren Mittelalter.

Vorherrschen des Persönlichen und Oertlichen. Langsame geistige und politische Bewegung. Unterschied von der frühern und spätern Zeit. Städtische und Familieninteressen. Alte Prozesse. Die Parteifehden Thronstreite. Parteibeute. Verbannte und Flüchtlinge. Treiben auf der Gränze. Das Fehderecht. Anlässe zur Fehde. Fehdegenossenschaften. Ihre Artikel. Absage und Angriffe. Rüstungen zu größeren Fehden. Geldoperationen. Bestechungen. Aufsagen von Lehnsgütern. Kriegsdienstverträge. Güter der Abgefallenen. Burgbesatzungen. Reisen und Kundschafter. Heimsuchungen. Brandschatzungen. Das Beuterecht. Das Gefangenenrecht. Die Kriegsschäden vorübergehend. Leichtes Leben im Mittelalter. Gewöhnlicher Schluß der Parteifehden. Tagfahrt zur Sühne. Der Rechtsspruch. Der Generalartikel. Hauptbrief und Sonderbriefe. Neuer Fehdegrund.

So erscheinen uns Recht und Aussichten der einen und der andern Partei, wenn wir ihre Ideen aus der Art ihrer Bundesgenossen, ihre Ziele aus ihren Resultaten, endlich ihr ganzes Wesen aus dem Gesammtinhalt der Urkunden und Chroniken ermessen, welche über diese Vorgänge berichten. Betrachten wir immer nur jede Urkunde für sich allein, immer nur ein Blatt der Chroniken nach dem andern, so geben sie uns an, was ihre Helden thaten, nicht was sie dachten. Da erscheint ein endloses Gewühl von Personen und Thatsachen, aber nirgends ein Prinzip: Städte Fürsten und Adelsgeschlechter bekämpfen sich auf Tod und Leben, aber kaum läßt sich errathen, daß es sich um etwas anderes handelte, als um den nächsten baaren Gewinn. Man sollte glauben, die Kämpfenden hätten es selbst nicht anders gewußt, das immer wieder ausbrechende wilde Streiten sei geschehen aus reiner Lust

am Rauben und Todtschlagen, aus überwallendem Kraftgefühl. Das war ja eben die Natur des Mittelalters, daß die Ideen gleich in's Blut gingen, sofort persönliche und örtliche Farben annahmen. Eben deshalb blieben sie im Persönlichen und Lokalen stecken.

Die Menschen standen damals beisammen wie ein Wald von starken Bäumen, an denen jedes Blatt und Gezweige zwar im scharfen Winde zittert, deren Stamm und Aeste sich aber nur wenig unter der Luftströmung beugen. Die Ideen stürmten keineswegs mit der Macht und Eile, wie heutzutage, durch die Länder, plötzlich zündend in den Herzen, alle Geister für und wider erregend. Denn wo gab es damals Eisenbahnen und Telegraphen? Wie dürftig erschienen Zeitungen und Flugschriften und all die andern Mittel, welche jetzt Nachricht und Gedanken beflügeln! Wie das Fuhrwerk langsam die ungebahnte Heerstraße dahin zog, wie die Herren von einer Burg zur andern die langen Feld- und Waldwege ritten: so langsam bewegten sich die Streitrufe und Neuigkeiten aus einer Gegend in die andere. Auch mußten ihre Träger erst Einlaß fordern vor jeder Zugbrücke, vielleicht gar vor dem Weichbilde oder Herrengebiete: das ganze Land war ja nur eine Verkettung von lauter kleinen Landstücken, von denen ihre Eigenthümer alles Fremde verbannen konnten. Gewiß war es auch im späteren Mittelalter die Strömung des Zeit- und Volksgeistes, was die Massen der Menschen in Bewegung setzte: aber die Idee stand nicht leuchtend über allen Häuptern, so daß man ihr die Blicke zuwendete, und die Genossen sich daran erkannten und das Herz stärkten. Ihre Kämpfer hatte sie allmählig von Hof zu Hof, von Gemeinde zu Gemeinde zu suchen und verwickelte sich dabei in den Hecken und Zäunen, mit denen jeder Mann eigenherrisch sein Gebiet abschloß. Heutzutage hat die politische Idee etwas unwiderstehlich Ergreifendes und Zwingendes, — in der ersten Hälfte des Mittelalters führte sie wie der Sturmwind die Massen zusammen,

wie man es in den Kreuzzügen und in den Kämpfen zwischen Pabst und Kaiser sah. Zwischen beiden Zeiten lag das spätere Mittelalter, wo Zahllose ihre eigene Partei bildeten, und nicht eher etwas geschah, als bis man sich mit Nachbarn und Freunden persönlich verbürgert hatte. Man schloß erst mit ihnen eine Eid- oder Fehdegenossenschaft, welche ihre bestimmten greifbaren Ziele und Zeiten aufstellte.

Natürlich trug dabei jeder Theil seine besonderen Wünsche und Ansichten zu Markte. Gewiß vereinigte die deutschen Städte im Grunde ein und dasselbe Streben, allein immer zerfielen sie in große und kleine Bünde, von denen jeder seine landschaftlichen Interessen vertheidigte. In den Niederlanden war Handelseifersucht und anderer Aerger hinreichend, daß eine Stadt sich zeitweise zur Gegenpartei ihrer Nebenbuhlerin hielt. Als unter Herzog Albrecht Delft die Fahne der Kabeljaus hochhielt, halfen die Dortrechter dem Fürsten, der Stadt heftig zusetzen; als umgekehrt zu Jakobäas Zeit Dortrecht das Hauptlager der Kabeljaus war, regte sich in Delft um so leichter der hoekische Geist. Die Utrechter und Oberysselschen Bürger ließen keine Gelegenheit vorbeigehn, wo sie den reichen Kabeljaustädten in Holland schaden konnten. Die Adelsgeschlechter aber brachten in die Parteiung ihren Familienhaß hinein. Wo ein Geschlecht reich und mächtig sich ausbreitete, da gab es gewiß in seiner Nachbarschaft ein anderes nicht minder hochstrebendes, welches sich selten anderswo, als auf der Seite seiner Feinde finden ließ. So standen sich die Brederode und Egmond, die Arkel und Montfort, die Borsselen und Haemstede überall feindlich gegenüber. Dann schleppte sich noch zwischen Fürsten Herren und Städten um Gerichtsbarkeiten, um Zoll- und Münzrechte und dergleichen ein Knäuel alter Prozesse, welche niemals gründlich ausgetragen wurden und bei jeder Fehde wieder auf's Pergament kamen. So wurde die politische Frage, welche die Parteien trennte, hüben und drüben gewöhnlich mit so vielen andern Ansprüchen

und Streitigkeiten behängt und umwickelt, daß sie fast darunter verschwand: selbst in der Vorstellung der Parteigenossen dämmerte dann ihr politisches Prinzip nur in allgemeinen Umrissen. Was die Partei aber immer wieder zusammenführte, was den alten Streit immer wieder anfachte, das war eben doch nur die dauernde Kraft jenes Prinzips.

Wenn aber die Parteiglieder nicht anders auf die Kampfbühne traten, als persönlich mit einander verbürgert, so brauchten sie auch ein persönliches Haupt. Sie suchten dasselbe in der fürstlichen Familie, sie scheuten kein Mittel, den Thronfolger oder irgend einen andern Prinzen, der möglicher Weise Ansprüche auf den Thron besaß, aufzustacheln, daß er an ihre Spitze trete. War aber die Noth und Erbitterung groß und gleichwohl jede Aussicht verschlossen, aus der herrschenden Familie ein Haupt zu erhalten, so sah man sich im Auslande um, dort einen Fürsten zu finden, der irgend ein Recht auf den Thron zur Zeit oder für später in Anspruch nahm. So erscheinen die meisten größeren Parteikämpfe im Mittelalter zugleich als Thronstreite. Es war das beständige Politik der Lehnsmannen. Eine nackte Empörung gegen den Herrn verwirkte das Lehnsgut. Man suchte also einen andern, welcher den rechten Lehnsherrn vorstellen sollte. Ging dann die Sache unglücklich, so war höchstens ein Rechtsirrthum und keine Felonie zu büßen. Doch machten auch tiefere Gründe den Parteikampf so regelmäßig zum Thronstreit. Es bekundet sich darin ein ächt monarchischer Zug und zugleich das ständische Prinzip, welches ohne Mitrathen und Mitthaten nicht zu denken ist. Die Herren und Städte erkämpfen für den Fürsten, dem sie anhängen, den Thron: er aber muß sich feierlich verpflichten, ihre Prinzipien und Interessen zur Geltung zu bringen; förmlich muß er sich mit ihnen verbürgen gegen bestimmte Personen und zu bestimmten Zwecken. Wir sahen bereits, wie der seeländische Adel den flandrischen Grafen zum Haupt erkor wider den ange-

stammten Fürsten; wir sahen, wie die Kaiserin Margaretha und ihr Sohn durch die Parteien in den Krieg mit einander verwickelt wurden: der Verfolg der holländisch-bayerischen Geschichte wird uns noch mehr Beispiele bringen.

Nun war auch die Belohnung, welche man für sein Mühen und Ringen wollte, keineswegs allein das erhebende Bewußtsein, „daß die gute Sache gesiegt habe", auch keineswegs blos die Befriedigung, welche der gesättigte Parteihaß gewährt, der zum persönlichen und Familienhaß geworden. Reale Genüsse, faßbare Güter waren es, in welche sich den Leuten damals die Ideen sofort umsetzen sollten. Man freute sich auf die Privilegien Freiheiten und Güter, welche der Fürst, wenn er zur Herrschaft komme, seiner Partei verleihen werde. Man freute sich noch mehr auf den schönen Besitz, aus welchem man die Gegner herauszuwerfen trachtete, um selbst ihren Platz einzunehmen. Da gab es zahlreiche Aemter am Hofe des Fürsten, auf den Schöffenstühlen und in der Verwaltung der Städte, in der Gerichts- Forst- Zoll- und gesammten Landesverwaltung. Jede dieser Stellen brachte nicht blos Rang und Ansehn, sondern auch sehr wesentliche Einkünfte. Die Habsucht äußerte sich noch auf rohere Weise. Bürgerschaften, welche Eifersucht bewegte, konnte nichts Froheres geschehn, als wenn der Krieg der Nebenbuhlerin Handel und Gewerbe lähmte. Dann zog die triumphirende Stadt Meister Schiffe und Kapitalien an sich. Wo aber der Sieger einzog, da mußten die Vornehmsten der Gegner in die Verbannung: die am meisten Verhaßten waren in der Regel schon geflüchtet, denn sonst hätte Schwert und Kerker grausam unter ihnen aufgeräumt. Die Güter der Hingerichteten, der Flüchtlinge, der Verbannten wurden eingezogen zu Gunsten des Fürsten, seines Statthalters oder Feldherrn, seltener für das Gemeinbeste. Dann wurden schöne Häuser und Gärten und Waldungen an die Helfer verschenkt oder zu Spottpreisen verschleudert, und die Sieger erweiterten lachend ihre Besitzungen.

Auch heute bringt der Parteisieg Spolien, die nicht leicht verschmäht werden: allein verglichen mit der Ausbeute, welche Parteikämpfe im späteren Mittelalter lieferten, erscheint die jetzige nicht besser als ein Teller Fische gegenüber einer reichbesetzten Tafel. Selbst der Habe, welche die Geflüchteten bei ihren Freunden heimlich untergebracht, wurde nachgespürt, und Alles, was man entdeckte, für gute Beute erklärt. Viele Familien, die all ihr Gut verloren hatten, zogen auf und davon und verschollen in der Ferne.

Die meisten aber, welche die Heimath meiden mußten, gingen nicht gar weit. Gegenwärtig, wo die Parteiströmungen nur Fluth und Ebbe des Volksgeistes sind, der langsam seine Schwingungen vollbringt, sinken mit der Niederlage auf lange Zeit all die Hoffnungen der Besiegten zu Boden. Die Führer sind gefallen, oder ihre Kraft verzehrt sich im Kerker und Exil: die Volksmasse aber folgt eine Zeitlang andern Antrieben. Das war damals, als nicht blos die Führer, sondern ganze Parteien sich gegenseitig den Kehraus aufspielten, anders. Die Flüchtigen und Verbannten hielten gleich hinter der Landesgränze still, und diese lag, da der Herrenländer und Stadtgebiete so viele, selten weiter als eine oder die andere Tagreise. Dort schürten und lärmten die vertriebenen Häupter an den Fürstenhöfen und in den Städten, wo sie Freunde hatten, sie versprachen goldene Berge von den Gütern der Verhaßten, wenn man ihnen helfe. Der reichere Adel hatte gewöhnlich auch in den Nachbarländern Güter und Besitzungen, auf denen er wie zu Hause war. Die Aermeren aber zehrten in den Gränzorten umher und warteten, bis das Blatt sich wieder wende. Bei Tage rüsteten sie mit ihrem letzten Pfennig neue Waffen und Mannschaften, und des Nachts schlichen sie über die Gränze und besprachen sich heimlich mit ihren Gesinnungsgenossen. Waren die Gegner nicht sehr stark, nicht äußerst auf der Hut, so hatten sich die Ver-

triebenen auf einmal in einer festen Stadt wieder gesammelt und eröffneten auf's Neue den Krieg.

Um sich nun Beginn Hergang und Verlauf, wie sie gewöhnlich in den Parteikämpfen Statt hatten, klar zu machen, muß man sich an Recht und Brauch der Fehde erinnern. Noch war ja in anerkannter Uebung das Fehderecht, welches nichts anderes besagte, als daß jeder seinen Schaden an Ehre Leib und Vermögen selbst rächen könne, wenn sein Beleidiger nicht gutwillig sich zur Sühne herbeilasse. Ein Zwang, lediglich vor Gericht Recht und Hilfe zu suchen, bestand nur erst in den Städten, wurde außer ihren Mauern nur erst mühsam durch die Landfriedenseinigungen eingeführt: noch aber konnte man es sich nicht anders denken, als daß jeder freie Grundbesitzer das Recht der Selbsthilfe habe. Nur mußte er, um seine Ehre zu wahren, d. h. um nicht als gemeiner Räuber zu erscheinen, in gehöriger Form seinem Feinde vorher absagen.

Da war denn irgend einem der letztunterlegenen Partei ein, wie er betheuerte, klares Unrecht geschehn an Leib und Ehre, an Gut oder Zins; es war geschehn „wider gute besiegelte Briefe", durch welche man jüngst den Frieden abgeschlossen hatte. Vielleicht war ein Herr auf offener Landstraße niedergeworfen, oder eines Bürgers Schiff und Gut auf freiem Flusse angehalten, beides von Leuten, die eines Gegners Farben trugen. Oder es hatte eine Stadt sich der Wiederaufnahme von Gebannten, die zwar zu der siegenden Partei gehörten, aber noch besonderer Frevel schuldig waren, glücklich erwehrt, und da war des Nachts von ihren Freunden heimlich ein Thor zerbrochen: die Vertriebenen drangen ein und wurden erst nach blutigen Gefechten zurückgeworfen. Dann begehrte der Angefallene oder die beleidigte Bürgerschaft Genugthuung bei der herrschenden Partei im Rathe des Fürsten. Nach vielen Reden und Widerreden erhielt der Kläger eine Antwort, die ihm „sehr fremd" dünkte, so daß er klagte vor aller Welt, man könne nicht mehr sein Recht erlangen, was

doch schwer zu hören und noch schwerer zu erleiden sei. Deshalb werde er von bitterer Noth dazu gezwungen, Leib und Gut und Ehre zu schirmen, was Jedermann müsse als christlich und ehrbar gelten lassen, und habe er sich also vereinigt mit seinen „guten Freunden“ wider Gewalt und Unrecht. So etwa lautete der Eingang der Verbündnißbriefe, welche hier und dort die Parteihäupter mit ihren nächsten Anhängern abschlossen, wenn es wieder gute Zeit schien, den Gegnern einen Streich zu versetzen.

Unter sich aber vereinbarten die Fehdegenossen etwa folgende Stücke schriftlich. Sie wollten zwei, drei oder fünf Jahre gute Freundschaft mit einander halten, es sei denn daß Alles, worüber man zu klagen habe, früher gesühnt werde. Sie wollten während dieser Zeit sämmtlich Feinde sein von den namentlich genannten Beleidigern und deren Freunden Knechten Helfern und Allen, die diesen Herberge oder Beistand leisteten. Es solle jeder dem Andern, der in Gefahr komme, zu Hilfe eilen auf eigene Kosten und eigenen Gewinn und Verlust. Die Gefangenen, welche man mache, sollten dem bleiben, dessen Leute sie erworben, die Beute müsse vor dem Schlosse des nächsten Hauptherrn vertheilt werden. Städte und Schlösser, die man durch Vertrag List oder Gewalt gewinne, hätten während der Fehde zu gemeinsamem Nutzen zu dienen, später werde man darüber verfügen. Ferner seien Ritter Knappe oder Stadt, die diesen Brief besiegelten oder ihr besiegeltes Transfix anhängen würden, anzusehn als eingetreten in die Fehde und als berechtigt und verpflichtet auf alle diese Punkte. Endlich dürfe Niemand mit einem Feinde die geringste Sühne machen, es geschehe denn von allen Fehdegenossen insgemein, und wenn mit Gottes Hilfe all ihren Klagesachen Recht widerfahre, wollten sie auch [illegible] noch treulich einander beistehn, damit einem Jeden zu [illegible] und Frommen der Frieden vollzogen werde.

Dieser Vertrag wurde bei den Freunden umhergeschickt,

daß sie ihn besiegelten. War kein Platz mehr auf dem Pergamente, so zogen sie durch ein eingeschnittenes Loch am Rande einen schmalen Streifen, dessen Enden sie zusammensiegelten, das war das Transfix. Das Siegel galt für den Mann. Hatte man sich dergestalt einer Anzahl Helfer versichert, so ritten eilends aus den Thoren der Städte und Schlösser die Boten und überbrachten die Absagebriefe. Damit ging der Tanz los. In den Städten wurden die Männer der Gegenpartei, welche sich nicht rasch davon machten, angegriffen, erschlagen oder vertrieben. Man belagerte und bestürmte die Schlösser und Thürme der Feinde. Man verlegte ihren Schiffen und Waaren den Weg und that ihnen und ihren Untersassen allen möglichen Schaden durch Rauben Sengen und Brennen, durch Saatverderben und Viehwegtreiben, Alles natürlich blos deshalb, damit sie sich nicht länger weigerten, hinsichtlich der Klagestücke geziemend zu Rechte zu stehn. Nach ein paar Monaten hatte man sich denn beiderseits hinlänglich geschädigt, oder es legte sich, wenn das heillose Treiben zu weit um sich griff, der Fürst ernstlich in's Mittel, und man suchte auf die eine oder andere Weise den Streit wieder beizulegen.

War es aber der ausfallenden Partei gelungen, ein Mitglied aus der fürstlichen Familie an ihre Spitze zu bringen, so wußte Jedermann, daß jetzt die Sache tiefer in's Volk einschneide und so bald nicht beendet werde. Dann wurde ernstlich gerüstet. Die Zugbrücken vor den Schlössern und Stadtthoren erhielten neue Ketten und wurden höher hinaufgezogen, die Gräben voll Wasser gelassen, Mauern und Wälle und Pfahlwerk nachgesehn und ausgebessert, und hier und dort brachte man noch ein Thürmchen mehr an. Jeder Ritter suchte auf seinen Dörfern die klügsten und flinkesten Bursche und versprach ihnen Sold und Beute, wenn sie ihre Piken schärfen und seinem Fähnlein folgen wollten. Jede Stadt goß neue Donnerbüchsen und sah sich nach berühmten Stückmeistern um. Man warb Reisige, welche alle Wege

und Stege in den Wäldern kannten, Fußknechte, die genau wußten, an welcher Furth und zu welcher Zeit am besten die Flüsse zu passiren, und Schiffer, welche jeden heimlichen Halteplatz zwischen den Inseln und Küsten besuchten. Kundschafter schlichen umher, zum Voraus Ort und Gelegenheit auf feindlichem Gebiete sich zu merken. Da ging für die Rüstungen und Werbungen viel Geld auf, und Aecker Forsten und Zehnten der Burgherren kamen in die Verpfändungsbriefe, welche der reiche Städter mitnahm, wenn er seine Summen geliehen. Auch die kriegführenden Fürsten versetzten und verkauften allerlei nutzbare Gerechtigkeiten ihrer Zoll- Münz- und Gerichtsstätten. Die ihnen aber die Gelder vorschossen, waren auch hier wieder die Städte, und sie wußten solche Gelegenheit trefflich zu nutzen, um sich für ihre guten Dienste manch schöne Gunst und Freiheit zu erwerben. War in anderer Weise kein Geld mehr aufzutreiben, so ließ der Fürst Leibrenten verkaufen, das heißt für jede hundert Gulden, die man ihm gab, gelobte er jährlich fünf oder zwölf oder zwanzig Gulden zu zahlen und setzte dafür seine Güter und Einkünfte zum Pfande. Oefter ließen sich auch die Gläubiger zum voraus Anweisungen geben, ihre Zahlungen gleich selbst von den fürstlichen Zollstätten und Steuerempfängern zu holen. Man sieht, diese Geldgeschäfte waren unsern Staatsanlehen bereits sehr ähnlich: nur haftete statt des Staats die Person mit ihren Gütern; auch war das bequeme Mittel, vom Schuldbriefe geldwerthe Zinszettel abzuschneiden, noch nicht erfunden. Im schlimmsten Falle fing man an, vom Bestande der fürstlichen Gütermasse zu verkaufen: dann mußte die Noth wirklich hart an den Mann gehn.

Geld freilich, viel Geld hatten damals Fürsten in Bürgerkriegen nöthig, nicht blos zur Ausrüstung eigener Soldaten Schiffe und Festungen, sondern auch, um sich gegenseitig vermögende Anhänger abzujagen und Andere, die noch nicht Partei ergriffen hatten, anzuziehen. Da wurde keine Art

von Bestechung gespart. Aemter und Ehren, Güter und Jahrgelder wurden zugesagt, bis Baron oder Stadt, auf welche es abgesehen war, sich bereit finden ließ, ihrem bisherigen fürstlichen Herrn zu schreiben: „es sei ihnen zur Zeit also gelegen, daß sie sich mit dessen hochmögendem Gegner verbänden, daher sie ihre vorige Mannschaft (d. h. Kriegsfolge) Eidespflicht und Verbindung aufsagten, was man bitte, nicht für ungut zu nehmen". Bald darauf folgte dann der Fehdebrief. Ja, es kam vor, daß ein Herr seinem Fürsten, von welchem er Schloß und Gut in Lehen hatte, plötzlich den Dienst aufsagte, vom Schlosse zum Scheine abzog, um es gleich darauf wieder einzunehmen als ehrliche Beute; natürlich vermeinte er, dabei seine Ehre durch kurz vorher abgesandten Fehdebrief gewahrt zu haben.

Mit dem Fürsten, dessen Partei nun ein Baron ergriff, wurde urkundlich und eidlich ein Vertrag errichtet, der gewöhnlich vier Punkte enthielt. Der Baron verpflichtete sich, mit wieviel Pferden Schlössern oder wodurch sonst er in der Zeit dieser Fehde dienen und des Fürsten Bestes in alle Wege suchen wolle. Namentlich bezeichnete er diejenigen, welche er seinerseits von der Fehde ausnehme. Der Fürst verpflichtete sich, ihm ein Bestimmtes zu entrichten oder doch wenigstens sein Hauptherr zu sein, d. h. ihm für Kosten und Schäden zu stehen. Endlich solle kein Frieden gemacht werden, ohne ihn darin einzuschließen. Manche Herren ließen sich vom Fürsten für ihren Dienst schon zum voraus Pfand- und Schuldbriefe geben. Hatte nun ein mächtiger Baron Partei ergriffen, so zog er seine gesammte weite Vetterschaft nach sich. Zu Dutzenden untersiegelten sie einen und denselben kurzen Absagezettel. Denn es war ein uraltes Herkommen, daß wie vor Gericht als Eideshelfer, so bei einer Fehde als Genossen sich die Verwandten bis in's siebente Glied Beistand leisteten; außerdem waren sie in der Regel schon in Erbverbrüderungen, welche sie verbanden, die Güter, die in's

Erbrecht der Familie fielen, gemeinsam zu beschützen. Der Fürst der Gegenpartei aber legte dann Beschlag auf die Güter der Abgefallenen und setzte ihnen einen Tag zur Verantwortung im Lehnshofe. Nach Verlauf der Frist erklärte er die Treulosen für geächtet und ihre Güter für anheim gefallen. Auf die Anweisung der letzteren lauerten dann schon Anhänger genug.

Wo nun irgend ein Thurm, ein festes Haus oder ummauertes Städtchen einen Anhalt bot, legte man Helfer und Söldner hinein, deren Befehlshaber eidlich gelobte: „sechs Wochen lang jede Belagerung tapfer auszuhalten, oder ein ehr- und treuloser Mann zu sein und Leib und Gut zu verwirken".

Aus all diesen Haltpunkten schwärmten dann Tag und Nacht kleine Schaaren aus zu Rosse zu Wagen und zu Schiffe, um dem Feinde Abbruch zu thun und Beute zu machen. Denn man dachte sich rechtschaffen an einander zu erholen. In den Städten aber paßten die Thürmer wohl auf und schauten vom Morgen bis zum Abend auf's Feld, ob sich ein Zug Feinde blicken ließe, dann bliesen sie „Feind", rasch suchte man Vieh und Leute in's Thor zu bringen, und die beste Mannschaft stürmte dem Feinde entgegen. Oefter vereinigten sich die Besatzungen von benachbarten Schlössern und Städten und machten eine schnelle Reise tiefer in das Gebiet hinein, welches vom Feinde besetzt war, um dort plötzlich einen Ort heimzusuchen. Da waren die Städte am besten daran; denn sie hatten ihr reisiges Zeug mit der Wagenburg stets in Ordnung. Mit trefflichen Rossen bespannt führten die Wagen einen Haufen Bewaffneter rasch viele Stunden weit in Feindesland. Traf man Feinde im Felde, so fuhren die Wagen in einen Kreis zusammen: die Ketten, welche jeder führte, wurden ausgeworfen und ein Wagen in den andern gehängt, daß kein Mensch durchkonnte; von den Leitern aber hingen Bretter herab, so daß man dahinter eine gute Schutzwehr hatte. Es kam eben alles darauf an, daß der Feind das Vorhaben nicht zu früh merkte und mit Glocken

und Feuerzeichen Hilfe herbeibringe. Daher hatte man immer eine Anzahl Kundschafter auf den Beinen, welche theuer bezahlt wurden. Am besten taugten dazu Frauen und Juden. Sie trugen hin und her die Briefe, welche sie in ausgebohrten Stöcken, in Schüsseln mit doppeltem Boden, in Brodlaiben versteckt hatten. Auf zwanzig Stunden Weges kundschafteten sie Städte und Märkte und Schlösser aus und merkten sich, wie stark die Besatzungen und wo eine schwache Stelle in den Festungswerken. Glückte nun der Streifzug, und fiel man plötzlich mit starker Macht dort ein, wo der Feind schwach, so war die Heimsuchung furchtbar. In wenigen Augenblicken war das Dorf oder Städtchen in Feuer und Rauch gehüllt, überall erschallte das Krachen und Tosen der Plünderer und das Wehgeschrei der Bewohner. Um das Elend abzukaufen, verstanden sich Dörfer und Städte dazu, große Brandschatzungen zu zahlen, ganze Gegenden gaben regelmäßige Steuern an die drohende Partei. Denn dem Sieger war auch das Gräulichste erlaubt, ihm gehörte der Leib der Jungfrau, wie die letzte Stütze des Greises. Die Plünderer nahmen Alles mit, was sich fortschaffen ließ, Korn und Schmalz, Betten und Hausrath, sehr gern Vieh, noch lieber Geld und Silber und Waffen, am liebsten die Menschen selbst. Aus den rauchenden Trümmern zog man fort, die Wagen hoch beladen, die Pferde Kühe Schweine Schafe rasch forttreibend, die Gefangenen an die Wagen gefesselt. Kam man wieder in die Nähe der Stadt oder Burg, von welcher ausgezogen war, so hielt man still und wählte auf dem Felde erst die Beutemeister, welche schwuren, gerecht zu vertheilen. Dann zog alles auf den Markt oder Burgplatz, und einer nach dem andern legte vor den Beutemeistern seinen Raub nieder. Diese versteigerten oder schätzten die Sachen wie man es gerade machen konnte, ließen Mann für Mann vortreten und gaben einem jeden seinen Antheil, der Reiter bekam zwei, der Führer noch mehr Antheile. Dies war das Beuterecht.

Aerger noch war das Gefangenenrecht. Denn
aus dem Raubertrage, nicht aus den Waffen Pferden
Börsen der Erschlagenen, sondern aus den Gefangenen e
sich in diesen Fehden die reichste Erwerbsquelle. Wildfr
Kriegsknechte schlug man todt, oder stieß sie unter die eig
Truppen, oder ließ sie laufen ausgezogen nackt und l
Aber Jeder griff nach den glänzenden Grafen und He
nach den reichen Bürgers- und Bauernsöhnen: denn ein so
war vielleicht seine paar hundert Goldgulden werth. Wo
recht ritterlich sich gegen einen Gefangenen benehmen w
mußte er wenigstens die vollen Einkünfte, die ein Jahr
brachte, für seine Freiheit einsetzen. Man verstand meist
zu schätzen, was einer zahlen konnte. War ein Haufen Bü
oder Bauern eingebracht, deren Besitzthum man nicht g
kannte, so wurde einer freigegeben, daß er die andern sch
und das durfte ihm kein Mensch verdenken. Man schle
die Gefangenen auf die Burgen und Thürme, und die S
meister führten genaue Rechnung über ihren Verzehr; l
auch diesen mußten sie selbst bezahlen. Wollten sie die L
gelder nicht beschaffen, so hing man sie an den gefess
Händen auf, bis die Qual sie geschmeidiger machte: nach
Rechte der Fehde war ja ihr Leben in das Eigenthum
Siegers gefallen. Die Fürsten belebten dies Geschäft
Menschenkaperei, wenn sie bei Ausbruch der Fehde ans
liche Summen aussetzten, gegen deren Erlegung es il
freistehen solle, jeden Gefangenen, den ihre Verbündeten m
ten, an sich zu kaufen. Die Städte setzten gewöhnlich
Fanggulden aus, den konnte man nehmen und seinen
fangenen den Stockmeistern lassen: dann sah die Stadt
wie sie wieder zu ihrem Gelde kam. Nach jeder gr
Schlacht sah man Unglückliche umherirren, welche auf Eh
wort aus der Haft entlassen waren, damit sie ihr Gut
silberten und bittend bei Verwandten und Freunden um
gingen, um das hohe Lösegeld zu erschwingen.

Die Schäden, welche diese Kriegsweise dem Lande brachte, waren empfindlich genug. Mancher gute Mann wurde vom Pferde gestochen, und da die Wohnungen der Bauern nur von Holz, so flackerte ein Dorf nach dem andern auf, daß nichts als ein weiter Platz voll Asche übrig blieb, wo vorher Häuser und Thore standen. Dennoch erholte sich das Land gewöhnlich in kurzer Zeit wieder, weil die Mannschaften, welche der Krieg ihm zuschickte, meist nur großen Streifschaaren zu vergleichen. Sobald man Frieden schloß, wurden die Hütten der Bauern ebenso rasch wieder aufgerichtet, als das junge und alte Volk neue Ehen einging. Wie wenig galt damals ein Menschenleben! Es war wie in aufblühenden Kolonieländern. Nirgends herrscht da die steinerne Enge der europäischen Gegenwart. Die eine Welle verschlingt hundert Menschen, die nächste bringt tausend wieder, und wer die Hände rührt, gedeiht. Erst als die Kriegsheere stärker wurden und mehrere Sommer im Felde, mehrere Winter in den Städten und Burgen hauseten, erst da ließ sich ein Land gründlich aussaugen und zerrütten. Und allerdings wuchs seit dem fünfzehnten Jahrhundert mit der Stärke der Heere auch die Dauer der Kriegsleiden. Jedoch war noch immer bis ziemlich gegen Ende des Mittelalters die Menge ummauerter Orte, welche für die damaligen Heere nicht leicht einzunehmen, so groß, daß sie einen ansehnlichen Theil der Menschen und Güter bargen. Das Landvolk flüchtete, wenn feindliche Haufen heranzogen, mit Vieh und bester Habe in die Städte oder in die Wälder, und gab seine Wohnungen preis.

Das Aergste war, daß bei großem Hader der Krieg sich leicht von einem Jahr in's andere zog. Einige hundert verwegene Männer konnten ein ganzes Fürstenthum Jahre lang im Schach halten. So lange der Feind noch ein paar feste Orte sein nannte, war man niemals sicher, wie rasch und wie weit er wieder um sich greife. Hatte er doch überall die stillen Freunde und Helfer seiner Partei. Denn niemals

konnte der Sieger die Gegenpartei in einer Gegend ausrotten, und hätte er es gekonnt, so wuchs die Gesinnung wieder nach, gleichwie man Bäume niederschlägt und das Jahr darauf sich wundert, daß ihre Wurzeln wieder frische Sprossen trieben. In den großen Parteikriegen drehte sich freilich der Krieg zuletzt um den Besitz der einen und anderen größeren Stadt. Um sie zu belagern oder zu entsetzen, zog man alle irgend verfügbaren Truppen, die im Lande vertheilt standen, zusammen. Dann kam es zu ein paar mörderischen Schlachten, die Parteien wurden erschöpft, und die Unterhändler fanden hüben und drüben geneigtes Ohr. Anfangs sprach zwar jeder Theil von himmelschreiender Ungerechtigkeit, und daß man lieber mit dem Stecken in der Hand in die Fremde wandern wolle, als sein gutes Recht aufgeben. Doch Noth litt kein Gebot, und allmählig kam man über die Hauptpunkte des Friedensvertrages in's Reine. Dann wurden gegenseitig Schiedsrichter ernannt und eine Tagfahrt in einer Stadt anberaumt zur großen feierlichen Sühne.

Am bestimmten Tage erschienen die Fürsten mit ihren Räthen, und die Barone und Ritter mit glänzend aufgeschmückten Reisigen. Jeder Theil wollte zeigen, daß des Gegners Waffen ihm wenig angethan. Vor den Schiedsrichtern wurde die ganze Sache noch einmal durchverhandelt, nicht anders, als wie ein Prozeß vor Gericht über Injurien Todschläge und Eigenthumssachen. Endlich thaten die Schiedsrichter den Sühnespruch, der förmlich zu Pergament gebracht wurde. Ein solcher Friedensbrief begann mit der nachdrücklichen Erklärung: fortan solle männigliche Sühne, Freundschaft und Eintracht herrschen unter Allen, die an der Fehde Theil genommen. Einige wurden vielleicht namentlich ausgenommen, entweder verachteten sie das Schiedsgericht, oder die Besiegten mußten sie der Rache der Gegner opfern. Auch Todschläge, die nicht als fehdegerecht erkannt wurden, blieben der Aussöhnung mit den Verwandten vorbehalten. Frei-

gelassene Gefangene und rückkehrende Verbannte mußten Urfehde schwören, d. h. eidlich geloben, das ihnen angethane Leid in keiner Weise zu rächen. Ueber Herrschaften und Schlösser, Zoll- und Geleits- und ähnliche Rechte, welche zwischen Fürsten Herren und Städten in Frage standen, wurde ein ganzer oder halber Bescheid gefaßt. Auch andere Klagsachen, die früher zur Fehde Anlaß gegeben oder während derselben sich erhoben, wurden abgemacht wie in einem richterlichen Erkenntnisse. Denn in all diesen Dingen herrschte jene eigenthümliche Verschmelzung von öffentlichem und Privatrecht, wie man sie im Mittelalter nicht anders kannte. Waren Entschädigungssummen ausgesprochen, so wurde gewöhnlich beigesetzt, daß der Schuldner an einem bestimmten Tage in einer bestimmten Stadt mit so und so viel Rittern und Knappen einreiten, und dort mit ihnen im öffentlichen Wirthshause auf seine Kosten so lange zehren solle, bis der Gläubiger befriedigt. Gerade die schwierigsten Fragen aber wurden in der Regel auf einen besonderen Reichstag verschoben. Zum Schlusse aber fehlte nicht der Generalartikel: „Item sollen alle Untersassen, Helfer und Helfershelfer von allen Seiten frei und gesühnt sein, — Jeder auf dem Seinigen, es sei Lehn oder Eigen, und nach ihren Briefen, die sie darüber hatten, gleichwie Jeder vor der Fehde bestand und ehe Einer sein Lehn aufgesagt hatte, — frei und gesühnt von Allem was von dieser Fehde herrührt, Raub gegen Raub, Brand gegen Brand, Todte gegen Todte, Quetschungen gegen Quetschungen, und von allen Heimsuchungen, wem sie auch geschehen seien, Geistlichen oder Weltlichen, — und die Gefangenen von allen Seiten sollen quitt sein, und Alles, was unbezahlt ist an Lösegeld, Gerichtsgeld und Brandschatzung, wie es auch versprochen und verbürgt sei zu bezahlen, soll quitt sein". Seinen Schaden konnte also Jeder sich selbst bezahlen.

War der Sühnespruch feierlich verlesen, so wurde das Evangelium oder der Reliquienschrein des Heiligen gebracht,

und die eine Hand darauf gelegt, die andere zum Himmel erhoben, schwur Mann für Mann, die Sühne zu halten.

Dann ging es an's Siegeln. Der Hauptbrief wurde von allen Theilnehmern an der Fehde besiegelt. Er reichte aber nicht aus: die Menge der Barone und Städte gaben sich unter einander und den Fürsten noch ihre besondern besiegelten Briefe, daß sie gesühnt seien und wegen dessen, worin einer den andern gekränkt und geschädigt, künftig weder mit Rath noch That, weder heimlich noch öffentlich etwas vornehmen wollten. Denn alle diese Herren und Städte, groß und klein, traten auf als ebenso viele besondere kriegführende Parteien. Daher wurde, wenn die Fürsten Frieden schlossen und Jeder ihrer Anhänger ebenfalls seinen besiegelten Brief geben wollte, das Pergament theuer, und die Notare hatten zu thun vom Morgen bis zum Abend. Und höchst sorgsam und weitumfassend wurden die Worte gewogen und gestellt. Stand ein Punkt nur im besiegelten Pergament, so war später, wenn Einer Fehde darum erhob, seine ritterliche Ehre auf's Reinste gewahrt. Man legte einander in dem geschriebenen Wort Fangeisen mit Lust und Geschick, und deshalb kostete es so viele Mühe, bis unter vielen wunderlichen Klauseln ein Pergament zu Stande kam.

Und schließlich war jedes Pergament doch nur ein Nothbehelf auf Zeit. Denn wo das öffentliche Recht einer Laube glich von tausend in einander verschlungenen Ranken und Gewächsen, wo jeder seßhafte Mann ein Stück vom Advokaten war, und die Streitlust und Habsucht nimmer ruhte, da ließ sich mit einiger Schlauheit aus einem Sühnebrief oder aus dem darin bestimmten Rechtstage leicht ein neuer Grund zum Fehdeansagen herleiten, der natürlich nie etwas anderes als höchst gerecht war. Man hielt eben nur so lange Ruhe, bis man sich wieder kräftig fühlte und eine günstige Gelegenheit kam, von Neuem loszuschlagen. Bis dahin ergötzte man sich an Spottliedern und Reimen, die mehr Laune und Grobheit als Witz verriethen.

Zweites Buch.

Die Wittelsbacher in den Niederlanden.

Erstes Kapitel.

Kaiserin Margaretha und ihr Sohn.

Deutsche Fürstengeschlechter im Auslande. Wittelsbachs Beginn in Holland. Familienrath zu Quesnoy. Die Kaiserin wieder Alleinherrin. Versöhnung zwischen Mutter und Sohn. Widerstand der Parteien. Vorgänge in und um Delft. Friedensversuche. Entweichung des jungen Herzogs. Neuer Ausbruch des Krieges. Ankunft der Königin Philippa. Fortschritte Wilhelms. Vertrag der Kaiserin mit England. Siege der Kaiserin. Middelburg. Entscheidungsschlacht. Englischer Schutz für die Kaiserin. Ihre Flucht nach London. Ihre Forderungen. Langwierige Unterhandlungen. Rückkehr der Kaiserin. Nochmal Krieg. Sühnespruch. Abbitte des Sohns und Verzeihung. Abtretung von Holland und Seeland. Aufrichtige Versöhnung. Tod der Kaiserin. Margaretha und Jakobäa. Wilhelm dreißig Jahre in Wahnsinn. Mathilde von Lancaster.

Die Geschichte deutscher Fürsten, welche auf fremden Boden verpflanzt werden, artet gewöhnlich verschieden je nach Art und Sitte ihrer neuen Völker. Unter Slaven erheben sie sich zu Gebietern, welche Zucht und Ordnung im Lande schaffen. Bei den verwandten Germanen finden sie leicht Verehrung und Anhänglichkeit, weil sie tapfer und redlich dem Ruhm und Wohlstand ihrer neuen Heimath dienen. In romanischen Ländern gestaltet sich ihr Beruf minder sicher. Meist kämpfen sie eine Zeitlang mit dem herzlosen Egoismus, welcher dort eingewurzelt scheint, dann aber gehen sie entweder frühzeitig in Leidenschaft und Ränken unter, oder sie übertreffen in beiden allmählig ihre Lehrmeister. Das Loos

der Wittelsbacher an der Nordsee war gemischt aus allem diesen. Nicht umsonst ist ihre Epoche in der holländischen Geschichte die vorzugsweise romantische.

Ein blutiger Krieg zwischen Mutter und Sohn war Wittelsbachs Beginn in den Niederlanden. Im Herbst 1350 hatten sich die Hoeks und Kabeljaus förmlich in zwei Kriegslager geschieden, förmlich hier die Kaiserin Margaretha, dort den jungen Herzog Wilhelm an ihre Spitze gestellt. Jene hatten ihre Hauptstärke an dem Adel in Seeland, diese an den Städten in Holland; der holländische Adel war getheilt, die große Mehrheit hielt zur Kaiserin, war aber bereits aus Holland vertrieben. Schon stand Alles bereit zum Kampfe auf Leben und Tod. Wilhelm landete in Seeland und fand auch dort Anhänger. Kein Hoek oder Kabeljau dachte an Versöhnung, seinen glühenden Haß wollte jeder kühlen, seine Aemter und Güter wollte Jeder festhalten, die er von Mutter oder Sohn an sich gerissen. Da erhob sich noch einmal in diesen Beiden das Gewissen. Noch einmal rief die Kaiserin ihren Sohn mit flehentlichen Bitten zu sich, und in Wilhelm siegte das kindliche Gefühl, in welches sich die Scheu vor der furchtbaren Verantwortung mischte. Er stellte sich zu Quesnoy vor dem Familienrathe.

In diesem saßen sein Großoheim Beaumont, seine Großmutter eine französische Prinzessin, seine Mutter die Kaiserin, und einige der Vornehmsten aus dem Hennegau. Dem jungen Herzog wurde vorgehalten, daß die Urkunde, in welcher ihm die Kaiserin ihre Lande abtrat, nicht wie vorbedungen besiegelt, und daß die Jahrgelder nicht bezahlt seien. Er berief sich auf die Unmöglichkeit, das Eine und Andere zu beschaffen. Dagegen ließ sich wenig sagen. Da hielt man ihm den andern Artikel vor: „daß er gelobt, sich in diesem Falle zu ritterlicher Haft zu stellen; daß er sein Wort gebrochen; daß er sich von den Feinden seiner Mutter habe verleiten lassen, sie in Unehre und Kriegsnoth zu stürzen“. Das konnte er nicht leugnen. „Ob er

denn nicht einsehe", drang man jetzt in ihn, „daß diejenigen, welche ihn soweit gebracht, nichts Anderes im Schilde führten, als die Lande wieder an Kaiser und Reich zu geben? Bald genug werde dann Karl IV., der erbitterte Feind des bayerischen Hauses, die Kaiserin und ihn selbst des Erbes ledig machen". Der Prinz war beschämt und erschüttert. Er gab die Urkunde heraus, in welcher ihm die Mutter die Grafschaften übertragen hatte, und gleich riß sie ihr Siegel ab, so daß nur das seinige daran hängen blieb. Auch stellte er am 27. September 1350 eine öffentliche Urkunde aus: die Landesabtretung seiner Mutter sei ungültig, weil die Bedingungen nicht erfüllt worden. Als die Kaiserin bald darauf gefährlich krank wurde, kam Wilhelm an ihr Bette und bat sie feierlich um Verzeihung: in ihre Hände gelobte er, fortan als ein guter Sohn zu handeln, und die Großmutter und Großoheim Beaumont verbürgten sich für ihn.

So herzlich war die Versöhnung der Fürsten. Konnte sie Bestand haben, da hinter ihnen wilde Parteien standen, erfüllt von Rache und Raubluſt? Wenig kümmerte es die Edelleute von Wilhelms Partei, was die Kaiserin und ihr Sohn verabredeten. Die vorsichtigen Städte aber erneuerten ihren Sonderbund, und verbürgten sich gegenseitig gegen Gewalt und Schaden vor Jedermann. In Delft kam es zum blutigen Straßenkampfe. Ein vornehmer Adliger, Claus von Swieten, wurde erschlagen mit achtzehn der Seinigen, und die es gethan gingen alle Tage stolz über die Straßen, weil sie sich auf ihre Verwandten, die Arkels und Egmonds, verließen. Die Delfter vermeinten, sie könnten auch ohne Fürsten den Landfrieden handhaben, ebenso gut, wie es zu Zeiten die Reichsstädte in Deutschland gethan: sie zogen umher und fingen ihre Feinde, und ließen Rad und Henkerbeil arbeiten nach Gefallen. Die Markgenossen und Nachbarn mußten wohl oder übel in die Eidgenossenschaft der Delfter eintreten.

Fast alle Städte in Nordholland standen mit ihnen verbündet, und sie ließen es ruhig geschehen, wenn die Utrechter die Güter der Kaiserin und selbst den Haag mit Raub und Brand heimsuchten. Margaretha und ihr Sohn kamen nach Dortrecht und ladeten die Parteien vor ihr Gericht. Nur die Brederode und ihre Genossen erschienen und erklärten sich zu jeder Bürgschaft bereit. Die Delfter beriefen sich auf die von Wilhelm ertheilten Freiheitsbriefe, und sie hörten nicht darauf, als dieser wiederholt seine Abdankung in öffentlichen Briefen und Rathsversammlungen erklärte.

Holland blieb in Aufruhr. Margaretha schickte ihren Sohn nach dem ruhigen Hennegau, sie selbst ging nach Seeland zurück. Die arme Fürstin war krank an Leib und Seele. Die wilde Parteiung in ihrer Familie, in Deutschland, in den Niederlanden hatte ihr hart zugesetzt. Sie erklärte sich zu jedem Opfer bereit, das sich mit ihrer landesfürstlichen Ehre vertrüge, wenn nur wieder Frieden in's Land komme. Erst wollte sie ihren Oheim Beaumont zum Statthalter machen: die Sache scheiterte, weil sie den Ausspruch über Leben und Tod sich vorbehielt, damit seine Partei nicht schreckliche Rache nehme. Dann sollte ihr Schwager, der König von England, die Regierung auf eine Anzahl Jahre übernehmen: allein der Engländer verrieth zu deutlich, wie er Holland für sich ausnützen wollte. Unterdessen ließen Wilhelms frühere Anhänger kein Mittel unversucht, sie sparten keine Ränke, keine Drohungen, ihn wieder in ihre Mitte zu locken. Ein heimlicher Bote folgte dem andern nach dem Hennegau, der Herzog widerstrebte anfangs, allein jede neue Siegesnachricht brachte sein Blut in Aufruhr. „Er solle nur kommen", so rief man ihm zu im vollen Chor, „seine Treuen seien zahlreich und ihre Macht unwiderstehlich, jetzt werde man mit den Gegnern einmal ein Ende machen, und frei und glorreich könne er dann regieren. Was ihn noch hindere? Nach so vieler Mißhandlung, so vieler Täuschung sei er ja

ledig aller frommen Rücksicht. Er allein sei Hollands rechter Erbe, der Kaiser selbst habe ihn dazu erklärt, und seine Frau Mutter habe wiederholt gezeigt, daß sie selbst nicht regieren könne und nicht wolle". Gerhardt von Harlaer gelang es endlich, den jungen Fürsten zur Entweichung zu bestimmen. Er erschien in Gorkum bei den Arkels, die Delfter waren die Ersten, welche dort zu ihm stießen, dann strömten ihm all seine Anhänger zu. Mit großem Geleit und Jubel zog der junge Fürst von einer Stadt zur andern, überall huldigten ihm zahllose Schaaren, und die entsetzten Gegner flohen nach allen Seiten.

Diese Nachricht war ein Donnerschlag für die Kaiserin, nie hätte sie ihren Sohn so großer Untreue fähig gehalten. Sie flüchtete von Ziericksee, wo sie Hof gehalten, nach Middelburg und rief eiligst ihren ältesten Sohn Ludwig aus Deutschland zu sich. Wilhelm nahm in Holland einen Platz nach dem andern ein, schon bedrängte er Dortrecht, dessen Schöffen noch zögerten, sich für ihn zu erklären. Boten kamen zur Kaiserin, sie müsse hereilen und irgend ein Abkommen mit ihrem Sohne treffen, sonst habe er das ganze Land in seinem Lager. Noch immer hoffte sie, daß er in sich gehe und zu ihr zurückkehre. Sie ließ sich von der Stadt Middelburg, von den Borsselen und anderen Edelleuten Treue schwören und traf in Dortrecht mit Ludwig zusammen. Aber auch hier loderte jetzt der Aufruhr. Vor ihren Augen wurden mehrere ihrer Freunde erschlagen oder aus den Thoren gejagt. Wilhelm aber war völlig in den Händen seiner Anhänger. Kein beredter Brief von Mutter und Bruder fand mehr Eingang: er verweigerte jede Zusammenkunft, jede Unterhandlung. Nun legte sich seine Tante, die Königin Philippa von England, in's Mittel. Mit dem Herzog von Lancaster und andern englischen Gesandten kam sie nach Calays und ladete die Streitenden ein, mit ihr zu verhandeln. Die Kaiserin folgte: mit ihrem Rathe und einigen treuen Schöffen aus Dortrecht

Zierickſee und Middelburg ging ſie nach Calays. Von den treuen Schöffen ſollten mehrere ihre Vaterſtadt nicht wiederſehn. Denn kaum näherte ſich Wilhelm den Mauern von Dortrecht, als hier ſeine Partei aufſtand und die Gegner vertrieb und verbannte. So war auch dieſe wichtigſte unter den Städten verloren und gleichzeitig kamen Eilboten von Ludwig und Zierickſee, Borſſelen ſei abgefallen und werbe eine ſtarke Partei für Wilhelm. Die geängſtigte Fürſtin, umlagert von den Flüchtigen und ihrem Schelten und Drohen, warf ſich ihrem Schwager von England in die Arme. Der König verlangte, ſie ſolle ihm eines ihrer Lande abtreten. Das konnte ſie nicht, Raub ſchien es ihr an ihren Söhnen und ihrem Hauſe. Mit ſchwerem Herzen willigte ſie endlich ein, für die engliſche Hilfe die Einkünfte ihrer Länder auf eine Anzahl Jahre abzutreten. Ihren älteſten Sohn Ludwig aber erklärte ſie zu ihrem Nachfolger und Erbherrn.

Ein Theil der engliſchen Flotte ſtieß zu ihr, alle ihre Getreuen aus Seeland Hennegau und Holland führten Mannſchaften herbei, ſie ſah ſich an der Spitze einer anſehnlichen Kriegsmacht. Jetzt regte ſich auch in ihr das Heldenblut des Vaters, deſſen Lorbeeren bereits ihre Schweſter, die engliſche Königin, umgrünten. Zuerſt ſuchte Margaretha den Verräther Borſſelen heim. Er ſtand bei Reimerswael, gegen die Kaiſerin zu ſtreiten. Als ſie aber ſich näherte, verließen ihn die meiſten ſeeländiſchen Edelleute, er mußte flüchten. Seeland war für die Kaiſerin wieder gewonnen, nur Middelburg nicht. Auch in dieſer Stadt hatte der Schöffenrath wechſeln müſſen. Die Kaiſerin ſandte ihre engliſchen Botſchafter hin, kaum ließen dieſe ſich in Middelburg hören, ſo ſchrieen die Bürger: Herzog Wilhelm ſei ihr Herr und kein anderer, und die Engländer mußten ſo eilig aus den Thoren, als ihr Leben ihnen lieb war. Vergebens verſuchten ſie ihr Glück bei Wilhelm ſelbſt, ſie wurden gar nicht vorgelaſſen. Schon ſegelte er heran, die Kaiſerin nahm Stellung an der

Küste von Seeland zwischen Arnemuyden und Veere. Kaum sahen sich die feindlichen Flotten, als sie schon auf einander eilten. Der Kampf war blutig. Wilhelm wurde besiegt und mußte sich nach Holland zurückziehen.

Noch einmal wurden ihm vortheilhafte Bedingungen zum Frieden geboten: er aber benützte die Zeit der Unterhandlungen nur, um Kriegsvolk heranzuziehen, aus Holland und Friesland nicht blos, auch aus Geldern Cleve und den Rheinlanden, selbst aus England. Als er wieder gerüstet war, traten seine Boten vor die Mutter und forderten sie zum großen Kampfe zwischen Briel und Gravesand. Dort wo die Maas ihre Gewässer seeartig mit den Meereswellen mischt, wo einst die Flotten der Römer und Bataver sich bekämpften, dort sollte jetzt das Gottesurtheil zwischen Mutter und Sohn entscheiden. Die Stadt Vlaardingen hatte sich wieder für die Kaiserin erklärt, Wilhelm nahm sie ein, ließ ihr Straßenpflaster aufreißen und die Steine auf seine Schiffe bringen. Schon zeigte sich die siegreiche Flotte der Kaiserin an der Mündung der Maas: Wilhelm war bereit, sie mit voller Macht zu empfangen. Es war der vierte Juli des Jahres 1351, sechs Wochen nach der ersten Schlacht. Die Flotten stießen zusammen und von Bord zu Bord begann das Gefecht, die Steine und Pfeile flogen, und nichts hörte man als gräßliches Geschrei, das Klingen der Armbrüste, das Klirren der Schwerter und Schilde. Hüben und drüben wurden Schiffe geentert und versenkt, die Gefallenen stürzten in's Meer, und viele Verwundete, die sich in Schmerzen wanden, segneten sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und sprangen in die Fluthen. Es war ein Tag des Zorns und der Rache: all die besten Männer fielen, und so gewaltig war der Haß und der Grimm, daß man kämpfte ohne Aufhören den ganzen Tag. Als es aber Abend wurde, sah die Kaiserin unter den Leichen und Schiffstrümmern all ihre Hoffnungen die Maas hinuntertreiben. Der englische Admiral war gefallen,

ihr Feldhauptmann Brederode in des Feindes Händen, gleich ihnen waren die vornehmsten Anführer todt oder gefangen. Nur hie und da hielt noch ein Häuflein Schiffe die Linie. Die Kaiserin floh auf's Meer, dessen Nebel und Dunkel sie vor den Verfolgern verhüllten. Noch im Blute der Gefangenen kühlte sich der Haß, Haemstede und andere Edelleute wurden ehrloser Weise erschlagen. Fluth und Ebbe kamen und gingen, aber drei Tage lang, so erzählte man, wuschen sie nicht alles Blut weg, welches das Uferwasser röthete.

Dies war die entscheidende Schlacht. Wilhelm eroberte Zierickfee und damit Seeland, keine der Burgen und Festungen seiner Feinde blieb unbestürmt, nur noch drei hielten Stand. Er verschmähte jeden Waffenstillstand und die Mutter flüchtete vor ihm nach dem Hennegau.

Frieden zu unterhandeln, war jetzt ihre ganze Hoffnung. Wie konnte sie nach der furchtbaren Niederlage noch einmal das Schlachtenglück versuchen? Was härter war, sie mußte sich jetzt in die Arme des englischen Königs werfen. Seine Gesandten forderten: sie solle ihm alles anheim und sich selbst an seinen Hof begeben. Die Kaiserin erkannte die Gefahr wohl. König Eduard III., für welchen ihr Oheim Beaumont einst England eroberte, hatte glorreich gegen Frankreich gekriegt, zur Zeit war halber Waffenstillstand. Nichts wäre ihm lieber gewesen, als in den Niederlanden festen Fuß zu fassen und ihre Streitkräfte für sich zu gewinnen, weil seine eigenen unzulänglich. Margaretha gab dennoch ihr Versprechen, in London zu erscheinen. Ihr ganzer Sinn stand einzig darauf, daß ihr Sohn sich vor ihr beugen müsse, und nur noch die englische Macht konnte ihn dazu zwingen. Die stolze Kaiserin, welche vor zwölf Jahren auf dem Coblenzer Reichstage den englischen König vor den Richterstuhl ihres Gemahls treten sah, um zu klagen wider den König von Frankreich, — sie, welche ihm vor wenigen Jahren mit allen Künsten der Politik das niederländische Erbe entwunden hatte, um es

ihrem Sohn zu geben, — sie wollte hilfeflehend sich vor diesem selben Herrscher beugen, damit er seinem königlichen Amte gemäß eine Wittwe schirme, die der eigene Sohn vertrieben hatte. Als sie aber abreisen wollte, widersetzten sich ihre Mutter Johanna von Valois und ihr Onkel Beaumont, der jetzt es ebenfalls mit Frankreich hielt. Vergebens erklärte Margaretha, sie sei ehrlos oder sie müsse dem Könige ihr Wort halten. Jene riefen die Hennegauer Stände herbei, welche gerade versammelt waren. Da wurde heftig hin und her geredet, und weil Margaretha nicht nachgab, ließ ihr die Mutter alle Pferde wegnehmen. Nun mußte die Kaiserin es leiden, daß ihre Mutter und ihr Oheim sich zu ihrem Sohne begaben. Aber auch Wilhelm war starrsinnig. Die Friedensbedingungen, welche sie von ihm zurückbrachten, konnte seine Mutter nicht annehmen. So heimlich und hastig sie konnte, entwich sie nach England: ihr Sohn sollte sich ihr, und nicht die Mutter dem Sohne sich fügen.

König Eduard verlangte, daß die Hoeks ihm zuvor alle Schlösser, die sie noch besetzt hielten, auslieferten. Dies gestand Margaretha zu, sie gebot es den Herrn von Duivenvoorde Boekhorst und van der Leck, nur diese drei hielten sich von den Häuptern der Hoeks noch aufrecht. Die Kaiserin war auch bereit, ihrem Sohn die eroberten Lande gegen Jahrgelder und Geldsummen förmlich abzutreten. Entschieden aber bestand sie auf zwei Stücken: ihre Ehre als Landesherrin und Mutter solle gerechtfertigt sein, und ihre Treuen, die so schrecklich ihretwegen gelitten, sollten volle Genugthuung haben. Daran scheiterte die Unterhandlungskunst des englischen Hofes. Denn Margaretha forderte: „Erst sollten ihre Lande ihr wieder zu Händen gestellt, sie selbst für alle Verluste schadlos gehalten, alle ihre Kriegsschulden von Wilhelm gezahlt werden. Nichtig sei Alles, was Wilhelm als Graf verfügt habe. Die von ihm abgesetzten Beamten sollten erst vor ihm und ihr Rechnung ablegen. Ihre gefangenen Anhänger aber müßten frei

sein ohne Lösegeld, die Geflüchteten und Verbannten zurückkehren, sie alle müßten feierlich in ihre Güter und Rechte und Privilegien wieder eingesetzt, ihre Schlösser und Häuser wieder aufgebaut, und volle Entschädigung für alle Verluste gewährt werden. Die Erben der Erschlagenen sollten selbst jene Lehen derselben bekommen, welche nach Recht dem Landesherrn angefallen seien. Auch habe der König einen festen Frieden zwischen Margarethas Söhnen zu stiften, auf daß ihre Seele nach dem Tode mit Nichts beschwert werde. Sei dies Alles ins Reine gebracht, dann könne die Versöhnung vor sich gehn, jedoch nur folgender Gestalt. Wilhelm habe in der Mutter Gegenwart seine Schuld reumüthig zu bekennen, er habe sie um Verzeihung zu bitten und kindlichen Gehorsam zu geloben. Dann wolle sie ihm Holland Seeland und Friesland abtreten, in einer Weise wie es sich für ihre landesfürstliche Ehre gezieme, deshalb auch ihr Erbrecht sich vorbehalten auf den Fall seines kinderlosen Todes".

Wilhelm hatte das Schiedsrichteramt seines englischen Oheims angenommen. Als er aber jene Bedingungen hörte, verschwor er sich hoch und theuer: nimmer nehme er sie an. Er kam auch nicht, wie er vorhatte, nach England. Margaretha blieb standhaft auf ihren Vorsätzen. Drei Jahre lang zogen sich die Unterhandlungen hin und her. König Eduard sah ein, daß er bei dieser Frau nichts ausrichte, und hielt es für's Beste, sich mit Wilhelm zu vertragen. Um ihn sich zu verbinden, gab er ihm seine Nichte, die schöne und edle Mathilde von Lancaster, zur Ehe.

Nun auch von England verlassen, kehrte Margaretha nach dem Hennegau zurück. Ungebrochen war ihr stolzer Sinn. Noch einmal wollte sie das Aeußerste im Kriege versuchen. Oeffentlich verhieß sie Allen Lohn und Straflosigkeit, welche das Schwert wider ihren Sohn ergriffen, und die Hoeks waren nicht die Männer, welche muthlos wurden. Vom

Lande vertrieben, hatten sie noch das offene Meer und die Flüsse frei für ihre kleinen Kaperschiffe. Der gefürchtete Utrechter Bischof Arkel machte Frieden mit der Kaiserin und erkannte ihre Rechte an.

Endlich, vierthalb Jahre nach der Entscheidungsschlacht, beugte sich Wilhelm vor dem Willen der Mutter. Beide erwählten Beaumont und den Grafen von Luxemburg-Ligny zu Schiedsrichtern. Auf der Thurmplatte des Schlosses zu Bergen geschah der Sühnespruch. Diesem Spruche gemäß erschien zwei Monate später Wilhelm vor seiner Mutter und sprach: „Sehr werthe und sehr gestrenge Frau und Mutter! Ich bitte Euch demüthig um Verzeihung für Alles, was ich gegen Euch Unrechtes gethan und wodurch ich Euch erzürnt habe, und stelle Eure Lande wieder in Eure Hand". Margaretha aber empfing ihn, wie eine wahre Mutter ihren reuigen Sohn empfängt. Und nachdem sie Verzeihung gewährt, übertrug sie ihm Holland Seeland und Friesland mit Mund und Halm, d. h. unter feierlichen Worten, indem sie nach altem germanischen Rechtsbrauche einen Strohhalm von sich warf, zum Zeichen, daß sie sich aller Gewalt und Rechte über jene Lande entäußere. Den Hennegau behielt sie für sich allein. Wilhelm hatte ihr dagegen ein Jahrgeld von siebentausend Gulden und außerdem die Summe von vierzigtausend Gulden zu zahlen. Auch verpflichteten sie sich, einander in ihren Landen stets zu helfen, und errichteten zu dem Ende einen gemeinschaftlichen Obrath. Die Gefangenen beiderseits wurden frei ohne Lösegeld und bekamen ihre Güter wieder. Durch offene Briefe erklärte Wilhelm zu Recht: abgethan sei alle Schuld, die im Kriege mit seiner Mutter wegen Todschlag Raub Brandschatzung Angriff Gefangenhaltung und Brechen von Häusern und Festungen entstanden, also daß weder Fehde noch Rache stattfinde.

Die Kaiserin zog sich nach ihrem väterlichen Schlosse zu Quesnoy zurück. Die Versöhnung war aufrichtig. Oefter

9*

kam ihr Sohn, sie zu besuchen oder verehrte ihr Geschenke, und sie hinwieder schickte ihm aus den wildreichen Waldungen des Hennegau eingesalzene Hirsche und lebendige Dachse nach Holland. Allein nur noch kurze Zeit waltete sie in ihrem Hennegauer Fürstenthum. Ihre Kraft war vor der Zeit verzehrt, sie starb müde von Hoheit Leid und Sorge. In nicht wenigen Stücken gab sie das Vorbild zu der Geschichte ihrer Urenkelin Jakobäa von Bayern: auf herrlichen Beginn folgen qualvolle Täuschungen, folgt ein Leben voll Kämpfe und Heldenmuth und ein frühes Ende, nachdem ihr Recht gesiegt, jedoch ihre Macht gebrochen. Beide Fürstinnen waren sich auffallend ähnlich in warmherzigem und stürmischem Wesen, wie in der unerschütterlichen Treue, die sie in Noth und Unglück ihren Rittern und ihren Grundsätzen bewahrten. Man konnte sagen: sie hatten einen Kopf von Eisen und ein Herz voll Frauenschwäche.

Margaretha starb zu Quesnoy am 23. Juli 1356, anderthalb Jahre nach der Versöhnung mit ihrem Sohne. Nicht drei Jahre vergingen, da brachte man ihn ebenfalls nach Quesnoy — in Fesseln, denn er war rettungslos unheimlichem Wahnsinn verfallen. Durch glückliche Feldzüge hatte er die Utrechter zu einem vortheilhaften Frieden genöthigt, durch gescheidtes Eingreifen in die Kriegshändel zwischen Brabant und Flandern hatte er seine Besitzungen vergrößert. Edelmüthig klug und tapfer, nach harter Schule erst einundzwanzig Jahre alt, durfte er einer langen und ruhmreichen Regierung entgegensehn. Eben kam er aus England von einem großen Ritterfeste zurück, als die Krankheit sich zeigte. War es nun die klagende Gestalt der Mutter, welcher er das Herz gebrochen hatte und die händeringend durch seine Träume schritt, oder hatte die schreckliche Aufregung, in welcher er schon seine frühe Jugend zubrachte, nachwirkend sein Blut in Flammen gesetzt — genug, unstät fuhr er umher in seinen Gemächern, und seine Zornausbrüche

waren verheerende Vulkane. Seinen Geheimschreiber, der sich gegen das Altarsakrament unehrerbietig benahm, befahl er in's Feuer zu werfen. Einen der Vornehmsten unter den Kabeljaus, seinen Rath Gerhardt von Wateringen, durchbohrte er mit eigener Hand ohne alle Ursache. Man schlug den unglücklichen Mann in Fesseln und führte ihn nach seinem Schlosse Quesnoy. Dort lebte er noch dreißig Jahre: nie wurde sein Kerker, nie, hieß es, die Nacht seines Wahnsinns wieder gelichtet. Seine edle und schöne Gemahlin Mathilde pflegte ihn während dieser langen entsetzlichen Leidenszeit.

Dunkle Fragen hefteten sich an das Jammerschicksal des „tollen Herzogs", wie das Volk ihn nannte. War er vielleicht vor der Zeit als unheilbar ausgeschrien? War ihm etwa in England ein Trank gemischt, der seine Sinne verwirrte? Politische Parteiwuth schreckte vor keinem Mittel zurück. Wilhelm hatte sich in der letzten Zeit den Hocks auffallend genähert, Brederode in seinen Rath aufgenommen, Wassenaar die Burggrafschaft Leyden zurückgegeben. Auch mit seinen Brüdern Otto und Ludwig hatte er sich endlich nach dem Willen der Mutter verglichen. Seltsam erschien es, daß die Kabeljaus anfangs von keinem Fürsten wissen wollten, der statt seiner dem Lande vorstehe. Noch seltsamer, daß Wilhelms Gemahlin nach seinem Tode plötzlich starb, und das Volk, welches sie ihrer Wohlthätigkeit wegen tief betrauerte, sagte: sie sei vergiftet.

Die Kaiserin Margaretha und ihr Sohn Wilhelm waren die ersten Wittelsbacher in Holland. Ihnen folgte ein anderer Charakter, der gegen ihre Leidenschaftlichkeit den geraden Gegensatz bildete.

Zweites Kapitel.

Herzog Albrecht.

Die Kabeljaus für Mathilde, die Hoeks für Albrecht. Persönlichkeit Albrechts. Sein Herzogthum in Niederbayern. Fahrt nach Holland. Auftreten gegen die Kabeljaus. Verständigung. Hohes Wort der Städte. Streben des Herzogs nach Gleichstellung der Parteien. Aufstand der Kabeljaus. Belagerung von Delft. Strafgericht. Bezwingung aller Aufständischen. Der Herzog und die Enghiens. Ein Menschenalter voll Frieden. Otto von Arkel und der Adel. Hoftreiben. Der Herzog und die Städte. Förderung des Handels. Keine Zunftkämpfe. Wilde Parteiung in den Nachbarlanden. Albrechts Vortheile. Verbindungen und Friedensschlüsse mit den Königen von Frankreich und England und mit dem Kaiser. Fürstensitze der Söhne und Töchter. Hohe Stellung des Wittelsbacher Hauses. Aufblühen des Burgundischen. Plan zur Verbindung der Niederlande. Der Krieg zwischen Frankreich und England. Johanna von Brabant. Doppelhochzeit zwischen den Häusern von Burgund und Bayern-Holland. Ankunft der schönen Isabella von Bayern. Ihre Vermählung mit dem Könige von Frankreich. Albrecht ein Vater der Minstrels. Seine Erfolge.

Sehr zum Undank der Kabeljaus übernahm Albrecht die Regierung. Als sich bei Herzog Wilhelm gegen Ende des Jahres 1357 die ersten Spuren des Wahnsinns zeigten, ersahen sich die Kabeljaus seine Gemahlin, die englische Prinzessin, zu ihrer Regentin. Gegen die Kaiserin Margaretha konnten sie nicht laut genug das Feldgeschrei erheben: Holland lasse sich nicht verfrauen, — nun verlangten sie selbst eine Herrin. Freilich vermeinten sie, nicht Mathilde, sondern sie selbst wollten die Regentschaft führen; denn es war die Fürstin von sanftem und mildem Wesen. Da aber erhoben sich die Hoeks: eine Schande sei es, solle die kinderlose Ausländerin regieren, das sei ja wider alles Recht und Herkommen. Die

lange Unterdrückten ermannten sich zum Handeln und sandten eilends nach Bayern zu des Fürsten jüngerem Bruder Albrecht: denn er war sowohl von Kaiser Ludwig als von Wilhelm selbst zum Nachfolger bestimmt für den Fall, daß dieser keine Leibeserben bekomme.

Albrecht stand jetzt im zweiundzwanzigsten Lebensjahre. Er war ein ruhiger kluger Herr, der die Dinge bedächtig erwog, die Gefahr nicht aufsuchte, jedoch mit festem Nachdruck vollzog, was nöthig schien. Gerechtigkeit Milde Gottesfurcht waren Grundzüge seines Charakters. Man spürte seine Regierung weniger an seinem Thun, als an seinen Erfolgen. Wie es Brauch bei jungen Fürstensöhnen, war auch er frühzeitig auf ritterliche Thaten ausgezogen. Im fernen Spanien hatte er ruhm- und siegreich wider die Ungläubigen gestritten, im maurischen Reiche Granada hatte er sich den Ritterschlag verdient. Von dem reichen Erbe, welches der kaiserliche Vater hinterließ, war ihm anfangs nur der Straubinger Antheil zugefallen. Kaum hatte er diese Herrschaft angetreten, so ließ er's sich angelegen sein, ihren Werth durch große Bauten und Landesbesserung zu erhöhen. Eben war er daran, das jetzige Schloß zu Straubing von Grund aus neu zu bauen und ließ eine Stromleitung graben, welche die Donau unter dessen Mauern vorbeiführt: da traf ihn der Ruf aus Holland. Sofort machte er sich dahin auf.

Auf der Reise hatte er anfangs Unglück. Der Graf von Jülich, der im Einverständniß war mit den Kabeljaus und Kaiser Karl IV., lauerte unterwegs, warf ihn hinterrücks nieder und hielt ihn eine Zeit lang in Haft. Endlich erschien er zu Anfang des Jahres 1358 in Holland mit einem glänzenden Gefolge von Baronen und Rittern. Seine Bayern hatten nach besten Kräften ihm beigesteuert, daß er würdig, wie es Kaiser Ludwigs Sohn gezieme, daher ziehe. Die Hoeks stellten sich freudig unter sein Banner. Fast der gesammte Adel Hollands war gleich anfangs für ihn. Mit den Ka-

beljaus aber gab es harte Stöße. Sie saßen in der Herrschaft und dachten nicht daran, leichten Kaufs daraus zu weichen. Albrecht war nicht der Mann zu zaudern, wo es nöthig schien, ein paar Burgen oder Städte gewaltsam aufzuklopfen. Mehr wirkte sein versöhnendes Auftreten, seine ruhig gescheidte Energie: diese erweckten ihm allmählig Vertrauen. Er verständigte sich mit seines Bruders Gemahlin, der edlen Mathilde, sie sollte einstweilen mit ihm zugleich dem Lande vorstehn, und auf ihr Anmahnen huldigten ihm nach und nach die meisten größern Städte als Regenten, als der Lande „Ruhwart Aufseher und Beschirmer". Freilich mußte er ihnen zuvor geloben, zu regieren mit dem Rathe der guten Städte und derjenigen, welche er mit Willen der guten Städte dazu nehmen, d. h. als seine Geheimräthe anstellen würde. Auf solche Weise dachten die Kabeljaus, welche in den Städten die Schöffenstühle, im Lande die Amtmanns-, am Hofe die Rathsstellen inne hatten, ihre Plätze zu behalten. Er hingegen ließ sich von den Städten versprechen: daß sie unterthänig sein und ihm zur Beilegung der Streitigkeiten ehrlich helfen wollten.

Dies dauerhaft zu vollbringen, war nun seine erste und vornehmste Sorge. Die Kabeljaus, welche ihm kein Anlehn aus ihren Geldkassen gestatteten, fegte er gleichwohl nicht aus den Aemtern: nur allmählig suchte er Hoeks einzuschieben, daß er sie zum Gleichgewicht mit ihren Gegnern emporhebe. Er begann damit, den kabeljauischen Herrn von Bloemestein, der Amtmann unter den Kennemer Bauern war, zu entsetzen. Reinhold Brederode, den Sohn des Mannes, der so tapfer für seine Mutter gekämpft, erhob er zu seinem Kanzler und gab ihm die vornehmste Stelle an seinem Hofe. In Delft, wo der Schöffenrath sich besonders widerhaarig zeigte, nahm Albrecht die erste Gelegenheit wahr, andere Männer hineinzubringen. Die Mörder des Herrn von Swieten, die noch unbestraft dort umhergingen, setzte er im Haag

gefangen. Nun dauerte es nicht lange, so rotteten sich die Kabeljaus hier und dort wieder feindselig zusammen. Als der Kanzler Brederode in's Kennemer Land einritt, hatte sich eine Schaar zwischen die Dünen bei Castricum gesteckt und lauerte ihm auf. Plötzlich umringten sie ihn, er aber gab dem Pferde die Sporen und rettete sich mit den Seinigen in die Kirche des Dorfes, die er rasch verrammelte. Die Letzten seines Gefolges wurden draußen niedergemacht. Brederode ließ alle Glocken anschlagen, die im Thurme hingen: da eilten die Kennemer Bauern herbei und fielen über die Angreifer her. Ein Theil flüchtete nach dem nahen Heemskerker Schlosse, ein anderer nach Delft, ein dritter fester Platz, wo die Hoeks sich sammelten, war Heusden an der Brabanter Gränze, denn dort war in Stadt und Burg Befehlshaber Florenz von Borsselen, der Vater des später berühmten Frank.

Albrecht säumte keinen Augenblick, die Verschworenen niederzuwerfen. Mit dem einen Theil seines Heeres umzingelte der Herr von Polanen das feste Schloß Heemskerk, der Herzog selbst griff Heusden an, und als diese beiden Außenwerke des Aufstandes gefallen waren, legte er sich mit all seinen Truppen vor Delft, dem Hauptlager. Die mächtige Stadt hatte sich wohl bewehrt, versuchte Kriegshauptleute führten ihr siebenhundert Schwerbewaffnete zu. Schon hatten die Delfter die Schlösser Polanen und Binkhorst erstürmt und in Flammen gesetzt, auch nach dem Haag waren sie gezogen, hatten die Frohnfeste aufgebrochen und des Herzogs Gefangene befreit. Albrecht schwur hoch und theuer: nicht viele Wochen sollten vergehen, dann reite er trockenen Fußes über die Delfter Festungsgräben. Allein die Kabeljaus wehrten sich mit hohem Muthe, der Herzog selbst bewunderte sie. So rasch folgten sich ihre Ausfälle, daß er keinen Mittag ruhig essen konnte. Sieben Wochen dauerte die harte Belagerung, nimmer ruhten des Herzogs große Geschütze. Endlich entstand unter den Bürgern Zwietracht: die in der Stille hoekisch gesinnt

gewesen, erhoben ihr Haupt. Die Stadt unterwarf sich des Herzogs Bedingungen.

In langer Prozession erschienen vor seinem Zelte tausend Bürger mit bloßen Füßen und bloßem Haupte, an ihrer Spitze gingen die Bürgermeister mit den Stadtschlüsseln. Alle fielen auf die Knie und baten um ihr Leben. Ihnen folgten flehend fünfhundert Frauen, in ihren besten Kleidern, aber barfüßig wie ihre Männer, und mit fliegendem Haar. Das Leben wurde ihnen gelassen, doch mußten sie es lösen mit schwerem Gelde, und die Häupter des Aufstandes gingen in ewige Verbannung oder zur Bußfahrt nach dem heiligen Lande. Die großen Freiheitsbriefe wurden gebracht, welche die Stadt von der Kaiserin oder ihrem Sohne sich verschafft hatte, sie wanderten in's Feuer, und alle Bürger, welche auf dem Lande wohnten, verloren ihr Bürgerrecht. Dann wurde die Stadt ihrer Rüstung beraubt. Aus dem Grunde riß man die Mauern und Thürme weg, die Gräben wurden verschüttet und der Herzog ritt trockenen Fußes auf den Marktplatz. Keine waren eifriger, die Delfter Festungswerke, der Bürger Schirm und Ruhm, niederzubrechen, als die Dortrechter, welche den blühenden Handel der Nebenbuhlerin beneideten. Sie nahmen die Thorketten von Delft mit sich und hingen sie als Siegeszeichen vor ihren Stadtthoren auf. Einige Zeit später machte ein blutiger Straßenkampf, in welchem an vierzig Bürger erschlagen wurden, die Niederlage der Delfter Kabeljaus vollständig. Der Herzog hielt es nicht mehr nöthig, die Zwingburg, welche er in der offenen Stadt zu bauen angefangen, zu vollenden. Die Delfter Macht war für immer gebrochen, nie durfte die Stadt sich wieder an die Spitze des Landes stellen.

Die Edelleute, welche aus Delft entwichen waren, vertheidigten sich noch ein ganzes Jahr lang in Heusden. Dann wurden auch sie begnadigt und zogen auf die weite Pilgerfahrt nach Jerusalem. Auch in Seeland, wo die Aufständischen

, zerschlagen: er selbst, das sollten alle wissen, sei der
n Lande.
Im Hennegau gab es keine feindlichen Städte, jedoch
lige, welche den Arkels und Egmonds es in fürstlichem
gleich thaten. Es war vor allen das zahlreiche Ge-
der Enghiens, welche sich stolz ihrer Abkunft von
jen Herren rühmten und Grafschaften Baronien und
inen Herzogstitel ihr Eigen nannten. Herzog Albrecht
ihrem Haupte, Seger von Enghien, einen Gerichtsboten,
gen einiger Frevel vorzuladen. Der Bote wagte es, auf
ns Grund und Boden zu kommen: Seger erschlug ihn.
t hatte sich des Schlimmsten zu versehen, die Enghiens
lten Kriegsvolk und Kanonen. Da griff er ohne Wei-
urch und ließ Herrn Seger des Nachts auf seinem
e aufheben, als seinen abgesagten Feind. Die Edel-
itten zusammen und forderten den Gefangenen vor ihr
engericht. Seine Enthauptung, die Einnahme seiner
nburg war des Herzogs Antwort. Schrecken und Wuth
tigten sich seiner sechs Brüder, seiner Anhänger, aller
e. Im Bunde mit dem flandrischen Grafen verheerten
arme Land mit gräßlicher Rache, zum Herzog standen
nen Städte und sie waren nicht glücklich im Felde.
h erreichte es Albrecht dennoch, daß die Enghiens ihn

Friedens, der beinahe ein ganzes Menschenalter hindurch nicht wesentlich gestört wurde. Abgerechnet freilich kleine Aufläufe in den Städten, wobei es blutige Köpfe setzte, und abgerechnet kleine Fehden, in denen hier und dort ein paar Häuser in Rauch aufgingen, — denn wo gab es damals ein Land, in welchem dergleichen nicht an der Tagesordnung war? Der Parteihaß war nicht erstorben, und man fühlte zu Zeiten an dem Zittern des Bodens, wie tief unten er wühlte und störte: allein seine Wuth war äußerlich wenigstens gefesselt. Dies war der Erfolg der meisterhaften Politik, mit welcher Albrecht, immer ruhig und bedächtig, immer versöhnend und das Landesbeste Allen vorstellend, sein fürstliches Ansehen entfaltete. Seine gelassene, etwas bequeme, aber schwer wuchtige Natur war der beste Dämpfer für die Leidenschaftlichkeit der Parteien. Wo der alte Haber wieder aufzulodern drohte, schnürte er die Empörung langsam ein, bis sie erstickte vor dem Ausbruch.

Der mächtige Otto von Arkel, das Haupt der Kabeljaus, ritt ihm einmal, als der Herzog ihn wegen Todschlags vorforderte, mit rasselndem Gefolge von Reisigen gerade auf die Burg, er kam um — Gnade zu bitten. Albrecht wußte den trotzigen Mann geschickt zu nehmen, Arkel wurde sein ergebenster Anhänger und versöhnte ihm alle Feinde. Kam der Herzog nach Gorkum, dem Stammsitze der Arkels, so war der Herrlichkeit kein Ende. Er hatte die Freude zu sehen, wie dort auf einem Turniere die Hoeks lustig mit den Kabeljaus toastirten. An Albrechts Hofe drängten, vermischten sich aber auch die Parteien, der Eine suchte dem Andern eine Falle zu stellen, und Albrecht blieb Meister über alle. Der alte Reimchronist Wilhelm von Hildegaersberch schildert das Treiben am Hofe in folgender Gestalt: „Lügen sei der Hauptgrund der Parteiwirren, mit Lügen suche man einander vor dem Herrn zu verderben, jeder möchte gern bei Hof verdienen des Herrn Huld und seinen Dienst. Dem Herrn selbst aber sei das

Schönste, wenn sie mit einander lebten in Frieden und Gemach. Da sehe man den Einen plötzlich in die Höhe kommen und ein saures Wesen annehmen; er solle sich aber hüten, denn Andere sehe man plötzlich niederstürzen vom hohen Stand". So hielt Albrecht die Parteien gleichsam in der Wagschale und in beständiger Schwebe gegen einander.

Noch größere Aufmerksamkeit, als der Versöhnung des Adels, wandte Albrecht den Städten zu. Nicht sparsam war er mit Bewilligung von Rechten und Freiheiten. Kein stärkeres Beispiel konnte er geben, als da er St. Gertrudsberge erlaubte, vierhundert Ausbürger zu halten; denn nichts war mehr, als das Ausbürgerwesen, geeignet, die städtische Macht über das platte Land auszudehnen und die grundherrliche Macht der Barone und Fürsten zu zerstören. Am wohlthätigsten empfand des Herzogs Fürsorge die Handels- und Gewerbsblüthe der Städte. Es setzten sich damals an den Nordseeküsten Schaaren von Seeräubern fest, welche sich Likedeelers (Gleichtheiler) nannten. Herzog Albrecht wußte sie auf die feindlichen Friesen abzulenken. Mit derselben Kunst zog er den Handel der Engländer und Hansefahrer aus dem unruhigen Flandern nach den holländischen Städten. Dortrecht zog die Kaufleute, die Gelder, die Schiffe an sich, welche Brügge verließen. Während aber der steigende Verkehr eine wogende Menge auf die Marktplätze und Hallen brachte, begünstigte Albrecht die Anstrengungen der gemeinen Bürger, deren Unmuth es nicht mehr ertrug, daß die alten Schöffengeschlechter sie von der Stadtregierung ausschlossen. Hauptsächlich unter seiner langen Regierung geschah es, daß der bisherigen Obrigkeit, welche sich in Schultheiß und Schöffen darstellte, ein Bürgermeister mit einer größern Rathsversammlung zur Seite trat, die Mitglieder der letztern gingen aus der gesammten Bürgerschaft hervor. Diese Veränderung erfolgte, ohne daß jene wiederholten und schrecklichen Kämpfe entstanden, welche in andern deutschen Städten die Straßen

so oft mit Bürgerblut färbten. Wenigstens unter Albrechts Regierung blieben die holländischen davon verschont.

Verglichen mit den übrigen Niederlanden erschienen damals Holland und Hennegau beinahe wie Inseln im tobenden Meere. Denn ringsumher lebte Alles in Krieg und zügelloser Zwietracht. Oefter kam es so, daß der Parteigeist, der in Holland zertreten war, in den Nachbarlanden um so wilder auflebte. In Geldern nannte man diese Zeit der blutigen Parteikämpfe recht bezeichnend den „freien Krieg“; denn es war der Fehden eine so endlose verwickelte Reihe, daß Keiner mehr daran dachte, sie erst noch anzusagen. In Flandern und Brabant zogen die verbündeten Weißhüter zu Tausenden stark umher und zündeten die Adelsschlösser an. Als es einmal in Brüssel hieß, die Edelleute hätten einen Hauptmann der Weißhüter ermordet, stürmte das wüthende Volk auf's Rathhaus, siebzehn Schöffen wurden aus den Fenstern in die starrenden Spieße geworfen, welche wiehernde Rotten unten emporstreckten. Bei so rechtlosen Zuständen thaten sich zahllose ritterliche Räuber und entlassene Söldner zusammen und führten auf eigene Hand offenen Krieg gegen Jedermann. Ihre Verkettung zog sich unter dem Namen der Linfaerts durch alle Niederlande, während zur See die Likedeelers die Kaufmannsschiffe jagten. Bei all diesen Kriegs- und Raubhändeln wußte Herzog Albrecht seinen Vortheil in den Nachbarlanden wohl herauszugreifen. Der Krieg außer seinen Gränzen gab der Unruhe seines Adels Beschäftigung. In Geldern unterstützte er die den Hoeks verwandte Partei der Bronkhorsten und nöthigte ihren Herzog nach ruhm- und beutereichen Feldzügen zum Frieden. Arkel versöhnte auch dort die Parteien. Die Utrechter mußten Albrechts Waffen sich beugen und ihm dienen mit einer Anzahl Bewaffneten, gleichwie ihrem Fürsten. Ueberall aber suchte er das landesherrliche Ansehn in den Niederlanden zu stärken, nöthigenfalls mit Kriegshilfe. Immer hörte man auf seinen Rath

voll Billigkeit und wählte ihn gern zum Schiedsrichter. Fast alle seine Nachbarn hatte er sich zuletzt durch Verträge zu gegenseitiger Freundschaft und Unterstützung verbündet.

Einen Herrn von solcher Macht und Klugheit suchten sich auch entferntere Fürsten zum Freunde zu machen. Der französische König erbat sich den holländischen Erbprinzen, als er noch in den Kinderschuhen lief, bereits zum Verlobten seiner Tochter. Albrecht willigte ein. Der englische König sandte Boten nach dem Haag, daß er geneigt sei, auf die niederländischen Ansprüche seiner Gemahlin Philippa zu verzichten. Albrecht ließ den Engländern durch seine Ritter und Städte feierlich erklären: „soviel sie mit ihrem Verstand und ihren fünf Sinnen wahrnehmen könnten, habe keiner ein Recht an den Landen, als Herzog Albrecht und sein Bruder". Der König von England verzichtete. Auch mit dem kaiserlichen Luxemburger, dem Erbfeinde seines Hauses, machte der Herzog seinen Frieden. Karl IV. hatte ihn anfangs in seinem bayerischen Erbe angegriffen. Albrecht, der zweimal aus den Niederlanden dorthin zurückkehrte, setzte ihm die verbündete Kraft der bayerischen Herzoge entgegen, und zugleich stellte er dort den Landfrieden und eine gute Verwaltung her. Der Kaiser that Abstand, und nicht nur dies, er ertheilte Albrecht auch die förmliche Belehnung mit dessen niederländischen Besitzungen. Albrecht hätte sich nun wirklicher Graf nennen können, er änderte aber, so lange der Bruder lebte, seinen Ruhwartstitel nicht; wenigstens blieb er in den Niederlanden dabei, weil er eines bloßen Titels wegen keine Weiterungen mit seinen Ständen wollte. Kaiser Karl erkor sich auch für seinen Sohn Wenzel, den König von Böhmen und späteren Kaiser, die Hand der zweiten Tochter Albrechts, und dieser wohnte der Krönung seines Schwiegersohnes in Aachen bei. Seine älteste Tochter war an den mächtigen Herzog von Jülich und Geldern verheirathet, die dritte bekam der Erbprinz von Burgund, die jüngste der Herzog von Oesterreich. Da Wilhelm

der Erstgeborne für die niederländischen Grafschaften bestimmt war, kam der zweite Sohn Albrecht nach Straubing, um die Regierung des bayerischen Erblandes anzutreten; Johann der jüngste wurde auf den fürstbischöflichen Sitz von Lüttich befördert.

So erneuerte Herzog Albrecht an den Gränzküsten des deutschen Reiches die Ehren der Wittelsbacher. Diese waren neben den Habsburgern und Luxemburgern und den königlichen Häusern von Frankreich und England das vornehmste Fürstengeschlecht in Europa. Denn wo die Kaiserkrone über einem Hause gestanden, da ließ sie Länderperlen und erlauchte Hoheit zurück. Um diese Zeit aber blühte ein neues Haus empor zwischen Frankreich und Deutschland, dessen ritterliche Pracht und Kühnheit alle Fürstenschlösser verdunkeln sollte. Es war das burgundische, von französischer und königlicher Abstammung. Während nämlich Kaiser Ludwig verfangen war in den Händeln, die ihm der Pabst bereitete, und während Kaiser Karl IV. nur für seine Hausmacht sorgte, gelang es den französischen Königen, ihre Prinzen vorzuschieben in die Vorlande des deutschen Reiches, soweit man nicht deutsch, sondern französisch sprach. Es waren friedliche Eroberungen, aber für die künftige Größe Frankreichs bedeutungsvoll. Nachdem die Provence und das Delfinat gewonnen, wurde durch eine Reihe ebenso geschickter als verwickelter Heirathen alles niederburgundische Land vereinigt, mochte es von Deutschland oder von Frankreich zu Lehn gehn. König Johann gab es sodann seinem jüngsten Sohne Philipp dem Kühnen, und dieser ließ sich die flandrische Erbtochter nicht entgehen, welche ihm außer Flandern auch Artois Rethel Antwerpen und Mecheln zubrachte. Nachdem er mit Hilfe Frankreichs und unsers Albrecht die Erblande seiner Frau den empörten Bürgerschaften aus den Händen gerissen, standen das burgundische und bayerische Haus neben einander als die mächtigsten in den Niederlanden.

Eine staatskluge Regentin griff nun den lothringischen Gedanken wieder auf, alle Niederlande unter einem einzigen

Fürstenhause zu vereinigen, welcher Städte und Adel im Zaume und das Land im Gedeihen erhalte. Diese Frau war Johanna, Erbherzogin von Brabant, dieselbe, welche bei der Schreckensnachricht, daß ihr erster Gemahl, der holländische Wilhelm, in Friesland erschlagen liege, gleich gebot, die friesischen Mönche in die Südersee zu werfen. Sie war dann mit Herzog Wenzel von Luxemburg, dem Bruder Kaiser Karls, verheirathet gewesen, hatte aber auch von diesem keine Kinder bekommen. Sie wollte nun dem zweiten Sohne des Herzogs von Burgund ihr Brabant hinterlassen, seine Schwester aber sollte den holländischen Erbprinzen heirathen, dessen französische Braut gestorben war. Dann waren Burgund Flandern Brabant Hennegau Holland und Seeland sämmtlich im Besitze von zwei nahe verwandten Häusern.

Sie hatte einen schwierigen Plan vor sich. Es herrschte nun seit bald fünfzig Jahren ein erbitterter Krieg zwischen England und Frankreich: der Nationalhaß war in's Blut übergegangen, nur die beiderseitige Erschöpfung gebot von Zeit zu Zeit Waffenstillstand. Der englische König verlangte, wenngleich mit sehr zweifelhaftem Rechtsgrunde, nichts weniger, als die Krone von Frankreich, von dessen Westlanden er bereits ansehnliche Provinzen besaß. Beide Könige suchten Geldhilfe und Kriegsleute in Deutschland und zunächst in den Niederlanden. Bei den Parteien im Volke, wie bei den Mächtigen an den Höfen warben sie um Einfluß. Es waren die Leliaerts in Flandern, die Hoeks in Holland, die Heekeren in Geldern französisch gesinnt, die Klaauwaerts, die Kabeljaus, die Bronkhorsten hielten es dagegen mit den Engländern. Nun war der französische König gestorben, und da sein Sohn Karl VI. erst zwölf Jahre alt, so führte sein Oheim, Herzog Philipp der Kühne von Burgund, die Regentschaft über Frankreich. Dieser Philipp fing erst die flandrische Erbtochter, welche der englische König für seinen Sohn wollte, für sich selbst weg:

um so eifriger bemühte sich der Londoner Hof, daß der Erbprinz von Holland-Hennegau eine englische Prinzessin heirathe, während den Gentern in ihrem Aufstande gegen den Burgunder von England kräftige Hilfe zufloß. Die Herzogin Johanna von Brabant war den Engländern feindselig, Herzog Albrecht aber sah mit Mißtrauen auf die burgundische Macht, welche an seiner Seite emporwuchs. Er mochte deshalb für seinen Sohn lieber eine englische Prinzessin, und von London kamen Gesandte, die Vermählung zu betreiben. Die kluge Johanna steckte sich dagegen hinter die Herzoginnen von Bayern und Burgund, die drei Damen hatten überall ihre geheimen Boten und setzten alle Welt in Bewegung.

Sie brachten endlich die beiden Väter Philipp und Albrecht in Cambray (Kamrich) zusammen. Der Burgunder ging mit Freuden auf den Plan ein, Albrecht wich aber zuletzt mit der Rede aus, er könne sein Wort ohne Einwilligung seiner Stände und seiner Gemahlin nicht geben. Letztere brachte nun in Vorschlag: auch sie habe eine Tochter Margaretha, diese soll der burgundische Erbprinz Johann nehmen. Unglücklicher Weise war er schon mit einer Königstochter von Frankreich so gut als verlobt. Allein die alte Herzogin von Brabant gab keine Ruhe, die beiden Häuser mußten ihre Margarethen an ihre Erbsöhne austauschen, und der König von Frankreich wurde beschwichtigt. Entrüstet kamen neue Gesandte von London und wollten die Verlobung wieder rückgängig machen. Albrecht wurde ärgerlich und sagte ihnen: sein Vetter von England brauche sich um die Heirath seiner Kinder nicht zu kümmern. Am 10. April 1386 wurde die Doppelhochzeit in Cambray vollzogen, mit Pomp und Pracht wie die Stadt sie niemals erlebt hatte. Der französische Hof verherrlichte acht Tage lang die Turniere und Feste durch seine Anwesenheit. Die vier Neuvermählten speiseten allein an des Königs Tafel und wurden durch die obersten Hofbeamten bedient, welche zu Pferde sitzend Wein

und Speisen brachten. Der holländische Erbprinz wurde zum Grafen von Osterbant und Statthalter von Hennegau erklärt, und soviel Brautschatz ihm einst die königliche Prinzessin von Frankreich bringen sollte, soviel bekamen auch die beiden Margarethen. Eine Erbverbrüderung zwischen Burgund und Bayern-Holland besiegelte den Bund. Jetzt war Aussicht, daß die Niederlande sämmtlich nach und nach in eine Hand kamen, daß die Fürsten bis dahin sich gegenseitig wider Empörungen schirmten, daß sie in die Mitte gestellt zwischen Frankreich England Deutschland nöthigenfalls eine unabhängige Politik behaupten konnten. Der Gedanke war so staatsmännisch wie jemals ein anderer: für das Wittelsbacher Haus entwickelte er sich später zum Unglück.

Auf dem Freudentage zu Cambray brachte es die Herzogin Johanna dahin, daß noch eine andere Verbindung zwischen dem französischen und bayerischen Hause zur Entscheidung kam. Es hatte, wie Froissard in seiner anmuthigen Weise erzählt, der sterbende König von Frankreich seinen Brüdern erklärt: er wünsche für seinen Kronprinz eine deutsche Prinzessin, damit man in London nicht allein Vortheil aus deutschen Heirathen ziehe. Nun erschien bald darauf der ritterliche Herzog Friedrich von Bayern bei den französischen Bannern, um Ruhm zu ärnten im Kriege wider die Engländer und aufständischen Flandrer. Des jungen Königs Oheime fragten ihn, ob er für ihren Neffen keine Prinzessin habe. Er erwiderte: nicht er, aber sein Bruder Stephan zu Ingolstadt habe eine Tochter, die vierzehn Jahre alt und eine Perle von Schönheit. „Das ist, was wir brauchen", riefen da die Prinzen, „der König sieht gern etwas Schönes". Sie schlugen vor, die schöne Isabella solle nach Frankreich kommen, als wolle sie eine Wallfahrt machen zum heiligen Johannes in Amiens. Dort solle der König sie sehen, und sie wollten schon ihr Bestes thun, daß er sie nicht wieder fortlasse. Friedrich vertraute dies Gespräch seinem Oheim Albrecht im Hennegau

und der Herzogin Johanna in Brüssel, beide fanden die Verbindung für ihr Haus ehrenvoll und vortheilhaft. Jedoch dem Herzog Stephan in Bayern däuchte es gar fremd, daß seine Tochter nach Frankreich reisen solle ohne Werbung, ja ohne Einladung des Königs; schicke man sie ihm zurück, sei die Schande unerträglich. Nun setzte auch der Herzog von Lancaster, der von dem Plane Wind bekam, alle Segel auf, damit jetzt seine eigene Tochter, die man am Hofe von Bayern-Holland nicht gewollt, Königin von Frankreich werde. Eine andere Partei schlug eine lothringische Prinzessin vor. Allein was vermochten sie alle gegen die alte Brabanter Fürstin? Sie wartete bis der große Hochzeitstag in Cambray kam, da sprach sie plötzlich offen von der bayerischen Heirath als von etwas, das durchaus geschehen müsse, — man solle sie nur gewähren lassen, noch im Sommer solle die Sache gemacht sein. Wirklich arbeitete sie so trefflich, daß alle Bedenken schwiegen. Herzog Stephan sagte zu seinem Bruder: „Friedrich, Friedrich! du willst nach Frankreich meine Tochter bringen und hast gar keine Gewißheit, daß der König sie will. Nimmt er sie nicht, ist sie für immer beschimpft um dieser Reise willen. Darum sieh dich vor, bringst du sie mir wieder, so hast du dein Lebenlang keinen schlimmeren Feind als mich. Reiset denn in Gottes Namen!“ Herzog Friedrich vertraute auf den Zauber von Isabellens Liebreiz und kam mit ihr nach Brüssel zur Herzogin Johanna, und nach Quesnoy, wo ihre Großtante, die Herzogin von Bayern-Holland wohnte. Dann reiseten sie alle zusammen nach Amiens. Der junge König war schon da mit seinem ganzen Hofe, er starb vor Verlangen nach Isabella, soviel hatten ihm die Oheime von der Prinzessin erzählt. Auf's Schönste gekleidet führten sie die drei Herzoginnen von Bayern Burgund und Brabant vor den König, und als sie der Sitte nach das Knie vor ihm beugte, hob er sie rasch auf mit seinen Händen und konnte nicht aufhören sie anzuschauen. Da sagten die Hof-

erren: „Bei unserer Ehre, sie bleibt uns, er kann die Augen
icht mehr von ihr lassen". Es dauerte auch gar nicht lange,
e kam schon der Vertraute des Königs, der Herr von la Ri-
ien nach Quesnoy, wohin Isabella unter ihrer Großtante
Obhut zurückgereist war. Er berichtete, der König sei ganz
rank vor Liebe, könne nicht schlafen und nicht ruhen, und
r wolle sofort die Hochzeit, damit er genese. Gleich darauf
angte als Brautschatz eine königliche Krone an, die ein gan-
es Land werth war. Nun führten die drei Herzoginnen die
rkorene Königin von Frankreich im herrlichsten Schmucke zu
Wagen nach Amiens, wo der Bischof am 6. Juli die Trau-
ng vollzog, und es war wunderbar, wie viele Fürsten und
Herren und Damen gekommen waren, um zu sehen, ob die
Königsbraut von so entzückender Schönheit sei, als alle
Welt sagte.

Herzog Albrecht mochte mit innerer Genugthuung auf
eine länger als dreißigjährige Regierung zurückblicken. Seine
Lande waren geschirmt und geschützt nach außen, und Frieden und
Gedeihen blühte in ihren Gränzen. Seinem Hause aber winkten
große Aussichten für die Zukunft, Kinder und Enkel saßen auf
e vielen Fürstenthronen. Die Zeiten Wilhelm des Guten hatte
r wieder heraufgeführt. Gleichwie dieser hieß er der Vater der
Minstrels, denn er liebte die Sänger und ihre fröhliche Kunst
ngemein, und die Verfasser schöner Chroniken hatten an ihm
inen großen Freund. Da spielte ihm die Liebe noch einen
Streich, welcher das mühsame Werk seines Lebens, die Partei-
ersöhnung, wieder aus allen Fugen riß. Sein eigener
Sohn trat ihm zornerfüllt gegenüber.

Da dieser, der berühmte Ritter, von jetzt herrschend
n unsere Darstellung tritt, da sein einziges Kind Jakobäa
as Spiegelbild seines Geistes und seiner Grundsätze wurde:
e haben wir seine Laufbahn etwas näher zu betrachten.
Machen wir aber zuvor uns das Ritterthum jener Zeit an-
schaulich, welches Beider Stern und Steuer war.

Drittes Kapitel.

Die ritterliche Gesellschaft.

Erhabene Vorstellungen von der Ritterwelt. Prüfung derselben. Falsche Auffassung von Rittern und Knappen. Knechte oder Knappen in allen Aemtern Rechten und Waffen eines Ritters. Fürsten Kriegshäupter Staatsmänner häufig gar nicht oder erst spät Ritter. Dienst der Pagen und Leibknappen. Ihre Gesindbestellung. Verwechslung von Wehrhaftmachung und Ritterschlag. Reale Abstufung. Fürsten und ihre Verehrung. Bannerherren. Ihr Banner Feldruf und Hofwesen. Niederer Adel. Der Name Knecht oder Knappe. Einfluß der Dienstmannenordnung. Schildbürtige. Fähnleinführer, Glevener, Bacheliers. Ihre Mittelstellung. Wimpel und Rennfähnlein. Erhebung zur Bannerherrnwürde. Bedeutung des Banners. Herren Ritter und Knechte. Stand und große Menge der Ritterbürtigen. Frühere Dienstmannen. Freie Gutsbesitzer. Ritterliches Wesen der Patrizier. Ihre große Anzahl. Verhältniß zum Landadel. Reale Natur des Adels im Mittelalter. Die ritterliche und die gebildete Gesellschaft.

Die Ritterwelt des Mittelalters senkt sich frühzeitig aus Romanen und Sagen tief in unsere Anschauung. Noch von den Zinnen gebrochener Burgen starrt und trotzt sie mitten in unsere Zeit hinein. Und treten wir in den Rüstkammern plötzlich vor jene furchtbaren Schwerter und Streitkolben, jene hochragenden stählernen Rüstungen von Roß und Mann, ist es nicht, als schaute noch aus den leeren Eisenhüllen der gewaltige Geist des Ritterthums hervor? Dann bleibt in der Vorstellung nur Raum für eine ruhmvolle gepanzerte Zeit, die entschwunden, die hoch über der unsrigen stand, eine Welt erfüllt von wogenden glänzenden Ritterschaaren, voll eisenstarker Helden, die rastlos kämpften um edle Ideale und erhabene Minne. Allein dies Bild, das jene Dichtungen, jene Burgruinen, jene Ritterrüstungen in uns erwecken, hält dies Bild auch Stich, wenn man es prüft

an den bestimmten Thatsachen, welche uns Urkunden Ordensstatuten und Chroniken aufstellen? Nein, wenn wir uns längere Zeit in die alten Schriften vertiefen, wenn wir die nackten Thatsachen darin verbinden und vergleichen: so zerrinnt das glänzende Heldenbild zum großen Theile, etwa so weit als vor der eindringenden Forschung die Schreckensbilder zerronnen sind, welche man sonst von der Vehme aufstellte, die furchtbar in Dunkel und Geheimniß richten sollte. Und wenn wir recht scharf zusehen, so zeigt uns die Ritterwelt des Mittelalters nicht blos genug des Barbarischen Hölzernen und Lächerlichen, sondern wir erkennen auch, daß sie doch nimmer so hoch und herrlich, so grundverschieden stand über unserm jetzigen Denken und Treiben.

Es sei nun der Versuch gemacht, in kurzen Zügen die Ritterwelt zu zeichnen, wie sie war, nicht um ein poetisches Bild aufzurollen, sondern um einige Ergebnisse der Forschung zusammenzustellen, welche freilich den bisherigen Annahmen widersprechen.

Ziemlich allgemein, selbst in rechtshistorischen Büchern, ist folgende Auffassung hergebracht. Erst der Ritterschlag habe Einen zum vollen Mann und Ritter gemacht. Jeder selbständige Mann, der in voller Rüstung mit seinem Fähnlein Reisiger auftritt, habe die eigentliche Ritterwürde gehabt. Wer aber Knappe, Knecht, Ecuyer geheißen, sei blos in seines Herrn Dienst und Geleite erschienen. Alles das ist ein Irrthum.

So zahlreich und so bestimmt als wir nur wollen, finden wir in den Urkunden Knappen und Schildknechte als Marschälle und Burggrafen, als Amtmänner und Schatzmeister, als längstverheirathete Männer. Sie erscheinen als Träger von Lehen und anderen Gütern, treten in der Gerichtsversammlung als Richter und Zeugen, treten unter den Landständen als mithandelnd auf. Sie führen den Namen Gestrenge, Veste, Ehrbare wie alle andere Ritter, sie tragen dieselbe Rüstung, sie rennen mit ihnen im Turniere und führen

häufig Ritter und Söldner im Felde an. Wir sehn hier also lange Reihen von selbständigen seßhaften Männern, welche zwar Knappen oder Knechte und Ecuyers heißen, jedoch alles das sind, was nach der gewöhnlichen Anschauung einen Ritter ausmacht. Es kommt in all diesen Dingen immer nur darauf an, ob einer von Rittersart ist, ob er zum Schilde geboren, schildbürtig ist, d. h. „zu den rittermäßigen Männern gehört, die mit Pferd und Harnisch dienen". Wenig oder nichts entscheidet es, ob er auch die Ritterwürde hat. Dazu kommt eine zweite Wahrnehmung. Es begegnet uns in den Chroniken öfter, daß Könige und Fürsten, berühmte Kriegshäupter und Staatsmänner erst in reiferen Jahren sich den Ritterschlag ertheilen lassen. Sie warten oft bis in ihr Greisenalter, bis es bei einer großen Gelegenheit und von der Hand eines berühmten Ritters geschehen kann. Blieben nun diese Männer, welche in so vielen Schlachten ruhmreich ihre Fähnlein anführten, so lange im dienenden Knappenstande? Unmöglich. Oder hatte ihre Stellung irgend etwas damit gemein? Sicher nichts als den Namen.

Denn vergleichen wir nur, was ein Leibknappe war und zu thun hatte. Zunächst war es gar nicht nöthig, daß ein Jüngling als Leibknappe in eines ältern Ritters Dienste trat. Es konnte Jeder auch auf seiner väterlichen Burg das Recht und den Schwung der Waffen erlernen. Wollte aber Einer sich regelmäßig aufdienen, so hieß es: sieben Jahr Kind, sieben Jahr Page, sieben Jahr Knappe. Hatte er die artigen und zierlichen Pagendienste erlernt, so mußte er sie bei einem Feste nochmal erproben: dann erhielt er einen kleinen Degen und auch wohl eine große Ohrfeige, zum Andenken, daß er losgesprochen von der Lehrlingszucht. Mit seinem fünfzehnten Jahre trat er als Knappe ein bei einem älteren Ritter. Mochte er noch so adlig geboren sein, jetzt wurde er nicht anders behandelt, als wie ein Sohn eines der unfreien Dienstmannen oder Ministerialen. Der Knappen Dienst war aber

Leibdienst, im Hause, bei den Rossen, im Felde. Ihrem Herrn leisteten sie Kämmererdienste, bei Tafel warteten sie auf, und Abends geleiteten sie die Gäste mit Fackeln in ihre Gemächer und brachten ihnen den Nachttrunk. Sie hatten ferner nach den Rossen zu sehn. Götz von Berlichingen erzählt von seiner Knappenzeit: „als er Ritter Veit von Berlichingen, seinem Vetter, aufgewartet, habe er die Pferde gesattelt und aufgezäumt, seinem Herrn den Gaul zum Aufsitzen gegeben und ihm den Helm nebst dem Spieß gereicht". Auf Reisen ritt der Herr sein Laufroß, einen leichten Paßgänger, Coursier, auch Palafrid und Zelter genannt. Die Knappen folgten ihm zu Pferde. Der eine, gewöhnlich ein starker und wohlbewaffneter Reisiger, führte des Herrn Lanze und den starken Streithengst hatte er am Zügel mit der rechten Hand, weshalb dieses Roß Destrier, Dexter heißt. Der andere, ein junger Bursche, hielt auf dem Sattelknopfe den Helm, hinter sich hatte er Schild und Panzer und den Mantelsack. Kam man vor den Feind, so hatten die Knappen das große Schlachtroß vorzuführen und den Herrn eilig und geschickt auszurüsten, wobei sie wohl Acht zu geben hatten, daß Mundloch und Visir genau paßten und sich nicht wieder verschoben. In der Schlachtordnung hielten sie dicht hinter ihrem Herren. Wenn die Lanzen und Schwerter an einander klirrten, waren die Knappen flink um ihren Herrn her, Stöße abzuwehren, Angreifer niederzustechen, wenn der Herr stürzte, ihm gleich wieder zu Pferd und Waffen zu helfen, und die Gefangenen, welche er machte, ihm abzunehmen. Das Turnier aber blieb diesen Knappen noch verschlossen, ihr Recht war nur die Turniervesper. Am Vorabend durften sie in den Schranken mit ihren leichten Waffen das Gestech halten, l'escremie, ein Vorspiel zu der Meisterprobe am folgenden Tage.

Es ist nun wohl klar, daß jene Knappen und Schildknechte, welche unter den Landständen und als Hof- und Landesbeamte auftreten, welche der Fürst meint, wenn er seinen

Landesadel mit „Ritter und Knappen!“ anredet, nichts zu thun haben mit den jungen Leuten, welche im Leibdienste eines Herrn stehn. Diese hatten ja öffentlich gar keine Stimme, sie gehörten nur zum Gesinde, wie in einem alten Liede ein Knappe singt:

Darum ich bin
Ein Knab der Waffen, des Adels Kind,
Eines theuren Fürsten Hofgesind.

Wie aber kam es, daß in den Schriften über das Ritterwesen die jungen Leibknappen mit jenen Knappen oder Knechten verwechselt werden, welche selbständige seßhafte Männer waren? Der gleiche Name konnte doch nicht allein ein solches Vermengen herbeiführen. Dieser Irrthum, welcher am meisten die Ansichten über das Ritterthum verwirrt hat, entstand aus der Verwechslung des Ritterschlages mit der Wehrhaftmachung. Beides wird aber in den zeitgenössischen Biographien berühmter Ritter wohl auseinander gehalten.

Wenn Einer mündig wurde, erhielt er mit gewisser Feierlichkeit die Manneswaffen, die volle ritterliche Rüstung. Die Sitte war eine altgermanische und wurde ununterbrochen beobachtet. Der Fürst oder der Vater oder ein Verwandter überreichte, wie Tacitus erzählt, in öffentlicher Versammlung Schild und Lanze, später wurde der Jüngling mit dem Schwertgehäng, dem Cingulum militare, geschmückt, dann legte man ihm Sporen Helm und Harnisch an. Das war die Wehrhaftmachung. Die christliche Kirche fand diese Sitte vor und umgab sie mit ihrer Weihe, wie so vieles Andere, was aus der heidnischen Zeit in die christliche überging. Die neuen Waffen wurden auf den Altar gelegt, während man eine Messe las, oder der junge Mann bereitete sich durch Beichte und Abendmahl zu dem ernsten Lebensabschnitte vor, auch brachte er die Nacht vorher in einer Kapelle bei seinen Waffen zu mit Wachen und Beten. Götz von Berlichingen hebt in seiner Lebensbeschreibung wohl hervor, wo einer den Harnisch

anlegt und aufhört, Leibknappe zu sein. Als er im zwanzigsten Lebensjahr das erstemal selbst zwei Knechte aufbringt, sagt er: „Das war der erste Panzer oder Harnisch, das ich anthät; sonst war ich für einen Jungen ziemlich versucht und gebraucht worden, in Kriegen und anders, doch in Knaben Weis".

Gewiß hielt sich Götz damals für einen ganzen Mann, den Keiner mehr als einen dienenden Knappen behandeln oder „garçonniren" sollte. Wer wehrhaft geworden, gleichviel ob er im väterlichen Hause oder als Leibknappe eines Andern den Waffendienst erlernt hatte, dem stand die Welt offen. Er konnte alles unternehmen, was man von einem tüchtigen Rittersmann erwartete. Schon Tacitus bemerkte: mit der Wehrhaftmachung träten die Jünglinge aus dem Kreise des Hauses heraus und würden fortan als Männer und Glieder des Volkes angesehn. Der Wehrhaftgemachte konnte nun auf seines Vaters Burg sitzen bleiben und nur gelegentlich zu Turnier und Fehde ausreiten: das war das Gewöhnliche. Dürstete es ihn aber danach, sich auszuzeichnen, so suchte er auf eigene Hand Abenteuer, indem er sich ein paar reisige Knappen aus seinen Verwandten oder Hörigen oder gemeinen Soldknechten ausrüstete.

Es bleibt also nur der Schluß übrig, daß der Ritterschlag nichts als eine ideale Rangordnung unter den Ritterbürtigen begründete. Die Wehrhaftmachung machte mündig, gab Recht und Freiheit ritterlichen Lebens, der Ritterschlag verlieh nur höhere Ehre unter den Mündigen. Daß Beides hin und wieder verbunden, entscheidet Nichts: zeigen uns doch die Biographien berühmter Ritter, wie in der Regel Beides auseinander liegt. Froissard's Liebling, der Marschall Boucicaut, und Lalain, der Spiegel aller Ritterschaft, hatten nachdem sie die ritterlichen Waffen angelegt, schon eine hübsche Reihe von Heldenthaten verrichtet, ehe der eine auf dem Schlachtfelde, der andere, bevor er in einen schweren Zweikampf ging, sich den

konnte seinen besonderen Feldruf führen. Soviel Bannerherrn also, soviel selbständige Kriegshäupter standen in der Schlachtordnung. War aber einer in seinem Vermögensstande soweit zerrüttet, daß er aus seinen Lehnsmannen Verwandten und hörigen Leuten nicht mehr seine eigene ansehnliche Schaar vollständig zu Roß ausrüsten konnte, so blieb er lieber zu Hause. Denn er wäre gar nicht mehr als Bannerherr angesehn, wenn er nicht wenigstens zwanzig bis fünfzig Helme wohlgerüsteter Leute in's Feld führte.

Die Bannerherren standen also etwa wie der jetzige Großadel. Auf den Höfen dieser kleinen Gebietsherren war es nun vorzüglich, auf welchen sich der Glanz und das Ceremoniell der Ritterschaft entfaltete. Je gründlicher das aufstrebende Fürstenthum sie der politischen Macht entkleidete, desto lebhafter suchten sie ihre Würde im glänzenden Hofstaate. Da gab es auf diesen kleinen Höfen Kämmerer Marschälle Schenken und Truchsesse; da gab es Falken- und Jägermeister Stallmeister Buttler oder Kellermeister Oberspeiser oder Küchenmeister; da gab es endlich ganze Reihen geschmückter Pagen Knappen Läufer und Troßbuben. Jeder ging in den Kleidern und Farben des Herrn und zeigte dessen Wappen rechts und links. Wenn auf dem Hofe und in den Sälen sich die Knappen drängten, geschmückt in Seide und Stahl, wenn Ritter aus allen Ländern einsprachen und Neuigkeiten brachten, wenn man bei großen Gelegenheiten die Damen der Umgegend zu Turnier und Bankett laden konnte, — das war für diese Bannerherren die Sehnsucht ihres Herzens. Nie ritten sie aus, so spottet der Dichter Eugen Deschamps, als von ehrfürchtigem Gefolge umgeben, gleich als wären sie Heilige auf Erden. Wenn der Graf von Foix sich zur Tafel setzte, so legte ihm sein Sohn Gaston alle Speisen vor, nachdem er sie vorher gekostet hatte, denn das Vorschneideramt hatte der Vornehmste der Knappen.

Von Fürsten und Bannerherren verbreitete sich nun

Sitte und Lebensweise auf die weiten und dichten Klassen der gemeinen Ritterbürtigen oder des Kleinadels. All die Letztern zeigten ihr Wappen nicht auf einem Banner, denn dies durften sie nicht führen, sondern auf dem Schilde. Sie waren von Geburt an Schildknechte, Knappen, Ecuyers, Hidalgos, Famuli. Der Name erinnert zwar an Dienstbarkeit, kann aber nicht auffallen, wenn man erwägt, daß die Dienstmannenordnung der Rahmen wurde, in welchen sich allmählig alle Ritterschaft einfügte. Der höfische Dienst der Ministerialen hat ja offenbar dem Ritterstande, als er sich bildete, viel stärker Geist und Gesetz aufgeprägt, als das Vorbild, welches der Klerus mit seiner hierarchischen Ordnung und seinen Gelübden aufstellte. Wie schon in der fränkischen Zeit der freie Mann, welcher sich in Dienstmannschaft begab, als Knabe seines Herrn oder Seniors bezeichnet wurde, so traten später in den Urkunden alle unfreien Dienstmannen als Knaben und Knechte neben die freien Milites. Wie die niedern Dienstmannen nicht selbständig auftraten, sondern dem Banner ihres Herrn folgten, so stellten sich auch die gemeinen Ritterbürtigen als Knappen oder Knechte zum Banner ihres Grafen oder ihrer Stadt. Sie faßten später ihren Namen einfach vom Standpunkte des edlen Waffendienstes auf: sie waren nicht die Herren, sondern die Knechte der Waffen. Zum Unterschiede von den gemeinen Reisigen nannten sie sich auch wohl edle Knechte, ehrbare oder wohlgeborne oder rittermäßige Knechte, Famuli militares, Knapen van Wapene. Mit vollem Recht aber legten sie auf ihre Bezeichnung als Schildbürtige, zum Schilde Geborne oder Ecuyers den Hauptton. Denn das Schild, nicht das Banner, zeigte ihr Wappen, und nur mit ihrem eigenen Schilde deckten sie sich und des Landes Ehre, nicht hatten sie mehrere Schilde hinter sich. Der Name Knappe aber ist nichts anderes als Knabe, wie Ritter nichts ist als Reiter oder Rider. Verharnischte Worte thun oft viel, um von vorn herein ein unrichtiges Bild zu erwecken.

Es brauchte nun der Ritterbürtige nicht sein Lebenlang bei seinem einzigen Schilde zu bleiben. Nichts hinderte ihn, wenn Lust und Vermögen da war, ein paar Reisige auszurüsten und zu unterhalten. Aller Orten war er willkommen wo er mit einer solchen Schaar hinter sich auftritt.

Dann zeichnete er sich wesentlich in der Masse der gemeinen Ritterbürtigen aus. An Sold und Lösegeld wurde er doppelt so hoch geschätzt, als einer von diesen, und, hatte er mehrere Schilde hinter sich, halb so hoch als ein Bannerherr. Er war ja selbst ein kleiner Befehlshaber, der sein eigenes Fähnlein in's Feld führte. Denn Fähnlein, Gleve, Spieß nannte man die kleine Schaar, die sich um ihres Herrn Lanze oder Gleve sammelte. Ein solcher Mann, der in der Herberge wie im Felde seine eigenen Leute und Diener um sich hatte, erschien als der rechte Edelmann, der nicht zugleich Fürst und Bannerherr war. Das Mindeste aber, was ein Fähnleins- oder Glevenführer stellte, waren zwei Gewaffnete und drei Pferde. Auf dem besten Rosse saß er selbst in voller Rüstung; das andere ritt sein reisiger Knecht, der ebenfalls Schutz- und Angriffswaffen trug; das dritte Pferd hatte der Bube, welcher nicht mitgerechnet wurde. Oefter wurden auch zwei reisige Knechte nebst dem Buben zu einem ordentlichen Fähnlein erfordert. Berühmte Glevenführer brachten dreißig, fünfzig und mehr Helme auf, unter ihnen genug Ritterbürtige. Sie schlossen dann mit einem kriegführenden Fürsten Dienstverträge über Sold und Unterhalt für sich und ihre Leute, und wie es mit Ersatz der Rosse und Waffen, die verloren gingen, und mit dem Lösegeld zu halten, falls man das Unglück habe, gefangen zu werden.

Es begreift sich, weshalb man diese Fähnleinsführer als eine besondere Klasse vor den gemeinen Ritterbürtigen, als eine Mittelstufe zwischen diesen und den Baronen auszeichnete. Sie besonders wurden, wenn man blos den Waffendienst in's Auge faßte, die Ritter genannt. In lateinischen

Schriften werden sie als die Milites mittlerer Nobilität bezeichnet und ihnen hier die Barones oder die Domini, dort die Milites von nur einem Schilde, die Chevaliers d'un escu, gegenübergestellt. Ihr gewöhnlicher Name in Frankreich und England war Bacheliers oder Bachelers: die Bezeichnung kam von dem Baculus, der Lanzenstange, welche mit ihrem farbigen Fähnlein das Erkennungszeichen für ihre Schaaren war. In allen europäischen Ländern wird daher die Ritterschaft in drei Stufen getheilt, auf der ersten stehen Fürsten und Bannerherren, auf der zweiten die Fähnleinführer, und die dritte nimmt der große Haufe des übrigen Kleinadels ein, — Banerets, Chevaliers, Ecuyers, die letztern heißen auch Sergeants, Knights, Infanzones. Noch im sechszehnten Jahrhundert erinnert daran die Unterscheidung zwischen Herren Rittern und Adel.

Ein Banner durften auch die Fähnleinführer oder Glevener nicht zeigen: insgemein aber unterschieden sie sich von den gemeinen Schildbürtigen durch ein größeres Fähnlein. Diese hatten blos ihren schmalen Wimpel an der Lanze, eine ganz kleine Flagge: das Glevener Fähnlein oder Pennon war beinahe eine Elle breit, lief jedoch in einen oder zwei spitzige Wimpel aus. Auch Fürsten und Bannerherren führten dies Pennon, das Rennfähnlein oder den Wimpel, im Felde neben ihrem Banner. Nun konnten aber die Glevener, wenn ihnen das Glück hold war, auch zur Würde eines Bannerherren gelangen. Sie mußten Land und Güter genug verdient oder geerbt haben, um eine Schaar Reisiger zu unterhalten, die ein Banner nach Gebühr begleitete. Fünfzig, fünfundzwanzig, auch wohl nur zehn Helme wurden erfordert. Ehrenvoll war es, wenn seines Ruhmes wegen andere Leute von Rittersart unter dem Fähnleinsführer dienen wollten. Dann kam er eines Tags, ehe die Schlacht begann, mit seiner Schaar vor das Zelt des Fürsten oder Oberfeldherrn geritten. An seiner Lanze war ein größerer Wimpel als sonst befestigt,

jedoch noch eingewickelt. Sein Herold verkündete: es wünsche der Ritter sein eigenes Banner zu entfalten, denn mit Gottes Hilfe habe er Land und Leute genug, es zu schützen. Der Fürst entrollte das überreichte Fähnlein, ließ sich eine Scheere bringen und schnitt den Zipfel von dem Zeuge ab: jetzt zeigte es das Viereck eines Bannerherrn. Darauf reichte er es mit seiner Hand dem Eigner und sprach: „Gott lasse Euch Eure Vorsätze gelingen!“ Der Ritter nahm die Fahne und hielt sie hoch vor seiner Schaar, indem er ausrief: „Seht hier mein Banner und das Eurige! Hütet es, wie es sich geziemt!“

Es war auch Brauch, daß ein junger Baron, der zum erstenmal mit seinem Banner erschien, es seinem Fürsten brachte, daß dieser es feierlich entrolle und mit eigener Hand es seinem Herrn übergebe. Gewöhnlich geschah das vor der Schlacht: seltener war es, daß ein junger Herr, der nicht länger damit warten wollte, in den Turnierschranken sein Banner dem Fürsten darbot, es zum erstenmal in der Luft fliegen zu lassen. Denn der Turnierplatz galt für Wahlstatt, wo man diese nicht haben konnte. Liest man diese und ähnliche Geschichten über die wichtige Rolle, welche Banner und Fähnlein spielten, und wie sie Ehre und Stärke ihres Trägers verkündeten: so erklärt sich, warum es für eine Stadt der größte Schimpf war, wenn sie ihr Banner einbüßte, und wie die reichgestickten Banner, mit welchen Zunft für Zunft aufmarschirte, dem Adel ein Dorn im Auge waren. Wo eine Stadt oder Zunft hart gedemüthigt werden sollte, war es das Erste, daß sie ihr Banner verlor.

Großadel und Kleinadel mit der Mittelstufe der Fähnleinsführer wurden nun in der Regel mit dem Namen „Herren Ritter und Knechte“ zusammengefaßt. Sie zusammen bildeten den Stand der Ritterbürtigen, der Leute von Rittersart, oder kurzweg gesagt, die Ritterklasse, welche den gemeinen Bürgern und Bauern gegenüberstand. Die große Masse darin bildeten die gemeinen Ritterbürtigen, die Schild-

knechte und Knappen. Obgleich nun die Chroniken davon zeugen, wie unaufhörlich — hier zu Schlachten, dort zu Turnieren — zehn und zwanzigtausend Ritter zusammenströmen, so stellt man sich dennoch gewöhnlich kaum vor, welch beträchtlichen Volkstheil der Kleinadel im Mittelalter umfaßte. Um so viel zahlreicher, als heutzutage, damals Personen vom hohen Adel auftraten, nämlich Fürsten und wirkliche Inhaber von Bannerherrschaften, ganz im selben Verhältniß massenhafter wogte hin und her die Menge des niedern Adels.

Einen Grundstock bildeten die zahlreichen großen und kleinen Gutsbesitzer, welche früher Dienst- oder Burgmannen gewesen, die aber ihre ritterliche Lebensweise aus dem Stande der Unfreien herausgehoben hatte. Dazu kamen all die freien Grundbesitzer auf dem Lande, welche wohlhabend genug geblieben, um geharnischt zu Rosse aufzureiten, jedoch nur unter der einen Bedingung, daß sie oder ihre Vorfahren auf ihren Hof keine bäuerlichen Dienste oder Lasten, wie die Hörigen und Leibeigenen sie leisteten, übernommen hatten. Von ihnen sagte das Sprüchwort: „Ein Edelmann mag Vormittags zum Acker gehn und Nachmittags im Turnier reiten". In einer Menge von Dörfern, wo jetzt keine Spur von Adligen zu finden, weisen die Urkunden ritterbürtige Leute nach. Häufig saßen auf einer Burg oder einem Hofe, der seinen Thurm hatte, zwei oder drei Familien zusammen. Der Sternerbund in Hessen und Umgegend zählte über zweitausend adlige Männer, welche zusammen nur vierthalbhundert Burgen hatten. Die Glosse zum Sachsenspiegel sagt, daß nur diejenigen nicht das Recht der Leute von Rittersart übten, welche keinen eigenen Grund und Boden hätten, und Pferde blos zu ihres Leibes Nothdurft hielten. In Holland werden zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in den Urkunden die gemeinen Schöffenbarfreien, welche Grundeigenthum zum Werthe von nur hundert Nobeln besaßen, als schildbürtige Mannen den schildbürtigen fürstlichen Lehnsleuten ganz gleichgestellt.

In neuerer Zeit hat man wohl gezweifelt, ob auch unsere Patrizier vollständig ritterbürtig gewesen? So leicht überträgt man Bedenken aus den letzten Jahrhunderten ohne Weiteres auf das Mittelalter. Daß die venetianischen Nobili ritterbürtig gewesen, daran zweifelt kein Mensch, aber waren sie denn etwa keine Großhändler, wie es die deutschen Patrizier waren? Die Augsburger Fugger unterscheiden sich von den Florentiner Medizäern doch nur dadurch, daß die Tyrannis in einer deutschen Stadt etwas Unmögliches war. Betrieb nicht auch der deutsche Ritterorden schwungvoll Handel und Rhederei? Oder sind die ritterlichen Sänger Heinrich von Ofterdingen der Eisenacher, und Gottfried von Straßburg nicht ebenso gute Stadtbürger, als der Patrizier Rüdiger Manesse, welcher die Dichtungen unserer Minnesänger sammelte? In der That, wohin wir blicken in unsere großen und kleinen Städte des Mittelalters, in allen zeigen sich Bürger genug, welche draußen Güter und Hörige und Schlösser haben, welche Lehen Zölle Zehenten Gerichtsbarkeiten besitzen, welche in prachtvoller Rüstung und schönen Gewändern einhergehen, und ihre Freude haben an Hunden und Falken und stattlichen Rossen, wie an Gemälden und anderer edlen Kunst. Selbst wenn sie nur vom reichen Ertrage ihres Großhandels leben, so sind doch ihre großen burgartigen Häuser in der Stadt meist zehnmal wohnlicher und stärker, als die Thürme und Festen des niedern Landadels, und in Fehdezeiten erfüllt die Innenhöfe dieser städtischen Burgen nicht minder lebhaftes Gedränge von Knechten und Schutz- oder Mundmannen, als draußen die Burghöfe. Eines aber war zum Patrizier erforderlich: er mußte sein Tuch in ganzen Stücken und sein Eisen in Centnern verkaufen, d. h. er sollte den freien Schwung des Geistes, das Wagen und Gewinnen im Großen üben, wie der Großhandel es mit sich bringt. Wie der Landedelmann zum Bauer wurde, wenn er immer selbst pflügen mußte und nicht mehr sein Reitpferd und Jagdhunde halten

konnte, so wurde der Stadtedelmann ein Krämer, wenn er anfing, einförmig in Pfunden und Dütchen zu verkaufen, was andere herbeigeschafft hatten.

Nur wenn man die Menge der Vornehmeren und Gebildetern in unsern jetzigen Städten in's Verhältniß bringt zu den übrigen Stadtbewohnern, erhält man einen Begriff, wie zahlreich die Patrizier im Mittelalter. Auch ohne ihre Mundmannen zählten ihre wehrbaren Männer in jeder größeren Stadt nach Hunderten. Könnten wir uns sonst jene wüthenden und langwierigen Schlachten erklären, wie sie zwischen den Geschlechtern und Zünften zu Köln stattfanden? Wie oft ritten zum Augsburger Turniere je hundert Helme aus Regensburg Ulm und Nürnberg! Brüssel war zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts keineswegs eine der größten Städte, dennoch wohnten in Brüssel damals mehr als dreihundert Männer, die sämmtlich als Patrizier wählten, wenngleich sie nur unter sieben Geschlechter sich vertheilten.

Der Landadel dachte nicht daran, die Patrizier nicht ebenbürtig zu finden. Im Gegentheil, er brachte das Institut der Ausbürger zur Blüthe; denn dieses sollte es dem im Lande zerstreut wohnenden Adel möglich machen, als rechte Bürger an den Aemtern und Ehren, an den Hochzeiten und Festen in der Stadt Theil zu nehmen. Erst gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als Kraft und Leben des Adels erstarrten, suchte der Landadel die Patrizier von Turnieren Domstiftern und Ritterorden auszuschließen. Soviel der Adel damals an Bedeutung im Volksganzen einbüßte, um ebenso viel suchte er sein Selbstgefühl zu steigern, indem er sich kastenmäßig abschloß und nicht mehr dem Volke, sondern immer nur seinen Genossen in's Gesicht blickte. Ganz anders war das früher. Nie war edle Abkunft werthvoller, nie übte der Adel eine größere politische Macht, als im Mittelalter: aber niemals erschien er auch weiter verbreitet, niemals frischer und flüssiger. Er stand damals wie eine organisch lebendige Institution,

die sich fortwährend verjüngte und erneuerte, weil sie an Stelle der absterbenden Glieder sich neue aus dem Volke heranzog.

Um als ritterbürtig vor seinen Genossen und vor dem Volke zu gelten, mußten zwei Bedingungen erfüllt sein: erstens vier freie Ahnen, zweitens soviel Vermögen, daß man für den Schmuck des Lebens übrig hatte und niemals blos vom Werk seiner Hände zu leben brauchte. Die erste Bedingung stellte das Gesetz auf, der Sachsen= und der Schwabenspiegel sind darin deutlich und fast gleichlautend. Beide Großeltern und beide Eltern mußten vollfrei sein: dies, aber nur dies war nach dem Gesetze unerläßlich zur Ritterbürtigkeit. Wer also selbst noch hörig war oder dessen Eltern hörig gewesen, mußte, wenn er in den Rang der Ritterbürtigen eintreten wollte, erst vom höchsten Herrn im Lande feierlich als ein Mann von Rittersart anerkannt werden. Dies geschah durch Ertheilung des Ritterschlages zum Zwecke der Erhebung in den Adelsstand. Die zweite Bedingung war von der Sitte vorgeschrieben. Sie ließ trotz der persönlichen Freiheit es nicht zu, daß bloße Bauern und Handwerker sich unter die Leute von Rittersart mischten. Wohl aber öffneten diese ihre Gesellschaft vor dem Manne, der thatsächlich ihnen werth wurde an Freiheit Vermögen und Bildung, und sie schlossen ihre Kreise hinter demjenigen, welchem die natürlichen Unterlagen eines adligen Lebens entschwanden. Tausende, deren Großeltern noch als Bauern oder Handwerker arm und unfrei begonnen, traten fort und fort in die Reihen der Ritterbürtigen ein, wenn die Großeltern frei vermögend und angesehn geworden und die Eltern diese vornehmere Lebensstellung fortgesetzt hatten.

Erwägt man nun, welch beträchtlichen Theil des Volkes all diese Klassen der Ritterbürtigen umfaßten, — rechnet man hinzu, daß der Klerus, welcher mit ihnen auf gleichem Fuße verkehrte, damals in seine Reihen nicht wenige von denen aufnahm, welche jetzt freier als Gelehrte und Beamte leben, — daß

endlich auch die Künstler, sobald sie sich über das Handwerk erhoben, uns in Bildern und Büchern in Tracht von Patriziern entgegen treten: so liegt die Ansicht nahe, daß die ritterliche Gesellschaft im Mittelalter so ziemlich das war, was wir jetzt die gebildetere Gesellschaft nennen.

Viertes Kapitel.

Die Ritterwürde.

Unterschied der mittelalterlichen von der heutigen Gesellschaft. Ehren des ächten Ritters. Die Genossenschaft der Würdigsten. Ihr Erwerb und Verlust. Entstehung des Ritterordens. Eine Ursache der Kreuzzüge. Das heilige Land. Gelübde und Backenstreich. Ausbreitung des Ritterordens. Rangordnung unter den Leuten von Rittersart. Goldritter. Rechtsritter. Kein europäisches Rittergesetzbuch. Ritterschlag im Felde. Hasenritter. Ritterschlag am heiligen Grabe. St. Georg und St. Katharina. Ritterschlag auf der Tiberbrücke. Französische Manieren. Inhalt des Rittergelübdes. Religiöse, politische, moralische, gesellschaftliche Pflichten. Der Ritter ohne Tadel. Musterbild eines Ritters. Begriff des Gentlemans. Lasten der Ritterwürde. Wenige eigentliche Ritter. Geist des Ritterwesens. Erziehung eines Mannes vom Stande. Die Persönlichkeit. Der Ehrtrieb. Fahrten und Waffenthaten. Nerv des Ritterthums. Nothwendigkeit seines Entstehens und Untergehens. Ideale Fortdauer.

Der Unterschied würde gegen heute nicht so sehr im Glanz der Waffen und Turniere, nicht so sehr im Getümmel der Fehden und im idealen Frauendienst, auch nicht im mannigfachen Wechsel der Rangstufen liegen, auf welchen sich die mittelalterliche Gesellschaft auf und abbaute, sondern darin, daß unserem Verkehr ein Institut von europäischer Währung fehlt, aus welchem sich die ritterliche Welt wie aus einem unversieglichen Borne immer wieder erfrischte und stärkte, welches an den verschiedensten Orten verknüpfend, ausgleichend, läuternd wirkte. Es war dies der allgemeine Ritterorden, eine Schöpfung, die nur geringe Wurzeln im sozialen Boden hatte, der aber machtvolles Leben aus allem zuströmte, was an höheren Ideen die wechselnden Zeiten einst erfüllte.

Wo im Mittelalter vornehme Kreise sich bildeten, bewegten sich darin einige Männer von besonderer Würde, denen man ehrerbietig auswich, die sich mit Fürsten und Bannerherren zur Tafel setzten, gleichviel, welcher Herkunft sie entsprossen. Auf ihrer Waffenrüstung glänzte vorzugsweise Gold, ihre Kleidung widerschien vom Kraftroth des Scharlach: man meinte nicht anders, als daß ihnen das Beste und Köstlichste gebühre. Alle Jüngeren schauten auf sie als die Muster eines edlen Betragens, auf sie als die schönste Kraft und Blüthe des Ritterthums. Dies waren die Männer, welche sich den Ritterschlag verdient hatten.

Ihre ganze Stellung beruhte lediglich auf der öffentlichen Achtung. Rechte gab der Ritterschlag an sich nicht, wenn es nicht das einzige war, daß der Graduirte wieder einen Andern zum Ritter schlagen, d. h. öffentlich anerkennen konnte, daß er ihn seiner und seiner Genossen werth erachte. Gleichwie es in jedem Lande besondere Ritterorden gab, so begründete die Ritterwürde noch in und außer ihnen eine allgemeine europäische Genossenschaft der Männer, welche sich gegenseitig als die Würdigsten anerkannten, welche einander an Eidesstatt gelobt hatten, aufs Strengste die Pflichten eines braven und gottesfürchtigen Kriegsmannes zu erfüllen. Der Ritter soll, wie es in Veldecks Eneid heißt, sein

Ein Eckstein der Ehren
Ein Spiegel der Herren.

Deshalb sagt die Glosse zum Sachsenspiegel: „Ein Ritter soll werden durch Ehrbarkeit und ritterliche Uebung und mit dem Eid, daß sie den Tod nicht fürchten wollen, zu beschirmen Wittwen und Waisen und was sich zu beschirmen gebührt". Deshalb wird Ritterschaft nicht durch ein Urtheil, sondern durch die That verloren, wie die Glosse weiter sagt: „Ein Ritter verliert seine Ritterschaft, ob er von seinem Herrn übergeht zum Feinde, oder ob er andern Rittern ihre

Waffen stiehlt, oder ob er seines Hauptmanns Tod mit bewußte, oder ob er flöhe von seinem Herrn im Streite".

Die Sache hatte wahrscheinlich — denn Näheres ließ sich bis jetzt nicht erforschen — in verschiedenen Ländern zugleich und auf folgende Weise begonnen. Im eilften Jahrhundert erhielten die begüterten Dienstmannen zu Roß eine freiere Stellung, sie verschmolzen mit den wohlhabenden freien Grundbesitzern, welche ritterlich lebten, zu dem großen Stande der Rittermäßigen. Das Entstehen dieser neuen und mächtigen sozialen Gruppe, welche der Drang nach kriegerischen Thaten befeuerte, hatte an der Entstehung der Kreuzzüge ebenso viel Antheil, als die Sehnsucht nach dem heiligen Grabe. Das heilige Land wurde das europäische Stelldichein, die große Turnschule aller Ritterschaft, von welcher ihre Gesetze und Sitten ausgingen. Als dort die ritterliche und religiöse Begeisterung in hohen Wogen ging, als sich besondere Orden der Streiter Christi bildeten, welche Ritter- und Mönchsleben verschmolzen: da legten hier und da auch solche innerlich ergriffene Männer, welche in jene mönchischen Orden der Templer Johanniter und Deutschherren nicht eintreten konnten oder nicht mochten, den hochverehrten frommen Kriegsmännern das Gelübde ab, fortan zu leben und zu sterben wie es einem christlichen Ritter gezieme. Demüthig ließen sie sich dabei einen Backenstreich geben zum Andenken an das Leiden Christi. Wie der Backenstreich bei der Firmelung, sollte er den Mann zum Streiter Christi kräftigen. Unter ihnen begründete sich eine engere, wenngleich nur moralische Gemeinschaft, und weil diese Genossen wirklich durch alle Rittertugenden hervorleuchteten, suchten mehr und mehr um die Ehre des Eintritts nach. Dabei veränderte sich der Backenstreich, die Alapa militaris, allmählig in einen Schlag mit dem bloßen Schwerte auf Nacken oder Schulter, die Accolade.

So verbreitete sich über alle Länder die Gewohnheit, gewisse Ritter, welche sich einander durch die höchsten Ritter-

gelübde feierlich verpflichtet hatten, welche sich selbst gegenseitig als die Würdigsten anerkannten, als eine hervorragende Ordnung anzusehn. Es markirt sich dies auch in den Urkunden. Sie unterscheiden früher stets Edle und Freie von den Ministerialen: gleich im dreizehnten Jahrhunderte aber fängt man an, das Hauptgewicht auf den Unterschied von Rittern und Knechten zu legen. Selten vergißt Einer, auch wenn er von hohem Adel ist, sein „Ritter" gleich hinter seinen Namen zu setzen, auch wohl das „Herr" vor denselben. Wenn sich Ritterbürtige als Zeugen unterschreiben, so kommen erst die Grafen und Bannerherren, dann die Ritter, welche wohl unterschieden werden durch den Beisatz Milites oder Ridders von den zuletzt kommenden Knechten oder Knappen.

In diesen Männern, welche den Ritterschlag sich verdient hatten, wurde das Ideal der Ritterschaft offenbar. Sie vor allen andern hatten das Ritteramt auf sich genommen, für Recht und Wahrheit in's Feld zu reiten, das Schildesamt, Recht und Wahrheit mit ihren Schilden zu decken. Sie waren die Goldritter, die Milites aurati, welche an Helm und Schwertgehäng den Glanz zeigten vom edelsten Metall gleichwie ein Bannerherr; mindestens mußten ihre Sporen, das Zeichen ritterlichen Ehrtriebes, vergoldet sein. Es war auch ganz folgerichtig gedacht, wenn diese Ritter als Genossen jene Männer betrachteten, welche unter den Wächtern von Recht und Gesetz als die Vornehmsten bestellt waren, und zwar mit ähnlichen Gelübden und Feierlichkeiten als jene Ritter. Deshalb werden die Doktoren des Rechts genannt Milites literati, Chevaliers und Sires en loix, und ihnen steht wie den Kriegsrittern der Scharlach zu. Beide stritten heftig um den Vorrang auf dem Concil zu Konstanz, bis Kaiser Sigismund den Rittern des Gesetzes den Vorzug gab; denn, sagte er, in einem Tage könne er hundert Ritter der Waffen ernennen, aber einen guten Doktor bringe er nicht zu Stande und wenn er tausend Jahre lebe. Herzog Albrecht im

Hennegau setzte seinen St. Antonsorden gleichmäßig aus Waffen- und Rechtsrittern zusammen. Keiner aber dünkte sich vortrefflicher als ein Herr von beiderlei Ritterschaft, der das Schwert des Krieges und des Gesetzes schwang. Noch bis in spätere Zeiten war es hergebracht, daß am juristischen Doktorhut der Adel hing, was jetzt nicht mehr nöthig.

Indessen bestand niemals ein allgemeiner europäischer Ritterorden, der überall dasselbe Gesetzbuch, dieselben Insignien gehabt hätte. In jedem Lande wurde der als Vollritter geehrt, der es war in einem dort angesehenen Orden, in Spanien z. B. im St. Jago-Orden, in England im Hosenbandorden, oder der zu den überall berühmten Templern Johannitern und Deutschherren gehörte. Außerdem entstand Ritterwürde nur durch den besondern Ritterschlag oder durch das Ritterbad, auf welche ritterliches Leben folgte.

Wo und wann wurde nun der Ritterschlag ertheilt? Der Regel nach im Felde, sobald der Aufzunehmende sich rühmlich hervorgethan. Altversuchte Kriegshäupter, welche über die Jahre des ersten jugendlichen Ehrgeizes hinaus, warteten auf einen großen Tag, dessen strahlendes Andenken sich ihnen für immer mit der Ritterwürde verknüpfen sollte. Jüngere ehrbegierige Männer dachten daran, sobald sie wehrhaft geworden. War eine besonders glänzende That geschehn, so erfolgte der Ritterschlag nach der Schlacht oder dem Sturme, aus welchem sich der Glückliche die jungen Lorbeeren geholt hatte. Meist aber schlug man Ritter im Augenblick, wenn zum Angriff das Kriegsgeschrei ertönte. Im Geleite eines Ehrenritters, der die goldenen Sporen trug und gleichsam Pathenstelle versah, trat der Begehrende, sein bloßes Schwert in der Hand, vor den Fürsten oder einen berühmten Ritter. Er erklärte sein ritterliches Gelübde und bat um den Ritterschlag. Dann gebot Jener, der Ehrenritter solle dem Gelobenden den rechten Sporn anlegen, faßte das Schwert in beide Hände und schlug ihm damit an Nacken oder Schulter, indem er ausrief: „Sei ein

braver Ritter!“ Nichts konnte mächtiger den kühnen Muth befeuern. Wie sollte der, welcher die höchste Würde erhielt, während die Trompeten schmetterten wider den ansprengenden Feind, wie sollte der in dem Kampfe fliehen, für welchen er gleichsam geweiht war! Fiel er, wurde er jetzt doch mit Ritterehren bestattet.

Dem wilden Grafen Wilhelm IV. von Holland-Hennegau begegnete indessen ein sonderbares Unglück. Er stand in Schlachtordnung gegen die Engländer, vor ihm seine französischen Verbündeten: da sprang im Felde ein Hase auf und flüchtete sich unter die Franzosen. Diese schrien darüber und lärmten und machten großen Halloh. Nun glaubte man in den hintern Reihen, vorn sei schon Alles an den Feind, rasch wurden Ritter geschlagen, und Wilhelm allein machte vierzehn. Es kam aber gar nicht zur Schlacht, und die vierzehn Ritter wurden den Namen „Hasenritter“ Zeit ihres Lebens nicht wieder los.

In Friedenszeiten geschah die Aufnahme in den Ritterorden am feierlichsten durch das Bad, welches alles Gemeine abwaschen sollte. Die Badweise stammte von den Engländern, welche in solchen Dingen besonders steif und umständlich. Unter vielen wunderlichen Gebräuchen wurde der Bewerber in ein Bad gesetzt, neben der Wanne knieend hielt ihm ein würdiger Ritter die Artikel des Gelübdes vor. Nach dem Bade hielt der Kandidat in der Tracht eines büßenden Mönchs die Schwertwache in der Kapelle, darauf machte er roth und weiß gekleidet den Auftritt vor dem Könige, welcher die Ritterwürde ertheilte. Endlich folgte die Opferung des Schwertes in der Kapelle und die Tafel, bei welcher der neue Ritter, wie es heißt, weder vorschneiden darf noch trinken noch ausspeien noch rechts oder links sehen, sondern er muß sitzen nicht anders als wie eine Braut. Zu allerletzt bekam er seinen halb priesterlichen Rittermantel, und dabei wurde ihm eine weißseidene Schnur auf die linke Schulter geheftet. Diese mußte

er so lange tragen, bis ein großer Fürst oder eine edle Dame sie ihm mit den Worten von der Schulter riß: „Herr, wir haben so viel von Eurer Ehre und den Thaten gehört, welche Ihr in verschiedenen Ländern gethan habt, sowohl zum großen Ruhm der Ritterschaft, als Eurer selbst, und zum Ruhme dessen der Euch zum Ritter gemacht hat, daß es billig ist, diese Schnur von Euch zu nehmen“.

Der deutsche Adel holte sich gern den Ritterschlag aus weiter Ferne, aus den spanischen Kämpfen wider die Mauren, aus den Kriegen des deutschen Ordens mit den heidnischen Preußen und Lithauern, oder vom Grabe Christi im heiligen Lande. Den Ritterschlag am heiligen Grabe ertheilte der Franziskanerguardian des heiligen Berges Sion im Franziskanerkloster zu Jerusalem. Während die Mönche das Veni Creator sangen, trat der Kandidat in die Halle des heiligen Grabes. Auf die Fragen des Prälaten erklärte er sein Begehren, und daß er edel sei von Stamm und Blut, und daß er Gutes genug habe, um davon anständig zu leben. Dann gelobte er die Artikel. Der Guardian legte ihm segnend die Hände auf das Haupt, schnallte ihm den goldenen Sporn an und umgürtete ihn mit dem uralten Schwerte des heiligen Grabes. Der Ritter setzte seine Knie an das heilige Grab und darüber gebeugt, empfing er mit dem Schwerte drei Schläge über den Rücken, wobei der Guardian sprach: „Ich erwähle, ordne und bestelle dich zum Soldaten und Ritter des allerheiligsten Grabes unsers Herrn Jesu Christi“. Darauf gab er dem Ritter dreimal Segen und Friedenskuß, und sie traten vom heiligen Grabe wieder in die Kirche, welche in feierlicher Prozession durchzogen wurde. Wenn der Ritter des heiligen Grabes die höchste Ehre verdienen wollte, besuchte er auch das Grab der heiligen Katharina am Sinai, deren Gebeine man dort in den Kreuzzügen glaubte wieder gefunden zu haben. Sie und St. Georg wurde als die hohen Patrone aller Ritterschaft in ganz Europa geehrt.

Auch auf des Kaisers Römerfahrt konnte man sich von der Tiberbrücke den Ritterschlag holen. Wenn der Kaiser in St. Peters Kirche gekrönt war, geleitete ihn der Pabst bis zur Tiberbrücke, dort gab er ihm die goldene Rose. Darauf ließ man des Reiches Banner fliegen und St. Georgs Fähnlein. Unter diesen beiden schlug der Kaiser Jeden von Rittersart, der den Römerzug mitgemacht, zum Ritter, und das währte bis zum Abend. Viele, die schon Ritter waren, ließen sich hier von des Kaisers Hand zum zweitenmal zum Ritter schlagen.

Nirgends gab es mehr Ritter, als bei den ehrgeizigen Franzosen. Dort geschah keine Schlacht, kein Sturm auf eine Burg, keine Landung oder Ueberschreitung eines Flusses, wo nicht Ritter in Menge gemacht wurden. Bei der Belagerung von Bourges 1412, und drei Jahre später vor der Schlacht von Azincourt, jedesmal wurden fünfhundert und mehr Franzosen zu Rittern gemacht. Zuletzt bestand das französische Heer, welches gegen die Engländer kämpfte, fast nur aus Rittern mit goldenen Sporen: im Felde freilich hatten sie immer Unglück, bis sich das Mädchen von Orleans an ihre Spitze stellte. Von Frankreich ging nach den übrigen Ländern die Sitte, bei Krönungen und andern großen Hoffesten junge Prinzen zu Rittern zu machen, welche den Ritterschlag sogleich an ihre jugendlichen Genossen weiter gaben. Sie mußten dann, statt auf dem Schlachtfelde, ihre Mannlichkeit im Turniere zeigen. Die rechten Männer aber verwarfen diese Hofesweise als unritterlich. Zuletzt machte man die französischen Prinzen schon in der Wiege zu Rittern. Auch Bayard ließ sich gern dazu herbei, und als einst die Gemahlin König Karl V. niederkam, zog der berühmte Feldmarschall du Guesclin sogleich sein Schwert und legte es in die Hand des nackten Kindes mit den Worten: „Gnädigster Herr, ich gebe Euch diesen Degen und überreiche ihn in Eure Hände, indem ich Gott bitte, daß Ihr ein ebenso

braver und rechtschaffener Ritter sein möget, wie jeder König von Frankreich, der den Ritterdegen trug, es gewesen ist".

Thorheiten jedoch dieser Art verbreiteten sich nur spärlich über die französische Gränze. Hier nahm man es mit dem Rittergelübde doch etwas ernster. Immer mußte es als die Professio, als ein heiliger Eid dem Ritterschlage vorausgehen. Viererlei Pflichten waren darin enthalten: religiöse, politische, moralische, gesellschaftliche.

Der Ritter soll sein Blut für den Glauben vergießen, die Kirche und den Klerus ehren und beschirmen, für Wittwen und Waisen und Schutzlose eintreten, und wo möglich täglich die Messe hören. Seine politischen Pflichten bezeichnet der Ritter de la Tour folgender Gestalt: „Keiner darf zur Ritterwürde erhoben werden, von dem man nicht weiß, ob er für das gemeine Beste und das Wohl des Reiches wohlgesinnt, ob er tüchtig und erfahren in Kriegssachen, ob er geneigt ist, den Befehlen des Regenten gemäß alle Uneinigkeiten im Volke gütlich beizulegen, und ob er bereitwillig ist, alle Hindernisse des gemeinen Wohls, die er entdeckt, nach Kräften wegzuräumen". Der Ritter mußte in Deutschland ebensowohl, als jene religiösen Pflichten, auch geloben: daß er ungerechte Kriege und Gewinne vermeiden, dem Kaiser treu sein, das öffentliche Wesen bei seiner Kraft erhalten, und dem Reiche seine Güter bewahren wolle. Der Schlußartikel lautete: daß der Ritter fortan unsträflich leben wolle. Was dies bedeute, wurde in der Vorhaltung vor dem Ritterschlage weiter erörtert. Der Ritter sollte hochherzig, tapfer und beharrlich sein, — gerecht und wahrhaft in allen Worten und Handlungen. Mit dem Worthalten nahm man es äußerst genau und wurde in den Urkunden überaus weitläufig, um nirgends seine Ehre zu verwickeln. Jedoch stritt man häufiger über das Wort, als über den Sinn. Der französische König hatte einmal im Kriege mit England dem Kaiser bei Ritterehre gelobt, keine Truppen auf deutsches Reichsgebiet

zu führen. Was that er? Er gab den Oberbefehl seinem Sohne und trat selbst als gemeiner Reiter in's Heer, denn jetzt führte ja nicht er, sondern sein Sohn das Heer über die deutsche Gränze. Man fand es noch ritterlich, daß er, um sein Wort zu halten, sich so erniedrigte. In der Gesellschaft endlich soll der Ritter bescheiden und enthaltsam auftreten, edelmüthig und freigebig, leutselig sanft und gefällig: eine hochherzige Freigebigkeit, die Largesse, und eine liebreiche Höflichkeit, die Courtoisie, werden ganz besonders als ritterlich gepriesen. Nach der Untreue und nach der Feigheit wird nichts ärger gescholten, als ein unsauberes knickeriges und rohes Wesen. Wenn der Ritter den Helm auf dem Haupte hat, soll er sich fühlen wie ein Löwe vor dem Feinde, im Turnier darf ihn weder Holz noch Stahl schrecken: in der Herberge aber muß er offne Tafel halten für seine Freunde, da soll Lachen und Gesang erschallen, und in seinen Mantelsäcken soll sich Gold und köstliche Habe finden, freigebig davon mitzutheilen.

Ein Ritter, der in allem diesen nie einen Flecken auf seinen Schild kommen ließ, wurde als ein erprobter, als ein Ritter ohne Tadel angesehn. Dies war nicht so häufig. Denn, sagt Monstrelet, „kein Ritter auf der Welt ist so vollkommen, daß er nicht einmal einen Fehler machte, der vielleicht so arg genommen wird, daß alles Gute, was er vorher gethan, dadurch ausgelöscht ist. Daher ruft man in Turnier und Schlacht nicht „Ehre den Helden!“, sondern „Ehre den Söhnen der Helden!“, denn keinen Ritter kann man vor seinem Ende als einen ganzen Helden anerkennen“. Von einem solchen Manne sagt Froissard: „Der Name des Helden macht die Herzen licht, er glänzt in den Sälen und Palästen, man zeigt mit den Fingern auf ihn, man rühmt seine Freigebigkeit, man gibt ihm Ruhm in dieser Welt. Heldenthum will nicht harren in der Herberge, sondern umher fahren und arbeiten und überall suchen in den Ländern fern und nah

l sein Leben wohlgehütet. Wohlgestaltet war er
nuth, schön und aller Tugenden voll. Womit
in der Welt nur soll erjagen hoher Würde Preis,
vohl der werthe Herr erdenken und erwägen. Man
tattlichen auserwählte Kleider tragen. Pürschen
Jagen verstand er meisterlich und trieb es viel.
Saitenspiel war seine Kurzweil. Wo über hun-
sich ihm zeigte ein ritterlicher Kampf, da wär
iche Herr aus freien Stücken hingeritten und hätte
estritten um Lob auf hoher Minne Sold. So
den Frauen von schöner Sitte, daß er sein Leben
hörlich so ihnen diente, daß alle wohlgesinnten
wonnereichen Mann lobten und priesen".

wird also den Begriff, welchen sich das Mittel-
em ächten Ritter machte, ziemlich genau treffen,
sagt: er sollte auf großem Fuße leben und ein
Gentleman sein, den englischen Begriff des Gentle-
usgesetzt. Er mußte in allen Stücken als einen
halten, der durch sein adliges Benehmen der Ge-
on Fürsten und Bannerherrn würdig war. Solche
die Krieg und Waffenbrauch und alles, was zum
ehörte, gründlich verstanden, welche vor allen An-

friesische Bauern zu Rittern schlug, so ertheilte Wilhelm VI. diese Ehre sieben Bürgern der kleinen Stadt Gorkum. Es gehörte aber nicht nur Ehrgeiz, sondern auch ein ansehnliches Vermögen dazu, um prächtig und freigebig aufzutreten und im Nothfalle eine Anzahl Reisiger auf eigene Kosten hinter sich zu stellen. Von den Brüsseler Patriziern, als ihre Tafel über dreihundert Namen zählte, hatten nur zwölf den Ritterschlag genommen, und selbst im Verzeichniß der Großkanzler vom Hennegau treten vom vierzehnten Jahrhundert an nur sechs mit der Beifügung als Chevaliers auf. Wer hat sich ritterlicher getummelt in Deutschland Frankreich und Ungarn, wer hat mehr Reiter vom Pferde gestochen, als Götz von Berlichingen? Aber die eigentliche Ritterwürde hat er sich niemals ertheilen lassen, er blieb in seiner Bescheidenheit lieber „ein armer Rittersmann". Für ihn und andere gescheidte Leute hatte Anton de la Sale in seinem Buche über die Ritterschaft den guten Rath gegeben: „Ein Knappe lasse sich nur dann in den Ritterstand erheben, wenn er ansehnliche Fahrten gemacht und sich in verschiedenen Gefechten hervorgethan, wenn er ferner Vermögen besitzt, um den bei dem Ritterstande erforderlichen Aufwand machen zu können. Denn ohne dies gereicht er ihm nicht zur Ehre, und es ist besser, wackerer Knappe zu bleiben, als armer Ritter zu sein, und sich vor dem Treffen Sturm oder Gefechte da aufzustellen, wo die Banner der Großen sind". Fürsten dagegen und vornehme Bannerherren wurden in der Regel Ritter, ehe sie zum erstenmal ihr eigenes Banner erhoben.

Suchen wir schließlich den Geist, der in der Ritterwelt lebte, unserer Anschauung näher zu bringen.

Bei der Erziehung eines jungen Mannes vom Stande spielten Kenntnisse die zweite Rolle. Die Fülle und Feinheit des Wissens, welche man zur Regierung nöthig hielt, sah ungefähr dem Schatze von Kenntnissen ähnlich, welche der künftige Besitzer vieler großer Landgüter brauchte. Gleich-

wie aber im wilden Getümmel der Wahlstatt, wo man kaum vermochte, die Umrisse der Schlachtlinie festzuhalten, die hohen Helmbüsche der Großen und Berühmten emporleuchteten, wie sie hier und dorthin das Gewühl der Kämpfer und Waffen zogen: so war es vorzugsweise das Gewicht der Persönlichkeit, welches in Hof- und Staatssachen Antrieb und Ausschlag gab. Die Persönlichkeit in würdiger und wuchtiger Gestalt hervorzubilden, darauf richtete sich alle Stärke der Erziehung. Da galt es vorerst, von früh auf zu lernen, wie man sich selbst beherrsche, oder wie man es in Deutschland nannte, ein bescheidener Mann zu werden. Eine zierliche und wohlgesetzte Rede zu machen, in Wort und Benehmen Alles wohl abzumessen, wie es eines Jeden Rang und Stand erforderte, das war eine Kunst, die man erst lange üben mußte.

Die zweite Aufgabe war aber, den Geist des Zöglings auf das Hohe und Glanzvolle zu richten, seine Sinne mit unruhigem Ehrtriebe, seine Seele mit eherner Willenskraft zu füllen. Nicht „Tod oder Sieg!“ sondern „Tod oder Ehre!“ war der Schlachtruf der Ritter. „Wie wandernde Falken, die lange gehungert, sich auf ihre Beute stürzen, so sehnen sich Ritter und Knechte nach Waffenthaten, sich in die Höhe zu schwingen“, heißt es bei Froissard. Seine Willenskraft fortwährend zu stärken, schien die Aufgabe jedes tüchtigen Mannes. Ein Ritterspruchwort sagte: Wer ein goldenes Roß eifrig wolle, halte dessen Zügel schon in der Hand. Was konnte es Herrlicheres geben auf der Welt, als wenn im Staubgewühl des Turniers die Waffen blitzten und auf einen guten Lanzenstoß des Siegers Name mit so tosendem Triumphgeschrei erschallte, daß man, nach Froissards Ausdruck, „Gottes Donner nicht gehört hätte“? Da hieß es also, sich von Jugend auf Vor- und Nachmittags in den Waffen zu üben, stundenweite Fußmärsche zu machen, um einen langen Athem zu bekommen, und die rasche Kraft der Glieder so lange zu stählen, bis man es lernte, stehend das rennende Roß herum

zu reißen und sich mit voller Rüstung leicht in den Sattel zu schwingen.

Fühlte sich ein Jüngling, der nach Hohem trachtete, erstarkt genug in Willen und Waffen, so zog er aus, Lob und Ruhm zu verdienen, damit sein Name nicht ferner dunkel sei, wie es das Loos des Bauern und gemeinen Reisigen war. Vielleicht gesellte er sich jetzt zu einem alten berühmten Ritter und folgte ihm, wie der junge Hirsch dem Träger des Krongeweihes folgt. Solch junger Hirsch hieß wirklich Ecuyer, und mit ebenso hübschem Bilde wurde der junge Sprößling auf dem alten Weinstock Ecuyer genannt. Waren nun die goldenen Sporen verdient, so zog der Eine oder Andere, den Reichthum und Romantik gleichmäßig ausrüsteten, in ferne Länder, seine Waffen dort glänzen zu lassen. Diese fahrenden Ritter waren willkommen an den zahlreichen großen und kleinen Höfen, sie brachten Neuigkeiten und frische Anregung. Denn die ritterliche Gesellschaft verbreitete sich gleichartig durch alle Länder, überall hing sie zusammen, überall merkte sie auf und sprach jedes Ereigniß, jeden Charakter durch, welche hier oder dort hell auftauchten. Nie kam eine Anzahl zusammen, ohne daß sich der Drang rege machte, wenigstens etwas in den Waffen zu leisten. In der Eile wurden Schranken errichtet und man legte die Lanzen wider einander ein, um Kraft und Kunst zu zeigen. Selten wurde dabei vergessen, Damen und Zuschauer herbeizurufen. War man müde der gebundenen und abgezirkelten Gefechte in den Turnierschranken, so suchten die Ritter das freie Feld, ihre Rosse und Lanzen zu tummeln: Aus bloßer Rauflust suchte man Gründe auf zu Fehden ohne Ende. Rief aber das Vaterland, die Religion, das Recht des Fürsten, dann mußte Jeder zum Degen greifen, der sonst gern in Frieden auf seiner Burg saß, dann störte der ritterliche Geist umher und ruhte nicht, bis jeder Wappengenosse seine Ehre und sein Heil suchte auf der Wahlstatt.

Was erkennen wir nun als den eigentlichen Nerv des Ritterthums? In sozialer Hinsicht ist es die Mannesselbständigkeit, in sittlicher Hinsicht ist es das Trachten nach dem Hohen und Idealen. Adliger Herr zu sein auf eignem Grund und Boden, sein Recht zu tragen auf seiner Degenspitze, sich nach Lust und Willen mit Genossen zu verbünden, in dieser Freiheit wurzelte das Ritterwesen. Es entstand erst, als die alten Volksheere zergingen, als der Wille des Stammes und Volkes nicht mehr den Einzelnen mit sich fortriß. Dann erst entfaltete sich der Eigenwille und die Wucht der Persönlichkeit im Rathe der Landstände, wie im Getümmel des Kampfes. Als aber in den Soldheeren der Fürsten wieder bewaffnete Volksmassen heranstürzten, da stand kein Ritter, kein Bannerherr mehr wie ein Thurm in der Schlacht. Als der moderne Staat mit seinem einen großen Lebensgesetze, mit seinen alles umschlingenden Interessen unbezwingbar Jeden umfaßte, da war das Ritterthum entwurzelt, es fand keine Stelle, keine Aufgabe mehr in der Welt. Der Fortgang unserer Erzählung wird zeigen, wie diese Ursachen den Bestand der Ritterwelt zu untergraben anfingen, als sie scheinbar noch in ihrer Pracht und Blüthe sich entfaltete.

Die ritterliche Gesellschaft machte einer neuen Platz, — ging sie aber völlig unter? Lebt nicht noch etwas von ihren Ideen, ihren Ehrgesetzen, ihren Rangstufen unter uns fort? Sproßt sie nicht noch in frischer Kraft und Fülle in unserer Kunst und Literatur? Was anders ist der Grund, als daß jene Ritterwelt ein ideales Streben hob und emporhielt? So roh und unbeholfen sie auftritt, so tief selbst die Männer, welche die Ritterwürde schmückte, unter ihren Idealen blieben, — über ihrem wilden Gewoge, ihrem endlosen Waffengeklirr stand doch das eine gewaltige Vaterlandsgefühl, das durch keine Sophisterei sich beirren ließ, stand doch die religiöse Begeisterung, standen doch als ewig und zwingend gedacht die Ideen des Rechts, der Ehre, und der hohen reinen

Liebe. Wo aber einmal über einem Zeitalter leuchtende Ideen standen, da strömt von ihnen auf diese Stelle in der Geschichte ein Glanz und Schimmer aus, den keine der folgenden Zeitwogen wieder verdunkelt.

Fünftes Kapitel.

Herzog Wilhelm.

Seine Persönlichkeit. Genter Aufstand. Flandrischer Franzosenhaß. Flandern Hauptherd des sozialen Kampfes. Belagerung von Damme. Ritterschlag Wilhelms. St. Antonsorden. Ritterfahrt nach Preußen. Einzug der Königin Isabelle in Paris. Großes Ritterfest bei London. Wilhelms Ehren in England. Französischer Aerger. Turniere Banner und Wahlsprüche. Haß auf die Kabeljaus. Adelheid von Poelgeest. Johann von Arkel. Wieder zwei Fehdegenossenschaften. Ermordung Adelheids und des Hofmarschalls. Flucht der Hoeks. Gerichtsspruch. Albrechts Zorn. Zerstörung der Hoekschen Schlösser. Schleifung von Altona. Wilhelms Irrfahrten. Tischtuch Zerschneiden. Ursache zu den Friesenkriegen. Versöhnung zwischen Sohn und Vater. Ende der Blutrache für Adelheid. Aufruf zum Friesenkriege. Große Heerfahrt. Friesenschlachten. Wiederholte Heerzüge. Wilhelms Zug nach Italien. Ausgang der Friesenkriege. Die Schuld der Parteiung in Holland. Der Herzoge Krieg mit Arkel. Belagerung von Gorkum. Arkels Demüthigung. Herzog Albrechts Tod. Vier verbundene junge Fürsten. Aufstände in holländischen Städten. Fürstliche Soldtruppen. Johann von Burgund. Anton von Brabant.

Nur in dieser Ritterwelt lebte und athmete Wilhelm, der junge Erbprinz von Holland-Hennegau, er selbst einer der hochherzigsten Charaktere. Hoch und stattlich von Gestalt, mit Wort und Arm rasch und feurig, lebenslustig und leutselig: so war sein Auftreten. In seinem Innern aber lebte eine unstäte glühende Kraft, die sich immer mit voller Wucht auf ihr Ziel warf und doch niemals ersättigte. Wie horchte der Jüngling auf den Ruhm seiner Ahnen Johann von Beaumont und Königin Philippa, der Marschälle du Gueselin und Bouciquaut und Anderer, von denen Dichter und Chroniken nie müde wurden zu singen und zu sagen! Weit vor seinen Augen stand die Welt voll grüner Lorbeeren. Sie alle

begehrte sein heißer Muth zu pflücken, als er im zwanzigsten Jahre den Ritterschlag erhielt.

Dies war vor Damme im großen flandrischen Kriege. Die Genter hatten sich wider ihren Grafen empört, welcher seine Tochter, die Erbfürstin, an Philipp von Burgund, den französischen Prinzen weggegeben hatte. Das flandrische Volk nährte gegen die Franzosen einen Haß, dessen Grundfarbe niemals ausging, gleich den flandrischen Tüchern, welche schon in der Wolle gefärbt wurden. Die Weißhüter beherrschten die Stadt und zogen in Flandern umher und eroberten einen Platz nach dem andern. Der Graf hatte keine Stadt mehr, wo er rasten konnte. Enghien und Brederode, die Adelshäupter in Hennegau und Holland, führten ihm die beste Mannschaft der bürgerfeindlichen Ritterschaft zu. Die holländischen Städte aber segelten trotz des Verbotes ihres Fürsten heran und brachten den belagerten Gentern Schiffsladungen von Lebensmitteln. Jahre lang wüthete schon der Krieg. Flandern war jetzt der Hauptherd des Kampfes zwischen der ritterschaftlichen und städtischen Partei. Vergebens kamen der Burgunder Herzog und der König von Frankreich und schlugen die Genter in der Schlacht bei Roosebeke. Gent behielt den Weg zum Meer offen, und vom Meere floß ihm beständige Hilfe zu aus England und von den Holländern. Erst als die Brabanter Johanna die Doppelheirath zwischen den Häusern Burgund und Bayern-Holland zu Stande brachte, wendete sich das Blatt. Die Früchte dieser Verbindung zeigten sich fortan in einer Reihe von großen Siegen, welche die vereinigten niederländischen Fürsten über aufständische Städte erfochten.

Die Genter hatten bald nach jener Doppelhochzeit die Stadt Damme erobert. Man mußte alles daran setzen, sie wieder zu gewinnen, denn sie war der Schlüssel zu Gent und Brügge. Also zogen der König von Frankreich und der Herzog von Burgund wieder mit einem gewaltigen Heere

heran. Der junge Herzog Wilhelm von Bayern-Holland war schon da mit seiner Ritterschaft. Nun rastete man nicht mit unaufhörlichem Angriff. Eines Tages, als der Sturm währte vom Morgen bis zum Abend, und alle Fürsten und Herren ihr Bestes thaten, glänzte vor allen Wilhelm hervor. Die beiden vornehmsten Fürsten des Heeres vereinigten sich, ihm die höchste Ehre des Ritterthums zu verleihen. Der König von Frankreich befahl, daß er Ritter sein solle, und Wilhelms Schwiegervater, der berühmte Herzog Philipp der Kühne, ertheilte ihm den Ritterschlag. Mit seinem Schwager aber, der gleich ihm voll wilden Feuers war und später den Namen „Johann ohne Furcht" erhielt, schloß Wilhelm Waffenbrüderschaft auf Tod und Leben, denn beide Jünglinge liebten sich wie Brüder.

Die Stadt Damme wurde endlich bezwungen, und die Genter legten sich zum Ziele. Herzog Albrecht vermittelte den Frieden. Sein Sohn aber sammelte die Blüthe der Ritterschaft, um edle Thaten zu verrichten fern im preußischen Ordenslande. Dort hatte der Großfürst Jagello von Lithauen auch die polnische Macht unter sein Szepter genommen und bedrängte hart die deutschen Ritter. Viele der vornehmsten Fürsten gelobten ihnen Hilfe. Schon Albrecht hatte vor ein paar Jahren seine Ritter sich zu einem Heereszug nach Preußen einschreiben lassen und zu dem Ende den St. Antons-Orden gestiftet. Dieser Orden bestand halb aus Rittern der Waffen halb aus Rittern der Gesetze, beide waren sich gleich gestellt: die einen mußten von vornehmster Geburt, die andern adlig sein durch ihre Wissenschaft. Sie trugen eine Halskette, von welcher ein T herabhing in Gold oder Silber, je nachdem ihre Träger zum Stande der Herren oder der gemeinen Schildbürtigen gehörten. Dieser Orden wurde vom Pabst bestätigt und hoch angesehen bei aller Ritterschaft. Jetzt rief der junge Wilhelm die Ritter, welche auf dem Zuge wider die heidnischen Preußen Ehre und Gotteslohn verdienen wollten, unter

seine Fahnen. Wohlgemuth zogen sie ihres Wegs. Als sie aber im deutschen Ordenslande ankamen, waren die andern Fürsten, welche Zuzug versprochen, noch zurück: die Feinde dagegen waren mächtig, nur mit starkem Heere durfte man sich in ihr Land wagen. Wilhelm blieb den Winter über Gast des deutschen Ordens und zeigte durch Glanz und reiche Gaben, daß er der Sohn eines mächtigen und erlauchten Hauses. Als indessen selbst im folgenden Sommer der Heereszug wider die Feinde des deutschen Namens nicht zu Stande kam, mochte er nicht länger rasten und zog wieder heim.

In den Niederlanden wartete auf ihn eine Reihe großer Feste. Die schöne Isabelle, seine Verwandte, zog von Tausenden umgeben als Königin in Paris ein. Mit den vornehmsten Prinzen ritt er neben ihrer Sänfte, auf welche vom höchsten Notredame-Thurm (an einem Seile) ein Engel niederstieg, der Königin eine Krone zu bringen. Herrlich tummelte sich Wilhelm in den Pariser Turnieren, und der französische Hof überhäufte ihn mit ausgesuchten Artigkeiten. Das Jahr darauf geleitete er seinen Bruder, den erwählten Lütticher Fürsten, zu der Huldigungsfeier in dessen neue Residenz.

Die Engländer aber sahen mit wachsendem Aerger, wie eng sich das bayerische Haus in den Niederlanden mit dem französischen verbinde, und sie dachten auf Mittel, den jungen Erbprinzen, von dem alle Welt sprach, zu sich herüberzuziehn. Nichts ging ihm über Turnier und Waffenglanz, also sandte man Herolde nach den Niederlanden, nach Frankreich und Deutschland und ließ verkünden: alle Ritter und Knappen, die ihren Ruhm vermehren wollten, seien eingeladen zum großen Ritterfeste bei London. Wilhelm begann sogleich, einen glänzenden Zug zu rüsten. Sein Vater fragte unwillig: was er denn in England zu thun habe? Allein er ließ sich nicht abhalten, setzte nach England über und näherte sich in langsamen Tagreisen dem Festplatze. Am bestimmten Tage ritten sechszig Damen im reichsten Schmucke durch die Londoner

Straßen, an silberner Kette führte jede einen englischen Ritter nach Schmithfield. Hier begrüßten sie die fremden Gäste, die heranzogen, und das Turnier begann. Drei Tage lang sah man die Männer von nah und fern sich mühen um den Preis. Sie alle überstrahlte der junge Graf von Osterbant. Er zeigte sich würdig seiner Großtante, der Heldenkönigin Philippa, die noch in Aller Munde lebte: kein Mann, der den Stoß seines Turnierspeers aushielt. Nach Urtheil aller Damen Herren und Herolde wurde ihm der Dank verliehn, der in einer prachtvollen Goldkrone bestand. Die englischen Prinzen sparten nichts, um den jungen Vetter durch Feste und Geschenke zu ehren. Der Graf von Northumberland erhielt vom König unbeschränkte Vollmacht, ihn für alle Zeiten, was es auch koste, für die englische Allianz zu gewinnen. Diesen Anträgen wich Wilhelm aus, jedoch ließ er sich bewegen, den Hosenbandorden anzunehmen. Der Orden legte die Verpflichtung auf, nie gegen die englische Krone die Waffen zu führen.

Als Wilhelm wieder in Mons einzog, trugen seine Lastthiere schwer an den vielen und herrlichen Geschenken, die ihm seine königlichen Verwandten in England verehrt hatten. In Paris aber nahm man das Alles gewaltig übel. Der ergrimmte König rief aus: „Diese Wittelsbacher haben uns nie gutgethan und werden es nicht thun. Sie sind stolz und anmaßend, und allezeit waren sie den Engländern mehr freund, als uns. Aber sie sollen es eines Tages bereuen“. Andere sagten: „Was man denn wolle? Habe doch Wilhelm eine französische Frau, die sei mehr, als ein englischer Hosenbandorden“. Der französische König schrieb Wilhelm einen harten Brief, und man stand auf dem Sprunge, ihn mit Krieg zu überziehen, wenn er sich nicht sofort in Paris stelle, um seine Grafschaft Osterbant nach altem Herkommen von Frankreich zum Lehen zu nehmen. Er that es, behielt aber zwischen dem französischen und englischen Hofe die Stellung, die er

einmal eingenommen, und die ihn beiden gleich nahe verbündete. Deshalb konnte er auch, als der Graf Derby, der spätere glorreiche König Heinrich, aus England verbannt wurde ihn nach dem Hennegau einladen.

In diesem seinem Lande, wo er seines Vaters Statthalter war, lebte er nun der Uebung der Ritterschaft, deren Ideale hier alle Herzen erfüllten. Froissard ließ von Chimay aus seine fröhlichen Gesänge und Geschichten in die Welt gehn, und auch die andern Hennegauer Dichter „sangen aus vollem Halse". Wilhelm veranstaltete selbst ein großes Turnier, und hätte es gern jedes Jahr wiederholt, wenn das nur nicht soviel Geld kostete. Er war umgeben von den Männern der Brüderschaft vom St. Georg, die er in Mons stiftete. Auch ersann er sich ein eigen Banner. Auf der einen Seite prangte der ritterliche St. Georg mit den in eins verschlungenen Wappen von Bayern und Hennegau, auf der andern Seite zeigte das Banner auf rothem Grunde eine goldene Egge mit der Umschrift: „Zertrümmern und Geradmachen". Denn wie eine scharfe Egge sollte sein Schwert über den Weltacker fahren, das Gemeine bis zur Wurzel vertilgen, und was ungerade, gerade machen. Wie er den Armen ein großer Helfer war, so erschien er allen, die in ihrem Rechte unterdrückt wurden. Er hatte noch einen andern Wahlspruch auf seinen Bannern: „Recht bringt Sieg", und die Hennegauer Ritter unterschrieben den Spruch. Der junge Fürst war überall ihr Stern und Führer, und sein Banner ließen sie selbst vor Tunis flattern, als ein Theil den Genuesen zu Hilfe zog wider die Ungläubigen.

Wie tief, wie aus Herzensgrunde mußte ein Mann dieser Art die Kabeljaus hassen! Denn was war das für ein Recht, zu dessen Aufrichtung er sich berufen glaubte? Kein anderes, als das feudale Recht, welches die Städte im Bann ihrer Privilegien, Fürst und Adel aber auf ihrer Höhe und Würde hielt. Kein anderes Recht erkannte die Ritterschaft

an. Diese Kabeljaus aber strebten über die festen Gränzen des Rechts immer hinaus, für sie war aller Bestand flüssig, nach ihrer Rede sollten alle Dinge sich fügen und ändern, wenn es dem Lande Vortheil bringe. Schon hatte Wilhelm einen Strauß mit dem Haupte der Kabeljaus bestanden, als Johann von Arkel in schwerer Fehde lag mit einem altbewährten Hoek, dem Herrn von Vyanen. Wilhelm hatte letztern durch seine Zwischenkunft vom Verderben gerettet. Und nun mußte er erleben, daß dieser selbe Arkel Herr und Meister wurde über ganz Holland Seeland und Friesland.

Das hatte aber folgenden Grund. Herzog Albrecht war im fünfzigsten Jahre, als er seine Gemahlin verlor, die Tochter des Herzogs von Brieg und Liegnitz: er hatte sie immerdar hoch verehrt. Albrecht war den Frauen hold, und ein schönes und kluges Fräulein, Adelheid von Poelgeest, gewann es bald über sein Herz und seinen Verstand. Er schenkte ihr ansehnliche Jahrgelder und schöne Häuser im Haag und in Leyden. Und wie denn fürstliche Geliebten stets den Stachel fühlen, daß ihre Macht und Ehre blos ein Hauch der Gunst sei, und wie sie deshalb eifriger als legitime Fürstinnen streben, sich in Politik zu mischen und sich Anhänger zu verschaffen: so that es auch die stolze Adelheid. Ihre Familie war kabeljauisch, und es dauerte nicht lange, so erhielten die Kabeljaus die einflußreichen Stellen. Sie allein geboten am Hofe und im Rath des Fürsten. Johann von Arkel wurde im Jahre 1389 sogar Statthalter und oberster Kanzler, zum Unwillen freilich seines vielerfahrenen Vaters, der neues Unheil durch die Parteien voraussah. Arkel war allmächtig am Hofe und im Lande; denn der Herzog schien in seinem Schlosse im Haag an nichts zu denken, als an Freude und Feste für seine Schöne.

Die Hoeks ergrimmten: dieses eine Weib hatte sie aus allen Sätteln wieder herausgeworfen. Aller Augen richteten

sich auf den Erbprinzen Wilhelm, den strahlenden Hort ächter Ritterschaft. Daß sein verwittweter Vater eine Geliebte hatte und hochhielt, verschlug wenig in einer Zeit, wo alles erlaubt schien, was wie Liebe und Romantik aussah. Hatte doch Wilhelm selbst die Schenkungen an die Adelheid bestätigt. Daß aber ein solches Weib sich in politische Händel mischte, daß ihretwegen die Hoeks verhöhnt wurden, ihretwegen der verhaßte Arkel herrschte, — das war eine Schmach, die nicht länger zu dulden.

Wilhelm und der hoekische Adel verbanden sich. Sie traten mit einander, wie es damals Brauch war, in eine Fehdegenossenschaft, welche Arkel und seine Anhänger als diejenigen bezeichnete, welche man bekämpfen wolle. Die Spitze des Bundes war aber gegen den Herzog selbst gerichtet. Schon hatte dieser seinen tüchtigen Sohn zu wichtigen Staatssachen zugezogen und gleichsam als Mitregenten die Urkunden bestätigen lassen. Man faßte jetzt den Plan, den Herzog ganz zurückzudrängen; er sollte genöthigt werden, Wilhelm förmlich zum Regenten zu erklären. Arkel war nun keineswegs ein Mann, der leichten Kaufes das Heft aus den Händen gab. Auch er schloß im Oktober 1391 einen Bund mit seinen Freunden wider „gewisse Leute, die sie schädigen und von ihrem gnädigen Fürsten, dem Herzog, drücken und drängen wollten". Wider alle diese, keinen ausgenommen, wollten sie einmüthig zusammenstehn, das beschwuren sie mit den heiligsten Eiden. Herzog Albrecht selbst trat mit Brief und Siegel dieser Eidgenossenschaft bei und verpflichtete sich zu Schutz und Hilfe Allen, „die bei ihm geblieben". Vierundfünfzig Ritter und Knappen bildeten den Bund der Hoeks, achtunddreißig hatten sich mit Arkel zusammengeschlossen. Von den Städten, welche beitraten, werden auf jener Seite nur Gouda und Schoonhoven, auf dieser Middelburg Zierickzee und Reymerswael gemeldet: das Ganze war hauptsächlich eine Adelsfehde.

Wieder standen sich zwei große Parteien geschlossen und geharnischt gegenüber, hier der Vater, dort der Sohn an der Spitze. Keine Partei wagte den Angriff. Das dauerte so bis zum Herbste nächsten Jahres. Wilhelm gewann für sich den mächtigen Grafen von Blois, der seine Vasallen und Unterthanen anwies, in allen Sachen dem Grafen von Osterbant und seinen Freunden beiständig und gehorsam zu sein. Allein über seinen Vater konnte der Erbprinz Nichts gewinnen, die kluge Adelheid ließ den Herzog nicht aus ihren Schlingen. Da beschlossen der Erbprinz und die Seinigen: das Weib müsse fallen, das Eisen solle den Zauber brechen, der den Herzog gefangen hielt. In der St. Moritznacht, am 21. September, reiten Dirk und Hugo Blote mit einigen Andern vor das Schloß im Haag. Adelheid ging noch lustwandeln im Außenhofe: da wurden die Pforten gesprengt, die Verschworenen drangen ein. Der Hofmarschall Wilhelm Kuser springt vor, die Dame zu schützen: er wird niedergehauen. Schreiend flüchtet Adelheid zum Schlosse. Die Wüthenden ereilen sie bei der Gefangenenpforte, und das schöne Weib verblutet unter ihren unritterlichen Klingen. Noch im vorigen Jahrhundert bezeichnete ein blauer Stein die Stelle, wo sie zusammenbrach.

Die Kunde dieser Unthat verbreitete Schrecken im ganzen Lande. Herzog Albrecht sandte sofort Briefe an die treuen Städte, ohne Verzug ihr Kriegsvolk nach dem Haag zu schicken. Ueberall waren die Kabeljaus auf der Hut. Man mußte einen allgemeinen Aufstand der Hoeks fürchten. Ein furchtbares Verbrechen war geschehn. In des Herzogs eigenem Hofe, wo ein Mann den Degen nicht einmal ziehen durfte, war eingebrochen; sein eigener Diener, der Hofmarschall, der unter seinem besonderen Frieden stand, war verrätherisch erschlagen. Der Herzog war tief ergrimmt. Dennoch hielt er sich in den Formen des Rechts; man sollte nicht sagen, daß er eine Sache der Partei verfolge. Die

Blutschuld, die an Adelheid begangen, mußten ihre Blutsverwandten, die Poelgeest Tol Foreest Sperwoude, in offener Fehde rächen, der Herzog hatte rechtlich keinen Theil an ihr. Aber Konrad Kuser trat auf und forderte Rache für seinen Sohn: nicht in ehrlicher Fehde, des Nachts im Burgfrieden des Herzogs selbst, sei er schändlich erschlagen. Er klagte als Urheber der That alle vierundfünfzig Ritter und Knappen an, welche mit dem Erbprinzen in Fehdegenossenschaft getreten, ihre Namen waren bekannt. Der Herzog ladete sie, zu erscheinen vor öffentlicher Gerichtsversammlung. Dreimal war im Jahre das offene gebotene Gericht, dreimal mußten sie nach altem Recht vorgeladen werden. Keiner erschien, sie waren entflohen. Die stolzen Wassenaer und Montfort, die mächtigen Haemstede Polanen Duivenvoorde und wie die adligen Hoeks alle hießen, — sie alle entwichen heimlich von ihren Burgen. Keiner wagte dem Herzog zu trotzen: so groß war der Schrecken vor Albrechts Zorne. Er aber saß am 18. Oktober 1393 zum drittenmal zu Gericht, öffentlich in seiner Pfalz, umgeben von seinen adligen Gerichtsschöffen. Der Gerichtshof erkannte, daß dem Herzog Freiheit und Gut der Angeklagten verfallen sei. Da verhängte er über sie Acht und Verfestung, d. h. jeder konnte sie fortan in den Gränzen der herzoglichen Lande antasten binden und vor Gericht bringen, und wenn sie dabei sich wehrten, waren sie vogelfrei. Sofort gebot der Herzog seinen Beamten und allen Leuten im Lande, die Verurtheilten zu ergreifen, wo sie sich blicken ließen; ihre Burgen und Häuser aber zu brennen und niederzureißen, daß keine Mauer, kein Stock oder Stecken stehn bleibe.

Gnadeflehend kam jetzt der Erbprinz mit den Seinigen nach dem Haag. Bei ihrem Anblick erwacht aufs Neue der Grimm des Herzogs, nichts will er hören von den Frevlern: sie zu ergreifen, befiehlt er. Der Prinz flüchtet, verrammelt sich im nächsten festen Hause. Mit all seinen Leuten eilt

ihm der Herzog nach, läßt das Haus umstellen, und da die Eingeschlossenen sich nicht ergeben wollen, läßt er Brandstoff bringen, das Feuer soll sie aus dem Hause treiben. Da kommt, was Niemand vermuthete, der Statthalter Arkel herbei, der Prinz erblickt ihn, ruft ihm zu und verspricht ihm alle Schätze der Welt. Arkel fällt dem Herzog zu Füßen, und seinem inständigen Drängen gelingt es endlich, den Ergrimmten zum Schlosse zurückzubringen. Die Geretteten aber flohen eilends nach der Burg Altona, Wilhelm kochend vor Zorn über so arge Schmach. Auf Tod und Leben verband er sich jetzt mit den Hoeks, die ihm von allen Seiten zuströmten.

Die Herrschaft Altona hatte ihm sein Vater vor ein paar Jahren geschenkt, jetzt wandte er alles was er hatte daran, die Burg fest und stark zu machen, daß sie seinem Vater trotze. Dieser aber säumte keinen Augenblick. Eine große Heerfahrt gebot er durch alle seine Lande. Mit einem Gewaltshaufen zogen der alte Kuser und Johann Arkel umher und zerbrachen die Schlösser der Hoeks: Hodenpyl, Duivenvoorde, Zandhorst, Heemstede, Warmond, Paddempoel, all die alten herrlichen Stammhäuser sanken in Asche. Mit dem größeren Theile des Heers aber zog der Herzog vor Altona, an allen Ecken ließ er die Burg berennen und beschießen. Wilhelm war entwichen; denn mit dem Vater selbst durfte er doch nicht kämpfen. Die eingeschlossenen Hoeks aber wehrten sich verzweifelt, es galt um ihr Leben, und der grimmige Herzog ließ nicht ab mit Schießen und Stürmen. Die Kunde von dem allem erregte Entsetzen, wohin sie gelangte. Sollte ein so großer Theil der vornehmsten Geschlechter des Landes schmählich verderben? Johann von Lüttich, der Sohn des Herzogs, Margaretha von Burgund, seine Tochter, der alte Herr Otto von Arkel, die Vornehmsten aus dem Hennegau kamen in das Lager vor Altona und beschworen den Herzog, daß er Gnade und Sühne walten lasse. Freien Abzug in die Verbannung — das war das Einzige, was sie erlangten.

Die Eingeschlossenen wurden nach Herzogenbusch geleitet, wo der Erbprinz sie erwartete. Die Burg Altona aber wurde niedergerissen bis zum Grunde, blos zwei Thürme ließ Herzog Albrecht stehen zum Wahrzeichen.

Landflüchtig irrte nun Wilhelm umher. Sein Stolz empörte sich gegen jede erniedrigende Sühne: lieber wolle er Land und Leute verlieren. Anfangs gewährte ihm sein Verwandter, der Graf von Blois, Schutz in Gouda. Dann war er bei den östlichen Friesen, segelte von da nach England und setzte endlich nach Frankreich über. Ein Amsterdamer Kaufherr, Wilhelm Eggert, streckte ihm die Summen vor, die er brauchte, anständig aufzutreten. Noch lange erzählte sich das Volk von seinen Abenteuern auf diesen Irrfahrten. In Gouda habe er mit großem Eifer, um seine Schwermuth zu vertreiben, öffentlich mit einem Weber Ball geschlagen, der in solchem Spiel berühmt gewesen. Als er ihm später eine Gnade freigestellt, der Mann aber gar zu niedrige Belohnung gefordert, habe Wilhelm gesagt: „Ein Weber bleibt doch immer ein Weber". Mit den friesischen Häuptlingen habe er gewürfelt und seinen letzten Heller verspielt, da sei er ausgelacht, bis holländische Handelsschiffe gekommen, die ihm Geld geliehen. Darauf habe er nicht nur sein verlorenes, sondern auch seiner Mitspieler Geld gewonnen, alles aber auf die Straße geworfen, um zu zeigen, was für ein Herr er sei. Nach London habe er einen Riesen mitgebracht, diesen habe er dem Könige geben müssen. Schlechte Menschen hätten es dazu gebracht, daß der Riese mit einem Löwen habe kämpfen müssen, der habe ihm die Gedärme aus dem Leibe gerissen. Trotzdem sei er wieder gesund geworden und habe, später, als Wilhelm regierender Herr geworden, es auf eine schlaue Weise ihm zu wissen gethan, wie viel er seinetwegen habe ausgestanden. Da sei er für immer versorgt gewesen. Solche Geschichtchen erzählte sich das Volk noch lange.

Das Aergste begegnete dem jungen Ritter in Paris. Sein Schwager und Waffenbruder Johann rüstete zu einer Ritterfahrt nach Ungarn wider die Türken. Die Ritter und Knappen im Hennegau wurden unruhig vor Streitlust und riefen Wilhelm zu: „er solle mit und sie führen, man werde Wunder thun unter zwei so kühnen Degen, wie die jungen Fürsten von Holland und Burgund". Wilhelm hatte große Lust. Nun ließ ihn der französische Hof durch eine feierliche Handlung erinnern, daß die Friesen ihm mehr schuldig seien, als die Türken. Es war am Dreikönigsabend des Jahres 1394, und Wilhelm saß an der Tafel des Königs: da schritt der älteste Wappenherold würdevoll heran und mit dem Schwerte schnitt er das Tischtuch mitten durch zwischen dem Könige und dem holländischen Erbprinzen, und sein Wort erscholl: „Kein Ritter sei würdig des Königs Tafelgenosse, der ohne Schild und Wappen". Zornglühend fuhr Wilhelm auf: „Was das heißen solle? Wer wage zu sagen, er habe nicht Schild und Wappen?" Und der Herold verkündete: „Ungerächt liegt mit Schild und Wappen des Grafen von Osterbant Großoheim bei den Friesen". Rings im Saale herrschte Schweigen der Zustimmung. — Es war richtig, der Körper seines Großoheims, von welchem allein er den Schild mit den Wappen von Holland und Hennegau erben konnte, lag noch im feindlichen Friesland. Ohne Zweifel war die ganze Szene von seinem Schwiegervater, Philipp von Burgund, der den Pariser Hof regierte, in's Werk gestellt, um Wilhelm einen derben Stoß zu geben, der ihn wieder auf die Bahn seiner fürstlichen Pflichten zurücklenke. Oeffentlich vor aller Welt wurde eine alte Schmach aufgefrischt, die er als Ritter nicht mehr an sich leiden durfte. Das geschah ohne Zweifel im Einverständniß mit Herzog Albrecht. Denn dieser weise Fürst sah mit wachsenden Sorgen, wie weit die Parteien in seinem Lande wieder auseinander klafften, und wie das alte Unheil wieder um sich fraß in allen Schlössern und Städten. Es

schien aber gute Zeit für Holland zu einem Kriege mit den Friesen, denn bei ihnen war Alles in wilder Parteiung und außer Rand und Bande. Albrecht wußte wohl, wie viel ein friesischer Krieg kostete, und wie wenig schließlich dabei herauskomme. Allein ein großer ritterlicher Heereszug mußte es sein, der die feindlichen Adelsparteien wieder zusammenführte: und wirklich lag in den friesischen Mooren Hollands Ehre seit fünfzig Jahren begraben, und rings in allen Ländern lechzten die ritterlichen Degen danach, sich an dem friesischen Bauernstolze zu wetzen.

Also ließ sich Albrecht leicht auf Versöhnung mit seinem Sohne ein. Seine neue Gemahlin, eine Prinzessin von Cleve, und sein Schwiegersohn Johann, Wilhelms Waffenbruder, waren die Vermittler. Im Oktober 1394 erschien der Erbprinz wieder im Haag und verpflichtete sich urkundlich, daß seine Fehdegenossen die Waffen niederlegen sollen. Nach und nach erhielt Einer nach dem Andern wieder Gnade und hohen Stand am Hofe, nur gegen die eigentlichen Todtschläger hörte die Verfolgung nicht auf. Erst am Ende seiner eigenen Regierung gelang es Herzog Wilhelm, die Fehde zwischen den Poelgeests und den Bloten beizulegen. Hugo und Dirk von Blote mußten mit ihren Verwandten, ihrer 21 Mann, Betfahrten machen nach den Gnadenbildern in Frankreich, 800 Seelenmessen mußten sie lesen lassen. Darauf thaten sie mit 400 Mann öffentlich einen Fußfall in der Kirche im Haag, alle standen wieder auf, nur die Bloten blieben mit acht ihrer nächsten Blutsfreunde auf den Knieen, bis die Poelgeests hinzutraten und sie aufhoben. Damit war die Sühne vollendet. Herzog Wilhelm selbst aber mußte sich dazu verstehen, für die Seelenruhe der Ermordeten zwei Kapellen zu stiften.

Als Herzog Albrecht sich mit den Hoeks versöhnt hatte, gingen eiligst die Herolde nach dem Rhein, nach England und Frankreich, aufzurufen zum großen Kriege gegen die

Friesen. Ueberall kam die Ritterschaft in Bewegung. Die Damen aber flehten angstvoll zu ihren Männern und Brüdern, nicht zu den wilden Friesen zu gehn, von denen nimmer Wiederkehr. Die Ritter, welche am meisten zum Kriege gerathen, durften sich, so lieb ihnen ihre Augen, vor den Damen des holländischen und hennegauer Hofes nicht sehen lassen. Auch die englischen Prinzen fanden, es wäre dies keine Reise für sie; denn sie erwogen, wie die Friesen Leute seien ohne Recht und Treue, ohne Ehre und Gnade. Gleichwohl gab es eine Heerfahrt, so groß wie man sie seit den Kreuzzügen nicht gesehn. Auf allen Wegen zogen die berühmten Degen herbei, aus Frankreich kam der Admiral, aus England kam der Herzog von Cornwallis, vom Rheine der Graf von Solms. Diese führten ihre Landsleute. An der Spitze der Holländer und Hennegauer aber glänzten der Herzog und seine Söhne, der Erbprinz Wilhelm und Johann von Lüttich, hier die Herren von Blois und Brederode, dort die Herrn von Arkel und Egmond. Alle Parteien und Städte hatten ihr Bestes gethan. Bei Enkhuysen sammelten sich die Schiffe zur Ueberfahrt, und hätten sie in einer Linie sich aneinander gestellt, so hätten sie gereicht von einem Ufer der Südersee bis zum andern, so viele waren ihrer beisammen.

Das furchtbare Heer landete. Ein Theil der Vettkooper ging über. Die anderen Friesen aber, nur dreißigtausend stark, schlugen in acht Tagen zwei große Schlachten. Sie kämpften vom Morgen bis zum Abend wie wüthende Thiere und starben wie stolze Männer. Nur eine Hand voll ließ sich lebendig fangen, und für solche Feiglinge weigerten ihre Freunde die Lösegelder. Allein noch immer steckten Friesen genug in Sumpf und Dickicht und umzingelten mordend jede Schaar, die tiefer in's Land eindrang. Grundlose Wege, Stromregen ohne Ende, Mangel an Zufuhr und die Furcht vor dem nahenden Winter nöthigten das gewaltige und pracht-

volle Heer zum Rückzuge. Albrecht entließ es mit bestem Dank und Solde.

Was half nun die unerhörte Rüstung? Ein Jahr lang suchte man die Friesen durch Kaperschiffe heim. Dann mußte Wilhelm wieder hinüber mit neuem großem Heer. Wo er erschien, warf er Alles nieder. Bis weit jenseits der Lauwers kamen die Häuptlinge zu huldigen und den Ritterschlag zu nehmen, und im Triumphe führte er die Gebeine seines erschlagenen Großoheims mit sich fort. Kaum aber verließen seine Segel Frieslands Küste, so brachen die Schieringer aus ihren Verstecken hervor, stürmten die Forts und trieben Alles fort, was holländisch Brot aß. Wilhelm führte den dritten Heereszug wider die Aufständischen, auch sein Bruder Johann von Lüttich half wieder. Die glorreichen Thaten wiederholten sich zum drittenmal, und auch ihr Erfolg war verweht, als die Sieger den Rücken wandten. Die Friesen litten schrecklich, doch ihr starrer Sinn blieb ungebeugt.

Wilhelm wurde des einförmigen Friesenkriegs müde. Der neu aufleuchtende Ruhm seines Hauses lockte ihn nach Deutschland und Italien. Der Wittelsbacher Ruprecht von der Pfalz war zum Kaiser gewählt und begab sich auf den Römerzug. Wilhelm ließ es sich nicht nehmen, ihm hundert ritterliche Lanzen zuzuführen. Während er aber schon in der Lombardei es sehen mußte, wie die Dinge für den Kaiser unglücklich gingen, schickte sein Vater Albrecht Brederode und Egmond auf den vierten Feldzug wider die Friesen. Albrecht hatte vergebens auf Eintracht der Oberfeldherrn gehofft, der Hoek und der Kabeljau verstanden sich schlecht und richteten wenig aus. Jetzt waren des Herzogs Finanzen bis auf den Grund erschöpft, die kabeljauischen Großstädte wollten kein Geld mehr vorstrecken. Der Herzog konnte kaum mehr Schanzpfähle kaufen, um Stavern zu befestigen. Er mußte, mochte er wollen oder nicht, Frieden machen.

Und nun der Gewinn so ungeheurer Anstrengung, so

blutigen fünfjährigen Krieges! Der Herr von Holland mußte sich für Friesland mit dem Besitze von Stavern und dem Andenken vieler Siege begnügen. Für zwanzig Jahre war allen Holländern die Lust zu friesischen Kriegen vergangen, man schloß Waffenstillstand und erneuerte ihn, wenn er ablief.

Gewiß hätten die Holländer ohne bessern Gewinn nicht von Friesland abgelassen, hätte nicht die still fortfressende Parteiwuth ihre beste Thatkraft gelähmt. Stellte Wilhelm in Friesland hoek'sche Edelleute zu Befehlshabern an, so reizten Kabeljaus heimlich die Friesen zum Aufstand. Nach seiner Rückkehr beschloß der junge Herzog, vor allem erst die Feinde im eigenen Lande gründlich zu treffen. Zu seinem persönlichen Haß gegen die Kabeljaus, zu dem Zorn und der Verachtung, welche er hegte gegen die vermeintlichen Verräther an der Sache des Rechts und des Ritterthums, gesellte sich jetzt die politische Berechnung. Denn diese stolzen Barone, welche ihre eigenen Gebiete mit Städten Burgen und Dörfern besaßen, welche nur ein leichtes Lehnsband sich gefallen ließen, sie zuerst waren es, welche die fürstliche Macht eindämmten und den übermüthigen Großstädtern beistanden. Mit jener tiefglühenden Leidenschaft, welche all sein Thun bezeichnete, erkor sich Wilhelm die Häupter der Kabeljaus zum Ziele. Sein Vater ließ ihn fortan ziemlich gewähren. Man konnte schon in den Friesenkriegen es merken, daß eigentlich der junge Herzog Herr in Holland. Denn seinen Willen, der blank und hart wie Stahl, konnte die mildere Natur des alten Herzogs kaum mehr zügeln.

Keiner von den Kabeljaus benahm sich härter und übermüthiger, als der eisenköpfige Johann von Arkel. Sein alter Vater war gestorben, der so oft ihn von maßlosen Dingen zurückhielt: jetzt gab er sich seinen Leidenschaften hin und vertrieb seine eigene Mutter, die harten Willens war wie er selbst, aus seinem Lande. Wilhelm wußte ihn zu fassen.

Arkel war viele Jahre, als der Waizen der Kabeljaus blühte, Statthalter über Holland und Seeland gewesen, für irgend etwas hatte er aus jener Zeit noch Ersatz zu leisten: drum wurde er aufgefordert, Rechnung zu tragen. Stolz wies er das Ansinnen zurück und fragte: ob er sich verantworten solle wie ein Knecht? Nun ließ Wilhelm die Sache gerichtsmäßig verhandeln, und dem Spruche gemäß zog er für die fürstliche Kasse alle Güter ein, welche Arkel außer seinem eigenen Gebiete in Holland besaß, über ihn selbst wurde die Verbannung ausgesprochen. Arkel antwortete sofort, indem er dem Herzog Fehde ansagte und brennend und sengend in Holland einfiel. Auch dem Grafen von Osterbant sandte er einen Absagebrief nach dem Hennegau. „Sei willkommen!“ rief dieser dem Fehdeboten lachend zu. „Ist der Herr von Arkel jetzt unser Feind, so steht es bei uns, wann wir wieder sein Freund werden“. Und nun zündeten sich die Beiden zwei Jahre lang eine helle Gluth an, in welcher die Dörfer aufprasselten, als wären sie Strohhaufen im Felde. Zuletzt wurde Arkel in seiner Hauptstadt Gorkum (Gorinhem) von einem zahlreichen Heere hart belagert. Auch die Utrechter waren dabei, denn sie hatten einen alten Haß auf diese kabeljauischen Großen auf der Gränze, von deren Uebermuth und Fehden sie unaufhörlich litten. Schon hatte man das Loos über Arkels Gebiet geworfen: es sollte zwischen Holland und Utrecht getheilt werden. Aber Arkel und seine kabeljauischen Freunde wehrten sich wie es tapferer Männer Art. Ein Vierteljahr lang wurde Gorkum scharf berannt. Unter seinen Mauern maßen sich Hoeks und Kabeljaus wie auf einem Turnierplatze. Prachtvolle Ausfälle, lustige Streifzüge, heiße Stürme und Gefechte, alles war werth eines Sängers. Zuletzt mußte Arkel, wollte er nicht Alles verlieren, sich ergeben. Johann von Lüttich rettete ihn durch seine Vermittlung, nicht zum Danke seines Bruders Wilhelm. Arkel mußte vor Albrecht und Wilhelm auf die Knie fallen und

demüthig um Verzeihung bitten. Ihr Banner aber mußte er wehen lassen einen ganzen Tag lang auf den Thürmen seiner Stammburg, zum Zeichen, daß sie aus Gnade nur ihm wiedergeschenkt sei. So hatte man ihm den stolzen Nacken gebrochen.

Dies war Herzog Albrechts letzter Triumph. Bald darauf starb er und Wilhelm wurde völlig sein eigener Herr. In Lüttich herrschte sein Bruder Johann. Ihr Schwager Johann von Burgund wurde, als auch Philipp im selben Jahre 1404 mit Herzog Albrecht starb, Herr über Flandern und Burgund. Sein Bruder Anton folgte zwei Jahre später der Herzogin Johanna auf den Thron von Brabant und Limburg. Vier junge Fürsten, verbündet durch dieselben Gedanken, durch Verwandtschaft und Verträge, reichten sich jetzt in den Niederlanden die Hände. Sie alle trachteten unaufhörlich, im Bunde mit einer ergebenen Ritterschaft und mit der Stärke wohlgeübter Söldnerschaaren den Bürgerstolz niederzuschmettern, und über den Trümmern der Macht und Freiheit der Städte und Aller, die es mit diesen hielten, eine kraftvolle und einheitliche Fürstengewalt zu errichten. Die Seele ihrer Unternehmungen war Herzog Wilhelm, der kluge Rathgeber sein Bruder Johann.

Die Hoeks hatten in Holland jetzt gute Zeiten. Schon in den letzten Jahren Herzog Albrechts begannen sie in den Städten wieder, sich zu verschwören und hier und da ihre Feinde anzugreifen. Arkels Fall ermuthigte sie vollends. In Delft Haerlem Amsterdam Dortrecht tobte wieder Aufruhr durch die Straßen und ließ die Leichen vornehmer Bürger hinter sich liegen. Es waren die Kleinbürger, welche von Hoekischen angeführt, mit Gewalt sich in die Stadtregierung eindrängten, wo die Kabeljaus diese noch zum größten Theil besetzt hielten. In Dortrecht bauten die Patrizier eilig ein Fort mitten in der Stadt, sich zum Schutz, ihren Mitbürgern zum Trutz. Die Gemeinde erstürmte das Bollwerk nach

blutigem Kampfe. Allein Herzog Wilhelm griff bald überall kräftig durch. Die unruhigsten Kabeljaus mußten in ewige Verbannung, verbrecherische ließ er im Kerker enthaupten und schickte die Leichen ihren Freunden. Es wurde sehr ruhig in den Städten und blieb es während seiner ganzen Regierung, die Hoeks konnten sich überall wenigstens der Mitherrschaft freuen.

Ein besonderes Augenmerk richtete er auf Soldtruppen, mit denen er ständig seine Burgen besetzte. Vor der Herrschaft der Wittelsbacher kannte man in Holland keine Söldner, seit des staatsklugen Albrecht Zeiten waren sie gewöhnlich, und sein kriegerischer Sohn dankte sie nie wieder ab. Er brachte das Soldatenwesen in Schwung und rüstete sich ein ansehnliches stehendes Heer. Holland war bis dahin nur Handelsstaat gewesen, jedoch mit einer kriegerischen Bevölkerung. Denn in ihr trieb sich eine Unzahl Matrosen umher, und wo ein Volk Seeleute hat, da bringen sie ihm aus dem Kampfe mit den Wellen immer einen Ueberschuß soldatischer Kraft und Zucht zurück. Herzog Wilhelm traf nun mit einem Dorfe nach dem andern ein Abkommen, daß sie ihm für jeden Mann und Schild, welchen er statt ihrer stellte, eine jährliche Steuer, den Schildthaler gaben. Aus diesen Geldern bezahlte er ständige Soldtruppen, und die gesammte Landesverwaltung erhielt einen gewissen militärischen Zuschnitt.

Mit Hilfe dieser Söldner und des hoekischen Adels war es ihm möglich, den Krieg gegen Johann von Arkel und dessen Sohn Wilhelm fast jedes Jahr wieder aufzunehmen. Er bedrängte den Feind mit gleicher Härte im Winter wie im Sommer. Eine solche Kriegführung mußte die Arkels nothwendig erschöpfen. Mit seiner Kraft und Klugheit würde Herzog Wilhelm in seinen Landen bereits den Staat des sechszehnten Jahrhunderts eingerichtet haben, hätte er seine Aufmerksamkeit nicht fortwährend nach Außen spannen müssen. Am schwierigsten war für ihn der Burgunder Johann zu

behandeln. In diesem gährte beständig ein wilder Ehrgeiz, ihn zu befriedigen aber war er stets zur Gewaltthat geneigt; denn sein Verstand war spät gekommen und niemals in Fülle. Von der kostbaren Ritterfahrt wider die Türken war ihm wenig Ruhm erwachsen. Wohl hatte er unabsehliche Schaaren der vornehmsten und kundigsten Ritter geführt, die sich rühmten, sie könnten im Nothfall den Himmel stützen mit der Menge und Stärke ihrer Lanzen. Allein die schreckliche Schlacht von Nikopolis 1396 hatte sie todt über die ungarischen Flächen gestreut, als wären es Schneeflocken. Johann und vierundzwanzig der Edelsten erhielten ihr Leben durch Flehen und Verheißung reichen Lösegeldes, als sie es ansehen mußten, mit welch gräßlicher Geschwindigkeit die türkischen Henker die Köpfe ihrer Mitgefangenen fliegen ließen. Jetzt an die Spitze seiner reichen Erblande gestellt, trachtete Johann von Burgund vor allem danach, wie sein Vater, wenn nicht der erste, doch der wichtigste Mann in Frankreich zu bleiben. Seine Schwäger Wilhelm von Holland-Hennegau und Johann von Lüttich halfen ihm dabei wesentlich. Während er, um hier sein Ziel zu erreichen, der Bürgerfreiheit schmeichelte und wohlthat, trat sie in den Niederlanden sein Haß zu Boden. Gent litt noch an den Nachwehen früherer Aufstände, Brügge und Ypern wußte er nicht minder geschmeidig zu machen. Er duldete nicht, daß die Zünfte frei mit eigenem Banner aufzogen. Das eigene Banner bedeutete ja, daß eine Handwerkergenossenschaft an Macht und Freiheit soviel werth, als ein ritterlicher Bannerherr. Johann hatte in Flandern eigentlich noch wenige Gewaltmaßregeln vorgenommen, dennoch zitterten die Städte vor ihm, man fühlte seine Hand wie den Druck einer Tigerklaue.

Sein Bruder Anton in Brabant hätte gern ihn nachgeahmt. Auch er hatte die Grundneigung für unumschränkte Fürstenherrschaft mitgebracht, die im burgundischen wie im französischen Fürstenhause eingewurzelt schien. Allein er sah

sich gegenüber eine wohlgeordnete und tüchtige Ständeversammlung, welche durch die langjährige gescheidte Regierung der Herzogin Johanna gewöhnt war, Bürgerfreiheit mit achtungsvollem Gehorsam gegen den Fürsten zu verbinden. Erst eine langjährige Reizung des Volkes, eine unaufhörliche Aufregung seiner Gefühle der Freiheit und der Furcht machten es möglich, in Brüssel das Gegenstück aufzuführen zu dem großen Lütticher Trauerspiel von 1409.

Sechstes Kapitel.

Johann in Lüttich.

Bedeutung des Lüttichér Jahres 1409. Politische Verfassung des Landes. Bestandtheile der Hauptstadt. Zunftkämpfe. Die Lütticher Magna Charta. Das Ideal der Volksherrschaft. Einzug Johanns von Bayern. Seine Persönlichkeit. Gerichtsfrevel. Johann verläßt zum erstenmal die Stadt. Das Hofgericht. Die Haidroits. Der Bischof kein Priester. Die Volksführer. Neue Frevel. Johann verläßt die Stadt zum zweitenmal. Absetzung des Fürsten. Mißhandlung des Domkapitels. Versöhnung und neue Landesordnung. Verbannung der Hauptfrevler. Die Brauer von St. Truyen. Päbstliche Gnaden und Aufruhr. Johann verläßt Lüttich zum drittenmal. Pläne der Haidroits. Städtetag. Rochefort. Die beiden Perways. Wahl eines Mambours und Gegenbischofs. Bedrängniß der Geistlichkeit. Flucht der Wohlhabenderen. Eröffnung des Krieges. Schreckensherrschaft. Der Landesadel. Johanns Werbungen. Zweimalige Belagerung von Maestricht. Des Fürsten Sühnebrief und Lütticher Antwort. Johanns Rache. Heereszug der beiden Herzoge. Auszug der Lütticher. Die Schlacht auf dem Elcher Anger. Hinrichtungen. Vernichtung der städtischen Freiheiten. Das Ideal der Fürstenherrschaft. Wirkung des Lütticher Strafgerichts. Beinamen der beiden Johann.

Das Lütticher Jahr 1409 eröffnet einen tiefen Einblick in soziale und politische Zustände des fünfzehnten Jahrhunderts. Selten sind uns Vorgänge in den Städten des Mittelalters so genau von Zeitgenossen geschildert. Jenes Jahr enthüllt uns hier die letzten Ziele, nach welchen die Fürsten strebten, es führt uns die wilden Launen vor, die Wuth, die Angst wilderregter Volkshaufen, gleich als hörten wir von Aufruhr und Rache aus unsern Tagen. Der Unterschied besteht nur, wie es scheint, in der Größe der Massen. Bewegungen, die heute wie Wolken und Winde über weite Länder forteilen, brauseten und brachen sich damals beschränkt auf dem Gebiete

einer Stadt oder eines kleinen Landes. Allein um desto häufiger wiederholten sie sich, desto heftiger stürzten sich die Streitenden aufeinander, desto persönlicher traf sie alle der Sieg oder das Verderben ihrer Partei.

Lüttich war eines der ältesten und wichtigsten Bisthümer im deutschen Reiche. Des Bischofs geistliches Recht ging noch über Brabant Limburg Namur und Hennegau hinaus. Das eigentliche Lütticher Land setzte sich zusammen aus einer Reihe von Gebieten der Grafen Aebte Herren und Städte. Das Landvolk lebte größtentheils als hörig. Die Stadtbürger aber waren überall und schon frühzeitig anerkannt in ihrer persönlichen Freiheit und Selbstregierung. Seit dem dreizehnten Jahrhundert schickten die Städte ihre Abgeordneten als den dritten Stand auf den Landtag, auf welchem die Geistlichkeit den ersten, die Rittergutsbesitzer den zweiten Stand bildeten.

In der Hauptstadt Lüttich drängte sich eine Bevölkerung von der zwiefachen Art zusammen, unter welche das Land getheilt war, Niedersachsen und Wallonen. Besonders waren es Wallonen, aus denen sich die untern Klassen rasch vermehrten; denn sie fanden in den reichen Steinkohlengruben und Waffenhütten gute Arbeit. Der Zahl nach gering erschienen dagegen die altfreien Bürgerfamilien: dennoch hatten sie allein bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die politische Macht in Händen, aus ihnen allein gingen die lebenslänglichen Schöffen hervor, welche Gericht Verwaltung Besteuerung übten. Man nannte sie „die Großen“ und die andern „die Kleinen“. Zwar trennte beide noch ein Mittelstand, er bedeutete aber gar wenig, die Bürger, welche man dazu rechnete, waren weder zahlreich noch begütert. Den Fürstbischöfen dünkten nun die Patrizier etwas zu groß. Um deren feste adlige Stellung zu schwächen, begünstigten sie das Anwachsen und die Waffenmacht der Kleinbürger, welche sich in Zünften soldatisch ordneten. So gab es in der Lütticher

Bevölkerung verschiedene Bestandtheile, welche seit langen Zeiten sich darin hin und wieder schoben: unten die Massen der Zünfte, in welchen das tobsüchtige wallonische Blut nimmer zur Ruhe kam, — dann ein kleiner Mittelstand von stillem deutschen Bürgersinn, — über ihnen die Schöffenkreise mit hochfahrenden Patriziern, — im Domkapitel ein schroffer Adelshort, eifersüchtig nach oben und unten, — endlich ganz oben der Fürstbischof, der am liebsten Recht und Regierung allein gehabt hätte.

Seit nun in Köln und Gent die Zünfte ihre Freiheiten eroberten, wollten sie auch im Lüttticher Lande das Haupt erheben. Es kam zu Verschwörungen, zu Aufläufen, zu Bürgerkriegen, welche das ganze Stift erfüllten. Auf der einen Seite standen die Patrizier mit dem Landadel, auf der andern die verbündeten Städte, welche sämmtlich Zunftregierung erkoren hatten. Die Parteien lieferten sich blutige Schlachten. Im Jahr 1313 waren alle Patrizier, die noch ein städtisches Amt wollten, genöthigt, sich in einer Zunft einschreiben zu lassen; denn es wählten nur die Zünfte und diese nur ihre Mitglieder. Die Patrizier verschworen sich mit den Baronen. Es wurde verrathen, ein schrecklicher Straßenkampf folgte, die Adligen flüchteten in die St. Martinskirche, die sie rasch verrammelten. Da häufte das wüthende Volk feurige Stoffe vor die Thüren und Mauern, die Flammen schlugen auf, über dem brennenden Gebäude stürzte der hohe Kirchthurm zusammen und begrub unter seinen Trümmern das Geschrei zahlloser Mörder und Verfolgter. Drei Jahre später wurde nun das Grundgesetz, der sogenannte Ferher Frieden beschworen. Er bestätigte außer den ständischen Rechten drei bemerkenswerthe Artikel. Zuerst: Kein Beamter darf ohne besondern Befehl des Bürgermeisters in eine Bürgerwohnung eindringen; denn, so hieß ein Sprüchwort, „auch der Kleine ist König in seinem Hause". Zweitens: alle Bürger haben gleiche politische Rechte. Drittens: jeder Beamte schwört, nur nach

Recht und Gesetz zu richten; thut er etwas wider die Verfassung, so wird er vor Gericht gestellt, selbst wenn es ihm der Bischof befohlen hätte.

Allein die Magna Charta gewährte Grundrechte, keinen Grundfrieden. Zwei Adelsgeschlechter, die Awans und die Waroux, traten jetzt das eine an die Spitze der Volks-, das andere an die Spitze der Adelspartei. Jeder Ehrgeizige, der sich aufschwingen wollte, fand Zuhörer für seine Reden, Waffen für seine Pläne. Häuserstürmen Brand und Todtschlag in allen Straßen erschien in Lüttich so gewöhnlich, wie Sturm und Regen. Auch die fürstlichen Rechte litten dabei Schiffbruch. Im Jahr 1390 waren fast alle Patrizier auf der Flucht, da wurde ein neues Recht gemacht: aus allgemeinem Wahlrecht sollte fortan der gesetzgebende Rath der Zweihundert hervorgehn, aus diesen der engere Rath der Zwanzig; wer zünftisch war, einerlei ob Meister, ob Gesell oder Lehrling, durfte mitwählen. Es war das reine Wahlrecht nach der Kopfzahl. Gründlicher hatte die Demokratie ihr Ideal nirgends ausgebreitet, als in Lüttich, aber auch keine Stadt war Fürsten und Adligen so verhaßt.

Im genannten Jahr hielt nun seinen Einzug der neugewählte Landesfürst Johann von Bayern. Der Lütticher Stuhl hatte lange verwaist gestanden, weil Andere dessen Gefahren scheuten. Johann ritt zwischen seinem Vater Albrecht und seinem Bruder Wilhelm, und hinter ihnen glänzten unabsehlich die Ritterhelme. An tausend fürstliche und adlige Herren gaben das Ehrengeleit, zu zeigen, wie großer Hilfe der Fürst sicher sei im Falle der Noth. Das Lütlicher Volk aber war voll Jubels über einen erlauchten Fürsten, der ein geborner Herzog und dessen Schwestern Herzoginnen von Burgund und Oestreich und eine sogar Kaiserin war. Obgleich nun rother und weißer Wein sprang und das Volk sich daran eine Güte that, kam doch, was in Lüttich bei einem solchen Feste merkwürdig schien, keine Unordnung vor.

n Jahre alt. Sein Vater, Herzog Albrecht, hatte ihn
, als eine Mehrheit im Domkapitel sich günstig zeigte,
lassen, und Pabst und Kaiser hatten ihn gern be=
Es war einmal Albrechts Wille, Johann solle ein
her Fürst in den Niederlanden werden. Schon war
as Bisthum Cambray zugesagt, wo er Domherr ge=
: jetzt zog man das wichtigere Stift Lüttich vor.
n mußte sich nach seinem Einzuge zum Subdiakon
lassen. Er war aber gar wenig priesterlich gesinnt,
hwang lieber hundertmal den Streitkolben, als einmal
auchfaß. Krieg Ritterfeste und schöne Frauen waren
eude seines Herzens. Wo die Ritterschaft zu einem
Tage zusammenströmte in Mons oder im Haag bei
Bruder, in Gent oder Brügge bei seinem Schwager,
ris bei dem Könige, da fehlte selten der junge Wahl=
von Lüttich. Einmal war er am französischen Hofe,
e jungen Prinzen und Herren sich mit hohem Spiel
ielten. Da sagten sie unter einander: „Gehn wir zum
her, der ist reich, wir gewinnen ihm sein Geld ab".
n nahm mit Vergnügen das Spiel an, man brachte
und Würfel, und sein Glück war so beständig, daß
rein auszog. Da riefen sie ärgerlich: „Dieser Priester!

und wußte seinen Vortheil wohl zu ergreifen. Sein Vater schenkte ihm außer vielen andern Gütern und Einkünften die große Herrschaft Voorne mit der Stadt Briel. Als sein anderer Bruder, der Herzog in Straubing, 1398 starb, ging Johann eilends nach Bayern, rief die Stände zusammen, ließ sich von ihnen eine Steuer bewilligen und ordnete die Landesregierung. Die schwierigsten Händel wußte seine geschickte Hand zu entwirren. In Holland aber war er stets auf dem Platze, wo seinen Bruder der Haß gegen die kabeljauischen Großen zu weit führte. Bei dem Vertrauen, das er allseits genoß, und bei seiner vorzüglichen Geschicklichkeit gelang es ihm wiederholt, die Streitenden zum Frieden oder doch zum Waffenstillstand zu vermögen. Auch in Frankreich, wo die Herzoge von Orleans und Burgund um die Regierung stritten, trat Johann mit Erfolg als Friedensstifter auf.

Ihres Fürsten Fahrten außer Landes sahen die Lüttichen ungern, denn sie kosteten viel Geld. Sonst aber bot ihnen Johann keinen Anlaß zur Beschwerde, er hielt streng auf Recht und Ordnung. Fünf Jahre nach seinem Einzuge gab es den ersten Stoß: die Bürger von Seraing holzten in dem fürstlichen Walde, der bei ihrer Stadt lag. Johann verbot es ihnen, es sei denn daß er es wisse und genehmige. Sie aber sagten, ihr uraltes Holzungsrecht ließen sie sich nicht nehmen, und schlugen nun erst recht Bäume nieder, soviel ihnen gefiel. Der Fürst griff sie nur vor Gericht an: er verklagte sie wegen gewaltthätiger Besitzstörung vor den Lütticher Schöffen, und diese verurtheilten die Leute von Seraing zur Buße. Da riefen sie ihre Lütticher Mitbürger an, sie zu schützen, und die Lütticher erklärten ungesäumt den Schöffen: wenn sie nicht auf der Stelle das Urtel widerriefen, müßten sie aus der Stadt. Die Schöffen erwiderten: wider Recht und Ehre könnten sie nicht, — sofort wurden sie aus Lüttich verbannt. Das ganze Land gerieth in Bewegung, alle Städte riefen den Lüttichern zu: sie hätten recht gethan, jetzt könne

der Fürst zusehn, wo ein Gericht ihm helfe. Johann aber ladete die Widerspenstigen von Seraing vor sein Hofgericht, das höchste im Lande, welches er selbst im Ringe der Pfalz nach altem Brauch feierlich eröffnete. Was thaten die Lütticher nun? In tobenden Massen umstanden sie das Gericht, und wollte einer von den Richtern aufstehen und sprechen, erhuben sie einen Lärm, daß kein Mensch ein Wort verstand. Drei Tage nach einander versuchte der Fürst das Gericht zu hegen, — es war unmöglich vor dem wüthenden Geschrei und Getobe. Das Volk litt nicht einmal, daß die Glocke gezogen wurde, welche den Gerichtsfrieden einläutete.

Jetzt verließ Johann die Stadt und nahm all seine geistlichen Räthe und Doktoren mit sich nach Diest auf Brabanter Gebiet. Zugleich ließ er in Stadt und Burg Eyk, welche Heinrich von Hoorn noch glücklich für ihn besetzt hatte, rüsten für den Fall, daß es zur ernsten Fehde komme. Das hatten die Lütticher nicht erwartet. Nach langen Unterhandlungen verstanden sie sich dazu, eine Buße zu zahlen: Johann versprach dagegen Allen Verzeihung, und über das Holzungsrecht von Seraing sollte altes Herkommen geprüft werden. Nun merkten die Lütticher wohl, daß der Fürst sein Hof- oder Pfalzgericht, in welchem er selbst den Vorsitz führte, dessen geistliche Räthe und Rechtsdoktoren er selbst ernannte, zu einem Hebel machen wollte, mit welchem er in die öffentlichen Angelegenheiten eingriff. Als Landesherr konnte er am Ende jede Anordnung, ja jeden Ausspruch anderer Behörden, die ihm oder seinen Anhängern nicht gefielen, vor sein Pfalzgericht ziehen und darin aburtheilen lassen. Die Städte erklärten ihm daher, das ließen sie sich nimmer gefallen, das sei wider ihre Freiheiten. Gewaltsam widersetzten sie sich gegen die Befehle des Hofgerichts. Johann aber wußte sie derartig zu fassen, daß eine nach der andern sich zum Ziele legte.

Johann hatte gesiegt, allein das Lütticher Volk war

ihm zuwider geworden, er hätte gern den Bischofssitz wieder aufgegeben. Nur der Wille seines Vaters und das Interesse seines Hauses bestimmten ihn, auszuharren. Er suchte nun seine Freude in den Friesenkriegen oder tummelte sich in Fehden gegen den Herzog von Geldern, belagerte dessen Stadt Roermonde und setzte ihm derartig zu, daß der Herzog, welcher den Lüttichern übel wollte, Frieden suchte. In Lüttich aber war der Aerger und die Furcht, was alles der Fürst mit seinem geistlichen und Hofgericht im Schild führe, lebendig geblieben. Es hatte sich eine Partei zusammengethan, welche sich in den Kopf setzte: der Fürst müsse aller, auch der geistlichen Gerichtsbarkeit entkleidet werden, erst dann sei das Staatswesen wahrhaft frei und sicher. Erwiderte man ihnen, man könne doch dem Fürsten sein uraltes Recht nicht nehmen, — so riefen sie: „Fort mit dem Rechte, wir hassen das alte Recht, neu muß Alles geordnet werden!" Man nannte sie deshalb Haidroits, das ist Rechtshasser oder Gerichtsfeinde. Wenn man ihnen aber die geistliche Gerichtsbarkeit, als des Bischofs unantastbares Recht, entgegenhielt, mochten sie aus guten Gründen sagen: dieser Bischof sei ja keiner, denn er sei nicht einmal ein rechter Geistlicher. Johann war allerdings jetzt volle dreißig Jahre alt und hatte die Priesterweihe noch immer von sich abgelehnt; noch immer nannte er sich Elect, d. h. erwählter Fürst von Lüttich. Das war mehr als fürstliche Freiheit auf einem Bischofsstuhle. Die Einen sagten: Johann sei, weil aus einem kaiserlichen Hause, zu stolz, Priester zu werden, — die Andern: nächstens habe er eine Frau und mache das ganze Fürstenthum weltlich. Man ließ ihn nun wissen: die Lütticher seien nicht die Leute, welche sich einen Bischof gefallen ließen, der kein Priester werden wolle. Johann antwortete: „er sei nicht der Mann, der ihnen Rede stehe über etwas, was nur den Pabst angehe; sein Amt sei es, das fürstliche Schwert zu handhaben, für's Andere brauche er seinen Vikar; der Pabst aber habe ihn

noch nicht ermahnt, sich weihen zu lassen". Wo aber war damals ein Pabst, welcher durchgriff? Als es zwei Päbste gab, hatte jeder große Nachsicht für seine Anhänger. Johann ließ sich also das Ding nicht kümmern, und als der friesische und geldernsche Krieg ihm keine Arbeit mehr gab, führte er ein paar hundert Helme nach der lustigen Stadt Paris, seinem Burgunder Schwager zur Hilfe.

Die Haidroits aber rasteten nicht. Sie verschworen sich und verbreiteten ihre Eidgenossenschaft über die andern Städte. Der Sitz des Aufruhrs war die Hauptstadt. Lüttich beherrschte das Land, und in Lüttich herrschten die Haidroits. Blos die niedersächsischen Landestheile zeigten Maß und Ruhe. Der Aergste in Lüttich war ein Ritter, Baldwin de la Roche. Um sich bei dem Volke beliebt zu machen, war er in die Metzgerzunft getreten und schämte sich nicht, in offener Bude auf dem Markte auszustehn, angethan mit einer Schürze, und das Fleisch zum Verkaufe auszuhauen. Der Bürgermeister Ven dem Schuh, dann ein reicher Metzger, der ebenfalls Bürgermeister, ein Stiftsherr, ein angesehener Steinsetzer: diese waren die Freunde von de la Roche und regierten den großen Haufen. Ihr Rathgeber, der den Ton angab, war Magister Lambert Joris, Doktor beider Rechte und ein kluger Kopf. Das Volk sagte von ihm, er treibe Zauberkünste, und den Teufel könne er zitiren, wo er ihn brauche. Diese Leute bekamen nun vollständig die Herrschaft über die Massen, und sie dachten kurz und gut, das Faustrecht anzuwenden. Sie erklärten das Ende der bischöflichen Gerichtsbarkeit, brachen das geistliche Gefängniß auf und ließen die Verhafteten frei. Sie nahmen Kirchengüter und die Einkünfte des Bischofs in Beschlag. Sie vertrieben die Geistlichen, welche sich widersetzten, aus Stadt und Land.

Johann kehrte von Paris zurück. Vergebens sprach er den Lüttichern zu, sie wollten keine Vernunft annehmen. Da zog er im Jahre 1403 zum zweitenmal mit all seinen Räthen

aus der Stadt. Seinen Gerichtshof theilte er in zwei Theile: den einen für die deutschen Landestheile verlegte er nach Maestricht, dem andern für die wallonischen gab er Huy zum Sitze. Die Lütticher merkten bald ihren Schaden, besonders die Händler und Gastwirthe, welche guten Verdienst hatten, wenn die Leute von Außen zum bischöflichen Gerichte strömten, wenn die Adligen bei dem Fürsten zu thun hatten und sein Hof große Gastmähler gab. Der Aerger über des Fürsten Abwesenheit war den Haidroits Wasser auf die Mühle. Sie redeten dem Volke ein: der Bayer sinne auf Gewaltthat, alle Freiheiten der Stadt werde er mit Füßen treten, die Bürger aufhängen vor ihren eigenen Thüren. Die Zünfte wurden zur Versammlung in die Pfalz berufen, der Krieg wider den Fürsten beschlossen, Heinrich von Hoorn, Herr von Perways, zum Mambour ausgerufen. Mambour nannte man in Lüttich einen Regenten. Das Domkapitel sollte die Wahl besiegeln und bestätigen. Es weigerte sich und stellte vor: „daß ihm allein die Wahl gebühre, daß der Stuhl nicht erledigt sei, daß es aber sein Aeußerstes thun würde, den Fürsten zu versöhnen". Nun gerieth das Volk in Wuth und schrie: „da sehe man es, all die geistlichen Herren hielten zusammen, man sei verrathen und verkauft". Zur Stunde schloß man die Domherren, wie sie waren in ihrer geistlichen Tracht, im Kapitelhause ein und bewachte sie Tag und Nacht, ohne daß sie zu essen und zu trinken bekamen, und kein Mensch durfte zu ihnen. Schon machte man Anstalt, die Domherren auf den Markt zu führen und ihnen die Köpfe abzuschlagen.

Jetzt endlich faßten die Bessergesinnten Muth, der größere Theil der Bürgerschaft trat ihnen bei. Eine neue Bürgerversammlung wurde berufen und beschloß, Abgesandte zu dem Fürsten zu schicken, der nach Maestricht die Landstände berufen hatte. Johann war zur Versöhnung bereit, und der Herr von Perways wirkte kräftig mit, daß sie zu

Stande kam. Sechszehn Männer wurden bestellt, je vier vom Fürsten, vom Kapitel, vom Landadel, von der Stadt: diese sollten genau Recht und Unrecht in dieser Sache untersuchen, die Gewalt des Landesherrn wie die Freiheiten der Stadt feststellen. Die Sechszehn traten in Tongern zusammen und setzten dort eine neue Gerichts-, Steuer- und Kriegsordnung auf, nicht zu Ungunsten der Freiheit, jedoch so, daß eine Regierung fortan möglich sei. Ihre Artikel wurden gern von den Ständen angenommen.

Johann begab sich mit den Ständen nach Lüttich. In ihrer Gegenwart wurde eine Bürgerversammlung in der Pfalz gehalten. Man verlas die Friedensartikel und die Namen von Neunzehn, welche die Schiedsrichter in Tongern als die Hauptfrevler bezeichnet hatten. Als diese ihre Namen hörten, schlichen sie einer nach dem andern aus der Pfalz und wurden unsichtbar. Soweit war man gekommen, noch aber war vielleicht das Schwerste übrig. Die Verurtheilten schienen verzweifelte Leute und ihr Anhang groß. Tobende Gewaltthat mußte man fürchten, Brand und Aufruhr. Als die Bürger in der Pfalz auseinander gingen, rief der Fürst ihnen zu, sich sofort in Waffen zu werfen. Er selbst zog mit Banner und Söldnern auf den Markt, eiligst kamen mehrere Zünfte mit fliegenden Bannern, sie stellten sich zu ihm und gelobten treu auszuhalten, was auch komme. So standen sie auf dem Markte bis zum Abend, und gingen nicht nach Hause, ehe sie tüchtige Streif- und Nachtwachen bestellt hatten, damit auf das erste Lärmzeichen Alles wieder in Waffen und beisammen sei. Da blieb Lüttich ruhig. Die Stadt siegelte andern Tages gegen die Neunzehn das Urtheil ewiger Verbannung und versprach, keinen ohne des Fürsten Willen zurückzurufen. Die Verbannten zogen ab, und als einer später sich wieder sehen ließ, wurde er sofort ergriffen, auf den Marktplatz geführt und enthauptet.

Johann hatte wiederholt Mäßigung und versöhnlichen

Geist bewiesen. Er hatte gezeigt, daß es ihm fern liege, die Gesetze und Freiheiten des Landes zu brechen. Doch wie schwer findet eine Würdigung des Feindes Platz, so lange der Parteihaß fortglimmt! Anfangs macht man sich aus hohen schimmernden Ideen ein edles Bild zurecht, und in der Wirklichkeit ist es auf einmal ein furchtbarer Riese, der die Geister unter seinem finstern Banne hält. Nur zwei Jahre hielten die Lütticher Städte Ruhe, denn der Zündstoff lag noch in allen Häusern. Eine lächerliche Szene gab es in St. Truyen. Johann hatte auf das Bier eine Steuer gelegt, und als er nun im dortigen Kloster zu Nacht aß, stürmten plötzlich die Bräuer und Gastwirthe mit ihren Knechten und Freunden herein und schrieen, sie wollten ihn todtschlagen. Er hatte nur wenige Leute bei sich, faßte aber schnell Posto, schlug die Wüthenden mit blutigen Köpfen zurück, eilte hinter ihnen her und ließ die ärgsten Schreihälse in den Thurm werfen. Aerger ging es her in Lüttich zu Anfang des Jahres 1405. Auf Andringen der Bürgerschaft hatte Johann sowohl dem Pabste in Rom, als dem in Avignon absagen müssen. Als aber in Rom ein neuer Pabst gewählt wurde, wollte er mit seinem Klerus nicht länger ohne Haupt sein und suchte in Rom für sich und die Lütticher Verzeihung nach. Die päbstliche Bulle kam nach Wunsche, und die Geistlichkeit sang Tedeum in allen Kirchen. Das nahmen die Bürger gewaltig übel. Nichts wollten sie hören von einer Gnadenbulle: „sie hätten den Pabst um keine gebeten, Gnaden von Rom brächten immer nur den Prälaten Vortheil und den Bürgern Unglück". Und gleich begann wieder das Rennen und Schreien der Volkshaufen, die landesherrlichen Gerichte wurden beständig gestört, und kein Mensch war seines Leibes sicher, der über die Straßen ging. Das wurde mit jedem Monate toller, und da kein friedlich Zusprechen fruchten wollte, verließ der Fürst im Juli zum drittenmal seine Hauptstadt und ging mit seinem Hofe und dem geistlichen Gerichte

nach Maestricht. Wieder reiseten die Stände hin und her, Frieden zu machen. Vergebens, denn die Lütticher Verschworenen hatten sich jetzt ein neues Ziel erkoren.

Den Fürstbischof sollte fortan nicht mehr eine geistliche und aristokratische Körperschaft wählen, nicht mehr sollten der Adel und fremde Herzoge und Grafen auf diese Wahl einwirken, — nein, frei sollten die Städte den Landesfürsten küren, sie die rechten Meister im Lande, dann erst sei das Gebäude der Volksfreiheit würdig gekrönt! So sprachen die Haidroits und zogen durch die Städte und warben für ihre Pläne. Nun versammelten sich die Städteboten. Lüttich, Tongern, Hasselt, Huy, Dinant, Thuin, Fosse und alle andern Städte beschickten den Städtetag, blos Maestricht und St. Truyen fehlten. Jedoch nicht ganz gelang den Haidroits ihr Plan. Heftig wurde hin und hergestritten, die Städte wählten zuletzt zwar einstimmig, jedoch nur einen Mambour, und als solchen den tapfern Herrn von Rochefort, einen sehr gemäßigten Mann. Dieser faßte auch seine Wahl nur in dem Sinne auf, daß er sich sofort mit dem Domkapitel nach Maestricht begab, mit dem Fürsten zu unterhandeln. Johann war noch immer zur Versöhnung bereit, nur auf einen Punkt bestand er: seine gerichtsherrliche Gewalt sei, ehe vom Frieden die Rede, erst vollständig wieder herzustellen. Da hielt der Herr von Rochefort es für das Klügste, auf seine Güter zu gehen und die Lütticher sich selbst zu überlassen.

Jetzt begaben sich als Pilgrime verkleidet der Bürgermeister Von dem Schuh und Magister Joris nach Perways auf das Schloß Heinrichs von Hoorn und drangen in ihn: er solle Mambour, sein Sohn Bischof werden. Der Herr von Perways war ein guter Kriegsführer und ein wohlmeinender Mann, der aber gern auf hohem Fuße lebte, weil seine Familie zu den vornehmsten des Adels gehörte. Er erklärte: „nie breche er seinen Eid, nie werde er undankbar". Johann hatte gerade ihn als seinen vertrautesten Rath gehegt,

mit sechs Pferden durfte der Herr von Perways täglich Gast am Hofe sein. Auch hatte der Fürst ihn vierzehn Jahre lang als Seneschal der Grafschaft Looz gehalten, wo er ein herrliches Leben führte und Reichthümer sammelte, die freilich wieder verschwanden und schlimme Schulden nach sich ließen. Der Sohn des Herrn von Perways aber, der jetzt Bischof werden sollte, war von Johann erst jüngst zum Archidiakon von Hasbain erhoben. Konnten Beide gegen einen solchen Herrn sich an die Spitze der Empörer stellen? Allein die beiden Haidroits steckten sich hinter des alten Perways ehrsüchtige Gemahlin, die ihm mit glühenden Worten zusprach: „ob er so hohe Ehre seinem Hause entziehen, ob er nicht endlich die Gelegenheit ergreifen wolle, aus seinen drückenden Schulden zu kommen? Er gab nach: seine sechszig Jahre im Felde hatten, so schien es, seinen Geist geschwächt, wie sie seinen Rücken krümmten. Mit seinem Sohne zog er feierlich in Lüttich ein, und mit ihm schlichen alle Verbannten wieder in die Stadt.

Kaum waren sie wieder darin, so wurde gewühlt und gearbeitet die ganze Nacht. Alle Wirthshäuser waren voll Gäste und voll Schreier. Am andern Morgen wurde die Bürgerversammlung berufen, und unter schrecklichem Geschrei und Toben wurde am 27. September 1406 Theodor von Hoorn zum Bischof, sein Vater Heinrich zum Mambour erwählt. Der Bestallungsbrief wurde sofort gesiegelt, und die Bürgermeister und Räthe der übrigen Städte erlaubten, daß ihre Siegel beigesetzt wurden. Am Wahltage wurde ferner das Urtheil über die Verbannten widerrufen, sie sammelten sich vor einem Thore und noch am selben Abend spät zogen sie lärmend und jubelnd bei Fackelschein wieder in die Stadt. Sofort wurde das Hofgericht als aufgehoben erklärt und Jedermann verboten, an dasselbe zu appelliren. Den Domherren aber kündigte man an: „all diese Beschlüsse müßten sie bestätigen und besiegeln, oder die Stadt räumen vor Sonnen-

gang, weil man sie von da an als Feinde behandle".
Domherren wußten, was das heißen wolle, und sie er=
n sämmtlich die Flucht, nur der Sohn des Ritters Bald=
ausgenommen, welchen seines Vaters Drohungen fest=
n. Das empörte Volk trieb nun die Aebte die Prä=
Pfarrer Mönche, kurz Alles was geistlich war, zusammen
verlangte, sie sollten in die Eidgenossenschaft des neuen
ofs treten. Siebzehn Stunden lang hielt man sie einge=
sen und das Volk schrie ihnen zu: „jetzt müsse man ihnen
neues Recht mit dem Schwerte machen". Aus Todesangst
schrieben Einige, die Meisten aber entwichen, sobald sie
men. Allgemeine Flucht folgte der Schöffen, des Lehns=
, fast aller Vermögenden: sie ließen Hab und Gut im
. Ihre Namen wurden öffentlich als Verräther und
annte ausgerufen, ihre Häuser geplündert, ihre Güter
Einkünfte versteigert und verschleudert.

Johann versuchte, die Lütticher durch die Fehdebriefe zu
ken, welche der benachbarte Adel in Menge ihnen zu=
te. Herrn Johann von Heynsberg, ein berühmtes
gshaupt an der Spitze, brachen die adligen Schaaren ins
cher Land ein und fingen an, schrecklich zu hausen. Doch
kriegserfahrene Mambour hatte sich vorgesehn. Die Burg=
ungen erklärten sich zwar Anfangs für den Fürsten, allein
Zureden des Mambours, ihres alten Waffengefährten,
ochte sie, bei ihm auszuhalten. Auch warb er englische
deutsche Söldnerschaaren an, die sich in Lüttich sammel=
wenngleich ihre Führer meist von Adel waren. Die
cher Kassen nahm Sold und Kriegszeug arg mit, auch
eingezogene Gut ließ sie nicht anschwellen. Es wurde
lossen, jeder jüngere Stiftsherr müsse die Hälfte seiner
nde in die Kriegskasse liefern, jeder Aeltere zwei Reiter
tigen. Mit gutem Heere zog nun der Mambour aus,
nte die Schlösser und Güter von Johanns Anhängern
eroberte nach harter Belagerung St. Truyen und die

feste Burg Bouillon. Johann besaß von seinem Fürstenthum nichts mehr, als Maestricht. Auch nach dem Hennegau streiften starke Lütticher Banden und plünderten.

Inzwischen war der Lütticher Gesandte aus Frankreich zurückgekommen. Die Lütticher hatten sich nämlich auf Meister Joris Rath, unter den Gegenpabst zu Avignon gestellt: dieser hatte ihren neuen Bischof, obwohl ihm das kanonische Alter noch fehlte, bestätigt. Er hatte ihn angewiesen, seine geistlichen Gegner aus ihren Stellen zu jagen, ja sogar erlaubt, um rasch für sie Ersatz zu bekommen, in einem einzigen Tage alle sieben Weihen zu ertheilen. Der abgesetzte Kaiser Wenzeslaus hatte ebenfalls Brief und Siegel gesandt, daß er den neuen Fürsten belehne und bestätige. Jetzt mußten auch die Letzten, welche sich in Lüttich noch nicht entschieden hatten, schwören, dem Bischof Theodor und seinen Freunden wider Johann von Bayern zu helfen. Einige wollten fliehen, sie wurden ergriffen und vor den Stiegen des St. Lambertsdoms enthauptet. Es waren die Herren von Horion, Vater und Sohn, beide Ritter, ihr Kaplan und zwei vornehme Bürger. Der Mambour und sein Sohn, der neue Bischof, sahen zu aus einem nahen Fenster. Schrecken herrschte, Keiner wagte mehr ein Wort gegen die Haidroits und ihr Beginnen.

Auch ein großer Theil des Adels auf dem Lande, der Vasall des Lütticher Stifts war, unterwarf sich, denn man drohte ihm die Lehnsgüter zu entreißen und sie andern zu geben, gleichwie man die geistlichen und weltlichen Beamten, welche Johann für den rechten Fürsten hielten, aus ihren Stellen geworfen. Der Lütticher Adel war ohne rechten Muth, schon in den früheren Aufständen hatte man ihn hart mitgenommen. Die Meisten aus Furcht und Schwäche, Einige aus Ehr- und Habsucht hielten es offen mit den Haidroits.

Jetzt ging Johann die Geduld aus, jetzt beschloß er, koste es was es wolle, mit Gewalt zu zwingen. Selbst reisete er nach Deutschland England Frankreich, überall fand

er Zusage. Dann besprach er mit seinem Bruder Wilhelm den Feldzugsplan. Die Lütticher dachten den Heereszug abzuwenden, indem sie den Herzog Anton von Brabant ins Spiel brachten und ihm vorspiegelten, Johann wolle Maestricht, in welchem Brabant Mitherrschaft zustand, an seinen Verwandten, den Kaiser Ruprecht ausliefern. Der Brabanter zog halb feindlich heran. Allein Johann war klüger als die Lütticher: die Maestrichter durften dem Herzog Anton Eintritt und Huldigung nicht weigern, auch seine Truppen durften durchziehn, aber jedesmal nur ein kleiner Haufen, während die Bürger bewaffnet vor ihren Thüren standen und die Nebenstraßen verrammelt hielten. Noch einmal gewährte Johann Waffenstillstand. Als aber dessen sechs Wochen vorbei, eröffnete er in Maestricht sein Kriegslager. Von fern und nah zogen ihm Bannerherren und berühmte Ritter zu, der Herzog von Cleve, der Herr von Arkel und andere. Die Lütticher meinten, sie müßten das Nest ausnehmen, ehe der Vögel zu viel würden, und legten sich vor Maestricht, mitten im Dezember, obgleich der Winter so furchtbar hereinbrach, daß in den Ställen das Vieh erstarrte. Die grimmige Kälte ließ die Belagerung in Nichts zergehn.

Kaum aber wehten mildere Lüfte, so zogen aus allen Thoren Johanns Fähnlein und fielen die Aufständischen an. Wo sich eine Schaar im Felde blicken ließ, wurde sie niedergestürmt, hell flackerten Höfe und Dörfer, und die ritterlichen Herren sengten und brannten nach Herzenslust. Nicht um eine Welt hätten sie diese Wonne sich entgehen lassen. Einmal fingen sie einen der Volksführer, der am Tode der beiden Horion Schuld war, und brachten ihn deren Sohn und Bruder: dieser knüpfte ihn zur Blutrache mit eigener Hand am Baume auf. Da kamen die Lütticher mit einem Heere 9000 Mann stark, und holten die Leiche ihres Märtyrers mit großem Gepränge in ihre Stadt. Immer mehr adlige Fähnlein zogen auf Maestricht: die Lütticher riefen alle Bundesgenossen auf,

die Festung zu nehmen. Die Städte kamen mit ihrer besten Macht, als Johann wieder in Holland war, und schlossen Maestricht ein an allen Enden. Rings um die Stadt verbreiteten sich die feindlichen Lager und sie herbergten mehr als dreißigtausend Bewaffnete. Aber wie furchtbar auch ihre Zurüstungen, wie heftig auch ihr Stürmen, sie konnten der Stadt nichts anhaben. Johann kam, und siegreich brach er mitten durch die Belagerer und wurde mit Jubel von den Seinigen empfangen.

Nun machte er den letzten Sühneversuch, denn sein Land blutete je länger je mehr, und wenn auch aufständisch, waren es doch seine Unterthanen. Er sandte einzeln an jede Stadt einen Boten und einen Brief und schrieb ihnen so herzlich und inständig, als es nur möglich war: „sie sollten ablassen von dem verderblichen und gottlosen Aufstande; er erkläre ihnen, daß er niemals daran denke, ihre Freiheiten zu kränken, daß er Alles vergeben und vergessen wolle; nur die Hauptanstifter der Empörung sollten sie ihm ausliefern, denn mit diesen Leuten sei keine Ordnung im Lande möglich; drei Tage wolle er auf ihre Antwort warten". Nach drei Tagen sandten ihm die Lütticher einen großen Brief zurück, der Brief bestand aber nur aus einem Stück Baumrinde mit sieben Schnüren, und daran hingen statt der Siegel sieben Klumpen von Kuhmist. Auf ein so väterliches Anerbieten ein so gemeiner Schimpf, — das brachte Johann zur Wuth. Er berief seine Vornehmsten zum Rathe und sie beschlossen eine gräßliche Rache. Galgen wurden auf der Stadtmauer errichtet, und die meisten Gefangenen Angesichts ihrer Freunde draußen aufgeknüpft. Dann öffnete sich ein Thor, und sechs Geblendete tappten hervor, der Siebente, der sie führte, hatte noch ein Auge: das war die Antwort für die sieben augenlosen Siegel. Grimmiger wurden jetzt die Kämpfe vor Maestricht, und der Sieg wechselte hin und her. Länger als ein Vierteljahr dauerte die Belagerung, schon wüthete der Hunger gräßlich in den Reihen der

Belagerten. Endlich sahen sie sich auf einmal mit einem Feuerkranze umgeben. Die Zelthütten der Feinde brannten, diese waren plötzlich abgezogen.

Denn die Sambre hinunter zog heran Herzog Wilhelm mit 12000 Mann, von der Brabanter Gränze zog heran Herzog Johann mit 16000 Mann und wo sie herkamen, da loderten Städte und Dörfer, da wurden die armen Leute unbarmherzig niedergeschlagen. Nicht Ruhe nicht Rast hatte Wilhelm sich gegönnt, bis er die gesammte niederländische und burgundische Ritterschaft in Harnisch gebracht. Seinem Schwager Johann hatte er die Lösegelder versprechen müssen, wenn dieser gefangen würde. Hilfsvölker kamen auch aus Frankreich Savoyen und England. Wieder gab es eine große ritterliche Heerfahrt, wie vor zehn Jahren gegen das freie Bauernvolk Frieslands. Fast das ganze Heer bestand aus ritterbürtigen Leuten, und wenn es daherzog, schien es wie ein Strom von schimmerndem Erze und zahllosen flatternden Bannern. Diesmal wollte man den längstverhaßten Bürgertrotz von Lüttich in Grund und Boden schlagen. Rachedürstend strömten herbei die Adligen, welche aus dem Lüttticher Lande verbannt oder geflüchtet waren, und die Erzählung dessen, was sie erduldet, schürte die Erbitterung.

Die Lütticher wollten sofort an den Feind. Der Mambour stellte ihnen vor: „so gewaltigem Ritterheer, das ein einziger Wille beseele, seien sie im Felde nimmer gewachsen. Ob sie denn gleiche Rüstung, ob ihre Schaaren gleiche Uebung hätten? Dazu haderten ja die Führer unter einander Morgens und Abends. Hinter die Wälle der festen Städte und Burgen müsse man sich vertheilen, nur so vermöge man den Andrang bestehn". — „Du Feigling! du Verräther! du hältst es auch mit deinem Rittervolk", — das war die Antwort auf seinen wohlgemeinten Rath. Er bat, nun wenigstens die nächsten zwei Feiertage warten, bis die Verbündeten aus den andern Städten zur Stelle, — doch nein, man forderte

unverweilt die Schlacht, man könne, hieß es, den Herzog Wilhelm schlagen, ehe er mit dem Burgunder vereinigt. Die Volksführer drohten dem Mambour, er müsse sterben, wenn er nicht sofort ausziehe. Sie wußten, in der Schlacht lag noch die einzige Hoffnung, schon waren sie in der Stadt selbst von Gefahren umringt. Jeder Aufschub hätte ihren heimlichen Feinden größeren Muth, ihren Anhängern größere Furcht gebracht. Also gingen die Herolde schon am ersten Tage nach dem Abzuge von Maestricht durch die Lütticher Straßen und riefen: „Am andern Morgen bei Glockenschlag solle Alles, was Waffen tragen kann, Geistliche und Weltliche, Freie und Knechte, ausziehn, bei Strafe der Enthauptung und Verlustes aller Güter". In guter Ordnung zogen sie am 23. September aus den Thoren, mit Kanonen und Gepäckwagen wohl versehen. Nur die Huyer waren mit ihrer Mannschaft zu den Lüttichern gestoßen. Eine Schaar Haidroits blieb jedoch in der Stadt, um jeden Aufstand niederzuschlagen, der etwa im Rücken des Heeres ausbreche.

Die Lütticher kamen zu spät, die Herzoge hatten ihre Heere schon vereinigt. Die Ritter waren abgesessen und standen auf einer Anhöhe in langer fester Schlachtlinie, denn sie glaubten, das städtische Volk würde wild heranstürmen. Wilhelm hielt den linken, Johann den rechten Flügel. Die Lütticher marschirten heran. Als aber Perways des Feindes Schlachtordnung sah, ließ er Halt machen auf einer Anhöhe gegenüber, wo die Vorfahren der Lütticher einst einen großen Sieg erfochten. Es war bei dem Dorfe Elch, französisch Othey. Dort stellte er seine Haufen hart zusammen, die besser Bewaffneten ins Vordertreffen, dahinter die Menge des ärmeren Volkes. Diese zu decken, ließ er die Wagenburg in einer langen Linie auffahren, welche nun sein Heer im Rücken und in den Flanken umzog. Denn er hatte wenig über 15000 Mann zu Fuß und nur 500 Reiter und 150 Bogenschützen. Ihm gegenüber aber funkelte der grüne Anger von Helmen und

Harnischen, dort standen mehr als 30,000 erlesene Kriegsleute. Perways hatte als guter Feldherr seine Stellung genommen. Zwischen beiden Höhen senkte sich der Grund nieder zum Bette eines Baches, der jetzt ausgetrocknet war. Wollten die Ritter heran, so mußten sie erst hinunter und wieder hinauf, dann schien ihnen die Sonne ins Gesicht. Die Herzoge erkannten ihren Nachtheil wohl, ihre Banner standen unbeweglich. Die Lütticher aber fingen an, aus ihren Geschützen Steinkugeln herüber zu werfen. Da schrie und rauschte es in den Lüften. Aller Blicke richteten sich in die Höhe. Eine Schaar Raben war im heftigen Gefecht mit Geiern und Habichten. Die Vögel kreischten und stießen sich so wüthend, daß die Federn flogen, und mancher Rabe flatterte zum Tod verwundet nieder. Endlich gaben die Raben die Flucht, und hinter ihnen stürzten schreiend ihre Feinde. Den Mambour überkamen düstere Ahnungen: seine Leute aber hielten, was sie in den Lüften gesehn, für ein Vorzeichen ihres Siegs auf dem Felde.

Es war bald ein Uhr Mittags. Die Ritter litten hart unter den einschlagenden Kugeln der Lütticher. Sie entschlossen sich zum Angriff. Der Herold der beiden Fürsten ging hinüber und bot noch einmal Verzeihung an, wenn man dem rechten Landesherrn sich unterwerfen und den Mambour, seinen Sohn und die einst Verbannten ausstoßen wolle. Hohngelächter war die Erwiederung. Schon tobte die Kriegswuth unter den Lüttichern, ihr wildes Geschrei schallte von den Hügeln. Vor der Fronte des feindlichen Heeres aber schlug man eine große Menge zu Rittern. Die Lütticher sahen dort einen starken Haufen Reiter und Fußvolk sich entfernen. „Seht, die fliehen schon. Pfui! Pfui!“ riefen sie. Doch der Herr von Perways sagte: „Ach Freunde, die fliehen nicht, die können uns hart genug im Rücken fassen“. Mit seinen Reitern wollte er jenem Haufen entgegen. „Halt den Verräther!“ hieß es, „er will überlaufen“. Er mußte bleiben. Die Ritter waren sämmtlich

abgestiegen und rückten in sechs Schlachthaufen vorsichtig die Anhöhe herauf, voran die Bogenschützen. Der Mambour erblickte den Herzog Wilhelm und sagte: „Seht, da steht ein goldener Berg! könnten wir diese Leute niederlegen, wir würden alle große Herren! Setzt denn Eure Hoffnung auf Gott. Hier gilt's siegen oder sterben!“ Schon dröhnte näher das Kriegsgeschrei der Ritter: „Notre Dame Bourgogne! Notre Dame Hennegau!“—„Hoch St. Lambert und Perways!“ schrien die Lütticher. Schon flogen die Pfeile so dicht, als wär ihr weißes Gefieder Schneeflocken, die den Anger bedeckten. Auf einander trafen die Heere, und sofort war man auf der ganzen Linie handgemein, und alle kämpften mit einem Grimme ohne gleichen. Der Mambour mit dem besten Haufen richtete seinen Stoß gerade dorthin, wo der Burgunder Herzog auf kleinem Pferde hin und herflog und immer schrie: „Drauf! drauf! Krämer sind's und Handwerker, schändliche Rebellen sind's!“ Bei dem Burgunder Banner wüthete das Gefecht am härtesten, die Lütticher fochten wie grimme Thiere und drängten Schritt für Schritt die Ritter zurück. Doch der Herzog blieb kaltblütig und trieb die Seinigen immer von Neuem an. Schon bald eine Stunde dauerte das Würgen und Toben, und die tapfern Lütticher waren nahe am Siege.

Da fiel der Graf von Namur, welcher den vor der Schlacht abgesandten Haufen führte, ihre Schlachtordnung im Rücken an. Die Wagen machten ihm viele Noth, endlich brach er durch, und nun warf und drängte er die schlechtbewehrten Leute auf die Vorderen, daß sie sich stießen und preßten zu Tode. Von allen Seiten sauseten die Kolben und Schwerter der Ritter in den eingekeilten Haufen: noch breitere Lücken rissen die Geschosse hinein. Sechstausend Lütticher wurden abgedrängt und flohen nach einem Dorfe. Der Graf von Namur fiel vernichtend über sie her. Noch immer standen die Lütticher wie Mauern, noch war der Sieg ungewiß. Da sammelte der Graf von Namur seine Leute wieder und warf sich

ı zweitenmal dem Feind in den Rücken: dieser Stoß ent=
ed. Die Schlachtordnung der Lütticher brach weit aus=
ander, und alles lösete sich auf in Flucht und Angstgeschrei.
: Ritter aber riefen „die Rosse vor!“, schwangen sich
auf, und nun begann ein schreckliches Gemetzel. Alle
chtigen wurden überrannt und niedergehauen. Entsetzt
. der Blutarbeit fragten die Ritter den Burgunder, ob
n denn noch nicht aufhören solle? „Nein, laßt sie sterben
mit einander, keiner soll Gefangene machen“. Man schlug
s nieder, was sich um Gnade bittend ergeben wollte. Dreizehn=
send Lütticher fielen. In anderthalb Stunden war alles
über. Herr von Perways und sein Sohn, der neue Bischof,
:n unter den Leichen. Auch all die Edelleute, welche sich
Revolution freiwillig oder gezwungen angeschlossen, hatten
:n Tod gefunden: es waren ein paar hundert.

In der Nacht weckte der Siegesbote den Lütticher Fürsten
Maestricht, solche Nachricht hatte er nicht erwartet. An=
n Tags kam er im Lager an, er hatte noch dreizehn=
ndert Lanzen. Er kam zu spät. Die Schnitter hatten
e Arbeit gethan. Der Kopf des Mambour wurde ihm
einem Spieße entgegengetragen, und als er mit den
rsten und Baronen über das Schlachtfeld ritt, wollten die
chenhügel nimmer enden. Er seufzte aus schwerem
:zen; denn es waren doch seine Unterthanen. Man brachte
ı drei Anführer der Haidroits, sie waren nach der Schlacht
gefangen. Der Eine — es war Jacob Badu, der die Ge=
dtschaft nach Avignon ausgeführt — wurde später bei Maest=
ıt geviertheilt, der Zweite geköpft, der dritte gehängt.
jon zog ein Haufen von Lüttich heran und flehte um Gnade,
trugen ein altes Banner vor sich her, das sie aus dem
aube gezogen; die andern Banner der Stadt waren sämmtlich
dem Schlachtfelde verloren. Bald kamen die flehenden
ten aus den andern Städten. Denn natürlich war die
immung rasch umgeschlagen: jetzt jagte das Volk die schlimm=

abgestiegen und rückten in sechs Schlachthaufen vorsichtig die Anhöhe herauf, voran die Bogenschützen. Der Mambour erblickte den Herzog Wilhelm und sagte: „Seht, da steht ein goldener Berg! könnten wir diese Leute niederlegen, wir würden alle große Herren! Setzt denn Eure Hoffnung auf Gott. Hier gilt's siegen oder sterben!" Schon dröhnte näher das Kriegsgeschrei der Ritter: „Notre Dame Bourgogne! Notre Dame Hennegau!"—„Hoch St. Lambert und Perways!" schrien die Lütticher. Schon flogen die Pfeile so dicht, als wär ihr weißes Gefieder Schneeflocken, die den Anger bedeckten. Auf einander trafen die Heere, und sofort war man auf der ganzen Linie handgemein, und alle kämpften mit einem Grimme ohne gleichen. Der Mambour mit dem besten Haufen richtete seinen Stoß gerade dorthin, wo der Burgunder Herzog auf kleinem Pferde hin und herflog und immer schrie: „Drauf! drauf! Krämer sind's und Handwerker, schändliche Rebellen sind's!" Bei dem Burgunder Banner wüthete das Gefecht am härtesten, die Lütticher fochten wie grimme Thiere und drängten Schritt für Schritt die Ritter zurück. Doch der Herzog blieb kaltblütig und trieb die Seinigen immer von Neuem an. Schon bald eine Stunde dauerte das Würgen und Toben, und die tapfern Lütticher waren nahe am Siege.

Da fiel der Graf von Namur, welcher den vor der Schlacht abgesandten Haufen führte, ihre Schlachtordnung im Rücken an. Die Wagen machten ihm viele Noth, endlich brach er durch, und nun warf und drängte er die schlechtbewehrten Leute auf die Vorderen, daß sie sich stießen und preßten zu Tode. Von allen Seiten sauseten die Kolben und Schwerter der Ritter in den eingekeilten Haufen: noch breitere Lücken rissen die Geschosse hinein. Sechstausend Lütticher wurden abgedrängt und flohen nach einem Dorfe. Der Graf von Namur fiel vernichtend über sie her. Noch immer standen die Lütticher wie Mauern, noch war der Sieg ungewiß. Da sammelte der Graf von Namur seine Leute wieder und warf sich

zum zweitenmal dem Feind in den Rücken: dieser Stoß entschied. Die Schlachtordnung der Lütticher brach weit auseinander, und alles lösete sich auf in Flucht und Angstgeschrei. Die Ritter aber riefen „die Rosse vor!“, schwangen sich hinauf, und nun begann ein schreckliches Gemetzel. Alle Flüchtigen wurden überrannt und niedergehauen. Entsetzt von der Blutarbeit fragten die Ritter den Burgunder, ob man denn noch nicht aufhören solle? „Nein, laßt sie sterben alle mit einander, keiner soll Gefangene machen“. Man schlug alles nieder, was sich um Gnade bittend ergeben wollte. Dreizehntausend Lütticher fielen. In anderthalb Stunden war alles vorüber. Herr von Perways und sein Sohn, der neue Bischof, lagen unter den Leichen. Auch all die Edelleute, welche sich der Revolution freiwillig oder gezwungen angeschlossen, hatten ihren Tod gefunden: es waren ein paar hundert.

In der Nacht weckte der Siegesbote den Lütticher Fürsten in Maestricht, solche Nachricht hatte er nicht erwartet. Andern Tags kam er im Lager an, er hatte noch dreizehnhundert Lanzen. Er kam zu spät. Die Schnitter hatten ihre Arbeit gethan. Der Kopf des Mambour wurde ihm auf einem Spieße entgegengetragen, und als er mit den Fürsten und Baronen über das Schlachtfeld ritt, wollten die Leichenhügel nimmer enden. Er seufzte aus schwerem Herzen; denn es waren doch seine Unterthanen. Man brachte ihm drei Anführer der Haidroits, sie waren nach der Schlacht eingefangen. Der Eine — es war Jacob Badu, der die Gesandtschaft nach Avignon ausgeführt — wurde später bei Maestricht geviertheilt, der Zweite geköpft, der dritte gehängt. Schon zog ein Haufen von Lüttich heran und flehte um Gnade, sie trugen ein altes Banner vor sich her, das sie aus dem Staube gezogen; die andern Banner der Stadt waren sämmtlich auf dem Schlachtfelde verloren. Bald kamen die flehenden Boten aus den andern Städten. Denn natürlich war die Stimmung rasch umgeschlagen: jetzt jagte das Volk die schlimm-

Mauern und Thürme. An der Sambre und zwischen Sambre und Maas werden alle festen Orte für immer zerstört. Weder der Fürst, noch die Stände des Lütticher Landes dürfen sich jemals bewaffnen wider die Herzoge von Holland-Hennegau und von Burgund, den Grafen von Namur oder den König von Frankreich, es sei denn, daß diese in ihr Land einfallen oder der Kaiser in Person erscheint. Die genannten Fürsten behalten freien Durchzug durch das Lütticher Land.

8. Dasselbe zahlt den beiden Herzogen 220,000 Goldthaler Kriegskosten.

9. Landesherr Domkapitel und Städte von Lüttich büßen jedesmal, wenn diese Artikel verletzt werden, 200,000 Goldthaler, und das Land kann mit Interdikt belegt werden, bis diese Strafe bezahlt ist. Wenn der Lütticher Fürst auf Forderung der beiden Herzoge nicht alles abstellt, was wider diese Artikel läuft, verfällt er in dieselbe Strafe.

10. Eine Kapelle auf dem Schlachtfelde und Jahresmessen in allen Kirchen sollen das Andenken an die Bändigung des Aufruhrs verewigen. —

Das war es also, was die Fürsten wollten: die fürstliche Herrschaft schrankenlos und ausgedehnt über das ganze Land. Im Rath der Zehn, welchen Johann jetzt als oberste Landesbehörde einsetzte, um die Artikel zu vollziehn, faßte sich alle Regierung zusammen. So stellte sich der absoluten Volksherrschaft im selben Lande die absolute Fürstenherrschaft starr entgegen. Es war aber solche Vernichtung der alten Rechte der Städte und Körperschaften nicht blos ein schreiendes Unrecht, sie war auch die größte politische Unklugheit. Die starken Stämme mittelalterlicher Freiheit meinte man mit der Wurzel auszureißen, als noch mehr als ein Jahrhundert heranziehen mußte, sie anzunagen und morsch zu machen. Schon am Widerstande des Domkapitels scheiterte die Ausführung mehrerer Artikel, wie man sie in Lille festgesetzt

hatte. Die ausgelieferten Zunftbanner warf Johann zwar in die Flammen, jedoch für die Bürgerschaft mußte er wieder einige Banner und Freiheitsbriefe von den beiden Herzogen erbitten. Das Dazwischentreten Kaiser Sigismunds gab endlich den Lüttichern ihre alten ständischen und städtischen Rechte zurück.

Eines aber hatten die Sieger in der Mordschlacht auf dem Elcher Anger erreicht. Die Lütticher Fürstenrache verbreitete Schrecken durch die niederländischen Städte. Ueberall ließen die trotzigen Volksführer die Köpfe hängen. Den Haß jedoch trug vorzugsweise Johann von Bayern davon, an dessen Namen sich das blutige Andenken der erschlagenen Männer und Rechte von Lüttich knüpfte. Er erhielt einen schrecklichen Beinamen. Sein Schwager, der Burgunder Johann, hatte kurz vorher in Paris ungescheut den vornehmsten Prinzen morden lassen und rühmte sich seiner That vor aller Welt. Vom blutigen Pariser Pflaster war er in die Elcher Schlacht geritten, und in dieser hatte er mitten im furchtbaren Gedränge kaltes Blut bewiesen: man nannte ihn von da an Johann ohne Furcht, Jean sans peur, richtiger Johann ohne Scheu. Als einen Reim darauf bekam jetzt der andere Johann, sein Schwager und häufiger Gefährte, den Namen Jean sans pitié, Johann ohne Gnade. Als von den Verurtheilten einer nach dem andern vor die drei Fürsten zum Tode geführt wurde und um Gnade rief, hatte er als der Landesherr immer das Zeichen der Verneinung gegeben, welche von allen drei Fürsten beschlossen war. „Keine Gnade!" das heftete sich jetzt an seinen Namen. Weder seine früheren noch seine späteren Thaten rechtfertigten dieses Beiwort, am wenigsten that es ein Vergleich mit andern Fürsten seiner Zeit. Das Jammerschicksal seiner Unterthanen — wie leicht wog es gegen die fürchterlichen Unthaten Herzog Philipps von Burgund, genannt der Gute, und seines Sohnes, des Wütherichs Karl des Kühnen! Um viel geringerer Frevel

willen ließen sie achthundert Bürger von Dinant in der Maas ersäufen und kalten Blutes ganz Lüttich ausmorden und einäschern. Diese beiden verstanden es noch besser, ein ganzes Land unter ihre Füße zu stellen, nicht besser als ein höriges Dorf. In Lüttich aber und unter Johanns von Bayern Regierung war von den Fürsten zum erstenmal Recht und Sitte der Zeit auf eine unerhörte Weise durchbrochen.

Siebentes Kapitel.

Erziehung einer Fürstin.

Jakobäas Geburt Name und Titel. Verlobung zu Compiegne. Brautthränen. Ausstattung des jungen Paars. Erziehung in Hennegau und Holland. Wald und Meer. Jakobäas Eltern. Ihr Verlobter. Die Hofhaltung. Landleben. Hochherzigkeit Herzog Wilhelms. Der Löwenzwinger. Jagdaufwand. Die Reiherbeize. Sprachen Kenntnisse Fertigkeiten. Biblische Eindrücke. Umständliches und verwickeltes Ceremoniell. Ueberschwenglicher Frauendienst. Die Seele des Turniers. Ehren einer Fürstin. Harte Rechtsbräuche. Wirkliche und ideale Frauenstellung. Die Ritterschaft in den Niederlanden. Jakobäas Jugendeindrücke. Das Ritterthum ihr Stern und Steuer. Brüchigkeit des Ritterwesens. Sein Vermögensverfall. Sittlicher Verfall. Mangel an großen Aufgaben. Reinecke Voß. Das Ritterthum halb eine Lüge geworden. Treiben von Jakobäas Oheimen. Gebahren der Mutter und Schwiegermutter. Des Vaters Lehre und Beispiel. Seine Politik nach innen und außen. Jakobäas Hochzeit. Ihre Gelöbnisse. Eine hoekische Fürstin.

Es war nicht blos die Unlust am geistlichen Stande, was Johann von Bayern zurückhielt, die Priesterweihe zu empfangen. Man nahm es ja damals nicht so genau, wenn ein geistlicher Fürst alle Lust sich gönnte, die einen ritterlichen Mann erfreuen konnte. Der Lütticher Fürst hielt aber noch auf andere Besitzungen, als die sein Bischofsstab regierte, seine Blicke gespannt. Wenn sein Bruder starb, so standen dessen herrliche Länder nur auf zwei Augen, und diese zwei Augen gehörten einem zarten Kinde, welchem vielleicht noch eine größere Bestimmung zufiel, als Holland und Hennegau zu regieren.

Selten schien einer Prinzessin die Zukunft so verheißungsvoll, so verbürgt durch die treueste Liebe und Sorge, als Wilhelms einziger Tochter. Sie war 1401 am 25. Juli

geboren, und da dies der St. Jakobstag war, so wurde sie nach dem Apostel genannt. Das kam in den fürstlichen Häusern der Niederlande öfter vor, Kindern den Namen des Heiligen zu geben, an dessen Festtage sie das Licht der Welt erblickten. Vielleicht waren die wilden und reizenden Launen des jungen Mädchens Ursache, daß häufiger, als Jakoba oder Jaqueline, man sie Dame Jaquet oder Dame Jaques nannte. Ihr Titel aber war „Fräulein von Holland“ oder „Tochter von Holland“, gleichwie die Söhne des Grafen „Junker oder Söhne von Holland“, die französischen Prinzen „Söhne von Frankreich“, die spanischen „Infanten von Spanien“ hießen.

Als sie kaum aus den Kinderschuhen war, vereinigten sich die Höfe von Holland Frankreich und Burgund, ihr einen Gemahl zu geben. Dieser war Johann von Touraine, der zweite Sohn des Königs von Frankreich. Seine Mutter, die Königin Isabelle, kam mit ihm und ihrer Tochter gleichen Namens nach Compiegne, ein päbstlicher Legat begleitete sie. Aus Frankreich erschien ferner der Herzog von Orleans, der Bruder des Königs, mit seinem ältesten Sohne. Von der andern Seite langten an der Herzog von Burgund, die Herzogin von Holland-Hennegau mit ihrer Tochter und Johann der Erwählte von Lüttich. Eine Menge großer Herren und Ritter Bischöfe Doktoren und Räthe waren im Geleite der Fürsten. Allgemeine Familienaussöhnung wurde gefeiert, endlich sollte Frieden sein im ganzen königlichen Hause von Frankreich. Die beiden Damen, die Königin und Jakobäas Mutter, hatten mit Johann von Lüttich dies Werk zu Stande gebracht. Es wurde durch den doppelten Ehebund besiegelt, welchen der junge Orleans mit seiner Cousine und Prinz Johann mit Jakobäa eingingen. Da sie mit einander verwandt, gab der Legat den päbstlichen Dispens und segnete die Verlobten in der Hofkapelle ein.

Die junge Isabelle wurde zum zweitenmal vermählt:

sie hatte als Kind schon die Königskrone von England getragen, aber ihr Gemahl Richard wurde entthront, ehe sie elf Jahre alt. Ihr neuer Gemahl war fast noch ein Kind, und sie weinte sehr, als sie ihm die Hand geben mußte. Die Thränen der einen Braut bedeuteten kein Glück für die andere. Doch wer konnte das damals denken! Für Jakobäa schien Alles so herrlich geordnet. Sie war jetzt fünf, ihr Verlobter neun Jahre alt. Herzog Wilhelm verhieß ihnen die Nachfolge in allen seinen Landen, der König von Frankreich schenkte dem jungen Paare zur Ausstattung die Grafschaft Ponthieu und die Burgvogtei Cambray mit andern Schlössern und allen Einkünften. Nach dem Tode seines Onkels von Berry sollte Johann auch das Herzogthum Berry und die Grafschaft Poitou erhalten. So wurde Jakobäa Gräfin von Ponthieu, Herzogin von Berry, sowie Herrin von Crevecoeur Montagne und Arloeux, ehe sie noch ihre eigenen Lande erbte. Die Grafschaft Ponthieu und die drei letztgenannten Orte wurden ihr als Widthum verschrieben, selbst für den Fall, daß die Heirath nicht vollzogen werde. Eine so glänzende Ausstattung seines Prinzen legte der französische Hof in die Wagschale gegen die Länderperlen der Erbin von Holland-Hennegau. Diese aber sollte, falls sie nicht Erbin würde, ihrem Gemahl einen Brautschatz von einer Viertelmillion Goldkronen zubringen.

So war Alles geordnet, und die Turniere und Tänze, die Banquets und Volksfeste nahmen kein Ende. Die Fürsten überboten sich in Ausdrücken der Zuneigung und in prachtvollen Brautgeschenken. Darauf nahmen die Herzogin von Holland und ihr Schwager von Lüttich die beiden Kinder mit sich nach dem Hennegau. In Valenciennes und Mons holten mit Festgeläute und Festlichkeit die Bürger den Zug ein, und in Quesnoy empfing Herzog Wilhelm die Seinigen mit inniger Freude. Er ging jetzt mit ihnen nach Paris, und auch dort gab es Lust und Feste wochenlang. Der fran-

zösische Hof wußte nicht genug den Herzog Wilhelm zu ehre und zu feiern.

Von nun an weilte der Prinz beständig unter den Auge seines Schwiegervaters. Die meiste Zeit lebte das jung Paar im Hennegau auf dem Schlosse Quesnoy, wo der schön Wald von Mormal sich dehnte, in dessen wildreichen Tiefe man nicht müde wurde, der Jagd zu pflegen. In der schöne Jahreszeit kam Jakobäa auch nach dem Haag, wo das wei leuchtende Meer sie erfreute, das mit rastlosen Wellen da an die Dünen rauscht. Das junge Paar wurde glänzen erzogen: zu den Reichthümern des bayerischen Hofes steuer der französische jährlich beträchtliche Summen für den Ho staat seines Prinzen.

Vieles traf nun zusammen, um in Jakobäa den Cha rakter auszubilden, welcher Glanz und Unglück ihres Leben wurde. Die einstige Herrin vergötterten Ritter und Dienst leute, sie allein besaß den ganzen Schatz der Zärtlichkeit ihre Eltern. Die Mutter war ihr ein Vorbild in Stolz un Würde. Der kaiserliche Nachglanz von ihres Gemahles, un der königliche von ihrem eigenen Stammhause schienen verei auf ihrem Haupte zu ruhn. Von dem Vater, dessen Aug apfel sie war, hatte Jakobäa den geraden ehrlichen Sinn un das heiße Blut, und er prägte ihr die stählerne Willenskra ein, welche ihn selbst so gefürchtet machte. Mit einande schienen die Eltern in etwas kühlem Verhältniß zu stehe In Margaretha von Burgund lebten die tiefe Lust an Po litik und Ränken, der rastlose Ehrgeiz und die Habsuch welche das Erbtheil des burgundischen Hauses waren. Ih Gemahl suchte Liebe und Behagen, welche er zu Haus vermißte, bei andern Frauen. Gewiß flüchtete Jakobäa o unter dem stolzen herrischen Auge der Mutter weg an da warme Herz des Vaters, gewiß wurde sie oft unwillkürli Schiedsrichterin zwischen ihren Eltern. Kinder aus solche Ehen fehlt es im späteren Leben häufig an Haltung

nicht, was seltener ist, das häusliche Fegfeuer sie
:itig härtet und läutert. Prinz Johann, der Ver-
Jakobäas dagegen war von sanftem Gemüth. Er über-
ich der Leitung seines Schwiegervaters, und seine kleine
t kostete viel zu frühe die Süßigkeit, den künftigen Ge-
zu beherrschen.

Herzog Wilhelm hatte zur Bedingung gemacht, daß er
die Erziehung seines Schwiegersohns leite. Man war
aris gern damit einverstanden; denn wo gab es eine
in von stolzerer Haltung als Jakobäas Mutter, wo einen
von mehr Pracht und Ritterlichkeit erfüllt, als der Hof
Gemahls?

Fürstliche Höfe brachten damals einen guten Theil des Jah-
af dem Lande zu. Sie kamen in die Städte zu rauschenden
ı, und waren diese vorüber, stärkte man sich wieder in
:deihlichen Frische und in der stillen Anmuth der länd-
: Natur. Alle Welt lebte damals viel inniger, als jetzt,
er Natur zusammen. Die Pflüge und Aerntewagen und
herden zogen täglich durch die belebtesten Stadttheile,
die meisten Bürger noch den Acker, oder wenigstens
größern Gärten bauten. Hirten Forst- und Ackerleute
hrten beständig in den Hallen und hochgewölbten Vor-
a und Küchen, über welchen sich die Schlösser der Großen
:em Lande erhoben. Jeder Herr, der vom Schloßaltane
ie Vieh- und Wirthschaftshöfe niedersah, war mit der
wirthschaft vertraut, und es gab keine Dame, die nicht
ınden hätte, ihren eigenen Flachs zu ziehen und zu be-
ı, zu spinnen und zu verweben. Die Höfe zogen dabei
einer Gegend in die andere. Lange konnte man nirgends
en, weil die Lebensmittel, die sich vorfanden, für das
sehliche Gefolge bald zu Ende gingen. Wo Herzog Wil-
s Hof des Weges kam, erschien er wie ein kleiner Heeres-
und wollte man zwei oder drei Tage in einer reichen
i anhalten, so geriethen Abt und Mönche in Verzweiflung.

Sie ließen in der Eile ein paar hundert Tafelgeschirre mehr machen aus Holz oder Thon, und wußten nicht, wo Speis und Trank hernehmen für so viele Ritter und Leute, so viele Pferde und Hunde.

Indessen kamen sie selten zu kurz dabei, denn Wilhelm war in allen Dingen hochherzig und freigebig wie ein ächter Ritter. Nie vergaß er Einen, der ihm jemals wohlgethan. Dem Amsterdamer Wilhelm Eggert, der einst, als der Prinz sich landflüchtig umhertrieb, die Gelder vorgeschossen, gab der Herzog einen hohen Stand am Hofe und in seinem Herzen, er machte ihn zuletzt zum Schatzmeister über ganz Holland. Wilhelm hatte den Löwen zu seinem Sinnbilde genommen. Auf dem Schlosse im Haag hielt er einen Löwenzwinger, und Niemand wagte zu den wilden Thieren zu gehn, als er allein. Hubert von Malsen wollte es dennoch unternehmen. Ueber ein seiden Wamms zog er einen grauen Rock, aus dem er leicht herausschlüpfen konnte: so angethan trat er in den Zwinger. Und die Löwen thaten ihm gar Nichts, er spielte mit ihnen wie mit Hunden. Der Herzog hatte solche Freude an dem kühnen Manne, daß er ihn köstlich bewirthete und bei Tafel ihn über sich sitzen ließ. Für die Jagd machte er einen großen Aufwand. Jedes Wild hatte seinen besondern Meister mit vielen Leuten und Hunden, nicht blos für Hirsche und Eber, für Reiher und Wachteln, sondern auch für Ottern und Wölfe. Der Wolfsmeister hatte Arbeit genug; die Wölfe waren im Hennegau noch so zahlreich, daß man sie öfter in den Burggräben erlegen konnte. Auch Jakobäas Verlobter hielt schon seinen eigenen Jagdstaat und verwandte auf vierzig Laufhunde und fünf Windspiele außer andern Kosten jährlich die Summe von sechszehnhundert Francs.

Die Jagd war nun auch ein Hauptvergnügen für die Damen. Zwar dem Hetzen des Hirsches durften sie nicht anders beiwohnen, als daß sie auf offenen Waldwegen zusahn, wie Wild und Meute vorüber stürmten: mehr galt

nicht für schicklich. Dafür entschädigten sie sich auf der Vögeljagd. Auf leichtem Zelter ritten sie über die Heide an den Waldesrand oder an Teiche und Sümpfe. Ausgelernte Hunde, welche man durch Zuruf leitete, jagten das kleine Geflügel auf, das sich in Saaten steckt, noch lieber Reiher und Kaninchen. Stieg ein Reiher auf, so warfen öfter zwei Damen zugleich ihre Falken von der Hand. Dann klangen die Schellen, wie zwei Blitze schossen die Falken dem Reiher nach, höher und höher schwangen sich die Vögel. Aller Blicke hingen voll Begier in den blauen Lüften. Nur noch Punkte sah man zwischen den Wolken sich hin und her schwingen. Allmählig kamen die Falken über den Reiher, nun stießen sie auf ihn nieder, Gekreisch ertönte, nun schlug der Reiher heftig um sich, und wieder warfen sich die Falken im Kreise und wieder griffen sie an. Da flogen heiß die Rosse über die Ebene, und hielten und griffen wieder aus, wie hin und her der Kampf in den Lüften sich zog. Da endlich packt ein Falke, seine Fänge schlagen sich dem Reiher von oben in beide Flügel, er ist gelähmt, dort in der Ferne rauschen die Vögel nieder, kreischend, flügelschlagend. Hin, hin über Stock und Stein! Jedes Roß will zuerst auf den Platz, Jeder will den Sieger kennen. Das war köstliche Aufregung! Alle Geister waren lebendig, nichts ging von dieser schönen Jagd für die Sinne verloren. Kein Wunder, wenn Damen ihr ritterlich Federspiel koseten, wie den liebsten Buhlen. Indessen war es nicht so leicht, Falken und Hunde weidmännisch zu behandeln: ein Fräulein mußte Vieles lernen, ehe sie das Vergnügen hatte, von der Jagd zu kommen alle Hände voll Wachteln Hühnern und Kaninchen.

Allein Jakobäa hatte noch vieles Andere zu lernen. Das Französische war halb ihre Muttersprache, und sie mußte es verstehen, sich darin eben so zierlich auszudrücken, als in der Landessprache klar und kräftig. Von einer regierenden Fürstin verlangte man auch einige Kenntniß des Latein, we-

nigstens so viel, daß sie thun konnte, als sei sie dieser Sprache mächtig. Alles übrige Wissen hatte mäßigen Umfang. Als Kern und Grund desselben bestanden Katechismus und biblische Geschichte. Stücke aus der Bibel, besonders Psalmen, waren für's tägliche Lesen. Aus dem gewaltigen Ernst, der sie durchherrscht, aus der Fülle markiger Bilder in den Psalmen, aus ihren erhabenen und leidenschaftlichen Ideen sog die junge Seele jenen schlichten und rauhen Sinn für das Reale, der das Mittelalter kennzeichnet, jene Gewöhnung, das Leben im Ganzen und Großen anzufassen und nicht im Einzelnen zu verzetteln. Dabei warf ein wißbegieriges Gemüth Seitenblicke in die dunkeln Tiefgründe der Natur und des Weltalls, die noch so viel Geheimnisse und gefährliche Zauber verbargen. Von geschichtlichen Kenntnissen war in der Unterhaltung an den Höfen nur wenig zu merken. Wenn Jakobäa die Geschichte ihres eigenen Hauses, der verwandten Häuser und deren gegenseitige Rangstellung wußte, und wie und wo sie sich an Karl den Großen und an die Hohenstaufen anknüpften: so forderte kein Mensch etwas mehr, alles Andere gehörte für die Gelehrten. Das Gerichtswesen des Landes aber, und welche Rechte der Fürst, die Städte und andere Stände hatten, dies zu verstehn, erschien so natürlich, als von Früchten und Jahreszeiten der Heimath zu wissen. Auch war es für eine junge Fürstin mit Weben und Sticken nicht gethan, es durfte ihr nicht unbekannt sein, wie man Häuser zimmere und baue, und wie man sie bemale und kunstreich ausschmücke. Wenn die Jünglinge sich eifrig übten, einen festen Harnisch zu schmieden und ein Stück Geschütz zu gießen, so mußten die Fräulein sich vorsehn, daß sie für den Nothfall wohl verstanden, Wundbalsam zu bereiten und einen kunstgerechten Verband anzulegen.

Mehr Anstrengung und Seufzer, als alles dies, kostete es, bis eine Prinzessin sichern Takt bekam, als Fürstin sich so zu benehmen, wie es den Zeitgenossen würdig erschien. Nicht das

Mindeste durfte sie in allem dem verfehlen, was Brauch und Anstand vorschrieb. Die Ritterwelt bewegte sich in so strengen Fesseln des Umgangs, sie füllte ihre Säle mit so viel steifen hölzernen Reden und Gebräuchen, daß dergleichen für unsern heutigen Geschmack geradezu unfindbar. Es war als fühlte sie, daß man der innern Wildheit solche Zügel anlegen müsse. Sollte ein Graf einen fürstlichen Gast empfangen, so ritten die Herren ihm weit entgegen, am äußersten Thore aber stand die Gräfin mit ihrem Hofe, und jede Dame stand je nach ihrem Range zwei oder drei Schritte entfernt von der Herrin. Sowie der fürstliche Herr erschien, ließen die Damen blitzschnell ihre Schleppen niederfahren und beugten sich bis zur Erde. Der Gast küßte die Gräfin und ihre sämmtlichen Damen, und die Gräfin küßte gerade so viel wieder aus seinem Gefolge. Dann nahm der Gast die Gräfin an den linken Arm, und in feierlicher Rangordnung schritt der Zug in's Haus, wobei die Damen ihre Schleppen je nach dem Range entweder vollständig selbst trugen, oder halb sich tragen ließen, oder wenigstens zwei Finger daran legten. Bei der Tafel gab es dann große Umständlichkeit, wem bedeckte Schüsseln vorgesetzt wurden, wem vorgekostet wurde, wer bei dem Handwaschen zwei Gießkannen erhielt oder nur eine, und wer dabei das Handtuch oben oder unten oder mitten fassen durfte. Wußte man in gar zu bedenklichen Fällen keinen Rath, wie es mit dem Vortritt, wie mit dem Maße von Schritten, mit denen man sich entgegenkommen mußte, wie mit Rechts oder Links und all dem Andern zu halten, so half sich eine ernsthafte Dame damit, daß sie während einer langen Vorstellung auf ihrem ersten Platze stehen blieb wie angenagelt. Ein Fräulein vom Stande mußte den wichtigen Unterschied lernen zwischen Hermelin und Pelzfutter — welche Frau mit Madame oder belle Cousine oder belle Niece anzureden — durch wie viel Aufsätze oder Kredenztische, durch wie viel Querhänge am Himmelbett der Stand anzudeuten sei. All diese alt-

fränkischen Sitten, glauben wir, rührten erst aus den beiden vorigen Jahrhunderten her, allein die höhere Gesellschaft ließ sich von solchen Zwängen und Bräuchen schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert umgittern, gerade damals als das Ritterthum in der Blüthe stand. Man denkt sich an persische und indische Höfe versetzt, so weitschweifig und verschnörkelt erscheint das damalige Ceremoniell gegenüber der anmuthig freien und natürlichen Sitte unserer Tage.

Nicht viel anders verhielt es sich mit der gesellschaftlichen Stellung der Frauen. Es ist durchaus nicht ernstlich zu nehmen, wenn aus jener Zeit berichtet wird, wie die Ritter ihr Leben von ihrer Dame zu Lehn trugen, wie an sie und ihre magische Kraft der Held in heißer Schlacht seine Gebete richtet, wie die Liebeshöfe kuriose metaphysische Forschungen anstellen. Allein es ist doch ganz ehrlich gemeint, wenn der Troubadour Drubes de Prades sein Gedicht auf den Tod eines Genossen schließt: „Sein Gesang war so gut, daß die Nachtigallen verwundert schwiegen, ihn zu hören. Gott hat ihn deshalb zu seinem eigenen Gebrauche hinweg genommen. Liebt die heilige Jungfrau artige Leute, so nehme sie diesen!" Den Thorheiten unsers Ulrichs von Lichtenstein, die er in seinem „Frauendienst" darstellt, sieht man leicht auf den Grund. Jedoch es wird gleichfalls erzählt, wie damals in den Niederlanden junge Engländer erschienen, deren Jeder ein Auge verbunden zeigte, weil sie ihren Damen gelobt hatten, nie anders als mit einem Auge zu sehn, bis sie in Frankreich Heldenthaten verrichtet. Froissard setzt freilich hinzu: die Sache sei seltsam befunden. Dagegen war das Streben, den Damen zu gefallen, wirklich die Seele des Turniers. Oefter gingen sie mit den Rittern bis an die Schranken, und ehe sie ihre Plätze bestiegen, theilten sie Handschuhe und Armbänder, Schleifen und Spangen aus, welche die Ritter am Arme, am Schilde, am liebsten oben auf dem Helme befestigten. Bei einem Turnier in Carignan hatte

e Dame dem Bayard ihren Aermel gesandt, der mit einem
ubin von hundert Dukaten Werth eingebunden war. Bayard
gte, brachte ihr aber in Gegenwart ihres Gemahls den
rmel wieder mit den Worten: „Die Ehre gebühre nicht
n, sondern dem Aermel, durch welchen er gesiegt“. Die
ame gab nun den Rubin dem nächstbesten Ritter, und zu
ayard sagte sie: „Weil Herr Bayard mir die Ehre erweist,
erklären, daß mein Aermel ihm den Dank gewonnen habe,
will ich denselben ihm zur Ehre, so lang ich lebe, aufbe-
ahren“. Nach dem Turniere überreichten die Damen den
ank, welcher in goldenen Ketten, Sporen, Schwertern,
ossen, auch wohl in einem Landgut bestand. Konnten
: Turnierrichter sich gar nicht einigen, so ersuchte man
amen um den Schiedsspruch.

Einer regierenden Fürstin oder ihrer Tochter wurden
ßerordentliche Ehren erwiesen. Der Herr von Melun hatte
s Glück, daß seine Tochter einen Prinzen aus königlichem
ause heirathete. Selbst wenn er nun mit seiner Tochter
llein speisete, reichte er ihr mit entblößtem Haupte die Ser-
ette, wenn sie sich vor dem Abendessen die Hände wusch.
lan hielt es freilich für eine Thorheit, wenn er sich dabei
esmal bis zur Erde beugte, allein er glaubte nach feinster
itterſitte zu handeln, und konnte sich auf das Beispiel seines
eitgenossen, des Herzogs Johann von Burgund, berufen.
ieser ungeschlachte Herr, der Jean sans peur, ließ es sich
icht nehmen, seiner Schwiegertochter bei Tafel jedesmal den
onfekt zu reichen, wobei er sich vor ihr bis auf die Erde
augte. Denn obgleich er selbst aus dem königlichen Hause
on Frankreich stammte, stand seine Schwiegertochter doch im
ange über ihm, weil sie Tochter eines regierenden Königs
ar. Gleichwohl verlangte das eiserne Recht Handlungen
greifender Art von Fürstinnen gleichwie von Bürgerfrauen.
lls die Wittwe von Jakobäas Großvater sich der Erbschaft
hres Gemahls entschlagen wollte, trat sie vor Schultheiß

und Schöffen, die sich in Vierschaar setzten, d. h. zum offenen alten Landgericht, dessen befriedeter Platz durch vier Bänke abgezeichnet wurde. Die Herzogin-Wittwe erkor da einen Vogt, der sie zu Recht verantworte, und nachdem ihn das Gericht bestätigt hatte, sagte er: „Hier steht meine Frau von Holland und begehrt Abstand zu leisten von allem, was Herzog Albrecht seliger Gedächtniß hinterließ, ausgenommen ihre Leibzucht. Wie soll sie das thun nach Rechte?" Das Gericht diktirte nun den alten Rechtsbrauch. Eine Bahre mit dem Sarge, welche den todten Fürsten vorstellte, wurde aufgehoben, und die Herzogin-Wittwe schritt vor ihr her in geliehenen Kleidern, einen Strohhalm in der Hand. So traten sie aus dem Palaste. Unter freiem Himmel wurde die Bahre niedergesetzt, die Fürstin schwur mit vier Rittersfrauen, die als ihre Eideshelferinnen den gleichen Eid ablegten: „daß sie von des Herzogs Gute nichts auf der Erde, nichts an ihrem Leibe habe". Dann erklärte der Vogt: „Meine Frau von Holland scheidet sich von allem Gute und von Schuld und Forderung, die Herzog Albrecht nachließ, ausgenommen ihre Leibzucht", und dabei warf die Fürstin den Strohhalm aus der Hand. Ein ähnlicher Rechtsbrauch fand in ganz Niedersachsen statt, wenn eine Frau aus dem verschuldeten Nachlasse ihres Gatten ihre Leibzucht retten wollte. Die Wittwe des mächtigen Philipp von Burgund legte zu dem Ende ihren Gürtel, ihre Börse und die Hausschlüssel auf seine Bahre nieder. Es spricht sich in solchen Bräuchen der rauhe Charakter einer Zeit aus, wo noch kein wohlfeiles Papier die endlose Menge von Rechtsgründen und Verträgen aufnahm, sondern wo man symbolische Handlungen voll Schärfe und Ausdruck als die Marksteine im Lebensgange setzte.

Liest man das Alles nicht blos in Romanen, sondern in Geschichtsquellen, so scheint es, als hätten die Frauen öffentlich und beständig am Thun der Männer Theil genommen. Rechnet man nun all die Gelegenheiten zusam-

nen, wo eine Dame öffentlich in den Ritterkreisen erschien, so beschränkt sich das für ihr ganzes Leben auf eine kleine Anzahl von Tagen. Eben für die Seltenheit ihres Erscheinens entschädigte sich die Phantasie, indem sie in den Ritterromanen eine lachende Frühlingswelt dichtete voll Rosen und ohne Banden. Kamen wirklich die Frauen einmal aus der Vergitterung ihres Hauses hervor, dann geschah dieser Schritt um so lebhafter und geräuschvoller, dann umdrängte sie glänzende Verehrung. Um so schlimmer aber stand es um das erste und entscheidende Kennzeichen, ob bei einem Volke Frauenachtung besteht, nämlich um die Achtung ihres eigenen Willens, ihrer edlen freien Persönlichkeit.

Immerhin läßt sich nicht verkennen, daß eine ideale Frauenverehrung das gesammte Ritterthum durchdrang. Dies Gefühl war gleichmäßig durch den religiösen Kultus, wie durch germanischen Heldensinn erzeugt. Und so wenig auch diese ideale Anschauung in der Wirklichkeit zu Recht und Geltung kam, so wohnte dennoch in ihr eine lebensvolle Kraft. Sie zähmte doch einigermaßen jene Wildheit der Ritter, deren furchtbare Ausbrüche uns oft genug entsetzen. Sie förderte mächtig die warme Theilnahme für das Recht der Gekränkten und Wehrlosen, das feurige Ehrgefühl und jene Richtung auf das Hohe und Ideale, welches die Ritterwelt noch immer mit poetischem Glanze umzieht.

Jakobäa lebte und athmete nun mitten in diesem Ritterthum. Ihre Vorliebe mußte sich richten auf Waffenglanz und Heldenehre, sie mußte Lust bekommen an Krieg Turnier und wildem Jagdrennen, an Abenteuern der Liebe und der Rache. Von nichts anderem hörte sie reden, nichts anderes wurde gepriesen als des Mühens werth. In den Niederlanden gab sich damals die Ritterschaft vom Rheine, aus Nordfrankreich, aus England ihr Stelldichein. Das wogte dort immer hin und her von glänzendem Rittervolk, das hatte alles gleich seinen Fuß im Steigbügel und zog herbei in kecken Fähnlein,

wenn es irgendwo ein Turnier oder Jagdfest gab, oder was noch lieber war, gute Gelegenheit, einen Schlag den verhaßten Städtern zu versetzen, die ihres Reichthums, ihres Trotzes und ihrer Ueppigkeit kein Ziel wußten.

Jakobäas Vater war rings in allen Landen gefeiert als der vollendetste Ritter, sein Hof das Ziel aller berühmten Degen. Da sah Jakobäa all seine tapfern Zeltgenossen und Vasallen, die Grafen von St. Paul und Namur, die Herren von Gomignies, von Fierabras und von Vertain, die Brederodes und Wassenaars, die Sevenbergen und Mervede und wie sie alle hießen. Da hörte sie ihre Ahnfrau rühmen, die Kaiserin Margaretha, welche standhaft für ihr Recht kämpfte, selbst wider den eigenen Sohn. Da las man in den Romanen von deren Schwester, der Königin Philippa von England, welche so gern den Harnisch umschnallte und siegreich ihre Ritter in den Kampf führte. Entzückt sprach alles von der frischen That der Frau von Arkel. Ihr eigener Sohn, derselbe Mann, welchen Jakobäas Vater hart bekämpfte, hatte sie aus ihrem Schlosse Pirlepont vertrieben und es mit seinen Mannen besetzt. In der Kleidung einer Aussätzigen suchte sie Einlaß in die Burg, und als sie drin war, paßte sie den günstigen Augenblick ab und ließ die Zugbrücke nieder. Auf ihr Zeichen rannten Kriegsleute herbei und warfen sich auf die Besatzung: das Schloß war gewonnen.

Konnte Jakobäa ihre Brust dem ritterlichen Geiste verschließen, der von allen Seiten auf sie einströmte? Woher anders sollte ihr Leben seine Weihe erhalten? Die deutsche Nation führte keine großen Kämpfe mehr. Die hohe Kunst des Mittelalters zerging in wuchernden Auswüchsen, die Wissenschaft steckte noch in scholastischen Zänkereien, und über das Höchste, was das Zeitalter noch besaß, über Religion und Kirche, hatten sich tiefe Schatten gelagert. Nur das Ritterthum trug noch hochflatternde Banner, nur in seinen Reihen lebten noch Ideale. Und doch, wie brüchig, wie innerlich

hohl war auch dieses Ritterthum, welches in Jakobäa Sinn und Seele beherrschte! War es nicht um jene Zeit, wo die adligen Männer den einfachen Ringpanzer abstreiften und sich in die kunstvolle Stahlrüstung hüllten, blitzend vom Scheitel bis zur Sohle? Aber war das nicht dieselbe Zeit, wo die Feldherrn anfingen, jene langen plumpen Erzrohre mitzuschleppen, deren Kugeln den härtesten Panzer und die höchsten Schloßmauern einschlugen? Die Ritterschaft fühlte bereits den Boden unter ihren Füßen weichen.

Der Güterbesitz, die kriegerische Stärke und die Vorrechte, auf denen das Ritterwesen beruhte, waren zur Zeit weder ergiebig mehr, noch stark und dauerhaft. Die unromantische Geldmacht drückte bereits höchst empfindlich auf das Ritterthum. Das Waffengeschmeide, das immer reicher wurde, die Menge von künstlichen Schwertern Harnischen und Büchsen das theure Zehren in den Herbergen mit Rossen und Knechten, wenn an großen Hof- und Turnierfesten die Ritter und Edelknechte zu zehn- und zwanzigtausend Leuten zusammenströmten, das Alles kostete viel Geld, viel mehr, als die Güter abwarfen. Es kamen die unaufhörlichen und langwierigen Kriege hinzu, welche die Fürsten mit einander führten, sei es aus Eigensinn Ruhm- und Habsucht, oder um wirkliche Landesinteressen. Ehre und Dienstpflicht nöthigten die Ritter, diese Kriege auszufechten, — auf ihre eigene Kosten. So fleißig sie nach Beute suchten, sie reichte nicht hin, Leute und Pferde so viele Monate im Felde zu erhalten. Und wehe dem Ritter, der nicht reich war, wenn er in Gefangenschaft fiel. Das hohe Lösegeld zu beschaffen, mußte man Aecker und Forsten angreifen. Es wurde aber dieser fort und fort steigende ritterliche Aufwand erst recht fühlbar, als bei der künstlicheren Waffenführung die eigenen rohen Leute aus den hörigen Dörfern nicht mehr hinreichten, als man Söldner bedurfte, ausgelernte Gesellen vom Kriegshandwerk, die so theuer zu werben und zu füttern waren. Ach diese Söldner!

Sie waren die Sehnsucht und das Verderben der Bannerherren und der Fähnleinsführer. Denn stets eine wohlgeübte Söldnerschaar zu haben unter seinem alleinigen Befehl, in blanken Waffen und wo möglich mit etwas Geschütz und anderem Feuergewehr, darin ebenfalls es Fürsten gleichzuthun — das schien der höchste Ehrgeiz der großen und kleinen Feudalherren. Und es war wunderbar, wie sie ihre Phantasie anstrengten, in Ausrüstung und Farben, in Schärpen Bannern und Sinnsprüchen etwas höchst Bedeutendes an's Licht zu stellen. Und doch, wie sehr fiel all der ritterliche Prunk und Aufzug schon so kleinlich ab gegen das trefflich gerüstete städtische Volk, das mit der Menge seiner Geschütze und Kriegswagen einherzog! Was vermochte ritterlicher Stolz gegen die starken geschlossenen Züge der fürstlichen Soldtruppen! Dort die bürgerliche Kunst, hier die vom Fürsten kommandirte und zusammengeballte Kraft gemeinen Volkes — beides marschirte heran, all die herrlichen Ritterschaaren zu durchbrechen und aufzurollen.

Wie aber stand es denn um den geistigen und sittlichen Gehalt des damaligen Ritterthums? Schlimmer noch, als um sein äußerliches Gebahren. Der geistig sittliche Ruin geht dem materiellen vorher. Nie war das ritterliche Wollen so hochfliegend und aufgeschwellt, nie der feudalherrliche Stolz so feurig und hochfahrend — und doch war seine sittliche wie seine soziale Berechtigung bereits morsch und modernd.

In staatlicher Beziehung war die schöpferische Kraft dem Ritterthum vollends ausgegangen. In den zahllosen Ritterversammlungen jener Zeit stoßen wir selten auf einen großen politischen Gedanken, der fähig war, die neuen Elemente organisch zu einem Staate zu verbinden und darin der Ritterschaft ihren rechtmäßigen und einen allseitig wohlthätigen Platz zu bewahren. Trotz auf die feudalen Herrenrechte gegenüber den Fürsten und Städten, das ist der stehende Kern und Inhalt ihrer Beschlüsse. Welch unsägliche Mühe

kostete es nicht, die Landfriedenseinungen schrittweise auszudehnen, und auch diese ganz dürftigen Umrisse des neuen Staatslebens gingen nur von Fürsten und Städten aus.

In sittlicher Beziehung aber hatte die damalige Ritterwelt ihren edleren Nerv verloren. Längst hatte sich das erhabene Ritterthum der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, welches durchgeistigt war von hohen sittlichen Ideen, verflüchtigt. Eine wilde Sinnlichkeit hatte die reinen Ideale verdrängt. Statt der Minnesänger zogen jetzt durch die Burgsäle und über die Marktplätze die Rederykers und Jongleurs, in deren Dichtungen heiße Leidenschaften tobten in Haß und Liebe und endloses Getümmel. Es war ein üppiges brausendes Leben, überstrahlt von französischer Keckheit und Ehrliebe, jedoch unter der glänzenden Oberfläche verbarg sich unersättliche Habgier, mit welcher man durch Gewalt und Ränke Reichthümer und Aecker und Schlösser zusammenraffte. Alle die französischen Bücher, welche damals die Ritterschaft so gerne las, stecken voll lustiger Frechheit, sie predigten nur die eine Lehre: das Höchste ist Ruhm und Vergnügen, dem Kühnen aber gehört die Welt. Die deutsche Literatur war nicht viel besser. Wenn wir noch jetzt die unbarmherzigen Schelmstücke des Reineke Voß lesen, welche zuerst in den Niederlanden in ergötzliche Form und Manier gebracht wurden, nimmt es uns nicht Wunder, daß nichts darin triumphirt, als die arge List und Gewalt, daß die Freude daran jedes edlere Gefühl weit überwiegt? Gerade dieser Reineke Voß, den wir als ächt körnige Dichtung, als Füllhorn köstlichen Humors und Weltverstandes nicht genug schätzen können, dieser Reineke Voß ist das treueste Sittenbild jener Zeit. Die Erzählung spinnt sich ab an dem dreimaligen Prozeß eines höchst schlauen und gewaltthätigen Barons vor dem Lehnshofe: all seine Streiche werden offenbar, eine ganze Wolke von Klägern drängt herbei, und zuletzt lacht er sie doch aus alle miteinander und geht davon frei und geehrt wie keiner seiner Ankläger.

In der That, das Ritterthum war zur Zeit Jakobäas, gerade damals, als es sich äußerlich so prachtvoll entfaltete, schon halb eine Lüge geworden. Es war von keiner großen Aufgabe in Staat und Kirche und Nation mehr erfüllt — es war sich selbst zum Zweck und Ziel geworden. Es hatte nur noch den einen Zweck, die schönsten Blüthen eines adligen und ehrenwerthen Benehmens darzustellen. Jede Zeit aber braucht einen tieferen Inhalt, als solche Pflege des schönen und männlichen Ichs. Ehe man es sich versieht, verkehrt sich der bloße Muth in grausame Tollkühnheit, das bloße Selbstvertrauen in grimme Härte, und die Freude am schönen Dasein artet aus in wilde Habsucht und Leidenschaften aller Art. Nur der täuschende Schimmer eines Benehmens bleibt übrig, welches geschickt die Gebote der äußeren Ehre und Höflichkeit erfüllt und eine glänzende Bildung darstellt, während Herz und Geist roh bleiben und unfruchtbar.

In alledem gingen ein paar rechte Musterbilder Jakobäa unter die Augen, ihre beiden Oheime, die Johanns, der scheulose Burgunder und der gnadenlose Bayer. Konnte es ohne Eindruck bleiben, wenn Jakobäa gerade diese beiden Männer als die Ersten nach ihrem Vater an dessen Hofe handtiren sah, wenn sie hörte, wie diese beiden voll Grimm und Laune von den entsetzlichen Schachzügen prahlten, mit denen sie ihre Feinde einkeilten? — Ihre Mutter aber und ihre Schwiegermutter erblickte Jakobäa unaufhörlich in politische Pläne vertieft. Die beiden Frauen waren weit bekannt und gefürchtet, beständig reiseten sie hierher und dorthin und warben Anhänger für ihre Fahne. Auch Jakobäa sollte Regentin werden, und drei Höfe suchten jeder sie in seine Richtung einzulenken. Frühzeitig wurde sie in die verborgenen Gänge der Politik eingeweiht. Vor allen ließ ihr Vater es sich angelegen sein, Tochter und Schwiegersohn gründlich zu unterweisen, wie sie in seinem Geiste künftig regieren sollten. Wie man aber seine Grundsätze in praktische Erfolge umsetze,

s zeigte ihnen seine Klugheit und die unerschütterliche Kraft
ines Willens.

Er hatte sich vorgesetzt, die Häupter der Kabeljaus zu
rschmettern und es geschah. Beugen mußten sie sich, oder
r Haus wurde bis zum Grunde gebrochen. Aller Orten
er stattete er seine alten Anhänger aus mit Ehrenstellen
ütern und Einkünften. Die treuen Städte erhielten Rechte
id Freiheiten, Reihen von Dörfern verhalf er zum Stadt-
cht, und die Bauern im Kennemer Lande, die von der
oes und in andern Gegenden hatten entschieden Theil an
iner Huld. Die ganz Großen zu verderben, und die Mittel-
oßen im Schach zu halten durch die Kleinen, — diese Kunst
bte er meisterlich. Dabei hielt er mit allem Ernste darauf,
aß in seinen Landen die Straßen sicher, die Gerichte wohl
setzt und thätig, und das Münzwesen in Ordnung. Streng
ar seine Regierung, aber sie war wohlthätig für alle Ge-
ersamen.

Auch nach außen hin war Wilhelm unermüdlich, den
hoekisch Gesinnten den Sieg zu verschaffen. In Geldern half
r wesentlich den Bronkhorsten, in Utrecht, wo seine Partei
estürzt war, richtete er sie durch sein Einschreiten wieder
uf; Amesfort, den Herrn von Culenburg und andere hoekisch
esinnte Städte und Bannerherren in den Nachbarlanden wußte
enge mit sich zu verbünden. Seine Unterthanen aber ver-
at er sofort wider Jedermann. Als sie ihm über See-
äubereien der Flamänder klagten, erwiderte er: „Geht auch
hr zur See und macht, daß man über Euch klagt!“ Nun
achen die holländischen Kaper frisch in See und thaten den
lamändern weidlich Schaden. Erbittert schrieb Johann von
urgund: wenn das nicht aufhöre, bekomme man es mit ihm
 thun. Wilhelm aber schickte den Boten mit der münd-
chen Antwort zurück: „Sagt meinem Schwager, wenn ihm
twas beliebe, hätte ich dazu seit langen Jahren die Hände
icht so frei gehabt!“ Als der Burgunder diese Antwort hörte,

rief er: „Dem soll Einer trauen! Ich kenne meinen Schwager allzuwohl und mag nichts mit ihm zu thun haben, drum alles Gute! Mag sich jeder seines Schadens erholen“.

Im Sommer 1415, als Jakobäa vierzehn Jahre zählte und mit ihrem Verlobten zu ihren Tagen gekommen, d. h. rechtsmündig geworden, wurde ihre Hochzeit vollzogen. Zuvor aber, am 6. August, gelobte das junge Paar folgende Stücke in die Hände des Vaters, des Herzogs Wilhelm: „So lange er lebe, behalte er über Land und Leute die ganze und volle Gewalt. Bei seinem Tode sollten die sämmtlichen Lande an Jakobäa anheim fallen und von ihr auf den ältesten Sohn, oder, wenn keiner da sei, auf die älteste Tochter erben. Der Herzog von Touraine bekomme als Mann und Vogt Jakobäas Mitregierung und Mitbesitz. Die Lande dürften sie nie scheiden, Räthe und Dienstleute blos aus den Landeseingebornen nehmen, und lediglich nach den alten Rechten Handfesten Freiheiten und guten Gewohnheiten regieren und Nichts ab und Nichts zu thun. Dies Alles sei bei der Huldigung eidlich zu beschwören und besiegeln“. Ferner gelobte das junge Paar: sämmtliche Schulden Herzog Wilhelms zu bezahlen, alle seine Vergabungen aufrecht zu halten, und nicht minder, was die Mutter, Frau Margareth von Burgund, irgendwoher erhalten, zu bestätigen, ihr auch in allem was zu ihrer Würde und ihrem Nutzen diene, mit landesfürstlicher Macht beizustehn.

Zum Eingange aber erhält die Urkunde folgende bezeichnende Stelle: „Es sei des Herzogs ernster Wille, daß seine Lande nach seinem Tode in solchen Ehren Grundsätzen Rechten und guten Gewohnheiten zu regieren und zu halten, wie von seinen Vorfahren und von ihm selbst geschehn, und wie er sein Lebenlang noch zu thun gedenke. Darüber habe er Tochter und Schwiegersohn oft und mannigfach gute Belehrung Weisung und Warnung gegeben, um das ehrenhaft zu vollbringen. Dieser Sache wegen hättten sie eine gute

ge Zeit Raths genommen und bekenneten jetzt: daß sein
th Anweisen Lehren und Begehren in diesen Stücken ihnen
ihren Erben und auch Land und Leuten ehrenhaft nützlich
redlich sein solle, sie dankten ihrem lieben Vater sehr
ir, und sie würden ihm in allen Stücken Folge leisten".

So also wurde Jakobäa in den Grundsätzen der Hoeks
gen und befestigt. Nur von diesen war sie umgeben, nur
ihnen hörte sie Verwünschungen der Feinde. Jungen
nzessinnen aber ist es nicht gestattet, gleich Fürstensöhnen
heimlichen Freunde zu wählen und durch sie noch andere
schauungen in sich aufzunehmen, als zur Zeit am Hofe
ten. Die Hoeks konnten sicher sein, sie bekamen an Ja-
äa eine Fürstin, welche wurde, was der Vater war, die
rne Spitze ihrer Partei.

Achtes Kapitel.

Jakobäa Kronprinzessin von Frankreich.

Französische Zustände. Blödsinn des Königs. Partei der Orleans und der Burgunder. Versöhnungsfest zu Compiegne. Hintergedanken bei Jakobäas Verlobung. Absichten Johanns von Bayern auf Holland. Französische Pläne. Herzog Wilhelm und die Händel in Frankreich. Haß zwischen den Herzogen von Orleans und Burgund. Ihre Waffenbrüderschaft. Orleans Ermordung. Allgemeiner Bürgerkrieg. Freiheit und Klugheit der Flamänder. Volks- und Adelspartei in Frankreich. Eingreifen von Jakobäas Eltern. Landung der Engländer. Schlacht bei Azincourt. Plötzlicher Tod des Dauphin Ludwig. Graf Armagnac. Bandenkrieg. Jakobäa und die Königskrone. Kaiser Sigismund in Paris und London. Szene an der englischen Küste. Wilhelms Ankunft in England. Friedensunterhandlungen. Zwist der Fürsten. Holland kein Kunkellehn. Abreise Herzog Wilhelms. Verhandlung mit den holländischen Ständen. Allgemeines Gelöbniß für Jakobäas Nachfolge. Des Kaisers Rückkehr von England. Wilhelms Bündniß mit Burgund. Jakobäa in Frankreich. Herzog Wilhelm in Paris. Seine Flucht. Jakobäas Gemahl vergiftet. Seine Beisetzung in Compiegne.

Wenige Monate nach der Hochzeit eröffnete sich für Jakobäa plötzlich ein Thron, welcher sie der holländischen Parteiung fern rückte, jedoch nur, um sie recht in die Mitte von hundertfachen Gräueln zu stellen. Es starb der Dauphin Ludwig, nun war Jakobäas Gemahl Kronprinz. Beide nahmen auch sofort den Titel Dauphin und Dauphine von Vienne an. Eiligst sollten sie nach Paris kommen: Herzog Wilhelm aber versagte seine Einwilligung, er wollte das Loos seiner Kinder erst gegen die Gefahren sichern, welche sie in Frankreich bedrohten.

Zerrissen und unterwühlt von Haß und Zwietracht waren dort Hof und Volk, und das Land lag offen den

Stunden, noch mehr seine verbündeten brauchen konn-
r ihre Habsucht und ihre Feindschaften. Sein Oheim,
p der Kühne, hatte als der wichtigste Fürst des Reiches
vielen Kämpfen die Oberhand behauptet: sobald dieser
griffen der Herzog von Orleans und die energische Kö-
Isabelle zu und weigerten sich, die Macht ferner mit
Burgunder zu theilen. Johann aber, Philipps Sohn,
e sofort seine Partei. Er trat wider die wachsenden
ern auf, welche schon damals das französische Volk schwer
ckten. Er forderte Wiederbelebung der städtischen Frei-
, welche schon damals von der um sich greifenden Kö-
ewalt erstickt wurden. Damit stellte dieser Fürst, der am
lichsten haßte und verachtete, was nur wie freies Bürger-
aussah, sich an die Spitze einer Volkspartei, welche
egen den Uebermuth und die Verschwendung des Hofes
Adels richtete. Man erklärte sich offen den Krieg, Jo-
von Lüttich und andere deutsche Fürsten zogen beute-
mit ihren Schaaren aus den Niederlanden herbei: schon
eine Schlacht entscheiden, da boten Isabelle und Orleans
and zum Frieden. Dieses war die Versöhnung, welche
ompiegne gefeiert wurde, als Isabelle ihre Kinder zur
verband, den Sohn mit Jakobäa, die Tochter mit Or-
Sohne. Allein so rauschend die Festlichkeiten, so wenig

vorgesehn: „Jakobäa und ihr Gemahl sollten, sobald die Lande ihnen anheim fielen, die Belehnung suchen und empfangen von Jenen und in all solcher Weise, wie Herzog Wilhelm gethan oder schuldig war zu thun, als die Lande an ihn kamen, und wie seine Vorfahren gethan, — und von keinem andern Herrn und in keiner andern Weise“. Damit war die Lehnspflicht gegen das deutsche Reich ausgesprochen, einer etwaigen französischen Lehnsherrschaft der Riegel vorgeschoben. Allein Johann von Lüttich erinnerte sich, daß der Kaiser noch jedesmal, wenn für Holland ein männlicher Erbe fehlte, das Recht behauptet hatte, frei das angefallene Reichslehen zu vergeben. Nun waren Flandern und Brabant vom französisch-burgundischen Hause in Besitz genommen, — durften Kaiser und Reichsfürsten dulden, daß auch noch Holland, das so wichtige Mündungsland deutscher Ströme, an einen königlichen Prinzen von Frankreich komme? Sicher nicht, — die Ehre, eine „Tochter von Frankreich“ zu werden, mußte früher oder später Jakobäa ganz nach Frankreich herüberziehn, mußte sie endlich für immer von ihren Erblanden scheiden. So rechnete ihr Oheim Johann von Bayern.

Königin Isabelle und ihr Rath meinten es anders. Sie wollten allerdings Jakobäas große Besitzungen enge mit Frankreich verknüpfen. Nicht umsonst wurde ihr Verlobter so reichlich mit französischen Provinzen ausgestattet, welche er nur vom Könige zu Lehen tragen konnte. Hatte man doch mit ähnlicher Manier schon eine hübsche Reihe von Gebieten, welche deutsches Reichslehen waren, für Frankreich gewonnen. Der französische Hof hegte noch eine andere Nebenabsicht. Man wollte die reiche Erbin der Verbindung mit Brabant entziehen; dort saßen ebenfalls burgundische Prinzen, an welche Herzog Wilhelm schon wohl gedacht hatte.

Johann von Burgund dagegen sah in der Verbindung Jakobäas mit Frankreich blos einen Haken mehr, ihren mächtigen Vater tief in die französischen Händel hineinzuziehn.

chah dies, so konnte er nur die burgundische Partei
. Dafür sorgten schon Orleans Charakter und An=
welche dem rechtlich denkenden Wilhelm im Grund
eele zuwider waren. Dafür sorgte noch mehr seine
, Johanns Schwester, welche dem burgundischen
interesse lebhaft und hartnäckig nachging. Seit dieser
d Herzog Wilhelm in der That immer mit einem
Frankreich.
rgeres trugen trotz aller Versöhnung wider einander
n die Herzoge von Orleans und Burgund. Der
r des blödsinnigen Königs einziger Bruder, der An=
wiegervater des jungen Dauphins. Beide wollten
alt für sich allein, und sie haßten sich, wie zwei
affen. Orleans war ein Lüstling voll Laune und
Er konnte an einem lustigen Abend die Kriegs=
es ganzen Feldzugs verspielen, und rühmte sich, er
e Schlüssel zu den Herzen und Kammern aller schönen
Man flüsterte sich zu, auch Johann habe von ihm
Gemahlin einen blutigen Schimpf erlitten. Noch
er stimmte den Burgunder die geistige Ueberlegenheit
Nebenbuhlers. Orleans vereitelte ihm seine große
, Calays und Rouen von den Engländern zu erobern,
n dann aus und nannte ihn den sanften Hans, den
ans. Allein „Hänschen von Flandern" ließ nicht
spassen: wo ihm der Witz ausging, gierte er nach
hat. Auf dem großen Versöhnungsfeste zu Compiegne
Beide Waffenbrüderschaft geschlossen und ihre feindlichen
en ausgetauscht. Orleans führte in seinem Banner
notenstock mit der Umschrift „Ich begehrs", Burgund
gegen einen Hobel und darunter „Ich halts". Sie
etzt diese Zeichen auf Ordensbänder sticken, welche
gegenseitig umhingen. Allein im nächsten Jahre
on wieder Versöhnung nothwendig. Wie herz=
ar sie! Die beiden Fürsten theilten mit einander des

Morgens das Altarssakrament und des Nachts das Lager. Drei Tage später ließ Johann seinen Busenfreund nächtlich auf der Straße umringen und in Stücke hauen. Als er seine Schuld nicht mehr verbergen konnte, trat dieser Mann, der in seiner Rohheit vor nichts in der Welt zurückscheute, vor des Königs Gericht und der ganzen Welt mit der Behauptung auf: er habe Recht gethan, den Orleans umbringen zu lassen; denn ein Verbrecher sei er gewesen an Recht und Ehre des Landes. Und gräßlicher als alles dies — der König und sein Rath hörten auf die höllische Sophistik und den Mord, den Meuchelmord ohne Gericht und ohne Fehde, erklärten sie für gerechtfertigt.

Das war ein schwerer Streich gegen jede Art von bürgerlichem Zusammenleben. Erleidet ein Volk so tiefe Wunden in seinem Rechtsbestande, so eitern sie noch lange Zeit. Das ungerächte Blut des Vaters brannte wie feurige Kohlen auf den Häuptern seiner Söhne, und die meisten königlichen Prinzen stellten sich auf ihre Seite. Alles Volk spaltete sich in zwei Parteien, Fehde war überall und mörderischer Krieg. Zu Zeiten gab es in ganz Nordfrankreich keinen Bach im Walde, an welchem nicht jede Woche ein paar versprengte Ritter ihre Wunden wuschen. Rasches Aufknüpfen von Edelleuten, sobald man sie gefangen, am nächsten Baume wurde mit den Jahren hüben und drüben Tagesordnung. Familienhaß, der peinlich und glühend ist wie kein anderer, wüthete im französischen Königshause. Weil so ziemlich alle Glieder dieses Hauses gleich schlecht waren, so ging keine Versöhnung bis auf den Grund der Gemüther. Der Kampf aber drehte sich um den Besitz des armen blödsinnigen Königs, noch mehr um den Besitz von Paris, welche eine Stadt schon damals für Frankreich den Ausschlag gab.

Der Burgunder hätte gern das ganze Land mit seinen Heeren überschwemmt und sich in Blut und Rache gebadet, wenn ihm nicht seine Hauptwaffe so oft versagt hätte. Diese

bestand in den trefflich gerüsteten Haufen aus den flandrischen Städten. Wohl schrieen seine Günstlinge: „man müsse es den Gentern machen, wie man es den Lüttichern gemacht", — allein die Flandrer waren fest und vorsichtig. Sie ließen sich keinen Zoll breit ab oder weiter drängen, als was ihr Recht und ihre Schuldigkeit. Es war ihr Glück, daß Johann all seine Kraft nach Frankreich wendete, sonst würde er sie schrecklich heimgesucht haben. Jetzt mußte er sie um Hilfe anflehn und für jede neue Leistung ein Stück der alten Freiheiten wieder gewähren.

Anders als in Flandern stand es um Männer und Gemeinden in Frankreich. Wie matt war hier bereits ihr Selbstgefühl und ihr Gewicht im Lande! Und dennoch gährte auch hier in den Volkstiefen noch immer der Kampf zwischen freiem Bürgerthum und der üppigen Herrschaft von Hof und Adel. Gerade aus diesem innern Zwiespalte sog der Bürgerkrieg seine Nahrung, gerade darin war Abfall und Schwäche in den Kriegen mit den Engländern zumeist begründet. Johann war es gleichgültig, ob seine Partei die Freiheitswünsche der Städte hier in Waffen brachte, oder die Volksmassen dort wider die Vornehmen aufhetzte. Zu Zeiten rauchten die Pariser Straßen von entsetzlichen Metzeleien. Doch auch der ächte Bürgersinn regte sich, geweckt und genährt durch die Flamänder, welche der Burgunder mitbrachte. Auf einem Festgelage im Pariser Stadthause tauschten die Bürgervorstände den weißen Hut mit den Genter Abgesandten, selbst der König mußte weißhütig einherziehn. Schon dachten die Pariser an allgemeine Verbrüderung der französischen Städte. Johann und seine Anhänger trauten nur einander nicht, sonst hätten sie Gelegenheit gehabt, große und heilsame Reformen im französischen Reiche durchzuführen. Immer wieder regte sich das öffentliche Gewissen gegen den Meuchelmörder, wiederholt ließ ihn das Volk im Stich. Dann gewannen seine

Gegner, welche Graf Armagnac, der Schwiegervater des ältesten Orleans anführte, wieder die Oberhand.

So wechselten Sieg und Niederlage auf dem bewegten Volksmeere, wie Fluth und Ebbe. Zweimal war der „Johann ohne Furcht" in Gefahr zu unterliegen, beidemal mußte ihm Herzog Wilhelm oder dessen Gemahlin, seine Schwester, wieder Luft machen. Sie reiseten nach Paris und legten ihr gewichtig Wort ein und deuteten auf die Kriegshilfe, welche sie für Johann bereit hätten. Im Verein mit Gesandten der flandrischen Städte gelang es ihnen beidemal, daß die Parteien wieder Sühne und Frieden machten in all den feierlichen und wunderlichen Formen und Gebräuchen, mit welchen sich die ritterliche Rohheit verklausulirte. Als die kluge Fürstin von Holland, welche mit einem Gefolge von zweihundert Reisigen und zahlreichen Adligen in Paris erschien, den letzten Frieden zu Anfang des Jahres 1417 ausgewirkt hatte, betrieb sie auch, daß sich die Heirath ihrer Tochter Jakobäa mit dem Prinzen Johann daran schloß. Die Armagnacs waren wüthend über die Heirath, wie über den Frieden. Denn schon standen sie mit den königlichen Heeren vor den Städten ihres burgundischen Feindes und dachten ihn zu verderben. Die Ehe des Prinzen Johann mit Jakobäa aber mußte diesen vollends und für immer auf die burgundische Seite ziehn. Ihr Aerger über Herzog Wilhelm, ihres Gegners Schwager und Helfer, hatte sich darin kundgegeben, daß ihre streifenden Truppen verwüstend in den Hennegau einfielen. Die kluge Herzogin Margaretha wußte auch hiefür sich einen Ersatz von hunderttausend Kronen zu erwirken.

Der Johann ohne Scheu traute also dem Frieden nicht, der ihm Rettung, jedoch nicht die Obergewalt über Frankreich gebracht. Heimlich hatte er schon wieder die Engländer bei der Hand und berechnete: wenn sie einen Stoß tief in Frankreich hinein machten, wieviel von seinen Feinden dieser Stoß mittreffe. Der werbelustige Heinrich V., welcher eben

den englischen Thron bestiegen, jubelte im Herzen über so gute Gelegenheit. Wie ein junger Adler stürzte er auf das Wild, welches die eigenen Hüter zerfleischten. Er verkündete den Franzosen: „er komme, ihnen die Freiheit wieder zu bringen, die sie unter König Ludwig dem Heiligen besaßen". Sein Heer landete, eroberte Harfleur und lieferte am 25. Oktober 1415 dem französischen Adel die berühmte Schlacht von Azincourt, der lautes Wehklagen folgte in allen Schlössern Frankreichs. Der beste Theil der Jugend und Ritterschaft war unter englischen Pfeilen und Streitärxten gefallen. Auch von den Hennegauer und Brabanter Rittern lagen nicht Wenige der Besten auf dem blutigen Grunde von Azincourt, unter ihnen der Herzog von Brabant und sein junger Bruder, der Graf von Nevers, beide Brüder von Jakobäas Mutter.

Statt daß ein so großes Nationalunglück alles Volk geeinigt hätte, freuten sich die Einen heimlich über die Niederlage der Adelspartei, bei den Andern aber loderte um so wüthender der Haß gegen den Burgunder und seine Volkspartei. Denn dieser hatte wider die Engländer nicht gestritten, zog aber eilig mit einem großen Heere auf Paris und forderte die Regentschaft. Während man in der Stadt stürmisch unterhandelte, fiel plötzlich Dauphin Ludwig in ein heftiges Fieber und starb am 18. Dezember, ehe er zwanzig Jahre alt war. Auch er hielt es viel mehr mit der Partei seines Schwiegervaters, des Herzogs von Burgund, als mit den Armagnacs, und das Gerücht ging, diese hätten ihn vergiftet. Ihr Haupt aber, der Graf von Armagnac, erschien jetzt in Paris, er war ein gehärteter und gefürchteter Soldat. Ihm unterwarf sich der ganze Hof, und der König gürtete ihm das Schwert des Connetable um und machte ihn zum Kriegsobersten von Frankreich. Durch Hinrichtungen Kerker und Schrecken schlug er die Verschwörungen nieder, in welchen die burgundische Partei Aufstände anzettelte. Johann mußte zurückweichen, eröffnete jetzt aber einen Bandenkrieg,

der unsäglich das Land verheerte. „In der Stadt Paris“, schrieb ein deutscher Reisender, „stand es übel, denn es waren viele Parteien darin: ein Theil französisch gesinnt, ein Theil englisch, ein Theil armagnacsch, ein Theil bürgerlich — was die an einander ergriffen, das hauten sie in Stücke und zogen sich aus den Häusern und trieben großen Jammer“.

Das war das Land, dessen Königskrone sich auf einmal Jakobäas Haupte näherte. Es war eine schon halb zersprungene Krone, viel Weh und Trauer hing daran und eine dunkle Zukunft. Wohl mochte Jakobäas kühner Geist sich die Frage stellen: ob sie im Stande sei, an der Seite eines willigen Gemahls dem unglücklichen Land Frieden und Stärke wieder zu geben? Beide Parteien thaten ihr Möglichstes, den Dauphin auf ihre Seite zu ziehn. Denn da der König ein Schattenbild, war in den Augen des Volkes der mündige Dauphin der rechte Regent; sein Zutritt ließ die Wagschale der einen Partei sinken, der andern in die Luft schnellen. „Der König“, so riefen die Armagnacs, „sei krank und gebrechlich und könne jeden Augenblick sterben, — eine Schande sei es, daß der Dauphin noch außer Landes“. Herzog Wilhelm aber hielt seinen Schwiegersohn zurück, er unterhandelte und suchte in dem verworrenen Gedränge, das Frankreich erfüllte, einen haltbaren Boden, auf welchem er das Haus seiner Kinder begründen könne.

Da zeigte sich ihm eine Aussicht, welche er mit Freuden ergriff. Im Januar 1416 kam Kaiser Sigismund nach Frankreich. Von der Höhe seines kaiserlichen Amtes wollte er unter den christlichen Königen Frieden stiften, damit sie ihm hülfen, den Frieden in der Kirche auf der großen Versammlung zu Konstanz zu vollziehen. Den besten Rath und den besten Willen brachte der Kaiser mit, nur eines nicht, was allein helfen konnte, ein tüchtiges Kriegsheer. Als er festlich empfangen in Paris einzog, ritten aus dem andern Thore die Armagnacs von dannen: sie konnten bei einem

Frieden nicht gedeihen. Aufrichtiger kam man Sigismunds Absichten in England entgegen. Schon in Calays wartete der Graf von Warwyck mit mehreren Lords, den Kaiser zu begrüßen; ihr König hatte dreißig Schiffe gesandt, Sigismund mit seinen vierzehnhundert Reisigen überzuführen. Als sich das Kaiserschiff der englischen Küste näherte, begab sich eine eigenthümliche Ceremonie. Sigismund hatte in Paris, zum Zeichen seiner Oberherrlichkeit in allen Landen, öffentlich zu Gericht gesessen und dabei einen Mann in den Adelsstand erhoben. Nun hielten Humfried von Glocester, des Königs Bruder, und andere Große am Strande, und als der Kaiser landen wollte, ritten sie ihm in's Wasser entgegen, die blanken Degen in der Hand. Humfried fragte: „ob Sigismund komme als Freund des Königs und Friedensstifter, oder ob er komme, um kaiserliche Hoheit in England zu üben?“ Der Kaiser erwiederte: „Als Freund und Friedensstifter“. Da steckten sie ihre Schwerter ein und begrüßten ihn. Und als er sich London näherte, kamen ihm der König, die Prinzen, die Bischöfe und das Parlament mit wogenden Volksmassen entgegen: niemals wurde glorreicher ein Fürst empfangen.

Nun langten auch französische und burgundische Gesandte an, allein die Unterhandlungen rückten nicht weiter, weil Herzog Wilhelm noch durch widrige Winde in Holland zurückgehalten wurde. Ihn hatten sein Schwiegersohn, der Dauphin, und dessen Eltern neben dem Kaiser zum Hauptmittler bestellt. Endlich kam er mit vierundzwanzig Schiffen angesegelt, Hunderte von Edelleuten umgaben ihn, unter ihnen dreizehn Barone, welche täglich sich in neuen goldstrahlenden Gewändern zeigten. Als Sigismund den Hosenbandorden annahm, saßen bei der Festtafel Heinrich V. und Herzog Wilhelm als Ordensritter ihm zur Seite. Der englische König erklärte sich zum Frieden bereit und wollte bis zur vollen Versöhnung die eroberte Stadt Harfleur in der beiden Vermittler Hände stellen. Die Armagnacs aber be-

kamen unterdessen wieder die Oberhand in Paris, und während hin und her unterhandelt wurde, griffen sie plötzlich Harfleur zu Lande und zu Wasser an.

Auch unter den Fürsten in London erhob sich arger Zwiespalt. Wilhelm hatte vor allen Dingen den Vortheil seiner Kinder, Sigismund und Heinrich hatten größere Interessen im Auge. Der Herzog leistete dem Kaiser, zu dessen Wahl seine Gesandten mitgewirkt hatten, jetzt persönlich Lehnshuldigung. Als er ihn aber drängte, Jakobäa die Lehnsnachfolge zu sichern, erwiederte Sigismund: „ob er denn keinen Bruder, keinen Vetter habe? Das sei nicht Brauch im Reiche, den Weibern die Lehen zu geben". In der That, der Kaiser wäre ein Verräther an seiner Reichskrone gewesen, hätte er dem künftigen König von Frankreich so wichtige Reichslande, bewohnt von Völkern niedersächsischen Stammes, übergeben. Der Engländer suchte dagegen den Kaiser in seine Allianz wider Frankreich hineinzuziehn. Er rüstete mit aller Macht, den französischen Thron, Jakobäas Erbe, vollends über den Haufen zu werfen. Wilhelm wurde so empört darüber, daß er ihm zurief: „Wagst du noch einmal in Frankreich zu Felde zu ziehn, so soll dir mein Banner ins Gesicht wehn!" So wenigstens erzählte man, und glaublich war es. Genug, eines Tags wollte Wilhelm ausreiten, nach seinen Schiffen zu sehn, und zur Nacht wiederkommen. Als er aber mit den Seinigen an's Wasser kam, fiel er auf die Knie und gelobte Unserer lieben Frauen auf Vere in Seeland: wenn sie günstigen Wind schicke, wollten sie alle miteinander Fastenkost essen, bis sie bei der Muttergotteskapelle in Seeland wären. Zwei Stunden harrte er: da füllten sich die Segel, und in vierundzwanzig Stunden fuhr er hinüber nach Seeland. Zu andern Maßregeln war er entschlossen. Er stellte Jakobäa für ihr französisches Erbe unter den Schutz seines Schwagers von Burgund, für ihr niederländisches unter den Schutz seines Volkes.

Holland lag ihm zunächst am Herzen. Er berief daher nach seiner Rückkehr von London alle Städte und den gesammten Adel von Nordholland, von Südholland, von Seeland zu einem allgemeinen Landtage. Auf diesem trug er die Sache vor. Aus den Städten sah er vor sich nur hoekisch oder gleichgiltig Gesinnte, denn nur diese hatte er in die Städte und Schöffenräthe gelassen. Unter dem Adel fehlten den Kabeljaus ihre Führer, Arkel und die Egmonds waren in der Verbannung, einige andere nicht erschienen. So erlangte der Herzog es leicht, daß sie sämmtlich, und zwar jedes der drei Lande in besonderer Urkunde, sich wörtlich verpflichteten wie folgt:

„Nach vernünftigen und natürlichen Rechten müsse jeder gute ehrbare Mann, der Gott und seine Gerechtigkeit vor Augen habe, seinem rechten gebornen Landesherrn hold getreu und unterthänig sein, und leiblich bei ihm stehn gegen alle diejenigen, welche ihn an Herrlichkeit und Erbe kränken wollten. Sie aber wüßten wohl und bekennten: die durchlauchtige Fürstin, ihre gnädige Frau Jakob von Bayern, — Dauphine von Vienne, Herzogin von Berry, Gräfin von Ponthieu, — sei die einzige Tochter und rechte Erbin und Lehnsfolgerin des hochgebornen Fürsten, ihres lieben gnädigen Herrn, Herzogs Wilhelm von Bayern, — Grafen von Hennegau, von Holland, von Seeland und Herrn von Friesland, — der ihr rechter geborner Landesherr. So hätten sie es denn wohl bedacht und berathen, nach reiflichem Rath sich alle zusammen und jeder einzeln verbunden und gelobt mit freiem Willen: wenn Herzog Wilhelm ohne Sohn versterbe, so wollten sie dieselbe gnädige Frau Jakob von Bayern als Erbtochter und Lehnsfolgerin ihres gnädigen Herrn empfangen zu ihrer rechten gebornen Landesfrau, und ihr und ihrem rechten ehelichen Vogt Gelöbniß thun in geziemender Unterthänigkeit und nach altem Herkommen, und Niemanden sonst, ohne jemals dawider zu sprechen oder zu handeln. Und wenn

irgend Jemand, weß Standes er auch sei, ihrer vorgenannten gnädigen Fürstin und Frau und deren ehelichem Vogt Hinderniß Leidwesen oder Widerstand thun wollte, so würden sie sich sämmtlich ihrer gnädigen Frau und ihres ehelichen Vogts annehmen und ihnen helfen mit Leib und Gut, und mit all ihrer Macht das wenden und treu widerstehn, und nimmermehr von ihr weichen, sondern sie wollten und sollten ihnen allzeit und in allen ihren Sachen vollkommen leisten alles, was gute Mannen und getreue Unterthanen ihrem rechten gebornen und gehuldigten Herrn und Frau schuldig seien zu thun, alle Arglist und neue Fünde ausgeschieden, welche wider dies Gelöbniß und Verbündniß sein möchten*.

Dies Alles wurde von sämmtlichen Edelleuten, sowie von den Schultheißen Bürgermeistern Schöffen und Räthen am 15. August 1416 beschworen, indem sie die Finger der einen Hand emporstreckten und die andere Hand auf die Reliquien der Heiligen legten. Dann ließ der Herzog auch von den Bürgern der einzelnen Städte in Holland, und ebenso von den Hennegauern dasselbe Gelöbniß beschwören unterschreiben und besiegeln. Vom Rechte des Reiches an Holland kam wenig darin vor, desto mehr vom Geburtsrechte: das Recht der Geburt sollte nöthigenfalls das Lehnrecht brechen. Von jetzt an ließ der Herzog Jakobäa als künftige Landesfrau auch landesherrliche Urkunden bestätigen.

Nachdem Herzog Wilhelm dergestalt seine Erblande geordnet, wandte er sich den französischen Dingen zu. Alles kam für ihn darauf an, seinen Schwager, den mächtigen Burgunder, von der Allianz gegen Frankreich zurückzuhalten, welche der Kaiser und der englische König wirklich abgeschlossen hatten. Beide waren nach Calays gekommen, auch der Herzog von Burgund stellte sich bei ihnen ein. Er huldigte dem Kaiser für seine deutschen Reichslehen, und wäre gern der Dritte im Bunde gewesen. Heinrich von England versprach ihm reiche Länderbeute, verlangte aber, daß er ihn einfach

als den wahren König von Frankreich und als seinen rechten Herrn anerkenne. Dies däuchte ihm doch zu stark, und er horchte nun wieder auf die Mahnungen von Schwester und Schwager. Auch der Dauphin schrieb eigenhändig und bat ihn, er möge doch erst mit ihm und seinem Schwiegervater in Valenciennes zusammenkommen. Es geschah, und Wilhelm war froh, daß er dem Kaiser ausweichen konnte, welcher von Calays nach Dortrecht schiffte. Vier englische Kriegsschiffe mit Rittern und Knappen besetzt, gaben Sigismund das Geleite. Des Königs Bruder, Herzog Humfried von Glocester, war das Haupt der englischen Geleitschaft. Der Kaiser aber fuhr auf einem kleinen Schiffe, das geringen Umfang hatte, damit er sich ins seichte Wasser an der Küste retten könne, wenn die Armagnacs oder andere Freibeuter angreifen sollten. Von Dortrecht reisete er dann über Lüttich rheinaufwärts wieder nach Konstanz.

Unterdessen kam zu Valenciennes ein neues und wichtiges Bündniß zu Stande. Dort hatten sich die vornehmsten Männer aus Burgund und Hennegau versammelt. Jakobäas Mutter war die Hauptvermittlerin. Sie war am Ende des August mit ihrer Tochter aus Holland nach dem Hennegau gekommen. Als die Damen in Mons übernachtet und am andern Morgen die Messe gehört hatten, erschienen vor ihnen die Schöffen und Stadträthe und verehrten ihrer jungen Herrin einen prachtvollen großen Pokal mit Mundbecher, beides von Gold und köstlich mit Perlen und Edelsteinen verziert. Zu Valenciennes schwuren nun Jakobäas Eltern, ihr Gemahl und der Burgunder Oheim sich die bündigste Genossenschaft zu Schutz und Trutz und dabei wahre und ächte Brüderschaft zu, sie gelobten ihr Bestes an Rath und Mühe aufzuwenden, damit Frieden und gute Regierung in Frankreich hergestellt würden. Auf des Dauphins inständiges Bitten versprach der Burgunder, die Engländer zu bekriegen, und Wilhelm versprach, ihn mit der Königin zu versöhnen, den Dauphin aber

in keines Mannes Hand zu liefern, dem man nicht sicher trauen könne. Dagegen lehnte er es ab, sich in den englischen Krieg zu mischen, weil ihm das die Erbpolitik seines Hauses verbiete. Das Bündniß wurde zu Valenciennes im November von den Burgunder und Hennegauer Großen feierlich beschworen.

Die kluge Jakobäa war mit unruhvollem Geiste all den Unterhandlungen gefolgt: handelte es sich doch um ihre eigene Zukunft. Jetzt endlich sollte diese sich freundlicher aufklären. Wilhelms entschiedenes Auftreten hatte in Paris gefruchtet: die Königin Isabelle, seine Verwandte ging auf seine Wünsche ein. Auf dem Schlosse zu Quesnoy feierte man fröhliche Weihnacht, welche gute Zeit Jakobäas Mutter benutzte, sich ein reiches Widthum verschreiben zu lassen. Auch die Gesandten des Königs und der Königin, welche den Dauphin nach Paris geleiten sollten, blieben in Quesnoy. Nach Weihnachten gingen alle zusammen nach St. Quentin in Frankreich und warteten dort bis zum Dreikönigstage der Ankunft des französischen Hofes. Da die Königin aber sich nicht so weit von Paris entfernen wollte, ging man ihr noch bis Compiegne entgegen. Dort nahmen der Dauphin Jakobäa und ihre Mutter mit großem Hofstaate Wohnung im königlichen Schlosse. Die Königin erschien mit ihren jüngeren Prinzen und dem ganzen Rathe des Königs in Senlis, welches in der Nähe liegt. Bald kamen die Prinzen und andere junge Herren herüber geritten und huldigten dem Kronprinzen und seiner reizenden Gemahlin. Da sah Jakobäa zum erstenmal sich umringt von den Ehren, welche der künftigen Königin die Unterthanen bezeugten. Ihre Mutter führte sie in großem Staate nach Senlis, und die junge Fürstin stand vor den Augen ihrer Schwiegermutter, der gefürchteten Isabelle. Sie schien sehr zu gefallen, und man lebte einige Tage in Freude und Zärtlichkeit.

Jakobäas Vater hatte seinen und des Dauphins Einfluß

fest mit dem burgundischen verbündet: so dachte er durch ihr gemeinsames Gewicht zu einem ehrlichen Frieden der Parteien zu gelangen. Leider ließ der blutige Haß der Armagnacs sich nicht so früh versöhnen. Während der Dauphin in Compiegne die Huldigungen des jungen Adels empfing, welcher sich mit ihm in ritterlichen Spielen zu ergötzen kam, hatte Herzog Wilhelm einen harten Stand. Die Königin war wohl geneigt zum Frieden, aber die Unterhandlungen wollten nicht weiter rücken. Da ging sie nach Paris zurück, und Herzog Wilhelm, sowie die Gesandten seines Schwiegersohns und Schwagers folgten ihr.

Der Dauphin sandte unterdessen seine offenen Briefe in die Städte von Nordfrankreich, alle Fehden und Raubzüge sollten aufhören bei Verfall von Leib und Gut. Was konnte das viel helfen! Um eines Blattes Pergament willen blieb das verwilderte Kriegsvolk nicht aus dem Felde. Johann von Burgund hatte seinem Schwager gesagt: „er führe den Dauphin nach Frankreich wie ein Lamm in die Mitte der Wölfe, noth thue ein tüchtiges Kriegsheer zur Seite zu haben". Herzog Wilhelm aber dachte in seinem Friedenseifer, er könne Alles in Gutem vollbringen. Woche auf Woche wurde er zorniger, als die Armagnacs, welche den König beherrschten, die Sache in die Länge zogen; denn sie wollten den Burgunder durchaus nicht wieder zur Gewalt lassen. In seiner Heftigkeit rief Wilhelm — es war am 30. März 1417 — im offenen Rathe des Königs aus: „nimmermehr solle der Dauphin nach Paris oder der Herzog von Burgund mit ihm; es sei denn, daß der König und sein Rath erst selbst Frieden und Recht im Lande herstellten". Da beschlossen die Räthe heimlich, ihn aufheben zu lassen und hinter Schloß und Riegel zu setzen. Sie wollten es wagen, an einen mächtigen Fürsten des deutschen Reiches Hand anzulegen, weil sie dachten, dann werde der Dauphin wohl ohne den Burgunder nach Paris kommen. Auch die Königin sollte mit Gewalt vom Hofe

entfernt werden. Der Plan wurde durch einen guten Freund dem Herzoge gesteckt. Am andern Morgen ritt er in erster Frühe aus Paris, um eine Betfahrt, sagte er, nach St. Moritz auf den Gräben zu machen. Kaum aber hatte er die Zugbrücken hinter sich, als er dem Pferde die Sporen gab, und ohne abzusitzen ritt er die zwanzig Stunden nach Compiegne. Noch bei guter Tageszeit kam er dort an, nur von zwei Knappen begleitet. Er hatte jetzt die Anschläge kennen gelernt, welche am französischen Hofe unaufhörlich sich jagten. Niemand fand dort eine Stätte, bei welchem es noch möglich war, daß ein Rest von Recht und Ehre ihn einen Augenblick zaudern ließ.

Unter böser Ahnung machte Herzog Wilhelm den Eilritt nach Compiegne. Und was sah er hier? Sein Schwiegersohn, der Dauphin, lag da als ein Bild des Jammers. Beulen bedeckten ihn, Zunge und Gaumen waren dick geschwollen und die Augen drangen ihm aus dem Kopfe, daß es zum Erbarmen. Nach acht Tagen war er todt. Böse Geschwüre am Halse, so wurde bekannt gemacht, hätten sich nach innen ergossen und ihn erstickt. Alle Welt sagte, er sei vergiftet. Hatte Wilhelm seinen Schwiegersohn so lange vor Ränken und Tücken bewacht, warum ließ er ihn zuletzt doch allein in Compiegne? Der Burgunder verkündete es in offenen Briefen: auch dieser Dauphin sei durch Gift hingerichtet, wie sein Bruder vor ihm. Die Einen erzählten, es habe, während er vom Ballspiel erhitzt gewesen, ein Knecht ihn mit vergifteten Händen umhalset. Andere wollten wissen, der mörderische Stoff sei durch eine goldene Kette oder einen Panzer mitgetheilt, die ein vertrauter Dienstmann gebracht. Einige flüsterten sich sogar zu, das todbringende Geschenk sei von der eigenen Mutter gekommen: vielleicht hatte so der Ueberbringer gesprochen, damit der Unglückliche um so weniger Verdacht schöpfe. Als die Armagnacs einsahen, der Dauphin sei vom Burgunder nicht abzuziehen, fanden sie es am kür-

[illegible]ten, den einen zu opfern, um den andern los zu sein. Des Todten Bruder, der jetzige Dauphin, ein Knabe von dreizehn Jahren, war ganz in ihren Händen.

Jammernd stand Jakobäa mit ihren Eltern in der Corneliuskirche zu Compiegne, als der bleierne Sarg, welcher des Dauphins Reste enthielt, in die Tiefe versenkt wurde. Wo Jakobäa vor zwölf Jahren verlobt wurde, dort wurde das Bündniß auch wieder zerrissen. Die Kirche war schwarz ausgeschlagen, Tausende von Kerzen flimmerten an den Wänden, und draußen beteten die Armen, welchen man Brod und Kleider austheilte. Die junge Wittwe und ihre Eltern beschenkten die Kirche aufs Reichste, gebrochenen Herzens reisten sie nach dem Hennegau zurück. Das waren traurige Ostern, welche auf die fröhlichen Weihnachten folgten; am Palmsonntag, den 4. April 1417, war der Dauphin gestorben. Was blieb Jakobäa von all dem königlichen Glanze Frankreichs? Nichts als ein paar Landgebiete und die Erinnerung an den Traum einer Dauphine. Zum erstenmal war sie in den Tiefen ihres jungen Lebens durch die Erfahrung erschüttert, daß des Menschen Glück und Leben Nichts ist, als ein flatterndes Stäubchen im Weltall. Den Gespielen ihrer Kindheit, den holden Gemahl warf ihr plötzlich der Tod als Giftleiche vor die Füße, wie ein Spielzeug, das zerbrochen und besudelt.

Drittes Buch.

Johann von Bayern.

Erstes Kapitel.

Tod Herzog Wilhelms.

...heit des Herzogs. Mißhandlung der Königin in Frankreich. Lehren ...kobäa. Ein schlimmer Arzt. Innere Bedrängniß des Herzogs. ... Kriege mit den Arkels. Zerstörung ihrer Stammburg. Hochver... ...scher Anschlag. Einkerkerung des alten Arkel. Prozeß und Ver... ...ig der Egmonds. Zu späte Reue. Der junge Arkel und Jakobäa. ...ken an ihre Verbindung. Hindernisse. Johann von Brabant der ...ne. Herzog Wilhelms Tod. Eine Spukgeschichte. Allgemeine Auf... ...g. Maßregeln der Hoeks. Niederhaltung der Kabeljaus. Die Eg... ...s wieder in Yßelstein. Utrechter Freiheit. Lokhorsten und Lichten... ...t. Utrechter und Hoeks vor Yßelstein. Harte Belagerung. Erklä... ...ung des burgundischen Hofes. Jakobäa nach Holland gerufen.

Als Jakobäas Jugendgespiele und Gemahl plötzlich in's ... sank, war keine Zeit für die sechzehnjährige Wittwe, ...igen Gedanken nachzuhängen. Jeden Funken Lebensmuth ...e sie zusammenraffen, um einem zweiten härtesten Schlage ...iderstehn. Der starke Hort ihrer Jugend brach auf ein... zusammen. Wenige Wochen nach des Gemahls Tode ... sie am Sterbebette des Vaters, an welchem sie hing ...ller Liebe eines leidenschaftlichen Kindes.

Der kräftige Mann war durch die Erschütterungen der ...n Zeit innerlich zerstört. Ein Hundebiß am Knie, wel... ...er früher vernachlässigt hatte, fing an zu schwellen, und ...Uebel wurde mit jedem Tage ärger. Die Nachrichten

aus Frankreich versetzten ihn in Wuth, und der Burg
welcher mit seinen beiden Söhnen herbeikam, unterli
nicht, das Feuer zu schüren. Alles was Wilhelm in
unterhandelt hatte, wurde dort wieder umgeworfen, die
scheuten sich nicht, selbst seiner Gemahlin Isabelle Ehr
Freiheit zu rauben. Der „Johann ohne Furcht“ war wol
ihr zuwider, aber sie hatte doch immer ein offenes O
seine und ihre bayerischen Verwandten: dem sollte ein
werden. Man erhob ein Geschrei über ihr üppiges
ihre Diener wurden aus dem Palaste getrieben, ihre G
und Juwelen geplündert. Einer ihrer vertrauten Ho
kam auf die Folter, und bald nachher trieb seine Leich
der Seine, eingebunden in eine Haut mit der Auff
„Lasset ziehn des Königs Gericht!“ Isabelle selbst wurd
Tours in Verbannung und strenges Gefängniß gebracht.
hatten die Armagnacs die Herrschaft wirklich und
Wilhelm rief aus: „Diese Menschen seien so schlecht
Keiner es ausdenke. Stände der Herzog von Burgun
dem einen Thore von Paris und die Engländer vor
andern, so würden sie eher den Landesfeind als den
gunder einlassen“.

Jakobäa hörte, sobald sie der zarten Kindheit entwa
lange Zeit erzählen von den wilden Thaten in Lüttich.
reifender Verstand erkannte den tödlichen Zwiespalt zw
Hoeks und Kabeljaus in Holland. Jetzt hatte sie auc
Parteiwuth in Frankreich gründlich kennen lernen.
wußte es nun, wie oft der Fürst mit den Parteien um
und Leben würfele. Ihre politische Erziehung hatte
sich abgerundet.

Von Douay, wo man über ein nachdrückliches
gehen wider Frankreich handelte, zog sich Wilhelm in
einsames Lieblingsschloß Bouchain zurück. Es war der M
punkt der Grafschaft Osterbant, deren Wappen einst so r
reich von seiner jugendlichen Rüstung glänzte. Weil

hmung und die Qualen am Beine unerträglich geworden, ief er einen Wundarzt, welchen er vor allen andern schätzte, d hielt mit ihm Rath. Dieser Heilkünstler war nun ruch= genug, daß er nicht erst andere Aerzte zuziehen wollte, dern gleich darauf bestand: man müsse die große Geschwulst nde durch schneiden, dann werde sie zusammenfallen. Der rzog entschloß sich dazu, weil er dem Manne über Alles traute. Kaum aber war das Schneiden geschehn, als er ndlich schwächer wurde und seinen Tod vor Augen sah. it religiösem Ernste bereitete er sich vor zu sterben. Jetzt r packte ihn der Gedanke: welche Zukunft drohte seinem nde und seinem geliebten einzigen Kinde?

Bisher hatte er für Jakobäa Macht und Hoheit von ankreich her gesucht, dort war jetzt Alles vorbei. Schimpf d Mord hatte er geärntet für alles Sorgen und Mühen, s er in den französischen Händeln aufgeopfert, seinem eige= n Lande nur zu häufig entzogen hatte. Mit der franzö= schen Adelspartei hingen die Hoeks zusammen: sein heftiger eist warf sich nun auf die entgegengesetzte Seite. Als er n dem Friedenszuge nach Compiegne, der seinem Hause t Sohn und die Königskrone gekostet, nach dem Hennegau ückkehrte, überschaute er im Geiste, wie viele Feinde sich gs wider Jakobäa erhoben, und wie wenige mächtige Helfer zur Seite standen. Seiner Gewohnheit gemäß hatte er h zur französischen Reise seinen Adel entboten, ihn in acht und Glanz zu begleiten. Jetzt klagte er gegen den rrn von Enghien, wie doch seine Macht und sein Hof= it gering gegen die Könige und andere große Fürsten. ghien antwortete: „O Herr, das ist Eure Schuld. Die re von Holland habt Ihr im Grimme vertrieben. Vor m der erlauchte Herr von Arkel hätte Euch mehr edle rsten und Prinzen zugeführt, als alle Hoeks in Eurem nde". Wilhelm sagte darauf: „Vetter, ich gelob es Euch: mme ich wieder nach Holland, den jungen Arkel setze ich

in sein Gut wieder ein, und die andern Kabeljaus un
will ich wieder einigen in Holland".

Von Herzog Wilhelm war allerdings den Arkel
den Egmonds furchtbar mitgespielt. Er hatte einst g
ren: kein Ritter wolle er mehr heißen, wenn er jemal
Arkel Frieden mache. Johann von Arkel aber, hoch
und halsstarrig wie jemals ein Sterblicher, stürzte sich
und immer von neuem in den offenen Krieg gegen
Dränger. Die Bürger seiner eigenen Hauptstadt, die
kumer, suchten bei seinem Feinde Hilfe. Sein eigener
Wilhelm, welcher das Verderben kommen sah, lehnte sich
ihn auf und ließ die Zugbrücken von Gorkum empo
als der Vater in die Stadt wollte. An Sieg und R
verzweifelnd verkauften endlich Beide Land und Leute an
Verwandten, den Herzog von Geldern. Auch dieser
so lange von Herzog Wilhelm mit den Waffen bedrän
er ihm im Jahre 1412 die Herrlichkeit Arkel abtrat.
ließ Wilhelm die Stammburg der Arkels bei Gorkum
reißen. Am St. Jakobstage stürzten ihre Thürme un
und Kapellen, aus dem Grunde wurden ihre Mauern
gegraben und die Gräben ausgefüllt, daß Nichts mel
dem alten und herrlichen Gebäude zu sehen, welches so
den stolzen Namen einer kaiserlichen Burg getragen.
ihren Steinen und Balken aber ließ der Herzog sofor
neue Burg aufführen, welche sich mit der einen Seite
Stadtmauer von Gorkum lehnte, und auf der ander
der Maas, welche hier den Namen Merwe empfängt,
wurde. Diese neue Burg machte er so stark und fest
möglich, damit er durch ihr Wasserthor einen stets
Zugang auch in die Stadt habe. Einen ihm ergebene
wandten der Arkels, den Ritter von Leyenburg, mac
zum Drosten von Gorkum.

Die Arkels setzten den Krieg gegen Holland fort.
helm aber ruhte nicht, bis er auch den Herzog von G

zu ihrem Feinde gemacht. Da nun beide Herzoge gute Freunde wurden, sagte einst beim Weine der Geldernsche: „wenn sie es nicht wären, würde er jetzt den Holländer unter Schloß und Riegel haben". Wilhelm erhielt dadurch bestätigt, was ihm schon früher verrathen war: daß Arkel mit den beiden Egmonds den Anschlag gemacht, ihren fürstlichen Herrn insgeheim aufzuheben und an Geldern auszuliefern. Wilhelm hielt an sich, doch verbreiteten sich dunkle Gerüchte, vornehme Herren seien verschworen, das Verbrechen zu erneuern, welches einst Florenz V. den Tod gebracht. Der Herr von Sevenbergen, einer der treuesten Anhänger Wilhelms, beschloß mit zwei andern Hoeks, Dietrich von der Merwede und Philipp von der Leck, den ruhelosen Arkel, den Hauptschmied aller Schelmenstücke, lahm zu legen. Lange mußten sie warten, erst zwei Jahre später bot sich eine Gelegenheit. Arkel war zur Leichenfeier des Herzogs Anton nach Brüssel geritten, und gegen seine sonstige Gewohnheit — denn ein Arkel erschien immer groß und prächtig — hatte er diesmal wenige Reisige bei sich. Jene Drei legten sich an der Brabanter Gränze in Hinterhalt. Als Arkel von Brüssel zurückkehrte und nichts Böses ahnend daher ritt, warfen sie ihn plötzlich nieder, hüllten ihn rasch in den weißen wallenden Mantel eines Deutschordensritters, und ritten mit ihm von dannen. So brachten sie ihn gefesselt und heimlich nach dem Haag in's Gefängniß seines Todfeindes. Der Herzog lachte hoch auf über den guten Fang und zahlte reiche Gelder dafür.

Erbittert über seine Freunde, die ihn im Stiche ließen, erklärte Arkel: die beiden Egmonds seien die Verräther am Herzog gewesen. Dreimal wiederholte er dies eidlich vor dem Rathe von Holland. Wilhelm erhob die Anklage vor seinen versammelten Räthen und Ständen und gab den Egmonds freies Geleit, sich zu verantworten. Johann von Egmond, der Stammherr, war schon seit Jahren nicht zu Hofe gekommen, ohne vorher, was kein anderer that, frei Geleite

nachzusuchen. Auch hatte er im Arkelschen Kriege seine Lehnspflicht nicht geleistet: man sah es ihm nach, weil er Arkels Tochter zur Frau hatte. Auf das Andringen seiner Freunde erbot er sich endlich, Rede zu stehn. Zweimal, dreimal wurde er vorgeladen, erschien aber doch nicht. Leben und Güter wurden ihm abgesprochen. Jetzt floh er zu seinem Bruder Wilhelm, der Burg und Stadt Yſſelstein besaß, eine der besten Festungen. Sie weigerten sich zu ergeben und nahmen Söldner ein. Aber schon zog der Herzog mit einem starken Heere heran: sie kapitulirten. Auch ihre Herrschaften gingen an den Fürsten über, auch sie wurden verbannt und mußten noch froh sein, daß man ihnen Jahrgelder zahlte.

So hatte der Fürst, der unter allem, was schön und herrlich auf der Welt, das Ritterthum am höchsten hielt, in seinem Lande die Macht der halbfürstlichen Häuser zertrümmert, in welchen das ritterliche Wesen sich am reinsten entfalten konnte.

Den alten Arkel hielt er im Gefängnisse fest. Als er sich nach der Rückkehr von England zur französischen Reise anschickte, hieß er ihn auf der Vorpforte im Haag in Eisen schließen und bestellte zwei Mann mit vier Knechten, daß sie ihn so wohl bewachen sollten, um ihn todt oder lebendig wieder in des Herzogs Hände zu liefern. Am selben 15. August 1416, wo die Landstände sich für Jakobäas Nachfolge verbürgten, mußten dem Herzog seine Tochter, ihr Gemahl und ihre Mutter schwören und beurkunden: „die beiden Arkels und die beiden Egmonds und deren Leibeserben wollten sie nimmer wieder in ihre Gunst und Freundschaft, nimmer wieder innerhalb der Landespfäle kommen lassen, sondern ihnen ewiglich gehässig und feindlich sein und bleiben von ganzem Herzen und mit allem Fleiße, deren Lande aber nimmer wieder von Holland scheiden lassen".

So tief und tödlich war damals der Haß oder die Politik des Herzogs gegen die Häupter der Kabeljaus. Damals

sah er im alten Arkel nur den Feind und allerdings einen gefährlichen Feind. Denn der junge Arkel und die Egmonds warben und rüsteten im Geldernschen. Die Utrechter Verbannten, welche gemeinschaftliche Sache mit ihnen gemacht, lagen mit Schiffen und Bewaffneten bei der Lemmers in Friesland, und ihre Anführer wagten sich mit zwei verdeckten Schiffen voll Kriegsvolk in die Nähe von Utrecht. Herzog Wilhelm verbot, Korn und Waffen über die Gränze zu führen: er mußte neue Kriegshändel mit den vertriebenen Häuptern der Kabeljaus fürchten. Jetzt auf dem Sterbebette dachte er anders über sie. Er gelobte, daß es Zeugen hörten, die Egmonds in ihre Lande und Güter wieder einzusetzen. Mit inniger Hoffnung dachte er an den Sohn des Mannes, der in seinen Verließen lag. Es gab keinen Herrn in seinen Landen, der so hoch und herrlich stand an Adel und Ritterschaft, wie an Ehren und Gütern, als noch immer der junge Wilhelm Arkel. Obgleich ihm das Stammland verloren gegangen, hatte er noch Schlösser und Herrschaften wie ein Fürst. Wie der Herr von Sevenbergen und andere große Bannerherren, war auch er auf Kaiser Sigismunds Krönung zu Aachen gewesen. Darauf diente er dem Erzbischof Dietrich von Mörs und zwang die Stadt Köln, sich ihm zu ergeben. Starb sein kinderloser Oheim, der Fürst von Geldern und Jülich, so folgte ihm der junge Arkel auf den herzoglichen Thron: das war ausgemacht. Dabei war er ein schöner stattlicher Herr, den alle Welt hochachtete seines ehrenhaften sanften und milden Wesens willen. Was ihm aber mehr, als alles das, Wilhelms Herz gewinnen mußte, war seine hohe edle Ritterschaft. Auch der junge Arkel hatte es sich zu höchsten Ziele gesetzt, daß alle edlen Rittertugenden in ihm wieder erglänzen sollten. Und Jakobäa? Sie war nichts weniger als gleichgültig gegen ihn. Beide hatten sich öfter im Haag gesehn. Denn der alte Arkel liebte es, in den kurzen Pausen, welche seinen unablässigen Krieg mit dem

Herzog unterbrachen, sich in Pracht und Ueppigkeit an seines Feindes Hofe zu zeigen. Dann schickte er zuvor ein Schiff, befrachtet mit kostbaren Rüstungen und Juwelen, mit goldenem und silbernem Geschirr, ihm zu dienen im Hause und Turniere. Noch immer war der junge Arkel unvermählt, und Herzog Wilhelm wälzte hin und her den Gedanken, ob nicht gerade dieser der beste Schwiegersohn?

Als er nun mit seinen Vertrauten über Jakobäas Vermählung sprach, ließ er die Worte fallen: „Ging es nach meinem Rathe, ich gäbe sie dem jungen Arkel". Die Räthe erschraken, sie waren ja hoekische Männer. Ganz bestürzt schwiegen sie still, bis einer von ihnen in die Worte ausbrach: „O hoher Herr und Fürst, Euch so zu erniedrigen, sie einem erklärten Feinde zu geben, einem schlichten Junker von Arkel". — „Kein schlichter Junker von Arkel, sondern ein künftiger Herzog von Jülich und Geldern!" rief Wilhelm und sandte den Ritter von Leyenburg, den Gorkumer Drosten, mit einem seiner Räthe an den jungen Arkel, um zu erfahren, wie er gestimmt sei. Dieser aber scheute doch etwas, die Gemahlin aus des Mannes Händen zu nehmen, der an ihrem Geburtsfeste, dem St. Jakobstage, ihm die alte herrliche Burg seiner Ahnen niedergerissen. Die Hoeks schwiegen, Wilhelm sah ihnen den Grimm in den Augen. Jakobäas Mutter jedoch setzte eher Himmel und Erde in Bewegung, ehe sie es zugegeben hätte, daß ihrer Tochter Hand ein anderer, als ein burgundischer Prinz, bekommen. Der todtkranke Herzog erkannte, daß ihm keine Zeit mehr bleibe, all die Uebel gut zu machen und Hoeks und Kabeljaus zu versöhnen, die sich vertrugen wie Feuer und Wasser.

Auf einen andern Schwiegersohn mußte man denken. Keiner schien nun passender, als der junge Herzog von Brabant. Doch ach, der war ein Tölpel von fünfzehn Jahren, jünger noch als Jakobäa, ein schwachsinniges Geschöpf in den Händen seiner Schmeichler und Günstlinge. Und einem

solchen Menschen die edle Perle überliefern? — Allein blieb denn noch eine andere Wahl? Hier drohte der erbitterte Aufstand der Kabeljaus, dort spannen sich in's Dunkle die Pläne des Lütticher Bruders, der noch immer sich nicht weihen ließ. Und der junge Arkel selbst, wenn er Herzog von Geldern und Jülich wurde und seine Stärke wider Holland wendete! Nur die gesammte burgundische Macht konnte gegen solche Feinde Schutz gewähren: der junge Brabanter war aber des Burgunders „Johann ohne Furcht" Brudersohn, und seine Tante, Jakobäas Mutter, sprach als seine eifrigste Vorfechterin. Die einzige Hoffnung blieb noch, daß ein so hochherziges und kluges Weib, wie Jakobäa, den jungen Brabanter Fürsten zu würdigerer Gesinnung erheben werde. Sie aber hörte mit Ergebung den nothwendigen Schlußsatz von ihres Vaters Erwägungen. Ihr Geist hatte sich der bittern Erkenntniß unterworfen, daß bei dem Loose einer Fürstin das Herz am wenigsten zu sagen habe.

Der Herzog beschickte noch möglichst seine Freunde, daß sie zu ihm kämen. Den Grafen Baronen Rittern und zahlreichen Edlen legte der Sterbende als seinen letzten Willen an's Herz, Alles aufzubieten, damit Keinem andern, als dem Herzoge von Brabant, Jakobäa zum Weibe gegeben werde. Dann starb er am 30. Mai, erst zwei und fünfzig Jahre alt. Er hatte verordnet: seine Leiche solle nach der Schloßkirche im Haag geführt werden, sein Herz aber wurde beigesetzt in Bouchain. Seine Tochter stiftete ihm tägliche Seelmessen. Als sein alter Diener und Vertrauter Eggert, der oberste Schatzmeister von Holland, die Todesnachricht erfuhr, konnte er nicht mehr leben, er fiel in Siechthum und war zwei Tage später todt.

In derselben Nacht, als auf dem Schlosse Bouchain im Hennegau der Herzog starb, verließen in Gorkum vier reiche Bürgersöhne das Weinhaus und gingen ihres Wegs am Kirchhof vorbei. Da erblickten sie über den Gräbern wandeln eine

feurige Erscheinung, aus welcher Blitze hervorschossen, und eine fürchterliche Stimme tönte: „Verflucht sei Gott, der mich geschaffen, verflucht Vater und Mutter, die mich gewannen, verflucht dies Land, daß ich's jemals gekannt hab!“ Die Vier staunten das Fürchterliche an und konnten lange keinen Fuß rühren. Als das Blitzen und Fluchen ihnen näher kam, flohen sie entsetzt zu dem Weinhause zurück und klopften wie unsinnig an die Thüren. Die Magd öffnete: vor dem Lichte aber, das sie in der Hand trug, fielen sie wie todt zu Boden. Nun weckte man die Nachbarn, die Eltern der jungen Männer kamen, und da sie keine Wunden an ihnen fanden, wußten sie nicht, was sie denken sollten, und trugen die Scheintodten nach ihren Häusern. Andern Tages erzählten die Vier einstimmig, was sie Schreckliches gesehn und gehört, und die ganze Stadt war voll Angst und Grauen. Abends nach acht Uhr kam Johann von Beest in's Thor gesprengt und rief den Bürgern zu: „Lustig seid, lustig! Herzog Wilhelm ist todt!“ Eine Stunde später kam ein neuer Bote, nahm eilig frische Pferde und ritt spornstreichs nach Eulenburg Byanen Schoonhoven und andern Hauptplätzen der Hoeks, sie aufzulärmen, daß sie sich vorsähen wider ihre Feinde. Jetzt wußten die Gorkumer, was die Erscheinung auf dem Kirchhofe bedeutete, der Eine redete dies, der Andere das, und alles Volk kam überein: der Herzog habe, als Leib und Seele sich schieden, auf den Gorkumer Kirchhof müssen, wo all die Bürger ruhten, welche in seinen ungerechten Arkelschen Kriegen gefallen. Das Gerede und die Unruhe wurden so arg, daß der Drost von Leyenburg auf dem Schlosse und der hoekische Stadtrath bei Glockenschlag ausrufen ließen: Leib und Gut solle verlieren, wer noch ein Wort davon spreche. Die Bürger aber wurden deshalb nicht ruhig und sie redeten miteinander: „wie gottlos der verblichene Herzog die Arkels bedrängt, wie er die vornehmsten Bürger Gorkums zu sich gelockt, und wie er sieben von ihnen zu Rittern geschlagen. Der Herr von

Asperen, als er sie im Ritterschmuck stolziren sah, habe gesagt: „Gnädiger Fürst, nehmt Euch in Acht! was sie an ihrem rechten Herrn gethan, können sie morgen Euch selber thun“. Damals habe der Herzog lachend den Herrn von Asperen am Arm genommen und sei zum Gelage gegangen: jetzt aber werde all der Hochmuth der Hoeks seine Strafe erleiden“.

Während die Gorkumer sich dergestalt mit Spukgeschichten beschäftigten, in denen sich abspiegelte, wie sehr sie Herzog Wilhelm haßten und wie sehr sie ihn fürchteten, setzte die Nachricht von seinem raschen Tode in allen Städten und Schlössern die Gemüther in Bewegung. Die Einen trauerten, daß so viel große Eigenschaften, wie dieser eine Mann sie vereinigte, mit einemmal aus der Welt verschwunden, und ahnten, daß der langjährige Frieden, in welchem er das Innere seiner Lande gehalten, nun dahin sei. Die Andern athmeten frohlockend auf, denn sie fühlten ihren Nacken von seinem schweren Arm entlastet. So eisern und rührig dieser Arm gewesen, er konnte doch nicht überallhin reichen, nicht bis an den Heerd der Schlösser, wo die reichen Barone saßen, nicht hinter die Wände der Patrizierhäuser. Aller Orten regten sich die kabeljauisch Gesinnten und warben eifrig Anhänger.

Doch auch die Häupter der Hoeks hatten sich vorgesehn. Auf die Nachricht, daß es mit dem Herzoge zu Ende gehe, versammelten sich Brederode Wassenaar Sevenbergen Haemstede im Haag und beschickten eiligst Ritter Adrian Montfort Culenburg Vyanen und Gaesbeck, zu ihnen zu kommen. Man war längst gewarnt, daß die Kabeljaus auf dem Punkte standen, loszubrechen. Der junge Arkel hatte heimlich an alle holländischen Städte Briefe geschickt. Zu Ysselstein wurde der hoekische Schultheiß erschlagen. In Medenblick trieb sich ein verdächtiger Mensch umher, der ergriffen bekannte, er habe den Kastellan ermorden sollen. Der im

Haag versammelte Rath schickte Eilboten rings an alle Freunde zusammenzuraffen, was man an Streitkräften fassen könne, und das müsse kurz gethan sein. An die Dienstleute und Kastellane erging die Mahnung: „sie sollten auf des Herzogs Schlösser und Städte wohl Acht haben und gute Wacht halten Tag und Nacht, daß an Nichts Versäumniß oder Schaden entstehe, — auch müßten sie sich vorsehn, wie einer dem andern zeitig mit Hilfe beispringe, — sonderbare Nachrichten seien dem Rathe zugekommen".

Am 2. Juni erst langte im Haag der Bote an, der Herzog sei gestorben. Auf der Stelle packte man in vier Tonnen die Bücher und Akten aus der Kanzlei und Schatzkammer, brachte das im Haag lagernde Geschütz sammt Munition zu Wagen und Schiffe, und führte alles nach Gouda oder Amsterdam: der Haag schien nicht fest und sicher genug. Auch den alten Arkel führte man vom Haag weg und ließ ihn in Gouda einschmieden, zwei Edle mit zwölf Knechten wurden bestellt, ihn zu bewachen. Während Brederode und Wassenaar im Haag zurückblieben, um den Mittelpunkt der Regierung zu bilden, reiseten Montfort Haemstede Assendelft und andere von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg, sammelten Freunde und Verwandte, warben Söldner, kauften Proviant ein, und versahen die festen Plätze mit Bewaffneten Proviant und Geschützen. In's Geldernsche gingen Boten ab, die vierzehn Tage lang heimlich das Land durchreiseten, um zu erkunden, was die Egmonds, der junge Arkel und die Utrechter Verbannten im Schilde führten. Am 9. Juni kamen Briefe aus dem Hennegau, worin Jakobäa alle Anstalten der Hoeks belobte und die Städte aufforderte, ihr Treue zu halten.

Einige Tage später erschienen Herren vom Rathe Johanns von Bayern, um die Ansprüche zu erheben, die er in seines Bruders Erblanden machte. Sie gingen nach dem Hennegau, und die Hoeks unterließen nicht, Wilhelm von der

Beekhorst Florenz von Haemstede und Barthold von Assendelft ebenfalls zu Jakobäa zu schicken, um jenen Abgesandten das Widerspiel zu halten. Schon aber bekamen die Hoeks in Holland hart zu thun. In Gouda Haerlem und andern Städten entstanden Aufläufe: ungesäumt zogen die hoekisch gesinnten Bürger dicht geschaart durch die Straßen und standen geharnischt auf den Rathhäusern und Märkten der Städte. In Leyden rührte es sich ebenfalls: Wassenaar, der Burggraf, erschien dort mit zahlreichen Verwandten und Knechten. Kabeljauische Haufen zogen auf die Arkelsche Stadt Leerdam: noch schneller war Johann von Vyanen da und stattete Burg und Stadt aus mit gutem Geschütze. Besonders in Amsterdam war ein gefährlicher Aufstand zu fürchten: Montfort, der Schatzmeister, rief eilig dorthin, was er nur von Verwandten und Freunden aus Holland und dem Utrechter Lande entbieten konnte. Sie verließen die Stadt nicht wieder, als bis die Bürger Jakobäa Treue geleistet hatten.

Nicht mehr zu retten war aber der wichtige Platz Ysselstein. Die Egmonds hatte in der Stille viel Volk versammelt und offene Briefe vor sich her geschickt, Herzog Wilhelm habe ihnen durch letzten Willen ihre Lande wieder verliehen. Ritter Adrian, Bastard von Holland, hatte Stadt und Burg wohl bewahrt, man hielt sie für gesichert und glaubte, der erfahrene Kriegsmann sei nöthiger in Schoonhoven. Am 10. Juni ging er dorthin ab, in der folgenden Nacht aber stand Wilhelm von Egmond mit seiner Heerschaar vor der Stadt Ysselstein und gab den Freunden drinnen das verabredete Zeichen. Leise öffnete sich ein Thor, er stürmte hinein, die Hoekischen flohen auf die Burg, und unverweilt wurden deren Zugänge berannt.

Im Egmondschen Heere zogen auch die Verbannten von Utrecht. Da auf den folgenden Blättern die Utrechter Städte eine Rolle spielen, müssen wir uns etwas hinter ihren Mauern umsehn. Bischof war seit vielen Jahren Friedrich

von Blankenheim, ein Regent so klug und tüchtig wie wenige andere. Auch er war hoekisch gesinnt, hatte im Bunde mit Herzog Wilhelm die Arkels mit Erfolg und Gewinn bekriegt und brauchte seinen Einfluß, um die Männer seiner Partei in seinem Lande oben zu halten. Indessen war der fürstliche Einfluß im Utrechter Lande nicht entfernt so mächtig, als in Holland. Der geistliche Landesherr besaß nur noch schwache Reste der alten Grafengewalt. Freie Bahn hatten die Bürgerkämpfe in den vornehmsten Städten des Landes, in der Hauptstadt Utrecht, in Amersfort, in den Städten Kamp Zwoll Deventer an der Yssel. Die Bürger erfreuten sich hier beinahe einer Selbstherrlichkeit und ungestörten Selbstverwaltung, wie sie längst in andern Bischofsstädten Deutschlands hergebracht war. Nur noch ein kleines Stück fehlte zu völliger Reichsfreiheit.

Nun hielten die Hoeks, oder wie man sie in Utrecht nannte, die Lichtenberger lange Zeit das Heft in Händen und wurden immer vertrauter mit ihrem Großgönner, dem holländischen Fürsten. Ihre Gegner aber, die kabeljauisch gesinnten Lokhorsten, streuten aus, die Lichtenberger wollten ihm für schönes Gold die Stadt rein verkaufen. Sie hetzten und trieben es so lange, bis 1413 ein Aufruhr losbrach, welcher die Lichtenberger aus der Stadt hinauswarf. Diese begaben sich nach dem hoekischen Amersfort und verlangten in drei Briefen nach einander freies Geleit und Gericht, sich zu verantworten. Allein die Lokhorsten weigerten ihnen das Recht und brauchten die Mittel, durch welche damals die eine Partei die andere zu zwingen trachtete, mit äußerster Härte. Bei Glockenschlag wurde verkündet: „wer aufrührisch Geschrei erhebe, büße es mit dem Halse, — wer bei Aufläufen sein Haus verlasse oder Waffen führe, zahle hohe Strafe; wer verdächtige Zusammenkünfte halte, meide ein Jahr lang die Stadt, — welcher Rathsherr bei Aufruhr nicht sofort auf dem Rathhaus zu finden, werde abgesetzt“.

Anschläge auskamen, die Lokhorsten zu stürzen,
Bedrohten mit Schwert Kerker und Verbannung,
n erklärten sie für vogelfrei.
Vertriebenen stellten sich unter Herzog Wilhelms
erlaubte ihnen, von seinem Lande aus ihre Feinde
, und verbot seinen Unterthanen allen Handel mit
er Druck, den Wilhelm auf das Utrechter Land
rbunden mit dem Hochmuth der Lokhorsten, brachte
ch in zwei Jahren dahin, daß das Volk plötzlich
iel und sie flüchten mußten aus Fenstern und Thoren.
sie es, welche das Loos der Verbannung traf: die
r kehrten lachend zurück und nahmen ihre Güter und
ver zu Handen. Herzog Wilhelm wurde in Utrecht fest-
en, man gelobte ihm wieder mit 150 Reisigen zu dienen,
den Utrechtern wieder Zollfreiheit in seinen Landen.
ten Lokhorsten aber hielten sich draußen auf der Lauer,
die Nachricht erscholl, der Herzog sei todt, waren
en, welche sich zu den Egmonds gesellten, an ihrer
Dombechant Hermann von Lokhorst, Johann von
el und Ysbrand von der Aa. Von der Festung
us, von deren Wällen man die Utrechter Thürme
e, dachten sie sich bestens an ihren Feinden zu erholen.
standen die Dinge in und um Utrecht. Als Jo-
Montfort in die Stadt eilte, sie zum Zuge gegen
aufzurufen, hielten die Bürger kurzen Rath. Schon
Tage, seit die Egmonds ihre Stadt wieder ge-
standen die Utrechter vor den Mauern, um die
verstärken. Montfort mit den Seinigen stieß zu
ie kamen zu spät, die Burg war über. Da be-
e, nicht wieder aus dem Felde zu weichen, sondern
, welche Gnade ihnen Gott an ihren Feinden gebe.
ter der Hoeks hatten allen Städten entboten, mit
chütz, und allen Bauern, mit ihren Spaten und
aufzumachen bei Straf von Leib und Gut, und

Tag und Nacht sollten sie heranziehn, daß man den Yſſelstein nicht in der Feinde Hände lasse. In den friesischen Landestheilen wurde sogar ein doppeltes Aufgebot von „guten klugen wehrhaften Mannen, wohlversehn mit Harnisch und Wehre“ ausgeschrieben. Brederode erschien mit dem hoekischen Adel, und ein Stadtbanner nach dem andern, eine Bauerschaft nach der andern zog aus Holland heran. Auch die Amersforter blieben nicht aus. Nun fing man frisch an zu graben und Bollwerke zu machen, und säumte nicht, Stadt und Burg zu berennen und zu beschießen. Tag und Nacht blieb man in Waffen und Arbeit. Am eifrigsten schanzten und arbeiteten die Utrechter. Sie hatten einen Erbhaß auf die Egmonds und ihre Leute. Denn auf allen Blättern ihrer Chronik lasen die Utrechter, wie viel Leid und Aergerniß ihrer Stadt von Yſſelstein aus geschehn, und es war ein Sprüchwort: die Yſſelsteiner hätten schon im Mutterleibe den Utrechtern abgesagt. Daher verlangten sie von Brederode und Montfort, die Burg und die Stadtmauern müßten zu Boden, sobald man sie erobere. Es wurde feierlich versprochen, um nur der Utrechter Eifer warm zu halten. Man mußte alles daran setzen, gleich die erste Festung dem Feinde zu entreißen, damit der Aufstand der Kabeljaus nicht daran emporwachse.

Eifrig verbreiteten auch die Hoeks die vier Plakate, welche der Herzog von Burgund geschickt hatte. Er erklärte sich darin für Jakobäa, und rief alle Bannerherren Ritter Knappen und Städte in Holland und Seeland auf, ihr treu zu sein.

Die Yſſelsteiner vertheidigten sich mit der größten Tapferkeit, obwohl eine furchtbare Uebermacht sie bedrängte. Die Kabeljaus ließen den Muth nirgends sinken, nur mit größter Gefahr konnten die Hoeks sie niederhalten. Es wurde beschlossen: Jakobäa dürfe nicht mehr im Hennegau säumen, unverwandt müsse ihre Huldigung in Holland vor sich gehn, damit man der Städte, nachdem sie den Treueid geleistet, besser versichert sei.

Zweites Kapitel.

Eine Landeshuldigung.

bäas Regierungsantritt. Charakter des Regierens im späteren Mittel-. Der Hennegau. Städte und Burgflecken. Geistlicher und welt- Adel. Weltberühmte Namen. Rechtlicher und politischer Charakter huldigung. Recht des ersten Besitzes. Bestätigung der Freiheiten. fröhliche Auffahrt. Einzug in die Städte. Freies Geleit für die annten. Eidesleistungen der Fürsten. Gebräuche der Besitzergreifung. igung der Erbämter, des Großbailli, der Kastellane und übrigen nten. Uebergang zu modernen Beamten. Huldigung der Prälaten en und Knechte. Huldigung der Städte. Einschränkung der fürst- n Gewalt. Die Landstände. Festlichkeiten und Geschenke. Unheil er Huldigung in Mons. Fahrt nach Holland. Eroberung des Yssel- s. Jakobäas kriegerischer Hof. Der Rath von Holland. Das Haus- te, die Dienstleute von Holland und Seeland. Hauptposten der Ein- men. Alte und neue Beden. Strafgelder. Schlagschatz und andere ahmen. Hofhaltskosten. Ausgaben für Kriegsbereitschaft. Wach- e Schulden. Landständische Hilfe. Herzog Wilhelms Hausgenossen. bäas natürliche Geschwister und Oheime. Die Kastellane und Be- haber. Andere Getreue. Unterschied des holländischen Lebens vom negauer. Bürgerlicher Freiheitssinn. Wachsende Macht der Städte. drei Theile von Holland. Städte und Edelleute in Nordholland. der Kennemer Westfriesen und Waterländer. Die vier edelsten Ge- chter. Untergang von Bannerherrschaften. Zerstörung des Yssel- s. Städte und Edelleute in Südholland. Dortrecht. Gebiete Johanns von Bayern.

Unter solchen Umständen trat Jakobäa die Regierung Kaum war ihr Gemahl, kaum ihr Vater begraben, da auf die sechszehnjährige Fürstin eine Last, welche den kſten Mann wund gedrückt hätte. Zwar bestand zu jener t das Regieren nicht in einer Kette von Handlungen, die ununterbrochen von einem Tage in den andern ziehn, — Gegentheil, wenn es keine Aufstände in den Städten,

keine Scharmützel unter dem Adel gab, hatte der Fürst mit der Verwaltung seiner Güter und Forsten in einer Woche mehr zu thun, als mit der Landesregierung in einem Vierteljahr. Denn all die kleinen Gebiete, aus denen sein Land sich zusammensetzte, regierten sich so ziemlich schon von selbst. Gerade um der Muße, wenn das Land ruhig war, zu entgehn, suchte die Thatenlust der Fürsten so häufig offenes Feld in Kriegen mit Nachbarn oder auf fernen Ritterfahrten. Und dennoch war das Regieren damals nicht leicht. Es bewegte sich nicht in kunstvoll geordneten und stetigen Geleisen, wie heutzutage, wo das Räderwerk der Staatsverwaltung wohlmal an einem oder andern Ende stocken kann, das Ganze aber sich von selbst weiter treibt. Wenn damals von oben herab nicht so viel regiert wurde, so mußte es, wenn einmal der Fürst eingriff, mit um so größerer Kraft und Klugheit geschehn. Nahmen die Fehden, der Aufruhr und die Zwietracht überhand, so hatte der Fürst die ganze Wucht seiner Persönlichkeit dazwischen zu werfen. Selbst mußte er hin, selbst zu Gericht sitzen, die Frevler zu strafen oder einen rechtlichen Vergleich unter den Streitenden zu finden. Mit den Waffen in der Hand stellte der Fürst sich hier und dort dem Andrängen der selbstsüchtigen Kleinmächte im Lande entgegen, wenn sie sein Fürstenthum nicht zersplittern sollten.

Am wenigsten gab der Hennegau seinem Landesherrn zu regieren. Die Verhältnisse blieben hier von Alters her geordnet, weil sie einfach blieben. Ueberall zwischen den grünen Waldhügeln schauten die Adelsschlösser und Klosterthürme hervor, und wenn von den Burgflecken, die zu ihren Füßen entstanden waren, einige sich zum Ansehn einer Stadt erhoben, so fehlte ihnen doch noch viel, bis sie tüchtige und politisch bewegte Bürgerschaften aufstellten. Die Hauptstadt Mons (Bergen) konnte man ausnehmen: sie besaß lange Reihen von Patriziern, hatte auch frühzeitig ihr Privilegium benutzt, jeden einwandernden Hörigen als ihren Bürger zu

behaupten, sofern er nicht binnen Jahresfrist von seinem Herrn angesprochen wurde. Auch Valenciennes (Valenchyn) war von einer größeren und eigenwilligen Bürgerschaft bewohnt. Allein mit Gent, Brüssel, Dortrecht konnten sich beide Städte nicht messen, und von den übrigen zweiundzwanzig Hennegauer Städten fingen Maubenge Binch Ath Chimay erst an Städte zu werden, Quesnoy Hal Enghien Avesnes Condet und die noch kleineren Soignies Chieres Bouchain Bavay und andere waren noch immer nicht viel mehr als Burgflecken, wenn sie auch Schöffen und Stadträthe hatten. Im Ganzen genommen folgten sie alle den Antrieben, welche von Adel und Prälaten ausgingen.

Noch immer schienen die Zeiten des zwölften Jahrhunderts hier wie festgenietet. Man mußte nur einen Hennegauer hören, wie er die Ehren seines Landes rühmte und ausrief: „Groß sei es nicht, aber es besitze acht Grafen, einen Prinzen, einen Marquis, dazu sechs adlige hohe Erbämter, und sechs und zwanzig andere Herren mit eigenem Banner. Der schlichten Adligen aber oder der Ecuyers seien an hundertdreißig Geschlechter. Und diese alle seien erst nur Laienadel, ihm zur Seite stehe hoch und werth der kirchliche. Nicht weniger als eilf Aebte und dreizehn Aebtissinen habe das kleine Land, die alle ihr großes goldenes Kreuz auf der Brust trügen, und ein ganzes Dutzend dürfe einhergehn geschmückt mit Inful und Mitra so gut wie der erste Bischof. Das sei noch nicht alles, auch zehn Stifter habe man, wo man täglich herrliches Geläute höre und Hochämter mit Orgel und schöner Musik. Da fehlten auch nicht vornehme und berühmte Heilige, deren Gebeine im Hennegau ruhten, daß man in Nothfällen zu ihnen seine Zuflucht habe, vor allen zur heiligen Waltrud in Mons, der großen Wunderthäterin und Patronin des Landes“. In der That, alle diese vornehmen Adels- und Kirchenherrn wohnten in einem Lande beisammen, welches noch nicht zwanzig Stunden in die Länge und Breite maß.

Mit stolzem Herzen durfte Jakobäa all diese zahlreichen Helmbüsche all die vielen blitzenden Bischofsstäbe zählen, deren Träger sie freudig bei der Huldigung umdrängten. Hatten diese Namen nicht stolzen Klang in allen Ländern, wo man von ritterlichen Thaten sprach? — Die Namen der Prinzen Grafen und Herren von Enghien, Ligne, Lalaing, Beaumont, Berlaimont, Antoing, Brabançon, der Herren von Jumont, Bertaing, Hainin, Bossu, Escaillon, Montigny, Sart, Villers, Audregnies, — doch wer könnte all die berühmten Hennegauer Namen nennen? Einst schrieb der lateinische Kaiser von Constantinopel: „er glaube, daß Gottes Macht den Ruhm der Hennegauer bis an der Welt Enden verbreitet habe". Und noch immer konnten die Hennegauer Dichter und Geschichtschreiber, ohne Widerspruch zu fürchten, behaupten: „Das sei ja notorisch, daß im Hennegau und da umher die Blume der Ritterschaft sei, wie man sie nirgendwo anders finde und suche". Und diese reiche ritterliche Blüthe neigte sich von Herzen vor Jakobäa, ihr gelobten die berühmten Degen Treue bis in den Tod. Die Hennegauer Städte aber wollten nicht nachstehn in Treue wie in ritterlicher Gesinnung. Da waren in Mons die de le Porte, Bridoul, Gilet und Collard, dann die du Bois, de Leur, de Viertaimont, de la Barge und andere Patrizier, die gleich dem Landadel zum heiligen Grabe fuhren und von Herzog Wilhelm gewürdigt waren, in seine Genossenschaft von St. Georg einzutreten.

Wenige Tage nach des Vaters Leichenbegängniß trat Jakobäa die Huldigungsreise im Hennegau an. Bekanntlich war es eine Rechtsansicht, die noch aus den germanischen Zeiten herrührte, daß öffentlich Besitz ergreifen mußte, wer Eigenthum an Grund und Boden oder an Rechten verlangte, die dem unbeweglichen Grund und Boden gleichgeachtet wurden. Vor aller Augen unwidersprochen, deshalb fortan unantastbar, sollte sein Besitz dastehn. Auch war der Ursprung der deutschen Fürstenwürde, die freie Volkswahl, nicht ganz vergessen: jeder

neue Fürst hatte deshalb seinem Volke den Treueid zu schwören, von seinem Volke den Treueid zu empfangen. Verstärkt wurde diese Sitte, als die Dienst- und Lehnsmannen hinzutraten, deren persönliche Verbindung mit dem Herrn bei jedem Thronwechsel zu erneuern war. So stand die Huldigung in der Volksanschauung fest als der nothwendige Anfang jeder Regierung. Vor der Huldigung hatte der Fürst erst ein Anrecht auf Unterthanentreue und Landeseinkünfte, nach der Huldigung war er im rechtlichen Besitz derselben. Wer jetzt ihm die Treue brach, oder die Güter und Einkünfte, die er vom Lande hatte, vorenthielt, war anzusehn als ein Räuber und meineidiger Mann.

Kein Fürst war daher seiner Unterthanen ganz sicher, ehe er von ihnen die Huldigung empfangen. Wie man im Streiten um ein Landgut sich den Vortheil des ersten Besitzes ablief, so eilten, wo Gefahr im Verzuge, der Fürst und seine Anhänger, sich durch die wechselseitigen Treueide, worin das Wesen der Huldigung bestand, zu verpflichten. Die Landschaften, die Städte und Klöster, die Herren und Genossenschaften sammelten von Alters her einen Schatz an von Pergamenten, von Privilegien und Freiheiten, von Dienst- Lehns- und Gerichtsbriefen, in welchen sorgfältig geschrieben stand, was sie vor dem gemeinen Landrechte auszeichnete. In vielen Orten und Gegenden war auch dies allgemeine Landesherkommen als eine gute Gewohnheit aufgeschrieben und mit den besonderen Privilegien vereinigt. Ehe man nun dem Fürsten huldigte, mußte er sich dazu verstehn, den Inhalt der Pergamente förmlich zu bestätigen, öfter auch zu vermehren. In den Niederlanden hieß man dies Recht, welches jeder neue Fürst neu verbriefte, das Huldigungsrecht, und da man hier statt Huldigung sagte „fröhliche Auffahrt“ der Fürsten, so nannte man auch das Recht einer Stadt oder Landschaft ihre „fröhliche Auffahrt“ (joyeuse entrée).

Mit großem Ernst sahen die Niederländer darauf, daß

Mit stolzem Herzen durfte Jakobäa all diese zahlreichen Helmbüsche all die vielen blitzenden Bischofsstäbe zählen, deren Träger sie freudig bei der Huldigung umdrängten. Hatten diese Namen nicht stolzen Klang in allen Ländern, wo man von ritterlichen Thaten sprach? — Die Namen der Prinzen Grafen und Herren von Enghien, Ligne, Lalaing, Beaumont, Berlaimont, Antoing, Brabançon, der Herren von Jumont, Bertaing, Hainin, Bossu, Escaillon, Montigny, Sars, Villers, Aubregnies, — doch wer könnte all die berühmten Hennegauer Namen nennen? Einst schrieb der lateinische Kaiser von Constantinopel: „er glaube, daß Gottes Macht den Ruhm der Hennegauer bis an der Welt Enden verbreitet habe". Und noch immer konnten die Hennegauer Dichter und Geschichtschreiber, ohne Widerspruch zu fürchten, behaupten: „Das sei ja notorisch, daß im Hennegau und da umher die Blume der Ritterschaft sei, wie man sie nirgendwo anders finde und suche". Und diese reiche ritterliche Blüthe neigte sich von Herzen vor Jakobäa, ihr gelobten die berühmten Degen Treue bis in den Tod. Die Hennegauer Städte aber wollten nicht nachstehn in Treue wie in ritterlicher Gesinnung. Da waren in Mons die de le Porte, Briboul, Gilet und Collard, dann die du Bois, de Leur, de Biertaimont, de la Barge und andere Patrizier, die gleich dem Landadel zum heiligen Grabe fuhren und von Herzog Wilhelm gewürdigt waren, in seine Genossenschaft von St. Georg einzutreten.

Wenige Tage nach des Vaters Leichenbegängniß trat Jakobäa die Huldigungsreise im Hennegau an. Bekanntlich war es eine Rechtsansicht, die noch aus den germanischen Zeiten herrührte, daß öffentlich Besitz ergreifen mußte, wer Eigenthum an Grund und Boden oder an Rechten verlangte, die dem unbeweglichen Grund und Boden gleichgeachtet wurden. Vor aller Augen unwidersprochen, deshalb fortan unantastbar, sollte sein Besitz dastehn. Auch war der Ursprung der deutschen Fürstenwürde, die freie Volkswahl, nicht ganz vergessen: jeder

neue Fürst hatte deshalb seinem Volke den Treueid zu schwören, von seinem Volke den Treueid zu empfangen. Verstärkt wurde diese Sitte, als die Dienst- und Lehnsmannen hinzutraten, deren persönliche Verbindung mit dem Herrn bei jedem Thronwechsel zu erneuern war. So stand die Huldigung in der Volksanschauung fest als der nothwendige Anfang jeder Regierung. Vor der Huldigung hatte der Fürst erst ein Anrecht auf Unterthanentreue und Landeseinkünfte, nach der Huldigung war er im rechtlichen Besitz derselben. Wer jetzt ihm die Treue brach, oder die Güter und Einkünfte, die er vom Lande hatte, vorenthielt, war anzusehn als ein Räuber und meineidiger Mann.

Kein Fürst war daher seiner Unterthanen ganz sicher, ehe er von ihnen die Huldigung empfangen. Wie man im Streiten um ein Landgut sich den Vortheil des ersten Besitzes ablief, so eilten, wo Gefahr im Verzuge, der Fürst und seine Anhänger, sich durch die wechselseitigen Treueide, worin das Wesen der Huldigung bestand, zu verpflichten. Die Landschaften, die Städte und Klöster, die Herren und Genossenschaften sammelten von Alters her einen Schatz an von Pergamenten, von Privilegien und Freiheiten, von Dienst- Lehns- und Gerichtsbriefen, in welchen sorgfältig geschrieben stand, was sie vor dem gemeinen Landrechte auszeichnete. In vielen Orten und Gegenden war auch dies allgemeine Landesherkommen als eine gute Gewohnheit aufgeschrieben und mit den besonderen Privilegien vereinigt. Ehe man nun dem Fürsten huldigte, mußte er sich dazu verstehn, den Inhalt der Pergamente förmlich zu bestätigen, öfter auch zu vermehren. In den Niederlanden hieß man dies Recht, welches jeder neue Fürst neu verbriefte, das Huldigungsrecht, und da man hier statt Huldigung sagte „fröhliche Auffahrt" der Fürsten, so nannte man auch das Recht einer Stadt oder Landschaft ihre „fröhliche Auffahrt" (joyeuse entrée).

Mit großem Ernst sahen die Niederländer darauf, daß

Huldigung war ihr großer Tag, da erschienen sie in [illegible] Glanze und verrichteten der Form wegen noch einmal, [illegible] des Amtes Brauch war.

Zuerst trat vor die Fürstin der Großkanzler, umg[illegible] von dem geheimen Rathe. Es waren dies Peter Broug[illegible] Herr von Hainin, Engelbert d'Enghien, Gerhardt d'Eng[illegible] Herr von Havrech, Pinkert de Herrines, Herr von Fra[illegible] der Schatzmeister, und Jean de Binch des Grafen Re[illegible] anwalt. Sie bildeten für den Hennegau eine Regierung, [illegible] sie schon seit zweihundert Jahren geordnet bestand. Der [illegible] kanzler (grand bailli) wohnte im Schlosse zu Mons, er [illegible] des Grafen rechter Statthalter und die Räthe standen [illegible] ihm als seine Minister. Er hatte des Grafen Gericht [illegible] üben in allen Sachen, die an Leib und Leben gingen, [illegible] die dorthin als an die höhere Instanz gebracht wurden. Er hatte zweitens des Grafen Vormundschaft zu führen über Waisen Wittwen und Schutzlose, er hatte drittens den Landfrieden zu wahren und viertens des Grafen Einkünfte zu erheben und zu verwalten. Aus allem diesen flossen fernere Rechte. In den Städten hatte er die Obrigkeiten anzuordnen. Handelte es sich aber um einen Lehnsfall, so berief er die seit Alters dafür bestimmten Pairs vom Hennegau zum Lehnshofe. Endlich lag dem Großbailli auch ob, für die Landesvertheidigung zu sorgen, die Mannschaften, welche die Zünfte und die andern kriegerischen Genossenschaften der Städte stellten, aufzurufen und sie im Verein mit den Soldtruppen des Fürsten in's Feld zu führen.

Gute Soldtruppen befehligten die Kastellane, welche die fürstlichen Burgen besetzt hielten. Der Vornehmste unter ihnen war der Kastellan von Mons, der in der Regel Mitglied des geheimen Rathes war. Auch er gehörte damals zu dem vielästigen Geschlecht der Enghiens, welche bei dem Glanze ihres Adels und der Größe ihrer Herrschaften beinahe Fürstenrang in Anspruch nahmen.

Hatten die Kastellane gehuldigt, so folgten nach der he die übrigen Beamten des Grafen, welche im Lande heilt über seine Grundholden das Gericht übten, seine össer und Güter verwalteten, seine Steuern Gerichts- teln und Zölle erhoben und nichts anderes verrechneten, wie den Ertrag der Jagden im Hennegau und der Fische- n der Schleusengelder und des Strandrechts in Holland. Die Beamten führten verschiedene Namen, bald hießen sie mtleute, bald Vögte, bald Rentmeister, Baillis und Drosten.

Diese waren nun des Fürsten eigene Beamte, sie trugen eine Wappen und seine Kleider, gerade wie seine eigentlichen Hausbeamten. Die Letzteren aber, die Mitglieder seines stän- igen Hofstaates, brauchten nicht mehr öffentlich zu huldigen. enn sie hatten gleich nach dem Ableben des früheren Herrn n neuen schwören müssen. Vielleicht waren auch zur Eides- tung schon andere Dienstleute damals vorgefordert. Denn saßen nicht mehr, wie ehemals, die Hofbeamten sämmtlich Stellen, die sie mit den zugehörigen Dienstgütern im erb- en Lehen hielten: die Fürsten nahmen vielmehr Bedacht auf, die Statthalter und Räthe nur auf Belieben, und es anging, auch die Kastellane und übrigen Beamten auf t einzusetzen, und zwar gegen einen bestimmten Jahres- alt. So ging aus ihnen allmählig ein Stamm von Be- en moderner Art hervor.

Das gesammte Gebiet aber, über welches sie zu schalten ten, umfaßte nur ein kleines Stück des Landes, nur einen nen Theil der öffentlichen Gewalt in demselben. Denn wenig hatte der Fürst zu sagen in den geweihten Hallen Stifter und Klöster und auf ihren großen Gütern? Ihre rsteher standen da mit ihren funkelnden Stäben und goldenen euzen, in ihren wallenden Gewändern, und verbeugten sich und bigten dem Fürsten als ihrem Schutzherrn, es blieben ihm h einige Pfründen zu vergeben offen. Das war aber les, im Uebrigen regierten die geistlichen Körperschaften

Huldigung war ihr großer Tag, da erschienen sie in ihrem Glanze und verrichteten der Form wegen noch einmal, was des Amtes Brauch war.

Zuerst trat vor die Fürstin der Großkanzler, umgeben von dem geheimen Rathe. Es waren dies Peter Brougnart Herr von Hainin, Engelbert d'Enghien, Gerhardt d'Enghien Herr von Havrech, Pinkert de Herrines, Herr von Frasnes der Schatzmeister, und Jean de Binch des Grafen Rechtsanwalt. Sie bildeten für den Hennegau eine Regierung, wie sie schon seit zweihundert Jahren geordnet bestand. Der Großkanzler (grand bailli) wohnte im Schlosse zu Mons, er war des Grafen rechter Statthalter und die Räthe standen neben ihm als seine Minister. Er hatte des Grafen Gericht zu üben in allen Sachen, die an Leib und Leben gingen, oder die dorthin als an die höhere Instanz gebracht wurden. Er hatte zweitens des Grafen Vormundschaft zu führen über Waisen Wittwen und Schutzlose, er hatte drittens den Landfrieden zu wahren und viertens des Grafen Einkünfte zu erheben und zu verwalten. Aus allem diesen flossen fernere Rechte. In den Städten hatte er die Obrigkeiten anzuordnen. Handelte es sich aber um einen Lehnsfall, so berief er die seit Alters dafür bestimmten Pairs vom Hennegau zum Lehnshofe. Endlich lag dem Großbailli auch ob, für die Landesvertheidigung zu sorgen, die Mannschaften, welche die Zünfte und die andern kriegerischen Genossenschaften der Städte stellten, aufzurufen und sie im Verein mit den Soldtruppen des Fürsten in's Feld zu führen.

Gute Soldtruppen befehligten die Kastellane, welche die fürstlichen Burgen besetzt hielten. Der Vornehmste unter ihnen war der Kastellan von Mons, der in der Regel Mitglied des geheimen Rathes war. Auch er gehörte damals zu dem vielästigen Geschlecht der Enghiens, welche bei dem Glanze ihres Adels und der Größe ihrer Herrschaften beinahe Fürstenrang in Anspruch nahmen.

Hatten die Kastellane gehuldigt, so folgten nach der
ihe die übrigen Beamten des Grafen, welche im Lande
rtheilt über seine Grundholden das Gericht übten, seine
hlösser und Güter verwalteten, seine Steuern Gerichts=
rteln und Zölle erhoben und nichts anderes verrechneten,
wie den Ertrag der Jagden im Hennegau und der Fische=
en der Schleusengelder und des Strandrechts in Holland.
iese Beamten führten verschiedene Namen, bald hießen sie
ntleute, bald Vögte, bald Rentmeister, Baillis und Drosten.

Diese waren nun des Fürsten eigene Beamte, sie trugen
ne Wappen und seine Kleider, gerade wie seine eigentlichen
usbeamten. Die Letzteren aber, die Mitglieder seines stän=
gen Hofstaates, brauchten nicht mehr öffentlich zu huldigen.
enn sie hatten gleich nach dem Ableben des früheren Herrn
m neuen schwören müssen. Vielleicht waren auch zur Eides=
istung schon andere Dienstleute damals vorgefordert. Denn
saßen nicht mehr, wie ehemals, die Hofbeamten sämmtlich
Stellen, die sie mit den zugehörigen Dienstgütern im erb=
ichen Lehen hielten: die Fürsten nahmen vielmehr Bedacht
arauf, die Statthalter und Räthe nur auf Belieben, und
o es anging, auch die Kastellane und übrigen Beamten auf
eit einzusetzen, und zwar gegen einen bestimmten Jahres=
halt. So ging aus ihnen allmählig ein Stamm von Be=
nten moderner Art hervor.

Das gesammte Gebiet aber, über welches sie zu schalten
atten, umfaßte nur ein kleines Stück des Landes, nur einen
einen Theil der öffentlichen Gewalt in demselben. Denn
ie wenig hatte der Fürst zu sagen in den geweihten Hallen
r Stifter und Klöster und auf ihren großen Gütern? Ihre
orsteher standen da mit ihren funkelnden Stäben und goldenen
reuzen, in ihren wallenden Gewändern, und verbeugten sich und
ldigten dem Fürsten als ihrem Schutzherrn, es blieben ihm
ch einige Pfründen zu vergeben offen. Das war aber
lles, im Uebrigen regierten die geistlichen Körperschaften

sich und ihre Untersassen allein und fragten keinen Andern darum. Wenn ein Fürst die vielen und reichen Dörfer und Höfe und Forsten der geistlichen Herren ansah, die seiner Gewalt entzogen waren, hatte er nur den einzigen Trost, daß er zur Nothzeit aus ihnen lange Summen als Geschenke herauspressen könne.

Nach den Prälaten, den Aebten, Aebtissinen und Kapitelherren zogen mit ihren Bannern und Fähnlein auf die großen und die kleinen Edelleute, sie empfingen ihre Lehen und schwuren der Fürstin ewige Treue. Sie huldigten ihr als der Herrin ihrer Güter und Personen, — allein Jeder blieb dennoch König auf seinem Grund und Boden. Um die Ordnung in ihren Städten Dörfern und Burgen, um die Bestallung ihrer Dienstleute hatte kein Fürst sich zu kümmern: sein Einfluß darauf war gänzlich ausgeschlossen, es sei denn, daß einem großen Landesunheil zu steuern war.

Nach den Beamten, nach den stolzen und glänzenden Reihen des geistlichen und weltlichen Adels erschienen endlich in dichteren Gruppen die Städter. An ihrer Spitze schritten würdig einher die Schultheißen mit ihren Schöffen, die Bürgermeister mit ihren Räthen, dann die Patrizier sämmtlich, dann die Zunftmeister. Auch von ihnen trug Jeder das Schwert an der Seite, und gleichwie unter dem Landadel zeichneten Gold und Scharlach auch hier einen oder andern Geehrten aus, welcher den Ritterschlag empfangen hatte. In ruhiger Haltung stellten die Stadthäupter sich um den Thron, sie zuerst legten den Eid ab. Dann wurde die Huldigungsformel laut verlesen und die gesammte Bürgerschaar erhob Hand und Zuruf zum Zeichen der Zustimmung. Weislich aber hatten die Städter ihre Rechte und Freiheiten sich vorher verbriefen lassen, und nach diesen waren sie ihre eigenen Meister hinter und vor ihren Mauern, soweit sich das Weichbild streckte. Kein Fürst konnte diese gute Gewohnheit brechen. Wohl durfte er, wenn ihm die von den Bürgern gewählten Stadtbehörden

nicht gefielen, andere fordern: allein in ihre Amtsthätigkeit konnte er nicht mehr eingreifen.

Es überschaute mancher Fürst bei seiner Huldigung all diese Gruppen und dachte in seinem Herzen, wie sie so schwer zu einem tüchtigen Ganzen zu fügen, und wie ihr Eigenwille und Mißtrauen unentrinnbare Fesseln blieben für seine schönsten Pläne. Allerdings war er in den Schranken seiner Regierungsgewalt nur Gott und dem Kaiser verantwortlich, — doch wie eng und gemessen waren diese Schranken! Wollte er einen Schritt weiter gehn, wollte er etwas durchsetzen, was irgendwie den Boden berührte, auf welchem tausend Andere in seinem Lande gerade so eigenherrlich waren, wie er selbst, so mußte er sich erst mühsam ihrer Zustimmung versichern. Besonders drückte ihn das, wenn er zu einer Kriegsfahrt oder andern Unternehmung mehr Geld und Hilfe bedurfte, als ihm seine eigenen Einkünfte und Dienstleute gewährten. In solchen Fällen berief er „die Prälaten Stifter Edelleute und guten Städte", wie die Formel im Hennegau hieß, nebst seinen vornehmsten Beamten zur Berathung und Bewilligung. Jedoch auch aus freien Stücken versammelten sich diese Landstände, wenn nach ihrer Ansicht die Noth es verlangte, feierlich ihre vereinigte Willensmeinung zu erklären, damit des Fürsten Regierung sich danach richte. Ihre Rechte aber, und was der Fürst dem Lande leisten müsse, und worüber er nicht hinauskönne, das ließen sich auch die Landstände Punkt für Punkt bei der Huldigung verbriefen und versiegeln, und jeder neue Regierungsantritt bot eine gute Gelegenheit, erst auf Abstellung von Mißbräuchen der vorigen Regierung zu dringen, ehe man zur Huldigung bereit war.

War nun die endlose Reihe der Eide und Gelöbnisse abgelegt, so folgten Festtafel und vielleicht Turniere und Abendtänze. Dabei verrichteten die Herren der Erbämter zum Scheine ihren Dienst. Die Städte aber und die reichen Abteien verehrten dem neuen Fürsten ihre Geschenke. Ein

hatten sie auch für diese Gebiete in ihrem geheimen Rath eine ständige Behörde gebildet, „unsere Bannerherren Ritter und Knappen von unserm Rathe“, wie es in den Urkunden heißt, in dessen Mitte die obersten Regierungsgeschäfte zusammenflossen. Ein paar Räthe waren immer um die Person des Fürsten, andere für gewöhnlich im Haag zu treffen. Es gehörten dazu die drei Statthalter von Nordholland, Südholland, Seeland, die jedoch keineswegs die hohe und [illegible] Stellung des Hennegauer Großkanzlers einnahmen. Der vornehmste im Rathe war der Schatzmeister, und wollte der Fürst einen seiner Vertrauten besonders ehren, so ernannte er [illegible] auch zu seinem Kammerherrn. Die Räthe aber, welche Herzog Wilhelm seiner Tochter als die Stützen ihrer Jugend hinterlassen hatte, waren der greise Walram von Brederode, der vielversuchte Kriegsführer, — Johann von Montfort, der auch Rath und Kammerherr ihres verstorbenen Gemahls gewesen und nach des treuen Eggert Tode dessen Schatzmeisteramt erhielt; — ferner Philipp von Wassenaar, der stolze Burggraf von Leyden, — der freie Herr Stryen und Sevenbergen, der bei Herzog Wilhelm besonders hoch in Gunst und Vertrauen gestanden, — der Drost Arnold von Leyenburg zu Gorkum, — die reichen Barone Johann von Haemstede, Johann von Culenburg, Jakob Herr von Gaesbeck Abcoude Pütten und Stryen, und Florenz von Borsselen. Es waren so ziemlich die Vornehmsten und Reichsten des Adels. Die Häuser der letzten Beiden hatten es sonst mit den Kabeljaus gehalten, — durfte man darauf rechnen, daß sie ebenso, wie dem gewaltigen Herzog, auch seiner zarten Nachfolgerin Treue hielten? Warum nicht? War doch auch der am meisten Gefürchtete erschienen, der Oheim von Lüttich, und erhob keine Einsprache, als man sich in Holland rüstete, Jakobäa huldigend zu empfangen.

Nach den Räthen erschienen unterthänig die übrigen Ritter und Knappen vom Hausgesinde, voran die Meisterritter und Meisterknappen, welche Hofmarschallsdienste thaten, die andern

Ihnen gleich an Ehre und Vertrauen standen die „Dienst-
on Holland und Seeland". Diesen Namen führten
nehr die ehemaligen Dienstmannen und Ministerialen,
onderstellung war längst in der Neubildung des Adels-
untergegangen. Dienstleute von Holland oder Seeland
jetzt die fürstlichen Beamten, welche rings im Lande
lt ihre Bezirke hatten, in denen ihnen Gerichtspflege
Verwaltung, meist Beides zusammen, oblag. Sie hießen
er BaillUws (Kanzler) oder Schultheißen (Schouts),
ie waren Rentmeister, oder Deichgrafen, oder Forst-
(Houtvester). Für den Fürsten hatten sie nach zwei
ngen ihre Bedeutung. Einmal mußten sie sein landes-
hes Ansehn vertreten, Recht und Frieden handhaben,
riege das Landesaufgebot sammeln und alles Andere
n, was zum öffentlichen Dienste gehörte. Wichtiger
rschien dem Fürsten ihre zweite Aufgabe, nämlich die
nfte, welche er aus dem Lande zog, zu erheben und,
m sie ihren Besoldungsantheil abgezogen, den Rest an
bersten Schatzmeister (Tresorier) abzuführen. Es kam
wenig darauf an, die Steuern, welche sich unter jeder
rung vergrößerten, pünktlich einzubringen und die zweite
zquelle, die Strafgelder, mit Manier flüssig zu halten.

Es gewährt einen Einblick in das Staats- und Regierungswesen jener Zeit, wenn wir auch nur flüchtig die einzelnen Posten der Jahresrechnung betrachten. Holländischer Brauch war ja deutscher Brauch, verbreitet durch das ganze Reichsgebiet.

Zur eigentlichen Steuer gehörte die alte herkömmliche Gabe, welche als Wein- und Kleidungsgeld oder unter ähnlichen Namen als Beitrag zum fürstlichen Hofhalt ständig geworden. Sie betrug in Seeland 1346, in Holland nur 667 Pfund. Dagegen hatte Holland noch den hundertsten Pfennig gewährt, welcher des Jahrs 618 Pfund einbrachte. Da aber für die Hofkasse die regelmäßige Steuer nimmer genügte, so war es Brauch geworden, dann bei dieser, dann bei jener Stadt oder reichen Abtei eine Summe Geldes aufzunehmen, 300 Pfund oder 50 Pfund, je nachdem man sie auftrieb. Diese Gelder — im Jahre 1409 betrugen sie an 1070 Pfund — wurden nicht zurückgezahlt, sondern den Vorstreckern angerechnet auf Beden Strafgelder und herkömmliche Geschenke, die etwa später zu leisten waren. Man hatte sich einmal gegenseitig auf den Fuß eingerichtet, solche Gelder zu fordern und zu zahlen. All diese Steuern der Unterthanen betrugen also jährlich gegen 3700 Pfund: daneben fielen die bloßen Strafgelder mit 2200 Pfund erklecklich in's Gewicht. Es war also doch finanziell etwas werth, oberster Gerichtsherr im Lande zu sein. Da blieben zuerst von den kleinen Strafgeldern, wie sie das Jahr über bei den Gerichten zusammenflossen, noch immer recht schätzbare Summen für den Landesherrn übrig, trotz der ansehnlichen Abzüge, welche den Gerichtspflegern gebührten. Da hatten ferner hier ein Todschläger von des Herrn Gnade sein Leben, ein Anderer sich von der Verbannung loszukaufen. Da war von dem einen Dorfe die zugemessene Deicharbeit, von dem andern das herkömmliche Aufgebot an Bewaffneten nicht gestellt: sie hatten es mit Gelde zu büßen. Reicher Zuflüsse aber erfreute sich

ferner hier und da Stücke von noch herrenlosem
und Boden wurden zu Gunsten der Hofkasse zu Gelde
ht: im Jahre 1409 betrugen die Kaufgelder davon nahe
Pfund. Sodann aber ließ sich, gleichwie die fürstliche
chtigkeit, auch des Herrn besondere Gnade versilbern.
Fürst verstattete der einen Bürgerschaft das gewünschte
gericht, einer andern die gewünschte Zollstätte: beide
kten sich mit einem schönen Stück Geldes. Nahe 350
kam für dergleichen im genannten Jahre auf. Uebrigens
der Fürst auch seine eigenen Zollstätten, sie brachten
nur 70 Pfund. Die öffentlichen Geldwechsler bezahlten
benſoviel. Beträchtlicher, als von beiden zusammen,
ein Einkommen vom Schlagschatze. Jede Stadt oder
Bauerschaft schlug gern ihre eigenen Münzen mit
eigenen Wappen darauf. Der Schlagschatz davon ge-
dem Fürsten: er betrug blos in Holland nicht weniger,
s Jahres 450 Pfund.

Die Rechnungen der Hofkasse führten noch einen Posten
nämlich für verkaufte Häute von Ochsen und Schafen.
Häute fielen in's Jägerrecht, von den Ochsenhäuten nah-
ie Meisterritter und Meisterknappen, von den Schaf-
die Köche ihren ansehnlichen Theil, wie er auf Ostern,

auch ihre Pfeifer und Herolde, gleichwie fürstliche Perso
Um all dies Volk zu verpflegen, hatten die Ackerhöfe
Forsten, die Mühlen und Fischereien des Fürsten bestä
Lasten von Korn und Mehl, Wild und Honig, Wein
Bier, Mastvieh, Häringe und andere Fische, nebst Holz
und Heu zu liefern. Diese regelmäßige Zufuhr reichte
längst nicht aus: deshalb hatte die Hofkasse jährlich
2000 Pfund an die Küchenverwaltung zu zahlen. Die g
Hälfte davon ging freilich für Wein und Bier auf: in
verlangte der Geschmack Erlesenes aus verschiedenen Länd
Herbergskosten auf Reisen wurden besonders berechnet, m
etwa 1200 Pfund. Für Kanzleikosten, Spiel- und Opfer-
gelder der Herrschaft, für Kleidung Kleinodien und Pelz-
werk, für Waffen Pferde und Geschirr, für Geschenke an Pfeifer
und Herolde kamen etwa 600 Pfund in Ausgabe. Der Sold
der beständigen Haustruppen erforderte neben freier Verpflegung
an 200 Pfund. Das Alles zusammen belief sich auf etwa
4000 Pfund: aber fast ebenso hoch berechneten sich die Aus-
gaben für die beständige Kriegsbereitschaft des Fürsten. Die
Sold- und Zehrungsgelder für Edelleute, welche auf des
Fürsten Befehl mehr Rosse und Kriegsknechte unterhielten oder
längere Zeit in Waffen standen, als ihre Lehnspflicht mit sich
brachte, die Unterhaltung der Kastellane und Söldner in
Burgen und Städten, die Schiffs- und Wagenheuer, die Kosten
für Anschaffung von Geschütz und Feuerpfeilen, die Baukosten
an Thürmen und Mauern in festen Plätzen, — solche Aus-
gaben hörten niemals auf und wuchsen beständig.

Wenn Ende des Jahres die Meisterknappen vor Rath
und Geheimschreibern des Fürsten Rechnung ablegten und
sich ein Ueberschuß in der Hofkasse fand, erschien es wie ein
halbes Wunder. Auch bei dem reichen Hofe von Holland
herrschte, trotz der großen Zubuße aus dem Hennegau, nicht
selten Geldnoth. Die Kriegsknechte wurden wild, wenn der
Sold ausblieb, und man suchte sie guten Muths zu erhalten,

Hoffest gab, wie die Hochzeit und Ausstattung einer
in oder der Ritterschlag eines Prinzen. Der Landstände
u sein, durch ihre Mehrheit beständig Geldhilfe zu
das war für manchen verschwenderischen Fürsten Grund
, sich an eine Partei zu fesseln.

Als Jakobäa im Haag erschien, als sie in der Hoheit
gierenden Fürstin die Hausgenossen ihres Vaters wieder
te, konnte sie ihnen fürstliche Treue schwören von Grund
Herzens. Denn ihr Herz sagte es ihr, diese Männer
sie und ihre Sache im Leben und Tod nicht verlassen.
nnte ja alle diese Ritter und Knappen von Kindheit
ter ihren Scherzen und Artigkeiten war sie aufgewachsen;
erzog Wilhelm, der Farbe hielt in Liebe wie in Haß,
cht leicht einen Getreuen wieder von sich. Um so
nd muthiger klangen die Stimmen dieser hoekischen
r, als sie seiner Tochter huldigten. Leuchteten doch
gen noch von Stolz und Freude, weil sie eben erst
fährlichen Feind niedergeworfen, der Jakobäa gern die
krone ihres Vaters geraubt hätte.

In den vordersten Reihen standen Jakobäas Blutsver-
, sämmtlich Männer, die keine Gefahr kein Bedenken
und ihr leidenschaftlich ergeben. Der eine war Ritter

und von ihm den Hofmarschallsstab und die Hand seiner geliebten Tochter erhalten hatte. Denn Beatrix Ludwig und Eberhard waren Jakobäas Geschwister, wenngleich nur in Bastards Weise. Allein Bastarde, die sich ihrer Herkunft rühmten, die in den fürstlichen Familien als eine Art von Halbgeschwistern anerkannt wurden, gab es damals an den meisten Höfen. Jene ritterliche Zeit machte ja einen großen Unterschied zwischen Ideal und Natur. Man hob verehrte Damen hoch in den himmlischen Aether, unten auf der Erde aber gönnte man sich möglichste Liebesfreiheit. Gewöhnlich wurden die Bastarde wilde Kriegsleute, welche sich Ruhm und Ritterschaft mit dem Degen pflückten. Schien ihre Gemüthsart für diese harte Laufbahn zu sanft, so bedachte man sie mit einer reichen Abtei oder Domherrenpfründe, welche den Flecken ihrer Geburt vergoldete. Jakobäas natürliche Brüder und deren Verwandten hatten sich das Wort gegeben, all die Liebe, welche sie von ihrem Vater erfahren, an seiner Tochter Jakobäa zu vergelten: sie beschützten und bewachten sie in der Mitte ihrer Feinde wie das edelste Kleinod. Zwei Oheime Jakobäas von gleicher Herkunft waren verbündet mit ihnen, Herzog Albrechts natürliche Söhne. Adrian war Schultheiß von Dortrecht, ein berühmtes Kriegshaupt, gefürchtet wegen seiner Härte und gesucht wegen seines klugen Rathes. Gleichwie dieser im südlichen Holland, hatte sein Bruder Wilhelm einen wichtigen Posten im Norden, er war Kastellan von Medenblick und bekam später dort die Herrschaft Schagen. Er hatte sich vom heiligen Grabe den Ritterschlag geholt, zweimal war er in Jerusalem gewesen, und nicht das allein, auch das Grab der heiligen Katharina, der hochverehrten Schutzherrin der Ritterschaft, hatte er aufgesucht auf den Höhen des Sinai. Noch Einer gehörte in diese Reihe, wenn auch nur sehr entfernt mit Jakobäa verwandt. Es war Johann Bastard von Blois, mit dem Zunamen Treslong, ein Sohn des vorletzten fürstlichen Grafen von Blois, der auch

Herr von Gouda und Schoonhoven gewesen. Dieser Bastard war seiner großen Besitzungen und seiner Herkunft wegen einer der Angesehensten unter den Landständen in Holland, der Letzte aus dem Geschlechte der Blois. Er führte einen kühnen Degen und stand bei Herzog Wilhelm hoch in der Gunst, für dessen Tochter Jakobäa handelten Jan Treslong und insbesondere sein Weib als leidenschaftliche Parteigänger.

Der Bastard von Blois war zur Zeit Kastellan in Gouda. Ritter Adrian hielt Schoonhoven besetzt. Leyenburg wich nicht vom Gorkumer Schlosse. Amsterdam wurde von Montfert und Byanen, Haerlem von Haemstede und von dem Schultheiß Gerhardt Albout, Delft von Philipp von Blote gehütet. Letzterer hatte einst sein Schwert in Adelheids von Poelgeest Blut getaucht, es war für seinen Herrn, den damaligen Erbprinzen Wilhelm geschehn: dieser vergalt es ihm als Herzog und vertraute ihm die heimlichsten Botschaften. Die wichtige Festung Gertrudenberg bewachte der tapfere Dietrich von der Merwede, das starke und mächtige Sevenbergen stand unter seinem Herrn Gerhardt von Stryen, Dietrich von Langerack war Kastellan in Workum und Löwenstein, Johann von Cronenburg zu Heusden, Wilhelm von der Boichorst in Schiedam, Gerhardt von Poelgeest in Rotterdam. Auf Seeland hielten Florenz von Haemstede, Florenz von Borsselen, Philipp von Cortgene, Florenz von Abele gute Wacht. Ueberall hatte man die wichtigsten Plätze mit Treuen und Tapfern besetzt, welche bewaffnete Bürger und Bauern sich zur Seite hielten, oder wo diese nicht ausreichten, Söldner befehligten.

Aber noch andere reiche Herren und feste Männer boten sich dar, jeden Augenblick bereit, schwierige Botschaften auszurichten, Burgen zu stürmen, Kriegsschiffe zu führen. Johann von Eulenburg, Johann von Byanen, dessen heldenmüthigem Weibe man die Bewachung des Schlosses Leerdam anvertrauen konnte, Barthold von Assendelft, Helmich von Doornich, Arnold Spiering, Gerhardt von der Zyl, Johann von

Heenvliet, Walter von Gent, — diese Alle waren unermüdlich im Dienste Jakobäas und der Partei. Vertrauen aber verdienten auch die tapfern Brüder von der Lecke, Arnold von Duivenvoorde, Dietrich von Heukelom, Dietrich von Zanthorst, Daniel von Cralingen, Adrian von Matenesse, Arnold von Hodenpyl, Johann von Dorp, die Brüder Herlaer, von dem Poel, von Cronenburg, in deren Häusern je drei Brüder zugleich Ritter waren, und noch viele andere.

Allein — so viele edle Degen, soviel kühne und tapfere Ritter und Knappen sich in Holland um Jakobäa drängten, ihre Ritter aus dem Hennegau, welche sie auf der Huldigungsreise begleiteten, konnten sich nicht verbergen, daß das Holländische ein ganz anderes Land sei, als der Hennegau. Da flaggeten in so vielen Städten Schiffe im Hafen, und tummelten sich auf den Kanälen in bunt geschmückten Booten jauchzende Matrosen. Da reihten sich dichte reichgerüstete Bürgerschaaren, die Fürstin zu empfangen. Auch vom platten Lande kamen Züge freier wohlbewehrter Landleute herbei. Und dann zogen all die Haufen, stolz schreitende Trommler und Pfeifer voran, mit klirrenden Waffen und prunkenden Bannern zu den Kirchen, zu den Rathhäusern, zu den Vierschaaren, und sie standen da und horchten wohl auf, ob Jakobäa Wort für Wort den altherkömmlichen Eid leiste: „daß sie all ihren Unterthanen und guten Leuten in Städten oder außerhalb derselben hold und getreu sein, und ihnen alles das, was ein guter Landesherr seinen Unterthanen von Rechtswegen zu thun schuldig, thun wolle; und daß sie ihnen allen und einem jeden insbesondere verspreche: sie in allen ihren Rechten Privilegien und Freiheiten, die sie hätten, zu erhalten und ihnen die Bestätigung darüber unter fürstlichem Siegel zu geben, und dieselben zu vermehren und nicht zu vermindern".

Die Ritter aus dem Hennegau mußten es merken, daß auf den holländischen Ebenen zwischen den Flüssen und Meerarmen eine andere Luft wehe, ein anderes Lebensgesetz das Volk durch-

[illegible]ge, als droben auf den grünen Hügeln und Bergen ihrer [illegible]rlichen Heimath. Zwar standen auch in Holland noch die [illegible]rüste des Feudalstaates, wie wir sie im ersten Buche ent[illegible]elten: allein innerhalb dieses Rahmens drängte sich ein voll[illegible]sgewachsenes Bürgerthum im Bauern- wie im Städterrock, [illegible] Bürgerthum, das außer dem Fürsten keinen Herrn über sich [illegible]lben wollte. Auch der holländische Adel war stolz und ener[illegible]isch, allein wo fand er eine Stütze? Weder in den Bauern, [illegible]och in der Geistlichkeit. Im Landvolk war der alte germa[illegible]ische Freiheitssinn nicht erloschen, und der Klerus hatte schon [illegible]nge wenig mehr zu bedeuten, in Holland erschienen keine Aebte [illegible]nd Prälaten auf dem Landtage. Wenn also der Fürst nicht dem [illegible]del half, so war dieser auf seine eigenen Kräfte angewiesen.

Lange hatten nun die reichen Städte unter hoekisch [illegible]esinnten Fürsten sich beugen, des Adels Hochmuth ertragen [illegible]üssen, — doch was schadete das der innern Macht der Städte? Hatten sie doch beinahe fünfzig Jahre lang das Glück eines Friedens genossen, der immer nur vorübergehend gestört war! In dieser langen Zeit konnten sie ihre Handels[illegible]macht steigern, ihre Gewerbe verstärken, ihre Fischereien aus[illegible]ehnen. Die Erfindung, welche Beukelssohn damals vor etwa [illegible]wanzig Jahren im Einpökeln der Häringe machte, war für [illegible]ie holländischen Städte so viel werth, als die Entdeckung [illegible]alifornischer Goldlager. Kurz, die rüstige Volksmenge, die [illegible]eichthümer, die Bildung der Städte waren fort und fort [illegible]ewachsen, und damit das Bewußtsein, daß ihnen allein der [illegible]auptplatz in der Ordnung der Landessachen gebühre. Die [illegible]tarke Hand des Herzogs Wilhelm hatte die Städte noch eine Zeit lang niedergehalten: hätte er länger gelebt, würde auch [illegible]r nicht gehindert haben, daß entweder die Prinzipien, welche [illegible]ie Städte vertraten, sich zur vollen Freiheit erhoben, oder es kam zu einem letzten furchtbaren Zusammenstoße mit dem [illegible]oekischen Adel.

Die städtische Macht entfaltete sich am reichsten im

Heenvliet, Walter von Gent, — di ... e ältesten Städte
im Dienste Jakobäas und der ... n diesen Mitteltheil
dienten auch die tapfern Bre... üden hießen die Mündun
Duivenvoorde, Dietrich vor ... n zwischen den Flüssen, w
horst, Daniel von Eralin ... n bis nach Seeland dehnten,
von Hodenpyl, Johan ... streckte sich reines Bauernland,
von dem Poel, von ... Waterländer und Westfriesen.
Brüder zugleich ... Hauptstädten lagen nun in Nordho
Allein — ... nehmste war Haerlem, uralt und voll
Ritter und ... eine nicht minder ansehnliche, aber unr
ihre Ritter ... füllte den Umkreis von Delft. In Leyd
gungsreif ... der erbliche Burggraf, der Herr von ...
Holländ ... Amsterdam ganz im Norden zeigte sich
Da ... glühende Stadt voll Bürgerstolzes.
tum ... Süden Rotterdam und Schiedam nach.
ja ... die wohlhabende Brauerstadt, war von alte
... hoekisch: jedoch hatte auch hier sich bereits ein
... Gesinnter angesetzt. Oudewater hielt es mi
... diese Städte waren voll Handelseifer und Untern
... Zwar zogen sich auch in diesen Gegenden n
... ungen von einem Flußufer zum andern. Von ...
z. B. bis nach Haerlem konnte man fortwährend im
Waldesschatten gehn. Jedoch immer tiefer in das ...
grün hinein bauten sich die hellen Städte, immer
wurden von Schiffen und Wagen die Land- und Wasse
von einer Stadt zur andern. Wenn diese Bürger ihr
vereinigten, was vermochten dagegen die edlen Herren, so
sie auch geblieben in der Kraft und Einigkeit ihrer G

Die Stammburgen der altbewährten hoekische
schlechter in Nordholland standen bewehrt mit Thürm
Gräben in der Nähe der Städte: die von der Binkh
Delft, die stammverwandten Geschlechter der Wassena
Duivenvoorde bei Leyden, die Boichorst und Haemst
Haerlem. Diese alle waren Bannerherren. Der

Kleinadel, der rings im Lande zerstreut wohnte, horchte auf sie als die gebornen Führer. Kabeljauisch gesinnte Herren, wie die Naeldwyck, Marschälle von Nordholland, die Swieten, Alkemade, waren nicht häufig.

Dicht bei Haerlem fing das freie Bauernland der Kennemer an. Hier erhob sich das alte prächtige Stammhaus der Brederode. Die nahen Heemskerk hegten, gerade den Brederodes zum Trotz, kabeljauische Neigungen. Die Ostseite des Halbinselhakens, in welchen Holland hier ausläuft, bewohnten die Waterländer, den Norden nahmen die Westfriesen ein. In diese Gegenden, wo zwischen unabsehlichen Seen und Buchten und Wasserströmungen die freien Gehöfte der Bauern standen, mochten sich die Burgen der Edelleute nicht hineinwagen. Erst in der letzten Zeit hatten sich die Nächsten aus Herzog Wilhelms Familie an den Rändern angesiedelt. Eberhard der Bastard saß in Hoogtwoude, Ritter Wilhelm, sein Oheim gleicher Herkunft, in Medenblick. Letzterer fing an, sich in Schagen anzubauen. In der Nähe von Edam hatte sich der alte reiche Handelsherr und Schatzmeister Eggert Land und Güter zusammengekauft und eine Burg errichtet. Von seinem Freunde, Herzog Wilhelm, war ihm das Ganze zu einer freien Herrschaft mit hoher und niederer Gerichtsbarkeit erhoben, und der Kaiser Sigismund hatte den neuen Bannerherrn bestätigt, dennoch nahm der alte Eggert den Ritterschlag nicht. Sein Sohn aber dachte: da Herzog Wilhelm nicht mehr lebe, würden die Kabeljaus ihn bald in's Gedränge bringen. Er eilte deshalb nach des Vaters Tode, die neue Herrschaft seinem Schwiegervater, dem Ritter Gerhard v. d. Zyl zu verkaufen, und zog mit den väterlichen Reichthümern nach Flandern, wo er ein Kloster stiftete.

Gleichwie nun die vorgenannten Edelleute, waren die Bauern und Fischer und Schiffer im Kennemerlande, in Water- und Westfriesland dem angestammten Fürsten treu ergeben. Sie strömten zusammen zur Huldigung auf ihren alten Malstätten

zu Katwyck und auf dem Stoppelnberge, und schauten dabei
fröhlichem Blicke auf ihren kriegsberühmten Hauptmann,
Ritter Wilhelm Nagel. Im Innern des Landes gab es
keine Städte, nur etwa Alkmar ausgenommen, welches
erst anfing, sich städtisch auszubauen. An der Küst-
Südersee dagegen reihten sich Medenblick Enkhuysen
Monickendam. Diese Städte waren, mit Ausnahme des
Enkhuysen, jetzt sämmtlich gut hoekisch, Reichthum und
sches Selbstgefühl hatten sich hinter ihren Thoren noch
festgesetzt. Jedoch begannen sie, sich rasch zu entwickeln,
Hoorn hatte man eben das erste große Heringsnetz gestrickt.

Der Brederode Stammherr war kein anderer, als ein
jüngerer Sohn aus dem Grafenhause von Holland, der vor
vierhundert Jahren im Kampfe gegen die Friesen gefallen.
Deshalb rühmten sich die Brederode fürstlicher Abkunft und
durften grauen Hermelin oder schwarzen Pelz tragen, was
minder erlauchten Geschlechtern nicht zustand. Es gab einen
alten Spruch, der folgender Gestalt die edelsten Geschlechter
bezeichnete: „die Brederodes die Edelsten, die Wassenaars die
Aeltesten, die Egmonds die Reichsten, die Arkels die Kühnsten“.

Doch wo waren jetzt die Arkels und Egmonds? Im
Kerker oder in Verbannung, ihre Burgen und Städte in des
Fürsten Händen. Auch diese so Hochstehenden hatte das Schick-
sal erfaßt, welches im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte
eine lange Reihe von Bannerherrn stürzte, daß nur Fürsten
und Städte davon Nutzen zogen. Verschwunden waren die
freien Herren von Ryswik, Teilingen, Voorne, Amstel, Hoorn,
Jutfaes, Heusden, Altona, Wateringen, Waterland und an-
dere. Ihre Burgen dienten fremden Herren, oder es wuchsen
schon Gras und Kräuter auf ihren Ruinen. Jetzt sollten auch
die hohen Zinnen des Ysselstein zu Boden. Als Jakobäa
in den letzten Tagen des Juni zur Huldigung in Schoon-
hoven erschien, kamen die Utrechter und forderten, daß man
ihnen den Ysselstein preisgebe wie gelobt worden. Brederode

und Pferde, Brechstangen und Balken zum Einstoßen
tern, und sie zogen mit Brederode hinaus zu der ver=
Feste und fingen an zu brechen und niederzureißen,
en nicht ab, als bis die Burg und die Stadtmauern
den lagen. Nach dem Entehren des Banners war
rgste Schimpf, wenn man einem Ritter oder einer
meinde die Mauern und Thürme niederriß, welche
platten Lande unterschieden und welche mit dem Blut
rfahren benetzt waren. Diese Grausamkeit war hier
nöthig und sie ärgerte viele Holländer in der Seele,
Yſſelſtein war in den Utrechter Kriegen die aller=
starke Grenzfestung gewesen.
ie Gemüther der Einwohner von Yſſelſtein und der
n Städte Gorkum und Leerdam wurden mit der Zer=
der Egmondschen Feste wahrlich wenig gewonnen.
r, im östlichen Theile von Südholland gab es genug
erren und Städte, welche feste Hoeks waren. Zuerst
tigen Herren von Montfort, vier von ihnen waren
der Herr von Culenburg, von der Merwede und von
von der Leck und viele andere. Auch die Reihe der
Städte an der Maas — Workum Heusden Altona
berge, worin Herr von dem Poel Kastellan, — war

in ihrer Umgegend aber, auf den Inseln Pütten und
dehnte sich das Gebiet des reichen Herrn von Gaesbe
der es gern mit den Kabeljaus hielt.

Endlich hatte der Lütticher Erwählte, Herzog :
von Bayern, auf zwei Seiten ausgedehnte Gebiete.
Ostvoorn und Briel gränzte er im Süden ebenso nahe
Dortrechter, wie er im Norden den Amsterdamern na
mit seiner großen Herrschaft Goyland und deren (
Weesp Muyden und Naarden. Außerdem gehörte i
Herrschaft Woerden. Wollte er gegen Jakobäa feindli
treten, so konnte er an beiden Enden die Kriegsmi
aller Stille vorbereiten.

Drittes Kapitel.

Absage Johanns von Bayern.

rbannten und die heimlichen Kabeljaus. Auflauf und Strafe. ng über den Pfeilstein. Friedensmandat. Widerstand der Dort- Nöthigung zur Brabanter Heirath. Stellung Johanns von Jakobäas Nachfolge und das Recht. Kaiser Sigismund in Versöhnung Johanns mit den Lüttichern. Erbitterung des Kai- er die Burgunder. Die rheinischen Fürsten. Landständische Rechts- g. Dreiregierung von Jakobäa mit Mutter und Oheim. Heiraths- lungen. Verwandtschaft des Brautpaars. Vorbehalt für Johann bern. Verlobung zu Biervliet. Huldigungsreise Jakobäas durch Adel und Städte in Seeland. Die Vorsselen. Jakobäa in 9. Johanns von Bayern Pläne. Widerstand der Hoeks und 8. Andrängen der Kabeljaus. Johann nach Dortrecht. Sein Brief an die Städte. Landtag zu Schoonhoven. Kriegserklärung. der Verbannten. Johann zu Dortrecht anerkannt. Aussichten. Seine und des Kaisers Erklärung zu Konstanz.

Jakobäas Huldigung geschah in Pracht und Herrlichkeit, sah sich umdrängt von jubelnden Unterthanen. Allein tatthalter und Räthe, diese Bürgermeister und Schöffen, mtleute und Kastellane, die ihr nicht Ehre genug er- konnten, — waren sie nicht sämmtlich ausgesuchte Von den Kabeljaus aber lebten die besten Männer annung, draußen auf den Gränzen war es, wo sie n und umherschlichen. Keine Stadt, die unter ihnen itbürger zählte, keine in welcher Hoeks herrschten, gelitten, daß ihre Verbannten bei der Huldigungs- rückkämen. Früher in Ueberfluß gesättigt, aßen sie on lange das bittere Brod der Fremde. Denn was n Menschen damals lieber, als die Heimath? Und ie Noth sie lehrte, Armuth zu erdulden und fremde

Stiegen zu ersteigen, dann glühte nur der eine Wunsch in ihrer Seele: Gott möge sie nicht sterben lassen, bis sie Rache genommen an ihren Feinden. Nicht anders dachten auch genug heimliche Kabeljaus, welche noch in den Städten wohnten. Verdammt blieben auch sie zum Dulden und Schweigen. Zornig wandten sie sich von Jakobäa ab, als sie sahen, wie die junge Fürstin von den Hoeks so umlagert und gefesselt war, daß sie sogar den Ysselstein durch Utrechter Hand niederwerfen ließ. Als Jakobäa Anfangs Juli nach dem Haag kam, zogen ihr die kabeljauisch Gesinnten aus Haerlem entgegen, sie hatten sich ein falsches Stadtbanner machen lassen, denn das ächte alte gaben die Haerlemer Hoeks nicht heraus. Selbst in Gouda gab es Unzufriedene, sie waren einmal Nachts mit Glocken- und Beckenschlag durch die Straßen gestürmt.

Strenge und Schrecken, so glaubten die Hoeks, seien die besten Mittel, die Feinde im Zaume zu halten. Jakobäa gab ihrem schlimmen Rathe nur zu leicht Gehör. Denn sie war die ächte Tochter Herzog Wilhelms, in ihr lebte das Feuer seiner Seele, und kein höheres Ideal schwebte ihr vor, als Regentin zu sein in der Kraft und dem Geiste ihres Vaters. In Haerlem verurtheilte sie an sechszig Bürger, in Gouda gegen fünfzig, sofort die Stadt zu räumen. Sie wurden in die kleinen Städte über ganz Holland vertheilt, hier zehn, dort fünfzehn oder zwanzig. Dort wurden sie vergeiselt: sie durften, wie man sagte, nicht aus jedem Wasser trinken, sondern mußten auf ihre Kosten in dem Orte zehren, der ihnen angewiesen war, und ihres Urtheils warten. Ueber die Zerstörung des Ysselstein erließ Jakobäa eine öffentliche Erklärung. „Die Egmonds hätten zur Stunde nach des Herzogs Tode, selbst ohne einmal Fehde anzusagen, Stadt und Schloß von Ysselstein angefallen. Der Fürstin liebe und theure Freunde aber, die Utrechter, seien ihr zu Liebe und Ehre Feinde der Egmonds geworden und hätten geholfen Stadt und Schloß wieder zu gewinnen. Solcher Gewaltthat

d Untreue, wie die Egmonds geübt, wolle sie nimmer wieder versehen; deshalb habe sie den Utrechtern Befehl Vollmacht gegeben, das Schloß und die Stadtmauern rzuwerfen, und dafür wollten sie und ihre Erben den htern stehn und es verantworten". Darauf ließ sie ein :s Gebot ergehn an Jedermann: „Gleiches Recht und il solle Allen widerfahren, den Armen wie den Reichen, Partei hinein zu mischen. Wer zu klagen habe über d eine Kränkung, solle kommen vor sie und ihren Rath solle da solchen Grund und Bescheid haben, daß er's s Lobe. Mit größtem Ernste aber gebiete sie Allen und em, fortan in Frieden mit einander zu verkehren und Aufhr und Verschwörung gänzlich zu unterlassen. Denn wer wider handle, sei er groß oder klein, edel oder unedel, an m wolle sie so scharf es rächen, daß er sich ewiglich zum weitenmal davor hüte".

Das alles wäre vielleicht von Erfolg gewesen, wenigens eine Zeitlang, — aber noch immer hatte eine Stadt icht gehuldigt, es war Dortrecht. Vergebens drängte der hultheiß dazu, Ritter Adrian, Herzog Albrechts Bastard, Boden war ihm unter den Füßen gewichen. Vergebens iete Jakobäa das hohe Gericht in Südholland, daß es erweilt und sicher und mit erleichterten Formen die Friedher treffen sollte; sie versprach sich aller Einwirkung darauf nthalten. Die Dortrechter verschlossen der Fürstin hartig ihre Thore: sie meinten, es schicke sich zu warten, bis h den Ausspruch von Kaiser und Reich feststehe, wer der te Erbe von Holland.

So viel sah Jakobäa früh genug ein, daß ohne starke e von außen sie die Kabeljaus auf die Länge nicht niederige. Aus dem Hennegau erschallten Hilferufe. Dort ten und brannten die zuchtlosen Banden, welche aus nkreich herüber kamen, die Stadt Chimay war bereits in er aufgegangen. Jakobäas Gedanken wanderten hin und

her, sie verweilten auf dem ritterlichen Arkel, dessen Bild ihrer Seele widerschien, und entsetzten sich vor dem Schwächling mit dem Brabanter Fürstenhute. Zwar wurde auch Arkel einmal ein reicher Herzog, noch aber war er es noch lastete auf ihm der tödtliche Haß von Jakobäas gebung. Hinter dem Brabanter aber stand die ganze burgundische Macht. Nun drängten die Hoeks, sich schleunig solcher Hilfe zu versichern. Nun setzte Jakobäas Mutter alle Hebel an und ließ nicht ab mit Flehen und Nöthigen. Es kamen die Brabanter Adelshäupter und warben, besonders Herr Engelbrecht von Bergen-Grimberg, ein Mann von Würde und Ansehen, zu welchem Jakobäa Vertrauen faßte. Es kamen die Burgunder Gesandten und warben: sie schickte Jakobäas Oheim, der „Johann ohne Furcht", und Keiner war schlauer und thätiger, die Verbindung zu Stande zu bringen, als sein Sohn, der junge Erbprinz Philipp, welcher damals noch Graf von Charolais hieß. Sie alle hatten ihren Vortheil dabei, Jakobäa mit Brabant zu verknüpfen. Der hohe Adel dieses Landes dachte: wenn noch etwas ihren Fürsten vor Verführung und Verderben rette, so sei es die Ehe mit einer schönen Frau von männlichem Verstand und Willen. Und welch glänzende Machtvermehrung brachte den Brabantern die Verbindung mit dem seemächtigen Holland, mit dem ritterlichen Hennegau! Johann und sein Sohn aber durften unter keiner Bedingung es leiden, daß Jakobäas Lande sich aus burgundischem Interesse wieder losschälten. Waren sie mit des Brabanters Landen vereinigt, welche treffliche Vormauer gegen das deutsche Reich!

Von allen Seiten wurde Jakobäa gedrängt, nicht mehr an des Herzens Wünsche zu denken, sondern nur an den Brabanter. Schwer fiel für diesen in's Gewicht, daß auch der Lüttticher Oheim ihn wünschte. Denn der „Johann ohne Gnade" war von allen Gegnern Jakobäas der furchtbarste.

Durchaus weltlich gesinnt, doch auch zu ehrlich, um

s Bischofskleid zu beschmutzen, hatte Johann sich noch immer
cht entschließen können, die Priesterweihe zu nehmen. Er
hlte sich als den tüchtigsten Regenten, den es in den Nieder=
nden gab, er stand im blühenden Mannesalter und fragte
h jetzt: sollte er die herrlichen Lande seines Bruders sich,
inem Hause, dem deutschen Reiche erhalten, oder sollte er
für immer der burgundischen Ländergier überantworten?
ntschied er sich für das Erste, so bot ihm leicht eine Hand=
be das Recht des deutschen Reiches und des bayerischen
ürstenhauses: nur das Landesrecht stand vielleicht entgegen.

Es war das die alte Rechtsfrage, welche Holland schon
ter einen blutigen Erbfolgekrieg eingetragen. Frühzeitig war
diese Gränzlande die römische Ansicht eingedrungen, nach
elcher auch Frauen Landeserben sein konnten. Holländische
hen wurden ohne Bedenken an Frauen verliehen. Dagegen
rderte das deutsche Reichsrecht einen Mann als Träger des
ürstenlehens. Der Widerstreit war gewöhnlich dadurch ge=
chlichtet, daß der Kaiser dem Gemahl oder Sohn der Erbin
die Belehnung ertheilte: von des Kaisers Belehnung, nicht
von der gewöhnlichen Erbfolge, leitete dann das Reich das
ürstenrecht her. Entschiedener noch sprach das Hausrecht
es bayerischen Fürstengeschlechtes. Nach diesem war Holland
it seinen Nebenlanden Familieneigenthum des wittelsbachischen
Stammes geworden, und nur Männer konnten in diesem
Stamme die Kronen und Länder erben.

Johann von Bayern konnte sich auf mächtige Hilfe ver=
ssen, und die Lütticher machten ihm keine Sorge mehr. Als
Kaiser Sigismund mit Jakobäas Vater, weil er für sie die
Belehnung weigerte, zerfallen war und vor einem Jahre von
England zurückkehrte, hatte ihn Johann in Lüttich glänzend
mpfangen und ein prächtiges Weihnachtsfest bereitet. Auch
treckte er dem immer geldbedürftigen Sigismund beträchtliche
Summen vor. Der Kaiser wohnte im bischöflichen Palaste,
ort hatten sie zwei Sachen abgemacht.

Auf Gebot und Vermittlung des Kaisers gestützt, konnte Johann es auf sich nehmen, von dem Vertrage, in welchem er mit den Fürsten von Holland und Burgund stand, abzugehen und für die Lütticher die Rückkehr ihrer alten Freiheit anzubahnen. Vier Wochen vor dem Tode seines Bruders war der Friede mit ihnen beschlossen und besiegelt. Er hatte den Lüttichern die Wiedererrichtung der Zünfte, die freie Wahl eines Stadtraths und das Wesentlichste ihrer Freiheitsrechte zurückgegeben, soweit als diese eine fürstliche Regierung nicht geradezu unmöglich machten. Die Stadt Lüttich verehrte ihm dafür sechstausend Kronen, er ließ jedoch von dieser Summe einen ansehnlichen Theil in den Händen des Rathsherrn Mathieu, welcher die Versöhnung zu Stande gebracht.

Die zweite Verständigung mit dem Kaiser betraf Jakobäas Nachfolge in Holland und Hennegau. Nimmermehr sollten diese Lande französisch oder burgundisch werden. Nichts war Sigismund widerwärtiger, als daß er es ansehn mußte, wie das burgundische Geschlecht sich immer breiter in den Niederlanden ausdehnte. Es kamen die Brabanter Gesandten nach Lüttich, vom Kaiser die Belehnung für ihren jungen Herzog zu holen, der ja auch aus dem burgundisch-französischen Hause war. Sigismund weigerte die Belehnung, zornig rief er den Brabantern zu: „ob sie denn schon mit Haut und Haar Franzosen seien? er aber wolle Brabant zum Reiche zurückbringen, oder seinen Hals darum lassen". Das war im Jahr vorher, — ließ sich jetzt annehmen, der Kaiser werde den Brabanter Herzog leichten Kaufs mit Jakobäas Landen belehnen? Auf die Unterstützung aber der benachbarten deutschen Fürsten konnte Johann ohne Weiteres rechnen. Denn ihnen allen, besonders den rheinischen Bischöfen, war daran gelegen, an den Rheinmündungen einen befreundeten und reichstreuen Fürsten zu wissen.

Johann von Bayern war also der Belehnung und Hilfe bei Kaiser und Reich sicher: er brauchte nur das Verlangen

kundzugeben. Aber sollte er den letzten heißen Wunsch seines Bruders, der ihn wieder einsetzte auf seinen Lütticher Fürstensitz, vereiteln? Sollte er dessen schutzloses Kind aus ihren Landen treiben? Stand doch auch Jakobäa ein großer Rechtstitel zur Seite. Es hatten die versammelten Stände ihrem Vater einmüthig geschworen, sofort nach seinem Tode Jakobäa als seine Erbtochter und Lehnsfolgerin anzuerkennen und aufrecht zu halten. Es war ferner Jakobäas Ahnfrau, die Kaiserin Margaretha, förmlich von ihrem Gemahl belehnt worden. Wenn auch das eine nicht des Reiches Recht brechen, das andere den Kaiser nicht zu neuer Frauenbelehnung verpflichten konnte, so verstärkte doch die feierliche Erklärung der Stände des Landes Herkommen, nach welchem auch Frauen Lehnserbinnen, und die Thatsache blieb bestehn, daß ein Weib vom Kaiser mit Holland und Hennegau belehnt gewesen.

Beide Theile hielten es für das Klügste, die häkliche Frage zu verhüllen und sich als gute Verwandte zu vertragen. Der Oheim ließ die Huldigung der Nichte geschehn, und diese kam ihm entgegen, wo er sich der Ordnung der Landesangelegenheiten annahm. Sie versprach ihm gleich nach dem Tode ihres Vaters, seine schon so ansehnlichen Herrschaften und Güter in ihren Landen zu vergrößern. Man wurde einig: es sollten Jakobäa, ihre Mutter und der Oheim eine einzige Regierung bilden, in welcher natürlich der letztere das Haupt war. Die drei schienen ein Herz und eine Seele. Sie siegelten zusammen die Urkunden, setzten Beamten ein und ließen sie schwören, nichts ohne ihren gemeinschaftlichen Rath zu thun. Die Hennegauer baten Jakobäa, sie möge ihnen den Oheim schicken, daß er das Land gegen die Raubbanden aus Frankreich vertheidige.

Die Brabanter Heirath war nach Johanns Geschmack. Vergrößerte sie doch, wenn Jakobäa außer Landes wohnen mußte, seine Gewalt über ihre Erblande, und wußte er doch seine Bedingungen trefflich einzufädeln. Die Heirathsunter-

handlungen wurden einerseits von ihm und Jakobäas Mutter, andererseits vom Herzoge Johann von Burgund oder vielmehr von seinem Sohne Philipp geführt: der junge Brabanter kam deshalb wiederholt an das burgundische Hoflager nach Gent oder Mecheln. Die Unterhändler, ihre Räthe und die vornehmsten Edlen reiseten hin und her: denn die Höfe machten sich damals große Beschwerde, ehe eine Heirath zwischen regierenden Personen zu Stande kam. Ein schlimmer Umstand war die nahe Verwandtschaft zwischen Jakobäa und dem Herzog von Brabant. Sie waren Geschwisterkinder und außerdem im dritten Grade verschwägert. Endlich kam man über die Artikel überein. Es wurde bestimmt: daß die Verlobten beschwören besiegeln und unterschreiben sollten, bis auf nächste Ostern keine andere Verbindung einzugehn; daß bis dahin die kirchliche Dispensation da sein müsse, oder wenn sie binnen Kurzem zu erwarten, die drei Unterhändler noch eine kurze Frist nach Ostern setzen könnten; daß der Herzog von Brabant seine redliche Macht anwende, die Dispensation zu erlangen; daß er, falls er gegen diese Punkte handle, eine halbe Million Goldkronen von der Münze des Königs von Frankreich zahle, und daß er dafür sein bewegliches und unbewegliches Gut zum Pfande setze. Die Prinzessinen ließen sich bei Verlobungen ein gutes Stück Geld versichern, um die Herren Bräutigame festzuhalten, die immer ausschauten, wo sie durch eine noch fettere Heirath noch mehr Schlösser und Grafschaften erwerben konnten. Hinsichtlich der Regierung wurde festgesetzt: der Brabanter solle Jakobäas Lande von dem Kaiser zu Lehen empfangen und sie nach altem Herkommen und nur durch Eingeborne regieren. Jakobäas Mutter erhielt ihre Widthumsgüter bedeutend vermehrt.

Und der Lütticher Oheim? Ihm wurde Alles förmlich bestätigt, was er von seinem Vater, der große Stücke auf ihn hielt, an Besitzungen erhalten, was ihm sein Bruder Wilhelm an neuen Gütern und Rechten in Holland und

Hennegau verliehen, was ihm Jakobäa an Vermehrung zugesichert hatte. Damit besaß er frei und eigenthümlich einen ansehnlichen Theil von seines Bruders Erblanden. Auch für die übrigen Landestheile entging ihm die Regierung nicht, er hatte sich die eigentlich entscheidende Stimme gesichert. Denn einstweilen sollte die gemeinschaftliche Regierung durch ihn, Jakobäa und ihre Mutter fortbestehen: für immer aber nahmen Jakobäa und ihr Verlobter ihn zu ihrem Rathe und Tafelgenossen an. Mit vierzig Mannen und Pferden sollte er an ihrem Hofe stets freien Unterhalt haben. Also auch in Brabanter Sachen hatte Johann von Bayern sich einen dauernden Einfluß eröffnet. Die Beschränkung auf Vierzig nahm sein Schatzmeister, der Herr von Monjouw sehr übel, er behauptete: „ein solcher Herr müsse am Brabanter Hofe freien Verzehr haben, und wenn er noch so viel Leute mitbringe, und das müsse in der Hofordnung geschrieben stehn". Endlich wurde noch ein Artikel in die Traktate aufgenommen: „Alle Schlösser im Hennegau Holland und Seeland sollten nur mit guten edlen Leuten aus dem Lande besetzt werden, welche Macht hätten, sie dem rechten Landeserben zu überliefern, wenn Jakobäa ohne Kinder sterbe". Dieser Landeserbe war dann Johann von Bayern. Ob aber seine Nichte Leibeserben bekam, war fraglich: ihre erste Ehe war kinderlos geblieben, und der junge Herzog von Brabant schien schwächlich an Körper wie an Geist.

Nachdem nun all diese Punkte und das Ceremoniell vereinigt waren — und in den Hauptpunkten mußten auch die Stände beider Länder zustimmen — wurde die Tagfahrt nach Biervliet bestimmt, welche Stadt auf der Gränze Flanderns allen Feindseligkeiten fern und allen Parteien gleich nahe lag. Dort ritten ein am 31. Juli 1417 mit zwölf der Vornehmsten ihres Adels von der einen Seite der Herzog von Brabant und der Erbprinz von Burgund, von der andern Jakobäa, ihre Mutter und ihr Oheim. Andern Tags

in feierlicher Versammlung traten Heinrich von Bergen Herr von Grimberg und Melyn als dazu bestellter Kurator des Bräutigams, von der andern Johannes Herr von Ligne und Bailleul als Kurator der Braut hervor und gelobten die Artikel des Heirathsvertrages. Bräutigam und Braut faßten sich an und leisteten so mit geschlossenen Händen ihren Treuschwur in die Hände des Abtes von Afflighem. Darauf besiegelten alle Gegenwärtigen die Verträge. Herzog Johann von Bayern und Lüttich aber leistete den Verlobten zum Voraus die Lehnshuldigung für seine holländischen Lande. Er war in bester Laune und erbot sich, in eigener Person nach Konstanz zu reisen, um auf dem Concil die Dispensation zu bewirken. Doch der Bräutigam erwiederte mit schönstem Danke: er habe schon sechs Gesandte in Konstanz. Und andern Tags sandte er noch den Bischof von Arras hin mit zwei burgundischen Räthen und seinem Sekretär. Sie nahmen zwanzigtausend Kronen mit, ihrem Gesuche Nachdruck zu geben, und die Anwartschaft auf mehr, wenn diese Summe noch nicht genügen sollte.

Neigung zog die Neuverlobten nicht zu einander. Jakobäa wenigstens verließ, nachdem die Verlobungsbräuche abgethan, noch am selben Tag Biervliet und schiffte nach Middelburg. Von hier trat sie ihre Rundreise durch die seeländischen Inseln an, wo ihre Huldigung noch nicht stattgefunden. Hier durfte sie bei Adel und Städten auf Treue rechnen. Middelburg Zierickfee Reymerswael Tholen Ghoes waren Städte, welche einst, als Utrecht und Tiel noch unter den vornehmsten Handelsstädten blühten, einen großen Namen hatten. Nun trieb nur noch Zierickfee lebhaften Seehandel, der andern Städte Aerntezeit war dahin, und mit stillem Aerger blickten sie auf den reichen und großstädtischen Verkehr in Holland. Auch die seeländischen Edelleute spielten nicht mehr die große Rolle, wie ehemals. In den flandrischen Kriegen, sowie bei den ersten Ausbrüchen des Partei-

hasses unter der Kaiserin Margaretha hatten die Herren von Haemstede, von Cruningen, von Renesse, von Aremuyden, von der Maelstede, von Reymerswael, von Oestende, von Matenesse, von Schengen und Andere schwere Einbuße erlitten an Gütern wie an Geltung. Wo aber kein großes Gedeihen, kein zeitgemäßes Fortschreiten mehr war, da klammerten sich Städte und Edelleute an die alten Rechte und Einrichtungen. Deshalb schien hoekische Gesinnung in den meisten Theilen von Seeland eingewurzelt.

Nur ein Geschlecht blieb fortwährend im Wachsen, und seine Mitglieder waren so zahlreich und begütert, daß man sagen konnte: gleichwie in Holland das eine Dortrecht beinahe so viel werth war, als die übrigen Städte, so wog in Seeland das eine Geschlecht der Borsselen die Macht des übrigen Adels auf. Die Borsselen waren gescheidte Leute. Ihr Name glänzte schon in den Anfängen von Seelands Geschichte, und ihre Ahnherren hatten einst mit den Grafen auf gleichem Fuße unterhandelt. Gleichwohl verschmähten sie nicht eine bürgerliche Thätigkeit: sie deichten Landstrecken ein und schickten Handelsschiffe auf die See. Deshalb wurden sie immer reicher und breiteten sich nach allen Enden aus. Ein Zweig hatte in der Nähe der Südersee Wurzel geschlagen. Herrn Florenz von Borsselen gehörten dort die Herrschaften St. Martinsdyck und Zuilen, und sein Sohn war der ritterliche und männlich schöne Franz, der Jakobäa so lange kriegerisch bekämpfen und ihr dann so theuer werden sollte.

Jakobäa spendete namentlich auf Seeland ihren treuen Baronen Städten und Klöstern mit vollen Händen Güter und Lehen, Steuerfreiheiten Jahrmärkte und andere Gnaden. Dann kehrte sie nach ihrem Schlosse Quesnoy im Hennegau zurück, wo von Kindheit an ihr Alles lieb und vertraut war, wo sie so glücklich gewesen an der Seite eines sanften Gemahls, unter den zärtlichen Augen eines hochherzigen Vaters. Hier genoß Jakobäa die letzten schönen Tage ihrer Freiheit. Noch aber

war der Herbst nicht zu Ende, als Eilboten kamen: [illegible]
fürchtete Oheim habe sich an die Spitze ihrer Feinde [illegible]
und drohe ihr Land und Leute zu rauben.

Johann war von Biervliet wieder nach Lüttich ge[illegible]
Seine Pläne schienen trefflich angelegt, sie verbanden [illegible]
gung mit feiner Berechnung. Durch die Brabanter [illegible]
sollte die Nichte ihren Erblanden fern gehalten werden [illegible]
zwischen dachte er hier sich in der Regentschaft möglichst [illegible]
zusetzen. Bei gelegener Zeit ließ sich dann vielleicht [illegible]
förmliche Abtretung erreichen. Jakobäa und ihr Ge[illegible]
waren ja noch so jung und unerfahren, der gehärtete [illegible]
tiker durfte sich zutrauen, sie gemach nach seinem Willen [illegible]
lenken. So vergab er seines Hauses Recht und Vortheil [illegible]
nig, vereinigte aber damit die Achtung vor dem letzten Wille[n]
des Bruders, und vor dem Beschlusse der Landstände, welche
ihr früheres eidliches Versprechen, nur Jakobäa zu huldigen,
jetzt bethätigt hatten. Die Lage der Dinge änderte sich aber
sehr bald. Was Johann bei seiner Berechnung doch nicht
genug in Anschlag gebracht, war der wilde Parteihaß und
der Charakter Jakobäas.

Er hatte gemeinsam mit ihr und ihrer Mutter den Herrn
von Montfort zum Schatzmeister von Holland bestellt und ihm
die höchste Gewalt übertragen. Dieser aber benutzte mit den
übrigen Hoeks Jakobäas und ihres Oheims Abwesenheit, um
auf die Häupter der Feinde alle Schalen der Wuth und der Rache
auszuleeren. Wer von den angesehenen Kabeljaus noch nicht
landesflüchtig, mußte eilen, Leben und Freiheit zu retten.
Johann mußte einsehn, diese Hoeks würden ihn nächstens
aus seiner Gewalt in Holland herausdrängen. Die Dinge
waren eben auf die Spitze gekommen: die Hoeks besaßen Alles
und durften nicht das Geringste nachgeben, um nicht Alles
zu verlieren.

Jakobäa aber horchte nur auf die Hoeks. Sie sollte
des Oheims Besitzungen in ihren Landen vermehren — um

ie viel, sagen uns die Urkunden nicht, das Nähere war
imlich abgeschlossen. Sie zeigte sich aber durchaus nicht
lig, ihr Versprechen zu erfüllen, er besaß ohnehin schon
nen bedeutenden Theil von Holland. Auch hatte Jakobäa
um die Landesehren der Fürstin empfangen, als sich ihr
ännlicher Geist in der Neigung und Kraft zum Herrschen
gte: sie dachte nicht daran, dem Oheim noch mehr Rechte
zutreten. Im Herzen war sie längst gegen ihn erbittert.
ertrat er doch so lau die Sache, welche ihr für einen Ritter
nd Fürsten als die allein ehrenhafte erschien. Einst hatten
und ihr Vater diese Sache so kraftvoll zum Siege geführt:
zt beschützte er die Gegenpartei vor der Wuth der Hoeks
nd wollte ihr nicht einmal die Gefangenen herausgeben,
elche er vom Yſſelstein mitgenommen.

Als nun diese Mißhelligkeiten ruchbar wurden, um=
hwärmten und umlagerten ihn die Kabeljaus mit Flüchen
nd Klagen über ihre Feinde. Er hatte ihnen ja schon öfter
ute Dienste geleistet, als hätte er vorausgesehn, daß er einst
och an ihre Spitze treten werde. Sie ließen nicht ab, ihn
t mahnen. „Wahrnehmen solle er sein Recht, das sei er
h und dem Kaiser, das sei er den Unterthanen schuldig.
b denn das Land noch länger unter der Laune und Leiden=
haft einer jungen Frau stehn solle, welche nur auf schlimme
athgeber höre? Ob er es denn noch länger ansehn könne, wie
viele der Reichsten und Besten im Lande ganz zu nichte
macht würden?“ Schon um Mitte Septembers begannen sich
aufen von Verbannten an den Gränzen zu zeigen, und die
oeks fürchteten einen Handstreich auf Gouda. Johann ver=
wisserte sich der Absichten und Hilfsmittel der Kabeljaus
nd erschien wieder in Dortrecht.

Einen offenen Brief ließ er von dort ausgehn an alle
tädte. „Um des Friedens und der Gerechtigkeit willen sei
nach seines Bruders Tode aufgetreten und habe mit seiner
ichte und ihrer Mutter einen Schatzmeister und andere Edel=

leute zur Landesregierung eingesetzt, welche versprochen, alles nach seinem Rathe zu thun. Nun aber sei das Land voll Parteiung und Ungerechtigkeit, Klagen über Klagen hätten ihn in Lüttich bestürmt. Deshalb sei er nach Dortrecht gekommen, dem Uebel zu steuern und den guten Städten zu helfen, daß sie ihre Privilegien Freiheiten und guten Gewohnheiten ungekränkt behielten. Denn er sei der rechte Schirmherr und Ruhwart der Lande, so lange seine Nichte ohne ehelichen Vogt. Alle guten Städte fordere er auf, ihn anzuerkennen und zu stärken in seinem offenbaren Rechte als Schirmherr und Ruhwart, — die Rechte seiner Nichte aber wolle er damit durchaus nicht antasten". Dieser Brief war blos an die Städte gerichtet, und er sollte nicht blos den Schöffen und Rathsherren, welche durchgängig hoekisch, sondern überall den Bürgerschaften selbst verkündigt werden. Mit ihrer Hilfe wollte der Lütticher Fürst zunächst nur sein Vogteirecht durchführen, welches Jakobäas Rechte als Landesfürstin noch nicht schädigte.

Auf die erste Kunde dieser Vorgänge eilte Jakobäa herbei und berief Adel und Städte nach Schoonhoven. Der Oheim trat in die Versammlung und verlangte seine Anerkennung als Vogt. Da schrien die Hoeks, — denn sie bildeten ja fast allein den Landtag, — wild durcheinander: „Ob sie denn keine Fürstin hätten? wozu sie noch einen Vogt brauchten? sie wollten es der Fürstin an Rath und Beistand schon nicht fehlen lassen". Die sechszehnjährige Jakobäa aber antwortete dem Oheim: „Als Unmündige hätte sie ihn gerne als ihren rechten Vormund begrüßt, jetzt aber sei sie zu ihren Jahren und Tagen gekommen, — sie solle zusammen mit ihm, ihrer Mutter und ihren Räthen regieren, das sei man einig geworden, und das wolle und werde sie aufrecht halten, im Uebrigen aber solle er sie in Ruhe lassen". Johann verlangte nun: „wolle sie ihn als Vormund nicht anerkennen, so möge sie ihm als Bevollmächtigten die Re-

gierung übertragen". Darauf lautete Jakobäas Antwort: „sie sehe keinen Grund, die Biervlieter Anordnungen abzuändern; habe er sonst noch einen Anspruch an sie, wolle sie ihm nach dem Rathe ihres Burgunder Oheims und Vetters sowie ihrer Landstände zu Recht stehn".

Nach diesem Bescheide trat Herzog Johann offen an die Spitze der Kabeljaus. Am 3. November verließ er den Landtag zu Schoonhoven, wurde in Dortrecht freudig empfangen und schickte an Jakobäa seine letzte Mahnung, seine Vogtschaft anzunehmen oder den Krieg. Sie wählte den Krieg. Der offene Fehdebrief ließ nicht auf sich warten. Es erhielten auch die verhaßten Zerstörer des Yſſelsteins, die Utrechter, seine Absage. Mit aller Macht begann er nun zu rüsten, sandte nach England um Bogenschützen, zog die Egmonds und andere mächtige Kabeljaus an sich und beschickte den jungen Arkel, der in Geldern Truppen sammelte, daß er sich eile.

Da schrien die Kabeljaus vor Freuden auf. Jetzt hatten sie wieder ein Haupt aus der fürstlichen Familie selbst. Zum drittenmal traten sich Glieder des bayerisch-niederländischen Hauses als Kriegsführer von zwei tödtlich erbitterten Parteien gegenüber. Aus allen Städten kamen zu Schiffe und zu Roß die Schaaren der Kabeljaus nach Dortrecht. Der Verbannten und Geächteten, welche in den benachbarten Gränzlanden auf diese Wendung der Dinge gelauert hatten, oder welche in den kleinen holländischen Städten in Geiselschaft lagen, waren so viele, daß sie allein schon ein Heer bildeten. Johann erklärte durch seine Briefe sie von Bann und Buße ledig und setzte sie in volle Ehren und Güter wieder ein.

Die Dortrechter aber huldigten am 10. November Johann von Bayern einmüthig und eidlich als Ruhwart. Denn, so erklärten sie wie geschickte Advokaten, „einerseits hätten sie das offenbare Recht des Herzogs Johann, andererseits das Versprechen vor Augen, welches sie einst mit den andern Städten vor der jungen Fürstin Vater ablegten. Da sie aber

der Gräflichkeit von Holland treu wären und blieben und keinen Näheren wüßten zum Regimente als Herzog Johann, der sich ihnen dargethan als gebornen Vogt und Ruhwart nach seines Bruders Tode und als den Nächsten von der Schwertseite, so huldigten sie ihm bei ihrer Treue und Ehre und mit rechtem Eide als einem Vormund Vogt und Ruhwart ihrer lieben gnädigen Frau und deren Lande, jedoch unbeschadet den Rechten der einen und des andern". Herzog Johann verbriefte ihnen dagegen, auf sich selbst allen Schaden zu nehmen, der ihnen aus dieser Sache komme. Auch in seiner Stadt Briel ließ er sich als Ruhwart huldigen. Von da an schrieb er sich „Herzog Johann von Bayern, Pfalzgraf vom Rhein, Erwählter von Lüttich, Graf zu Loon, Herr von Voorne und geborner Vogt und Ruhwart unserer lieben Frau und Nichte und der Lande von Holland, von Seeland u. s. w."

Es war ein gewagtes Unternehmen, den Hoeks den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Noch standen die Städte in der Treue zu Jakobäa, und vom gesammten Adel konnte Johann sich nur auf die Arkels und Egmonds verlassen, diese waren aber vertrieben. Allein der Bayer rechnete, die Zeit müsse ihm den Sieg bringen. Die Zeit mußte den Kabeljaus Luft schaffen, sobald ihnen nur ein Anhalt sicher war, wie er und Dortrecht ihn boten.

Nicht lange darauf geschahen bei dem Concil zu Konstanz Schritte, um die Brabanter Heirath zu hintertreiben. Der Kaiser und Herzog Johann von Bayern überreichten jeder eine Erklärung an die Kirchenversammlung folgenden Inhalts: „Jakobäa und Johann von Brabant, Blutsverwandte im zweiten Grade, hätten sich die Ehe versprochen, für den Fall, daß der Pabst sie dispensire. Aus ihrer Heirath werde aber kein Glück und Segen für ihre Lande, sondern neben dem größten Aergerniß ein blutiger Bürgerkrieg entstehn. Denn diese Ehe sei beschlossen zur ärgsten Gefährdung der

Rechte des wahren Erben der Lande, Johanns von Bayern. Das Concil müsse schleunigst, und zwar am füglichsten durch die benachbarten Erzbischöfe von Köln und Trier, die Sache untersuchen lassen und die Heirath untersagen bei Kirchenbann und anderen Strafen". Der Kaiser verlangte auch: „Das Concil solle zum Voraus jede Dispensation, von wem sie auch komme, für null und nichtig erklären". Durch dieses Vorgehn wollte man Pabst und Pönitentiar vor der Sache scheu machen. Wurde die Hoffnung auf Dispensation abgeschnitten, so war die Vogtschaft Johanns von Bayern auf noch unbestimmte Zeit verlängert, der Brabanter und Burgunder Macht aber der rechtliche Grund genommen, Jakobäa und den Hoeks zu helfen.

Viertes Kapitel.

Schlacht in Gorkum.

Jakobäas Persönlichkeit. Ihre Rüstungen. Rotterdam und Gorkum. Johann von Egmond. Seine Wegnahme Gorkums. Einzug des jungen Arkel. Oertlichkeiten von Stadt und Burg. Angriff der Hoeks von der Burg. Arkels edles Rittergemüth. Seine Gorkumer Erinnerungen. Ermuthigung der Hoeks durch Jakobäa. Ihre Flotte und Schlachtordnung. Landung bei Gorkum. Abenteuer der Utrechter und Amersforter. Jakobäas heimliche Botschaft an Arkel. Was für und gegen ihre Verbindung sprach. Arkels Zögerung. Heroldsansage der Schlacht. Brederode und Arkel zu Rittern geschlagen. Angriff und Kampf. Flucht der Gelbrischen. Furchtbare Niederlage des Arkelschen Heers. Arkels Tod und Leichenfeier. Schicksale seines Vaters. Brederodes Tod. Seine und seines Vaters Schicksale. Jakobäas Trauer. Die Gefangenen.

Wie eine gereizte junge Löwin nahm Jakobäa den Kampf an. Sie selbst stellte sich an die Spitze ihrer Getreuen, und begeistert strömte ihr der Adel zu. Das Ritterthum, welches im reinen Weibe alles vereinigt dachte, was schön und edel und des Sehnens werth, fand in Jakobäa etwas, das seinem Ideale glich. Schön war sie, wie je ein anderes Weib, über ihr junges Haupt war bereits ein furchtbares Schicksal dahin gefahren, und der Schutzlosen drohten jetzt neue Verfolger. Und wie kühn und königlich trat sie ihren Feinden entgegen! Wer Jakobäa anschaute, empfand die Zuströmung von diesem hohen und ruhlosen Geiste, diesem feurigen Willen, der aus ihren Augen blitzte. Und es lag auch heitere Lust und Lebensfrische darin, vielleicht gar ein fröhlicher Uebermuth, die Tiefen und Gefahren des Daseins zu kosten.

Jakobäa war aber auch eine Fürstin. Ihr rasches Auge sah Alles, was noth war, und auf der Stelle erfolgte ihr

Befehl. Walram von Brederode, den bewährten Kriegsmann und Vornehmsten ihres Adels, ernannte sie zum Befehlshaber aller Streitkräfte. Bei hoher Geldstrafe gebot sie, daß jeder ihrer Unterthanen in den Städten und auf dem Lande sich binnen einem Monat bewaffnet zeige mit Panzer Eisenhut und anderer Wehre, ihr wohl zu dienen. Offene Städte ließ sie schleunigst mit Thürmen Gräben und andern Werken befestigen. Denn, so erklärte sie, „von ihren Vorfahren sei es ihr leiblich angeboren, daß sie für's Beste ihres Landes und für die Festigkeit ihrer Städte sorge". Auch nach Brabant eilten ihre Boten, den Bräutigam bei seiner Ritterehre zu mahnen zu ihrem Beistande. Die drei Adelshäupter dort, der Graf von Nassau-Breda der Freiherr von Bergen-Grimberg und der Freiherr von der Lecke-Heeswyck saßen sogleich zu Pferde mit mehr als vierhundert Schwerbewaffneten.

Sie zogen auf Rotterdam. Hier hatte der Kampf begonnen. Johann von Bayern setzte der Stadt heftig zu, einmal über das anderemal wurde sie berannt. Doch die Hoeks hielten sich mannlich dort, und die Brabanter brachten ihnen willkommene Hilfe. Rotterdam war gerettet, der Bayer mußte ablassen. Ein anderer wichtiger Platz war Gorkum. Auch diese Festung lag den Dortrechtern im Gesichte, kaum fünf Stunden von da. Wie Rotterdam der Schlüssel zu dem Lande, das nordwärts lag, so war Gorkum der Schlüssel zum ostwärts liegenden Holland. In den Händen der Feinde mußten beide Städte der beste Gränzwall sein und zugleich der beste Platz zum Angreifen und Vordringen. Schon Herzog Wilhelm hatte befohlen, die Gorkumer sollten die Hälfte ihrer Jahressteuer darauf verwenden, daß ihre Stadt beschirmt werde und anzusehen sei wie eine stolze Feste. Allein die Bürgerschaft that wenig oder nichts, weil man es noch nicht verwunden hatte, von einer Residenz zu einer bloßen Provinzialstadt herabgesunken zu sein. Jakobäa gebot, sofort

jene ganze Steuersumme zu nehmen und damit die Festungswerke auszubessern.

Ihre Fürsorge kam zu spät. Der gefährlichste Feind der Hocks war Johann von Egmond, welchen die Anschläge auf Jakobäas Vater Erbe und Heimath gekostet hatten. Tag und Nacht sann er, wie er sich wieder helfen könne und rächen an seinen Feinden. Er war ein feiner Mann, jedoch wohl versucht und gefürchtet in Kriegsthaten. Wenn er zum Fechten ging, schnallte er einen Gürtel um mit silbernen Glöckchen, daher das Volk ihn den Schellenhans (Jan mette bellen) nannte. Seine Stadt Yßelstein hatte er vor einem halben Jahre Nachts im Anlaufe gewonnen, er versuchte jetzt dasselbe mit Gorkum. In der Nacht auf den 21. November kam er in der Stille heran, legte eine Schaar in Hinterhalt vor das Arkelthor und hielt sich mit den Andern in der Nähe. Die befreundeten Bürger in der Stadt, welche noch gut Arkelsch, waren benachrichtigt. Als nun Morgens in der Dämmerung das Thor aufging, wurde es rasch von Egmonds Leuten besetzt, sie riefen die Uebrigen herbei und Alle drangen in die Stadt ein. Hier standen schon die Bürger in Wehr und Waffen hinter ihren Hausthüren, jubelnd stürzten sie hervor auf die Straßen, und der ganze Haufen wälzte sich unter dem Schmettern der Trompeten und dem Geschrei „Arkel, Arkel!“ auf die Hauptstraße. Die hoekisch gesinnten Bürger waren höchst ärgerlich aus dem Schlafe gestört, es blieb gar nichts mehr übrig, als sich Hals über Kopf in die Burg zu flüchten, welche Herzog Wilhelm am Ufer der Merwe neu erbaut hatte.

Das war eine lustige Botschaft für alle Kabeljaus. Der junge Arkel warb eiligst mit den Schätzen seines Hauses ein tüchtiges Heer und schickte an alle seine Freunde im Geldernschen und Jülichschen, im Lüttticher und Brabanter Land: „jetzt sollten sie zu ihm stoßen mit ihren Fähnlein, wenn er ihnen lieb sei“. Gern hörte der junge Adel den Ruf des einzigen Erben vom hochberühmten Hause Arkel, der eine rechte Blume

der Ritterschaft war und zugleich erklärter Erbprinz des Herzogshutes von Geldern und Jülich. Eine stolze fröhliche Jugend wogte hinter ihm drein, Bannerherren Ritter und Knechte, als er nach hartem Schicksal triumphirend wieder einzog in sein Land und seine Vaterstadt. Hinter der Rittermenge aber zogen gut bewaffnete Söldnerhaufen. Auch Vertriebene aus Haerlem und Leyden stellten sich in Menge ein. Erfreut kam Herzog Johann von Dortrecht auf kurze Zeit herüber und besprach sich lange heimlich mit Arkel. Er ließ ihm seinen Getreuen, den Grafen Verneburg, mit Kerntruppen zurück. Gegen viertausend Leute mit Eisenhauben hatten die Kabeljaus jetzt hier beisammen, für die damalige Zeit eine ansehnliche Macht. Gorkum sollte ihr zweiter Hauptwaffenplatz werden, und sie säumten nicht, jede schwache Stelle in seiner Befestigung zu stärken.

Die Hoeks auf der Burg aber waren wohlbewehrt. Herzog Wilhelm hatte das Werk so stark gemacht, damit es eine Zwingburg sei für Gorkum und das Land Arkel. Die Burg stand am Ende der Stadt, deren Ringmauern sich an sie anlehnten. Auf der einen Seite war sie vom Flusse bespült, auf der andern öffnete sich ein freier Platz, auf welchen die Straßen der Stadt einmündeten. Die Häupter der Besatzung waren der kriegsharte Florenz von Kyshoek, der Drost Arnold von Leyenburg und Herr Andreas von Dahlem. Arkel wollte sie nicht angreifen; denn nur die Stadt gehörte seinem Geschlechte, die Burg aber hatte Herzog Wilhelm neu erbaut, obwohl man Steine dazu auch von dem zerstörten altherrlichen Stammhause der Arkel genommen. Nun griffen die Hoeks an und machten kräftige Ausfälle. Ihrer sich zu erwehren, ließ Arkel über den Platz zwischen Burg und Stadt einen breiten tiefen Graben ziehn: jeder sollte auf dem Seinigen bleiben.

Der edle Thor! Im Roman Lancelot vom See faßt der Dichter die Eigenschaften zusammen, welche der ächte

Ritter besitzen muß: „Stark, kühn und schön muß er s
edel, gütig und höflich, in hochherziger Weise freigebig, r
und umringt von Freunden". Diese Eigenschaften besaß W
helm von Arkel, sie alle schmückten ihn im schönen Ver
aber, waren denn dies allein die Eigenschaften des Lö
Geiers und anderer Raubthiere, welche die Ritterschaft
gern im Wappen führte? Selten laufen die Dinge so,
der edle fromme Sinn sie erwartet, und namentlich Ar
wilde Zeit forderte ganz andere Schärfe vom Parteifüh
Wie oft hatte er das bereits in Gorkum erfahren! Um z
Frieden mit Herzog Wilhelm zu gelangen, hatte er einst d
starrköpfigen Vater die Thore der Stadt verschlossen, und n
lange darauf, als er zu seinem Vater gereiset und sich V
söhnung erfleht hatte, klopfte er bei der Rückkehr selbst v
gebens an. Gerade die reichen Bürger, welche ihn zum A
fall vom Vater bewogen, erklärten ihm damals von der Mau
ehe sie ihn einließen, müsse er sie erst vor dem Alten si
stellen. Da war er, Rache gelobend, fortgeritten, war a
wiedergekommen in einer dunkeln stürmischen Regenna
Seine Begleiter trugen je vier Mann kleine Boote, b
schoben sie in das breite tiefe Wasser des Stadtgrabe
kamen glücklich hinüber, setzten ihre Leitern an und erklimm
die Mauern, unter den ersten Sieben der junge Arkel i
seiner treuen Dogge, die ihm auf der Leiter gefolgt w
Damals gewann er die Stadt wieder und die Verräther floh
— allein was half es? Das Ende kam doch so, daß sie i
Herzog Wilhelm wieder Herren wurden und ihm die un
herrliche Stammburg niederrissen. Jetzt saß sein alter Va
krank und gefangen im Thurme zu Gouda. Jakobäa ha
den alten Mann aus dem Stocke losschlagen lassen, daß
sich wieder frei in der Kammer ergehen durfte. Die Hoe
aber ruhten nicht, bis sie den Gefürchteten in die Verlie
zu Sevenbergen, unter die Hut seines ärgsten Feindes g
bracht hatten. Jetzt konnte auch des jungen Arkel Va

nnte und hielt Rath mit ihnen. Es war großes im Lande über das zahllose Volk, das die Kabeljaus kum brächten. Ein Bangen schlich viele Hoeks an: e junge Fürstin so mächtige Feindesrüstung bestehn? hatte nur einen Gedanken: retten müsse man die auf dem Gorkumer Schlosse, koste es was es wolle. iger Muth belebte ihre Anhänger, der Entsatz wurde , und die Boten eilten zu allen Freunden, denen ien konnte. „Schleunigst sollten sie sich aufmachen Schiffen und Leuten, die sie erraffen könnten: das um alles ihre Fürstin, denn es sei Nothsache". Auch ern von Utrecht und Amersfort sandte sie das Be- diesmal sie nicht zu verlassen, sie wolle es ihnen ewig . Rotterdam wurde zum Sammelplatze bestimmt. dte stromauf stromab Boten, um Schiffe zu miethen. k war, daß Jakobäa noch am selben Tage, als Eg- mlich auf Gorkum marschirte, dem Herrn von Hoorn, as Städtchen Workum gehörte, befohlen hatte, ihr dort Schloß bestens zu bewachen. Denn Workum lag der Stadt beinahe gegenüber auf der andern Seite es. Von hier aus mußte der Angriff auf Gorkum t werden.

hatte nur den einen großen Vortheil, daß sein Heer meist aus ritterlichen Männern oder aus gutbewaffneten Söldnern bestand. Der Vorsicht wegen, und weil man noch nicht wußte, wo und wie stark der Feind, machte man eine genaue Schlachtordnung. Die Flotte wurde in drei Treffen gestellt: das vorderste vereinigte die besten Ritter und Knechte, sie sollten zuerst das Wagstück versuchen; die Utrechter und Amersforter hatten den zweiten Zug; dann kamen die Uebrigen. Die Letzten führten Jakobäas großes Banner, damit wenn alles verloren, wenigstens dies gerettet werde; im ersten Treffen waren nur ihre kleinen Fahnen, die man Wimpel nannte oder Rennfähnlein. Oberfeldherr war der erprobte Brederode. Jakobäa selbst und ihre Mutter, die jetzt nicht von ihr lassen wollte, standen auf den Schiffen im Vordertreffen.

Unter dem Schalle der Trompeten stieß Zug auf Zug ab, die Flaggen und Fahnen flatterten im Winde, und sie fuhren über das Wasser, bis sie die Wälle von Gorkum erblickten. Noch stand dort hoch in den Lüften Jakobäas Feldzeichen, die Freunde hielten also die Burg noch. Der jungen Heldin hob sich die Brust, zum ersten Male ging sie in die Männerschlacht, sie wußte nicht, ob zum Mauerstürmen oder zum Schiffskampfe. Bebte heimlich ihr Herz auch wohl vor Wonne, daß sie kam, den stolzen und edlen Ritter anzugreifen, der ihr wäre der liebste Gemahl gewesen? — Hart unter den Mauern des Schlosses wurde gelandet, es öffnete sich dessen Wasserthor, man sprang aus den Schiffen und eilte hinauf, und die Fürstinnen und all ihre Ritter kamen wohlbehalten in's Schloß. Da war Freuderufen und Waffengeklirr und Glückwünschen in seinen Gängen und Höfen. Es war Mittags zwölf Uhr. Unterdessen stießen auch die Utrechter und Amersforter an's Land. Sie sahen den Aufgang zur Burg vollgestopft von Zudrängenden, aber da galt kein Zaudern. Mit wildem Muthe fielen sie auf das benachbarte Wasserthor der Stadt und brachen es auf, ein großes Stück Stadtmauer

fiel mit herunter. Mit Trompeten und wehenden Fahnen stürmte der ganze Haufen in die Stadt, mit Steinbüchsen schossen sie in die Straßen hinein, welche sie durchzogen, bis sie vor die Burg kamen und dastanden in großer Rauflust und in Freuden über ihr Abenteuer. Als das die Herren und Ritter sahn, kamen sie fröhlich von der Burg herab und stellten sich zu ihnen in Waffen, und die Fürstinnen kamen ebenfalls. Jakobäa stieß ihr Rennfähnlein in den Boden und stand mit ihrer Mutter dabei, und sie harrten alle des Feindes. Drüben standen seine Haufen, an der andern Seite des Burgplatzes vor der Kreiden- und der Mühlenstraße. Alles hatte der Feind ruhig geschehen lassen, noch immer rührte er sich nicht.

Es war aber der Ritter von Leyenburg hinübergegangen und richtete heimliche Botschaft aus von Jakobäa an Arkel. Man erzählte, sie habe ihm sagen lassen: „Besser sei es, sie beide gäben sich vor dem Altare die Hand, als daß sie mit einander zur blutigen Schlacht gingen". Zutrauen konnte man es Jakobäa wohl, daß sie ihre eigene Politik spielte und mit einem Zug die widerwärtigen Bande zerriß, in welche man sie zu Biervliet verstrickt hatte. In der That, Klügeres konnte nicht geschehn, als daß die Tochter des größten Hoeks und der Sohn des mächtigsten Kabeljaus Mann und Weib wurden, und daß sie Hennegau Holland und Seeland mit Geldern und Jülich vereinigten zu einer starken Vormauer gegen Burgund. Wäre Johann von Bayern nicht ein harter Egoist gewesen, diese Verbindung hätte er müssen zu Stande bringen. Freilich wäre es auch für ihn ein schweres Werk geblieben, denn es lagerte sich der Haß der Parteien dazwischen und das Andenken an all den Schimpf und Jammer, welchen das Haus Arkel vom Hause Bayern erlitten. Der junge Arkel soll auf Jakobäas Antrag erwidert haben: „Lieber wolle er sterben". Was immer aber Jakobäa ihm sagen ließ, um ihn vom Bündnisse mit ihren Feinden abzuziehn, — auffallend war es, wie wenig Lust er zeigte, das Glück der Waffen zu versuchen.

Zwischen zwei und drei Uhr kam sein Herold herüber zu Jakobäas Mannen und rief: „Der freie Herr von Arkel lasse sie wissen, daß er andern Tages hier mit ihnen streiten wolle“. Diese Rittersitte zu beobachten, vergaß der junge Arkel niemals; auch Jakobäas Vater hatte er einst vor Amersfort in's Blachfeld beschieden, das Gottesurtheil der Schlacht zu versuchen, hatte aber von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang vergebens warten müssen. Jakobäas Ritter antworteten dem Herolde: „Streitens wegen seien sie gekommen und streiten wollten sie, bis ihre Feinde daran genug hätten“. Und sie traten vor der Burg zum Rathe zusammen und beschlossen: auf der Stelle solle die Schlacht sein. Mit dem Bescheide ging der Herold wieder hinüber, und die Herren rüsteten sich zum Streite. Beide Feldherren knieten nieder und empfingen den Ritterschlag, drüben der junge tugendliche Arkel, hüben der greise kriegsharte Brederode: auf einen solchen Tag großer Entscheidung hatten sie lange gewartet.

Nun wollten Jakobäas Haufen an den Feind. Es war aber den Utrechtern und Amersfortern der lange und tiefe Graben im Wege, den Arkel auf dem Platze vor der Burg hatte auswerfen lassen. Wollten sie den Graben entlang gehn, um auf die andere Seite zu kommen, so sah es aus, als wichen sie nach rückwärts. Das ärgerte die tapfern Männer in der Seele, daß sie ihre Banner, welche dem Feinde gerade in's Gesicht wehten, nur einen Augenblick wenden sollten. Sie wurden einig, sich sammt und sonders in den Graben zu stürzen, einer solle dem andern hinüber helfen auf's Beste als er könne. Und als sie das thaten, schritten auch die Ritter vor. Arkel stand noch immer und sah zu, obwohl es ihm ein Leichtes war, schrecklich über seine Feinde herzufallen, als sie in und am Graben sich mühten. Erst als die ganze Linie mit Geschrei und Hörnerschall anrückte, da stellte er sich, sie zu empfangen. Furchtbar war der Anprall. „Da ketteten sich“, so erzählt ein alter Chronist, „die

beiden Heere in einander mit fliegenden Bannern, mit großem Trompetenschall, wie unverzagte Löwen, und Jeder begehrte den Andern. Da war großes Schallen von Schlägen, da hörte man die Schwerter und die Hämmer klirren auf Hauben und Harnisch. Da wurde sehr gedrängt und mannlich gestritten; denn jeder arbeitete mit Allem was er konnte, den Sieg zu behalten, so daß der Streit groß und schwer war, bis zuletzt einige von den Arkelschen, welche hinten standen, den Rücken boten und gingen laufen". Siebenmal hatten Jakobäas Haufen angegriffen, siebenmal hatte Arkel den Angriff zurückgeworfen. Da sahen die Leute in seinem Hintertreffen, meist Geldrische, wie aus der Burg Jakobäas Banner mit neuer Mannschaft hervortrat, — es waren dies die Letzten aus den Schiffen, — und Jene meinten, so viel neue Schaaren könnten sie nimmer bestehn. Ihr Anführer, der Herr von Drueten, bekam selber Furcht und machte den Verräther. Plötzlich gingen an tausend Mann laufen und rannten durch die Stadt nach dem alten Burgthor, sie brachen das Thor auf und retteten sich in's Freie, wo sie eigentlich hätten den Galgen finden sollen. Da nun die Vorderen merkten, daß ihre Hinterleute wichen und kein Verlaß auf sie, kam auch in ihre Glieder Schwanken und Unruhe, ein letzter Andrang der Feinde warf sie über den Haufen und in die Stadt hinein. Jetzt waren sie in die engen Straßen eingekeilt. Gräßlich war das Gedränge und das Morden zwischen den Häusern, der Parteihaß sättigte sich im Blute. Ein Theil der Flüchtenden warf sich hinter die Kirchhofsmauern, sie wurden erstürmt. Der Rest verrammelte sich in der Hauptkirche: die Sieger schändeten und zertrümmerten eher das Gotteshaus, ehe sie Gnade gewährten. Die Blüthe des jungen Adels wurde erschlagen, fast der dritte Theil des Arkelschen Heeres fand seinen Tod in den Straßen von Gorkum oder in den Wellen des Flusses. Erst am Abend und andern Tags, als man die Häuser und die umliegenden Büsche durchsuchte, be-

hielt die Habsucht die Oberhand: da wurden Gefangene ge macht des Lösegelds willen. Es waren ihrer zuletzt ge tausend, welche den Hohn und die Fesseln der Gefangen dulden und es ansehn mußten, wie ihre Feinde bei Gelagen um das Waffengeschmeide der Erschlagenen wi

Unter den Todten lagen auch beide Feldherrn, Ritter und Heldentod trennten nur wenige Stunden. Vor sie dreißig Jahren war Arkel in seiner Vaterstadt mit größtem getauft, drei Barone aus Zweigstämmen trugen feierl Erben des Stammhauses zur Kirche, und aus der hoben ihn drei fürstliche Personen: der Utrechter Bischof Herzog von Jülich Cleve, und die Frau von Brederode G von Ghenyp. Jetzt lag er in derselben Stadt auf der St von der Habgier nackt ausgezogen, stundenlang in Blut Unrath. Als man ihn erkannte und Jakobäa es hörte, sie in Thränen aus. Also war es doch vergebens, daß so oft Brederode gesagt hatte: wenn es zum Kampfe k solle man doch Acht haben, den jungen Arkel nicht zu schlagen, sondern wie man ihn gefangen nehme. Um her lagen seine Freunde und Genossen, die Junker von terſen, Büren, Herwynen, Gemen, Apelteren, Gelligem, Graf von Ubbergen und viele andere Edle. Seine Fei richteten Arkel die Leichenfeier aus, sie bestatteten ihn tiefer Trauer und Theilnahme in der Gruft seiner Vät unter dem Liebfrauenchor zu Gorkum. Unter den sechs Wappen, welche seinen Schild umgaben, prangten die Zei von Holland, Geldern, Brabant, Jülich, Luxemburg, Fr reich und England; denn mit allen diesen Häusern waren Arkels verwandt.

Der alte Arkel, der einst hochgebietende Statthalter ganz Holland, der dann die wüthenden Kriege mit Jakob Vater geführt hatte, lag noch lange Jahre im Burgverl zu Sevenbergen. Manchmal holten ihn die Hoeks aus Thurme und ließen ihn zuschauen bei ihren Gelagen,

den einst so Gewaltigen zu höhnen und sich zu weiden an seinen Seufzern und Flüchen. Erst als auch der mächtige Herr von Sevenbergen zum Falle kam, wurde der alte Arkel frei. Er kam damals im Gefolge Philipps von Burgund nach Holland und war so arm, daß er mildthätige Gaben annehmen mußte. Auf sein Bitten und Flehen gab ihm endlich der Burgunder ein Schloß, das zu Leerdam, zurück. Dort starb der alte Arkel, ein armer zitternder Greis, welchem dreizehn Jahre Kerkerluft das Mark ausgetrocknet hatten. Das waren die beiden Letzten des ruhmreichen Geschlechtes, das einst so herrlich und trotzig da gestanden und aus seinen Besitzungen, welche durch alle Niederlande zerstreut lagen, eine Rente von jährlich fast vierhunderttausend Reichsgulden sein nannte.

Die Gräfin von Ghenyp, welche den jungen Arkel aus der Taufe gehoben, war die Mutter Walrams von Brederode. Er hatte in der Hitze der Schlacht seine Knappen und Reisigen weit hinter sich gelassen, sie wußten nicht, wo er geblieben, bis sie ihn erschlagen fanden. Sein Verlust war für Jakobäa der Verlust eines halben Heeres. Denn ihr Oberfeldherr war ein kluger tapferer Herr, der alle Kriegssachen aus dem Grunde verstand. Er hatte schon viel in seinem Leben erfahren und großen Ruhm erworben. In Herzog Albrechts Friesenkriegen war ihm zuletzt das halbe Heer anvertraut: in einem Treffen, wo Keiner standhafter aushielt, wurde er niedergeworfen und die Friesen hielten ihren Gefangenen sehr hart. Erst nach einiger Zeit gelang ihm eine kluge List, durch welche er seine Wächter täuschte und glücklich entkam. Auch Gorkum war ihm schon verderblich gewesen. Als er die Arkelsche Stadt mit Jakobäas Vater berannte und viel kühne Streiche ausführte, fing ihn eines Tages der alte Arkel weg. Dieser hielt ihn fester, als die Friesen. Sieben Jahre lag Brederode in Gorkum gefangen, doch er vergalt es seinem Feinde schon damals. Er machte ihm in der Gefangenschaft die reichen Gorkumer abspenstig und reizte und drängte sie, bis sie die

Stadt an Herzog Wilhelm verriethen. Dieser hatte ihn sehr lieb und machte ihn zuletzt zu seinem obersten Statthalter in Holland. Brederode war seinen Fürsten so ganz ergeben, daß er einen großen Theil seines Vermögens für ihre Sache opferte. Auch seine Grafschaft Ghenyp hatte er deshalb für eine hohe Summe verpfändet, welche wenig Hoffnung zur Aussöhnung ließ. Immer aber blieben die Brederodes die Reichsten in Holland nach den Arkels.

Auch Walrams Vater hatte das schicksalsvolle Leben eines vornehmen ritterlichen Herrn jener Zeit geführt. Nach manch guter Kriegsthat ging er auf fromme Ritterfahrt in St. Patricks Fegefeuer auf Irland, bei seiner Rückkehr wurde er Mönch und seine Frau Nonne. Da dichtete und übersetzte er in klösterlicher Einsamkeit viele schöne Lieder. Als seinem Hause aber noch ein reiches Erbe anheimfiel, welches der Besitzergreifung bedurfte, warf er die Kutte wieder ab, die Weltlust kehrte wieder und er forderte seine Frau zurück. Der Utrechter Bischof verweigerte sie, da eroberte er die kleine Stadt, in welcher ihr Kloster stand, und holte sie sich heraus. Der Bischof aber war nicht minder schnell, überfiel das Städtchen mit Heeresmacht und setzte die Frau wieder in's Kloster und den Frevler in's Gefängniß. Nicht eher kam er wieder los, als bis die Gemahlin vor Reue und Gram gestorben. Nun zog er mit dem Burgunder wider die Engländer und fiel bei Azincourt. Da sein älterer Bruder Karthäuser geworden, so fielen all die reichen Güter des Geschlechtes an seinen Sohn Walram. Auch dieser war ein frommer Herr, das lag in der Familie.

Jakobäa betrauerte den treuen Feldherrn und Freund wie eine Tochter den Vater, und da seine Wittwe sich um seinen Verlust zu Tode härmte, nahm sich die Fürstin aus ganzer Seele seiner unmündigen Kinder an. Wohl mochte Jakobäa nach der Gorkumer Schlacht seufzen: „Gewonnen hab ich und doch verloren!“ Im Uebrigen aber war dieses

Treffen ein furchtbarer Schlag auf das Haupt ihrer Feinde. Von da an schwuren die Hoeks nicht höher, als bei dem Muthe ihrer Fürstin. Sie vor allen war es gewesen, welche die Fahne ergriff und ihre Ritter zum Siege führte, ehe das Bangen und Zagen um sich griff. Die gute Botschaft sandte sie nach Brabant zu ihrem Verlobten, der jetzt wirklich mit einer ansehnlichen Macht heranzog. Auf der Stelle kehrte er wieder um nach Brüssel und sandte seiner Verlobten nur ein paar Räthe, ihr Glück zu wünschen.

Nachdem Jakobäa das wiedergewonnene Gorkum auf das Stärkste befestigt hatte — später bestimmte sie dazu die ganze Steuer der Stadt — zog sie mit ihren zahlreichen Gefangenen nach dem Haag, und sie und die Ihrigen dankten und lobten Gott, der ihnen so glorreichen Sieg gesendet. Sie durften noch andere Erfolge hoffen. Die Flotte, welche das Heer von Rotterdam nach Gorkum gebracht, wurde beordert, nicht auseinander zu gehn, sondern vor Gorkum liegen zu bleiben. Unter ihren Gefangenen hatte Jakobäa vornehme Herren, den Grafen von Verneburg, die Herren von Heynsberg, Homoet, Büren und Andere. Noch besseren Fang hatten die Utrechter gemacht, denn sie nahmen mit sich Johann von Egmond und seinen Sohn Arnold, der jetzt Herzog von Jülich und Geldern wurde, die Herren von Milendonk, Linden, Ordingh, Ysendorn und noch gar Viele. Allein aus dem Geldrischen Adel waren an Hundert gefangen. Nicht wenige Güter und Schlösser mußten versetzt werden, um für all die Herren das schwere Lösegeld zu erschwingen.

Fünftes Kapitel.

Die Brabanter Heirath.

Eindruck der Gorkumer Schlacht. Dunkle Ahnungen. Unterhandlungen. Umsichgreifen des Kriegs. Jakobäas Strenge. Staatsanleihen. Kaperbriefe auf Menschen. Söldnerwerben. Jagd auf mächtige Anhänger. Bündnisse. Streifzüge. Dortrecht und der Seekrieg. Jakobäas Ehesache und die Parteien in Konstanz. Pabst Martin V. und Kaiser Sigismund. Dispensation und Widerruf. Johanns von Bayern Bisthumsentsagung, Belehnung, Verlobung. Vorgänge in der päbstlichen Kanzlei. Heirathsbeschluß in Brüssel. Ein Lebensjahr Jakobäas. Ihre bürgerliche Trauung im Haag. Huldigungszug in Nordholland. Abmahnungsschreiben von Kaiser und Pabst. Kaiserliche Lehnserklärung. Jakobäas kirchliche Trauung. Fortsetzung der Huldigungsreise. Aus der römischen Curie.

Der Gorkumer Zusammenstoß war so plötzlich, so grimm und blutig gekommen, daß ein paar Wochen Ruhe und Bedenken eintrat. Die Kabeljaus hatten hart zu thun, ehe sie die weiten Lücken wieder füllten, welche Tod und Gefangenschaft in ihre besten Reihen gerissen. Der Herzog von Geldern, der heimliche Bundesgenosse der Kabeljaus, bot im ersten Schrecken sein Kriegsvolk auf, seine Gränzen zu besetzen; denn er fürchtete, die Siegerin würde auch an ihm Rache suchen. Doch die Hoeks waren nicht so eilig, mit neuen Gegnern anzubinden; sie wußten nun, welche gewaltigen Kräfte ihre alten Feinde in Bewegung setzten. Bange Ahnung ging durch's Land. Man sah die schweren Gewitter aufsteigen, die sich nimmer entluden, ohne die eine oder andere Partei zu zerschmettern. Auf den seeländischen Inseln zündete ein Blitzstrahl an mehreren Stellen, und in der Luft, so erzählte sich das Volk, ließen sich dabei schreckliche Stimmen hören: „Eilet, eilet! wir müssen fort aus diesem Lande“.

Auf beiden Seiten war Neigung zum Unterhandeln. Die

fürstlichen Räthe reiseten deshalb hin und wieder, bald gingen die Häupter der Hoeks nach Dortrecht, bald kamen Herzog Johanns Räthe nach Holland. Jakobäa korrespondirte über ihre Angelegenheiten mit der Königin von Frankreich und dem Burgunder Hofe. Auch eine große hennegauer Gesandtschaft von Prälaten Städten und Edelleuten erschien in Holland, ihr Bestes zu thun, damit man ein leidliches Abkommen zwischen Oheim und Nichte fände. Der Oheim schien versöhnlich: er machte Jakobäa wiederholt die liebreichsten Vorstellungen, sie möge doch sein Näherrecht einsehn. Er bot ihr an, die ganze Sache dem Ausspruche des Kaisers und der Kurfürsten zu unterwerfen. Doch Alles scheiterte an Jakobäas Starrsinn, ihre Ungeduld ließ sich nicht bezähmen, und beides wurde ihr um so gefährlicher, als sie es mit einem ruhig berechnenden weitsichtigen Staatsmann zu thun hatte. Er wußte sie weislich hinzuhalten, bis der rechte Augenblick kam, seine in der Stille ausgelegten Netze zusammen zu ziehen.

Unterdessen riß der Krieg immer weitere Kreise in seine Unruhe und Leidenschaft hinein. Jakobäa hatte den Dortrechtern, weil sie mit in Gorkum gewesen, sofort abgesagt. Diese erwiderten mit schlauer Bedächtigkeit: sie wären ja gar keine Feinde der Fürstin. Jakobäa gestattete nun „ihren getreuen Bürgern von Dortrecht" noch vierzehn Tage freien Verkehr im Lande. Die Dortrechter benutzten die Zeit, um ihr schöne Kriegsvorräthe zu entführen: auf der Stelle sandte Jakobäa offne Briefe an all ihre Diener und Freunde, „der ungetreuen ungehorsamen Dortrechter" Leib und Gut auf allen Wegen anzutasten und die Hälfte der Beute in die nächste Stadt vor ihre Beamten zu bringen. Gleich darauf erfolgte ihr Befehl, mehreren der Gefangenen von Gorkum den Prozeß zu machen und sie zum Tode zu führen, jedem Manne aber, der dort gegen sie die Waffen getragen, Hab und Gut öffentlich zu verkaufen.

Solche Strenge war sehr unbesonnen. Schon jetzt hätten

des Oheims Lockungen bei den Städten mehr gefruchtet, wäre nicht sein schlimmster Feind sein Lütticher Andenken gewesen. Auch hielten die Hocks die Bänke in den Stadt- und Schöffenräthen noch wohl besetzt. Durch ihren Einfluß geschah es, daß die drei Städte, welche nach Dortrecht die reichsten waren, nämlich Haerlem Delft und Leyden, sich verpflichteten, jährlich an Stelle ihrer Fürstin fünfhundert zwanzig Rosenobel Leibrenten zu bezahlen, welche Jakobäa, um sich Geld zu schaffen, in Brabant hatte verkaufen lassen. Die Auslage sollte durch den Landesrentmeister vergolten werden: die Städte ließen sich aber außerdem Freiheit geben, mit Zahlung ihrer eigenen Steuern so lange zu warten, bis sie Briefe in Händen hätten darüber, daß die sieben nächst vornehmsten Städte, Gouda Amsterdam Alkmaer Rotterdam Schiedam Hoorn und Oudewater, den Ersatz verbürgten. Diese Bürgschaft wurde geleistet. Auf ähnliche Weise hatte sich Johann von den Dortrechtern Geldsummen verschafft. Jakobäa ahmte auch darin ihren Oheim nach, daß sie seinen Schuldnern gebot, nicht an ihn, sondern an sie zu zahlen.

Man mußte indessen noch andere Mittel ergreifen, die Kriegskasse zu füllen. Denn die Steuern, welche Jakobäa, insbesondere auch von den treuen Hennegauern bezog, reichten längst nicht aus. Die Beute, welche an Geld und Kostbarkeiten, an Vieh und Habe auf Streifzügen einkam, ergab für den Fürsten wenig: die Kriegsleute hatten in der Regel das Beste vorweg genommen. Erklecklicher war es, wenn man einer Stadt oder reichen Dörfern in Feindesland Brandschatzungen auflegen konnte: jedoch zur Zeit hielten, außer dem Dortrechter Gebiet und dem von Voorne Woerden und Goyland, die Dörfer und Städte wenigstens äußerlich zu Jakobäa. Um so weiter blieb der Raum für die Jagd auf erklärte Feinde, die überall heimlich zogen und warben, um die Kabeljauischen aufzustören. Aus solchem Menschenfang dachten die Herren und Ritter sich schöne Summen zu machen.

Wie man heutzutage Kaperbriefe gibt auf feindliche Schiffe, so gaben die Fürsten damals Freibriefe, feindliche Menschen zu kapern. Jakobäas Ausschreiben bestimmten darüber Folgendes. Bei jedem Streifzug unter ihrem Banner oder Wimpel gehörten die Lösegelder für die Eroberten ihr allein; war aber noch ein anderes Feldzeichen dabei, so blieb die Hälfte denen, welche den Feind fingen; für zweihundert Gulden aber mußte man ihr jeden Gefangenen, den sie einforderte, frank und frei liefern. Die Utrechter und Amersforter Freunde brauchten von ihren Gorkumer Gefangenen nur ein Drittel der Schatzungsgelder zu erlegen.

War die Feldkasse gefüllt, so ließen sich Söldner werben, welche Krieg und Waffenbrauch handwerksmäßig gelernt hatten. Solche ausgelernte Landesknechte, deren aus den wallonischen Gegenden, aus Westfalen und Friesland stets eine Menge umherfahrteten, konnte man nur für reichliche Handgelder haben. Auch die ledigen Burschen im eigenen Lande, welche dies Volk in den Herbergen zechen sahn, suchten einen Spieß und alten Harnisch hervor, gesellten sich zu ihnen und ließen sich für eine handvoll Gulden anwerben. Zum Kleinkriege, zu ständigen Besatzungen der festern Plätze waren diese Söldner einmal unentbehrlich, denn das Landesaufgebot aus Städten und Dörfern diente nur eine Zeitlang bei großen Unternehmungen.

Andere Künste erforderte es, die reichen Edelleute zu gewinnen, welche selbst Bürger und Untersassen hatten, namentlich wenn es Männer von Kriegsruhm waren, denen die Söldner gern zuliefen. Die streitenden Fürsten überboten sich in Jahrgeldern Gütern und Entschädigungen, durch welche sie einander die Barone abzujagen suchten. So hatte Johann von Bayern den Aerger, daß sein geheimer Rath, der Graf von Nassau-Breda, während dessen Sohn in seinem Dienste verblieb, zu Jakobäa überging. Der Herr von Heemskerk, Jakobäas geheimer Rath dagegen machte es umgekehrt.

Nach und nach schickte der gesammte althoekische Adel an Johann seine Fehdebriefe, des Inhalts: „Weil er ihrer lieben gnädigen Landesfrau, seiner Herrin und Nichte, dick und viel Schaden gethan und noch täglich thue, wollten sie seine Feinde sein, Feinde aller seiner Lande Unterthanen Helfer und Helfershelfer und aller derer, die sie auf ihn fehden möchten; damit wollten sie ihre, ihrer Knechte und aller derer, die sie auf seinen Schaden bringen möchten, Ehre bewahrt haben".

Auch bei benachbarten Fürsten und Städten wurde eifrig um Hilfe geworben. Mit Utrecht und Amersfort schloß Jakobäa ein festes Bündniß ab. Für tausend Schildthaler jährliche Rente machte der Herzog von Berg gemeinschaftliche Sache mit ihr. Beide verbanden sich „zur Ehre Gottes und seiner lieben Mutter, aus gutem Grunde ihrer Herzen, zum besondern Besten ihrer Lande und Leute, um rechte Verwandtschaft und ganze Freundschaft und Gunst mit einander zu halten, so lange sie mit der Gnade Gottes in lebendigem Leibe bleiben sollten". Der Graf von Reifferscheidt verbündete sich ebenfalls wider die Dortrechter. Auch an „ihre guten Freunde im Stifte Lüttich" gingen viele Boten mit „heimlichen Sachen": es kam darauf an, dort einen Mann auf den Bischofssitz zu bringen, der Jakobäas Oheim feindlich war. Dieser aber unterhandelte unterdessen mit dem Könige von England, ihm fünfhundert gute Bogenschützen zu überlassen; denn die englischen Bogenschützen hatten bei Azincourt gezeigt, was sie in der Schlacht vermochten. Auch aus den obern Landen am Rhein und an der Maas erwartete er sechshundert Schwerbewaffnete.

So entzündete sich die Fehde mit jeder Woche an mehr Orten. Die Hoeks verbrannten die Schlösser Heemskerks, die Kabeljaus das Städtchen Gravesand. Vergebens hatte bei dem letzteren Jakobäas treuer Brabanter Freund, der Herr von Bergen, lange Zeit mit fünfzig Pferden Wache gehalten.

Die Dortrechter benützten die Gelegenheit, um ihrer Handelseifersucht freien Lauf zu lassen. Sie verbreiteten ihre Verheerungen bis nach Gouda, das sie vergebens zu erobern trachteten, und bis nach Zierickſee, dessen Seehandel ihnen ein Dorn im Auge war. Ein Anschlag, welchen die eifrigen Brieler mit ihrem Bürgermeister Jakob Brank an der Spitze, auf Schiedam machten, mißglückte. In Rotterdam unterdrückten die Hoeks mit genauer Noth einen gefährlichen Aufstand. Ritter Adrian, der Bastard, hatte dort drohende Worte gegen die kabeljauisch gesinnten Bürger fallen lassen: darüber entstand Geschrei und Aufruhr, alle Hoeks sollten aus der Stadt getrieben werden, die Dortrechter Schiffe waren schon in Sicht, zu helfen. Zu ihrem Glück kamen die Hoeks mit ihren Leuten von den umliegenden Städten hergerannt, so daß sie der Aufständischen wieder Herr wurden. Jakobäa schrieb an Adrian, er möge die beleidigenden Worte zurücknehmen.

Johann von Bayern war ein Meister in solchem Kleinkriege. Er betrieb ihn mit einem gewissen wilden Humor und lief seinen Gegnern gerade auf den Leib. Oefter setzte er sich selbst an die Spitze eines großen Streifzuges, traf den Feind empfindlich, wo er es am wenigsten vermuthete, brannte und sengte, und kehrte jedesmal mit reicher Beute nach Dortrecht zurück. Eine große Landung in Nordholland, die er vorbereitete, konnte nur durch äußerste Wachsamkeit der Hoeks verhütet werden. Medenblick jedoch fiel in die Hände ihrer Feinde. Keine Stadt konnte zu raschen Streifzügen trefflicher liegen, als Dortrecht. Es blockirte ganz Holland. Denn die Dortrechter besaßen eine Menge Schiffe und Matrosen, und immer hatten sie Geld, neue Mannschaften auszurüsten. Sie selbst fanden auf den Flüssen und Kanälen überallhin leichten Zugang, jedoch nur eine starke Macht durfte daran denken, ihrer Stadt sich feindlich zu nähern. Die kleinen Kaper der Dortrechter schweiften unaufhörlich längs der See-

küsten und scharmützelten auf allen Strömen. Kein Handelsschiff ihrer Feinde kam unbelästigt in See. Der Handel von ganz Holland und Seeland stockte. Die Hoeks machten die äußersten Anstrengungen. Sie errichteten bei Rotterdam Schiedam Vlaardingen Blockhäuser und legten Kriegsvolk hinein. Aus Flandern wurden für schweres Geld ein paar hundert Söldner geholt. Man miethete Schiffsmeister, welche Tag und Nacht die Ströme untersuchen sollten. Die Mannschaft eines Kaperschiffes, welches auf Pfingsttag ausgelaufen war, wurde sofort mit dem Schwerte hingerichtet. Gegen die gar zu eifrigen Brieler machte Philipp von Blote einen Anschlag. Man kaufte vier alte große Schiffe, welche in der Nacht vor den Brieler Hafen geführt wurden. Dort wurden sie an Ankern festgelegt, aufgehauen und sanken an den Ankerstricken auf den Grund, um den Hafen zu verstopfen. Gegen die Dortrechter rief Jakobäa insbesondere die treuen Seeländer auf. Jedes Amt mußte ein Kriegsschiff ausrüsten von wenigstens zweiunddreißig Rudern, die Kosten wurden von Jedem an seiner Landessteuer abgekürzt, für den gewappneten Mann täglich sechs Groschen und für die Ruderer redliche Schiffsheuer. Alle diese Schiffe kamen vor Zierickzee zusammen, und Florenz von Borsselen erhielt den Befehl. Er holte nun die Holländer und Utrechter Handelsschiffe ab, welche sich zu Gouda und zu Vlaardingen versammelten, und geleitete sie mit der Kriegsflotte nach Seeland, damit sie von dort weiter führen nach Antwerpen und Flandern.

Einen entscheidenden Schlag wagte keine Partei, ehe die Hauptfrage entschieden war — Jakobäas Ehe mit ihrem Vetter von Brabant.

Es war bald ein Vierteljahr, seit die Brabanter neuen Gesandten in Konstanz anlangten, wo Kaiser und Concil beisammen. Von dort erwartete die Christenheit Heilung schreiender Uebel in der Kirche, von dorther sollte auch für die holländischen Händel die nächste Entscheidung kommen.

Nun spielte sich in Jakobäas Angelegenheit ein Schauspiel wie auf der Bühne ab, worin sich die Zerfahrenheit spiegelte, unter welcher damals die heiligsten Interessen der Kirche litten. Die Brabanter Gesandten betrieben eifrigst die Dispensation, Jakobäas Mutter, die in alle Künste der Politik Eingeweihte, gab die Pläne an: hinter ihr stand der burgundische Einfluß, der sich an italienische und französische Prälaten anlehnte. Gegen diese romanische Partei stand die deutsche, und an ihrer Spitze der Kaiser, unterstützt von allen rheinischen Bischöfen. Beide Parteien arbeiteten sich entgegen, und Jakobäas Sache rückte nicht vorwärts.

Zu Ende des Jahres erhob sich in Konstanz eine dritte Macht, welche die Lage der Dinge für sich selbst ausbeutete. Das Concil hatte endlich ein Ende gemacht mit den streitenden Päbsten, im November wurde als der alleinige Pabst Martin V. gewählt, und dieser schlug sofort und mit größtem Geschick seinen eigenen Weg ein. Da beeilten sich der Herzog von Brabant und seine Stände, dem neuen Pabste die Dispensationsfrage höchst dringlich zu machen, und die Brabanter Kronen wurden nicht gespart. Am 22. Dezember untersiegelte der Pabst die Genehmigung der Heirath. „Die Verwandten der Verlobten", erklärte er, „und die Magnaten ihrer Länder wünschten die Verbindung, sie allein wende schreckliche Kriegsübel ab". Ganz in der Stille wurde die Bulle den Brabanter Gesandten übergeben, ungesäumt reiseten sie ab. Doch auch Jakobäas Oheim hatte seine Vertrauten in Konstanz, welche alle Schliche kannten. Sie erfuhren die Sache, und nun entstand großer Lärm. Der Kaiser, so erzählte man sich Tages nachher auf den Bänken des Concils, kam in hellem Zorn zum Pabste geritten und sprach: „O heiliger Vater, warum ist das heilige Concilium gemacht und herkommen?" — „Mein Sohn", erwiederte der Pabst, „damit wir da sollen gedenken der heiligen Kirche". — „O unser Vater, das mögen wir nicht erkennen!" — „Woran denn,

lieber Sohn?" — „Warum habt Ihr halbe Ketzerei erlaubt, daß Ihr solche Briefe gebt, solche Vorgänge erlaubt ohne das heilige Concilium? Bruder und Schwesterkinder sollten einander zu der heiligen Ehe nehmen? Sünden habt Ihr zu vergeben und nicht zu erlauben". Und richtig, vierzehn Tage später, am 5. Januar, widerrief der Pabst seine Dispensation und entschuldigte sich: „Irren sei menschlich, er habe nur den inständigsten Bitten hoher Personen nachgegeben; jetzt aber sei er durch den Kaiser und durch eine Menge wahrhafter Zeugnisse belehrt, daß Jakobäas Heirath das größte Aergerniß geben und alle Niederlande in Krieg und Brand setzen werde; er wolle deshalb sich die Sache noch reiflicher überlegen".

Es war nicht blos des Kaisers Zorn gewesen, was den Pabst so früh umwendete, sondern es wirkten kräftig die Hebel mit, welche Johann von Bayern ansetzte. Als er erfuhr, der Pabst habe Jakobäas Ehe bewilligt, entschloß er sich zum entscheidenden Schritte.

Er sandte Bevollmächtigte nach Konstanz, welche erstens sein Lütticher Bisthum in die Hände des Pabstes zurückstellten, zweitens die kaiserliche Belehnung mit Holland Seeland und Hennegau nachsuchten, drittens vom Kaiser die Hand seiner Nichte erbaten. Diese Botschaft war Pabst und Kaiser gleich willkommen. Martin V. suchte vor allen Dingen seine eigene feste Partei in der Kirche zu bilden; nichts war ihm willkommener, als wenn er den Lütticher Stuhl mit einem ergebenen Anhänger besetzen konnte. Er erklärte sich bereit, die Dispensation der Nichte wieder zu nehmen, und ertheilte dem Oheim Heirathserlaubniß, trotzdem, daß er zum Subdiakon geweiht und der Pathe des Sohnes seiner Braut gewesen. Die erkorene Braut war nämlich diejenige, welche dem Kaiser am liebsten, und Jakobäa und ihrem Verlobten am gefährlichsten, — Elisabeth von Görlitz, des Kaisers Nichte und des Brabanter Herzogs Stiefmutter. Als ihr Gemahl bei Azincourt gefallen war, bestritt man ihr in

Brabant ihre reichen Widthumsgüter, auch hinsichtlich ihres Eingebrachten war sie nicht befriedigt. Der Kaiser war höchst ungehalten darüber, und für ihren neuen Gemahl sproßte darin eine ganze Saat von Ansprüchen, mit welchen er den Brabantern konnte zu schaffen machen. Johann liebte sie aber wirklich und so sehr, daß er ihr all seine Herrschaften, seine Habe und Kostbarkeiten auf den Fall seines Todes zu ihrer Leibzucht verschrieb, und selbst wenn er Erben bekomme, sollte sie doch die Hälfte von jenen Gütern genießen. Der Kaiser sagte Johann von Bayern ihre Hand zu und schickte seine Bevollmächtigten, ihm die Belehnung mit Holland Seeland und Hennegau zu ertheilen.

Jakobäas Oheim hatte also in Konstanz in allen Stücken gewonnen: die Brabanter Gesandten verlegten den Krieg gegen ihn in die päbstliche Kanzlei. Sie wußten es zu machen, daß die Urkunde, welche den Widerruf der Dispensation für Jakobäa aussprach, während der Ausfertigung liegen blieb. Es war merkwürdig, immer fehlte noch das päbstliche Siegel daran, und eher konnte man sie doch nicht abschicken. Johann von Bayern aber verschaffte sich eine Abschrift und beeilte sich, sie in die Welt zu senden, auch an Jakobäa und an den Brüsseler Hof. Hier ging man eifrig zu Rathe, was nun zu thun. Das Klügste schien, rasch den Riegel der vollbrachten Thatsache vorzuschieben. Johann von Bayern erfuhr, was man in Brüssel im Schilde führte, und nun drängte er Kaiser und Pabst, neue geschärfte Gebote zu erlassen, daß Jakobäas Heirath unter allen Umständen nichtig sei und strafwürdig. Die Brabanter Gesandten zeigten an, diese neuen Verbote, sowie die Ausfertigung der Bulle, welche die Dispensation widerrufe, ließen sich nicht mehr zurückhalten. Da beschloß man am Brabanter Hofe, es darauf ankommen und die Ehe vollziehn zu lassen. Man rechnete auf die verwirrten Verhältnisse in Reich und Kirche.

Triumphirend brachten der Herr von Bergen-Grimberg

und der Graf von Nassau-Breda die erste päbstliche Bulle, welche die Dispensation ertheilte, nach dem Haag. Der junge Herzog kam bald hintendrein mit vielen Prinzen und Herren, alle Welt staunte über den glänzenden Brautzug. Die Stände von Hennegau und von Holland Seeland sammelten sich in der fürstlichen Residenz. Es erschienen Burgunder Gesandte, an ihrer Spitze der kluge Bischof von Tournay. Berathschlagt wurde zum Scheine hin und her, geprüft wurde zum Scheine jedes der beiden Diplome des Pabstes. Man kam zu dem Schlusse: ächt sei die Dispensationsbulle, der Widerruf eine bloße unbeglaubigte Schrift, nur an die erste brauche man sich zu halten. Denn noch immer lag die Ausfertigung der zweiten auf der päbstlichen Kanzlei.

Da saß nun das arme junge Weib und hatte die sich widersprechenden Briefe des Pabstes in der Hand, und sie sah ihr Glück und Leben behandelt, als wäre sie ein Blatt im Winde, das hierher und dorthin getrieben wird, wie das Wetter wechselt. Was hatte sie, die Siebzehnjährige, binnen Jahresfrist nicht erlebt! War es nicht in der vorigen Weihnacht, als sie vergöttert wurde von französischen Prinzen und Fürsten, welche ihrer künftigen Königin huldigten? Aber ein Trauerzug folgte dem andern: der Gemahl, der Vater sanken in die Gruft. Ehe diese Gräber sich geschlossen, loderten die Aufstände, folgte das Gepränge der Huldigung, folgte die verhaßte Verlobung. Nur ein paar Wochen Frieden in den grünen Wäldern von Quesnoy — da klangen die Trompeten und das Schlachtgeschrei der wilden Schlacht in Gorkum, sie selbst dabei hoch die Fahne in der Hand. Und nun — die Aussichten? Dort in Dortrecht, der besten Stadt des Landes, ihre Feinde, deren Hohngelächter sie zu hören glaubte, wie sie da versammelt waren um den schrecklichen Oheim, welchen der Kaiser und ein Theil des Volkes für den rechten Herzog erklärten. Hier im Haag der widerwärtige Bräutigam und sein schwelgender ruchloser Anhang. O welch ein Bräutigam!

Ein Jahr jünger als sie, zeigte er schon alle Rohheiten eines Wüstlings, doch keinen Funken von Verstand. Und diese abscheuliche Heirath — war sie denn nicht geächtet von den Gesetzen der Kirche? — Und doch — konnte sie, die Fürstin, denn noch anders handeln? Ihre Partei drängte; ihre Mutter, der Herr von Bergen, ihr Freund und Rathgeber, der Bischof von Tournay, der berühmte Diplomat ihrer Burgunder Vettern, ließen ihr nicht Ruhe noch Rast. Man rief ihr zu: „Die rasche Verbindung mit Brabant sei die einzige Rettung. Der Pabst werde schon wieder andern Sinnes, man wisse das aus sicherer Quelle. Zögere man noch, so würden alle Feinde zwischen die Verbindung treten, Land und Leute gingen verloren, und die Sache der Hoeks, die Fahne des alten heiligen Rechts, liege rettungslos am Boden". Dies traf ihr in's Herz, denn sie hatte es ihrem Vater geschworen, die Sache der Hoeks aufrecht zu erhalten. Jakobäa opferte sich mit einer Seele voll Ekel und Gram, aber die Thränen, welche sie niederzwang, härteten ihr Inneres zum Kampfe.

Am 10. März des Jahres 1418 füllte sich in der Abenddämmerung der Rittersaal zu Haag mit glänzenden Reihen von Baronen Rittern und Rathsherren aus Brabant Hennegau Holland und Seeland. Als alle versammelt, erschienen die Verlobten, im Geleite der Herzogin-Wittwe Margarethe von Burgund, des Herzogs von Berg, des Bischofs von Tournay, des Grafen von Reifferscheidt und anderer Prinzen. Der Vertrag von Biervliet und die päbstliche Dispensation wurden verlesen. Der Canonicus Wyardi von Mons trat vor und fragte in französischer Sprache den Bräutigam: „Willst du, Johann von Brabant, die gegenwärtige Jakobäa von Bayern zur ehelichen Bettgenossin nehmen?" und der Herzog antwortete: „Ja, ich will!" Dieselbe Frage und Antwort geschah Seitens der Braut, darauf steckte der Herzog ihr seinen Ring an. Dann bestiegen sie ein Lager, das bereitet stand, und eine Decke wurde über sie gezogen, und

nachdem sie sich unter ihr einen Kuß gegeben, wurde die Decke wieder weggenommen. Damit war Johann von Brabant ehelicher Vogt über Jakobäas Person Lande und Güter geworden. Nach der Abendtafel wurde das junge Paar feierlich zur ehelichen Kammer geleitet, und am andern Morgen überreichte der Gemahl in Gegenwart der Verwandten seiner Bettgenossin die Morgengabe. Acht Tage lang dauerten die Turniere Gelage und Abendtänze. Es waren Festlichkeiten von königlicher Pracht. Dann begannen die Neuvermählten die Rundreise durch Nordholland, damit in allen Städten und auf den Plätzen, wo es sonst Gebrauch war, der eheliche Vogt der Fürstin die Huldigung empfange.

Während sie damit beschäftigt waren, langten Schreiben von Pabst und Kaiser an, worin sie in harten Ausdrücken von Eingehung der Ehe abmahnten und strenge Strafen in Aussicht stellten. Der Kaiser richtete zugleich einen offenen Brief an Herren Obrigkeiten Städte und Bewohner von Holland Seeland und Hennegau, worin er erklärte: „Diese Lande seien bei dem Tode des Herzogs Wilhelm, eines Lehnsmannes und Genossen des heiligen römischen Reichs, weil er keinen männlichen Erben hinterlassen, dem Kaiser rechtmäßig anheim gefallen. Der Kaiser habe sie Johann, Pfalzgrafen vom Rhein und Herzog von Bayern, seinem geliebten Oheim, und dessen männlichen Erben verliehn, um sie von Kaiser und Reich als Lehn zu besitzen. Deßungeachtet hielten Jakobäa und Johann von Brabant die Lande zur Kränkung und wider Willen von Kaiser und Reich noch im Besitz. Der Kaiser befehle deshalb bei höchster Ahndung allen Obrigkeiten und Bewohnern, nur Johann von Bayern als ihrem rechten natürlichen und ordentlichen Herrn zu huldigen und zu gehorchen. Alle Huldigungseide, welche sie etwa Jakobäa und dem Herzog von Brabant schon geleistet, seien aus königlicher Machtvollkommenheit für rechtlos und nichtig erklärt".

Die Neuvermählten ließen sich diese Verbote nicht mehr

anfechten. Sie ließen in Utrecht an fünf Kirchen ihre Erklärung anschlagen, daß sie an den besser zu unterrichtenden Pabst appellirten, und die Kirche von Utrecht erklärte auf Betreiben des Domprobstes ihre Ehe einstweilen für gültig. Weil es im holländischen Fürstenhause eine alte Sitte war, daß die Fürsten und ihr Hofstaat von dem Dechanten der Stiftskirche im Haag sich trauen ließen, so empfingen dort Jakobäa und ihr Gemahl am 10. April auch noch den kirchlichen Ehesegen. Die junge Fürstin war dabei umgeben von sieben Hofdamen, von Räthen Rittern und Hausgeistlichen. Dann setzten sie die Huldigungsreise fort durch Südholland Seeland und Hennegau. Der Herzog von Brabant hatte für sich allein ein Gefolge von mehr als dreihundert Reisigen. Als die Huldigung in Jakobäas Erblanden vollbracht war, wurde die junge Fürstin von ihrem Gemahl ihrer Mutter und den Verwandten feierlich durch die Städte Klöster und Burgen ihres Gemahls geleitet, um die Ehren einer Herzogin von Brabant und Limburg und einer Markgräfin von Antwerpen zu empfangen. Nach alter Sitte mußte sie hier in jedem Kloster und in jeder geistlichen Stiftung, wohin sie kam, eine Pfründe verleihen.

Der Pabst hatte in seiner zweiten Abmahnung erklärt: „nach reiflicher Ueberlegung und mit Zustimmung der Kardinäle habe er seine frühere Dispensation widerrufen; würden sie dennoch, wie sie es prahlten, zur Ehe schreiten, so sei es zur Schande der päbstlichen Gewalt, zum Verderben ihrer Seelen und ihrer Lande; und hätten sie die Ehe vollzogen, so sei und bleibe sie nichtig, unterliege den Kirchenstrafen, und werde niemals die päbstliche Genehmigung erlangen". Und was that Martin V. jetzt? — Ein paar Monate später brachten zwei Boten vom Pabste und von dem Cardinal von Ostia Brief und Siegel, daß sie mit einer mündlichen geheimen Botschaft betraut seien. Diese ging dahin: „die Neuvermählten sollten guten Muthes sein; denn der Pabst habe

nur aus Furcht vor dem Kaiser seine erste Bulle widerrufen; sobald er ihm aus den Augen und über die Alpen sei, werde er die Dispensation wieder bestätigen".

So kam diese Brabanter Heirath zu Stande, welche in Rom London und den Niederlanden den Gottesgelehrten und Rittern noch viel sollte zu schaffen geben.

Sechstes Kapitel.

Belagerung von Dortrecht.

Johanns von Bayern Aufforderung an Herren und Städte. Antworten der Holländer und Henneganer Stände. Schwanken in den holländischen Städten. Maßregeln wider Johanns heimliche Parteigänger. Angriff auf Dortrecht beschlossen. Zustände in Brabant. Kriegsrath. Wilhelm von dem Berge. Vermählung Johanns von Bayern. Annahme der Grundsätze der Kabeljaus. Artikel des Dortrechter Freibriefs. Ihre staats- und kulturhistorische Bedeutung. Huldigung der Dortrechter. Kriegszüge auf Dortrecht. Die Herren und Ritter mit ihrer Rüstung. Art und Bedeutung der Söldner. Städtisches Volk mit Geschütz und Wagenburg. Bewaffnete Bauern. Streitigkeiten unter den Brabantern. Absagebriefe. Altherkömmliche Schlacht- und Lagerordnung. Dortrechts Lage und Welthandel. Werke der Belagerer. Gegenanstalten. Scharmützel. Noth der Brabanter. Verräthereien. Listen der Belagerten. Ritter Adrian. Geldnoth und Hader unter den Holländern. Johann von Egmond. Die Rotterdamer. Niederlagen und Flucht der Brabanter. Auflösung des holländischen Heeres. Heldentod Adrians und der Seinen. Schande der Niederlage vor Dortrecht.

Während all dieser Zeit gingen die Unterhandlungen noch fort. Da sie aber nimmer zum Abschlusse kamen, sandte Johann von Bayern im Mai seine offenen Briefe mit Abschrift der kaiserlichen Lehnbriefe an alle Bannerherrn Ritter und Knechte, an jeden einzeln und an alle insgesammt, und insbesondere an jede Stadt. Er forderte: „sie sollten ihm huldigen als ihrem rechten und natürlichen Landesherrn, welchen auch der Kaiser belehnt habe. Alle Huldigung, die sie etwa Jakobäa und ihrem Gemahl geleistet, sei vom Kaiser für nichtig erklärt. Sie sollten ihm ihre Vertreter senden, Rechenschaft abzulegen, sofort aber sich rüsten, sein Erbe und Lehen den ungerechten Inhabern zu entreißen. Darüber erwarte er unverweilt ihre schriftliche Erklärung“.

Die Holländer antworteten: „Jakobäa hätten sie gehuldigt als ihrer natürlichen Erbherrin, und zu ihr allein würden sie stehn; schon dreimal seien die Lande laut kaiserlicher Briefe in Frauenhand gekommen; er habe ja selbst seiner Nichte als seiner Lehensherrin früher gehuldigt; deshalb solle er Gott und adlige Ehre vor Augen halten und seine Nichte in Frieden lassen". Die Hennegauer setzten noch hinzu: „Sie seien nicht wenig verwundert, wie der Kaiser ihn belehnen könne. In Holland und Seeland stehe dem Kaiser kein ander Recht zu, als auf den Lehndienst; in Hennegau habe er gar nichts zu befehlen, als dies eine, daß die Grafschaft sich als Reichsstand betrachte. Uebrigens sei bei ihnen die Fürstenkrone so gut Weiberlehen, wie jedes andere adlige Lehen. Das möge Herzog Johann dem Kaiser sagen, der schlecht unterrichtet scheine".

Diese schnöden Antworten gaben natürlich nur Hoeks, die an der Regierung saßen. Im Hennegauer Ritterlande fanden sie fast einmüthige Zustimmung. Die Erklärung der dortigen Stände lautete schon sehr burgundisch. Denn was hieß das: die Grafschaft gehöre zum Reiche, ohne daß Kaiser und Reich das Geringste dort zu sagen hätten? Dann waren die Hennegauer eigentlich ein völlig freies Gränzland zwischen dem Reiche und den Besitzungen des französischen Königs.

In den holländischen Städten aber gab sich bereits bedenkliches Schwanken kund. Unerträglich wurden ihnen die Verheerungen und Handelsschäden, mit welchen Johann die Küsten und Flußufer heimsuchte. Jakobäa mußte nicht nur die goyländischen Besitzungen ihres Oheims, sondern auch die Lande ihres eigenen geheimen Rathes von Gaesbeck, welche zwischen Dortrecht und Briel lagen, für neutral erklären; dennoch führten sie feindlichen Städten Bier und Proviant zu. Aller Orten fand Johann von Bayern heimliche Helfer und Zuträger. Vergebens paßte man überall auf seine

Boten, vergebens wurde verkündigt: „Wer von ihm Briefe empfange, solle sie uneröffnet und ungelesen ausliefern, und wer dem Feinde Nachrichten bringe, solle mit dem Schwerte gerichtet werden". Es wurde den Städten geboten: „Keinen ihrer Bürger reisen zu lassen, er sei denn vor Sonnenuntergang wieder herein; die Frauen aber, deren Männer nach Dortrecht gegangen, seien auszutreiben". Trotz aller Maßregeln mehrten sich Johanns Anhänger. Schon hörte man vielfach sagen: „Von so jungen Leuten wie Jakobäa und ihr Gemahl, der sich ganz mit leichtsinnigen Leuten umgeben, sei nimmer Hilfe, nimmer Stärkung für das Land zu hoffen". Die Hoeks hatten keine Zeit mehr zu verlieren. Als kühne Männer beschlossen sie das Schwerste und Entscheidende: sie wollten vor Dortrecht ziehen und den Feind ersticken in seinem Hauptlager.

Schon am 30. Mai, als Jakobäa mit ihrem Gemahl zu dessen Huldigung nach dem Hennegau reisete, erging an ihre Unterthanen der Befehl, sich zu rüsten und fertig zu halten. In der Mitte des Juni folgte das Landesaufgebot an die „Bannerherren Ritter und Knechte, an die Städte — es waren ihrer ein und dreißig — und guten Leute von Holland Seeland und Friesland". Ihre beste Kraft sollten sie rüsten, um Dortrecht zu zwingen, dann werde man endlich Ruhe im Lande haben und nicht eher. Dem Aufrufe wurde noch so ziemlich Folge geleistet. Mehr Künste bedurfte es, um die Brabanter ins Feld zu bringen.

Das Brabanter Volk fühlte sich in seiner großen Mehrheit viel eher zu den Kabeljaus hingezogen, als zu den Hoeks, deren hastiges und leidenschaftiges Gebahren ihm zuwider war. Die jungen Müssiggänger aber, welche den Herzog umringten, an ihrer Spitze der alles vermögende Günstling Wilhelm von dem Berge, der Oberstschatzmeister und Oberstkämmerer zugleich war, diese Leute stellten sich schon aus bloßem Haß gegen Jakobäa und deren Freunde auf Seite der

Kabeljaus. Sie freuten sich über jeden Schimpf, welchen die Hoeks erfuhren, wie über ihr eigenes Glück. Denn Jakobäa sparte nicht die scharfen Worte, ihr Treiben zu geißeln, und unaufhörlich stachelte sie ihren schwachen Gemahl zu edleren Thaten an. Der störrische Thor fühlte sich viel mehr, als zu ihr, hingezogen zu ihrem Oheim, dessen gewaltiger Charakter ihm imponirte, dessen Wüstlingsnatur der seinigen verwandt war. Lange führte er mit ihm Unterhandlungen, und hätte sich gar zu gern vertragen und den Krieg vermieden. Allein endlich konnte er die Sache nicht mehr hinhalten. Seine eigenen Brabanter Stände, mit den Holländern zu Antwerpen versammelt, erklärten ihm: „Seine Ritterehre fordere, die Lande der Herzogin zu retten und zu schützen wie seine eigenen, und sie wollten ihm beistehen mit Gut und Blut". Es war nicht blos der Liebreiz der jungen Fürstin, nicht blos das Ehrgefühl, was diese Männer so sprechen machte. Wer konnte dafür einstehen, daß ein so kühner thatkräftiger Fürst, wie der bayerische Johann, nicht auch Länder seines Neffen von Brabant ansprach? Anlaß boten die Rechte seiner Gemahlin und das Verlangen des Kaisers, Brabant dem burgundischen Hause zu entreißen. Hatte doch der Kaiser Gesandte nach Brüssel geschickt, welche erklärten: „vor allem müsse man der Wittwe des letzten Herzogs gerecht werden; eigentlich gehöre aber Brabant dem Kaiser, weil es ihm als Reichslehen sowie als sein Erbe von dem früheren Herzog Wenzel zugefallen sei". Mehr noch, als diese Befürchtungen, regte die Brabanter Barone und Patrizier ihr Standesbewußtsein gegen die Kabeljaus auf. Sie hielten strenge auf ihre alten ständischen Rechte, welche ihr junger Herzog mit seinen Gesellen gekränkt hatte, welche dagegen die Hoeks hoch hielten. Auch in Brabant wurde jetzt die alte Parteiung zwischen Herren und Bürgern wieder lebhaft, auch hier hörte man jetzt die Namen Hoeks und Kabeljaus.

Die Versammlung der beiden weltlichen Stände wählte

aus ihrer Mitte einen Kriegsrath, dieser trat mit Holländern zusammen, die Gefecht und Belagerung verstanden, und die Ansicht sprach sich aus: man müsse vor allem andern erst Briel angreifen und mit Stürmen nicht ablassen, bis die Stadt gewonnen, dann könne man vor Dortrecht ziehn. Der Rath war gut, und die Mehrheit der Stände billigte ihn. Briel war die viel schwächere Stadt und zugleich das Dortrechter Seethor; hatte man Briel, so ließ sich den Dortrechtern der Seehandel und die Hilfe, die sie von der Meerseite her bekamen, abschneiden. Da aber fuhr der Landesschatzmeister Wilhelm von dem Berge auf und rief: „Wo denn die Schiffe seien? Briel könne man nur zu Wasser nehmen, Brabant aber sei kein Seeland, es habe Bewaffnete genug, doch keine Schiffe. Eine Flotte zusammenkaufen, mit neuem Kriegszeug ausrüsten, zahlreiche Matrosen heuern, — das koste entsetzliche Summen. Und woher sie nehmen, da die Kassen erschöpft seien? Wolle man einmal den Krieg, so sei auch der Stier gleich bei den Hörnern zu fassen. Dortrecht sei des Feindes Hauptplatz, Dortrecht müsse man im Verein mit den Holländern belagern". Die Gründe des Schatzmeisters waren nur zu einleuchtend. Er gebot über alle und jegliche Einkünfte des Fürsten, dessen kleinen Sinn und Geist er völlig beherrschte, und er wußte am besten, daß man aus den leeren Kassen keine Kriegsflotte beschaffe. Des Herzogs Ueppigkeit und die Bedürfnisse seiner Günstlinge zehrten rasch auf, was an Geld und Steuern einkam, und mehr als das. Hin und her wurde gestritten, die kabeljauisch Gesinnten stimmten dem Schatzmeister bei, der Herzog natürlich ebenfalls, und man kam endlich zu dem Beschlusse: Dortrecht zu belagern, jedoch mit aller Stärke und Vorsicht, denn jeder wußte, daß man ein gar schweres Werk sich vorgesetzt. Damit ging die Antwerpener Versammlung auseinander, und wer nicht hoekisch war, rüstete nur mit halber Kraft und halbem Herzen.

Johann von Bayern hatte unterdessen sein Beilager mit

Elisabeth von Görlitz, der Stiefmutter von Jakobäas Gemahl, vollzogen. Jetzt als man ihn in Dortrecht selbst anzugreifen sich anschickte, spielte er seinen letzten Trumpf aus. Oeffentlich nahm er die politischen Grundsätze der Kabeljaus an, und nicht das allein, er gab ihnen auch förmlich einen Ausdruck, wie noch kein Fürst vor ihm. Am 20. Juni stellte er in Dortrecht eine urkundliche Erklärung aus, welche folgende Stücke enthielt:

1. Die Städte von Holland und Seeland können sich beständig, sobald diese Fehde zu Ende und sie Johann von Bayern gehuldigt haben, frei versammeln und berathen zu des Fürsten Ehre und des Landes Nutzen, alsofern das nicht gegen den Fürsten und seine Rechte und Lande geht.

2. Die Dortrechter, und zwar sie allein, können fortan jeden Mann in Südholland, wo er auch wohnen bleibt, zu ihrem Bürger annehmen und als solchen bis zu einem halben Nobel besteuern.

3. Geborne Dortrechter Bürger müssen sein Vorstand und Schöffen des Landgerichts und des Deichgerichts, der Rentmeister und der Schultheiß. Sie müssen in der Stadt selbst wohnen, und es sollen diese Behörden niemals aus ihr entfernt werden. Es soll vielmehr jeder Landrichter Deichgraf und Schultheiß des Fürsten an des Bürgermeisters Hand schwören, Jedem, der es begehrt, zu seinem Rechte zu helfen.

4. Recht und Gesetz in Südholland sollen nicht geändert werden ohne Zustimmung der Dortrechter, und was darin ohne sie geschieht, ist ungültig.

5. Die Dortrechter können gegen Jedermann, der sie kränkt, und gegen Jeden, der einen solchen schirmt oder unterstützt, ausziehn zu Wasser und zu Lande, bis sie ihn fangen und vor ihr Gericht bringen, und wer ihnen darin widersteht, gegen den können sie frei ihre Waffen brauchen.

6. Jeder neue Kastellan der nahen fürstlichen Festung St. Gertrudsberge soll feierlich in Dortrecht schwören, nie

etwas zu thun wider ein Recht von Dortrecht oder Süd-holland.

7. Niemals darf eine holländische Münze verändert werden, es sei denn mit Bewilligung des fürstlichen Raths und der vier Hauptstädte Dortrecht Haerlem Delft und Leyden. Münzstätte aber soll für immer Dortrecht bleiben.

8. Aller Markt in Dortrecht ist fortan zollfrei, jeder ungerechte Zoll wird abgethan, kein neuer Zoll errichtet. Dortrecht soll der Sitz des Bier- und Weinhandels der Umgegend bleiben.

Das alles zusammen bildete einen Hort von Freiheiten und Rechten, aus denen zu Leben und Wahrheit hervorwuchs, was politisch und sozial das Ziel der deutschen Städtebewegung war. Ein beständiges Städteparlament, — da erschienen ja die Städte als unabweisbare Mitregierer. Das Bürgerrecht auf's ganze Land ausgedehnt, — was blieb dann den Baronen außer ihren erklärten Leibeigenen noch übrig? Den Stadtbürgern freies Fehderecht gegen Jeden geben, der sie kränkt, bis sie ihn vor Gericht bringen, — hieß das nicht, die Städter zu beständigen Vollstreckern des Landfriedens erklären? An sich stand zwar das Recht der Fehde wie jedem freien Herrn, so auch den Städten zu, das Recht nämlich, für einen Anspruch, welchen vor Gericht zu verantworten ihr Gegner verschmähte, sich selbst an ihm zu erholen. Wenn aber der Fürst, statt allein den Landfrieden zu schirmen, die Städte förmlich anwies, ohne Weiteres sich selbst Recht zu verschaffen, so war die Folge, daß ihre verbündete Macht die Barone und ihre Anhänger völlig überlagerte. Wenn endlich der Fürst die Ausübung so wichtiger Hoheitsrechte, wie Münze Gericht und Gesetzgebung, vom Willen der Stadtbürger abhängig machte, wenn er seine Beamten ihnen persönlich verpflichtete: so theilte er förmlich und thatsächlich seine landesherrliche Gewalt mit den Volksklassen, welche die größte reale Macht im Lande besaßen.

Wir sehen also hier die Grundlagen des konstitutionellen Staatswesens bereits durchschimmern. Zugleich eröffnet uns der Dortrechter Freibrief von 1418 die Aussicht in eine Zeit, wo Ordnung Frieden und gleiches Recht, — jene großen Güter, zu welchen sich die Bürgerschaften des Mittelalters hinter ihren Mauern durchkämpften, — Gemeingut aller Landesbewohner wurden. Hätten sich die Fürsten ganz und allein auf die Städte stützen können, vielleicht wäre dem modernen Staats- und Volkswesen ein hartes Stück Weges in seiner Entwicklung erspart, vielleicht hätte die Kultur sich vom Mittelalter scheiden können, ohne erst durch den Staat des fürstlichen Absolutismus hindurchzugehn. Natürlich dachten die Dortrechter wenig an die große Zukunft, welche ihr Freibrief den bürgerlichen Prinzipien erschloß, — für den Geschichtschreiber aber ist nichts anziehender, als in der langsamen und stillen Gestaltung der Kultur hier und dort die Krystallisationspunkte zu erblicken, welche sich so gern hinter alten Dokumenten verstecken.

Als die Dortrechter ihre Urkunde hatten, ließen sie sich von ihrem Herzog noch besser rechte Fehdegenossenschaft verbriefen, und huldigten ihm zwei Tage später einmüthig als ihrem rechten Landesherrn, welchen der Kaiser durch seine Lehnsbriefe bestellt habe. Welche Ausreden hatten sie denn jetzt, sie die einst darauf pochten: weil sie gelobt hätten, Jakobäa als rechte Erbtochter und Lehnsfolgerin anzuerkennen, müßten sie auch ihren Vogt anerkennen? Sie trösteten sich damit: Jakobäa sei durch des Kaisers Wort nicht Lehnsfolgerin geworden, folglich könne sie auch nicht Erbtochter sein. Johann von Bayern aber nannte sich von jetzt an „Graf von Hennegau Holland und Seeland", das „und Herr von Friesland" ließ er aus, weil sein Gönner, Kaiser Sigismund, wiederholt erklärt hatte: die Friesen sollten nur zum Reiche gehören, ohne anderen Herren zu dienen.

Die Hoeks erschracken. Der große Dortrechter Freibrief

Jn den letzten Tagen des Juni setzten sich zwei Heere
Dortrecht in Bewegung. Das eine kam mit dem Her=
on Brabant und seinem Bruder, dem Grafen von
aul vom Süden, das andere kam mit Jakobäa vom
n aus Holland. Der vornehmste Adel aus dem Henne=
nd aus Brabant, all die eifrigen und ritterlichen Hoeks,
tädte beider Lande waren beisammen, — Keiner fehlte.
unterschied man vier Gruppen in dem bunten Kriegsvolke.
Vornan ritten die Barone mit ihren Bannern und Dienst=
, an sie schlossen sich die Fähnleinführer, die Ritter
childknechte ihrer Umgegend an. Jeder einigermaßen
abende führte seine Gleve von zwei geharnischten Knechten
nem oder andern Buben. Die reichen Barone aber hatten
ine Anzahl kunstgeübter Söldner im Dienste, auf daß ihr
r von einem dicken Haufen umringt sei. Jedes Banner trug
Sinnspruch, und jeder Haufen, welcher dazu gehörte, hatte
eigenen Feldruf. Die Herren begrüßten sich nicht an=
als kämen ebensoviele kleine Fürsten mit ihrem Kriegs=
zusammen, auch hatte beinahe Jeder seinen Eigensinn,
am besten kämpfe. Da jagten sie denn hin, die glän=
Ritter, ordnungslos, jeder nach seinem Geschmack durch
lachfeld, hoch wogten die Helmbüsche, weithin leuchteten

Nicht hergelaufenes Gesindel bildete ihre Masse, sondern jüngere Söhne aus wohlhabenden Bürger- und Bauernfamilien, die schon etwas Geschick und Bildung mitbrachten. Sie dachten ihre Laufbahn im Waffendienst zu machen, und wollten Geld und Gut gewinnen und dabei das Ansehen eines Fähnrichs oder Hauptmanns oder noch etwas Besseres. In den Gefechten und Streifzügen jener Zeit kam nicht wenig an auf den Verstand und die Selbstbeherrschung des Einzelnen. Die Hauptleute warben nur tüchtige gescheidte Männer, die im edlen Waffendienst mehr verdienen wollten, als im ehrsamen Handwerk. Erst als die Heere maschinenmäßiger wurden, da konnte man Alles brauchen, da fiel auch der Soldatenstand in der Achtung, bis sie aus der allgemeinen Wehrpflicht sich wieder herstellte. Wie aber die Söldnerheere im späteren Mittelalter anwuchsen, wuchs auch der Gedanke, der sich recht aus ihrer Mitte erzeugte, der staatbildende Gedanke: Großes geschehe nicht durch das Beieinander vieler kleinen Einzelwillen, sondern durch die festgefügte Kraft des Volkes, beseelt von einem einzigen Willen und Befehle. Schon damals hätte es überall stehende Heere gegeben; denn sie waren das Lieblingsziel aller strebenden Fürsten. Allein die frommen d. h. tüchtigen Landsknechte verkauften ihre Kunst und Freiheit nicht wohlfeil, Handgeld und Unterhalt erforderten gewaltige Summen. Am meisten kosteten die Reiter mit den langen Schwertern Eisenhauben und knappen Harnischen von Leder oder Eisenplatten. Viel zahlreicher waren die Lanzenträger zu Fuß, welche es bereits lernten, sich zu bewegen in fest geschlossenen Haufen von weithin starrenden Lanzen. Die Schützen mit Büchsen oder Bogen standen nur in kleinen Gruppen zwischen den Reitern und Lanzenträgern. Damit jede Schaar von gleichen Waffen sich leichter zusammenfinde, war die Kleidung mit Streifen farbigen Zeugs besetzt, die einen trugen Roth, die andern Grün, die dritten Blauweiß. Roß und Waffen waren jedes Söldners Eigenthum,

und nicht sein kleinstes Trachten ging dahin, in der Schlacht oder bei einem Hinterhalt sich in seiner Ausrüstung durch guten Fang zu bessern.

Dann aber zogen daher die Städter mit lustigem Rufen und Hörnerklang, jede Stadt ein Haufen Volks mit fliegendem Banner, die reicheren Bürger mit ihren Söhnen zu Roß und in ritterlichen Waffen, die Zünfte und Thorwachten zu Fuß, auch Soldtruppen dabei, alle wohlbewaffnet, trefflich genährt und stattlich gekleidet. Da führten Diese Armbrüste, Jene Hellebarden, die größte Schaar trug lange Spieße über die Schulter, an der Seite hing den Männern ein Beil oder ein breites langes Messer, gut zum Hauen und zum Stechen, oder eine andere kurze Handwaffe. Hinter ihnen her aber rasselte die beste Stärke der Städte, die unabsehliche Wagenburg. Ausgesteckte Fähnlein kündigten auf den Wagen hier Pulver und Feuerpfeile und Feuerkugeln, dort hoch gehäufte Steinkugeln an. Dann kamen wieder andere Wagen mit Sturmleitern Schaufeln Hacken und allerlei Geschirr. Und auch die Proviantwagen fehlten nicht. Dazwischen ritten die Wagenburgmeister, den endlosen Zug zu regieren. Ihr Hauptaugenmerk hatten sie auf das schwere Geschütz, der Städte Stolz, eine Reihe seltsam geformter dicker Eisenrohre mit seltsamen Frauennamen. Sechszehn oder zwanzig Pferde zogen an der „schönen Jägerin“, der „Fischerin“ oder der „faulen Grete“. Es gab unbehilflich lange Stücke dabei, welche Steinkugeln schossen fast so groß wie ein halber Scheffel. Ein paar Schüsse davon warfen eine Mauer ein, wenn sie nicht zu entfernt war und wenn, was freilich leicht vorkam, das Geschütz nicht früher zersprang. Nur die reichen Städte konnten so kostspielige Stücke mit der zugehörigen Wagenburg immer bereit halten. In die bürgerliche Industrie paßten auch recht wohl die klugen Geschützmeister hinein, deren Kunst, ihr Stück zu gießen und zu laden, oft so berühmt war, daß man sie zu großen Belagerungen hundert Stunden weit herholte.

Wie weit standen gegen solche Vorgänger zurück die letzten Züge, die freien Bauern. In vielen Gegenden vermochten sie kaum noch eigene Schlachthaufen zu stellen. Ihre Zahl und Rüstung war schon so gering geworden, daß sie sich hier einem Herrn, dort einer Stadt anschlossen. Jakobäa hingegen zog keine verächtliche Hilfe aus den friesischen Gegenden im Norden Hollands, wo die Bauern noch „wohlgeborne Männer" waren und sich im Felde zu benehmen wußten. Da sah man Handwaffen aller Art, Morgensterne und kurze Spieße, Hämmer und Streitäxte: jeder Mann führte die Waffe, welche ihm am besten zur Hand saß. Die Kennemer, die Westfriesen und Waterländer Bauern waren so frisch und rüstig, hinter die reichen Dortrechter zu kommen, wie nur irgend hoekische Ritter, die mit großem Eifer auf Dortrecht drängten.

Die Brabanter gingen bedächtiger zu Werke. Als sie bei St. Gertrudsberge, fünf Stunden von Dortrecht, ankamen, waren sie zahlreich und mit allem Kriegszeug wohl ausgerüstet. Hier aber lagen sie fünf Tage fest in Streit und Hader. Die Lierer Mannschaft folgte nach altem Herkommen dem Banner von Löwen: die Antwerpener aber verlangten, sie müsse zu ihnen stehn, weil das Städtchen Lier in der Markgrafschaft liege, von welcher Antwerpen das Haupt sei. Ehe diese wichtige Rangfrage entschieden, wollte keine Stadt an den Feind. Zuletzt wußten der Herzog und sein Rath sich nicht anders zu helfen, als daß die Lierer diesmal, um ganz unnöthiger Weise die Gränze zu bewachen, in Breda zurückblieben, unbeschadet jedoch des Rechtes von Löwen oder Antwerpen. So mußte man stets auf Auswege sinnen, um aus den Zäunen und Verschlingungen der Sonderrechte herauszukommen, und der neue Ausweg wurde dann wieder eine bestimmende Thatsache. Aerger stellte sich die andere Frage. Die Brabanter wollten nicht weiter marschiren, ehe sie wüßten, ob sich auch die Menge der Balken und Pfeile, die man zur Belagerung bedurfte,

be. Ihr Schatzmeister von dem Berge hatte vergessen
zu sorgen, und lachte aller Vorwürfe. Um die Bra=
nur endlich voranzubringen, kam Eulenburg, der hol=
he Schatzmeister, herbei und erklärte: alles Holzwerk
sie in Fülle vorfinden, er stehe ihnen gut dafür.
Nun siegelten endlich am 24. Juni Johann von Bra=
seine Barone Ritter und Edlen ihre Fehdebriefe und
n sie nach Dortrecht. Schon andern Tags kam die Er=
ung Johanns von Bayern, und mit ihm sandten ihre
ezettel sein vornehmster Rath, Heinrich Nothaft Herr
Werdenberg aus Bayern, der Graf von Ortenberg, der
Graf von Nassau und eine Reihe anderer Herren, welche
ortrecht versammelt waren.

Als auch die Fehdezettel in Ordnung, setzte das Bra=
r Heer über den Meerarm, der St. Gertrudsberge von
recht trennte, und stellte sich, auf Feindes Gebiet ge=
t, in die herkömmliche Schlachtordnung. Der Erbmarschall
von Wesemael hatte den Oberbefehl und den Vortrab,
kamen die Brüsseler, im dritten Zuge der Herzog und
ia mit ihren Baronen und Rittern, darauf die Löwener,
ntwerpener, die aus Herzogenbusch, jede Stadt ein be=
rer Haufe hinter dem andern, und den Zug schloß der
von Nassau=Breda, weil er auch Grimbergen besaß und
sem Schlosse das Recht hing, den Nachtrab zu führen.
schwerfälligen Formen bewegte sich damals der Heeres=
nes Landes. Nicht das Talent, sondern das Erbrecht
die Kommandos aus, und im Kriegsrath gab es ge=
ch so viele Parteien als Herren und Städte.

Auf den Deichen, welche das Dortrechter Gewässer ab=
en, angelangt, schlugen die Brabanter in derselben
ng, wie sie gekommen, ihre hölzernen Hütten und Zelte
Weiter oben und auf der andern Seite des Flusses
die Holländer bereits in Arbeit. Auch die Flotte Ja=
, zu welcher die meergewohnten Seeländer den besten

Theil lieferten, fand sich ein. Da schwärmte es b
den Auen von Reitern und auf den Flüssen von z
Schiffen. Hier Scharmützel, dort der Rauch von bre
Höfen und Mühlen bezeichneten den Anfang des :
Alle Welt richtete ihre Blicke auf Dortrecht. In den
landen bis weit die Maas und Schelde hinauf, am
und in England sprach man von dem Unternehmen, d
tige Seestadt zu belagern. Denn Dortrecht nahm
im Welthandel etwa die Stelle ein, wie später Ant
noch später Amsterdam und Hamburg. Fast jeder
und Großhändler in dortigen Gegenden war durch se
schäftsverbindungen am Schicksale Dortrechts betheilig

Im ersten Ansturm war eine so volkreiche un
Stadt, welche fast ringsum durch Gewässer beschützt w
zu nehmen: man bereitete sich zu einer ernsten Bela
deren Hauptkraft im Aushungern bestehen mußte. D
war damals noch nicht so, wie heutzutage, vom feste
getrennt, den Biesbosch sollten erst zwei Jahre sp
Meeresfluthen einreißen. Noch zog die Waal im lan
raden Strom heran und theilte sich dicht vor der S
zwei breite Arme, zwischen denen hin und wieder n
Kanäle zogen, wie das in Deltaländern gewöhnlich ist
konnte auf mehreren Wasserwegen nach Dortrecht g
Die Flotte der Holländer mußte die Zugänge bewache
Heer hatte sich am Flusse eine kleine Stunde oberh
Stadt im Papenbrecht festgesetzt. Am untern Zwe
fast ebenso weit von der Stadt, im Dorfe die Meile g
lagerten die Brabanter. Näher wagte man sich nicht
weil auf dem unsichern Boden Alles fürchten mußt
Nacht in Schlamm und Wasser zu liegen, wenn es de
rechtern gelang, einen Deich zu durchstechen.

Beide Heere beeilten sich nun, der Stadt möglic
Wälle aufzuwerfen, auf deren Höhe man eine kleine :
errichtete, weit ausgedehnte Blockhäuser, umgeben von

:n und Pfahlwerk. Man nannte das ein Boll=
esten Leute würden hineingelegt, und Dach und
eschützen und andern Wurfmaschinen besetzt. So
sich dicht bei der Stadt zwei Burgen, aus denen
die Umgegend berennen konnte. Wo es anging,
rbei, die Stadt mit Steinkugeln zu bewerfen
Pfeile hineinzuschießen. Von den Bollwerken
man quer durch den Fluß eine lange Reihe von
damit bei Tage und bei Nacht kein Schiff durch
Hunger sollte die Belagerten aus ihren Thoren
Waffen sollten sie dann im Felde bezwingen.
ortrechter lachten all der Anstalten. Sie waren
mit Proviant und Kriegszeug versehen, hatten
svolk eingenommen, und die Bürgerschaft war
wohlbewehrt. Die Bauern der Umgegend waren
Leute, welche sie genau kannten, schrieben auf,
Familie und wie viel Korn und Vieh sie mit=
daß die Nahrung lange reiche. Auf den Thor=
Mauern lagen die Geschütze und Büchsen, die
Balken zum Empfang des Feindes bereit. An
ellen zog man vor oder hinter der Mauer lange
Pfalwerk, Zäune und tiefe Gräben. Kein Thor
ne daß der Stadthauptmann dabei war. Abends
n die Losung geholt und bei den Thorthürmen
ze dem, welcher eine Stunde später sich treffen
Losung nicht wußte. Alle Nächte ritt ein
n einem Thor und Thurm zum andern, zu
e Büchsenmeister und Wachen nicht schliefen;
ollten sie schießen und Lärm machen, wenn der
adt beschleichen wollte. Bei Tage aber standen
ürmen die Wächter, harrten unten auf den Lärm=
Trompeter gestiefelt und gespornt. Sahn die
ußen etwas Feindliches sich regen, so stießen sie
eite hin das Lärmzeichen hinaus, und die Zahl

ihrer eiligen Hornstöße gab die Stärke des Feindes an. Dann schmetterten die Trompeten durch die Straßen, dann rannten die Söldner und Bürger nach dem Thore, wohin das Lärmzeichen wies, die Zugbrücke fiel, und man war rasch hinaus und an den Feind. In der ebenen Gegend konnte man von den Thürmen jede Bewegung der Feinde wohl überschauen. Auch kannten die Dortrechter zehnmal besser all die Untiefen und Schliche in den ziehenden Gewässern. Sie rissen des Nachts Pfäle aus der Reihe, welche die Feinde in den Flüssen eingerammt hatten, und fuhren ungehindert durch die Lücken. Da wurde mancher Ausfall glücklich erdacht und noch besser ausgeführt. Die Dortrechter hatten an ihrem Fürsten einen Feldherrn, der all diese Dinge trefflich ordnete. Jeden Morgen stand er mit einem neuen Plane auf, dem Feinde einen Streich zu versetzen, und Abends war er in der Regel damit fertig.

Die Belagerer hatten genug zu thun, sich selbst zu vertheidigen, und ihre Werke rückten langsam voran. Die Brabanter hatten zu ihrem Bollwerk zwar einiges Holz vorgefunden, nicht aber die Pfäle, den Fluß zu sperren. Der Schatzmeister v. d. Berge erklärte: keinen Pfennig gäbe er dafür her, Eulenburg könne jetzt sein Wort halten. Da ließ endlich, um der Beschämung ein Ende zu machen, der Herr von Bergen-Grimberg alles Holz, was nöthig war, in Rotterdam aufkaufen und zu Wasser in's Lager schaffen. Nun begannen die Brabanter ihre Arbeiten. Als aber das Bollwerk fertig war, fanden sich nur Dreißig, welche hinein wollten, während es wenigstens hundert Mann zur nothdürftigen Besetzung brauchte. Und auch jene Dreißig hatten große Angst, die Dortrechter könnten kommen, den Damm durchstechen und sie vom Lager abschneiden. Allmählig fing bei den Brabantern auch der Proviant zu fehlen an. Woche auf Woche hoffte man vergebens auf Zufuhr, denn v. d. Berge ließ auch hierin seine Landsleute im Stich. Laut beschuldigte man ihn des Verrathes.

Die Dortrechter wußten dies alles. Es gab genug
abeljauisch Gesinnte im Brabanter Lager, welche ihnen den
ieg gönnten oder gar mit Johann von Bayern Einverständ=
isse unterhielten. Parteihaß weiß das Gewissen selbst dann
betäuben, wo es um nationale Ehre sich handelt. Also
urden die Dortrechter immer kühner: auf jeden ihrer Aus=
lle holten sie sich reiche Beute und zahlreiche Gefangene von
ren Feinden. Das Einzige, dessen Herr von Wesemael, der
rabanter Feldherr, sich rühmen konnte, war eine kleine
chlappe, welche die Dortrechter bei einem Angriff von den
ntwerpenern erlitten, und ein gelungener Streifzug nach
oorne, wo das Städtchen Goerede verbrannt wurde. In
ortrecht spottete man nur über die dummen Brabanter, von
nen die vielen Gefangenen sich kaum mehr unterbringen
eßen. Kleine Schiffe kamen zu den Arbeitenden herge=
hwommen, lockend mit Eßwaaren ausgelegt, gleichsam als
abe ihre Mannschaft sich oben am Ufer versäumt. Die
hungernden stürzten sich darauf, der eine schneller als der
andere. Da aber begannen die Dortrechter an den Seilen
u winden, welche sie kunstreich von den Schiffen unter dem
Wasser her geleitet hatten. Die Fahrzeuge gingen wie von
lbst wieder in's Wasser, Ruder waren nicht da, und sie
urden unter Geschrei und Gelächter mit allen, welche darauf
ßen, nach Dortrecht hereingezogen, wie Fische an der Angel.

Mannlicher hielten sich die Holländer. Denn für die
oeks war der Kampf mehr als bloße Ehrensache. In ihrem
ager ertönte für Jakobäa ganz anderer Zuruf, als draußen
ei den Schaaren ihres Gemahls. Dieser hatte sich auch seine
apelle in's Lager kommen lassen, hielt sich aber während
er Belagerung öfter mit Jakobäa im Haag auf. Heinrich
on Wassenaar und Barthold von Assendelft waren die Mar=
chälle des holländischen Heeres. Als Kriegshaupt aber er=
chien Keiner tüchtiger, wie Adrian, Herzog Albrechts natür=
icher Sohn, einer der Tapfersten im Felde, der Klügsten im

Rathe. Herrschte nicht sein Bruder Johann in Dortrecht, so war Adrian dort noch im Besitze des Schultheißenamts und seiner Ehren und Einkünfte. Der Ritter machte den Dortrechtern hart zu schaffen. Mit heißer Wuth stürmten er und die Seinigen auf die Dortrechter, unermüdlich warfen sie Feuer und Kugeln auf die Stadt.

Allein mit wachsendem Grimme mußten sie sehn, wie die Sachen schlecht gingen. Nicht einmal die eigenen Bollwerke konnten sie zur Vollendung bringen. Eine Menge wohlhabender Leute, die am besten bewaffnet waren, gingen nach Hause, sobald ihre Dienstzeit um war: länger als sechs Wochen brauchte nach altem Herkommen Keiner im Landesaufgebote zu stehn. Gerade die Wohlhabenden entbehrte man im Papenbrechter Lager am meisten, für das ärmere Volk mußten alle Bedürfnisse für Geld angeschafft werden. Und da weigerten sich mehrere Städte, die Leibrentenbriefe, welche man in Brabant verkaufen wollte, zu untersiegeln. Der Herr von Montfort mußte Geld borgen, wo und wie er es auftreiben konnte. Nun gerieth er darüber in schweren Hader mit einem andern vornehmen Herrn im Lager, mit Eulenburg, der mit seinem Bruder sich für ein Darlehn des Herzogs von Cleve verbürgte. Nur mit Noth brachte man die Herren dazu, die Ausfechtung ihres Haders zu verschieben. Das Schlimmste für die Belagerer war, daß sie niemals sicher waren, welchen Feind sie im Rücken hatten. Egmond, der Hans mit der Schelle, läutete arg an der Gränze. Es war ihm vom Herzog von Geldern vergönnt, öffentlich durch Glockenschlag Leute zum Kriegszug aufzufordern. Er ladete Proviantschiffe in Tiel und Bommel, sie nach Dortrecht zu führen, und wenn man ihm den Weg verlegte, wußte man nicht, wo man seinen plötzlichen Angriff erwarten sollte, bei Amsterdam oder Gorkum. Die Dortrechter, welche die Pfalreihen im Flusse durchbrachen, zeigten sich plötzlich mit ihren Kriegsschiffen vor Rotterdam und Gorkum. Von den Bürgern beider Städte durften sich die

Heeks nichts Gutes versehen. Jakobäa hatte den Rotterdamern zusagen müssen, daß sie zu Hause blieben, während die Andern vor Dortrecht lagen. Mit der Besatzung von Rotterdam wurden Feuerzeichen verabredet, für den Fall, wenn Gefahr drohe. Keine Barke mit Zufuhr durfte es wagen, ohne Geleit von Kriegsschiffen die Ströme herunter zu fahren zum Papendrecht. Ja selbst Boten, welche Nachrichten vom Holländer zum Brabanter Lager trugen, wurden von den Dortrechtern weggefangen.

Endlich spielte der Bayer den Brabantern einen Hauptstreich. Oefter nach einander ließ er sie angreifen: kamen sie hervor, zogen sich die Seinigen rasch zurück und gewöhnten sie an Verfolgung. So fingen die Dortrechter eines Tags wieder an zu scharmützeln, und als das Gefecht im Gange war, flohen sie wieder ihrer Stadt zu. Die Brabanter stürzten nach ihrer Gewohnheit hinter ihnen her: auf einmal standen sie vor einem starken Hinterhalte, stutzten und lösten sich auf in wilde Flucht. Jetzt brach der Herzog hervor und fiel mit Macht zwischen die Flüchtigen und schlug und drängte sie, bis er an dem Platze war, wo ihre Schiffe standen. Gleich bemächtigte er sich der Fahrzeuge, so viele er fassen konnte, und kam mit den Schiffen und vielen angesehenen Gefangenen und schönster Beute zur Stadt zurück. Vergebens wollte Arnold von Leyenburg mit Holländern ihm in den Weg, auch Leyenburg wurde gefangen.

Da hatten die Brabanter das Ding übersatt. Sie wollten weg, es war kein Halten mehr, wie sehr auch Jakobäa und ihre Freunde baten. Kein Brabanter wollte mehr in's Bollwerk, wie trefflich es jetzt auch bewehrt und gerüstet schien. Da beschloß ihr Herzog, das Blockhaus in Brand zu stecken, und zog ab mit all seinem Heere. Kaum aber sahn die Dortrechter den Rauch aufsteigen, so merkten sie wohl, was vorging, und dachten, sich noch einmal an den Brabantern eine Güte zu thun. Rasch fielen sie aus zu Wasser und zu

Lande, faßten die Weichenden in der Flanke und im Rücken, und hätten die braven Antwerpener nicht den Nachtrab gehütet, so wäre der letzte Strauß blutiger gewesen, als alle zuvor. Jedoch wurden die Brabanter über das Wasser verfolgt bis St. Gertrudsberge, und da hier ihre Schiffe, weil es gerade Ebbe war, nicht so rasch zum Ufer konnten, so wurden auch die Fahrzeuge erbeutet, auf welche sie ihre Verwundeten und Kranken, und mehrere adlige Herren ihre Rüstungen und schönen Waffenröcke gelegt hatten. Man mußte in Eile an alle Brabanter Herren senden, die den Zug nicht mitgemacht, daß sie eiligst herreiten sollten mit Rittern und Knechten, den Abgang des Restes vom Heere aus St. Gertrudsberge zu beschützen. Unter den Kranken, welche in des Feindes Gewalt geriethen, war auch der Kaplan des Brabanter Herzogs: Johann von Bayern schickte den geistlichen Herrn zurück und gab ihm, da sich auch das herzogliche Siegel von Brabant auf den Schiffen gefunden hatte, dieses mit auf den Weg, ehe noch die Gesandtschaft anlangte, es wieder auszubitten. Das rühmte man allgemein als abliges Benehmen. Als aber die Dortrechter die schönen Waffenröcke, auf welche das Feldzeichen gestickt war, in ihren Kirchen ausstellten, wußten sich die Brabanter Herren vor Scham und Aerger nicht zu lassen. „Das sei ehrlos“, riefen sie „und schandbar, ihre Waffenröcke auszustellen, während sie selbst noch bei lebendigem Leibe umhergingen“.

Herzog Johann von Brabant verweilte noch zwei Tage in St. Gertrudsberge und ließ sein Heer auseinandergehen. Dann gab er dem Andrängen Jakobäas und der hoekisch gesinnten Adligen nach und verfügte sich mit ihnen in's Lager der Holländer. Diese aber waren durch den schmählichen Abzug der Verbündeten vollends entmuthigt. Die Städter und das Landvolk verlangten ungestüm nach Hause. Alles was die Führer erreichten, war daß noch eine Zeit lang an dem Fort gearbeitet wurde. Noch aber stand es unvoll-

z bewehrt, da brachen — es war am Abend des 6. August
: Mannschaften auf und zogen heim. Nur Adrian nicht,
lte den Platz nicht ehrlos verlassen. Die Tapfersten der
blieben mit ihm auf dem Blockhause.

Mit einer Grausamkeit, wie sie nur das Bewußtsein
verlorenen und mit Schande bedeckten Sache eingibt,
n sie nun die Dortrechter heim, brannten und mordeten,
sie nur erreichten. Doch der Herzog in der Stadt ließ
nicht lange Zeit. Er nahm seine erlesensten Leute,
am 8. August vor dem Fort und fing an, es zu be-
ten mit großer Gewalt. Die Hoeks wehrten sich ver-
selt. Auf beiden Seiten häuften sich die Leichen, und
hatten die Dortrechter keinen Fuß breit gewonnen. Der
zog aber hatte gemerkt, daß das Festungswerk für die
ßung zu weitläufig, und daß sie nicht überall zugleich
konnte. Er vertheilte daher seine Mannschaften rings
das Fort. Auf ein gegebenes Zeichen stürzten sie alle
n mit Leitern und Aexten, die Stürmenden drangen über
Verschanzung, warfen Feuer an das Blockhaus, und
fend, blutend, von Rauch und Flammen umhüllt, fielen
ian und seine Genossen bis auf den letzten Mann. —
war der Zweite von Jakobäas besten Generalen, der vor
Feinde blieb. Das Unglück schien zu wollen, daß ihre
n in zu großer Begeisterung in Kampf und Tod gingen.
Dortrechter hatten bei der Bestürmung des Forts viele
ner verloren: doch waren sie belohnt durch die Beute
die gefangenen Freunde, welche sie in dem Blockhause
n. Sie schleiften die feindlichen Werke auf den Grund,
waren lustig und guter Dinge, daß sie nun erlöst von
Feindesgewalt.

Das war das Ende der großen Belagerung. Schmäh-
konnte eine so machtvolle Unternehmung nicht ausgehn.
Verlust an Leuten Geld und Kriegszeug war sehr be-
nd, noch viel größer die sittliche Niederlage. Alle kabel-

[illegible]
[illegible] die armen Hänse seien
[illegible] und Gepäck dahinten

Siebentes Kapitel.

Johann von Bayern Sieger.

achsende Gefahren. Nochmal Zerstörung des Yffelstein. Neues Gebot ber die Verbannten. Geldnoth der Hoeks. Keine Hilfe von Brabant. urgundische Politik. Der Vermittler Philipp von Burgund. Widerund Jakobäas. Ihre Landung in Südholland vereitelt. Verlust von otterdam. Steigende Bedenken für die Hoeks. Vorbereitungen zum iedensschluß. Die Unterhändler. Große Tagfahrt in Workum. Menge r Herren und Städteboten. Verlesung der Friedensartikel. Johanns n Bayern Eigenlande vergrößert. Regentschaft der übrigen Lande ihm gestanden. Sein Erbrecht anerkannt. Verzicht auf seine Lehnbriefe. ufhebung des Dortrechter Freibriefs. Entschädigung der Kabeljaus. iedereinsetzung der Verbannten in Rechte und Güter. Allgemeine Sühne. esondere Sühnebriefe der Herren und Städte. Besieglung des Hauptiefes. Huldigungszug des Bayern. Jakobäas Sieg im Recht und Verlust in der Macht. Ihr Abschied von Holland.

Jakobäa meinte, sie müsse in die Erde sinken vor Zorn nd Scham. Die schwere Niederlage hatte ihr die Lauheit r Städte bereitet, die Menge der heimlichen Kabeljaus, welche berall im Stillen umherstörten. Schon entfalteten die Dortchter siegreich ihre Flaggen auf allen Gewässern. Fünf Tage ach der Erstürmung des Papenbrecht hatten sie Rotterdam zu berfallen gesucht, man fürchtete ihre Landung in Schiedam ouda Schoonhoven Gorkum St. Gertrudsberge und Heusden. akobäa befahl den größeren Städten, eine Anzahl Bewaffnete ach dem Haag zu schicken, um nach allen Seiten rasche Hilfe u bringen, wo die Kabeljaus ihr Haupt zu erheben dachten. Sie ollte diesen Verschwörern zeigen, daß sie noch Herrin im Lande, e wollte zugleich den Freunden zeigen, wie hoch sie Treue halte.

Fünf Tage nach dem Fall des Papenbrechter Forts überieferte sie die ganze Stadt Yffelstein den Utrechtern zum Ab-

jauisch Gesinnten in den Niederlanden lachten, und freuten sich. „Da sehe man“, hieß es, „was die Hoeks vermöchten. Ihre ganze Macht in Holland und Brabant, in Seeland und Hennegau hätten sie auf die Beine gebracht, und nicht die einzige Stadt bezwingen können. Wo denn nur irgend ein Siegeszeichen sei? Nichts, nicht den kleinsten Erfolg hätten sie heimgebracht, als Schimpf und Schande wagenvoll. Wie die armen Hänse seien sie heimgejagt, und hätten Kriegszeug und Gepäck dahinten gelassen“.

Siebentes Kapitel.

Johann von Bayern Sieger.

Wachsende Gefahren. Nochmal Zerstörung des Yſſelſtein. Neues Gebot wider die Verbannten. Geldnoth der Hoeks. Keine Hilfe von Brabant. Burgundische Politik. Der Vermittler Philipp von Burgund. Widerstand Jakobäas. Ihre Landung in Südholland vereitelt. Verlust von Rotterdam. Steigende Bedenken für die Hoeks. Vorbereitungen zum Friedensschluß. Die Unterhändler. Große Tagfahrt in Workum. Menge der Herren und Städteboten. Verlesung der Friedensartikel. Johanns von Bayern Eigenlande vergrößert. Regentschaft der übrigen Lande ihm zugestanden. Sein Erbrecht anerkannt. Verzicht auf seine Lehnbriefe. Aufhebung des Dortrechter Freibriefs. Entschädigung der Kabeljaus. Wiedereinsetzung der Verbannten in Rechte und Güter. Allgemeine Sühne. Besondere Sühnebriefe der Herren und Städte. Besieglung des Hauptbriefes. Huldigungszug des Bayern. Jakobäas Sieg im Recht und Verlust in der Macht. Ihr Abschied von Holland.

Jakobäa meinte, sie müsse in die Erde sinken vor Zorn und Scham. Die schwere Niederlage hatte ihr die Lauheit der Städte bereitet, die Menge der heimlichen Kabeljaus, welche überall im Stillen umherstörten. Schon entfalteten die Dortrechter siegreich ihre Flaggen auf allen Gewässern. Fünf Tage nach der Erstürmung des Papendrecht hatten sie Rotterdam zu überfallen gesucht, man fürchtete ihre Landung in Schiedam Gouda Schoonhoven Gorkum St. Gertrudsberge und Heusden. Jakobäa befahl den größeren Städten, eine Anzahl Bewaffnete nach dem Haag zu schicken, um nach allen Seiten rasche Hilfe zu bringen, wo die Kabeljaus ihr Haupt zu erheben dachten. Sie wollte diesen Verschwörern zeigen, daß sie noch Herrin im Lande, sie wollte zugleich den Freunden zeigen, wie hoch sie Treue halte.

Fünf Tage nach dem Fall des Papendrechter Forts überlieferte sie die ganze Stadt Yſſelſtein den Utrechtern zum Ab=

bruch, nur Kirchen Klöster und Gasthäuser sollten sie stehn lassen. Das solle geschehn „ihr zu Ehren und Liebe und allen andern Ungetreuen zum Spiegel und Exempel". Der tiefere Grund war die Geldnoth. Die reichen Utrechter sollten helfen, aber sie wollten nicht anders sich dazu verstehn, als wenn man ihnen Stadt und Festung Ysselstein überlieferte. Da die Macht der Hoeks jetzt gebrochen war, mußten sie auch fürchten, die Ysselsteiner würden den Platz zum zweitenmal an die Egmonds verrathen: dann fiel deren Rache zunächst auf die Utrechter. Sobald diese daher Jakobäas Befehl erhielten, kamen sie eiligst mit Wagen und Werkleuten, brannten alles, was den Bürgern gehörte, rein ab, rissen die Mauern aus dem Grunde, führten die Eckſteine weg und pflügten auf den Straßen. Und überall spürten sie umher, wo die Ysselsteiner noch Gut und Habe verbargen, und die gefangenen Bürger wurden gezwungen, durch das Letzte, was sie hatten, sich loszukaufen: sie mußten ihre Ländereien hingeben und erhielten sie nur zurück, indem sie aus Eigenthümern Erbpächter wurden. Diese Grausamkeit erbitterte weit und breit; für einen Scheffel Geldes, hieß es, erlaube die Landesherrin so Unerhörtes. „O Holland, was überkam dich da!" so rief damals der Chronist von Gouda aus, „lebte Herzog Wilhelm noch, das wäre nicht geschehn; denn Yſſelstein war der Nagel und das Schloß, die dem Stift Utrecht zu nahe standen". Am selben Tage, als Jakobäa die neue Zerstörung von Yſſelstein befahl, nahm sie auch die Geldbuße auf sich, welche die Utrechter an ihren Bischof zahlen sollten, weil sie in der Schlacht von Gorkum Kirche und Kirchhof entweiht hatten.

Einige Tage später erging ein neues Gebot wider die Verbannten. Die Kabeljaus, welche noch flüchtig, eilten auf die Kunde von der großen Niederlage der Hoeks von allen Seiten herbei. Sie dachten, jetzt sei wieder gute Zeit für sie, und Keiner könne ihnen mehr etwas anhaben. Sich ihrer

zu erwehren, ließ Jakobäa verkünden: „Keiner von den Verbannten, welche gegen sie in Gorkum die Waffen getragen, solle jemals wieder in's Land kommen anders als vogelfrei". Von Versöhnung zeigte sich nirgends eine Spur. Von dem Hasse und der Furcht ihrer hoekischen Rathgeber ließ sich Jakobäa von einem Schritt zum andern hinreißen. Die Unkluge bedachte nicht, daß für jeden verbannten Kabeljau ihr zehn neue Feinde erständen.

Die Utrechter Geldhilfe reichte nicht aus. Um neue Kriegsmittel zu verschaffen, bedachte sich Jakobäa keinen Augenblick, ihre Güter zu opfern. Ihre Schatzmeister erhielten volle Gewalt, zu versetzen und zu verpfänden, was sie nur besitze an Schlössern Höfen und Einkünften. Die Bannerherren unter den Hoeks und selbst Jakobäas eigene Mutter mußten Bürgschaft leisten, damit die Städte Gelder vorschossen. An ihrem Gemahl fand Jakobäa gar keine Stütze: er war wie ein Bube unterthan seinem obersten Schatzmeister und Kammerherrn, Wilhelm von dem Berge. Dieser wagte es, große Lehen in Seeland an sich zu reißen, welche Jakobäa, sei es wegen Abfalls der Besitzer, wie die Güter Herrn Johanns von Renesse, oder auf andern Wegen anheimfielen. Jakobäa durfte es mit dem Verhaßten nicht ganz verderben. Sie war mit ihrem Gemahl von Dortrecht nach dem Haag gezogen. Die hoekisch gesinnten Führer des Brabanter Adels aber gingen nach Brüssel und klagten vor den Landständen über das ehr- und treulose Benehmen des Landesschatzmeisters. Dieser hingegen sparte keine Ränke, den Herzog wider sie aufzuhetzen und ihnen den Hof zu verschließen. Es begaben sich die ärgerlichsten Geschichten. Der Herzog mußte, nachdem er Seeland noch besucht hatte, nach Brabant zurück. Er bestellte zu seinen Statthaltern in Holland Johann von Vyanen und Ludwig von Montfort, in Seeland Florenz von Borsselen: diese sollten im Verein mit Jakobäa und ihrer Mutter das Land bewahren und den schweren Kampf gegen den Oheim weiterführen.

Bald zwei Jahre dauerte nun der Krieg, und kein Ende war abzusehen. Die Parteien hatten sich in einander verbissen wie wilde Thiere, und unter ihren grimmen Streichen und Griffen seufzte und blutete das Land. Ein mächtiger Vermittler stellte sich ein, der Burgunder Herzog oder vielmehr sein kluger Sohn, Philipp Graf von Charolais, Jakobäas und ihres Gemahls Vetter und des Oheims Neffe. Die burgundische Habsucht überflog in Gedanken bereits eine weite Landkarte. Der junge Erbe von Brabant, dieser kopflose kleine Wüstling, mußte bald abgewirthschaftet haben, und Jakobäas leidenschaftliches Wesen sah auch nicht danach aus, als gestatte es Festwurzeln und gedeihliches Ausbreiten eines neuen Herrschergeschlechts. Gingen aber Beide ihrem Ende zu, so wurde die alte burgundisch-bayerische Erbverbrüderung wirksam, welche einst die staatskluge Johanna abschloß, damit die Niederlande nach und nach zusammenwüchsen. Zu fürchten war nur, daß Johann von Bayern sich im ganzen Erbe Jakobäas festsetze und dann seine Lande als Reichsfürst wieder fest mit Deutschland verknüpfe. Also irgendwie ihm Stillstand gebieten, irgendwie den Zwiespalt zwischen Oheim und Nichte verewigen, daß er nicht zur Entscheidung komme und daß die burgundische Politik immer Anlaß zur Einmischung behalte, — das war es, was dem Erbprinzen des neuen und rasch anschwellenden Reiches, dem Klügsten seines ganzen Geschlechts, zu erstreben oblag.

Als Bevollmächtigter seines Vaters, der noch immer tief in den französischen Händeln steckte, erschien er im Oktober in Holland. Es umgab ihn ein fürstliches Gefolge und die Häupter darin waren die beiden Brüder von Luxemburg, Ludwig der vielgenannte Bischof von Terouanne, und Peter der Graf von Conversant und Herr von Enghien; Meister Simon von Formelles und andere erprobte burgundische Räthe fehlten auch nicht. Sie entwickelten eine Thätigkeit, welcher keine der kriegführenden Parteien entging. Leicht war

der Brabanter Herzog gewonnen. Auch Johann von Bayern wollte weder seine Nichte gänzlich verderben, noch sich ohne Noth Händel mit den Burgundern zuziehn. Es war seine Art, das Gewisse fest zu fassen und inzwischen den weitern Gewinn ruhig vorzubereiten. Jakobäa aber widerstand, sie war zu tief gereizt, und ein rechter Hoek gab niemals den Sieg verloren.

Schon bereitete sie wieder eine große Unternehmung vor. Mit gesammter Macht wollte man auf den Inseln von Südholland landen. Von dort aus wollte man die Dortrechter und Brieler bekriegen, ihre Schiffe und Häfen anlaufen und ihnen zeigen, daß sie nicht allein die Mittel hätten, den Handel zu sperren. Vergebliche Hoffnung! Johann von Bayern merkte den Plan und kam ihm zuvor. Plötzlich setzte er sich mit den Grafen von Verneburg und Nassau und seinen andern Herren auf dem Wiel vor Geervliet fest, von hier konnte er leicht nach allen Seiten zwischen den Inseln hervorbrechen. Die Brieler Schiffe, geführt von ihrem Bürgermeister Jakob Franz Ysaaksohn, schwärmten umher und waren eifrig zu seinem Dienst. Die Unternehmung der Hoeks war vereitelt. Ein neuer Verlust folgte auf dem Fuße. Johann von Bayern machte einen Anschlag, Rotterdam anzugreifen. Die Brieler sandten ihm dazu „zwei Metallbüchsen und fünf Pfund Donnerkraut“. Die heimlichen Kabeljaus, welche in und um Rotterdam wohnten, machten die Anwendung des Donnerkrauts unnöthig. Man erkundete eine günstige Nacht. In dieser sammelten sich rasch die Kabeljaus aus der Umgegend, Dortrechter und Brieler stießen hinzu, und alle rückten vor die Stadt. Ihre Freunde drinnen ließen sie ein, und die Hoeks wurden niedergeworfen. Das war ein harter Schlag für Jakobäa. So war Rotterdam, dessen Behauptung so oft Mühe und Kosten gemacht, dennoch verloren. Jetzt hatte der schlimme Oheim Dortrecht, um Südholland zu blokiren, Briel, um die Seelande in Schach zu halten, und das in der Mitte liegende

Rotterdam, dessen Landthore nach Nordholland hineinwiesen. Am gefährlichsten war, daß Rotterdams Feindseligkeit auch den Handel von Delft und Gouda lahm legte. Auf die erste Nachricht flog Jakobäa herbei und machte, so gut und so rasch es gehen wollte, Schiedam zu einer Festung, um den Feinden im nahen Rotterdam immer ein Auge und einen Stachel in der Seite zu haben. Dann führte sie selbst verstärkte Besatzung nach Delft und Gouda, um die Kabeljaus dort im Zaum zu halten und dem Feinde alle Wege in's Land zu verlegen.

Allein worauf durfte sie noch hoffen? Ihre eigenen Hilfsmittel schwanden zusehends, in Brabant war Alles in Hader und Zwietracht, der Kaiser feindlich, und der feine Burgunder Vetter drängte höchst widerwärtig. Vom 27. Oktober an ließ sich Jakobäa einen kurzen Waffenstillstand nach dem andern abnöthigen. Allmählig kam man weiter. Ende Dezembers gelobte der Herzog von Brabant: Jakobäas Lande, wenn sie ohne Kinder sterbe, an des bayerischen Oheims Erben auszuliefern. Bald darauf verzichtete sie selbst auf die Arkelschen Länder. Um Neujahr hatten Philipp und seine Unterhändler es dahin gebracht, daß man sich allerseits bereit erklärte, den Frieden endgiltig abzuschließen. In Workum, wo Jakobäa ein Schloß hatte, traten die Gesandten zusammen. Sie selbst und ihr Gemahl nahmen ihren Aufenthalt dort. Johann von Bayern schickte den tüchtigsten seiner Getreuen, den bayerischen Ritter Heinrich Nothaft Vitzthum und Herrn von Werdenberg, mit ihm kamen die Herren von Heemskerk und Naeldwyck. Aus Brabant erschienen ebenfalls drei: Iwan von Cortenberg Deutschordensritter, Johann von Schoenvorst Burggraf von Monjouw, und Egidius von Arnemuyden Herr von Ense. Zu ihnen traten als Vermittler die drei vornehmsten burgundischen Räthe. Mehrere Wochen brauchten die Herren, um einig zu werden. Endlich sandten sie zu den Fürsten Herren und Städten, zu kommen zum großen Friedensschlusse.

Johann von Bayern schiffte von Dortrecht herbei, und
: von seinen beiden Neffen von Brabant und Burgund em=
en. Ein edler Herr nach dem andern ritt mit stattlichem
ge in Workum ein, bis ihrer einhundertundvier bei=
en waren. Da begrüßten einander die Egmond Heems=
Borsselen und Naeldwyk, die Wassenaar Byanen von der
ede und von der Leck, die Heemstede Haemstede und
stede, die Renesse und Matenesse, die Poelgeest und von
Poel, die Cralingen und Cruningen, die Heenvliet und
Vliet, die Moormond und Diepenburg, und viele andere.
Alle waren aus Holland und Seeland, siebenundvierzig
nder, sechsundzwanzig Seeländer. Aus dem Hennegau
eigten sich die stolzen Herren von Werchin, von Ligne
Seneschal, von der Hameyde, von Havrech, die ritter=
Vertaing Mastaing Vilain Sart Aubregnies und
zusammen einundzwanzig Hennegauer. Aus Flandern
a der Herr von Maldeghem. Dagegen erschienen aus
nt nur neun Edelleute und nicht die Vornehmsten. Der
Brabanter Adel war in Unfrieden mit seinem Herzog
m Unmuth über Jakobäas Niederlage. Zu den ge=
en Edelleuten kamen noch, außer den fürstlichen Räthen,
chultheißen und Bürgermeister, die Schöffen und Raths=
der Städte, welche an Pracht und stolzem Auftreten
dem Adel wahrlich nicht zurückblieben. Es war eine
ritterliche Versammlung voll Glanz und Heldenkraft,
Tücke und tödtlichem Hasse. Jeder dieser Herren hatte
Buben und Knechte bei sich, mancher führte ein Dutzend
und mehr. Im Städtchen Workum konnten sie nicht
erbergen, und Herberge bedurften sie auf mehr als einen
so unabsehlich viel hatten sie miteinander abzumachen.
Zuerst wählten die Fürsten ihren Schiedsrichter, den
inzen von Burgund, und er ernannte mit ihrer Zustim=
im offenen Briefe als seine Bevollmächtigten seine fünf
:: die beiden Luxemburg, den Bischof und den Grafen,

die Herren von Schoonvorst, Arnemuyden und von dem Keyshulle. Diese Fünf brachten nun auf's Pergament, worüber man einig geworden, und der Geheimschreiber des Herzogs von Brabant, Edmund von Dynter, derselbe, der uns so viel von diesen Händeln beschrieben hat, las laut die Artikel vor. Sie waren folgende:

„1. Herzog Johann von Bayern soll zu seinen Landen von Voorne Woerden und Goyland noch hinzu erhalten die Stadt Dortrecht mit dem Gebiete des Landgerichts sowie der Deichgrafschaft von Südholland, die Stadt Rotterdam mit ihrem Gebiete, die Stadt Gorkum mit dem Lande von Arkel und allen Arkelschen Lehen, die Stadt Leerdam mit dem Lande von der Leck und das Land von Schoonrewoerd, sowie sie sich erstrecken zwischen der Merwede der Linge und der Lek und das Land Havestein. Auf diesen Gebieten stehen ihm allein fortan die landesherrlichen Rechte zu, er nimmt die Lande aber von Jakobäa und ihrem Gemahl zu erblichen Lehen.

2. In den übrigen Theilen von Holland und Seeland sowie im Hennegau hat Herzog Johann von Bayern fünf Jahre lang gemeinschaftlich Regiment mit Herzog Johann von Brabant. Sie bestellen gemeinschaftlich den obersten Rath, den Schatzmeister, die Landrichter Schultheißen und Schöffen, die Schloßkastellane und alle übrigen Beamten. Können die Fürsten über den Schatzmeister sich nicht einigen, so wählt ihn der Rath. Alle diese Beamten schwören beiden Herren gemeinschaftlich den Treueid, und legen ihnen gemeinschaftlich die Jahresrechnung. Die Richter schwören noch besonders, dem Herzog und der Herzogin von Brabant treulich ihr Recht und Erbe zu bewahren. Die Einkünfte jedoch von diesen Landen verbleiben lediglich dem Herzog und der Herzogin von Brabant. Kommt indessen Herzog Johann von Bayern mit sechszig Pferden oder auf Erfordern auch mit mehr in's Land, so bezieht er für jede drei Pferde täglich eine Krone. In Sachen des Landes von Brabant aber soll der Herzog von Bayern Nichts zu sagen haben.

3. Stirbt Jakobäa ohne Kinder, so überliefert zur
Stunde ihr Gemahl alle Lande Schlösser und Städte von
Hennegau Holland Seeland und Friesland an Herzog Johann
von Bayern. Das sollen ihm acht oder neun Ritter jedes
Landes sammt den Städten in besiegelten Briefen bekräftigen,
welche ihm der Herzog und die Herzogin von Brabant vier
Wochen später in Rotterdam einhändigen müssen. Außerdem
schwören alle Kastellane, die Schlösser der Herzogin von
Brabant Zeit ihres Lebens zu bewahren und keinem andern
zu übergeben, — falls sie aber kinderlos stirbt, dem Herzog
von Bayern zu überliefern.

4. Herzog Johann von Bayern verzichtet auf alle seine
Rechte, die er vom Pabst oder Kaiser oder sonstwie auf Hennegau
Holland Seeland und Friesland erworben hat, überliefert
die darüber sprechenden Urkunden zum sofortigen Kassiren, und
verspricht keine neuen Ansprüche der Art zu erwerben oder
anzunehmen, so lange die Herzogin von Brabant oder ihre
Kinder leben. Fortan nennt er sich wieder „Sohn und Erbe"
von Hennegau Holland und Seeland. Es zahlen ihm aber
der Herzog und die Herzogin von Brabant zu gesetzten Terminen
binnen zwei Jahren die Summe von hunderttausend
Rosenobel gut von Golde und Gewichte, und geben ihm darüber
Bürgschaftsbriefe von den Rittern und Städten Hollands und
Seelands, so viele sie dazu bekommen".

Damit war die Stellung Johanns von Bayern geordnet. Er bedang sich aber auch Gutes für seine Anhänger
aus. Der große Freibrief der Dortrechter vom 10. November
blieb für Jakobäa außer Sprache, im Uebrigen wurde bestimmt:

„Die Dortrechter behalten alle Güter und Forderungen,
die sie vor der Fehde hatten, und es werden ihre und Südhollands Rechte auch von Jakobäa und ihrem Gemahl bestätigt, insofern dieselben schon bei Herzog Wilhelms Tode
bestanden. Alle Forderungen aber, welche der Herzog und
die Herzogin von Brabant an Dortrechter hatten, gehen auf

Herzog Johann von Bayern über. — Die Sache der Brüder Egmond soll der Herzog von Burgund entscheiden, sie bleiben jedoch noch einen Monat außer Landes, es sei denn, daß [illegible] Herzog und die Herzogin von Brabant früher die Briefe wi[illegible] bekommen, mit welchen sie den holländischen Städten die [illegible] bannung der Egmonds bekräftigt haben. — Den Herr[illegible] Heemskerk und Brockhausen ist ihr Schaden nach dem Sp[illegible] von Nothaft und Florenz Borsselen zu vergüten. — Die [illegible] sprüche der Rotterdamer und Anderer, welche binnen Fri[illegible] zeit und Geleite beschädigt sind, sollen binnen einem M[illegible] vom Rathe beider Herren geschlichtet werden“.

Endlich kam für alle die Fehdegenossen, für al[illegible] armen Unterthanen der gewöhnliche Generalbescheid:

„Alle Fehde und Zwietracht ist gesühnt und ab[illegible] Es stehen Todte gegen Todte, Brand gegen Brand, [illegible] gegen Raub. Alle Gefangenen sind los und ledig, u[illegible] Schatzungsgeld, welches bis zum 2. Januar nicht [illegible] wurde, gilt als erlassen. Alle vor oder nach Herzog Wi[illegible] Tode Verbannten kehren zurück und erhalten ihre Güt[illegible] Rechte wieder. Wer jedoch um Todtschlags willen ver[illegible] war, muß sich zuvor mit den Blutsfreunden des Erschla[illegible] sühnen. Die früheren Urfehdbriefe hat Jedermann an [illegible] Schatzmeister und Rath abzuliefern, sie werden geprüft und zurückgegeben, dann wird von Allen eine neue Urfehde [illegible] altem Brauch beschworen“.

Im Allgemeinen wurde noch bestimmt: „Am dritten „Sonntag vor Ostern sind all die genannten Verzichts- Bürgschafts- und Urfehdbriefe auszuhändigen. — Wo aber Jemand sich gegen diese Friedensartikel auflehnt, sollen die Fürsten ihn zwingen, sie zu halten“.

Diesen Spruch thaten die Schiedsrichter, und Jakobäa, ihr Oheim und ihr Gemahl schwuren ihn zu halten bei ihrer kirchlichen Treue und fürstlichen Ehre, sie schwuren das auf das Evangelium und zu den Heiligen am 13. Februar 1419.

Nach den Fürsten kam die Menge der Herren und
eboten an das Schwören und an das Siegeln. Sie
wahrlich genug mit einander zu schaffen. Da waren
hnen und schriftlich abzumachen all die Einzelfehden und
llthaten, die lange Reihe von Todtschlägen und Läh-
en und Gefängnissen, von Verlusten an Pferd und Har-
an Lösegeld, an Gut und Habe. Der Unterschied,
in redlicher Fehde geschehn und was nicht, war öfter
charf. Die rechtlichen Ansprüche verwickelten sich öfter
Verzweifeln. Es ließ sich begreifen, wie diese Ritter
Gegner lieber todtschlagen mochten, als durch ihren Witz
mit ihm auseinandersetzen. Man wählte Schiedsrichter
diese wählten ihren Obmann, und nachdem sie lange be-
n hatten, fiel ihr Spruch doch vielleicht in's Bodenlose.
aber irgend auf Recht und Ehre hielt, suchte die Ent-
ung schwarz auf weiß zu bekommen, dann konnte er zu
e, indem er seinen Kaplan oder einen alten Schöffen
hülfe nahm, in Muße sich in die Irrgänge vertiefen,
e die geschriebenen Artikel gewöhnlich offen ließen.

Der Hauptbrief aber, welcher den langen Schiedsspruch
elt, wurde in einen Koffer geschlossen, und unter dem
l standen die Streifen hervor, und auf jedem Zettel stand
lame dessen, der von den Fürsten Herren Räthen und
eboten darauf sein Siegel setzen sollte. Und es durfte
liemand mehr weigern, dies zu thun, ohne das Per-
t noch einmal zu sehen. Denn es schien große
daß noch Einer über das Pergament käme und von
a daran zu mäkeln anfinge, oder verschmitzter Weise gar
ar Striche darin änderte. Bekanntlich leisten die Eng-
noch heutzutage viel in der weitschweifigen und un-
chen Art, in welcher man im Mittelalter Urkunden
e. Jedoch würde der schlechteste Winkeladvokat in Groß-
anien, selbst bei dem dort herrschenden Rechtswirrsal,
al leichter mit der Besserung oder Ergänzung einer

Urkunde fertig werden, als im Mittelalter die we
Rathsherren.

Endlich hatten die größeren Städte Haerlem Delft
Amsterdam Gouda und Schiedam noch besondere Forde
den Fürsten übergeben. Sie verlangten, daß alle Priv
und Rechte, die sie inzwischen von Jakobäa oder dere
fahren erworben, auf's Neue bestätigt würden, und zw
folgenden Zusätzen. Jeder Richter oder Dienstmann i
land solle, ehe er sein Amt antrete, in die Hände des
Stadtraths oder Schöffen schwören, einem Jeglichen R
sprechen. Wer an Einen etwas zu fordern habe, dür
Fehderecht brauchen und ihn gefangen halten, sondern
nur Bürgschaft und Gericht fordern; wolle er das ni
dürften Herren und Ritter und Städte sich frei ver
und ihn mit Gewalt zwingen. Welcher Richter in
Fällen Recht weigere, solle sein Lebenlang unfähig zu
tern sein. Kein Stadtbürger dürfe von seinen Güter
sie auch belegen seien, Steuer zahlen; Gouda verlang
radezu Pfalbürgerrecht auf eine Meile Umkreis. H
wollte seinen Stadtrath fortan selbst wählen, Delft sei
Bürgermeister. Schiedam verlangte: alle Strafgelder
binnen Jahr und Tag eingefordert oder verjährt sein. –
erkennt leicht, wie die Artikel des Dortrechter Fre
welchen Johann von Bayern verliehen hatte, den
Städten keine Ruhe ließen. Hinsichtlich der Steuern,
Jakobäa noch zu fordern hatte, machten sie Schwi
erklärten sich aber gern bereit, die hunderttausend Rosen
den Herzog von Bayern zu zahlen, wenn man ihnen
besagten Forderungen zugestehe und besiegle.

Nachdem auch diese Sachen entschieden und endli
in Workum glücklich vollbracht war, gaben sich die ver
Fürsten feierlich den Friedenskuß. Johann von Brab
ließ die Bewohner der abgetretenen Lande ihrer Eide,
feierliche Friedensvertrag wurde in allen Städten bei

schlag verkündigt. Dann sammelte der Bayer seine Ritter und Freunde und zog mit einem stolzen Gefolge von einer Stadt zur andern, um hier als Erbherr, dort als Mitregent sich huldigen zu lassen. Die Verbannten ritten wieder ein in die Städte und Schlösser, welche sie so lange mit Elend und Irrsal hatten vertauschen müssen. Rachegedanken im Blicke maßen sie die Feinde, welche jetzt genöthigt waren, zur verhaßten Huldigung zu kommen. Seit den Zeiten der Kaiserin Margaretha war dies der erste große Erfolg der Kabeljaus. Die Macht der Hoeks hatte einen Stoß erlitten, der in's Herz ging.

Und Jakobäa? Sie hatte gesiegt: ihr Erbrecht war anerkannt, der Oheim mußte seine kaiserlichen Belehnungsbriefe ausliefern, der große kabeljauische Freibrief der Dortrechter war vernichtet. Aber welch ein Sieg! Sie hatte ja eigentlich Nichts als die Ehre gerettet und das nackte Recht. Den besten Theil Hollands bekam der Feind ganz zu eigen, von dort aus konnte er jede Stunde all die Städte und ihren Verkehr zwingen wie er wollte. Im übrigen Lande war er außerdem Mitregent auf fünf Jahre, wer wollte ihn dann wieder vertreiben? Und dabei war es nicht einmal geblieben. Jakobäas Gemahl hatte sofort einen Zusatzartikel zum Vertrage gemacht und für seinen Theil an der Mitregentschaft den Oheim zum Statthalter auf drei Jahre bestellt. In dieser Zeit sollte er die Beamten in Holland Seeland Friesland nach Wohlgefallen anstellen, die Hälfte in eigenem, die Hälfte in Jakobäas Namen. Die Einkünfte behielt Jakobäa; doch auch das war täuschend, sie gingen ja durch des Statthalters Hände, und erst mußten ihm seine hunderttausend Rosenobel gezahlt sein.

Jakobäa sollte nun auf der Stelle ihrem Gemahl nach Brabant folgen. Sie errieth es nur zu gut: für immer sollte sie Holland meiden, um Alles hätte der Oheim ihre gefährliche Gegenwart nicht länger geduldet. Sie widersetzte sich.

und nun sollte Jakobäa als Ver
an dessen Seite sie sich schäm
thanen zu erscheinen? Jakobäa
Kampf. Doch das Pflichtgefüh
schloß, dem Gemahl zu folgen
Frau zu sein. Wer ihr da g
und blutige Gräuel sie in Grab

uellen Literatur und Noten.

A. Quellen.

Jakobäas Geschichte ist bei den Niederländern der populärste Stoff. „Wenige Kapitel aus der historischen Romantik“, sagt Lothrop Motley, „haben so viele Thränen gekostet“. Die Gymnasiasten in Holland machen daraus, wie Siegenbeck (De eer van Wagenaar als Geschiedschryver en die van Jacoba van Beyeren in zyne geschiedenis des Vaderlands verdedigt, Haarlem 1835 — in der Vorrede) erzählt, ihre Reden bei Schulakten, und die Dichter Dramen und Romane. „Her naam“, sagt ein neuerer holländischer Schriftsteller (Scheltema Staatkundig Nederland, Amsterdam 1805. p. 519. 520), „nog op aller tongen zweeft, so gemeensam, als of sie kort vor onsen tyd geleefd had. Het schynt byna haar lot de oefenschool van onse dychters to zyn, zoo als te vorn de Troijaansche oorlog“. Jakobäadramen wurden holländisch und französisch geschrieben, z. B. 1761 Jacoba van Beyeren door Marre; 1835 Jacqueline de Bavière par Prosper Noyer; De Ondergang van Jonkheer Willem van Arkel door van Paffenrode. Den Stoff des letzgenannten Dramas behandelt auch die poetische Erzählung Jacoba en Bertha von van Lennep. Die zahllosen Jakobäaromane beginnen in beiden Sprachen bereits im siebzehnten Jahrhundert, nachdem die Volkssage ihre Heldin längst durch die rührendsten Geschichten verklärt hatte. Unter den neuesten Romanen sind auszuzeichnen: Jaqueline de Bavière par van Bove (Bruxelles 1852), Jakobäa von Holland, kulturhistorischer Roman, von Gayette (Leipzig 1860), und La cour du duc Jean IV., chronique brabançonne 1418—1421, par le baron Jules de Saint-Genois (Bruxelles 1837); der letztere Roman verräth die kundige Feder des Geschichtsforschers.

Bei diesem poetischen Reichthum fehlte es aber an einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Geschichte Jakobäas. Es ging hier, wie anderswo: was die Poesie einmal zu ihrem Gebiete erklärt hat, daran geht die ernstere Wissenschaft gern vorüber. In der neuern Zeit hatten (vgl. Schotel Jets over Teilingen 322) van Wyn Schotel und andere gelehrte Niederländer begonnen, Jakobäas Leben zu schreiben, leider kam das Werk nirgends zur Ausführung. Am meisten Aussicht gaben die Vorarbeiten des Baron van Ersborn. Früher Bürgermeister in Antwerpen

und später Gouverneur der Utrechter Provinz hatte er zwanzig Jahre
lang und eifrig in allen niederländischen Städten Urkunden Chroniken
und Bildwerke gesammelt und, wie er im Compte rendu des séances
de la commission royale d'histoire de Belgique I. 270 anzeigt, be-
reits begonnen, seinen Plan auszuführen, eine genaue Geschichte der
Jakobäa zu verfassen. Als er aber vor einigen Jahren starb, ging seine
sehr bedeutende und wichtige Sammlung verloren. Keine der neuerdings
angestellten Nachforschungen brachte auf ihre Spur, auch die gele[illegible]
näheren Freunde van Ersberns bemühten sich vergebens.

Es blieb daher nichts übrig, als selbst zu versuchen, wie weit man
sich von München aus des gesammten Quellenstoffs, des benutzten und un[illegible]
nutzten, für die Geschichte Jakobäas und ihrer Vorfahren bemächtigen [illegible]
In den Gelehrten Anzeigen der k. bayerischen Akademie der Wissensch[illegible]
vom Jahre 1860 Nr. 15 bis 18 wurde ein Vortrag abgedruckt, in [illegible]
chem der Verfasser zusammenstellte und prüfte, was er bis dahin an [illegible]
mitteln für die Erforschung der Geschichte der Jakobäa aufgefunden[illegible]
es sich um einen noch wenig aufgehellten Theil aus der Geschichte [illegible]
delte, schien es nothwendig, vorerst auf den Bestand der Quellenli[illegible]
aufmerksam zu machen, um den Werth des Vorhandenen fest[illegible]
und auf diesem Wege vielleicht zu noch Unbekanntem zu gelangen[illegible]
wurde deshalb der Vortrag an niederländische Gelehrte mit der [illegible]
gesandt, diese Aufzeichnungen zu vervollständigen. Nicht genug kann [illegible]
Verf. die große Freundlichkeit ehren, mit welcher die Herren Chais van [illegible]
in Amsterdam, de Gachard, Pinchart und Ruelens in Brüssel, [illegible]
St. Genois in Gent, Kervyn de Lettenhove in St. Michel bei [illegible]
Lacroix in Mons, de Ram in Löwen und Schotel in Tilburg [illegible]
Bitte entsprachen. Mehreres Einzelne wurde von ihnen angezeigt, [illegible]
aus den vortrefflich organisirten Archiven Belgiens eine Menge noch [illegible]
gedruckter Urkunden regestenartig ausgezogen.

Nach dem Allem ergab sich Folgendes. Die Quellen für die Ge-
schichte der Jakobäa sind für einzelne Abschnitte so vollständig, als man
zu historischen Darstellungen aus dem Mittelalter nur wünschen kann[illegible]
Auch sonst lassen sie den Faden der Ereignisse beständig erkennen. Die
vornehmsten Quellen sind

I. Urkunden.

1. Sie belaufen sich in Franz van Mieris großem Foliowerk
(Charterboek der Graaven van Holland van Zeeland en Heeren
van Vriesland, Leyden 1756) für die Zeit Jakobäas von 1415 bis
1436 über tausend Stücke, gezogen aus Archiven Handfesten Placaten
und Memorialbüchern der Städte und aus den Schriften früherer Sammler.
Mieris war ein Maler; allein es ist nicht selten in Holland, daß auch
Männer nicht gelehrten Berufes, wie Kaufleute Buchhändler Guts-
besitzer Künstler, aus ächter Vaterlandsliebe sich in der Geschichte ihres
Landes durch größere Arbeiten versuchen. Nicht überall sind Mieris' An-
gaben ganz correct, namentlich was das Datum betrifft, jedoch läßt sich
da, wo es darauf ankommt, in der Regel aus andern Berichten nach-
helfen. Auch hat Mieris die hierher gehörigen Urkunden noch lange
nicht vollständig beisammen. Die Werke von Fischer (Novissima scrip-
torum ac monumentorum rer. Germ. coll. Halae 1781), Schwartzen-

berg, Kluyt, de Jonghe, van den Bergh und Anderer, sowie die große Anzahl der Utrechter und andern historischen Vereine, welche sich gegenwärtig in den Niederlanden eifrig mit Herausgabe älterer Geschichtsquellen beschäftigen, ergaben bereits sehr zahlreiche Urkunden, welche Mieris nicht kannte. Auch lagern gewiß noch manche ungedruckt in den niederländischen, vielleicht auch in den englischen Archiven. Die niederländischen Gelehrten haben daher den Beschluß gefaßt, von Mieris so werthvollem Urkundenwerk eine neue vollständigere und kritisch gesichtete Ausgabe zu veranstalten, und ist man bereits in der Arbeit begriffen.

Unter den Werken, in welchen Urkunden edirt wurden, sind noch besonders hervorzuheben

2. Das Foliowerk von **van de Wall**: **Handvesten, Privilegien, Vryheeden, Voorregten, Octroyen en Costumen, midsgaders Sententien, Verbonden, Overeenkomsten en andere voornaame Handelingen der Stad Dordrecht** (Dortrecht 1790). Da Dortrecht öfter der Hauptheerd war, auf welchem der Kampf zwischen Hoeks und Kabeljaus periodisch seine Entscheidung fand, leistet diese ebenso genaue als reichhaltige Sammlung von Dortrechter Urkunden vorzügliche Dienste, zumal sie sehr übersichtlich geordnet sind.

3. Die **Gedenkwaardigheden uit de Geschiedenis van Gelderland, door onuitgegevene oorkonden opgeheldert en bevestigd door Js. An. Nyhoff** (Arnheim 1830). Wenige Werke holländischer Gelehrten geben eine so eingehende und kritische Zusammenfassung historischer Thatsachen, welche hier, wenngleich sie sich nur zunächst auf Geldern beziehn, doch vielfach einschneiden in die holländische Geschichte während der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

4. **Gedenkstukken tot opheldering der nederlandsche Geschiedenis door van den Bergh** (4 Bde. Leyden 1842). Diese Sammlung bringt über die Entstehung der Parteien der Hoeks und Kabeljaus erwünschte Aufschlüsse. Von vorzüglicher Bedeutung darunter ist der **Verbaal van den oorsprong der Hoeksche en Kabeljauwische twisten** I. 198—240, offenbar eine Rechtsausführung, welche durch die Anwälte der Kaiserin Margaretha ausgearbeitet und dem Schiedsgerichte des Königs von England übergeben wurde. Etwas kurios ist der vertrauliche Brief an Kaiser Ludwig S. 160—164 über die Zustände in Holland und Seeland gleich nach dem Tode Wilhelm IV. Wie der Herausgeber vermuthet, rührt der Brief höchst wahrscheinlich von Johann von Beaumont her. Nyhoff in seinen **Bydragen voer vaderlandsche Geschiedenis en oudheidkonde** (Arnheim 1844, IV. Stück 3, S. 24) bestreitet die Aechtheit des Briefes. Allein, sagt der vorsichtige Herausgeber, er trug alle Zeichen der Aechtheit an sich. Wer in aller Welt hätte später Ursache gehabt, eine Fälschung der Art zu machen? und wie wäre sie in's Archiv gekommen? Der hin und wieder eigenthümliche Styl erklärt sich, wenn Beaumont den Brief im damaligen Französisch schrieb und dieser daraus in's Lateinische übersetzt wurde. Es sieht wenigstens ganz so aus. Der Inhalt selbst aber stimmt mit den merkwürdigen Artikeln über die Lage der Dinge im Jahre 1346 überein, welche längst von Fischer in seiner **Novissima scriptorum ac monumentorum collectio** II. 10—11 edirt waren, ehe van Wyn sie im Archive zu Mons entdeckte und in de Jonge's **Verhandeling over de Hoeksche en Kabeljauwsche twisten** S. 18 bis 24 veröffentlichte. Alles Uebrige in Beaumonts Briefe erklärt sich

über Jakobäas erste Huldigung im Hennegau, über ihr
dem Genter Gefängniß und über die Verzierung ihrer
Valenciennes.

Nachforschungen im hiesigen Reichsarchiv haben auß
von Urkunden des Herzogs Johann von Bayern, welche s
auf niederländische Verhältnisse beziehen, (in den beiden
des Neuburger Copialbuches), leider Nichts ergeben.

II. Berichte von Zeitgenossen.

1) Unter diesen ist die wichtigste Quellenschrift die C
bilissimorum ducum Lotharingiae et Brabantiae ac r
corum auctore magistro Edmundo de Dynter, von wel
Domherr de Ram, Rektor der Universität Löwen, vor zwei
großen Quartbänden eine vortreffliche Ausgabe veranstalte
Beigabe der französischen Uebersetzung des Jean Wauqu
Dynters Bericht zu Zeiten noch mehr in's Einzelne malt.
sche Werk war schon in seiner Zeit angesehen, und nicht wen
zeitigen und späteren Chronisten haben aus ihm geschöpft.
ren Exemplaren ist die Handschrift auf der Brüsseler bibl
Bourgogne vorhanden. Keiner hätte besser Jakobäas wah
schreiben können, als Dynter: denn er war der Geheim
brabanter Herzogs, ihres Gemahls den sie verließ, und se
gers, Philipp von Burgund, ihres gefährlichsten Gegners;
den Hof- und Staatsakten eine Hand mit im Spiele. Dy
auch sehr ausführlich, jedoch Hofmann durch und durch.
hatte Mitleid mit seiner jungen unglücklichen Fürstin, allei
noch viel mehr, sich bei seinen herzoglichen Herren seine St
derben. Er sagt z. B. (III. 437): er wolle über den Henn
— **quia multi multum loquuntur, cumque propter fals**
nem iniquorum veritas quandoque nequit venire in l
reine Wahrheit aller Welt vor Augen legen, damit sie nich
Fälschung verdunkelt werden könne, — allein er verschw

en Hennegauer Krieg, und der Stadtrath notirt genau, hm die Briefe der kriegenden Fürsten kreuzen. Hin und wie- ihre Erklärungen angemerkt, so als Jakobäa den henne- en die theologischen Gründe darlegt, warum sie ihren Ge- n und einen neuen genommen.

ortsetzung der Particularités ist nicht erschienen. Nach dem erſten Theil würde sie des faits curieux des dernières egne de Jacqueline bringen.

ner Durchsicht jener régistres de ville im Archive zu Mons, rigen Sommer vorgenommen wurde, fand sich aber, daß eite Hälfte der Geschichte Jakobäas nicht mehr so Bedeu- r die erste darboten. Desto reichlichere Ausbeute ergaben en der Massarderie und andere Urkundensammlungen, welche beiden Archivabtheilungen zu Mons befinden, und es ist nung, daß Herr Lacroix, Conservator des Staatsarchivs as Material, soweit es werthvoll ist, vereinigt und ver-

inen vorzüglichen Werth haben die Veröffentlichungen des ins zu Utrecht in der Kronyk van het historisch ge- gevestigd te Utrecht. Im Jahrg. 1852, 209—234. 380 ten wir für die zwei ersten so wichtigen Jahre von Jakobäas e genauesten Nachweisungen in den Rechnungen der fürst- er. Jahrgang 1851, 258—264. 266—280 gibt aus den nungen der Stadt Leyden die gleichen Hilfsmittel für die -1425, über Johann von Arkel 60—80. Jahrgang 1850 -207 Mittheilungen über die Verhandlungen zu Workum 218—219 über das Jahr 1425. Von besonderm In- nntniß des damaligen Hoflebens sind die Kämmerei- und ungen aus den Jahren 1409 und 1410 im Jahrgang 1851, 51—460. 467—585. Ueber das Fehde- Kriegs- und Ge- nd belehrend die Utrechter Kämmereirechnungen aus dem bert, Jahrgang 1850, 328—337. 388—406, ferner die dem Codex diplomaticus Nederlandicus, welchen eben-

ländischen und belgischen Archiven es noch manche hie
Urkunden gibt, welche noch unbenützt sind. Besonders w
beute geben, wo sich die Archives de l'ancienne chamb
tes de Flandre und darin comptes de la recette géné
naut befinden, welche für die Jahre 1418—1425, wie
seinem Rapport S. 82 (Bruxelles 1841) sagt, „renferm
des particularités interessantes sur Jaqueline de B
femme extraordinaire, dont la vie fut semée d'incide
et si dramatiques.“ Gachard theilt (S. 82—84) etwa
über Jakobäas erste Huldigung im Hennegau, über ih
dem Genter Gefängniß und über die Verzierung ihre
Valenciennes.

Nachforschungen im hiesigen Reichsarchiv haben au
von Urkunden des Herzogs Johann von Bayern, welche
auf niederländische Verhältnisse beziehen, (in den beiden
des Neuburger Copialbuches), leider Nichts ergeben.

II. Berichte von Zeitgenossen.

1) Unter diesen ist die wichtigste Quellenschrift die
bilissimorum ducum Lotharingiae et Brabantiae ac
corum auctore magistro Edmundo de Dynter, von w
Domherr de Ram, Rektor der Universität Löwen, vor zwe
großen Quartbänden eine vortreffliche Ausgabe veranstal
Beigabe der französischen Uebersetzung des Jean Wauc
Dynters Bericht zu Zeiten noch mehr in's Einzelne malt.
sche Werk war schon in seiner Zeit angesehen, und nicht w
zeitigen und späteren Chronisten haben aus ihm geschöpf
ren Exemplaren ist die Handschrift auf der Brüsseler bi
Bourgogne vorhanden. Keiner hätte besser Jakobäas w
schreiben können, als Dynter: denn er war der Geh
brabanter Herzogs, ihres Gemahls den sie verließ, und
gers, Philipp von Burgund, ihres gefährlichsten Gegners
den Hof- und Staatsakten eine Hand mit im Spiele. D
auch sehr ausführlich, jedoch Hofmann durch und durch.
hatte Mitleid mit seiner jungen unglücklichen Fürstin, al
noch viel mehr, sich bei seinen herzoglichen Herren seine G
derben. Er sagt z. B. (III. 437): er wolle über den He
— quia multi multum loquuntur, cumque propter fal
nem iniquorum veritas quandoque nequit venire in
reine Wahrheit aller Welt vor Augen legen, damit sie ni
Fälschung verdunkelt werden könne, — allein er versch
schmähliche Flucht des großen brabanter Heeres bei Soig
züchtigt Glocester, den Herzog Philipp zum Zweikampf
haben, während die Ausforderungsbriefe uns die Sac
Lichte sehen lassen. Dynters Darstellung ist also, weil e
verschweigt, aus anderen Berichten zu ergänzen, — glau
ihm aber, wenn er, ohne im geraden Widerspruch mit
würdigen Nachrichten zu sein, Thatsachen erzählt, selbst w
so bestimmter Absicht thut, wie S. 436: dux Johannes e
coba conjugalia obsequia sibi invicem large impende

andere behaupteten: Jakobäa habe ihre Ehe verabscheut und angefochten wegen Impotenz des Gemahls.

Der hochverdiente Herausgeber des Dynter bestätigt diese Ansicht, inwieweit derselbe glaubwürdig. Dynter unternahm sein Werk auf die Aufforderung seines Herrn, des mächtigen Herzogs Philipp von Burgund, der meisterlich die Kunst verstand, seine Diener so zu behandeln, daß sie gerade das thaten und schrieben, was er wollte. Als Geheimsekretär von Jakobäas Gemahl sah Dynter sich jeden Augenblick in der Gefahr, eine aktive Rolle zu spielen „dans les diverses scènes de cette malheureuse odyssée matrimoniale. Mieux que personne il en connut tous les incidents, tous les ressorts cachés, toutes les intrigues se croisant de part et d'autre. Mais dans sa chronique il ne dit pas toujours tout ce qu'il sait; ses fonctions intimes lui commandent certaine réserve, et quelquefois même la malveillance de l'opinion le fait hésiter, — courtisan habile, afin de ne pas déplaire à Philippe le Bon, sous les yeux et par ordre duquel le chroniqueur écrit."

2. Zur Ergänzung Dynters dient ein anderer Zeitgenosse, der Domherr und Schatzmeister von St. Gudula, Peter van der Heyden, genannt a Thymo. Auch er war mit den Staatshändeln seiner Zeit wohl vertraut, und seine Mitbürger erwählten ihn, bald nach Jakobäas Eintreten, zu ihrem ersten Pensionär, in welcher Eigenschaft er die Stadt als juristischer Anwalt und Redner vor dem Herzog, den Ständen und sonst in wichtigen Prozeßsachen zu vertreten hatte. Sein weitläufiges Werk — drei Bände Urkunden mit einem kurzen chronologischen Faden — ist im Original und in drei Abschriften noch in Brüssel vorhanden. Es unternahm Baron Reiffenberg auf König Wilhelm I. Wunsch die Herausgabe, der erste Band aber ging nur bis zum Jahre 814, als die Revolution von 1830 die Arbeit unterbrach. Es wäre sehr zu wünschen, daß Herr Wauters, der Brüsseler Stadtarchivar, seine Absicht, das ganze Werk zu ediren, ausführte.

3. Van der Heyden war auch Ursache, daß ein Unbekannter die Brabant'sche Yeesten, eine Brabanter Reimchronik von J. de Klerk, fortsetzte. Im volksthümlichen Tone werden darin die Ereignisse erzählt, wie sie eines nach dem andern verliefen. Der Autor war wohl unterrichtet, denn van der Heyden gab ihm das geschichtliche Material, daß er sein Volksbuch auf gutem historischen Grunde aufbauen könne, und der Verfasser selbst gehörte zu den Dienern von Jakobäas Gemahle, Johann von Brabant. Nach dessen Tode klagt er:

> Ende boven al soe was hy
> Van sinen dieneren, sy u ghesaegt,
> Onsprekelike sere gheclaeght.
> Ic spreke oec wel, acherme! met recht;
> Ic was syn dienare ende syn Knecht:
> Syn doot mach ic wel claghen sere.
> Die edel goedertieren here
> Gaf my, tot soe menegher stont,
> Soe menig suet woort met synen mont,
> Dat my alle dat leven myn
> In myn herte gheprent sal syn.

4. Von Zeitgenossen, welche aus der Ferne, aber mit großer

aus seiner ersten Jugend her, denn er war 1422 geboren. Da e
schon im dreizehnten Jahre als Page an den Hof Philipps ka
dort blieb, bis er in seinem Alter Oberſthofmeister wurde, so
wohl unterrichtet von dem Charakter der Fürsten, deren Thun an
Hofe das tägliche Gespräch abgab. Und gerade in dieser Charakt
derung, die er nach bestem Willen vornimmt, ist er für die Zeit
bäas nicht ohne Interesse, so wenig er sonst auch darüber berichtet

6. Eine **Vita Jacobae ducissae Hollandiae**, welche
Bande des Archives der Gesellschaft für deutsche Geschichtsforschu
Manuscript Nr. 3887 der Vatikanischen Bibliothek angezeigt war,
des Verfassers größte Hoffnung. Sie erwies sich aber als eine
kurze und werthlose Notiz über Jakobäa, welche von Aeneas S
herrührt und außer von Mone auch schon im 1. Bande der Stut
Bibliothek veröffentlicht wurde.

Auffallend ist es in der That, daß uns (eine kleine Aus
abgerechnet) von keinem Zeitgenossen Jakobäas ihre ausführlic
schichte überliefert wurde. In einem ritterlichen Zeitalter, wo s
begeisterte Federn die Ritterthaten verherrlichten, was konnte da
anziehen, als die abenteuerreiche Geschichte einer jungen schönen F
deren eilf Jahr lange Heldenlaufbahn nur von der Jungfra
Orleans überstrahlt wird, die ihr auf dem Fuße folgte? Jakobäa
auf der Höhe von Kampfwogen, deren furchtbares Gedränge Al
den Niederlanden erschütterte: mit ihrem Sturze fiel auch ihre
Jakobäa hatte große Schwächen, sie beging große Fehler: allein es
die Schwächen und Fehler eines leidenschaftlichen betrogenen H
und der Schluß ihres Lebens war eine tiefe Sühne. Alles das
sich warm und lebhaft in die Gemüther der Zeitgenossen, die Anb
gen in den Chroniken sind darüber deutlich genug: jedoch vergebe
man in Holland und Belgien, in Paris und London auf den
theken und Archiven nach einer Darstellung ihres Lebens gesucht.
Mangel ist nur daraus zu erklären, daß Jakobäa die Besiegte w
siegt durch schreiende Gewaltthat ihrer Verwandten, besiegt durch L
verrath ihrer Gegenpartei. Der Haß der Kabeljaus und die Sch
Herzog Philipps vereinigten sich, Jakobäas Andenken möglichst z
tilgen. Hätte man Grund gehabt, hätte man es bei den allgeme
kannten Thatsachen wagen dürfen, Jakobäa anzuklagen und zu v
men, sicher hätten Philipps gewandte Lobpreiser keine Schwärz
gespart. Es blieb nichts übrig, als mit leichtem Bedauern, daß
bäa so unglücklich berathen gewesen, über ihre Geschichte wegzusch
Ohnehin hatte Philipp in seinen Kriegen mit Jakobäa nichts
als Lorbeeren gepflückt: aber um so glänzender verdunkelte die
burgundische Epoche, deren Macht und Höhe er heraufführte, die
Erinnerung an ihre ungerechten Anfänge in Holland Hennega
Brabant, von denen Jakobäa das Opfer wurde.

Nur Eines, glauben all die Ritter und Beamten an P
Hofe oder sonst von Philipps Partei, welche mit ihren zahlreichen
ten die Epoche beherrschten, müßten sie betonen: ihr Fürst sei
Jakobäas rechter Erbe gewesen. Chastellain, in dessen burgu
Chronik gerade, wie vorher bemerkt wurde, das Bruchstück über
bäa's Zeit nicht zu finden, schrieb auch in der Weise des Bocc
Trost- und Erzählungsbuch für die englische Königin Margaret

Anjou: Plusieurs remonstrances selon le stile de Jehan Bocace par manière de consolation adreschans à la royne d'Angleterre. Was er nur von unglücklichen Fürsten und Fürstinnen, von unglücklichen Rittern und Frauen aus seiner Zeit kennt, wird darin aufgeführt: Jakobäa, deren Leben zu mehr als einem Bändchen Boccazischer Novellen Stoff gab, wird gar nicht genannt. (M. 5 der Brüsseler Bibliothek Nr. 10485, ein Auszug daraus in Buchon Pantheon S. XXVI—XXXVII). Dagegen konnte Chastellain sie nicht in seiner Eloge du bon duc Philippe übergehen, da sagt er: „Maint dur affaire eut en Hollande encontre madame Jaqueline sa cousine, et encontre du duc de Glocestre en Haynnau; vainquit Anglais à Terouwane; conquist Hollande Zellande et Frise sur ses ennemis; se fit mambourg de Haynnau et des païs dessusdits non pas comme tyran conquereur, mais comme vray hoir de la dame que l'en vouloit estordre.“ Ähnlich schrieb Olivier de la Marche in seinen Memoiren (Lyoner Ausg. 1562 S. 34): „Cette succession de Hainaut de Holande de Selande et de Frise combien que ce fust le droit héritage de le duc Philippe, si ne l'eust il pas sans conqueste. Car madame Jacque de Bavière, qui succeda a toutes les comtés et seugneries dessus dictes, fut femme pour se voulonté joyeuse et de grande entreprise et toutesfois sage et subtile, pour sa voulonté conduire selon son desir, et combien que ce bon duc Philippe fust son plus prochain parant, fust par mauvais conseil, par voulonté ou autrement, toujours querant et pourchouant aliances domagenses contre le désir de duc et tendrant de mettre cette seigneurie en autre main.“

7. Um so willkommener ist es nun, was von Holländern, welche die Erlebnisse ihrer Zeit aufzeichneten, über Thaten und Leiden ihrer berühmten Zeitgenossin Jakobäa berichtet ist.

Dieselbe Freude an den historischen Thatsachen, wie im Monstrelet, nur mit noch größerer Naivität und Anschaulichkeit der Darstellung, spricht sich aus in dem Schriftsteller, welcher der Vermehrer des Beka genannt und zuerst von Mathäus 1701 im fünften Bande seiner Analecten (erste Ausg.) edirt ist. Es hatte nämlich ein Utrechter Canonicus, Johannes de Beka, eine kurze Aufzeichnung der Geschichte der Utrechter Bischöfe und holländischen Grafen bis 1350 verfaßt, welche ein Anderer bis 1393 fortsetzte. Dieses Buch übersetzte ein uns dem Namen nach Unbekannter aus dem Lateinischen in's Holländische, indem er es stellenweise ergänzte, namentlich öfter wörtlich aus Joh. de Leydis; vom letzten Drittel aber des dreizehnten Jahrhunderts an bis zum Jahre 1426 erzählte er die Ereignisse selbst und ausführlich. Ohne Zweifel war er ebenfalls ein Utrechter; denn alles was die Städte und Landschaft des Utrechter Stifts angeht, gibt er mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit an, während die ferner liegenden Vorgänge im Hennegau und Brabant ihm längst nicht so deutlich sind. Er ergeht sich in behaglicher Breite, leidenschaftslos, allein so schlicht und natürlich im Ausdruck und so anschaulich in der Schilderung, daß man ihn gerne liest. Man merkt bald, der Verfasser war kein großer Gelehrter, der sorgfältig die Thatsachen nach Schriftstücken prüfte und combinirte. Er erzählt auch nicht wie einer, der in den Sachen, die er vorträgt, mitwirkte, sondern nur wie das Volk sie ansah, und wie sie in dessen Anschauung sich widerspiegelten. Daher auch das herzliche Mitleid mit

Jakobäas Unglück, und die unbefangene Auffassung ihrer Lag mal scheint es, als erzähle er nicht blos aus dem Volksmun als flöße auch etwas von Volksliedern hinein. So sagt er vo besungenen Gorkumer Schlacht, wo die sechszehnjährige F erstenmal auf den Feind stürmte:

„Dat (is) niet veel gehoort en hevet geweest va mogende Vrouwen, mede te varen, dair men striden sonde. Ende doe die Vrouwen mit hoir vrienden by quamen, hoirt wat dair geschiede . . . Jonkerlic end quam Arkel den andern to gemoete als die geen die stri Ende dair vergaderten die twee heeren te samen mit banieren mit grootem geruchten van trompen, als onverve wen, ende elc geerde den anderen. Daer wert gro van slagen. Dair hoirde men die sweerden ende die h die huven ende op die hoeden klinken. Dair werd seer ende manlike gestreden, want elc arbeide mit al dat om die segen te behouden, also dattie stryt groot e wert, ende ten lesten dat som van den Arkelsche, die ren, den ruggen boden ende gingen lopen".

Wo er Friedensschlüsse berichtet, wie z. B. S. 405 freut man sich der Genauigkeit, mit welcher er die Hauptsac wir noch nach den Urkunden prüfen können, hervorhebt.

Fragen wir nun, wann der Verfasser lebte, so gib Buch die Antwort, daß er ein Zeitgenosse Jakobäas war. der noch mitten im Strome der Erzählungen von ihren Erleb konnte sie mit solcher Theilnahme, mit solcher Anschaulichkei nauigkeit im Einzelnen abfassen. Gegen den Schluß zu (p. er sich aus: Ende alsmen seide so haddet de Hertoch va overgegeven den Hertoch van Bourgoignien, also datter oirloch of quam, deer menich guet man om sterff en slagen worden aen beiden syden, dair God die siel of wil. So drückt sich nur ein Zeitgenosse aus. Schon der e geber, Mathäus, machte darauf aufmerksam, daß der Ve veraltete Worte brauche, — daß er von einem Ereigniß des sage: der dabei wirkende Priester habe es ihm selbst erzählt, Manuscript, das im Jahre 1426 plötzlich abbricht, nur we abgerissen sein konnten. Auch ist am Schlusse deutlich zu erken Verfasser die Thatsachen zusammendrängt, gleichsam um sie vorläufig anzumerken, und nicht, um sie, wie vorher, mit erzählen.

8. Bricht aber die ebengenannte Chronik ab im Jahr erhalten wir eine Ergänzung durch einen andern Bericht, einen der wichtigsten über Jakobäas Geschichte herausstellt. eine ganze Reihe von Thatsachen, welche anderswo nicht dient vortrefflich zur Berichtigung falscher Darstellungen bei anderen, und zeichnet sich aus durch eine selbständige Beurt Ursachen, durch welche sich Jakobäas Geschichte so eigenthüm tete. Es ist dies ein bisher noch nicht benütztes Manuscript sigen Bibliothek, das aus Tegernsee hierher kam (Cod. Teg. 1487.)

In einem Pergamentcodex, der allerlei historische

kurze Chroniken enthält, befinden sich auch zehn Blätter mit der Ueberschrift: Hystoria de comitatu Holandie et qualiter Philippus dux Burgondie factus fuit primus tutor Holandie et postea comes Holandie. Tempore illo quo nobilissimus princeps Philippus Hardy dux Burgondie etc. Die Erzählung schließt: Proh dolor postea pre tristicia ptisica affecta obiit in castro de Teylinghe sine prole anno Dom. MCCCCXXXVI in festo Dionysii areopagite, sepulta in palacio Hollandie in ecclesia collegiata ejusdem palacii penes avum suum Albertum ducem Bavarie comitem Hanonie Holandie Zelandie etc.

Der Verfasser wollte keine Chronik, sondern einen kurzen Lebensabriß der Jakobäa geben, um darzulegen wie es gekommen, daß die reichen Provinzen Holland Seeland Hennegau und Friesland an den Herzog von Burgund gelangten. Er beginnt deshalb auch mit der Doppelheirath zwischen dem bayerisch-holländischen und dem burgundischen Hause, welche für Jakobäa so verhängnißvoll wurde.

Es ist dies Manuscript um so merkwürdiger, als es nicht nur zufolge eingezogener Erkundigungen, gegenwärtig in den Niederlanden unbekannt ist, sondern dort auch schon frühzeitig verloren gegangen scheint. In keiner der vielen niederländischen Chroniken des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, obwohl sie einander sonst gern ausschreiben, finde ich eine Spur davon, als in dem 1478 geschriebenen Magnum Chron. Belg. und ebenso hin und wieder bei Goudthoven. Die hiesige Bibliothek besitzt nur eine Abschrift von der Hand desselben Schreibers, der in jenen Pergamentcoder von verschiedenen Autoren historische Arbeiten zusammen trug. Der ungenannte Verfasser war offenbar ein Holländer. Ein Bayer würde nicht Zuydhollandia sondern Hollandia meridionalis, nicht maneries sondern modus schreiben; er würde auch den in Bayern ...rien Ritter Heinrich Rothaft, einen gebornen Bayer, den treuesten ...er Johanns von Bayern-Holland, mit Namen gekannt und nicht ... als den vicedominus patriae (Hollandiae) bezeichnet haben. Bei ...erer Nachforschung ergab sich auch, wann und wie das Original nach ...ern gekommen. Es haben nämlich Vitus Arnpeckh, Kaplan in Lands... (in Pez Thesaurus anecdotorum novissimus tom. III. pars III.), der Ritter Johannes Ebran von Wildenberg (in Oefele rerum ...arum scriptores tom. I.), in ihrem bayerischen Chronicon, beide ...Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, nicht nur Stellen aus jenem ...uscript wörtlich angeführt, freilich mit lächerlicher Entstellung von ... und Parteinamen, sondern Wildenberg merkt auch an: „diese Hi... von Herzog Johannsen und Frauen Jakobäa (aus welcher er seine ...rungen entnommen), habe ihm nach dem Tode Herzog Karls von ...und, — den der Herzog von Lothringen und Graf von Bodemund ...em Streit erschlug mit Hilf der edlen Schwaben im Jahre 1477, ...s Holland gebracht, der würdige Doktor Friedrich Maurkircher, die...zeit Probst zu Altenötting, nachmaliger Bischof zu Passau" (Oefele ...). Der Augustiner in der Nähe von Neuß, welcher um das Jahr ... das Magnum Chronicon Belgicum verfaßte, hatte offenbar unsern ... vor sich liegen, er hat einzelne Sätze daraus wörtlich aufgenommen, andere zusammengezogen, wenn auch letzteres öfter nicht in glücklicher Weise. Goudthofen muß eine Quelle benutzt haben, welche ...ns ganze Stellen aus unserem Coder enthielt. Wahrscheinlich aus

dem Chron. Belg. haben dann die später zu erwähnenden Volkschroniken den Stoff weiter entnommen.

Da nun unser Codex den Tod Jakobäas, der 1436 erfolgte, noch erwähnt, so ist er zwischen 1436 und 1478 geschrieben. Ein Autor aber, aus welchem der unsrige geschöpft haben könnte, läßt sich nicht auffinden. Es ist also anzunehmen, daß er aus eigener Wissenschaft und zwar bald nach Jakobäas Tode, wo ihm Alles noch frisch in der Erinnerung war, schrieb. Damit stimmt die Genauigkeit in vielen Angaben und Schilderungen und seine eigene Parteinahme für die Kabeljaus, besonders für Johann von Bayern und Johann von Brabant. Damit stimmt ferner, daß er nur über den letztern Theil von Jakobäas Leben ausführlich ist und aus dem ersteren nur die Resultate gibt: denn er schrieb nur, was er selbst wußte; hätte er aus andern Schriften gearbeitet, so würde er auch in der ersteren Hälfte von Jakobäas Geschichte nichts Wichtigeres ausgelassen haben. Mit besonderer Genauigkeit berichtet er, was sich auf Seeland ereignete, — es wäre daher möglich, daß er dort seinen Wohnsitz hatte. Daß er ein Geistlicher war, wird aus der kanonischen Weise, wie er Jakobäas Ehe mit Humfried beurtheilt, wahrscheinlich. Ein Näheres ließ sich über den Ursprung dieses Codex nicht erforschen. Er wird im Anhange zum zweiten Bande mitgetheilt, und in den Noten als Tegernseer Codex angeführt werden.

Die bisher genannten Schriften sind die Hauptquellen. Im Einzelnheiten werden sie ergänzt durch eine Reihe zeitgenössischer Chroniken.

9. Unter diesen steht oben an die alte Gouda-Chronik. Der erste Verfasser schloß sie mit dem Todesjahre Jakobäas (nach Scriverius Randnote in seiner Ausgabe von 1663 Blatt 129). Später im Jahre 1478 ließ Ritter Jan van Naaldwyck, ein Befehlshaber unter den Hoeks, sie mit seiner Fortsetzung zu Gouda selbst drucken. Gouda war die Stadt, welche vor allen andern Jakobäa Treue hielt, und in deren Mauern sie am längsten ihren Feinden widerstand.

Wie auf den ersten Blättern aller älteren Chroniken aus den Niederlanden, ist auch die Goudachronik — nach Scriverius Ausdruck (in seiner Ausgabe **Het oude Goudtsche Kronycken met byvoeghsels en toetsteen, t'Amsterdam 1663**) — **in vele deelen seer mager en sober gestelt, behalve daer het met groove, lange, vette, dicke fabelen en beuselingen** (läppischem Zeug) **doorspekt** (gespickt) **en versien is.** Jedoch müssen die kurzen Bemerkungen, welche der erste Verfasser aus eigener Anschauung und Theilnahme über Jakobäas Geschichte niederschrieb, in ihrer Schärfe und Naivität uns höchst willkommen sein als der treueste Spiegel jener Zeit. So ruft, als Jakobäa voll Rachlust und höchst unbedacht die eroberte Grenzfeste Ysselstein den Utrechtern zum Schleifen überantwortet, der alte Chronist aus: „**O Hollant! wat ginck dy doe over! Leefde Hertoch Willem, ten waer nimmermeer geschiet. Want Yselstein was die nagel ende dat slot, dat die sticht van Utrecht te na stont**".

10. Auf dem Tieler Rathhause entdeckte van Leeuwen eine alte Chronik, in welcher Jahr für Jahr das Merkwürdigste aufgezeichnet ist, was sich in Tiel und in den Niederlanden ereignete oder wovon sonst in der Welt viel gesprochen wurde. Der Verfasser scheint in oder bei Tiel Deichmeister gewesen zu sein. Er mochte etwa gleich alt mit Jakobäa sein; denn er erzählt, daß er im Jahre 1425 als junger Mann zum

heirathet habe. Nicht selten erwähnt er Dinge, welche zur der Geschichte der Hoeks und Kabeljaus etwas beitragen. seine Chronik als auctoris incerti Chronicon Tielense nmerkungen heraus (Traject. ad Rhen.)
Eine Lütticher Chronik bis zum Jahre 1461 schrieb ein der: cher, Cornelis Zantfliet, der sich um die Lütticher nau, jedoch auch um die benachbarten bekümmerte. Für die s Herzogs Johann von Bayern in Lüttich ist Zantfliet die er ist Augenzeuge, strebt nach Genauigkeit in Angabe der nd Zahlen, und bewährt seine Rechtlichkeit auch durch das er zuletzt über Johann von Bayern ausspricht. Von 1230 Chronik in der Coll. amplissima von Martene und Durand bgedruckt.
Der Cisterzienser Aegidius de Roya in Duin bei Brügge 3 Annales Belgici, und zwar bis zum Jahre 1428 lediglich seinem Kloster vorgefundenen Chronodromon des Brando eines andern Cisterziensers, der im genannten Jahre starb. n seiner praefatio: Nemo igitur hoc opus tamquam a me timet, neque mihi quidem arrogo, sed solerti labore randonis: non tamen de verbo in verbum, sed in sub- meo sensu summatim excerptum. Secutus sum opus nonis sic quam potui attentius, et alia minime inqui- s confidens, quod ipso Brando originales omnes histo- ssime visitavit. Leider aber hat Roya das Chronodro- ando gar knapp zusammengezogen, das Original, welches r Brüsseler Handschrift erhalten ist, zeigt sich viel ausführlicher. n, wo Brando gestorben, setzte Roya das Werk als eigene Fr. Sweerts fand das Ganze noch in der Abtei Duin und andern Geschichtsbüchern 1620 heraus (Rerum Belgicarum rancof.). Wir haben also auch hier die Angaben von zwei Jakobäas. Jedoch berichten sie über die Holländerin selbst mehr von den Kriegszügen ihrer Feinde, insofern Cister: che in Flandern sich darüber vergewissern konnten. Brando der letzte Fortsetzer dieser Chronik, Fr. Adrianus, berichtet, ender brieflicher Mittheilung über das, was sich ereignet hatte, tar des Königs von Frankreich, einem Mönch in St. Denys. ein geborner Franzose, war bereits Pariser Professor und , als er sich in das flandrische Karthäuserkloster als einfacher ckzog. Was also beide Männer von ihren Zeitereignissen be: wohl auf Erwägung Anspruch machen.
Zwei andere Chronisten ihrer Zeit sind die beiden Dixmude, livier van Dixmude lebte als Stadtrath, der andere, der von ihm, Jan van Dixmude, als Canonicus in ide waren entschieden burgundisch gesinnt und sahen in Ja: ine Unheilstifterin. Was sie aber erzählen, hat gleichsam haftlichen Anstrich und ergibt, wenn geläutert, Ergänzungen gen Nachrichten. Die Chronik des erstern ist unter dem Titel ige Gebeurtenissen von Lambin 1835 zu Ypern, die Chronik von de Smet im Auftrage der Commission royale d'his- eil des chroniques de Flandre tom. III. Bruxelles 1856), n.

13. Zu erwähnen sind noch ein paar andere Chroniken, die je nur geringe Ausbeute ergeben. Die Chronique des Pays bas France etc. (de Smet Recueil l. c.), von einem Zeitgenossen, wahrscheinlich zu Tournay schrieb und öfter schlecht genug unterri war, gibt Einiges über Jakobäas ersten Gemahl den Dauphin. —
Die Chronik der Abtei von St. Ghislain im Hennegau (Ann de l'abbaye de St. Ghislain in den Monuments pour servir à l'h toire des provinces de Namur de Hainaut et de Luxembourg publ par de Reiffenberg. Bruxelles 1848. tom. VIII. p. 537 ff.), einige bemerkenswerthe Notizen über den Haushalt Jakobäas und ih Vaters, und über Philipps vorsichtiges Vorgehen gegen seine gefürch Feindin. — Einiges Wenige, was nicht anderswo sich findet und auch insbesondere die Stimmung bezeichnet, mit welcher die Zeitgen den unaufhörlichen Kriegen Jakobäas zusahen, enthält die von Reiff zum erstenmal edirte kurze Chronique de Hollande et de H (Bulletin de la commission royale d'histoire à Bruxelles. to no. 2), welche möglicher Weise von Georges Chastellain dem turier herrührt.

14. Für die Geschichte Glocesters und des Aufenthalts J in England dienen — außer den bekannten Quellen über die Gesch Könige Heinrich V. und Heinrich VI. — besonders die Aufzeic des Johann von Whethamstede, des Wilhelm Worcester Johann Poggio. Der Erstere war Abt von St. Albans und Gelehrten und Schöngeister, mit welchen Humfried zu verkehre Er schrieb ein Chronicon, welches Hearne 1732 herausgab. (Duo anglicarum scriptores veteres Thomas Otterbourne et Joannes hamstede. Oxon.) Worcester war Privatsekretär des berühmt lischen Feldherrn John Fastolf in Frankreich, und schrieb Annale Anglicarum für die Jahre 1324 bis 1468, welche sein Sohn f Ueber Jakobäa konnte er jedoch nur aus Mittheilungen Anderer ten, da er selbst bei ihrem Aufenthalte in England noch zu jun Auch dieses Werk ist von Hearne 1729 herausgegeben (Liber Scaccarii Wilhelmique etiam Worcesteri Annales. Oxon.) Francesco Poggio Braciolini, einer der berühmtesten Florentiner nisten, war im Gefolge des Cardinals Beaufort nach England ge und berichtet Mancherlei aus dem dortigen Leben, das den fe bildeten Italienern ziemlich barbarisch vorkam. (Vespasiano im S cileg. Rom. I. 578 ff.)

Des Verfassers wegen ist noch zu bemerken, daß Aeneas S vius außer seiner schon genannten kurzen Biographie von Jako in seiner Schrift de viris illustribus (Bibliothek des literarischen Vere zu Stuttgart I. 51), auch in seinen Commentarien Etwas von ih und Humfrieds Erlebnissen erzählt (Pii secundi Pont. Max. Comm tarii rerum memorabilium, Romae 1584. S. 412 ff.)

III. Chroniken aus zeitgenössischen Berichten.

Bei dem Wenigen, was Zeitgenossen von Jakobäa erzählen, man auf die Geschichtschreiber Rücksicht zu nehmen, welche in den b nächsten Jahrhunderten nach ihr lebten und denen möglicher Weise ältere Berichte vorlagen, welche uns jetzt verloren sind. Bei ihnen

delt es sich für uns weniger um die Auffassung von Personen und Ereignissen, als um einzelne Thatsachen, die sie vielleicht übereinstimmend anführen.

1. Ein vortreffliches Werk und Hauptquelle für die Geschichte Nordhollands ist die Chronick van Hoorn deur D. Velius tot Hoorn 1648. Sie enthält namentlich über die letzten Schlachten Jakobäas, welche sie gerade vor den Mauern Hoorns mit großer Hartnäckigkeit lieferte, so Vollständiges und Anschauliches, wie wir es aus keiner andern Schrift haben könnten. Velius war 1572 in Hoorn geboren und wurde dort Rath und Stadtarzt, oder wie die Holländer das Letztere nationell ausdrücken, stadts geneesheer. Schon 1604 ließ er die Chronik seiner Vaterstadt erscheinen, welche mit dem Jahre 1316, wo man zu Hoorn die ersten Ansiedlungen machte, beginnt. Jedes Jahr verbesserte und vermehrte er sein Buch, indem er sich fleißig nach glaubhaften neuen Nachrichten umsah und seine gelehrten Freunde dafür in Thätigkeit setzte. Bis zu dem Jahre 1536 folgte Velius hauptsächlich einer verloren gegangenen Stadtchronik, von welcher er (Blatt 68) sagt: Met dat jaar houdt het principale van onze Stadts oude cronicken op, van wiens naemlose schryver ick weynigh sekerheyts heb konnen opvragen, — dan wert gheseydt, dat hy in syn tydt Pater van St. Geerten Clooster binnen onse Stadt geweest is: het blykt wel uit syn schryvens, dat hy geen onweetigh man was en een recht liefhebber van syn vaderlycke Stadt.

2. Solche Liebhaber ihrer Heimath waren auch Jan Janssen Reygersberg und Marcus Zuederius van Borhorn. Der erste war ein Bürger seiner Vaterstadt Cortgene in Seeland, bis sie 1532 vom Meere überfluthet wurde. Der andere blühte als berühmter Geschichtslehrer auf der Leydener Universität bis 1653. Reygersberg, der nach dem Untergange seiner Vaterstadt in Vern wohnte, war befreundet mit den Borsselen van Bourgondie, und aus diesem Geschlechte war der letzte Geliebte und Gemahl Jakobäas. Das Archiv der nahen Stammburg der Borsselen van der Vere, der Zandenburg, stand Reygersberg ohne Zweifel offen. Aus demjenigen, was er über Seeland aus Traditionen und Schriften erfunden konnte, sowie aus andern Geschichtsbüchern schrieb er seine Chronik von Seeland, welche 1551 zu Amsterdam erschien. Der im nahen Bergen op Zoom geborne Borhorn erhob diese Chronik durch seine Anmerkungen und Erläuterungen zu einem belehrenden Geschichtsbuch, das insbesondere über Land und Leute von Seeland, über die Wasserfluthen, welche so oft schöne Stücke von dieser Insel abrissen, und auch über Geschichte und Privatleben Jakobäas Einzelnes mittheilt.

3. Ausbeute gewährt auch Abraham Kemp's Leven der Heeren van Arkel ende Jaar-beschryving der stad Gorinchem, welche sein Sohn Heinrich 1656 in eben dieser Stadt herausgab. Es lag ihm, wie Seite 238 bemerkt wird, von Aert Kemp ein ausführliches Werk über das Leben der Herren van Arkel vor, deren Geschlecht in den Kriegen unter Jakobäa noch einmal hervorleuchtete und sein Ende fand. Abraham Kemp nennt den Aert Kemp S. 5 seinen grooten ondersoeker. Dieser machte seine Aufzeichnungen wahrscheinlich schon im fünfzehnten Jahrhundert und er bekundet sich als einen Mann, der nicht beständig in's Zeug hinein schrieb, sondern von dem, was er an Berichten vorfand, sich wenigstens einige Rechenschaft zu geben suchte.

4. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nimmt unter den Holländern die freudige Theilnahme an ihrer Geschichte einen Aufschwung. Holland begann unter Karl dem Kühnen und seinen Nachfolgern, den Kaisern, weithin von sich sprechen zu machen, — es warf darauf das spanische Joch ab und erfüllte die Welt mit seinem Ruhme: sollte da nicht mit dem Stolze und der Liebe für das Vaterland auch die Lust an seiner Geschichte wachsen, sollte da nicht allgemein im Volke der Wunsch rege werden, auch die alten Zeiten der Heimath kennen zu lernen? Diesem Bedürfniß kamen nun die Volkschroniken entgegen, welche immer mehr erweitert und vervielfältigt wurden, je höher die Macht und das Ansehen der Holländer stieg. Die erste Volkschronik gab der Buchdrucker Veldenar in Utrecht 1480 heraus, mit dem Schlußworte: „Hier eyndet dat boek dat men hiet fasciculus temporum, inhoudende die Chronyken van ouden tyden als van dat die werlt eerst gescapen is Ende van dat Adam ende Eva erst ghemaect worden totter gheboert Jesu Christi toe Ende voert van allen Paensen ende Keyseren die nader gheboert Jesu Christi ghewe est hebben, tot noch toe Ende daer nae Cortteliik beslutende mit die Cronycken der conighen van Vrancryck van Enghelande Ende van die Hertoghen van Brabant. Ende van die Biscoppen van Utrecht. En van die Greven van Vlaenderen, van Hollant, van Zeelant, van Henne gouwen, van Ghelden, van Cleve. tot huden op den dach toe. by my volmaect Jan Veldenar woennende tutrecht opten dam Int Jaer ons heeren MCCCCLXXX op sinte Valentyns dach op die Vastelcavont" (in der Münchener Bibl. Inc. c. a. 979 d).

Die Holländer haben sich öfter etwas auf diese Volkschronik zu Gute gethan: es erhellt aber, daß Veldenar kein anderes Verdienst zusteht, als den Fasciculus Temporum des westfälischen Karthäusermönchs Werner Rolevinck erweitert zu haben. Er benutzte dazu einen Abriß der holländischen Grafengeschichte sowie einen Abriß der Utrechter Bischofsgeschichte, welche zur selben Zeit in lateinischer Sprache verfaßt waren (Chronicon de Holland et ejus comitatu und Chronicon de Trajecto et ejus episcopatu, beide im 5. Bande von Mathäus Analecten mit reichlichen Anmerkungen). Der Schreiber dieses Chronicon de Holland, wahrscheinlich ein Utrechter Geistlicher, hat das Magnum Chronicon Belgicum, den Fortsetzer des Beka, und andere ältere Berichte vor sich gehabt, die später verloren gegangen. Veldenar hat ihn wörtlich übersetzt, nur selten, wie z. B. in der Schilderung der Gorkumer Schlacht schob er ein paar Worte aus dem Fortsetzer des Beka ein (vgl. van Wyn huiszetting leven. Amsterdam 1801. II. 87. 88. und Vorwort S. XVII). (Eine bloße Uebersetzung dessen, was im Veldenar über Holland steht, in's Hochdeutsche gibt der Münchener Cod. Germ. 1218.) — Im Jahre 1517 veranstaltete ein anderer Buchdrucker, Jan Cornelissen oder Jan Severts zu Leyden, eine umfassende Chronycke van Hollant ende Vriesland, beginnende van Adams Tyden tot die geboerte ons Heren Jesu en voertgaende tot den Jare 1517. Dieses Werk, de grote Kronyk oder de Divisie Kronyk genannt, wurde nun das Lieblingsbuch der Holländer und wieder und wieder aufgelegt. Natürlicher Weise war es nichts als eine Zusammenstellung von Stellen aus andern Büchern, z. B. des Jan van Leyden bis 1417 mit Benützung des von Veldenar gegebenen Stoffes. — Erst 1620 nahm Walter van Gouthoeven eine Läuterung des Werkes vor, indem er das Fabelhafte mög-

bst entfernte und, mit Beihilfe des Scriverius, auch aus Schriften, uns jetzt nicht mehr bekannt sind, sehr reichliche und schätzbare Zusätze machte. Sein Werk führt den Titel: D'oude Chronycke en Historien van Holland (met Westvriesland) van Zeland ende van Utrecht: van nieuws overzien, vermeerdert, verbetert ende verciert et eenighe gheslacht-Registeren ende genealogyen der voernaemen Edelen, mits gaders Steden, Dorpen, Heerenhuyzen enz. voor sen noyt alsoo ghedruckt geweest, doer W. van Gouthoeven, ginnende van den Jare onses Heeren 449 tot dit tegenwoordigh er 1620. Dortrecht. Dieses Werk ist für die Geschichte Jakobäas cht zu verachten, weil es den gesammten Stoff der Chroniken und kunden, soviel dem Verfasser bekannt wurden, nicht ohne Prüfung d Geschick zusammenfügt.

5. Ein Augustiner Mönch zu Neuß schrieb bis zum Jahre 1474 eine ederländische Chronik, welche als Magnum Chronicon Belgicum istorius im Jahre 1607 zu Frankfurt herausgab, und welche deshalb ch die groote belgische Kronyk heißt. Der Verfasser setzte sein ch meist aus Bruchstücken anderer Schriften zusammen. So benutzte Beka Dynter den Tegernseer Codex Zanfliet und andere. Er bst wurde dann eine Hauptquelle für spätere Chronisten. Für die sten Jahre Jakobäas ist in diesem Werke uns manches Einzelne erlten, was wohl zu brauchen ist.

6. Das Utrechter Domkapitel ertheilte zu Anfang des sechszehnten hrhunderts vier seiner Mitglieder, viris utique literatis ac bonarum tium cultoribus, den Auftrag, eine Geschichte des Stifts und der adt Utrecht zu schreiben und, wie es in der Praefatio heißt, zu dem de die scrinia und belliatecas zu durchforschen. Der Vornehmste der ermänner war Wilhelm Heda, der außer seinem Utrechter Canonicat ch die Würde eines Probstes von Arnheim besaß und Kaiser Marilian I. Geheimschreiber gewesen. Er vollendete im Jahre 1521 seine istoria episcoporum Trajectensium, welche 1612 im Druck erschien. e Viermänner sagen: aus allen Autoren und Schriften, deren sie habhaft erden konnten, hätten sie die glaubwürdigen Stellen zur Geschichte Utrechts ein Buch gebracht, nihil addentes nihil imminuentes, veniam precantes, minus digeste adaptaverimus, parum aut nihil narraturi, nisi quod robati scriptores in suis libris reliquerant, ne assentationis vitio edargui possemus. Utrecht hieß schon im frühern Mittelalter das holändische Rom, und blieb ein Sitz der Gelehrten, die sehr bald auch ür die niederländische Geschichtschreibung thätig wurden. Jetzt hatte es uch den Ruhm, ein vollständiges und für seine Zeit vortreffliches Gechichtswerk hervorgerufen zu haben. Es ist auch für die Geschichte Jaobäas zu benützen, namentlich für die frühere, bei welcher den Verassern unter andern Schriften der Fortsetzer des Beka vorgelegen hat.

7. Jan Gerbrantszoon von Leyden, Joannes a Leydis, verient nicht blos der Zeit nach als vorzüglich ausgezeichnet zu werden, ein armeliterprior zu Haarlem, der 1504 starb. Er schrieb außer einem Chronicon Egmondanum eine Chronik der holländischen Grafen und trechter Bischöfe bis 1417 und des Hauses Brederode bis 1486. Das ltberühmte Kloster Egmond, dieser frühzeitige Bildungsheerd für Nordolland, bot ihm seine reichen Schätze von Handschriften dar, und aus iesen verfaßte er mit Geschmack und Urtheil seine Bücher. Sie werden

um so ergiebiger und von den hergebrachten Fabeln freier, je mehr er sich dem fünfzehnten Jahrhundert nähert. Für Jakobäas früheste Zeit gewähren sie nicht unwichtige Ausbeute.

8. Reinier Snoy — **Reinerus Snous** — ein berühmter Arzt, ließ sich, nach vielen Wanderungen und Gesandtschaften in fremden Ländern, wieder nieder in seiner Vaterstadt Gouda, und schrieb dort in seinem fünfunddreißigsten Lebensjahre (Frankfurter Ausg. 1620 S. 125) eine holländische Geschichte bis zum Jahre 1519. Erasmus nennt ihn alterum literarum Hollandicarum decus. Ein originelles Erzählertalent läßt seine Geschichte noch jetzt sich auszeichnen, nur entstellt er sie durch einen alterthümlichen manerirten Stil, der dennoch blumenreich zu sein strebt. Auch für die Erlebnisse Jakobäas hatte er sich versehen mit schriftlichen und mündlichen Quellen, und er ist deshalb überall wohl zu prüfen.

9. Von englischen Geschichtschreibern gehört hierher **Robert Fabyan**, ein Magistratsmitglied in London, der wahrscheinlich 1512 starb. Zu seinem Werke The new Chronicle of England and France benutzte er das von Sir Harrys Nicholas 1827 herausgegebene Chronicle of London from 1089 to 1483, an welchem er vielleicht selbst den für seine Zeit treffenden Theil geschrieben hatte.

10. Es sind noch hierher zu zählen die Bücher, in welchen die Geschichte einzelner Städte und Geschlechter, früher oder später, immer mit Benutzung dort vorfindlicher alter Schriften und Traditionen, in's Licht gestellt ist, wie Rerum Amortfortarum scriptores (Mathaei Anal. V.), Screvelii Haarlemias (Haarlem 1754), v. d. Woude Kronyck van Alkmaar (Amsterdam 1742), De vita et rebus gestis dominorum de Arckel (Math. Anal. V.), Balen über Dortrechts Geschichte, de Kanter über die von Zierickfee, und mehrere Andere. Diese Bücher bringen wohlmal interessante Einzelnheiten für die Zeit, wo Jakobäas Geschichte ihre Stadt näher anging. Sie sind aber mit Vorsicht zu gebrauchen, da sie, wie ähnliche für's größere Publikum geschriebenen Bücher, die rechten Lügenhecken sind.

IV. Geschichtschreiber des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Es erhellt leicht, daß schon die unter III. aufgeführten Bücher mit Vorsicht zu gebrauchen sind. Mit ihnen ist die Reihe eigentlicher Quellenschriften abgeschlossen. Alle späteren Schriftsteller können nur zur Belehrung dienen, ob man die Quellen richtig gelesen, es sei denn daß noch einzelne Thatsachen von ihnen berichtet werden aus alten Schriften, die uns nicht mehr zur Hand sind. Heda machte bereits zu diesen Geschichtschreibern den Uebergang. Ihrer sind in den Niederlanden eine ganze Reihe, aus welchen jedoch nur die Vorzüglicheren ergiebig sind für unsern Zweck.

1. Ein in jeder Beziehung vortreffliches Werk sind die Rerum Flandricarum Annales des Jakob de Meyer aus Bailleul in Flandern — **Meyerus Baliolanus** — verfaßt um 1538 und in den folgenden Jahren. Nachdem Meyer in Paris studirt hatte, wurde er Geistlicher und Lehrer in seiner Heimath. Er bemächtigte sich des gesammten Stoffes,

er irgend in Schriften und Büchern auftreiben konnte, sichtete ihn großer Schärfe, und stellte die Thatsachen in ihrer Folgereihe zu- mmen. Nihilque tam studui, atque fidei veritatique, non osten- oni scribere, sagt er. Mit Härte geht er namentlich den französischen moiren zu Leibe. Res enim suas Galli non majore solent fide ibere quam gerere. Mit Recht ist er allzeit als ein zuverlässiger nalist anerkannt, der zugleich des bündigen und klaren Stils im men Grade mächtig war.

2. Beka sowohl als Heda fanden ihren Fortsetzer an Sjoerd Pie- , der unter dem Namen **Suffridus Petrus** sich durch seine Vor- ge und Schriften zu Erfurt Löwen und auf anderen Universitäten Rechtsgelehrter und Humanist einen Namen machte, und zu be des sechszehnten Jahrhunderts starb. Wo seine Quellen ihn in der schichte der Jakobäa im Stiche ließen — und das ist nicht selten der — kombinirte er den Zusammenhang. Eine gewisse Leichtgläubigkeit, Leichtfertigkeit, die sich bei ihm bemerklich macht, forbert zur genaueren üfung seiner Angaben auf. Im Uebrigen aber stellte er die That- hen ansprechend zusammen. Wo er eine genaue und anschauliche Er- lung eines Herganges gibt, hatte er ohne Zweifel zeitgenössische Be- hte vor Augen. Ueber die Geschichte Johanns von Bayern sind zu nutzen seine Gesta pontificum Leodiensium a Joanne de Bavaria que ad Erardum de Marca (bei Chapeauville Gesta Pont. Leod. III).

3. Eine vorzügliche Quelle für unsern Abschnitt der holländischen Ge- schichte sind drei Werke des **Petrus Divaeus**: Rerum Brabanticarum ri XIX. Rerum Lovaniensium libri IV. Annalium oppidi Lo- niensis libri VI. Peter van Dieve war Stadtschreiber, später Syn- cus seiner Vaterstadt Löwen, und starb im Jahre 1581 als Pensionär n Mechelen. Mit größtem Fleiß durchforschte er die Archive der Städte nd Klöster, und ließ es sich Jahre voll Arbeit kosten, um überall den ingen auf den Grund zu kommen. Er sagt z. B. in der praefatio zu n Annal. Lovanienses: Nihil hic quod intra annos CCCC actum t, scribi, cujus non cuilibet suffecturam rationem reddere queam, nd in seinem Epilog betheuert er noch einmal: Testor enim Deum, ec anilibus fabulis creditum, sed omnia ex certissimis et Archi- orum et Rationum publicarum et Sepulchrorum monumentis edita. Wie Meyer für den besten niederländischen Annalisten, gilt van Dieve ir den besten älteren Geschichtschreiber Brabants.

4. Ein Zeitgenosse van Dieves und ebenfalls ein geschickter Geschicht- hreiber war der Canonicus Huyter — **Pontus Heuterus** — der e Niederlande und selbst Burgund und die Franche-Comté durchsuchte, m die Quellen zu seinen Rerum burgundicarum libri tres zu sammeln. us ihm sind Einzelnheiten für die Zeit, wo Philipp von Burgund Ja- bäa bekämpfte, zu entnehmen. Bemerkenswerth ist, was er im Jahre 583 über die traurigen Folgen berichtet, welche der Bürgerkrieg für die eschichtsquellen hatte. Usus sum in concinnanda historia non solum tinis auctoribus omnibus, qui instituto meo serviebant, sed fran- icis etiam ac belgicis, tum prelio excusis quam manuscriptis quam lurimis, quorum nunc major pars a nostri temporis barbarie du- ntibus civium furiis est discerpta. Habui enim autographa quo- ndam scripta, stilo barbaro ante annos trecentos ac ducentos ab jus temporis impolitae literaturae, sed incorruptae veritatis scrip-

toribus, partim historice per capita, partim in modum ann
ac diariorum exarata. Usus etiam sum autographis annalibus
centum ac triginta annos a monacho non edocto elaboratis.
ego cum ceteris, cum satis essem usus, monasteriis sincer
misi, qui postea contra meam multorumque exspectationem n
cum dolore partim sunt discerpti, partim exusti, pleraque in
pharmacopulorum ablata, pauca non omnino barbaro quoru
ingenio etiamnum custodita, quo meliori ac feliciori seculo b
thecis reddantur. Die Wuth der Bürgerkriege hat also in den Ar
und Bibliotheken der Niederlande nicht minder gehauset, als unte
alten Bücherschätzen im übrigen Deutschland der dreißigjährige Krie

5. Hadrian aus dem Dorfe Baarland in Zuid-Beveland,
Barlandus genannt, starb als Professor in Löwen ungefähr um
Er schrieb Hollandiae Comitum Historia et Icones, ein sehr ku
faßtes Werkchen; bedeutender ist sein Ducum Brabantiae Chro
(Löwen 1532). Er selbst sagt in der Vorrede: Conscripsi et p
tanquam fatis mihi servatam in literas misi rerum a Brab
ducibus gestarum historiam, fortasse non tanta sermonis p
at fide optima. Nullus tota est historia locus, quem non sin
ratus, magna etiam sponsione, in Chronicis lingua nostrate
scriptis aut aliis certe, ex fide repraesentare.

6. Die Annales ducum seu principium Brabantiae toti
Belgici des Canonicus van der Haer oder Franciscus Har
(starb zu Löwen 1632) sind zwar als eine ausführlich und ang
geschriebene brabanter Geschichte in den Niederlanden besonders
ergeben jedoch für unsern Zweck wenig mehr als eine hübsche
aus den vorgenannten Schriftstellern.

7. Die Lütticher Geschichte ist im siebzehnten Jahrhunder
zwei Jesuiten, von Fisen in seiner Sancta Legia romanae
filia sive hist. Leodiensis (1696 2 Bde. fol.) und von Foul
der Hist. Leodiensis per episcoporum et principum seriem d
(1736 2 Bde. fol.) in schätzbarer Weise bearbeitet, natürlich vom
lichen Standpunkte der Verfasser, jedoch größtentheils mit wahrhaf
wägung des sämmtlichen in Druck- und Handschriften vorhandenen S

8. Ein früher in den Niederlanden hochgeschätztes Buch
die Annales Hollandiae Zeelandiaeque, welche Math. Voß von
an erscheinen ließ. Er wurde von den Ständen in Holland S
und Westfriesland zu ihrem Geschichtschreiber bestellt, und man
ihn den holländischen Livius. Diesem hat er zwar im flüssigen un
schaulichen Stil mit Erfolg nachgeeifert, allein so fleißig er auch
bei Vergleichung der bekannten Quellen mit seiner Darstellung lei
sichtlich, alle Chroniken und Berichte gesammelt, so wenig hat er
geübt, so sehr bedarf es für all seine Angaben der Prüfung.

9. Diese Historiker des sechszehnten und siebzehnten Jahrhu
welche jedem gelehrten Niederländer wohl bekannt sind, schrieben
teinischer Sprache. In französischer fügt sich ihnen an François
chant, der Wenigen an Verdienst weicht. Er stammte von einer
sehenen Familie in Mons, lebte dort im geistlichen Stande unter
Büchern und starb 1635, ehe sein Lieblingswunsch erfüllt war, die
seines Lebens, die Annales de la province et comté Hainaut, g
zu sehen. Das Manuscript kam darauf in die Hände eines Franzis

Ruteau, der es arg entstellt herausgab. Die Société des bib-
s Belges séant à Mons hat nun durch ihr Mitglied Descamps
rünglichen Vinchant herausgeben lassen, und wir müssen ihm
Treue und Pietät danken, mit welcher dies geschehen ist. Auch
eichen Urkunden, welche Vinchant gesammelt hatte, sind beige-
Das Werk ist zwar mitunter ungenau, auch haben wir zum
ch die Originalwerke, aus denen er seine Blätter zusammen-
Die Liebe und Sorgfalt aber, mit der er eine vollständige und
e Geschichte seines Heimathlandes zu geben trachtete, machte
Verehrung seiner Landsleute durchaus würdig.
0. Ein Engländer, welcher in dieser Zeit in seiner Muttersprache
ndes Geschichten zusammenfaßte, steht als Geschichtschreiber in
Beziehung noch über all den Vorhergenannten. Es ist John
in seinen Annales or general [illegible] le of England. Er starb
Sein Stil hat einen natürlich[illegible] anschaulichen Lauf, und
ubt ihm gern, wenn er allways protested, never to have
any thing either for malice feare or favor, nor to seeke
e particular gaine or vaine glory, and that his only paines
e was to write truth. (Erste Ausg. von Edmund Howes 1631.
)

B. Neuere Literatur.

Nur wenige Werke sind hier zu erwähnen, welchen eige
fassende Untersuchungen zum Grunde liegen. Die niederländis
schichtschreibung des vorigen Jahrhunderts besaß, mit alleinige
nahme Kluits, noch nicht den kritischen Schlüssel, um aus den T
verschiedener neben und hinter einander laufender Quellenschrif
ächten historischen Gehalt zu eröffnen. Die holländischen und b
Historiker aber unsers Jahrhunderts arbeiten in den Geschichte
Landes zwar mit großem Eifer und Erfolge, jedoch hauptsächlich
Zeit der Reformation an. Von größter Bedeutung sind daneben
beiten, um das gesammte Quellenmaterial älterer und neuerer Z
correcten Ausgaben an's Licht zu stellen, und das vorzügliche T
von Männern wie de Reiffenberg, de Gachard, de Ram, de G
de Smet, van den Bergh, Backhuizen van den Brink, de Jonghe,
Wauters und mehrerer Anderer kann nicht hoch genug geschätzt

Aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts besitzen wir
Probst Delewarde eine **histoire generale du Hainaut** in sechs
welche im vierten Bande (Mons 1719) auch ein ansprechendes g
liches Gemälde der Periode Jakobäas gibt. Delewarde hat
Schriftsteller des ihm vorangehenden Jahrhunderts fleißig benutz
den Zeitgenossen Jakobäas aber fast nur den Monstrelet.

Auch ist die **Histoire ecclésiastique et profane du**
par l'abbé Hossart (zwei Bände 1792 Mons) zu erwähnen,
geschriebenes Buch von einem wohl unterrichteten Verfasser.

Franz van Mieris begann 1732 eine **Historie der**
landsche Vorsten uit de Huizen van Bayere Borgonje en O
ryk (von Albrecht bis Kaiser Karl V.) herauszugeben, in der
die Münzen dieser Fürsten, welche er fein in Kupfer gestochen
Werke beigab, für die Geschichte zu verwerthen. Dies Werk kam
über Zusammenstellung der Nachrichten aus älteren und den am
glaubwürdigsten Schriftstellern nicht hinaus.

Eine historische Darstellung aus dem gesammten Quellen
versuchte zuerst Wagenaar. Er ist noch immer als der Va
neueren holländischen Geschichtschreibung zu betrachten. Er war

:kretär in Amsterdam, verschaffte sich, wie Keiner vor ihm, Urkunden und hroniken in Menge, und mit großem Fleiß, mit möglichster Genauig- it stellte er daraus her eine ausführliche **Vaderlandsche Historie ver- ttende die Geschiedenissen der nu vereenigde Nederlanden, in- nderheid die van Holland** von den frühesten Zeiten an bis zum ahre 1758. Das Werk erschien in den Jahren 1749 bis 1759. Wa- naar ist kein kritischer Forscher nach dem heutigen wissenschaftlichen aßstabe, allein mit großer Belesenheit, mit gesundem Menschenver- nde und einem gewissen historischen Takte wußte er Personen Ereig- sse und Zustände in den Hauptsachen wohl zu erfassen und mit ein- der in richtige Verbindung zu bringen. Dabei hatte er das Glück es schlichten populären Stils. Sein umfangreiches, auch mit Karten d Kupfern ausgestattetes Werk brachte ihn überall zu vorzüglichem An- en, und seine Landsleute nannten ihn lange Zeit den Großen. Da ieris' umfassendes Urkundenwerk zu gleicher Zeit mit Wagenaars Ge- ichte erschien, und gerade erst durch letzteres Werk angeregt der histo- che Sinn ernster sich in die Prüfung der alten Schriften vertiefte, so urden bald **aanmerkingen en byvoegsels** zum Wagenaar nothwendig, lche Engelberts (der selbst eine niederländische Geschichte schrieb) van yn und Andere in einer Reihe von Bänden unternahmen.

Dieser mehr kritische Sinn war vorzüglich durch den Leydener rofessor Kluit (starb 1807) angespornt, der mit ebensoviel Scharfsinn s umfassenden Kenntnissen in seiner **historia critica comitatus Holan- iae et Zelandiae** (1777) und in seiner **Historie der Hollandsche taatsregering** (1804) zuerst die Grundlagen für eine holländische Staats- nd Rechtsgeschichte legte. Auf ihn muß noch jetzt jeder Forscher in hol- ländischer Geschichte zurückkommen.

Kluit hatte von Wagenaar noch mit Verehrung gesprochen, nicht o sein Schüler W. Bilderdyck, ein Mann der von wogenden Ideen nd heftigen Leidenschaften hin und her geworfen wurde, als Dichter mit Recht von den Holländern als ihr vornehmster verehrt, als Ge- schichtschreiber von keiner andern Bedeutung, als daß er durch seine überallhin fliegenden Geistesblitze zu neuer Prüfung aufforderte, insbe- sondere in historisch-staatsrechtlichen Fragen. Jedoch ist er auch in letzter Beziehung für das Mittelalter sehr selten zuverlässig. Denn vom ger- manischen Rechte, welches in den Niederlanden noch in wichtigen Grund- zügen bestand, scheint er sehr wenig Verständniß gehabt zu haben. Durch seine gezwungene Anwendung des römischen Rechts kommt er häufig zu den lächerlichsten Ansichten. Bilderdyck war ursprünglich Jurist, seine leidenschaftliche Vaterlandsliebe trieb ihn in die Verbannung, und als man nach seiner Rückkehr billiger Weise Bedenken trug, ihn gerade als Geschichtsprofessor in seiner Vaterstadt Amsterdam anzustellen, ging er 1806 nach Leyden und hielt dort auf eigene Hand geschichtliche Vorträge, welche er in den Jahren 1817 bis 1819 niederschrieb. Nach seinem Tode gab Professor Tydeman sie unter dem Titel **Geschiedenis des Vader- lands** heraus, indem er in der Vorrede sagte: Jeder der Wagenaar verehre, werde wohl Bilderdyck ungelesen lassen, und das sei ihm auch zu rathen, denn warum wolle er sich ärgern? — Die grimme Fehde zwischen den Hoeks und Kabeljaus, an welcher die unglückliche Jakobäa scheiterte, setzt sich in Bilderdycks Vorträgen fort. Indem er z. B. die Städte vertheidigt, welche zu Jakobäas Feinden abfielen, ruft er aus:

Dit was geen afval, geen trouwloosheid, waar de tege voor uitkreet, maar plichtbewys; maar het denkbeeld was altyd en is nog by de Hoeksgezinden een ding, w niet vatbaar waren, en blinde woeste dolle partysucht en verstand bedwelmende drift. Es ist deshalb leicht zu er die arme Jakobäa hernimmt, gerade als stände ihm noch die gehaßte Todfeindin gegenüber, und könne er nicht hastig die ärgsten Schimpfwörter in's Gesicht werfen. Siegenbeck einer Schrift **De eer van Wagenaar en Jacoba van Bey** digt (Haarlem 1835) sich Beider annehmen zu müssen.

Es sind nun noch mehrere niederländische Geschichten ohne indessen die eigentliche Wissenschaft derselben, wenigsten Mittelalter und sein Staats- und Kulturwesen betrifft, um als ein paar Schritte vorwärts zu bringen. Ein tüchtiges **Handboek der geschiedenis van het vaderland** von G Prinsterer, welcher sich jedoch beschränkt hat, die historis züge und leitenden Gedanken auszuprägen. Auch in Deu schätzt ist die Geschichte der Niederlande von van Kampen gute Uebersicht der holländischen Geschichte gewährt und insbe die staatliche und kulturhistorische Entwicklung behandelt. Bücher niederländischer Geschichte von Leo haben auch für Rede stehende Periode, wenn gleich sie nicht auf allseitigem Q beruhen, doch das Verdienst, die Thatsachen aus der Geschich ländischen Landschaft nicht unzuverlässig zusammen zu bringe

In den letzten zwanzig Jahren veröffentlichten Aren dessen Tode seine Fortsetzer van Rees und Brill eine se liche **Allgemeene Geschiedenis des vaderlands van de v den tot op heden**, welche mit der letzten Lieferung bis i Jahrhundert geht. Man darf von diesem Werke nicht gera fruchtbare Untersuchungen erwarten: jedoch hat es das vorz dienst, das Material und die Ergebnisse der bisherigen Forschu sich mit Liebe und großem Fleiß über jedes Gebiet der Nie streckten, treu und ziemlich vollständig zusammen zu stellen.

Noch eine andere minder ausführliche **Vaderlandsc** schreibt Prof. David in Löwen. Er hat sich mit Liebe in wohl hinein gearbeitet und setzt ihn schlicht und klar ausein er die älteren Quellen selbst zu Rathe zieht.

Von größeren Werken ist hier auch die **Histoire d Bourgogne** von Barante anzuführen. Er schöpft allerding aus den Quellen, allein die Sorge für die Kunst der Darst wiegt bei weitem den Fleiß im Quellenstudium. In der G Jakobäa hat Barante nur wenige Quellen, und auch diese hin befragt. Es begegnet ihm z. B., daß er den ersten Bri an Philipp im Auszuge bringt (V. 11), das Wesentliche nämlich den Vorwurf der Lüge ausläßt. Zum großen G Gachard in seiner Ausgabe von Barantes **Histoire** au Urkundenschätzen, die er durchforschte, den Text des Werkes nothwendigen als gediegenen Zusätzen und Correcturen begl

Ausgezeichnet ist **Kervyn de Lettenhove's Flandre.** Dieses bedeutende Werk beruht auf umfassender K gründlicher Prüfung der Chroniken und Urkunden. De

Liller Archive, welche im Rolls house, und auf Chroniken= und Berichte, welche im brittischen Museum unter dem Sloane= otton'schen Handschriftennachlaß sich vorfinden.

Geschichte Lüttichs ist in neuerer Zeit wiederholt behandelt, 1822, de Gerlache 1843, — gründlicher von Polain l'ancien pays de Liège 2 Bände 1844—1847, und von Hist. du pays de Liège 2 Bände 1857, welcher Letztere ie Entwicklung der Verfassung in's Auge faßt. Beide ausge= Werke sind bereichert durch Auszüge aus noch ungedruckten ften.

er einen und allerdings wichtigen Gegenstand aus Jakobäas d die Untersuchungen reichlicher, nämlich: Tydeman Hoek- Kabeljauwsche partyschappen, Leiden 1815; J. C. de oorsprong der Hoeksche en Kabeljauwsche twisten. 817, — beides sorgfältige Werke, aus den ältesten Quellen= eschöpft, um den Ursprung der Parteien zu erklären, in deren ämpfen später Jakobäa unterging. Tydeman beantwortete in rift eine gutgestellte Frage, welche die seeländische Gesellschaft nschaften aufgeworfen hatte. Er untersuchte den Gehalt der gebrachten Ansichten, und deutete mit historischem Blicke die an, aus welchen die Parteien sich entwickelten. Noch genauer de Jonge aus den Quellen die Ereignisse, welche zur Zeit des Wilhelm IV. der Kaiserin Margaretha und ihres Sohnes zum der Parteien Anlaß gaben. Drei Abhandlungen fügte de Jonge in seinen Verhandelingen en onuitgeven Stukken. Delft 1825. urch die schon angeführten Urkunden in v. d. Bergh's Gedenk- wurden die zeitgenössischen Nachrichten über das erste Hervor= Hoeks und Kabeljaus zur Zeit Kaiser Ludwigs vervollständigt. A. Moreau de factionibus Hoeks et Kabeljauws. Lov. 1829. G. Lauts schrieb Vrouw Jacoba van Beyeren en Albrecht Arnheim 1839. — Die beiden letztgenannten Schriften konnte er sich nicht verschaffen, sie werden von keiner großen Be= in.

n Hasselt veröffentlichte (Amsterdam 1780) ein Schriftchen

C. Noten.

I. Buch. Holland und die politischen Parteien im Mittelalter.

Erstes Kapitel.

Land und Leute.

1. Die Zweifel bei Römern, ob die holländischen Flüsse und Meerinseln Land oder kein Land, Eumenii Panegyr. Constant. Caes. cap. 8.

2. Ueber den Hennegau und seine Ritterschaft Buch III Kap. 2 Note 2.

Zweites Kapitel.

Die alten Grafen von Holland.

1. Die Quellen sind angegeben bei Kluit Arend und van Kampen. Eine ziemlich genaue Uebersicht des allmähligen Anwachsens von Holland bei Leo I. 629 ff.

2. Den Namen Holland leitet Brassica in seiner Abhandlung (198—206 Rer. Belg. Annal. von Sweerts Frankf. 1620) von Holtland ab. Indessen bestätigt diese Ableitung keine alte Quelle; dagegen kommt wohl der Name Olandia und Hollandi vor; eine Verwandlung des holt in hol mit Abstoßung des t ist nicht natürlich; Holz heißt im Holländischen hout; die Ableitung von hohlem Lande ist zutreffend mit der Landesnatur; hol zyn, holle zee, hol over bol, op hol raaken, hollen und ähnliche Ausdrücke bekunden die ganz gebräuchliche Anwendung und Bedeutung von hol.

3. Es haben im Ernste, holländische Schriftsteller erörtert, ob Holland Reichslehen gewesen oder nicht. Der Streit darüber ist schwer begreiflich. Seiner Lage nach war es natürlich, daß Holland Reichslehn

war; der Anfang der Oberherrlichkeit des ostfränkischen oder d
Königs, die förmliche Anerkennung der Rechte Heinrich I. durch d
fränkischen König steht fest; in Folge dessen haben die Kaiser wi
oberlehensherrliche Handlungen vorgenommen; ihr Recht dazu ist
bestritten; endlich die Entlassung Hollands aus dem Reichsverba
schah durch einen förmlichen völkerrechtlichen Akt im westfälische
den. Allein den durch Jahrhunderten fortgesetzten Thatsachen zu
möchte Eigenherrlichkeit, welche einmal besteht, sich auch durch d
des Alterthums vergolden.

Drittes Kapitel.

Entwicklung des Lehnsstaates.

Es verbietet sich von selbst, für die Thatsachen und A
welche in diesem und dem folgenden Kapitel enthalten sind, bi
rechtshistorische Beweise aus den Quellen zu geben. Es würde ei
von Abhandlungen nöthig sein, welche nicht hieher gehören. Di
sachen sind denen, welche auf dem Gebiete der deutschen Staa
Rechtsgeschichte selbst geforscht haben, nicht unbekannt, in den
derselben folgt Jeder seinem eigenen Geiste. Der Verfasser der
seine Auffassung, z. B. über Pfleghafte und Fehderecht, wo es
reits geschehen, an andern Orten näher zu begründen. Nieder
Leser müssen wir auf die Werke von Eichhorn Grimm Wait
v. Fürth Roth Zöpfl Wilda und andere verweisen.

Viertes Kapitel.

Gegensatz des Städtewesens.

1. Reichsgesetze Kaiser Friedrich II. in der Sch
Verfassers: „Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen darge
den Reichsgesetzen Kaiser Friedrich II. Halle 1846.

2. Ueber Pfal- und Ausbürger eine längere Abh
vom Verfasser in Ersch und Gruber's Encyclopädie.

Fünftes Kapitel.

Aufschwung der holländischen Städte.

1. Ueber König Wilhelm dessen Geschichte von Joh.
mann, 2 Bde. Leipzig 1787.

2. Die Ereignisse unter Florenz im Einzelnen
mengestellt bei Arend II, 2tes Stück 5 ff.

Sechstes Kapitel.

Neubildung der Parteien.

1. Von Wilhelm III. sagt eine Reimchronik aus
Albrechts Zeit: noch heedendaechs seit men van hem, het v

ede, Math. Anal. I. 63. — Wilhelmus apud omnes principes rarum adeo magnificatus est, ut ubique diceretur esse magister litum et praefectus principum. Beka 107. — Le seigneur prud mme et loyal, craint et redouté de ses ennemis, aimé de ses s, pourvu de grant sens et de parfait honneur. Froissart on. I, 1. 12. — Ein Hennegauer Zeitgenosse Jean de Condé singt ihm:

Pour chou doivent plusieur sans faindre
Le bon conte Willaume plaindre
Qui tenoit Haynnau et Hollande.
Nul prince plus preu ne plus noble
N'avoit jusqu'en Constantinople.
Il fut plains de grant gentillèce
De valour et de grant provèce
De largèce et de grant frankise.
On ne poroit en nulle guise
Plus large donneour trouver.
C'est li pères de ménistrès:
Cil doivent bien iestre espierdu
Quant il ont leur père pierdu.
En arme fu preus et isniaus
Et débonnaires comme aigniaus,
Et selonc sa nobilité
Fu plains de grant humilité,
As povres boins aumosniers.

Kervyn de Lettenhove: Les bibliothèque de Rome im Bul- de l'academie royale de Belgique 2. série IX no. 3. — höner spricht Willem van Hillegaersberch:

Want hi mit wysheit sere verwarff
Dat alle syn volck was wel in vreden
Beyde opt lant en in die steden
Twas eendrachtig waer men quam
Doe hem god zyn leven nam
Den edelen grave van Hollant
Die verre ende nae was wel becant.
Beyde in doechde ende in eren.

An einer andern Stelle schildert der Reimchronist den Ernst und ten Früchte von Wilhelms Gerechtigkeit. de Jonge: Over den rong der Hoeksche en Kabeljaauwsche twisten 269—270.

3. Von Wilhelms Töchtern sagt derselbe Jean de Condé:

III filles saiges et senées
Curent noblement assenées.

4. Ueber Wilhelm des Guten und seines Sohnes, elm IV., Regierung de Jonge a. a. O. und Arend Vaderl. . Von Wilhelm IV. sagt Hillegaersberch recht gut:

Die leefde zeer in overmoede
Dat dede hi was von hoghen bloede
Van beyden syten utgheboren
Die hielt syn volck allhier te voren
Utermaten zeer in dwanghe.

5. Wo im Folgenden für Thatsachen keine Quellen an gegeben sind, genügt es, die meist vollständige Aufzählung bei Arn nachzuschlagen.

6. Die neue Parteibildung knüpft de Jonge blos an de Thronstreit zwischen der Kaiserin und ihrem Sohne. Entstehen aber j mals Parteien von solcher Macht und Dauer plötzlich? Haben sie nic allzeit ihre Wurzeln in politischen und sozialen Zuständen, die älter si als ein Menschenalter? Die Kämpfe unter Florenz V. zeigen uns ein ganz ähnliche Bewegung, die wenn auch nicht äußerlich, doch desto tief im innern Zusammenhange steht mit dem Auftreten der Hoeks und Kabeljaus Das Letztere ließe sich in der Weise, wie es geschah, gar nicht erklären ohn die früheren Vorgänge. Wenn aber die Chroniken — bei de Jong 18 u. 19 — den Worten des Joh. a Leydis folgend, den Anfang de Hoeks und Kabeljaus sämmtlich in die Zeit der Kaiserin Margareth setzen, wenn der treffliche Zeuge Hillegaersberch dasselbe thut, so ist da mit weiter nichts gesagt, als daß damals ein Parteiaufruhr anfing, welcher von da an nicht wieder aufhörte. Welcher Chronist in Versen oder in Prosa hätte genug historisches Wissen und Gewissen gehabt, um Erscheinungen, welche in seiner Zeit selbständig und mit ihrem eigenen Namen auftraten, an verwandte Dinge anzuknüpfen, welche durch vier zig Friedensjahre von seinen Erlebnissen getrennt waren?

7. Ueber die Zustände im Lande nach Wilhelm IV Tode gibt Aufschluß der Brief bei de Jonge Verh. over de Hoeksch en Kabeljaauwsche twisten XVIII ff., welchen bereits Fischer Script ac monum. Collectio (Halle 1781) edirt hatte, und der Brief in van den Bergh Gedenkstukken tot opheldering der nederl. Gesch. 160—164. Ueber den letztern oben in der Quellenübersicht. Aus Ar tikel 6 der erstbezeichneten Urkunde — li sisimes est qu'il est dure ment a douter dou grant debat des parties ou pays de Holland et de Zellande etc. — sowie aus Phil. à Leydis de cura reipubl geht auf's Deutlichste hervor, daß die Parteien sich gleich nach Wilhelm IV Tode gegenüber traten. Man vgl. auch die Dortrechter Urkunde vom 14. Octb. 1345 Mieris II 699.

8. Förmliche Belehnung der Kaiserin. Darüber heiß es in dem Verhaal van den oorsprong der H. en K. twisten bei van den Bergh I 199 ff., welcher überhaupt die beste Quelle für di Geschichte des Streits zwischen Mutter und Sohn ist: elle comme aisnee suer le dit conte (Guillaumes ses freres) et droit heretiere de dis pais les releva de monsigneur lempereur e rechiut comme souverain et de cuy on tient les dis pais, ens que droit et coustume lensengnoit; et la furent presen li dus Rodolf sus confrere, lempereur, li marchis de Brandebour esliseur dou saint empire et plusieurs autre nobble. Damit stim men die kaiserlichen Briefe Mieris II 702—703. In letzteren sagt de Kaiser: er habe seine Gemahlin, cum nobis instanter supplicaveri belehnt tanquam veriorem proximiorem et antiquiorem heredem.

9. Ueber Jean de Beaumont, de la Curne de St. Palai über das Ritterwesen, Ausg. von Klüber III. 362—367. 275, besonder auch 261—265.

Lange van Wyngaerden Geschiedenis der heeren en de stad van der Goude II 91—108. Froissart Chronique I, 57 un

van den Bergh 200. 201. Mieris II. 700. 701. 707 Urkunden n 20. Oktb. 27. Dez. 1345 und 20. Juli 1346. De Jonge 62—64. 3. Die Stelle im Berichte bei v. d. Bergh: medame fist sairement ascune de ses boinnes villes et mesires de Beaumont a noble sen pais et ses boinnes villes macht v. d. Bergh (das. Note 3) Arend (163 Note 4) Schwierigkeit: sie ist wohl dahin zu erklären, die Kaiserin den gewöhnlichen Fürsteneid bei der Huldigung leistete ohl einer jeden der guten Städte, welche unmittelbar unter dem desherrn standen, als dem Herrn von Beaumont, der wie andere nde große Besitzungen hatte, endlich jedem Edelmanne mit seiner dt, der zu den Ständen gehörte.

10. Frauenregierung. Tydeman hat 80 ff. nachgewiesen, die Streitfrage, ob Holland ein Kunkellehn oder nicht, keineswegs die währende Brandfackel zwischen Hoeks und Kabeljaus gewesen. Wohl r hatten die Kabeljaus, da sie ein Stichwort brauchten, jene Streitge aufgegriffen und auf ihre Fahne geschrieben: „In Holland soll keine u regieren!" Um ihnen allen Vorwand zu nehmen, verließ die Kaiserin so h das Land und entkleidete sich alles Rechtes, in die Regierung einzugreifen. Jonge 92—104 meint, der Kaiser habe seine Gemahlin dazu geungen, deshalb sei der Sohn ihr verhaßt geworden. Allein das Letzt geht nicht nothwendig aus dem Ersten, dieses selbst aber nirgends den Umständen hervor. Warum tastete denn weder der Kaiser noch lhelm jemals ihre Herrschaft im Hennegau an? Warum bestellte der iser erst sieben Monate nach Belehnung seiner Gemahlin ihren Sohn m Nachfolger und Statthalter? Die Kaiserin selbst erklärt sich in dem richte bei v. d. Bergh 165—168. 205; insbesondere weist sie in dem tze, welcher in der gleich folgenden Note 12 angeführt ist, rauf hin, daß es Unterthanen geben könne, welche ihr Erbrecht in age stellten. Es erhellt ferner aus dem unter Note 12 angeführten richte, daß auch nach der Bestallung Wilhelms zum Landvogt die gner erklärten: er sei nicht ihr rechter Herr, — natürlich weil sein echt nur von einer Frau herrührte. Es wird dort noch ein Unterschied macht zwischen den parties de Hollande et de Zellande, unter welen die beiden Parteien des Adels verstanden werden, und den communes gens, welche die Städte sind: die Edelleute erscheinen also als hervorragenden Parteileute, die Städte folgen ihren besondern Interessen, was sie zuletzt mit den Gegnern der Kaiserin gemeinschaftliche ache machen läßt. Endlich heißt es im Berichte (v. d. Bergh 207): ohlmeinende Leute hätten der Kaiserin an's Herz gelegt, sie solle deshalb ihren Sohn zum vollständigen Landesherrn machen, parcoy li pays uwissent estet mieus maintenut et plus apais a estat deut, damit lso die Parteien, weil der Hauptanstoß, die Regierung einer Frau oder en Frauengnade gehoben, zum Frieden kämen. Daß die Kaiserin hen 1347 erklärte Feinde hatte, zeigt de Jonge 177. Auch Hillegaersrch betont, ebenso wie Albertinus Argentin., deutlich, wie seltsam es schien, daß eine Frau das Land regieren solle.

Nu quam in Hollant menigh kyff
Sint dese vrouwe was entfaen
Dat mach men menighsins verstaen
Doch weet men wel die rechtichede

Buten slants en binnen mede
Wilt ment mercken by gelycke.

Als der Parteiung Ursache aber gibt Hillegaersberch einfach an: „daß erst der Kaiserin gehuldigt wurde, daß diese dann ihren Sohn zum Herrn machte, und dann wurde ihr gerathen, es zu widerrufen: nun hingen die Einen dem Sohn an, die Andern blieben bei der Kaiserin." Vgl. Kluit hist. crit. I pars 2, 455—457, der sich mit Recht auf Phil. a Leydis beruft.

11. Wilhelms Beirath. Die Kaiserin hatte sich von Anfang an mit ihrem eigenen Rathskörper umgeben und kam mit diesem zum Landtage nach St. Gertrudsberge. v. d. Bergh 201. Nicht von den Ständen, sondern als diese entlassen waren, wurde von der Kaiserin Wilhelms Beirath nach ihrem eigenen Willen zusammengesetzt. Es heißt in dem Berichte bei v. d. Bergh 204: et sur chou (und nachdem die Stände einen Beirath verlangt hatten) me ditte dame manda monsigneur le duc Willaume sen fils et vint dales li, anchois que elle se partesist de ses pais (hier kann das anchois wie überall in diesem Berichte nur soviel als ainsi heißen, also: Wilhelm kam an, sowie sie im Abreisen war), et estauli et ordena dales lui apres (nachher d. h. als Wilhelm angekommen war) mesires de Biaumont comme souverain consel etc.

12. Im Vollmachtsbriefe vom 24. Septbr. (v. d. Bergh 165—168) gibt sie ihm unbegränzte Vollmacht, und alles soll gültig sein, que fait en sera par no devant dit fil et par le consel de chiaus qui commis seront deles luy de par nous. Und heißt es dann weiter: Et ens ou cas que aucuns debas mouveroit entre nous et aulcuns de nos gens toukans nos hiretages, nous donnons plain pooir a no chier fil devant dit de connoistre et de terminer des debas dessus dis par le conseils de chiaus que nous avons commis avoeic luy u dune partie diaus. Vgl. andere Quellenstellen bei de Jonge 181.

13. Ueber die Ursachen des Unglückes im Utrechter Kriege heißt es in dem Berichte bei v. d. Bergh 206: Pourcoy li pais de Hollande souffri et rechut grant blasme et damage, si quil appert parmi le descort ki estoient entre les parties de Hollande et Zellande et des communes gens ki ne faisoient mies leur devoir enviers monsigneur le duc Willaume, en disant quil nestoit mies leur drois sires, ne nobeissant mies a luy si quil deuwissent. Vgl. 221.

14. Margarethas Abstand von Holland und Seeland. Die beiden Abhandlungen im ersten Theil von de Jonges Verhandelingen en onuitgeven stukken neben den Urkunden bei Mieris II 745 und v. d. Bergh 169 und dem Berichte dortselbst 207—208. Wie verzweifelt in München damals die Zustände von Holland und Seeland erschienen, darüber hat de Jonge 192—204 aus den Quellen berichtet. Und wie in den Niederlanden wirklich die Stimmung war, als Edelleute und Städte den Abstandsbrief Margarethas mit seinen Bedingungen besiegeln sollten, wie viele sich dessen weigerten, erhellt aus der Urkunde vom 27. Sept. 1350 bei Mieris 786 und dem Bericht bei v. d. Bergh 208—212.

15. Der Kaiserin und ihres Sohnes Verschleuderun-

gen der gräflichen Rechte Güter und Einkünfte erhellen aus den zahlreichen Urkunden bei Mieris. Besonders sprechend sind die Entschuldigungen vom 6. u. 14. Juli 1347 bei Mieris II 739. 740. Der Kaiser widerruft, was seine Gemahlin gegen ihr Versprechen, die Grafschaften nicht zu zertheilen und Nichts von ihnen abzutrennen, vorgenommen. Er weiß sie nur in folgender Weise zu entschuldigen: ipsa tamen imperatrix tum quia forte earumdem et priorum immemor litterarum, tum quia penes se non haberet suorum copiam registrorum, tum propter importunitatem petentium, quae principes plerumque non admittenda admittere suggerit et inducit — dictis et prioribus suis literis aliqualiter per gratias et litteras subsequentes prejudicasse refertur. Das Aergste war, wenn die Lehen unversterblich gemacht wurden. Urkunden das. 722. 732. 780. 781. 795. Phil. a Leydis 154. Denn das Lehnsband war das einzige juristisch Sichere, was die Baronien mit der Grafschaft verknüpfte und ihre Wiedererwerbung für den Fürsten möglich machte. Hörte es auf, so stand den Ränken der Barone Thür und Thor auf. Auch Joh. a Leydis sagt p. 272 cap. 11: Marguereta imperatrix coepit exinde (nach Wilhelm's Abstand) in propria persona satis debiliter regere Hollandiam. Wilhelm aber, sagt Philippus a Leydis cap. 73 hic impubes et speciosus, asperitatem ignorans, suos ut lactaneus aperte confovebat. Et quaecumque cujuscumque valoris comitiva adventus sui exposieret, blandis allectibus et tractatu sonoro pro nutibus impetravit.

16. Das Bündniß Wilhelms mit seinen Anhängern v. 23. Mai ist auf das Jahr 1350 zu setzen. Als die Kaiserin im Frühling dieses Jahres wieder nach Holland kam, fand sie bereits: que aucun chevalier escuyer et commune gent et boinnes villes de Hollande et de Zellande sestoient aloyet lun a lautre contre li especialment chil (gegen sie, besonders gegen diejenigen) qui navoyent volut sayeller le duc Willaume a yestre leur sires en le contet de Hollande et pour encachier et bouter huers medame de ses pais et signeries sans cause et sans raison. v. d. Bergh 210. Also hier und dort hatte sich eine Gruppe damals schon mit Herzog Wilhelm verbündet. Der förmliche Abschluß mit Allen zugleich erfolgte am 23. Mai 1350, nachdem am 17. die gestürzte Partei Naarden verbrannt hatte. Auch in seiner Abstandnahme vom 27. Sept. 1350 spricht Wilhelm vom Bestehen seines Bündnisses. Die Vertreibung von Margarethas Anhängern aus den Aemtern, wahrscheinlich zu Anfang 1350, war das Signal zum Ausbruche des Parteikampfes, die Verbrennung von Naarden die erste That darin. Auf diese antworteten sofort Wilhelms Anhänger, indem sie die Schlösser der Angreifer zerstörten. Denn in dem Gegenbündniß vom 5. Sept. 1350 erklärt die Kaiserin, daß sie und ihre Getreuen mit Raub und Brand heimgesucht worden. Zu den 32 Edlen, welche in dieser Fehdegenossenschaft der Kaiserin erscheinen, müssen noch 8 andere zugezählt werden, welche in Wilhelms Bündnißbriefe als Feinde genannt sind. Die Urkunde vom 27. Mai 1350 bei Mieris 780 enthält nicht, wie de Jonge 228 und Arend angeben, einen Widerruf der von der Kaiserin ihrem Sohn ertheilten Vollmachten.

Siebentes Kapitel.

Hoeks und Kabeljaus.

1. Zu der Stelle aus Phil. a Leydis in cap. 73. Hillegaersberch bei de Jonge 274. 276 — 277. Bezeichnend schildert Reynier Snoy (lib. IX p. 124 — 125) die Parteien: Odii caussam quaeris aut facem, quae illos accendit. Asellinus hic-ille Amatorum erat. Sic utrinque implacabilis se mutuo eunt caesum ac patriam perdunt. Non filius in patrem, non frater in fratrem, non socer in generum, non hospes in hospitem sica vadere erubescit, sed amat oditque nullo merito aut demerito. Hinc qui dominari videas, alteros urbe ejicere, quod partim tolerabile, — sed dignitatum privationes, possessionum domorumque spoliationes, patratasque passim caedes tam funestas, atque a coenaculis projecta corpora hastis excepta, tum miserrimam in medio patriam, etsi neminem torquentem alteque singultientem malorum turpitudine, — si referam, qui temperem a lacrymis? Serpit in dies furor, qui in reipublicae perniciem propendens, labescentem ac prope cadentem ad mortem umbone trudit. Hinc mea aetate vidi. .

2) Hinsichtlich der Entstehung der Namen und Zeichen vermuthet Bilderdyck III 164—167: Margarethas Hofdiener und Amtleute hätten die alten holländischen Farben Roth und Gelb getragen; als aber Wilhelm selbständig die Regierung übernommen, habe er seine Leute in seines Hauses Farben gekleidet, also in das bayerische Blau mit Rauten durchzogen. Das spottsüchtige Volk habe nun diese Leute, welche in neuen und ungewohnten Farben und gleichsam wie ein Fisch silbergrau geschuppt einhergingen, Kabeljaus genannt, worauf denn der Kaiserin Anhänger bald genug sich Hoeks genannt und die rothe Farbe hervorgekehrt hätten. Gegen diese Vermuthung, welche bei Tydeman Arend und Andern Zustimmung fand, spricht Folgendes. Alle älteren Schriftsteller wissen nichts davon. Die Hauptführer der Hoeks Wilhelm VI. und Jakobäa, trugen mit ihren nächsten Dienstboten gewiß ihre bayerische Hausfarbe, sie wären also danach ächte Kabeljaus gewesen. Die bayerische Farbe ist aber nicht grau, sondern ein kräftiges Hellblau, und die alte holländische war nicht blos roth, sondern auch gelb. Das stolze Roth aber, die Farbe des stärksten Glanzes, war die Leibfarbe derjenigen, welche das Recht mit den Waffen und mit dem Gesetzbuche vertheidigten, also der Ritter und der Doktoren des Rechts. Roth hieß deshalb auch soviel als Stolz und Hochmuth. St. Palaye und Klüber Ritterwesen des Mittelalters I 108. II 154—158. Grau aber war die Kleiderfarbe der gemeinen Leute; deshalb setzten die Witten Kapruynen den gemeinen grauen oder grauweißen Hut auf; deshalb hieß unter Philipp II. das Bürgervolk das graue Volk. Auch nach Frankreich brachten die Genter den weißen Hut als Zeichen der Kämpfer für Bürgerfreiheit. Kervyn de Lettenhove Hist. de Flandre IV 183 Note 2 184 Note 1. Wahrscheinlich hießen längst, ehe das bayerische Haus nach Holland kam, die Geldherren und üppigen Reichen dort Kabeljaus: der Name gab sich in Holland, wo der große Raubfisch Jedermann täglich vor Augen kam, zu natürlich von selbst an die Hand. Ihm entspricht dann die ganz ähnliche Bezeichnung der Parteien in Friesland: Schie-

ringer und Bettkooper. Ueber Gaapers und Grootḧoofden Lange van Wyngaerden II 151.

3. Ueber geheime Erkennungszeichen Otto Scarlensis 121—123.

4. Ueber das holländ. Sprichwort zu Gunsten der Hoeks und die damit übereinstimmende Ansicht sämmtlicher älteren Schriftsteller Tydeman 57—76. Hugo Grotius Hist. Consultation III 606. Joh. a Leydis cap. XVI p. 273, nennt die Kabeljaus nobiles et proceres animosi, — Großadel —, die Hoeks dagegen scutarii audaces et milites inclyti d. h. gemeine Edelleute und solche die aus ihnen sich zu Rittern aufgeschwungen. Ueber die Bedeutung letzterer unten Buch III Kap. 4.

Achtes Kapitel.

Parteifehden im früheren Mittelalter.

1. Unter den älteren Werken, welche am Besten über das Fehdewesen Auskunft geben, stehen unter den Juristen obenan der höchst vortreffliche Beaumanoir coutûmes de Beauvoisis, unter den Geschichtschreibern Froissart Monstrelet und die in der Quellenübersicht genannten de la Marche Chastellain St. Rémy. Eine sehr belehrende Darstellung des damaligen Kriegs- und Fehdewesens enthalten die Berichte Schürstabs über die große Nürnberger Fehde 1449 und 1450 im VIII. Bande der Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte, München 1860. Ferner die Beiträge zur Geschichte des Geschützwesens in der Chronik der Utrechter historischen Gesellschaft 1851, 328—338. 387—406, ferner die Fehdeakten in dem Codex diplom. nederlandicus derselben Gesellschaft 1855, 313 ff. Von den neueren Schriften ist keine treffender, als die Abhandlung von Wächter in seinen Beiträgen zur Geschichte des Criminalrechts.

2. Bei der Menge von Urkunden, aus welchen Verlauf Beginn und Beendigung einer Fehde zu entnehmen, sind z. B. auch belehrend die Urkunden bei Mieris IV 542—545 und 525—534.

3. Wie man mit den Gütern der Vertriebenen umging, erhellt bereits aus der von Margaretha für die Hoeks geforderten Restitution. Et que restitution leur soit faite de leur biens con a leves vendus u donnes, (Güter und Einkünfte, welche man erhoben verkauft und verschenkt hat) et que leur maisons et castiaus soient refait et mis a estat deut et tous dons et promesses que li dus Willaumes a fait des biens des desja dis amis medame soyent rapiellet. v. d. Bergh 190—191. Man vgl. z. B. die Urkunden bei Mieris III 841. 843. 851. 856. 860.

4. Der Verfolg von Jakobäas Geschichte wird Beispiele genug zu dem in diesem Kapitel Gesagten bringen. Man sehe z. B. über Fehdebriefe die Urkunden bei Mieris IV 466. 485.-487. Dienstaufsagungen 427. 428. 458. 460. 466. 540. Geldgeschäfte der Fürsten 442—444. 446. Bestallungen von Schloß-Kommandanten 414. 416. 433. 469. 480. Brandschatzungen 863. 877. Lösegelder 442. 444. 504. 814. Das Ritterwesen des Mittelalters v, St. Palaye und Klüber I 126. II 218. 190.

II. Buch. Die Wittelsbacher in den Niederlanden.

Erstes Kapitel.

Kaiserin Margaretha und ihr Sohn.

1. Familienrath zu Quesnoy bei v. d. Bergh 211. 212.

2. Die Auftritte zu Delft nach der Versöhnung Wilhelms mit der Mutter bei v. d. Bergh 213 und in der Gouda Chronik 105.

3. Ueber die Ränke, welche Wilhelms zweiten Abfall verursachten, Phil. a Leydis l. c.: aliqui subtilitate naturae, respectum utilitatis habentes et spem victoriae consequendae, exquisitis formulis, post multas fatigationes et minas, illustrem Leunculum (Wilhelm) de antris produxerunt aquilinis (von der kaiserlichen Mutter Herzen). Aehnlich heißt es in dem Berichte bei v. d. Bergh 221: et asses tot apres vinrent lettres a medame que chil de Delf et leur aloyet et aidant par soutiutet (subtilitas) et malisse avoient traitiet et fait tant que messire Gerars de Harlaer avoit menet monsigneur le duc Willaume par deviers yaus et seutoit mis en le signerie et possession dou pais. Vgl. Joh. a Leydis cap. XVII. All den hartnäckigen Widerstand, welchen ihr Sohn ihr entgegensetzte und Alles was er gegen sie unternahm, gibt Margaretha in ihrem Berichte bei v. d. Bergh nicht ihm selbst, sondern beständig seiner kabeljauischen Umgebung Schuld: anschois estoit adies destournet par le consel kil avoit dales luy 230.

4. Daß Wilhelm nicht zuvor in Bayern war, geht aus der eben angeführten Stelle bei v. d. Bergh hervor. Das et asses tot apres folgt darin, nachdem berichtet wurde, wie Wilhelm und Beaumont aus dem Hennegau nach Bergen op Zoom und in die Nähe von Zierickzee gekommen seien, um sich mit Margaretha wegen Uebernahme der Landesregierung durch Beaumont zu bereden. Die Angabe der Gouda-Chronik und des Chron. Holl. bei Mathaeus, Wilhelm sei aus Bayern nach Gorkum geholt, ist daher zu berichtigen.

5. Kosten der englischen Hilfe für Margaretha. Gewiß leistete der König von England nicht umsonst der Kaiserin mit seiner Kriegsmacht Beistand. Sein Ziel war ohne Zweifel, bei dieser Gelegenheit einen Theil der Lande zu besetzen und als Pfand zu behalten, bis man ihm Genüge that hinsichtlich seiner eigenen Erbansprüche. Ueber den nächsten Entgelt für seine Hilfe Rymer III p. 1 p. 59. 60. 62. 64. Darauf bezieht sich auch die Bestimmung in den Friedensvorschlägen bei v. d. Bergh 183: che soient payet li arrierage de deus anees passees depuis le traitiet d'Engletiere. Ueber die Zustände in England und Beaumonts früheren Zug dorthin Pauli Geschichte von England IV 415—427. 293.

6. Ludwigs von Bayern Anspruch auf Margarethas Erblande. In der Urkunde bei Fischer II 15 und bei Mieris II 791 vom 28. April 1351 erklärt Ludwig: seine Feinde verbreiteten, er habe Abstand gethan, er denke aber nur daran, die Grafschaften nach der

bde in Besitz zu nehmen, dy estre drois sires comme aisnés
tenir a nous et a nous hoirs perpetuelement. Wilhelm
die Bedingungen nicht erfüllt, unter welchen er auf die nieder-
rbschaft verzichten wollte. In den schließlichen Friedensvor-
i v. d. Bergh 183 (unten) wird deshalb gesagt: item que li
umes se delaissera pour le duc Loys de se terre pour
de Baiwiere et fera au sourplus a se souffissance ensi
et traitiet; ebenso daselbst 176. 177 und 183 (oben). Lud-
indige Abstandnahme erfolgte erst durch Urkunde vom 25. Feb.
ris III 15—18, Fischer 24. Dazu die Urkunde vom 7. Sept.
II 727—728.
Die Erzählung von der Schlacht auf der Maes
a Leydis, Chron. Holl., und die Gouda Chronyk. Die
eren erwähnen, daß Wilhelm seiner Mutter Tag und Ort der
estimmt habe. In dem Berichte bei v. d. Bergh 230 heißt
bles: et convint quil se trasent avant et pour venir a
Das erste Treffen bei Vere auf Walchern erwähnt auch Ren.
124.
Die Königin Philippa, der Kaiserin Schwester, welche
nicht hoch genug feiern kann, tritt auch in der Stiftung vom
bde auf bei St. Palaye Ausg. von Klüber III 263—267.
Auch Meyerus Annal. Flandr. lib. XII. fol. 117 V nennt
und ihre Schwester Margarethe die duae heroinae.
Margarethas Abreise nach England und ihre
ngen v. d. Bergh 235—240. 188—197. Die englischen
briefe für Wilhelm bekunden, daß er wirklich die Absicht
falls nach London zu kommen.
. Fortgesetzter Krieg. Urk. vom 16. Mai 1352 bei
809. Auch in dem Friedensvertrage mit Bischof Arkel v.
1352 Mieris II. 810 ist die Fortsetzung des Kriegs ausge-
Bei dem Schiedsspruche am 7. Septbr. 1354 waren noch auf
iten Gefangene. Es verstand sich auch von selbst, daß die
t stille saßen, ehe sie wieder zu ihrem Recht gekommen.
. Versöhnung. Urk. bei Mieris II 824—825. Fischer
Wyn huiszittend leven II 195. 297. 209—217. Ueber das
rfen Grimm Rechtsalterthümer 121 v. Wyn Byvoegselen
erkingen op Wagenaar III. Deel. 62.
. Ueber Wilhelms Charakter Hillegaersberch bei de Jonge
Phil. a Leydis cap. 170. Der Erste spricht mit warmer
keit über ihn, als er schon irrsinnig war:

> Die viel eeren was ghewoen
> Die wilen syn daghen waren goet
> God stercke noch dat edel bloet
> Dat bid ich hem mit ynnichheden

eydis nennt Wilhelm lib. 30 cap. 17 p. 285 einen homo
ultum austerus.
An seinem Wahnsinn selbst kann nach Aussage des Phil.
kein Zweifel sein. Ueber die Ursache haben wir bloße Ver-
. Er war eines großen Ritterfestes willen, wie Joh. a Ley-
et, nach England gegangen und dort von seiner Tante, der

Königin Philippa, welche ihrer kaiserlichen Schwester Margarethe beson-
ders zugethan war, auf das Herrlichste empfangen.

14. Mathilde von Lancaster pulchra domina et bona valde . . . ut dicitur veneno intoxicata, de cujus morte improvisa doluit tota patria. Beka 106. 107. Suffr. Petr. 129.

Zweites Kapitel.

Herzog Albrecht.

1. Albrecht war geboren zu München 1336. v. Mussinan Geschichte der herzoglich-niederbayerischen Linie Straubing-Holland 1820. S. 38. 42. Ueber seine Ritterfahrt nach Spanien Joh. a Leydis lib. 31 cap. 2 p. 286: suscepit suum militarem ordinem in regno Granatae, contra paganos bellaturus, in quo bello egregie pro honore Christi Jesu bellico apparatu certavit, paganos occidendo, captivando et fugando. Ueber seine Straubinger Bauten Mussinan a. a. O.

2. Albrechts Charakter und Regierung. Dieser Fürst steht bei den neueren holländischen Geschichtschreibern sehr in Ungunst. Sie schildern ihn als schwach träge und den Weibern ergeben. Die Quellenschriften geben dazu gar keinen Grund. Sein Zeitgenosse Beka (Chronicon Joh. de Beka cum append. Suffridi Petri 1611 p. 107) sagt: Adelbertus totam terram in tutelam suscepit, quam potenter longo tempore gubernat. Das Chron. de comitatu Holland (in Mathaei Anal. V. 143) nennt ihn magnus princeps Albertus. Es heißt in Viti Eberspergensis Prioris Chron. Bavarorum p. 721: vir utique perbenignus prudens et justus, — in Ladisl. Sunthemi familia duc. Bav. (bei Oefele II 573): bonus pius justus et bellicosus princeps, vir probus, in armis et in bello fortunatus. Reno Snous (Rer. batav. lib. IX p. 126. 132.) bezeichnet seine innere Politik ganz richtig: rectumque se ac medium inter factiosos gereret nec hos mage quam illos sequeretur, tametsi ipsis principiis gubernationis suae impensius hamatis favebat. Administravit quam domi tam foris rempublicam strenue sex ac quadraginta annos. In der Gouda-Chronik S. 113 wird er amor et deliciae generis humani genannt. Daher auch Vinchant III. 307: ces bons vaillants princes le duc Albert et le comte Guillaume. Endlich Joh. à Leydis bezeichnet jenen (p. 301 cap. 19, — p. 310. c. 57. — p. 323 c. 63) gloriosus dux — magnificus dux — metuendus dux. Ueber die Geschenke und Stiftungen für Kirchen in seinem bayerischen Erblande, welche er gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin machte, die Urkunden bei Oefel II 190. 194. 195. 343. Wie es scheint, hat die Geschichte der schönen Adelheid und die Thatsache, daß Albrecht die letzten Jahre seinem kräftigen Sohne die Zügel der Regierung freigab, ihn bei den Holländern der neuern Zeit in Mißachtung gesetzt. Allein es gingen doch dreißig Jahre seiner Regierung voll Kraft und Frieden und Landesblüthe vorher. Was Albrecht während dieser Zeit unternahm, führte er stets zum guten Ende mit Muth, mit gescheidtem und beharrlichem Wesen. Es war kein kleines Meisterstück, gerade in Holland, wo der Parteihaß noch so frisch und unversöhnlich, fast ein Menschenalter hindurch die Fr

Befehdenden im Zaume und Gleichgewicht zu halten, und nicht umsonst stand Albrecht bei seinen Nachbarn und den Fürsten seiner Zeit in so hoher Achtung. Die Schilderung von Wilhelm III., mit dessen Charakter und Regierung Vieles bei Albrecht übereinstimmt, (oben S. 433) paßt auch auf ihn. Ein bedeutender Zeuge für ihn ist endlich sein Zeitgenosse Wilhelm von Hillegaersberch an zwei Stellen. Die eine steht bei de Jonge 274—275 (vgl. unten Note 5), die andere dortselbst XXXI bis XXXII. Unser Reimchronist schildert in dem Lehrspiegel, betitelt van goede heeren, zuerst Wilhelm III. Darauf schildert er die wilde Zeit, wo das Volk in Parteien zerging, und der arme Mann schrecklich litt: hier nennt er keinen Fürsten, es ist die Zeit von Wilhelm IV. von Margaretha und Wilhelm V. Wilhelm IV. kann nicht allein gemeint sein, weil auf die Parteiwuth, welche erst nach ihm ausbrach, das Hauptgewicht gelegt wird. Danach aber kam Albrecht, der, obwohl er kaum über die Zwanzig war, den Frieden herstellte.

Daer na quam bi wisen rade
Een edel Heer wel jonc van daghen
Die ghinc die bosen so veryaghen
Dat hem die goeden quamen by
En maecten sint die straten vry
Die te voren onveilich waren
Dese edel Heer van jonghe jaren
Die heeft verworven rycken loff
Waer men quam in enighen hoff
Men seide het is en edel heer
Hi hatet quaetheid hi mint seer
Syn volck dat isser van verbeucht
Een heer die mitten jonghe jeucht
Een nam van eeren can gewinnen
Dat is een huehlic beghinnen.

Auf Wilhelm V. könnte dies nur passen, wenn es ihm wirklich gelungen wäre, nach Vertreibung der Mutter strengen Frieden allwärts herzustellen, und wenn Hillegaersberch diese Dichtung schon damals und nicht, wie die andere vom Ursprung der Parteien, zur Zeit machte, wo Wilhelm V. bereits wahnsinnig war.

3. Sein erstes Auftreten in Holland. Ueber seinen ersten Zug nach Holland und seine Rückkehr nach Bayern, welche im Jahre 1360 erfolgte, Mussinan 40—41 und die dort angeführten Noten. v. Freyberg Geschichte der bayerischen Landstände I 288—289. Am 17. Januar 1358 war er noch in Bayern: Freyberg 288. Die bayerischen Stände hatten ihm zum Zuge nach Holland kräftig beigesteuert, — Freyberg a. a. O. — und er erschien dort cum solemni comitiva baronum militum et nobilium: Joh. a Leyd. p. 286 c. 1. Die deutschen Ritter erscheinen auch als Zeugen in seinen ersten Urkunden. Daß er gegen die Kabeljaus anfangs kriegerisch zu Felde gezogen, geht aus der Urk. vom 6. Juni und vom 6. März (bei Mieris II 41. 23) hervor, in der letzteren ist von den beiderseits gemachten Gefangenen die Rede. Die Urkunden vom 5. und 6. Juni (bei Mieris 22—23) sind sehr bezeichnend für den Stand der Dinge. Diese beiden Urkunden sind aber gewiß erst in das Jahr 1358 zu setzen, gleichwie der Versöhnungsbrief vom 6. März (Mieris II 41) in das Jahr 1359. In einer Urkunde

v. 2. März 1358 (bei de Gachard Collection des documens inédits concernant l'hist. de la Belg. (Brux. 1833) I 116—117) erklärt Albrecht als baus (ban) wardains (gardien) et gouvreneres des contés de Haynau de Hollande de Zelande et signerie de Frise der Stadt Mons, daß er comme sur l'estat de santet en coy sein Bruder Wilhelm, de sen consel (also nach Wilhelms Rathe) et du consel des bons leur pays die Regierung übernommen habe und führen wolle au profit de no dit frère, de no chiere suer la contesse et de leur pays. Deshalb befiehlt er ihnen ou non d'iaus (im Namen ihrer) et de par nous, die Stadt wohl zu bewahren und Keinen einzulassen, der gegen seinen Bruder, seine Schwester, ihn, oder die Stadt feindlich auftreten könne, und was die Stadt Mons zu Verhinderung dessen thue, nehme er auf seinen Namen und Verantwortung. Mathilde erscheint in den Urkunden vom 18. März 1358 und 20. May 1359 M. III 43. 86. noch als Landesfrau. Ueber Albrechts Geldnoth die Urkunde vom 7. Juli 1359. M. III. 49. Vgl. Bilderdyck III 187—188. Arend II 2 S. 249. Dazu Rener. Snous lib. IX. p. 126.

4. Delfter Aufstand. Der Ausbruch geschah bei Gelegenheit der Schöffenwahl. Daß Albrecht diese außer der Zeit vornahm, wie Wagenaar meint, sagen die Quellen nicht. Die Delfter wollten ihn überhaupt nicht anerkennen als Regenten, der bei ihnen nach des Grafen Recht die Schöffen zu bestellen habe. Das Bruchstück der leider verloren gegangenen Reimchronik bei Math. Anal. I. 97 sagt nur:

Hertoch Aelbrecht wert gecoren
Ruwaert als ghi moocht horen
Als van Hertoch Willams wegen.
Die van Delff die zeider teghen
Dit was als ghi mocht horen
So wie dat Scepen wert gecoren,
Hi moistet bliven dair al dure.
Hierom sciede hem scoffelture,
Also dat's Hertogen evel moet
Verhief of Delf die Stadt goet.
Hi swoer, hi soude in corten tiden
Al droge over hoir vesten riden,
Alse hi oc dairna dede.

Die Geschichte des Reinhold Brederode, die Aufstände und Bestrafung der Kabeljaus, sowie die Belagerung und Uebergabe von Delft erzählen die Gouda=Chronik Johann von Leyden und Reynier Snoy. Die Stadt hätte sich, wie auch die oben allegirte Reimchronik berichtet, wohl noch halten können, wenn nicht Zwiespalt unter den Bürgern selbst gewesen wäre. — Ueber Florenz von Borsselen, Joh. a Leydis lib. XXXI. c. 44. p. 309.

5. Das Hofgemälde von Hillegaersberch Vers 68 bis 84 kann sich nur auf Albrechts Hof beziehn. Er drückt Vers 50—55 aus, daß Herzog Wilhelm geisteskrank geworden, und bittet Gott, daß er ihn wieder sterke, (dasselbe Wort ist stehend in den Urkunden). Von Margaretha aber sagt er: sie sei indessen gestorben.

6. Albrecht und Karl IV. Oefele II 192. 196. Albrechts Fürsorge für sein bayerisches Erbe daselbst 179. 180. 191. 192. 197.

Uebertragung der Herrschaft an seinen Sohn Albrecht am 10. Juni 1377 Mieris III 332.

7. Die burgundisch-bayerische Doppelheirath. Westerrieder von den Bayern in Holland, München 1782. 9—11. Froissard lib. II. cap. 22. 23. Nyhoff Gesch. v. Gelderland III, L—LII. David Vaderl. Hist. VI 436—441. Osterbant oder Osterwant Osterbatinm war eine Herrschaft im Hennegau mit der Stadt St. Amant, und es war Herkommen im Hennegauischen Hause, daß der Erbprinz Graf von Osterbant wurde. Math. Anal. V. 622.

8. Isabelle von Bayern. Froissard liv. II c. 29 — 31. (Buchon 316 ff.).

9. Herzog Albrecht und die Sänger und Geschichtschreiber. Kervyn de Lettenhofe Etudes sur Froissard II 11. Derselbe im Bulletin de l'acad. r. de Belgique 2. sér. IX. n. 3 p. 15 im Aufsatze les bibliotheques de Rome. v. Kampen Gesch. d. Niederlande I. 210.

Drittes und viertes Kapitel.

Die ritterliche Gesellschaft und die Ritterwürde.

Die näheren Beweise für das Einzelne, was in diesen beiden Kapiteln gesagt ist, finden sich in des Verfassers Abhandlung „Ritterschaft und Adel im späteren Mittelalter", welche in den Sitzungsberichten der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften Jahrgang 1861 im vierten Hefte abgedruckt ist. Hier aber sei bemerkt, daß in dieser Abhandlung gerade aus niederländischen Urkunden und Chroniken, welche zur Geschichte der Jakobäa und ihrer Zeit gehören, häufig die Belegstellen ...gen sind.

Fünftes Kapitel.

Herzog Wilhelm.

1. Ritterschlag vor Damme. Joh. a Leydis lib. XXXI. 6. p. 304: Philippus Audax Dux Burgondiae comesque Flan... ordinavit jussu regis Franciae in militem praefatum ducem ...elmum comitem de Oestervant. Froissard II c. 231 (Bu... p. 324): fut fait chevalier nouveau Guillaume de Hainaut de ...ain et de bouche du roy de France et bouta hors ce jour sa ...iere et fut tres bon chevalier en sa nouvelle chevalerie. Vgl. ... p. 108. Die Goudachronik 127, welche auch den Tag des Ritter...s angibt, spricht nur davon, daß Herzog Philipp ihn ertheilt. ...ard schildert Wilhelm weiter als ung home moult bien fourny de membres, car il estoit grant et gros à merveilles et de très courage, aussi en ses consaulx etois moult recommandé (liv. ... 51 Buchon p. 249). Pour ce temp etoit jeune, liberal et ...rand volonté pour jouer et festoyer (livr. IV c. 16. p. 94).

2. Waffenbrüderschaft mit Johann von Burgund. ...a Leyd. c. 50 p. 212 animae eorum ad invicem in tantum con...natae, ut se invicem suos amasios nuncuparent. Ueber die ...nbrüderschaft St. Palaye bei Klüber I 98—104. II 65—73.

3. Stiftung des St. Antonsordens. Vinchant III 272 bis 273.

4. Ritterfahrt nach Preußen. Joh. a Leydis c. [illegible] p. 304. Vinchant III 272. 278—279.

5. Einzug von Isabelle in Paris. Froissard livr. IV c. [illegible]

6. Turnierfahrt nach England. Froissard cap. 51. [illegible] IV. Vgl. cap. 51. Buchon 249—250. Beka 105. Mieris III [illegible] 578. Urk. v. 8. Sept. 1390, 25. Febr. 1391.

7. Wilhelm im Hennegau bis 1393. Vinchant III 201 [illegible] III 292. 112. Wilhelms Banner- und Wahlsprüche lauteten: Eve[illegible] et aequat, und Victoria jure paratur. Vinchant IV 2 nennt [illegible] auch grand justicier et ausmonier. Herche ist ein altfranzösi[sche] heraldischer Ausdruck für herce oder herse.

8. Ueber der Adelheid von Poelgeest Familie Arend S. [illegible] Note 4. Schenkungen an dieselbe Urk. vom 11. März 1390. Mie[ris] III 552. Der alte Arkel und sein Sohn Suffridus Petr. p. 129 ad [illegible] 1389. Die kabeljauischen Großen erscheinen als Geheimräthe Albre[chts] in den Urkunden bei Mieris 568. 599. 604 und an mehreren andern Ort[en].

9. Von den beiden Fehdegenossenschaften des Adels [illegible] die der Kabeljaus durch die Urkunden vom 17. Oktober 1391, Mie[ris] 582. 583 dargethan. Daß aber der Hoeksche Adel sich mit Wilhelm [in] gleicher Weise verband, läßt sich von vorn herein annehmen, weil derglei[chen] in solchen Fällen allgemeiner Brauch war. Wir werden später am Brab[anter] Hofe ähnliche Fehdegenossenschaften auftreten sehn. Es wird aber bezeugt d[urch] die Urkunden vom 2. Aug. 1392 und 7. Sept. 1394, Mieris 589, 612, [in] welchen „der Graf von Osterbant und seine Freunde" auftreten, sowie [illegible] die Urkunden vom 17. Okt., welche einen bereits geschlossenen Gegenb[und] klar voraussetzen. Es kommt hinzu, daß nach Joh. a Leydis lib. XX[illegible] cap. 47. p. 310 Konrad Kuser gerade eine bestimmte Reihe von vi[er]undfünfzig Edlen tamquam factores et consiliatores des Mordes a[n] seinem Sohne anklagt, und daß diese Vierundfünfzig gemeinsam flieh[en] und verurtheilt werden. Ihr Bund also wie ihre Namen mußten b[e]kannt sein. Ueber den Grafen von Blois Urk. v. 2. Aug. 1492. Mieri[s] III 589.

10. Adelheids Ermordung. Ueber den Zeitpunkt herrsch[t] Streit. Vgl. Arend S. 300 Note 7. Am 17. Oktober 1391 war Wil[helm] Kuser noch am Leben, am 5. Mai 1392 waren Montfort un[d] Wilhelm noch in Gnade: Mieris 583. 589. Am 18. Okt. 1393 ergin[g] das Urtheil: Mieris 600. Dazwischen fällt also der 21. September, a[n] welchem die That geschehn. Daß es der September des Jahres 1392 wa[r] nahmen richtig Veldenar und Gentbeeren an. Es ist jetzt als erwiese[n] hinzustellen durch die Mittheilung aus der Schatzkammerrechnung vo[n] Leyden S. 95—97 im Jahrgang 1851 (VII, 2. Serie) der Kronyk van het histor. genootschap te Utrecht. Herzog Albrecht hatte sofo[rt] nach Leyden gesandt, bi hem te comen sonder vertrec. Währen[d] aber die Bürgerhilfe von Leyden im Haag war, blieb der Schöffenrat[h] in Leyden in Permanenz, um die Stadt zu bewahren. Der 21. Sep[t.] 1392 als der Tag von Adelheids Ermordung entspricht auch der Zei[t] in welcher die dreimalige Verladung zum öffentlichen ungebotenen Ge[richt] nicht geschehen konnte. Ohne nähere Kenntniß der alten Gerichts- un[d] Fehdebräuche läßt sich Vieles in den Berichten mittelalterlicher Chronik[en]

nicht erklären. Vgl. den Sachsenspiegel, dessen Recht auch in Holland galt, I 55 bis II 26. III 34—36. Der Brief des Grafen von Blois aber bei Mieris 589 zeigt, daß im August 1392 die Fehde schon in vollem Gange war. Ueber die Art und Weise von Adelheids und Kusers Ermordung Joh. a Leydis a. a. O. Beka 121. Gouda Chronyk 112. Snous lib. IX. p. 129. Gouthoeven 406. Die Hauptthäter waren die Blote, dies geht aus der Urkunde vom 14. September 1413 hervor, bei Mieris IV 248. Daß Wilhelm selbst Miturheber, zeigt sich in der Art und Weise, wie er in der Urkunde vom 14. September 1413 und vom 4. April 1453 bei Mieris 248—250 zur Sühne zwei Kapellen stiften muß.

11. Wilhelm Kuser heißt in der Urkunde vom 7. Sept. 1390 bei M. 568 meesterknap, Knappenmeister. Da unter Knappen alle Hofdiener von Rittersart zu verstehen — vgl. de la Curne de St. Palaye über das Ritterwesen, Ausg. von Klüber I 5 ff. 191 ff. — so übersetzt Joh. a Leydis cap. 42 richtig: magister curiae. Auch die Oberküchenmeister waren meester knapen. Außer ihnen gab es meester ridder. Chronik der Utrechter hist. Gesellschaft 1851, 131.

12. Gerichtsurtheil über die Entflohenen. Magnificus dux Albertus in palatio pro tribunali sedens, dictante sententia procerum assistentum, judicavit, esse reos etc. bei Joh. a Leydis c. 47. Und so beruft sich auch der Herzog darauf, daß ihm mit recht ende mit vonnissen der Verurtheilten Güter vom Gericht zugesprochen seien. Die Erlasse wider sie vom 18. Okt. 11. und 12. Nov. 1393 und 4. März 1394 bei Mieris 600—601. 607 sind ganz nach den Gesetzen der Verfestung des Sachsenspiegels.

13. Die Vorgänge im Haag, die Belagerung von Altena, die Irrfahrten Wilhelms sind erzählt bei Joh. a Leydis lib. XXXI cap. 47. 48., lib. XXXII cap. 30., Suffridus Petrus 130—131 und Snous 129—130. Die beiden letzteren führen so mancherlei genaue Einzelheiten an, die sie nur aus besonderen Berichten entnehmen konnten, welche uns jetzt nicht mehr vorliegen. Auch stimmen ihre Angaben wohl mit denen Anderer. Wenn z. B. Suffridus Petrus die Gefahr Wilhelms im Haag erzählt, berichtet Joh. a Leydis, daß er dort insidias adversus eum erfahren und deshalb geflohen. Die Angabe des Snous, daß Margaretha von Burgund die Belagerten von Altena getröstet, hat auch die Gouda-Chronik p. 112. Bei Mieris 602 findet sich das erneute Bündniß Wilhelms mit den Hoeks vom 23. November 1393; er verspricht darin, seinen Freunden aus all seiner Macht und auf eigene Kosten zu helfen.

14. Die Szene vom Zerschneiden des Tischtuchs erzählen Joh. a Leydis c. 50. p. 312., die Gouda-Chronik 112. Snous 130. de la Curne de St. Palaye bei Klüber I 134 — 135. II 229. Dufresne du Lange Glossar. IV 670. Vgl. Grimm Alterthümer 723. Brauch war es auch, daß dabei dem geschmähten Ritter das Brod auf dem Tische umgekehrt wurde. An der Tafel des Fürsten durfte nur der sitzen, welchen er seiner Hausgenossenschaft würdig und seinen vornehmsten Männern ebenbürtig erkannte. Deshalb führte schon in der fränkischen Zeit der Römer, welcher unter die Antrustionen des Königs aufgenommen war, den stehenden Titel Romanus conviva regis.

15. Die Versöhnung Wilhelms mit seinem Vater fand

vor dem 11. Oktober 1394 statt, denn in der Urkunde von diesem Tage bei Mieris 615 gelobt er, im Hennegau, über welchen er die Statthalterschaft zurückbekommt, die inzwischen angestellten Beamten nicht abzusetzen ohne des Vaters Gutheißen. Am 24. Okt., bei Mieris 617, verbürgt er sich für die Waffenruhe seiner Fehdegenossen. Am 11. April und 10. Mai 1306 (bei Mieris 643. 646) erhalten endlich auch die Waffenaar und Polanen wieder Frieden vom Herzoge. Daß die Fürstinnen von Cleve besonders Theil an der Versöhnung hatten, erhellt aus der Urkunde vom 7. Sept. 1394 bei M. 613 und wird auch von Barlandus Icones com. et Hist. 95 erwähnt.

16. Ueber die Friesenkriege Arend 303—319 und die dort angeführten Quellen, dazu Froissard IV c. 48. 50. Buchon 231—233. 246. 248—255.

17. Daß für den Arkel'schen Krieg die Veranlassung war irgend eine Forderung, welche Arkel rechtlicher Weise an den Herzog bezahlen sollte, geht aus dem ganzen Berichte Joh. a Leydis cap. [illegible] p. 321, sowie besonders aus dem Umstande hervor, daß einige bestimmte Güter Arkels confiscirt wurden. Die Aufhellung, welche van Wyn Naleezing op de Vaderl. Hist. 194—196 gibt, steht damit nicht im Widerspruch.

Sechstes Kapitel.

Johann in Lüttich.

1. Wilhelm in Holland. Arend 326—328. Die große Menge der Verbannten, welche bei Wilhelms Tode wieder in das Land strömten, und die auffallende Stille in den holländischen Städten während seiner Regierung beweisen hinlänglich, wie er mit den Kabeljaus umsprang. Tredecim annos bellicose rexit, omnibus diebus vitae suae multum strenuus fuit, maxime contra suos inimicos, sagt Joh. a Leydis c. 27 p. 346. Dese edel Heer doe hy leefde was ontsienlick in syne tyd ende hadde syn lant alle drie als Hollant Zeelant ende Henegouwen wel tot hem ende was der landen also machtich als een heer wesen mocht, — den ontsiensten heere die in de Nederlande gesehen was. Verm. Beka 381. Fuit totus belliger et magnanimus, Dom. de Arckel mortalis et implacabilis inimicus, et magis adamavit rigorem ferri quam nitorem auri, — qui cunctis diebus vitae suae bella gessit ac Hollandiam annis XIII. cum dimidio potentissime gubernavit. Magn. Chron. Belg. 443. 361. Vgl. Kemp. 202.

2. Söldnerheere. van Loon Aloude Regeringswyze van Holland IV 324 ff. Schiffsdienst der Dörfer Mieris III 579. 583.

3. Johann von Burgund. Kervyn de Lettenhove Hist. de Flandre IV 140—145.

4. Zur Geschichte von Lüttich und seiner Verfassung besonders das Werk von Henaux Hist. du pays de Liège.

5. Johann von Bayern. Er heißt im Tegernseer Codex pius Johannes, bei Suffr. Petrus: natura bonus Chapeauville gesta pont. Leodens. 1616. p. 69). Snous 135 nennt ihn consilii bonus satis dives, aptissimus rebus turbandis artifex. Sein Charakter und

seine geistige Bedeutung erhellen am besten daraus, daß er von Anfang an nicht blos in den Niederlanden (vgl. z. B. auch Urkunden wie Mieris IV 226. 345), sondern auch so häufig in den wichtigen Händeln zwischen den Herzögen von Orleans und Burgund, später zwischen den Engländern Franzosen und Burgundern zum Schiedsrichter und Vermittler gewählt wurde. Die Spielgeschichte am Pariser Hofe ist erzählt in einem Manuscript auf der Burgunder Bibliothek in Brüssel, welches dem Jean d'outre meuse zugeschrieben wird. tom. III fol. 25 v. Auch Johanns Mörder, Johann von Vliet sagt in seinem Geständnisse von ihm, er sei gewesen en goedertieren heer, hy en plach des nymande te weygeren, woirden brieven of cedulen te ontfangen. Mieris IV 129. In der Chronique de l'abbaye de Floreffe (Coll. des chr. belg. VIII 160) nennt ihn ein Zeitgenosse le genti Jan de Bavière en tout honour bien renommet. Johann hatte auch im Hennegau große Güter; in einer Urkunde vom 19. Mai 1413 erscheint Bridoul de la Porte als bailli des terres de l'evêque de Liège au pays de Hainaut: Kervyn de Lettenhove Etude sur Froissard Brux. 1857. I 199 Note. Kanonikat und Anwartschaft in Cambray (Kamrich) Froissard lib. IV. c. 16.: bei Buchon Panth. II 98. Vinchant III 285. Seine Einkünfte und Herrschaften in Holland Seeland und Hennegau: Urkunden bei Mieris III 666. Privilegien van den Briel en Voorne 49. Seine Anwesenheit in Bayern 1398: Freyberg Gesch. d. bayer. Landstände II 291. Schon zu Anfang des Jahres 1377 wollte Johann dem Lütticher Bisthum entsagen: Urk. vom 18. Febr. bei Mieris III 653.

5. Die Lütticher Ereignisse mußten auf der Grundlage von Zandfliets Berichten dargestellt werden, welche auch im tom. III 90 bis 112 der von Chapeauville herausgegebenen Schriftsteller über Gesta Pontificum Leodiensium enthalten sind. Manches bringt auch Joh. a Leydis im 3. 6. 10. Kapitel seines XXXII. Buches und Monstrelet im 47. Kapitel seines I. Buches. Es kommt hinzu der Bericht von Suffridus Petrus bei Chapeauville III 69—90, endlich was Polain und Hénaux aus alten ungedruckten Quellen mittheilen. Vgl. Vinchant IV 16. 25—30.

6. Der Name Haydroits ist nach der Interpretation des Zeitgenossen Zandfliet und des aus zeitgenössischen Schriften berichtenden Suffridus Petrus (Chapeauv. 73. 93) zu erklären, zumal damit auch die Zusammensetzung des Wortes stimmt. Beides spricht gegen die Polain'sche Ableitung von Haide in seiner Lütticher Geschichte II 189.

7. Johann von Burgund ließ dem Könige von Frankreich als Ursache, warum er gegen die Lütticher nicht säumen dürfe, sagen: icelles communes pourroient mettre le dit Jean de Baviere leur Evesque ou signeur en trop grand dangier ou necessité, qui pourroit en conclusion estre exemple à tels manieres de gens qui sont communaultez, commencement de rebellion universelle. Monstrelet (Ausg. von 1572 I. fol. 71 v.

Siebentes Kapitel.
Erziehung einer Fürstin.

1. Der Name Jakobäa kommt erst bei späteren deutschen Geschichtschreibern vor; er ist hier beibehalten, weil er einmal am bekann-

testen ist. Jakobäa nennt sich in den lateinischen Urkunden vor ih[r] Verheirathung Jacob van Beyern dochter des hoochgeboren vors[t] Hertoge Willems van Beyeren Grave u. s. w. Später heiß[t] immer nur: Jacob bi der genaden Goits Hertoghinne in Beye[ren] Gravynne van Henegouwen van Hollant van Zelant ende Vrou[we] van Frieslant. Oefter fügt sie auch den Titel „Pfalzgräfin vom Rhei[n]" oder „Dauphine von Viennois" hinzu. In französischen Urkunden n[ennt] sie sich Jacque par la grace de dieu Duchesse de Bauviere Daulph[ine] de Viennois Comtesse de Haynau Hollande Zelande Pontie[u] Dame de Frise. Ebenso trugen ihre Siegel am 26. Febr. 1417 Umschrift S. Jacque ducisse Bavar. Delphie Vieno. comitisse H[a]nonie Hollandie. Hier zeigt das Siegel die Wappen von Frankr[eich] Bayern dem Dauphinat und Holland-Hennegau. Das Contresiegel [hat] einen Helm mit dem Löwen darauf und die Umschrift: S. Jacque duc[hesse] de Bavarie. Facsimile in den Particularités zur Seite 125. [Am] 17. November 1428 nennt sie sich auf ihrem Siegel Jacoba hertogh[inne] in Bayern gravinne van Henegouwen van Hollant van Zeelant [va]n Pontieu ende Vrouwe van Vrieslant. Dies letztere Siegel ist [für die] Zeit wegen merkwürdig. Es zeigt nur noch die vier Löwen und [die] bayerischen Rauten und über dem Schilde die Patronin des Hauses Bay[ern] die Mutter Gottes, während das Schild unten umgeben ist vom holländisch[en] sog. Zaun. Facsimile mit Erläuterung von de Ram in den Nouveaux m[é]moires de l'academie de Bruxelles 1851 45 ff. Der holländis[che] Zaun stammt wohl von einer Ordenskette Herzog Albrechts, wie [ja] sie damals bei neugestifteten Orden sehr gewöhnlich den Wappen [um]hing. Ihre Verwandten, ihr Schwager der Dauphin und Philipp [von] Burgund nennen sie in ihren Urkunden Jaques de Baiviere: Parti[cu]larités 142. 144. Mieris IV. 228; jedoch kommt auch schon 1408 [der] Name Jaqueline vor: Mieris IV 117. In den holländisch geschrieb[enen] Urkunden und Chroniken heißt sie Vrou Jacob, in den lateinischen [meist] Jacoba, in den französischen Madame Jaque z. B. Chroniqu[e de] l'abbaye de Floreffe (in der Collection VIII 126. 135), bei M[on]strelet dagegen Jaqueline. Sie selbst braucht letztern Namen in ei[nem] der Briefe, welche sie aus dem belagerten Mons schrieb, wo sie sich [Ja]queline de Quienebourg nannte. In der Urkunde von 1416 bei Mi[eris] 394 setzt sie auch hinzu: Dochter van Vrancryck hertoginne van T[ou]reyne. An ihres Vaters Hofe hieß sie offiziell de vrouwe van T[ou]reyne: Chronik der Utrechter historischen Gesellschaft Jahrg. 1[8..] S. 477. 472.

Ueber die Sitte, Kinder nach dem Heiligen ihres Geburtsta[ges] zu benennen Velius Chron. van Hoorn (1748) 30.

2. Verlobung zu Compiegne: Monstrelet Vol. I c. [..] Vinchant 17. Hossart II 198. Barante hist. des ducs [de] Bourgogne ed. par Gachard I 218. Wie es Gebrauch war, erhiel[ten] Herzog Wilhelms Hofleute van myn joncfrouwen brulofte ne[ue] neue Kleider. Wie kostbar solche Ausstattung, erhellt aus folgender [Be]rechnung. Für sechs grüne Hüte für die Räthe und Geheimschreiber [des] Herzogs wurde an Tuch Silberbortenwerk und Macherlohn soviel [Geld] ausgegeben, als ein vornehmer Probst Reisegeld erhielt, der eine [Ge]sandtschaftsreise nach Paris machte. Aus den Rechnungen der Ja[hre] 1405 und 1406 in der Chronik der Utr. hist. Gesellsch. 1852, XV. [..]

3. Jakobäas Beziehungen zum französischen Hofe.
n Urkunden vom 17. Dez. 1408; 21. und 23. März 1413; 14. Juni 21. Mai 1415; 15. März und 10. August 1416 bei Mieris 115. 229. 290. 338. 365. 382 — folgt hier ein regestenartiges Ver-ß ungedruckter Urkunden in den Archiven von Mons, welches der fer der zuvorkommenden Güte des Herrn Lacroix, Conservator des .archivs zu Mons, und des Herrn Kervyn de Lettenhofe zu St. il bei Brügge verdankt.

Urkunde vom 9. Juli 1406. Donation par Charles VI. au duc de Touraine du duché de Berry à recueillir après la de Jean de Berry. Inventarnummer B 84.

Urkunde vom selben Datum. Promesse en français, sur hemin, du roi de France Charles VI. passé en son conseil etc., laquelle il s'oblige en consideration du mariage de Jean duc ouraine, son fils, avec Jaqueline de Bavière, fille et héretière de laume, comte de Hainaut, de donner à son dit fils, lorsqu'il sera en âge, les aides des terres, qui lui avaient été données en age, pour par lui en jouir de la manière que les autres princes ang enjouissaient dans les terres, qui leur appartenaient. Diese ide ist in Godefroys Inventar B 85 aufgeführt, jedoch nicht mehr Archiv.

Urkunde vom selben Datum. Mandement de Charles VI., qui assigne au même une rente de 14000 livres sur les s de Ponthieu en deduction sur les 16000 écus, dont il jouira à ce qu' il soit en âge en consideration de son mariage. —88. Drei Urkunden, die eine hat statt 14000 livres 4000.

Urkunde vom selben Datum. Contrat de mariage du de Touraine avec Jacqueline de Bavière. B 100.

1. Il aura le duché de Berry et le Comté de Ponthieu, quand sera en âge, jusque la 16000 écus sur les aides de Ponthieu.

2. Il aura Crevecoeur Mortagne et Arleux. Il renoncera au duché de Touraine et il gardera le titre jusqu' à la mort du duc Berry.

3. Le Ponthieu Crevecoeur Mortagne et Arleux formeront douaire de Jaqueline, des quelles elle devait jouir, quand même mariage ne serait pas consommé.

4. Si Jaqueline receuille Hainaut et Hollande, le duc de aine les gouvernera selon privilèges etc.

Urk. vom 26. April 1406. Ordre du roi, de reparer hateaux de Crevecoeur Mortagne et Arleux donnés à son fils D 103.

Urkunde vom 15. April 1407. Lettres en français s de St. Marcellez — Paris, par lesquelles le roi accorde à duc de Touraine, de pouvoir tenir en pairie de France, sa urant, la ville terre et châtellenie de Mortagne. B 89. Im nicht mehr vorhanden, aber in Godefroys Inventar notirt.

Urk. vom 17. Dez. 1408. Le roi donne à son fils Jean âtellenie de Cambray. B 90.

Vom selben Datum. Vidimus de cette pièce. G 78.

Urk. von 1419. Papiers relatifs à cette donation. D 108.

Urk. vom 20. April 1410. Dispense accordée par le pape

Jean XXIII. pour le mariage de Jean de France, duc de Touraine, avec Jacqueline, fille de Guillaume, duc de Bavière, comte de Hainaut, qui étaient parents du 3. au 4. degré. Original mit Bleisiegel. B 91.

Urk. vom 23. Januar 1412. Lettre (sous le vidimus donné par le garde de la prévôté de Paris) de Charles VI., roi de France, par lesquelles il assigne à son fils Jean, duc de Touraine, époux de Jacqueline de Bavière, 6000 livres tournois sur la recette de ses aides de Noyon, en sus de 16000 écus sur les aides et domaines de Ponthieu et de Touraine, en considération, que son dit fils a plus de quatorze ans d'age, et qu'il est tenu à faire plus de depenses. B 96.

Urk. vom März 1412. Cession à Jean du comté de Ponthieu en éxecution du contrat de 1406. B 100.

Urk. vom 21. Mai 1412. Louis duc de Guyenne consent a ce, que son frére jouisse de l'apanage, qui lui est constitué. B 97.

Urk. v. 28. März 1412. Pouvoir donné par le duc de Touraine, de prendre possession en son nom du Ponthieu. B 100.

Urk. vom 27. Nov. 1412 aus Paris. Lettres, en français, par lesquelles le roi de France, pour satisfaire à quelques arrérayes, qu' il devait à son fils le duc de Touraine, et à son cousin le comte de Hainaut, leur assigne 18000 livres, a prendre sur trois années du produit de la composition ordinaire de Tournay, montant à 6000 livres par an. B 94.

Urk. v. 13. Mai 1413. Malgré donation du Ponthieu, la ville d'Abbeville conservera ses privileges. B 99.

Urk. v. 20. Januar 1414 aus Paris. Lettres du roi de France, par lesquelles, voulant indemniser le pays de Hainaut des maux et dommages, causés par les gens d'armes poursuivant l'ennemi, et afin que par ce moyen l'alliance ait lieu par le mariage du duc de Touraine et de Jacqueline, fille de Guillaume, il accorde la somme de 100000 écus, qu' il affecte sur les revenus de la recette d'Amiens. J 131.

Urk. v. 14. März 1416. Obligation du duc de Kleze, seigneur de Bry, envers le comte Guillaume de Bavière, touchant ce qu'il devait à Marguérite de Bourgogne, épouse de ce comte. Z 82.

Urk. v. 21. März 1416 aus Compiegne. Lettres de Jean, fils aîné du roi de France, au trésorier général Rasoir, mandant, par avis et deliberation de Guillaume, comte de Hainaut, son beau-père, de payer à son maitre veneur, Milet de Wandetar, tant pour lui que pour les compagnons et autres dépenses de la venerie de Hainaut, la somme de 1000 francs entre autres frais, pour nourrir 40 chiens courants 4 lévriers et une terzette, ensemble 1600 francs par an, suivant convention expresse avec le dit grand veneur. J. 149.

Zwei Urk. v. 15. März 1416. Deux lettres d'obligation, en latin. du duc de Kleze seigneur de Brysur 4000 et 2000 couronnes de France, dues à Marguerite de Bourgogne duchesse de Bavière, comtesse de Hainaut. Z 81.

Urk. v. 18. Sept. 1416. Mandement, daté du 18. Septembre 1416, de Jean, fils aîné du roi de France, par lui adressé

aux auditeurs de ses comptes, et par lequel il leur enjoint d'aller à Jean Rasoir, son trésorier la somme de 9151½ l. qu' il avait payé à son ordre. J 133.

4. Auf den Charakter von Jakobäas Mutter läßt sich nur aus mannigfachen Handlungen schließen. Hervorstechend ist ihr Hang, Politik zu machen. Wiederholt macht sie Reisen nach Frankreich und führt die wichtigsten Staatsverhandlungen auf eigene Hand. Sie schwört z. B. als die einzige Dame unter den Rittern einen feierlichen Eid, worin sie sich für die Erfüllung der Verträge zwischen den feindlichen Herzögen von Orleans und Burgund verbürgt. Vgl. z. B. Monstrelet I. c. 127. und 162. Wir werden noch öfter ihr rasch entschlossenes Handeln kennen lernen, und wie häufig sie in Verdacht kam, sich der Hand des Meuchelmörders gegen ihre Feinde zu bedienen. Dabei ruhte niemals ihr Finanztalent, mit welchem sie unersättlich ihre Reichthümer mehrte und sicherte. Sie erhält z. B. 1411 die Stadt Beverwyk und den Texel, das Jahr darauf Einkünfte aus Gorkum Leerdam, das ganze Land Arkel Schoornhoven, Teylingen mit den Dörfern dazu, ferner im selben Jahre die Chastellainien von Quesnoy Binch und Ath, 1416 bekommt sie Schoonrewoerd im Okt. 1417 von ihrer Tochter am 5. Juni eine Rente von 6000 Kronen Gold und am 14. Juni eine Rente von 9000 Gulden. Fischer Monumenta II. 113. 119. 123. 135. 156. 159. Außerdem brauchte sie im selben Jahr von ihrer Tochter Einkünften. Das. 140. Sie ließ sich von ihrer Tochter ausdrücklich versprechen, daß sie bei dem Tode ihres Mannes ihre Kostbarkeiten und ihre bewegliche Habe und chambres etoffées mitnehmen könne, und daß Jakobäa allein, und in keiner Weise sie selbst, seine Schulden trage. Das. 133. Und zu diesen Urkunden kommt noch die lange Reihe ähnlicher bei Mieris. — Die Andeutung, welche im Texte über ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl gegeben ist, beruht nicht auf Zeugnissen einer Quellenschrift, sondern nur auf Muthmaßung. Herzog Wilhelm hatte vier natürliche Kinder, die er sehr liebte. Joh. a Leydis c. 29 p. 29. Auffallend ist es, daß er in seiner Abwesenheit nicht seiner Gemahlin, sondern seiner Stiefmutter Margaretha von Cleve die Regentschaft übertrug. Ubbo Emmius lib. XVII. p. 243. Wagenaar III 397. (Holl. Ausg.)

5. Ueber Jakobäas Verlobten heißt es in den Annales de l'abbaye de St. Ghislain (Collection des chron. inéd. VIII 538). Le duc Guillaume de Bavière ne survécut pas longtemps à son gendre, le duc de Touraine, Dauphin de France, dont la mort lui fut d'autant plus sensible, qu'il avoit de bonnes qualités. Vom Jahre 1406 an fließt der Unterhalt für ihn aus des Herzogs Kasse. Im genannten Jahre erhält er von seinen Schwiegereltern einen Hengst. Drei Jahre später schenkt er seinem Barbier een schaermes mit silver beslagen ende geamelieert en vergult, ende 2 Sloten van een strykriem, en een tange van silver en die vergult woeg 16 lot, van silver en goude ende van maeken tzamen verdient 6 Nobel, facit 2 Pfund Groschen, — für solche Geschenke an einen Bader damals eine enorme Summe. Aus den Jahresrechnungen in der Chronik der Utrechter bist. Ges. 205. 473 a. a. O. — Der Herzog von Touraine gehorchte lediglich seines Schwiegervaters Haltbefehlen, als man ihn nach Paris rief, seine Dauphinsrechte wahrzunehmen. Urkunden vom 5. Jan. 1414 und 5. Oktob. 1416 (Mieris 305. 309) zeigen, wie seine Räthe

und Kanzler ihm sein Schwiegervater anstellte. Nach der Urkunde vom 21. May 1415 (Mieris 338) hielten es die Bewohner von Cambray nöthig, sich noch unter Herzog Wilhelms besonderen Schutz zu stellen, erst nach seinem Tode wollten sie an seinen Schwiegersohn Schutzgeld zahlen. Vgl. Chron. des Pays bas in de Smet Recueil III 320 ff.

6. Näheres vom Hofe des Herzogs Wilhelm melden die Annales de St. Ghislain 536—537. 538, und die Rechnungen aus den Jahren 1409 und 1410 des Thesauriers von Holland Philipp von Dorp in der Chronik der Utrechter histor. Gesellschaft Jahrgang 1851, 451 bis 460, 467—485, eine Küchenrechnung von 1401, das. 126—149. Vgl. das Rationarium aulae et imperii Caroli Audacis von Olivier de la Marche, im Holländischen auch bei Mathaeus Anal. I, 359 ff. — Ueber Wilhelm Eggert Joh. a Leydis lib. XXXII cap. 30. Urk. bei Mieris III 261. 273 vom 15. Nov. 1413 u. 10. Juni 1416. Belehnungen Herzog Wilhelms an seine alten und neuen Anhänger Arend p. 457 Note 3. — Die Löwengeschichte in den Orig. Culenburg bei Mathaeus Anal. VI 277. Ueber den Jagdstaat des Herzogs von Lothraine die in dem Verzeichnisse unter Note 2 angeführte Urk. vom 21. März 1416.

7. Ueber die Art und Weise der damaligen Jagd, namentlich für Damen, stehen hübsche Abhandlungen von einem Zeitgenossen in St. Palaye's Werke über das Ritterwesen, Ausg. v. Klüber III 1 ff. 253 ff.

8. Das weitschweifige und angsthafte Hofceremoniell beschreibt mit aller Wichtigkeit die Vicomtesse von Furnes im vorgenannten Werk III 431 ff.

9. Für die Stellung der Frauen in der Ritterwelt sind bezeichnend die von St. Palaye I 51 ff. 94 ff. 287 ff. 294. II 406 ff. und an andern Orten zahlreich aus Geschichtsbüchern, doch auch aus Romanen gesammelten Beispiele.

10. Die Entsagung der Herzoginnen von Holland und Burgund auf des Gemahls Nachlaß wird beschrieben in v. Alkemaden Beschryving van den Briel I 310—311. Monstrelet I cap. 17, verglichen mit der Urkunde vom 21. Oktober 1345 im Codex diplom. zu de Klercs Brabantsche Yeesten 834.

11. Frau von Arkel. Joh. a Leydis lib. 31 c. 39. 52. Math. Anal. V 238.

12. Ueber die letzte Regierungszeit Wilhelms Arend und Wagenaar und die dort angeführten Belege. Die Urkunden bei Mieris geben die zahlreichsten Beweise, wie er seine Anhänger hochhielt, und Feindschaft gegen ihn zu zerstören wußte. Die Geschichte von den flandrisch-holländischen Kaperschiffen in der Gouda-Chronik 118—119.

13. Die Urk. vom 6. Aug. 1415 bei Mieris 342—344 ist wahrscheinlich kurz vor der Hochzeit ausgestellt, welche vollzogen wurde, sobald Jakobäa vierzehn und Johann achtzehn Jahre alt gewesen, wie sie sagen: want wy nu ter tyt tot onsen jaren ende in state van goeder bekennisse gecomen zyn alse die gene, die machte hebben 'ons selven mit rechte te bevoirwairden ende te verbinden. In der Urkunde vom 6. August nennt sich Jakobäa blos Jacob van Beyeren dochter des hoochgeboren Vorste Hertoge Willems, dagegen nach ihrer Verheirathung am 10. nannte sich Jakobäa Dauphine von

Vienne und Gräfin von Ponthieu u. s. w. Vgl. Urk. vom 10. August 1416 bei Mieris 381.

Achtes Kapitel.

Jakobäa Kronprinzessin von Frankreich.

1. Zustände in Frankreich: Barante hist. des ducs de Bourgogne. Ausg. von Gachard II 203 ff. Dazu über Jean sans peur Kervyn de Lettenhofe hist. de Flandre IV 123 ff.

2. Jakobäas Hochzeit war schon zu Anfang des Jahres 1415 von beiden Höfen beschlossen. Dies geht aus der im Archive zu Mons Inventarnummer T 131 beruhenden Urkunde, datirt von Paris am 20. Januar 1415 (alten Stils 1414) hervor, worin der König von Frankreich für den Schaden, welchen die Hennegauer durch seine Truppen erlitten und afin que par ce moyen l'alliance ait lieu par le mariage du duc de Touraine et de Jacqueline fille de Guillaume 100,000 Kronen bewilligt von den Einkünften aus Amiens.

3. Tod des Dauphin Louis: Monstrelet c. 153.

4. Sigismund und Wilhelm in England. Urkunden 1—26. Juni 1415 und vom 15. März und vom 2. Juni 1417 bei Mieris 371—376. 365. 372. Am 25. Juli war Wilhelm schon wieder in Schoonhoven. (Urk. bei Mieris 377). Eberhard Windeck cap. 41—44. 50—51 in Mencken Scriptor. rer. Germ. I 1100—1104. 1113—1114. Holinshed Chronicles III, 85. Renerus Snous p. 134. Der Verfasser von Henrici Quinti req. Angl. Gesta (ed. Williams London 1850), der des Kaisers Einzug und Anwesenheit ausführlich beschreibt, berichtet p. 79: Wilhelm habe ungefähr 800 Männer bei sich gehabt. Nach dem Cotton ms. Cleop. c. 4 landete Wilhelm am 28. Mai in England und reiste nach 3 Wochen und 3 Tagen am 21. Juni wieder ab. Nach Joh. Capgrave de illustribus Henricis, ed. Hingeston London 1858 p. 119, hatte Wilhelm bei der Festlichkeit des Hosenbandordens, wie man sagte, hundert Ritter um sich. Windeck berichtet gleichsam als Augenzeuge, und Snoy, der mit ihm in der Ursache von Wilhelms entrüsteter Abreise übereinstimmt, hat dafür offenbar noch andere Berichte vor Augen gehabt, als den von Windeck. Das auffallend Rasche von Wilhelms Abreise geht auch aus Joh. a Leydis cap. 22 hervor. Daß Wilhelm sich mit dem Kaiser überworfen, und daß die Ursache Sigismunds Weigerung war, Jakobäa und ihren Gemahl zu belehnen, erhellt schon daraus, daß Wilhelm gleich nach seiner Rückkehr in so eigenthümlicher Weise seine Stände verpflichtet, Jakobäa und ihren Gemahl als Landesherrn anzunehmen, und daß er den Kaiser bei dessen Rückkehr mitten durch Holland nicht selbst empfängt. Er hatte nach Dortrecht, den Kaiser dort am 16. Septbr. zu begrüßen, seinen vertrauten Ritter Arnold von Leyenburg mit Dirk von Heukelom und andern guten Mannen geschickt. Auch wechselten er und der Dauphin mit dem Kaiser, als dieser in Calays war, Botschaften. Chronik der Utrechter Gesellschaft 1852, 211. 219. Vgl. Aegidius ab Roya p. 72. Meyerus Annal. rer. Flandr. lib. XVII. ad. a. 1416 fol. 248 v. (Ausg. v. 1561). Ueber des Kaisers Abreise und die außerordentlich herrlichen Geschenke, welche

er zu Dortrecht Glocester und den andern Engländern machte, in den vorgenannten Henrici V. Gesta p. 97.

5. Jakobäas Anerkennung als künftige Landesherrin. Vinchant IV 60. Urkunden vom 15. August, vom 8. und 10. August 1416 bei Mieris 383—386. 380. 381.

6. Unterhandlungen in Calais, Vincennes, Senlis und Compiegne. Monstrelet cap. 162. 168. 173. Henrici reg. Gesta p. 94—96. Capgrave de illustr. Henricis 315. — Am 1. August war Jakobäa zum Baden und zur Kirchweih in Scheveningen, am 23. Aug. in Mons: Jahresrechnung in der Chronik der Utrechter Gesellschaft 1852, 220, und Particularités 11.

7. Tod des Dauphins Johann: Monstrelet cap. 163. 167. 183. Man sieht, daß Monstrelet zwar nur erzählte, was man für gewiß wußte, daß er aber selbst an die Vergiftung glaubte. Vgl. Mathaeus Anal. I 279. Joh. a Leydis p. 346. Snous p. 134. Reygersberg Chronyk van Zeeland 147. Meyerus 249 v. Barante p. 360, der sich auf Gollut mémoires de la république séquanoise beruft.

8. Der König von Frankreich bestätigt in der Urkunde vom 14. April 1417 bei Fischer Monum. II 154, daß nach dem Tode seines Sohnes Jakobäa die Grafschaft Ponthieu, sowie die Herrschaften Crevecoeur, Mortaigne und d'Arleur (nur Schloß Crotoy ausgenommen) pour son droit de douaire behalte, wie das im Ehevertrag festgesetzt worden. Diese Urkunde ist im Inventar Godefroy's über das Archiv zu Mons im I. Bande B 100 erwähnt, jedoch im Archiv nicht mehr vorhanden. Die Grafschaft Ponthieu huldigte dem Herzog von Brabant als Jakobäas Gemahl: Chronik der Utrechter Ges. a. a. O. 381.

III. Buch. Johann von Bayern.

Erstes Kapitel.

Herzog Wilhelms Tod.

1. Ereignisse in Frankreich: Monstrelet c. 166. 174 Barante I 362.

2. Die Zerstörung der Arkelschen Stammburg und die Gefängnisse des alten Arkel berichten Kemp 186—187. 191 — 196, und der Verfasser der vita et res. gest. Dom. de Arkel in Math. Anal. VIII 343. Wilhelms Schwur der Todfeindschaft gegen Arkel erzählt Joh. a Leydis lib. 32. cap. 1. p. 329. Des Letztern Bericht c. 24 p. 344 über die Vorladung Egmonds ist durch die Urkunde vom 22. März 1416 bei Mieris 366 zu berichten. Zu der Url vom 25. Aug. 1416 bei Mieris sind die Nachrichten in den Jahresrech

nungen in der Chronik der Utrechter Gesellsch. 1852, 217. 211. 214. 225—226 hinzuzufügen.

3. Wilhelm von Arkel. Kemp 158. 171. 174. 193—194. 197. In der vita et reb. gestis dom. de Arkel bei Math. Anal. VIII 346 wird er als nobilis, potens, hominibus amabilis geschildert, im Magn. Chron. Belg. 362 als vir strenuus et omni probitate conspicuus. Seine Grabschrift lautete: (Vita 344.)

Wilhelmus gratus Arckel domicellus amatus,
Vir bene formatus, sapiens, audax, placitatus,
Gorcum prostratus bello jacet hic tumulatus
Vita privatus qui sit sanctis sociatus.
Hoc pete virga pia, mater benedicta Maria.

Es ist in diesen Versen versucht, durch die Wahl der wiederkehrenden Vokale den heiteren und offenen Charakter Wilhelms anzudeuten: noch besser gelang die Klangfarbe für den Charakter seines Vaters, des stolzen knorrigen zornigen Mannes. (Das. 343.)

Vermibus hic donor et sic ostendere conor
Et sicut hic ponor ponitur omnis honor.
Si quis eris qui transieris sta, respice, plora
Sum quod eris, quod e ipse fui, pro me precor ora.

Des Herzogs Wilhelm Absicht, Jakobäa mit Arkel zu verbinden, berichtet nur Kemp 201—202, der auch von Jakobäas heimlicher Liebe für den jungen ritterlichen Herrn erzählt 206—207. Bei keinem andern ältern Schriftsteller findet sich dagegen die geringste Andeutung, es sei denn in späteren Büchern, wie in den Korte leevensschets en afbeeldingen der Graaven van Holland von Ludolf Smids (Haarlem 1744) oder in Dichtungen wie im Trauerspiel De onder gang van Jonkheer Willem van Arkel von van Paffenrode oder in der Sage Jacoba en Bertha von van Lennep. Gleichwohl läßt sich, was Kemp berichtet, nicht sofort als Erdichtung und Sage, die sich etwa in Gorkum fortpflanzte, zurückweisen. Denn **a.** Abraham Kemp bezieht sich auf die wahrscheinlich schon im fünfzehnten Jahrhundert gemachten Aufzeichnungen des Aert Kemp, den er p. 5 seynen grooten ondersoeker nennt, und der sich in der That, wo er angeführt wird, als einen fleißigen Forscher bekundet.

b. Herzog Wilhelm mußte die Ehe seiner Tochter mit dem jungen Arkel, dem künftigen mächtigen Herzoge von Geldern u. Jülich, als eine ganz vortreffliche Verbindung erscheinen. Er entfernte damit für Jakobäa den gefährlichsten Feind und gewann für sie den mächtigsten Beschützer, dem auch Kaiser Sigismund die Belehnung nicht versagt hätte. Der junge Arkel war aber ein Mann von versöhnlichem Charakter. Gegen die Halsstarrigkeit seines Vaters, die ihr Haus nothwendig in das Verderben ziehen mußte, hatte er sich schon früher aufgelehnt. Wenn aber Herzog Wilhelm am 15. August 1416 seine Tochter noch beiden Arkels ewigen Haß schwören ließ, so war sie damals noch Dauphine, und hatte ihr Vater noch nicht die schrecklichen Erfahrungen gemacht, welche alle seine Hoffnungen auf Frankreich abbrachen.

c. Arkel war damals in seinem achtunddreißigsten Lebensjahre (quater septemque dicem annis sagt das Magn. Chron. Belg.) und noch immer unverheirathet.

d. Auffallender Weise stimmt mit dem Vorigen folgender Umstand.

Auch gegen Arkels Verbündeten und Schicksalsgenossen ist Herzog Wilhel auf seinem Todbette andern Sinnes geworden. Denn sicher war die Er klärung in dem Plakate, das Johann von Egmond nach Holland schickt der Herzog habe ihm **in zyn wtterste weder verlyt syn lande end stede van Ysselstein ende van Egmonde,** nicht aus der Luft ge griffen. Chronik der Utrecht. Ges. a. a. O. 231.

e. Die späteren Hergänge hatten viel Sonderbares. Nicht der jung Arkel, sondern sein Schwager Egmond ist es, der zuerst Gorkum einnimm und deshalb auch Arkel dorthin zieht, und gerade diesen Egmond verfolgt später Jakobäa mit unversöhnlichem Hasse. Jakobäas Mutter, welche als diejenige bezeichnet wird, die ihre Tochter zu der Verlobung mit dem Brabanter gezwungen, fand sonst wenig Lust daran, sich in Leibesgefahr zu begeben: ihre Neigung ging nur auf Ränke und Unterhandlungen. Als Jakobäa aber den jungen Arkel in Gorkum angreifen will, geht ihre Mutter mit, als hätte sie Beiden nicht recht getraut. Als Jakobäas Heer in Gorkum landet, wäre es Arkel ein Leichtes gewesen, mit seiner großen wohlgerüsteten Mannschaft sie zu bekämpfen, und alle Bericht erstatter wundern sich, daß er es nicht that. Er läßt hingegen erst feier lich anfragen, ob man auf den folgenden Tag eine Schlacht wolle. Di Schlacht beginnt nicht auf Jakobäas Befehl, sondern weil die Utrechter und Amersforter an den Feind wollen. Arkel fällt auch jetzt, als mühsam durch den Graben sich helfen, nicht über sie her, wo er sie ver derben konnte, sondern er sieht ruhig zu und wartet was sie wollen Gleichsam gezwungen nimmt er endlich den Kampf an. Er fällt, sei Feinde lassen ihn liegen in Blut und Koth, Jakobäa aber läßt ihn a das Ehrenvollste begraben.

4. Tod Herzog Wilhelms. **Vermeerde Beka 380—38 Monstrelet l. c. Joh. a Leydis 346. Snous 134 — 135. Il fina Dieu ses jours au dit lieu, de Bouchaing, au quel aussi avoit amo aucunement singulière de son vivant,** besagt die Urk. vom 6. Feb 1418 M. 459, durch welche ihm Jakobäa dort eine tägliche Seelmes stiftete. **The sudden death,** heißt es p. 79 Note 1 in den von Benja **min Williams** (London 1850) edirten **Henrici quinti regis Angliae Gest of the duke of Holland shortly after his return home gave rea to a suspicion, that he had been poisoned by the Orleans partis** Die niederländischen Quellen bringen darüber keinen Beleg. — Wohl ab berichten Johann von Leyden und Snoy, nicht minder **Dynter 341 Velius 33** und **Vinchant 64. 65,** daß Herzog Wilhelm bei seinem Sterben es den zahlreich versammelten Räthen und Ständen eifrigst an empfohlen, Jakobäa nur dem Herzog von Brabant zur Ehe zu geben Dies erhellt auch aus den **Particularités 24.** Ueber die Beisetzung des Herzogs die Urk. vom 6. Febr. 1418 bei **Mieris 459.** Ueber den To des Wilhelm Eggert, der sich in den Urkunden oberster Schatzmeister nennt, **Joh. a Leydis p. 347 cap. 30.**

5. Die Gorkumer Spuckgeschichte, welche für den Stand der Gemüther bezeichnend ist, berichtet sehr genau **Kemp 203—204** Ueber den Kämmerer Johann von Beest in der Chronik der Utrecht Ges. a. a. O. 212.

6. Ueber die Zustände und Ereignisse in Holland vor und nach des Herzogs Tode haben wir genaue Nachrichten in den Kämmereirechnungen, welche von den damaligen Beamten der Schatz

kammer angefertigt wurden, und veröffentlicht in der Chronik der Utrecht. Ges. a. a. O. 209—234. Vgl. Mieris 400. 407. 421.

7. Utrechter Zustände: Burmann Utrechter Jahrbücher I 127 ff. nach den Quellen.

8. Einnahme und Wiedereroberung von Yſſelſtein. Verm. Beka 382—386. Kemp 204. Mathaeus Rer. Amorsfort. Script. 90. Gouda Chron. 120. Chronik der Utrechter Gesellschaft a. a. O. 233—234.

Zweites Kapitel.

Eine Landeshuldigung.

1. Ueber des Hennegau Verfassung Pinchart histoire du conseil souverain de Hainaut, Bruxelles 1857 1—16. Die Stände heißen bei dem Fürsten: prelas colleges nobles et bonnes villes de notre pays de Hainaut, das. 14. Die Städte nach ihrer Leistungsfähigkeit aufgezeichnet in den Particularités de Jacqueline 127. Das Privileg von Mons, früher Hörige nach einem Jahre unangesprochener Stadtwohnung als ihre Bürger zu behaupten bei Vinchant. Die Städte haben einen prevot mit échevins und jurés, bedeutendere dazu auch einen maire mit consaulx. Eine Uebersicht des geistlichen und weltlichen Adels gibt die Tafel am Ende des 5ten Bandes von Vinchant mit dem sehr bezeichnenden alten Spruche darunter.

2. Von der Hennegauer Ritterschaft schrieb der zweite lateinische Kaiser von Constantinopel: Nous croyons, que la puissance divine a répandu jusqu'aux extremités de la terre la gloire, qu'a acquise la terre de Hainaut. Kervyn de Lettenhofe Etude sur Froissard I 13. In der Biographie des Ritters Lalain (Buchon Coll. 41, 6) heißt es: comme il soit notoire, que jadis au pays de Hainaut et à l'environ étoit la fleur de chevalerie, autant que pour lors on sçut trouver ni querre. Froissard nennt sein Geburtsland immer le bon et noble pays de Hainaut (z. B. liv. II. c. 52.) Ueber die Patrizier von Mons: Kervyn I 199 Note. Particularités de Jacqueline 118. 119. Vinchant V 162.

3. Huldigungsgebräuche. Dynter Chron. duc. Brab. in der collect. des chron. belg. III 340—341. 483. 359—360. 458—459. Particularités 25—26. Ueber die Vierschaar van den Bergh Gedenkstukken I 220. Ueber den Eid des Fürsten bei der Huldigung in Holland Wagenaar zu Ende des 12. Buches. Ueber die Huldigungsplätze in Nordholland die Jahresrechnungen in der Chronik der Utrecht. Ges. a. a. O. an mehreren Stellen z. B. 381. 399. Vgl. Urk. bei Vinchant V 131, und Mieris III 43. IV 359. 360. 415.

4. Vorgänge bei der Huldigung in Mons: Vinchant IV 5.

5. Die Namen der Statthalter und Räthe in Hennegau und Holland finden sich in den Urkunden bei Vinchant V 133—135. 140, in den Particularités, bei Mieris 135. 154. 158. 390. 394. 406.

6. Die Abreise Jakobäas und ihrer Mutter nach Holland fand bereits am 17. Juni aus Mons statt. Die Huldigung im Hennegau war also vor diesem Tage vollzogen. Gachard Rapport sur

differents sériis de documents concernant l'histoire de la Belgique a Lille, Brux. 1841, 82. Im Verm. Beka 382—386 heißt es: Egmond habe sich am eilften Tage nach dem Tode Herzog Wilhelms der Stadt Yſſelſtein bemächtigt, und habe sich wieder ergeben müssen, da Jakobäa nochtant in Henegouwen was, want hair Heer vader ontlanghe doot geweest hadde, doe dit gesciede. Ende van datmen dair quam ende datmen daer voir (vor dem Yſſelſtein) lach, eert opgegeven wert, was al binnen XIV dagen. Aus den Jahresrechnungen in der Chronik der Utrechter Gesellsch. 1851, 233—234. 219 geht aber mit Bestimmtheit hervor, daß das Schloß von Yſſelſtein am 10. Juni in Egmonds Hände gefallen, daß am 21. Juni Jakobäa schon im Haag war, am 25. in Haerlem, und daß noch am 23. die Belagerung des Yſſelſtein im vollen Gange war.

7. Die Namen der Geheimen Räthe in Holland, welche Jakobäa von ihrem Vater überkam, ergeben sich aus seinen letzten und ihren ersten Urkunden, sowie aus den Jahresrechnungen in der Chronik der Utrecht. Ges. a. a. O. Montfort erscheint als Rath und Kämmerling von Jakobäas erstem Gemahl in der Urk. vom 5. Okt. 1416 bei Mieris 390. Johann von Bayern trafen die hennegauer Abgesandten am 1. Juli mit Jakobäa und ihrer Mutter bei Schoonhoven. Particularités 15.

8. Ueber das Budget Hollands geben eine sehr erwünschte Auskunft die Jahresrechnungen in der Chronik der Utrechter Gesellschaft 1852, 195—207. 126—149. 451—460. 467—485.

9. Ueber die Bastarde Wilhelms und seines Vaters Albrecht Joh. a Leydis lib. 32 cap. 28, 29 u. v. Wyn Byvoegsels zum III. Bande von Wagenaar 83. Kaiserin Margaretha nennt Jan Aleman ihren Bastard Oom: — v. Rhyn oudh. v. Utrecht I 457.

10. Am genauesten und deutlichsten aber erhellen Stellung und Namen der Getreuen Jakobäas aus den vorangeführten Jahresrechnungen der Chronik der Utrechter Gesellsch. 209—234. 380—425.

11. Zerstörung des Yſſelsteins am 29. Juni auf St. Peters und Pauls Tag. Verm. Beka 386. Kemp 204. Mathaeus Anal. I 277. Vgl. die Zusammenstellung in der Chronik der Utrechter Gesellsch. 1859, 116—121.

12. Städte und Edelleute in Holland sind verzeichnet in den Urkunden vom 15. Aug. 1416 bei Mieris 383—386, bei Joh. a Leydis lib. 32. cap. 31, bei Snous im Anhange, und in andern Urk. Ueber Beukelsohn und das erste große Häringsnetz Velius p. 14. Ueber die Brederode Kluit I p. 39 Note 27. Math. Anal. II 299 ff. Der Reimspruch über die bedeutendsten holländischen Edelleute lautet (Arend 450 Note 5).

De Brederodes de edelsten, de Wassenaars de oudsten
De Egmonds de ryksten, de Arkels de stoutsten.

Von grauem Hermelin und schwarzem Pelz de la Curne St. Palaye. Ausg. von Klüber III 491.

Erhebung des Wilhelm Eggert zum Bannerherrn. Joh. a Leydis lib. 31 cap. 30. Urkunden vom 15. Nov. 1413 und 10. Juni 1416 bei Mieris V 261. 373.

Drittes Kapitel.

Absage Johanns von Bayern.

1. Verbannte und Vergeiselte. Urk. vom 18. Septbr. . Novbr. 1417 bei Mieris 421. 430. Urtheil über die Kabeljaus von erlem: Urk. vom 11. Juli 1417, von Gouda: Urk. vom 23. Juli 17. M. 400. 407.

2. Jakobäas Erklärung über den Yßelstein am 14. li: M. 401.

3. Ihr offner Brief vom 10. Juli: M. 399.

4. Daß die Dortrechter nicht huldigten, berichtet nicht der Vermeerede Beka bei Math. Anal. V 387, sondern geht auch ihrem späteren Huldigungsbriefe vom 10. Novbr. bei Mieris 331 tlich hervor.

5. Ueber die Ordnung des Landgerichts von Südhol= d die in vieler Hinsicht merkwürdige Urkunde vom 16. Juli 1417 Mieris 401—403. Die damit in Verbindung stehende Urkunde v. Juli p. 406 zeigt, wie alle Stellen nur mit Hoeks besetzt waren.

6. Das Hausrecht des Wittelsbachischen Fürstenstam= s war durch das allgemeine Stammgüterrecht im deutschen Reiche, durch wiederholte Erbverbrüderungsverträge begründet. Die Urk. über sind zahlreich. Wer, wie es die Brüder von Herzog Albrecht thaten, diesem Verbande der Agnaten in Bezug auf ein Land ausscheiden lte, mußte förmlich Verzicht leisten. Vgl. des Geheimen Kanzlers midt histor. Beschreibung des durchlauchtigen Hauses von Bayern auf Münchner Hof= und Staatsbibliothek Cod. bav. 1822. Mussinan h. der herz. niederbayer. Linie Straubing=Holland im Anhang. Das brecht an Reichslehen ist wiederholt ausgesprochen. Filiae non ent in imperio hereditare — in Alberici Chron. a. 1193 bei Leib- Script. p. 400. Wilch man des sunes darbet, der erbet uffe den ten die Gewere des gutes, ez en sie daz der Herre ez gedinge daran ligen habe — im Sächs. Lehnrecht Art. 6. Si quis sine filio mas- o mortuus fuerit et reliquerit filiam: filia non habeat beneficium ris, nisi a domino redemerit. Si autem dominus ei dare vo- rit propter servitium et amorem patris, non revocetur ab ullo parentibus suis neque damnetur. — II. Feud. 24. Vgl. Walter tsche Rechtsgeschichte § 239. Eichhorn deutsche Staats= und Rechts= hichte § 364. — Die Frage war aber, ob nicht durch die einmal er= te Belehnung einer Frau, nämlich der Kaiserin Margaretha, eine für Folgezeit maßgebende Thatsache erwachsen war? Früher hatte land noch nicht unter Frauen gestanden. Ada, das einzige Kind des 3 verstorbenen Grafen Dietrich, war vertrieben und des Grafen Bru= Fürst geworden; der erste Graf aus dem Hennegauer Hause hing dem alten holländischen Grafenstamme zwar nur durch eine Frau ammen, sein Titel aber gründete sich vor allem auf des Kaisers Be= nung. Uebrigens waren Frauenlehen in Holland bereits anerkannt, B. Urk. v. 28. Septbr. 1418, für die Borsselen auf Martinsdyck eris IV 499, noch früher Urk. v. 10. Mai 1346 für Johann von aumont Mieris II 709.

7. Kaiser Sigismund in Lüttich. Dynt. 333. Mag. Chron.

Belg. 340. Fisen II 180. Hossart II 217—218. Wiederverleihung der Lütticher Freiheitsrechte durch Urkunde v. 30. April 1617: Polain 227—229.

8. Daß nach dem Tode Herzog Wilhelms eine Dreiregierung durch Johann Jakobäa und ihre Mutter festgestellt worden, erklären bei Dynter 348. 349 die Nichte wie der Oheim, und erhellt deutlich aus den Urkunden vom 15. Juni, 1. August und 10. und 11. Juli 1417 bei Mieris 398. 399. 400. 408. 409—411, sowie aus den Particularités 16. Dortselbst über den Brand von Chimay 128.

9. Verhandlungen zu Biervliet. Dynter 342—345. vgl. 348—350. Johann von Bayern wird bei Dynter 369 als domesticus commensualis von Jakobäa und ihrem Gemahl bezeichnet. Die Urkunden bei Mieris 408—411. Monstrelet I. c. 263 erzählt, Jakobäa sei von ihrer Mutter wider ihren Willen zur Brabanter Verbindung genöthigt. Die Mutter erscheint auch bei Windeck (Mencken 1123) als diejenige, welche vorzüglich diese Heirath betrieb.

10. Jakobäas Huldigung in Seeland vom 1—18. Aug. bei Mieris 411—418. Am 31. Aug. ist sie in Quesnoy, am 27. Okt. wieder in Gouda. Mieris 418. 428. Ueber das Geschlecht der Borsselen v. d. Aa Biographisch Woordenboek der Nederlande (Haarlem 1854) II 943. ff. und Reygersberg Chronik von Seeland.

11. Montfort nennt sich selbst General-Statthalter in Jakobäas Abwesenheit in der Urk. vom 6. u. 24. Sept. 1417 M. 420. 421.

12. Die Ursachen von Johannes rascher Sinnesänderung sind in den Chroniken nicht angegeben. Er selbst sagte (bei Dynter 348): Die Klagen über die schrecklichen Bedrückungen der Kabeljaus und der Städte, welche in Lüttich zu ihm gedrungen, hätten ihn genöthigt, nach Holland zu kommen und die Regentschaft als Ruwaard zu übernehmen. Snous 135, das Magnum Chron. Belg. 361, der Tegernseer Codex, Suffridus 140. 142, Vinchant 66 sind alle einstimmig darin, daß das heftige Andrängen und Aufreizen der Kabeljaus die Ursache gewesen, weshalb Johann Lüttich verlassen und sich an ihre Spitze gestellt habe, nachdem er anfangs zu seiner Nichte gehalten. Das Magnum Chron. Belg. sagt treffend: quae (Jacoba) tamen ex susurratione pravorum Hoexentibus favens Cabellianenses depressit, sicut dominus dux pater ejus salva honestate fecerat; quare Cabellianenses divitiis et potentia abundantes Jacoba spreta Johannem de Bavaria vocant, — tamquam verum tutorem dominae Jacobae et heredem comitatus ejusdem ducunt. Gewiß ist, daß er am 1. August zu Biervliet noch anderer Gesinnung war. Seine ritterliche Ehre wäre doch zu arg beschmutzt worden, wäre er dort vor aller Welt nur als Heuchler erschienen, um gleich darauf die Maske abzuwerfen. Warum hätte er auch Jakobäas Verlobung unterhandeln und abschließen sollen, wenn er im Sinne hatte, gleich darauf die Heirath zu hintertreiben? Es wäre doch überschlau gewesen, hätte er Jakobäa erst in die brabantische Fessel verstricken wollen, um dann durch seinen Widerspruch gegen die Heirath sie desto länger darin festzuhalten, und ihre Verbindung mit einem andern Gemahl desto gewisser zu hintertreiben. Allein sicher kannte er schon Jakobäas Sinnesart, welcher solche Netze zu zerreißen nichts Schweres war. Stand Jakobäa ohne Verlobten, ohne di

brabanter und burgunder Unterstützung, so hatte er um so mehr Recht, für sich selbst die Regierung ihrer Lande als natürlicher Vormund in Anspruch zu nehmen. Was endlich an seiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln läßt, ist der Umstand, daß er zu Biervliet ohne alle Noth und Ursache, seiner Nichte nicht blos, sondern auch ihrem Verlobten wegen seiner holländischen Lande die Lehnshuldigung leistete: Dynter 345.

Die Ursache, weshalb er die Vogtschaft verlangte, war die Erkenntniß, daß dem Treiben Montforts und der Hoeks, welche ihrem Haß gegen die Kabeljaus während seiner und Jakobäas Abwesenheit die Zügel schießen ließen, unter jeder Bedingung zu steuern sei, — daß Jakobäa ihm die versprochene Vergrößerung seines holländischen Besitzes, welcher auffallender Weise in den Urkunden und von Dynter nicht näher bezeichnet wird, nicht nach seiner Erwartung gewähren werde, — daß er überhaupt auf ihre — a qua se contemni animadvertebat (Suffr. Petr. 142) — und der Hoeks Fügsamkeit gegen seine Anordnungen nicht zählen könne.

Dynter 346 und Suffridus 140 berichten: Johann sei schon im September wieder nach Dortrecht gekommen, — das erscheint jedenfalls als ein zu frühes Datum. Gewiß aber konnte er nicht schon am 23. Sept., wie Dynter sagt, seine Protestation gegen Jakobäas Heirath in Konstanz überreichen lassen. Denn in diesem Falle hätte der Entschluß dazu, wenn man die Zeit einer damaligen Reise von Holland nach dem Bodensee bedenkt, ziemlich schon in Biervliet feststehn müssen. Dynters Zeitangaben sind hier überhaupt unsicher. Er berichtet, schon im September sei Johann in Dortrecht gehuldigt, während dies nach der Urkunde bei Mieris erst am 10. November geschah. Dynter sagt, gleich nach dieser Huldigung habe Johann den Brief an die Städte erlassen, und darüber habe Jakobäa den Landtag nach Schoonhoven berufen: dieser Landtag wurde aber erst Anfangs November gehalten, und es läßt sich schwerlich denken, daß Jakobäa den Oheim, nachdem er öffentlich gegen sie aufgetreten, noch vom September bis November ruhig in Holland hätte schalten und walten lassen. Gewiß wartete aber auch Johann erst den Versuch zur Güte auf dem Landtage ab, ehe er seine Schritte in Konstanz that. Auch Velius 18 sagt: Johann habe Anfangs Ruhwart sein wollen, und erst als ihm die Stände dies versagt, habe er sich an den Pabst gewendet. Es muß also bei Dynter durch einen Abschreibefehler der September statt des November gesetzt sein. Nach den Urkunden treffen wir Jakobäa am 6. Oktober noch in Quesnoy, am 27. Oktober ist sie wieder in Gouda, und am 29. Oktober ist Johann in Rüstung begriffen wider sie und die Utrechter: Fischer 140. Mieris 428. Im Hennegau spricht man um diese Zeit schon von dem Kriege: Partic. 16. Ueber die Bogenschützen aus England Dynter 370. Urk. bei Mieris v. 27. April 483.

13. Rückhaltung der Gefangenen von Yßelstein durch Johann: Urk. vom 2. Jan. 1418 bei Mieris 443 und Verm. Beka 386.

14. Dortrechter Huldigungsbrief vom 10. November bei Mieris 430. Huldigung in Briel Kemp 205.

15. Johanns Brief an die Städte und Landtag von Schoonhoven. Dynter 348—350. Suffrid. 140. Velius 18. Kemp 205.

16. Wiedereinsetzung der Verbannten in ihre Rechte und Güter. Suffr. 141. Vinchant 67. Dynter 370.

Viertes Kapitel.

Die Horkumer Schlacht.

1. Jakobäas Persönlichkeit schildert Monstr. I. im c. für das Jahr 1417 als belle et bien formée de noble et haut tendement en plusieurs manieres, im c. 236 für das Jahr 1420:] lors estoit en fleur de son aage, belle et bien formée, aornée de entendement, autant que nulle autre dame pouvoit être. Olivi la Marche (Lyoner Ausg. 1562, 34) sagt: Jacque de Bavière femme pour sa voulonté joyeuse et de grande entreprise et tou fois sage et subtil, pour sa voulonté conduire selon son d Von späteren Geschichtschreibern beschreibt sie Meyerus (Ann Flandr.) als femina praestanti animo, ingenio acri, florentis aetate, succi plena, dotibusque tum animi tum corporis f Hume (hist. of England, Basler Ausg. 1789, IV, 93) sagt: The a princess of a masculine spirit and uncommon understand the duke of Glocester was rashly induced, as well by the ch of the countess herself, as by the prospect of possessing her inheritance, to offer himself to her as a husband. Chastellai seiner Chroniqne du duc Philippe, bei Buchon Choix de chron mémoir. Paris 1837—60, erzählt von Jakobäa, als sie ihres banter Herzogs überdrüssig war: l'estoit que elle, qui estoit je et gaye, et grant heritiére, avec grace d'estre mariée à ung prince et jeusne d'ans, elle vivoit et languissoit en desplais mort et n'avoit ne paix ne amour ne soulas en mariage ne fruit de gouvernement en son mary.

Bildnisse gibt es von Jakobäa mehrere. Auf den ersten zeigen sie sich aber als bloße Phantasiegemälde. Nur eines ver nähere Betrachtung. Aus der Sammlung des Baron von Ers dessen oben in der Quellenbarstellung gedacht ist, kamen in das An pener Museum zwei Gemälde (Katalog Nr. 71). Das eine stellt Mann von 45 Jahren vor, der in der rechten Hand ein Schwert in einer Ecke ist das Wappen des Frank von Borsselen, späteren mahls der Jakobäa, angebracht. Das andere Gemälde stellt eine j Dame vor und zeigt das Wappen Jakobäas. Im Jahre 1753 w das Frauenbild, und zwar umzogen mit einem Rahmen von al zärtlichen Dingen aus Jakobäas Geschichte, von dem berühmten Ku stecher Enschede herausgegeben. Durch die Güte des Herrn Doml und Rektors der Universität Löwen, Dr. de Ram, erhielt der Ver diesen seltenen Kupferstich. Er zeigt die Inschrift Jan mostert p Haerlemensis, und darunter Taco Jelgesma del. et ornam. inv Joh. Enschede excudit — Jac. Folkema sculpsit 1753. Gern van Noorden hat 1769 die Bilder zum zweitenmale in Kupfer gest und nach ihm ist das Bild in Arends Geschichte gemacht.

Nun könnte Jakobäa allerdings so ausgesehen haben. Auch diese schönen, feinen und doch energischen Züge ganz so gemalt, wie un Charakterzüge von Personen aus dem ersten Drittel des fünfzel Jahrhunderts erscheinen, die von Malern oder Bildhauern damals gestellt wurden. Jedes Zeitalter hat nämlich ein gewisses Charakt sicht, dessen Grundzüge bei den Künstlern jener Epoche regelmäßig wi

lehren. Allein — wie dem Verfasser Herr Archivar Ruelens zu Brüssel, wie Herr Conservator Hefner v. Alteneck, der jüngst in Antwerpen war, nach sorgfältiger Untersuchung mittheilten — die Wappen auf den Ori- ginalen im Antwerpener Museum sind von späterer Hand darauf gemalt, und es gibt im selben Museum eine Madonna von Mostaert, zu deren Füßen sich fünf Personen, offenbar die Stifter des Bildes, befinden, zwei Männer, eine alte, zwei junge Frauen: unter den letztern trägt die eine ganz die Züge der angeblichen Jakobäa. Außerdem findet sich dies Por- trait in der Beguinenkirche zu Antwerpen als Bildniß einer Heiligen wieder. Es kommt nun hinzu, daß Mostaert erst 1477 geboren wurde, und daß das angeblich von ihm herrührende Bild der Jakobäa vollstän- dig Kostüm und Auffassung der Portraits zeigt, wie sie zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gewöhnlich waren. Gemalt ist also das Bild erst damals. Nun könnte es allerdings von Jakobäa ebenso, wie von ihrem Feinde Philipp dem Guten, ein charakteristisches Portrait gegeben haben, welches Mostaert vor sich hatte. Dann müßte er es aber in das Kostüm und in die Auffassungsart seiner Zeit übersetzt haben, was schwer zu glauben. Und wollte man dies auch annehmen, so blieben noch die andern Gründe, um die Aechtheit des Jakobäa-Bildnisses sehr zweifel- haft erscheinen zu lassen.

2. Befehle zur Landesbewaffnung und Städtebe- festigung: Urk. vom 17. 21. 3. November 1417, 27. Juni 1418 bei Mieris 432. 434. 429. 452.

3. Zuzug von Brabant: Dynter 355.

4. Einnahme Gorkums durch Egmont: Kemp 205—206. ... met de bellen und seine wonderlyke beleeftheid: das. 194. 210. ... Petr. und das Magn. Chron. Belg. 362 berichten irriger Weise, Jakobäa selbst habe sich im Gorkumer Schlosse vertheidigt.

5. Arkels Adelsheer und Söldner: Kemp 206. In den Particularités p. 17 berichtet Jakobäa: leur (zu Gorkum) il avait grant ... de signeurs chevaliers et escuyers de pays de Ghelles et de Jullers qui furent desconfit mort et pris. Zuzug von Vornehmen und Geringen aus Dortrecht Haerlem und Leyden Urk. v. 12. 13. Dez. 1417 und 26. Aug. 1418 bei Mieris 436. 437. 497.

6. Jakobäas Bedrängniß. Ende dat geruft ende die meer (daß Gorkum genommen) vernamen die Vorstinnen Vrou Jacob van Beyeren ende hoir moeder, die darom bedruct waren ende om hoir vrienden, u. s. w. heißt es bei Beka 389. In der Urk. vom ... November (M. 435), worin Jakobäa verspricht, Montfort für seine Auslagen schadlos zu halten, sagt sie, daß er sei in groten laste van groten overdragenden coste, die ons nu ter tyt angetegen is, ende ongelix overmids onrecht onlust ende gewelt, dat onse oom van Arkel mit onsen vyanden ende ballingen ende mit onser stat van Dordrecht aen ons ende den onsen landen keert. — Befehl der Besetzung von Gorkum am 20. Nov. bei Mieris 433.

7. Auf die Gorkumer Schlacht und Jakobäas großen Sieg legen die Chroniken besonderes Gewicht. Am ausführlichsten und kundigsten wird der Hergang erzählt im Vermeer. Beka 389—395, sodann bei Kemp 206—208, kürzer bei Dynter 354—355, Chron. Tiel. 466, in der Gouda-Chronik 120, Heda 271, in den Scriptor. rer. Amors- fortiarum (ed. Mathaei Lugd. Batav. 1693) 90—92. 197, in dem

Belagerung liegen bleiben mußt
Chronik der Utrechter histor. Ge
Beka sagt von dem glücklichen
in die Stadt und dem Durchzi
seggen en te scriven is, want
binnen Gorinchem, als men n
deckter hoefden van den gene
bezeichnet den 21. November als
Egmond. Die Bestürmung Rot
Jakobäa ihr Wimpel vor der Br
Jakobäas Versuchen, Arkel für si
Kemp und oben Buch III. Kap.
(Math. I 82) berichtet: Anno M
die X doen wert Joncker Jan
goeder mannen tot Gorkum.
Dieser letztere Zusatz ist eigenthüm
zurückgeworfen, und sein trauervoll
victores in Gorinchem crudelis
nec cimiterio neque sanctuario
466. Dasselbe besagt eine Urkund
und eine Stelle der Jahresrechnun
sellsch. a. a. O. 390.

8. Ueber das Geschlecht
De vita et reb. gest. dom. de A
schen Besitzungen, Einkünfte und
etc. 345—346. Darüber sowie ü
Chron. d. Utr. hist. Ges. 1851,

9. Ueber Walram Breder
gest. dom. de Brederode (Math
333—336. Verm. Beka 419—4
Kinder: Urk. vom 12. Jan. 1418

10. Beabsichtigter Zuzug J

11. Wilh. von Drüten

2. Unterhandlungen. Chronik d. Utr. Ges. a. a. O. 387. 389. 393. 398. Jakobäas Korrespondenz das. 401. Ferner die Urk. vom 27. Mai 1418 M. 483. Particularités 17—24. Furcht im Volke: Chron. Tiel. 467.

3. Jakobäas Strenge. Urk. vom 13. Dezember 1417 und 5. Januar 1418, M. 436. 445. Monstrelet l. c. 182.

4. Geldoperationen. Zahlungen der Städte z. B. Urk. vom 2. und 8. Jan. 1413, M. 442—444. 446. Zahlungsverbote an die Schuldner des Feindes: Urk. vom 2. Jan. 1413 und 3. März 1423, M. 442. 675. Verpfändungen und Steuern: Urk. vom 26. Aug., 14. 25. Sept., 31. Dez., M. 494—498. 507.

5. Schatzungsgelder der Gefangenen z. B. Urk. vom 1. und 3. Jan., 11. Nov. 1418, M. 444. 442. 504. Urk. v. 21. Jan. 1425, M. 814.

6. Dienstaufsagen z. B. Urk. vom 15. 29. Okt. 1417, 5. 9. Febr., 1. 2. März, 9. Febr. 1420. M. 427. 428. 460. 466. 540. Grafen von Nassau: 464. 475. 476. 503. Heemskerck 458.

7. Schloßübernahmen z. B. M. 480. 469. 433. 414. 416.

8. Fehdebriefe z. B. Urk. v. 6. März, 10. Juni, 23. Aug. 1418, M. 485. 487. 593.

9. Bündnisse mit Utrecht und Amersfort: M. 454. 455, mit dem Herzog von Berg: Urk. v. 21. Jan. und 2. Febr. 1418. M. 450. 457. Darin nimmt Jakobäa ihre guten Freunde von Lüttich von der Fehde aus. Unterhandlung Jakobäas mit England: Urk. v. 27. Mai M. 483. Bündniß Jakobäas mit dem Grafen von Reiferscheidt, ihre Unterhandlungen mit Lüttich, Zuzug für Johann aus den oberen Landen: Chronik der Utr. Ges. a. a. O. 390. 399. 400. 394.

10. Der Kleinkrieg in den Monaten Dezember 1417 bis Juni 1418 erhellt schon aus den vorgenannten Urkunden, Dynter 376, Magn. Chron. Belg 362, Herm. Corner Chronicon c. 1231, am besten aus der Chronik der Utrechter Ges. Vorfälle bei Gouda: Verm. Beka 398. 399, bei Zierickzee Reygersberg 188. Anschlag auf Schiedam: v. Wyn Naleezing op de Vaderl. Historie 201. Seeländische Flotte: Chronik der Utr. 384. 407. 411. Mieris 484. Johanns von Bayern Söldner: Dynter 370. Urk. vom 27. Mai bei Mieris 483. Chronik der Utrechter Ges. 394. Versenkung der Schiffe im Brieler Hafen: Chron. d. Utr. Ges. 382. 387. 390. 396. Aufstand in Rotterdam und Angriffsversuche der Dortrechter auf diese Stadt: das. 383. 386. 391. 395. 408. 411. Heinrichs von Bergen Wache bei Gravesand: das. 383. Hinrichtung der Mannschaft eines Kaperschiffes: das. 385. Blockhäuser: das. 393. Beabsichtigte Landung Johanns von Bayern in Nordholland: das. 405—407.

11. Vorgänge im Konstanzer Concil: Eberhard Windeck in Mencken Script. I 1123. Snous 35. Dynter 345. 350. 355 sqq.

12. Päbstliche Erlasse. Dispensation am 22. Dezember 1417, M. 440. Widerruf am 5. Januar 1418, M. 446. Der Pabst spricht in letzterer Urkunde von den guerrarum incendia non solum in dominiis Johannis et Jacobae, sed et in circumvicinis et etiam remotis partibus. Wahrscheinlich hatten ihm der Kaiser und Johann von Bayern gedroht, es werde ein Krieg mit der ganzen burgundischen Macht erfolgen, in welchem auch der Kaiser und Deutschland nicht müßig bleiben würden. Daß die Urkunde vom 5. Januar unbesiegelt auf der päbst-

lichen Kanzlei zurückgehalten worden, berichtet selbst Dynter 357. Verstärkter Widerruf des Pabstes am 30. März: M. 476. Fischer 151. Botschaft des Pabstes und der beiden Kardinäle an Brabant: Dynter 362—363. Bestätigung der Ehe am 27. Mai 1421: M. 485—486, dazu Dynter 359 sqq. Appellation Jakobäas und Adhäsion der Utrechter Kirche: Chron. der Utr. Ges. 384. 413.

13. Kaiserliche Erlasse. Eheverbot an Johann von Brabant am 1. März: M. 466. Befehl an denselben zur Herausgabe von Jakobäas Landen am 28. März: M. 486, Dynter 367, in nächster Verbindung mit dem verstärkten zweiten Dispensationswiderruf des Pabstes und mit dem offenen Briefe an die holländischen Städte und Einwohner vom 30. März M. 477—478. Die Belehnung Johanns war demnach vor dem 28. März, erfolgt und zwar, wie in den Particularités 23 bemerkt ist, durch Bevollmächtigte des Kaisers. Uebrigens ist das Datum der unter dem 30. März gehenden Briefe des Pabstes und Kaisers etwas auffallend. Sie sprechen beide darin von der Hochzeit, die noch nicht vollzogen, aber beabsichtigt sei. Es war aber nicht denkbar, daß sie zu Konstanz am 30. März nicht schon von der am 10. März im Haag vollzogenen Trauung Nachricht gehabt, die in Gegenwart der Stände und so vieler Personen vor sich ging, welcher die consummatio matrimonii und sogleich der feierliche Huldigungszug durch die Städte folgte. Sollte nicht aus dem 13. März, den die Urkunden ursprünglich hatten, später durch Irrthum, vielleicht auch durch Fälschung der 30. entstanden sein? Dynter theilt jene Urkunde, in welcher der Pabst auf verstärkte Weise die Dispensation widerruft, nicht mit, allein er sagt 357: das Original der Widerrufsurkunde sei seinem Herrn dem Herzog von Brabant niemals eingehändigt, während aus den Particularités 37 hervorgeht, daß die Urkunde Jakobäa und ihrem Gemahl insinuirt und öffentlich an vier Bischofskirchen der Nachbarschaft angeschlagen war.

14. Dispensation des Pabstes zur Heirath Johanns von Bayern: Dynter 353. 366. Im Artikel 20 des Friedensvertrages vom 19. Febr. 1419 bei Mieris 524 ist auch von Verwilligungen und Briefen des Pabstes in Bezug auf Jakobäas Lande die Rede. Belehnung Johanns durch kaiserliche Gesandte: Partic. 23. Die Belehnung mußte schon vor dem kaiserlichen Erlasse an Johann von Brabant vom 28. März erfolgt sein. An Elisabeth von Görlitz verschrieb Johann von Bayern am 9. Febr. 1418 all seine Besitzungen zu Widthum und Leibzucht: Fischer II 137—139. Damals war also bereits die Hochzeit beiderseits beschlossen

15. Ueber Jakobäas Röthigung zur Heirath sagt Monstrelet I cap. 236, daß ihre Mutter en partie l'avoit mariée audit duc de Brabant contre sa voulonté. Cf. cap. 194. Die Goudaer Chronik 122 drückt sich in folgender Weise aus: Nach der Gorkumer Schlacht noch so was Vrouwe Jacob in grooten last, want Hollant wort Oweedrachtich ende Hertoch Jan van Beyeren haer tom lach binnen Dordrecht. Ende Heer Henrich van Berghen met die anden Heeren, die met Vrouwe Jacob waren, brochtent so verre, dat sy Hertoch Jan van Brabant tot eenen man nam. Daer sy seer mede dwailden. Suffridus Petrus 143: Hamati ergo talem antagonistam nacti, ut se praemunerent adversus ingruentem illius vim (Johannem Bavarum), consilio Dn. Henrici de Berga et D. Jo-

Ducis Burgundiae et matris ejus Dominae Margaritae Bur-
ie, desponderunt comitissam Holandiae D. Jacobam Johanni
Brabantiae ejus consobrino. Vgl. Magn. Chr. Belg. 362.
16. Daß die Hochzeit mit königlicher Pracht gefeiert
, berichten das Magn. Chron. Belg. 362, Reygersberg 190,
und Vinchant. Das Datum vom 10. März und 4. April geben
an, sowie die Particularités 19 und Reygersberg. Die Feier
am 10. März war die bürgerliche Eheschließung, welche der kirch-
Einsegnung oder dem öffentlichen Kirchgange der Neuvermählten
ging. Bei Dynter 358 und in den Particularités 19 wird her-
ben, daß die Eheschließung stattgefunden nach den Gebräuchen des
also nach holländischem Rechte. Man kann daher kaum zweifeln,
was jedoch nicht ausdrücklich berichtet wird, in der Form der
tung des Lagers stattfand. Altgermanische Symbole dieser Art
die fürstlichen Geschlechter am längsten fest, auch die Eheschließung
Maximilian und Marie von Burgund geschah durch Beschreitung
ers. Daß in der Nacht darauf die Verbindung vollzogen sei,
wohl von Dynter in den Particularités, als vom Verm. Beka
Snous 136 und dem Magn. Chron. Belg. ausdrücklich ge-
Die Neuvermählten selbst melden dem Herzog von Burgund,
malcander beslapen hadden: Chronik der Utr. Ges. a. a. O. 398.
17. Huldigungsreise der Neuvermählten in beiden
n: Dynter und die Chronik der Utr. Ges. a. a. O.

Sechstes Kapitel.

Belagerung von Dortrecht.

1. Aufforderung Johanns von Bayern an die Graf-
en und deren Antwort: Dynter 368—370, Verm. Beka 399.
de Holl. 154. Vinchant 72—73. Chron. d. Utr. Ges. 395.
2. Neutralität des Goylands: Chronik der Utr. Gesellsch.
18, und der Gaesbeckschen Lande: Urk. vom Mai oder Juni
m 24. August 1418 bei M. 487. 494. Stimmung in Hol-
Verm. Beka 399.
3. Maßregeln der Hoeks: Chronik der Utr. Ges. 395. 403.
38. 410. Aufgebot am 30. Mai: das. 387.
4. Unterhandlungen Johanns von Brabant mit Jo-
on Bayern: Partic. 25. Verm. Beka 399. Haraeus 388—389.
k der Utr. Ges. 380.
5. Versammlung zu Antwerpen: Dynter 370—371.
uch Henneganer am Zuge Theil nahmen, sagt Vinchant 73
hellt aus Mieris 526, wo 21 Henneganer, darunter die Vor-
n, als Theilnehmer am Friedensschlusse zu Workum auftreten.
6. Die Hochzeit Johanns von Bayern fand nach dem
Chron. Belg. 340 im Juni 1418 statt; denn am 28. Mai war
hl in Lüttich und subsequenter brevi temporis intervallo Joh.
v. matrimonium cum ducissa Lucemburgensi contraxit.
7. Ueber Belagerungszeug und Einrichtungen in
elagerten Stadt gibt anschauliche Belehrung unter andern
abs Beschreibung im VIII. Bande der Quellen und Erörterungen

zur bayerischen und deutschen Geschichte. Im Uebrigen ist natürlich da Material zu Darstellungen solcher Art aus zahllosen Stellen in Urkunden und Chroniken zu entnehmen.

8. Vorgänge bei der Belagerung: vor allem die Chronik der Utr. Ges. a. a. O., dann Dynter 371—375. Verm. Beka 400—402. Magn. Chron. Belg. 362—363. Herm. Corner Chron. c. 1231 Reygersberg II 190. Suffr. Petrus 143. Divaeus Rer. Brab. 22. Haraeus 389. Beverwyck Beschryving van Dortrecht 347. Die Anwesenheit Jakobäas im Lager berichten Snous 136 und Roya 71. Daß auch St. Paul vor Dortrecht, — aus der Chronik bei Math. I 81. Daß Dortrecht auch heftig bestürmt sei, erzählt blos das Magn. Chron. Belg., der Fortsetzer des Beka würde, wenn die Bestürmung stattgefunden hätte, sie nicht ausgelassen haben, und Dynter, der freilich die von allen andern Chronisten bezeugte Schande seiner Landsleute zu verhüllen trachtet, berichtet 271: es sei zu Antwerpen überhaupt nur beschlossen, statt Blockhäuser zu bauen und zu bewehren, und dann mit dem Heere wieder abzuziehen. Zerstörung von Goerede: Reygersberg und Wagenaar III 430. Der Streich mit den Schiffen voll Eßwaaren: Magn. Chron. Belg. Herzog Johanns Sängerkapelle: Utr. Chr. 397. Er und Jakobäa im Haag: das. 322. 391. Wassenaar und Assendelft Marschälle: 389 Geldnoth: 391. 421. Streit zwischen Montfort und Culenburg: 423 392. Johann von Egmond: 390. 417. 420. 421. 422. 423. Frühzeitige Entfernung wohlhabender Männer aus dem Lager: 421. 422 Die Dortrechter auf den Flüssen oberhalb des Lagers: 396. 397. 420 422. Die Rotterdamer: 397. Eiliges Aufgebot der Brabanter Ritter und Knechte nach St. Gertrudsberge: 424. Brabanter Siegel in Dortrecht: 425. Aufbruch des holländischen Heeres am 6. August: 423.

Zum Andenken an diese Belagerung ist über der Spuipoort zu Dortrecht noch folgender Spruch:

> In't jaar 1418 belegerde hier dese stad fier
> Hertog Jan van Braband machtig:
> Maer wiert verdreven door Gods hand krachtich,
> Soli Deo Gloria.

Auch befindet sich in Dortrecht ein jetzt restaurirtes altes Bild welches die Belagerung vorstellt. Schotel Jets über Teylingen 322.

Siebentes Kapitel.

Johann von Bayern Sieger.

1. Die Dortrechter vor Rotterdam, Furcht vor ihren Landungen, Jakobäas Beorderung von Städtevolk nach dem Haag Chronik der Utr. Ges. 397. 424. 425.

2. Zerstörung der Stadt Ysselstein nach Jakobäas Befehl vom 15. Aug., M. 492, in der Weise wie Snous 135 umständlich und erbittert den Hergang beschreibt. Gouda Chronik 120. Erst unter Karl dem Kühnen wurde das Schloß Ysselstein wieder aufgebaut. Kemp 20

Geldstrafen der Utrechter um Kirchenschändung in de

Gorkumer Schlacht: Urk. vom 15. Aug. M. 494. Neue Achtung der Gorkumer Betheiligten: Urk. vom 26. Aug. M. 497.

3. Gütererwerb Wilhelms von dem Berge: Urkunden bei Mieris 493. 514. Hergang am Hofe und unter den Ständen von Brabant: Dynter 376—377 und unten im vierten Buche.

4. Bestellung der Regentschaft durch den Herzog von Brabant: Urk. 14. 28. Sept. 498—499.

5. Geldoperationen: Urk. 26. Aug. 9. 14. 28. September 31. Dez., M. 494—496. 497—498. 507.

6. Furcht vor Jakobäas Landung in Voorne oder Pütten, Johann von Bayern bei Geervliet, Eifer der Brieler: v. Wyn Byvoegsels zu Wagenaar, 3tem Buche 86.

7. Einnahme von Rotterdam, Jakobäa in Schiedam Delft und Gouda: Verm. Beka 402—403. Rotterdam sei auf St. Victors Tag genommen, erzählt Vinchant 74 und setzt den 28. Juli, wo man noch vor Dortrecht lag.

8. Waffenstillstände auf acht Tage seit dem 27. Okt. von Jakobäa bewilligt ten versoucke ende begeeren ons liefs ende geminden neve des graven van Charolais: M. 501. 506. 513. 518.

9. Unterhandlungen: Dynter 377 ff. Gelobung Johanns von Brabant zur Herausgabe von seiner Gemahlin Lande bei ihrem kinderlosen Tode am 27. Dezbr. bei M. 506. Verzicht Jakobäas auf Gorkum und Leerdam im Januar. M. 518.

10. Workumer Verträge. Mieris 525—534. Aus diesen Urkunden, sowie aus dem Verm. Beka 404—407, Dynter 377—379, Magn. Chron. Belg. 363 erhellt, wie es bei dem Abschlusse in Workum herging. Die Namen der Herren, welche ihre besondern Friedensartikel besiegelten: Mieris 525—529. 531—532. Der Artikel 17 gibt eine Andeutung, wie verfänglich die Worte gesetzt wurden. Da heißt es erst: die Kastellane sollten die Schlösser keinem andern übergeben, als Jakobäa und ihren Gemahl alsoo lange als sy t'samen in huwelyck zyn. Dann hätte nach Johanns von Brabant Tode der Oheim zugreifen können. Es wurde daher auf Betreiben der andern Partei zugesetzt: dats te weten, alsoo lange als myn Vrouwe leven sal. — Ob die Angabe: Johann von Bayern habe zu Workum durch Testament Philipp zu seinem Erben eingesetzt (Arend, 472) Grund hat, wird sich später zeigen.

11. Entschädigungen der Kabeljaus. Heemskerck bekam für sein abgebrochenes Schloß 3500 Rosenobel: Urk. vom 15. Febr. 1419, M. 527. Ueber Entschädigungen, welche Johann von Bayern seinen Fehdegenossen gab, die Urkunden 527—529. 535—536.

12. Forderungen der Städte. Chronik der Utrechter Gesellschaft 1850, 202—206.

13. Entlassung aus dem Unterthanenverbande von Jakobäa und ihrem Gemahle: Urk. vom 1. April 1419, M. 532. Verkündigung der Friedensartikel bei Glockenschlag gebietet Johann von Bayern in der Urk. vom 20. Febr., M. 530. Seine Huldigung: Magn. Chron. Belg. 363. Schon im Vertrage vom 13. Feb. selbst und fortan nennt sich sone van Henegouwe van Hollant ende van Zeelant. Auch auf den Münzen, die Johann von Bayern in dem angeheiratheten Herzogthum Luxemburg schlagen ließ, nennt er sich Joh.

Dux. Bav. et filius Holl., bei Mieris I 23. Das filius bedeutet so viel als Prinz, oder wie es auch heißt „Junker von Holland". In ähnlicher Weise entstand der Name Infant von Spanien, fils de France.

14. Daß Johann von Bayern nicht blos Mitregent, sondern auch Johanns von Brabant Statthalter sein sollte, erhellt aus der Urk. ebenfalls vom 13. Febr. 1419 bei M. 525.

Jakobäa von Bayern
und ihre Zeit.

Jakobäa von Bayern
und ihre Zeit.

Acht Bücher niederländischer Geschichte

von

Franz v. Löher.

Zweiter Band.

AUF VERANLASSUNG UND MIT UNTERSTÜTZUNG SEINER MAJESTÄT DES KÖNIGS VON BAYERN MAXIMILIAN II.

Nördlingen.
Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.
1869.

Vorwort.

Seit der erste Band dieses Werkes erschien und in fremde Sprachen übersetzt wurde, sind sechs Jahre verflossen. Das ist ein Verschulden, wofür der Verfasser Rede stehen muß. Es überfiel mich nämlich eine drängende Aufgabe nach der andern, das größte Unglück war aber das Fehlen der Quellen und Vorarbeiten.

Es lag da ein höchst anziehender Stoff, nur obenhin gekannt, von Sagen ganz überwuchert, ja theilweise mußte man ihn erst entdecken. Der erste Band ließ sich noch mit Hülfe von Schriften und Urkunden herstellen, die ich im bücherreichen München und durch Gönner in den Niederlanden auftrieb. Die Fortsetzung der Arbeit wurde immer schwieriger, je tiefer ich hinein kam. Es blieb zuletzt nichts übrig, als erst die holländischen belgischen und nordfranzösischen Archive zu durchforschen. Das geschah nun keineswegs erschöpfend: immerhin aber floß aus Lille Mons Brüssel Paris Wien München dem Haag Leyden und andern holländischen Städten eine große Menge von Urkunden Chroniken Kämmereirechnungen und Ortsnachweisen zusammen, die sämmtlich noch ungedruckt waren. Diesen bunten und oft widerhaarigen Quellenstoff mußte ich erst durchdringen, ordnen und erörtern, und endlich das Nöthigste daraus selbst veröffentlichen, um eine Grundlage für das Buch zu schaffen. So entstanden die beiden Abtheilungen der „Beiträge zur Geschichte Jakobäas von Bayern", welche 1865 in den Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften zu München, Band X Abth. 1 und 2, erschienen.

Bei diesen Forschungen erhellten sich weite Abschnitte de
niederländischen und burgundischen Geschichte, die im Dunkel
lagen. Freilich knickte auch eine Reihe von Prachtblüthen der Ja
kobäa-Sage zusammen, aus denen die holländische Schuljugen
ihre schönsten Aufsätze macht, als da sind der berühmte Ritter
schlag der Sieben, der auch im Nationalmuseum auf der Max
miliansstraße abgemalt ist, die Schauergeschichte vom holländische
Regulus Albrecht Beylinck, die Pabstfabel von Benedikt XI
Ehebewilligung, und dergleichen mehr. Doch genug des Abe
teuerlichen ist übrig geblieben, um das Leben von Kaiser Lu
wigs Urenkelin zu einem wilden Roman zu machen, wilder a
ihn damals Margarethe von England oder Johanna von Nea
erlebte, oder auch die Jungfrau von Orleans, die ein halbes Ja
später, als Jakobäa ihre strahlenden Waffen niederlegte, sie wie
aufnahm.

Was aber die Hauptsache — das wirklich Geschehene
nun bis in die einzelnen Züge hin aufgeklärt und urku
bewahrheitet, und vielleicht möchten sich wenige Kriegs- u
Fürstengeschichten aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jah
hunderts so klar und sicher von Monat zu Monat nachweis
lassen, als jene niederländische Epoche Jakobäas.

Eigenthümlicher Reiz liegt über diesen Parteikriegen a
Ausgang des Mittelalters. Wer es verstände, Denken u
Trachten der Menschen jener Tage uns deutlicher zu mache
der würde eine Lieblingsidee des verklärten Königs Maximilian I
ausführen, der es öfter betonte, wie dieses Buch ein offen
Spiegelbild werden müßte von den Sitten und Bräuchen, u
insbesondere von den Rechtsanschauungen, die neben den re
giösen dem Jahrhundert Kraft und Gerüste gaben.

München, Weihnachten 1868.

Der Verfasser.

Viertes Buch.

Die Brabanter Revolution.

Erstes Kapitel.

Brabant und seine Hauptstadt.

...esfreiheit. Der Rath von Cortenberg. Macht der Städte. Brüssel ...m Antwerpen und andere Städte. Herzogthum Limburg. Der ...enberg. Brüssels Anblick. Adliger und bürgerlicher Stadttheil. Aus... ...er und Schutzverwandte. Ausschweifender Hof. Französische und ...sche Gesittung. Gewerbe. Festlichkeiten. Kriegsstärke der Geschlechter ...der Zünfte. Alleinherrschaft der Patrizier. Die Schöffen und ihre ...l. Der Amtmann. Die Schützen- und Tuchmachergilde. Prälaten ...Landesadel. Berühmte Adelshäuser. Ordnung des brabanter Kriegszugs. Das alte Fürstenhaus.

Im Sommer des Jahres 1312 versammelten sich im ...en Saal der Cortenberger Abtei sechszehn auserlesene Herren ... Brabant. Vier hatten sich den Ritterschlag verdient, die ...rigen waren sämmtlich rittermäßige Leute, drei aus Löwen, ... aus Brüssel, und je einer aus sechs anderen Städten. Sie ...en erwählt von Fürst und Ständen, auf daß sie wachten ... des Landes Freiheit und Verfassung. Jegliche Klage, welche ... auf Brabants Recht und Regierung bezog, sollten sie an...ren, untersuchen, entscheiden. Wer nicht öffentlich als treu... rechtloser Mann wollte verkündigt werden, mußte ihrem ...spruch gehorchen. Fortan trat von drei Wochen zu drei ...en dieser „Rath von Cortenberg" zusammen, seines hohen ... edlen Berufs zu pflegen. So große Freiheit hatte der bra-

banter Herzog seinen Unterthanen verliehen, und er gelo
gleich: wenn er selbst jemals des Landes Freiheit brecher
so sei zur Stunde Jedermann der Treue gegen ihn ledi
Nachfolger dieses Fürsten gab zwanzig Jahre später acht
des Landes Vollmacht, den Staatshaushalt zu überwach
seine Tochter, die Erbherzogin Johanna, entsagte ihre
lichen Begnadigungsrecht, damit um so erhabener be
Urtheil, welches das Schöffengericht in Brüssel über B
verkündige. Ja noch mehr, diesen selben Gerichtshof r
aus mit Macht und Ehre, auf daß er Rechtssachen, die
herzoglichen. Rath gar zu sehr in die Länge zögen, s
Hand nehme.

Kaum durfte ein anderes Land sich im vierzehnte
hundert so großer und verbriefter Freiheiten rühmen. I
dienst aber, sie dem Lande erworben zu haben, schrieben
zugsweise die Städte zu, und allerdings ließen sie scho
den Adel hinter sich in Macht und Ansehen wie dur
und Rührigkeit. Brabant besaß eine unversiegliche Qu
natürlichem Reichthum in seinem fetten fruchtbaren Bo
in dem ruhig fortarbeitenden Fleiße der Bewohner. A
Stellen hatten sich die Menschen so dicht zusammen gesie
in Flandern und Holland, weil sie Geselligkeit liebten
Arbeit und Verdienst aller Orten leicht und sicher war.
blüheten schon frühzeitig eine Menge von Städten auf,
bald inne wurden, daß in ihnen des Landes beste Stärk

Als die vornehmste Stadt fühlte sich Löwen. U
Mauern und Thürme schwebte noch ein gewisser ehr
Glanz, Löwen war die Stadt der alten Fürsten und d
Geschichte. Noch vor fünfzig Jahren war diese Stadt
und volkreich durch Linnenhandel und Tuchwebereien,
hundert Jahren aber, so erzählte man, hätte Löwen
send Webstühle und über hunderttausend Einwohner
Seitdem war die Stadt fortwährend gesunken: in den
hörlichen und blutigen Kämpfen zwischen Patriziern und

werkern mußten zahllose Bürger in's Elend ziehen. Sie gingen nach Brüssel, das sie mit Freuden aufnahm, hinter dessen Mauern sich immer mehr Handel und Gewerbe, Lust und Reichthum sammelte. Zuletzt war auch der fürstliche Hof von Löwen nach Brüssel herübergezogen, und hatte die schimmernden Ritterzüge gemischt unter die fröhlichen Bürgerfeste. Die Löwener blickten mit stillem Groll auf das immer mächtiger heranwachsende Brüssel, und wenn es nicht gar zu arg gegen Beider Vortheil ging, dann wollte die eine Stadt gewiß das nicht, was die andere wollte. Eine dritte Stadt kümmerte sich um Beide nicht viel, schickte Flotten auf den Häringsfang, und bot offenen Markt allen Seeleuten, die etwas zu handeln hatten: diese Stadt war Antwerpen. Fischerei und Seehandel gaben ihr allmählig eine große Bedeutung, und man mußte zugestehen, Antwerpen solle nicht mehr einen, sondern zwei Männer in den Rath von Cortenberg schicken. Zu den andern drei Städten, welche das Wahlrecht für Cortenberg erhielten, nämlich Herzogenbusch, Thienen (Tirlemont), und Leuwe (Leau, Zout-Leeuw), war später noch Nivels getreten. Aber noch eine ganze Menge Bürgerschaften ließen ihre Stimme im Lande hören. Im Jahre 1354 waren es schon vier und vierzig Städte und freie Ortschaften gewesen, welche ihre Zustimmung beurkundeten, daß des Herzogs Tochter Landesfrau werde. Unter ihnen waren auch die Limburger Städte; denn das Herzogthum Limburg war in der großen Schlacht von Woeringen 1288 von Brabants Ritterschaft gewonnen. Die Maestrichter überragten aber weit die andern Bürgerschaften Limburgs, und waren schwer zu überzeugen, daß Brüssel ihr Vorort geworden sei.

Das Innere dieser Hauptstadt von Brabant, deren Straßen bald ein so wildes und blutiges Treiben füllen sollte, ihre Regierung, und die Klassen ihrer Bevölkerung müssen wir uns jetzt näher beschauen.

Brüssel konnte nicht daran denken, sich mit Gent Dortrecht Köln oder Mainz zu messen: gleichwohl war es eine reiche und

Sümpfen und Sandebenen des
selbst aber war fest und wohlge
farbig prangende Fenster und e
Erker mit allerlei Zierwerk. Dich
den Küchengärten des Hofes unt
weiten Parks, in welchem Edelwi
teichen sich im Herbste wohl ein
War auf dieser Rückseite des
Stille, so wurde die andere Sei
Wagen, Volk und Rittern. Etw
hier der Hofplatz, der mit Stein
steinernen Säulchen umgeben wa
in welchem Niemand Messer ode
übersah von hier die zahllosen r
und im Frühjahr, wenn die Sen
standen jenseits der Stadtmauer
der gelbliche Sand glänzte. Die
durchgängig klein und meist von
von Stein gebaut waren, so sa
hölzerne Häuser. Nur die Kirche
Gebäude, und hier und da ein adlig

und immer tiefer sich senkte, bis zum Mittelpunkte der Bürgerschaft, dem Markte. Hier sah man auf der einen Seite das stolze Rathhaus, auf der andern Seite die Fleisch- und Brodhallen, ringsum stellten sich außer einigen Patrizierwohnungen die Zunfthäuser dar, in welchen auch Schenkwirthschaft betrieben wurde.

Zwischen der fürstlichen Burg und der St. Gudulakirche, und noch links und rechts darüber hinaus, war die Stadt der Geistlichen und des Adels. Sie hielt sich möglichst auf und an der Anhöhe des Schloßberges, und umfaßte mehrere adlige Höfe, die theils Patriziern, theils aber auch dem Landadel gehörten. Denn um theilzunehmen an Festen und Gesellschaft, an Bildung und Schutz des Hofes und der Stadt, hielten selbst die Bannerherren, welche draußen reiche Güter und Gerichtsbarkeit hatten, es für gerathen, in das städtische Bürgerrecht einzutreten. Sie hießen dann Ausbürger, mußten jedes Jahr wenigstens dreimal sechs Wochen in Brüssel wohnen, zahlten Bürgergeld und einige Steuern, und stellten in Fehdezeiten ihren Mann zum städtischen Banner.

In diesem höher gelegenen Stadttheile fing damals französische Sprache und Sitte an sich einzubürgern. Nichts that dem ausländischen Wesen mehr Vorschub, als daß die burgundischen Fürsten ihre französische Hofhaltung nach Brüssel verpflanzten, und mit ihr französische Prachtliebe und Lockerheit der Sitten einzog. Der brüsseler Hof wurde berühmt durch Glanz und Feste und Ausschweifungen. Jeder Vornehme wollte es dem andern zuvor thun in Waffenschmuck und prächtigen Kleidern, in der Menge von Rossen Dienern und Pagen. Auch andere Leute, als die auf seinen Höfen wohnten, hatte der Adel im Solde, wofür sie seine Farben und Kleider trugen. Wiederholt gerieth das Gefolge von Land- und Stadtadligen an einander, und Waffengeklirr Streitruf und blutige Köpfe war man auf den Straßen schon gewohnt.

Der adlige Hochmuth, die Pracht und Verschwendung hatte sich von der obern Stadt auch in die untere verbreitet, soweit

dort Patrizierhäuser standen. Auch in diesen ließ sich die Fol jenes Treibens, Schulden und zerrüttete Verhältnisse, kaum mel verbergen. Um so fester schlossen sich dagegen die Zunftleute a die nichts wissen wollten von französischer Sprache und Sitten losigkeit. Die Zünfte waren zahlreich und wohlhabend. Brüss war der Sitz eines lebhaften Zwischenhandels zwischen Flander Frankreich und den Rheinlanden, namentlich in Bier Wein un Gewürzen. Das Gewerbe in Lein- und Teppichweberei, in B reitung von Leder und wollenen Tüchern, stand in Flor. Zwa das letzte, das früher so reichlich nährende Wolltuchgewerbe, en pfand auch in Brüssel den Druck, der von England ausgin Die englischen Tuche fingen damals an, weil sie besser und bil liger waren, die niederländischen von den Märkten zu verdrä gen, und hauptsächlich hieraus zog der Haß gegen die Engländer der sich in Holland und Brabant jeden Augenblick Luft macht seine Stärke. Brüssel verlegte sich um so eifriger auf das Kun handwerk, auf Färbereien Goldschmieden Harnischmachen Schwer fegen.

Die gleichartigen Handwerke aber wohnten, wie jetzt no in den Städten des Orients, in gewissen Straßen oder Stad theilen beisammen, und die Zunft machte sich da ganz von selb Jedes Jahr kamen mehr Handwerksgenossen, und mit ihnen mel Geld und Gewerbe nach Brüssel. Während die Patrizier dur Uebermuth und unsinnige Verschwendung an Vermögen wie a sittlicher Geltung bei ihren Mitbürgern einbüßten, nahmen d Handwerker wie an Zahl, so an Bildung und Wohlleben z Es übersteigt die Vorstellung unserer Tage, welche tolle Lust un Ueppigkeit zu Zeiten in den kleinen Bürgerhäusern des Mitte alters einkehrte, mit welch wogendem Glanz und Lärmen d Festzüge an den zahlreichen hohen Tagen der Kirche und d Stadt, der Zünfte und der Familien sich durch die Straßen e gossen. Auch die Dichtkunst diente zur Lust des Lebens. M dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts wurden in Brüss wie in andern Städten Gesellschaften eingerichtet, in denen ma

dichtete zu Spaß und Ernst, und Possen oder erhabene Szenen aus der heiligen Geschichte aufführte. Hofleute Patrizier und Zünftige suchten darin einander zu überbieten.

Was sie aber zusammen für ein tüchtiges Wesen ausmachten, dessen wurden die gemeinen Bürger am meisten inne, wenn die gesammte Bürgerschaft in Waffen aufzog. Hoch zu Roß, in glänzender Eisenrüstung, bedeckt mit allerlei wunderlichen [F]arben und Zeichen, ritten die Patrizier voran. Sie machten [all]erdings einen stattlichen Haufen aus. Zehn Ritter mit gol[den]en Sporen, hundert und sechszig Herren, — Herren genannt, [we]il sie schon einmal Schöffen oder Gildemeister gewesen, — und [noc]h hundert ein und siebzig Patrizier mit eigenem Heerd bilde[ten] den Kern des Brüsseler Stadtadels, der sich in sieben Stämme [de]r Geschlechter theilte. Wenn dieser Stadtadel all seine jüngeren [Sö]hne und die Menge seiner Knechte und Mundmannen (Schutz[ver]wandten) hinzuzählte, so gab es leicht eine Macht von mehr [als] tausend Mann. Dienstleute und Schutzverwandte aber zogen die [Pa]trizier von ihren Höfen und Gütern draußen herein, ließen [sie] heirathen und sich in abgelegenen Stadttheilen ansiedeln. [Die]se Art Leute, welche sich von Taglöhnen und kleinem Ge[wer]b ernährten, zahlten der Stadt wohl ein Umgeld, die Lebens[mi]ttelsteuer, standen aber nicht in der Eidgenossenschaft der Bür[ger], hielten sich daher gern zu einem vornehmen Hause, das [ihn]en Schutz und Nahrung gab. So groß aber die gesammte [Ma]cht der Ritterbürtigen mit all ihren Knechten und Mund[ma]nnen sich darstellte, so war es doch immer nur ein einziger [Ha]ufen: — wie zahlreich erschienen dagegen die bunten Züge der [Zü]nfte, welche zu Fuß und zu Wagen aufzogen und Piken und [ku]rze Handwaffen führten! Jede Zunft hatte ihre eigene Kriegs[rü]stung, ihr Haus voll Waffen für die Gesellen, und ihre Streit[wa]gen mit allem Zubehör. Die Klöster mußten wenigstens einen [rei]sigen Wagen oder die Bespannung dazu stellen. Diese Kriegs[wa]gen, besetzt mit tapfern und wohlgerüsteten Männern, wie [pra]llten sie zwischen die ritterlichen Haufen hinein! Und ihrer

waren so viele, und die bewaffneten Rotten der Zünfte so dicht geschaart, daß sie im freien Felde oder auch auf offenem Markte all die Patrizier bald umzingelt hätten.

Gleichwohl verblieben die Zünfte noch lange in Niedrigkeit, und ihre Mitglieder galten in der Vaterstadt noch immer nicht als die rechten Söhne des Hauses. Während in den andern deutschen Ländern die Zünfte fast überall und längst sich ihren vollen Antheil an der Stadtregierung erkämpft hatten, trug Brüssel noch ganz aristokratischen Zuschnitt. Macht und Gewalt lag einzig in den Händen der Häupter der sieben Geschlechter oder Adelsstämme. Dies waren die sieben Schöffen, welche mit den beiden Schatzmeistern unter des Amtmanns Vorsitz das Gericht hegten und die Verwaltung führten. Zu diesen Stellen war nur ein Patrizier fähig.

Auf sinnreiche Weise geschah die Wahl der Schöffen. Jeder Patrizier, der acht und zwanzig Jahre alt und verheirathet war, dabei von Grundvermögen, von Kaufmannschaft, von einem Amt oder andern Einkünften lebte, — nur ein Handwerk durfte er nicht selber treiben, — mußte sich in seine Geschlechtslisten einschreiben lassen. Jeder Schöffe hatte dafür einzustehen, daß die Listen des Geschlechts, an dessen Spitze er stand, vollzählig seien. Wer dann von den Aufgeschriebenen nicht ordnungsmäßig an der Schöffenwahl theilnahm, wurde aus Geschlecht und Ehren ausgestoßen und für einen falschen und meineidigen Mann erklärt. Am Wahltage versammelten sich die sieben Geschlechter, ein jedes bei seinem Schöffen. Erst leistete Mann für Mann den Schwur: „daß er sich in voller Wahlfreiheit befinde; daß er Niemand das Wort gegeben, ihn oder einen der Seinigen zu wählen; daß er nach bestem Wissen und Gewissen küren wolle, wer am meisten zum Schöffenamt tüchtig und der h. Kirche, dem Herzog, der Stadt und den Geschlechtern am meisten zugethan sei.“ Dann wurden so viele Wachskügelchen gemacht, als Wähler da waren, und ein Kügelchen sah dem andern ganz gleich. Jeder Patrizier nahm eines und hielt es offen vor sich in der Hand. Wenn

Alle damit versehen waren, so zerbrach man öffentlich die Kügelchen, und es fand sich, daß in vier derselben eine weiße Marke, in einem aber eine schwarze Marke steckte. Die Vier mit der weißen Marke traten nun bei Seite und wählten einen Schöffen, jedoch nicht sich selbst. Konnten sie nicht einig werden, so gab der mit der schwarzen Marke den Ausschlag. Diese Wahl wurde dreimal vorgenommen, so daß jedes der sieben Geschlechter drei Schöffen bezeichnete. Ihre Namen legte man dem Herzoge vor, und am Festtage des h. Johannes des Täufers erklärte der Fürst: welche Sieben von den gewählten Einundzwanzig das Jahr hindurch Schöffen sein sollten. Den Amtmann dagegen, d. h. den Oberrichter, erkor der Herzog nach seinem Belieben aus dem Landesadel. Denn der Amtmann war des Fürsten Stellvertreter, und übte auch noch jenseits der Stadtmauern über einen großen Bezirk die Grafengerichtsbarkeit.

Es geschah also die Besetzung des Stadtregiments ohne alle Mitwirkung der großen Masse der Bürger. Es gab zwar noch einen großen Rath, doch bedeutete er in Brüssel weniger, als in andern großen Städten, und auch auf seine Zusammensetzung hatten die Zünfte geringeren Einfluß. Zum Glück hatten sich noch zwei Gilden gebildet, welche gewissermaßen zwischen Zünften und Patriziern mitten inne standen, und wenn sie wollten, Mitglieder von beiden Seiten aufnahmen. Dies war nach der kriegerischen Seite hin die Schützengilde, welche insbesondere die jüngeren gebildeten Leute aus den Zünften vereinigte. Die Armbrustschützen mußten stets bereit sein, auf Befehl der Schöffen und für städtischen Sold bewaffnet aufzutreten, in und außer der Stadt; im Landesaufgebot aber gingen sie auf eigene Kosten. Die Tuchmachergilde dagegen bot einen Vereinigungspunkt nach der gewerblichen Seite hin. Ihre Mitglieder waren hauptsächlich Patrizier, und nur ein Patrizier konnte Gildenmeister sein. Wer jedoch Kaufmannschaft Geldhandel Schiffsrhederei oder sonst ein Geschäft im Großen betrieb, hatte Anwartschaft, daß man ihn in diese Gilde aufnahm und allmählig einem der sieben Geschlechter zuzählte.

So tief und wachsend nun auch die Entzweiung war, welche in Brüssel, und nicht unähnlich in den andern brabanter Hauptstädten, Patrizier und Zünftige trennte, so dachte doch keine der Bürgerschaften mehr daran, dem alten Landesadel und den Prälaten zu nahe zu treten. Die zwölf Aebte von Brabant genossen überall hohe Ehren, an ihrer Spitze der Prälat von Afflighem und der von Tongerloo. Mit ihnen saßen auf dem Landtage mehr als hundert vornehme adlige Herren, und die Städte fanden es natürlich, wenn hier Prälaten und Bannerherren das erste Wort führten. Im brabanter Volke wohnte eine ruhige Achtung vor althergebrachtem Recht und Ansehen, und gern ließ Alles solchen Herren den Vortritt, wie dem Grafen von Nassau Herrn von der Lecke und Breda, oder dem Herrn von Bergen Burgherrn von Grimbergen und Mecheln, oder dem Herrn von Diest Burggrafen von Antwerpen, oder dem Herrn von Wesemael, Marschall von Brabant, oder dem Herrn von Schoenvorst Burggrafen von Monyouw. Auch wo andere Edelleute berühmten Namens, wie die Enghiens, Assche, Rotselaers, Heverle, Gaesbeeks, Walhains, Maldeghems über die Straßen ritten, ging der Bürger an's Fenster und freuete sich ihres stattlichen Aufzugs. Knüpfte sich doch an die Namen dieser alten Geschlechter nicht minder, wie an die Mauern und Thürme der eigenen Stadt, die Geschichte des geliebten Heimathlandes! Ritt und kämpfte doch, ging es wider einen Landesfeind, der brabanter Adel mitten unter dem Kriegsvolk der Städte!

Den Vortrab führte im Landesheer nach altem Herkommen der Erbmarschall von Wesemael. Gleich hinter ihm kam der Herzog, umringt vom stärksten Gewaltshaufen, und gerade diesen zu stellen hatten entweder die Brüsseler oder die Löwener die Ehre, zwischen beiden Städten ging es reihum. Nach dem Herzog und seiner städtischen Ehrenschaar kamen die adligen Helme, all die Bannerherren mit ihren Hörigen und Knechten. Ihnen schlossen sich als dritter Haufen entweder die Löwener oder die Brüsseler an. Den vierten Haufen hatten die Antwerpener, den

chsten die von Herzogenbusch. Den Nachtrab aber führte der
err von Bergen=Grimbergen.

Mit großer Liebe und Ehrerbietung schlossen sich nun Adel
nd Städte an das angestammte Fürstenhaus des Landes. Ins=
sondere die Städte hatten allen Grund dazu; denn ohne die
unst und Fürsorge der Fürsten wären sie schwerlich so früh
solcher Geltung gelangt. Es gönnten die brabanter Her=
ge der bürgerlichen Kraft gerne Freiheit und Ehre: sie fanden
er bei ihren Unterthanen auch Geld und Kriegsvolk, wo immer
es brauchten. Beides änderte sich, als Prinzen des französisch=
urgundischen Hauses den brabanter Herzogsstuhl bestiegen.

Zweites Kapitel.

Die neuen Fürsten von Burgund.

rbherzogin Johanna. König Wenzel. Thronbesteigung Antons von
urgund. Brautfahrt der Herzogin Elisabeth von Görlitz. Burgundischer
ochmuth und brabanter Zähigkeit. Des Fürsten Streit mit den Städten.
as Land voll Zwietracht. Gerücht von der Vergiftung der Herzogin.
es Herzogs Ritt nach Azincourt. Sein Tod. Einsetzung der Regent=
haft. Johann von Lüttich. Huldigung des jungen Johann. Die
erzogin=Wittwe. Kaiser Sigmunds Ansprüche an Brabant. Sparsam=
it der Stände. Des Herzogs wüste Umgebung. Jakobäas Auftreten.
Die Dortrechter Niederlage.

Nach deutschem Recht mußte Brabant, als sein Herzog 1356
mit Tode abging, entweder dem Kaiser als erledigtes Reichslehen
nheimfallen, oder es hätte an einen entfernten Zweig des Ge=
schlechtes, der noch in Hessen blühete, gelangen müssen. Denn

der verblichene Fürst hinterließ keine Söhne, sondern nur drei
Töchter. Die älteste, Johanna, war mit Wenzel von Luxem-
burg, dem Bruder Kaiser Karl IV., vermählt. Diese hatte der
Herzog zu seiner Erbin bestimmt, und der Kaiser beurkundete:
Wenzel solle Brabant und Limburg, ebenso wie Luxemburg re-
gieren; falls er aber von Johanna keine Erben bekomme, sollten
die drei Länder an den Aeltesten aus dem Luxemburger Hause
fallen. Die Stände waren es zufrieden und vollzogen die Hul-
digung. Kaum aber war das geschehen, als mit großem Lärm
und Halloh der Gemahl von Johannas Schwester auftrat, der
Graf von Flandern. Er erhob so wüthenden Krieg, daß man
ihn mit Antwerpen und Mecheln abkaufen mußte, und der hol-
ländische Fürst, welcher den Frieden vermittelte, nahm zum Dank
sich die Stadt Heusden. Auch der Gemahl der dritten Schwester,
der Herzog von Geldern, machte mit Krieg und Kosten den Bra-
bantern hart zu schaffen, und mit neuen Sorgen blickten sie in
die Zukunft, als ihr Fürst Wenzel ebenfalls ohne rechte Erben
starb. Jetzt wäre Brabant an König Wenzel gekommen, denn er
war damals der Aelteste des Luxemburger Hauses. Allein er
wurde von den deutschen Fürsten des Thrones entsetzt, und konnte
ebenso wenig über den Gegenkönig Ruprecht, als über seine eigenen
lasterhaften Gewohnheiten Herr werden.

Bei so trüben Aussichten sah ein königlicher Prinz von Frank-
reich in Brabant seinen Waizen blühen. Es war dies der Schwie-
gersohn und Erbe eben jenes flandrischen Grafen, der Herzog von
Burgund, der nun mit Drohen und Bestechen nimmer ruhete, bis
die verwittwete Johanna seinen zweiten Sohn Anton zu ihrem
Nachfolger annahm. Im Jahr 1406 hielt der junge Fürst seinen
feierlichen Einzug in Brüssel, und die Brabanter ließen es sich
zuletzt gefallen, weil von Kaiser und Reich keine andere Hülfe
kam, als König Ruprechts Pergamente, die dem Franzosen jedes
Recht absprachen. Herzog Anton aber, dessen erste Frau ge-
storben, wendete sich an den abgesetzten Wenzel, bat um die
Hand seiner Nichte, und erkannte ihn mit seinem Bruder, den

Erben von Burgund und Flandern, als rechtmäßigen König an.
Sie versprachen, ihm mit 2000 Lanzen wider Ruprecht zu die-
n. Dafür gab Wenzel dem Burgunder seines Bruders, des
rstorbenen Herzogs von Görlitz, Tochter zur Gemahlin, erklärte
für den rechtmäßigen Herzog von Brabant, und übertrug
ihn und seine Verlobte statt der Mitgift der letzteren und
eine lange Kostenrechnung auch den Pfandbesitz des Herzog-
ms Luxemburg.

In prachtvollem Geleite zog nun die Braut, — es war
elbe schöne und lebenslustige Elisabeth, welche später Johann
Bayern freiete, — von Böhmen bis nach Mainz. Von da
r sie auf einem Prachtschiff, welches ihr der Kurfürst dort
ehrte, und welches seiner gläsernen Fenster wegen großes
fsehen machte, den Rhein hinab bis nach Köln, und wurde
er Festlichkeiten ohne Ende nach Löwen und Brüssel eingeholt.
Löwen empfing sie die Aufwartungen des Adels, und ging
ihm auf die Jagd. In Brüssel war die Hochzeit, bei welcher
Braut ein Halsband von 28 großen Perlen trug, ein Ge-
enk des Herzogs von Burgund, der ihr für den Brauttag auch
e reiche goldene Krone aus Frankreich kommen ließ. Sie war
ilich nur von der Abtei St. Denys entliehen; jedoch war die
tterwelt so glanzsüchtig, daß man auch im erborgten Putze
rne stolzirte. Die Brüsseler berechneten, daß Brautzug und
rmählung 150,000 goldene Kronen gekostet.

Mit gleicher Pracht und Verschwendung trat der junge Fürst
ler Orten auf. Er fühlte sich als königlicher Prinz von Frank-
ich und vermeinte, die Lilien in seinem Schilde überstrahlten
les Recht der Welt. Kaiser Sigmund nannte ihn einen hochmü-
igen Gesellen und bestand darauf, er solle in Person erscheinen
nd demüthig um die Belehnung bitten; denn er habe gar kein
echt an Luxemburg Brabant und Limburg. Die Luxemburger
itterschaft stand wider den Wälschen im Felde mit unbezwing-
chen Waffen, nimmer wollte sie sich ihrem alten deutschen Für-
enhause, das nach Böhmen gezogen, entfremden lassen. Die

Huldigung der Limburger mußte Anton erst mit einem Kriegsheer erzwingen. Die brabanter Städte aber sollten bald erfahren, welch einen ruchlosen, verwegenen, das Volk und seine Freiheit verachtenden Herrn sie sich hatten aufdrängen lassen.

Er zog außer Landes zu Felde, ohne die Stände zu befragen; er verpfändete Domainen, statt sie einzulösen; Geld nahm er, wo es sich finden ließ. Offenbar war ihr jetziger Fürst vom Gelüste besessen, als unumschränkter Herr zu regieren. Er brachte nach Brabant die straffere römische Regierungsweise, die in Frankreich niemals ganz untergegangen war, hatte sofort einen obersten Kanzler eingesetzt, um feste Einheit in die Regierung zu bringen, und eine Rechnungskammer bestellt, seine Finanzen flüssig zu halten. Auch trug Herzog Anton keine Scheu, sich an die rohe Masse zu wenden, wenn sie ihm seinen Willen durchführen sollte. Die Städte waren nun auf ihrer Hut, und wichen keine Linie von der Bahn ihres geschriebenen Landrechts. Sie weigerten dem Herzog ihre Kriegshilfe, weil er nicht sagen wollte, zu welchem Ziel er in's Feld ziehe; sie weigerten sich, ihm neue Steuern zu geben, weil er keine Rechenschaft leistete über die Verwendung dessen, was man ihm bewilligt hatte; endlich verbündeten sie sich heimlich, um ihre Freiheiten zu schützen. Als der Fürst Städteboten niederwerfen ließ, beschlossen sie auf dem nächsten Landtage, Abgeordnete durch's ganze Land zu schicken und die Beschwerden gegen des Herzogs Rechtsverletzungen zu sammeln. Der Brüsseler Magistrat sah sich besonders vor und nahm eine Leibwache von sechszig Bogenschützen an, welche jährlich zweihundert Goldkronen kostete. Auch ein Gesetz ging aus, daß man, sobald in der Stadt Schwerter wider einander klirrten, sogleich Thore und Häuser schließen solle. Von den Adligen dagegen standen sich viele recht gut mit dem Herzoge; denn ihnen gefiel sein hochfahrendes und ritterliches Wesen. Gern waren sie ihm gefolgt, als die Fürsten im Jahre 1409 gegen die Lütticher zogen. Innere Entzweiung, Aerger und Mißtrauen herrschte unter den Brabantern. Ihr Herzog blieb ein Fremd-

ling in seinem Lande, und war auch nirgends lieber, als in Frankreich.

Erst im neunten Jahre nach seinem Einzug in Brüssel schien Herzog Anton plötzlich einzusehen, daß der zähe Widerstand seiner Gegner nicht zu besiegen sei. Nun suchte er die Städte u beschwichtigen, und schrieb dem Kaiser, er stelle sich demüthig nit seiner Person ihm zur Verfügung und werde in aller Treue nd Ehrfurcht vor ihm erscheinen. So schrieb er am 8. Oktober 1415. Auffallend genug verbreitete sich ein paar Tage päter das Gerücht, die Herzogin Elisabeth, des Kaisers Nichte, i vergiftet, sie liege am Sterben in Turnhout. Das Geschrei urde so arg, daß ihr Gemahl sich genöthigt sah, eine große Verammlung von Baronen und Stadtschöffen nach Turnhout zu erufen, vor welcher seine vier Aerzte eidlich erklärten: die Herogin sei außer Gefahr, und Gift sei nicht schuld gewesen an rer Krankheit. Noch einige Tage später, und Herzog Anton g selbst unter den Erschlagenen auf dem Schlachtfelde von zincourt.

König Heinrich V. war in Frankreich eingefallen, und die anzösische Ritterschaft beeilte sich, ihn auf's Haupt zu schlagen. er Engländer hatte sich mit kleinem Heere tief in's Land geagt, und man dachte, ihn zu umstellen und abzufangen wie n edles Wild. Herzog Anton, ein Prinz aus dem Hause aloïs, durfte dabei nicht fehlen. Tag und Nacht ritt er dem rabanter Kriegsvolke, das sich so rasch nicht sammeln konnte, oraus. Unterwegs am 25. Oktober früh hörte er in Perwes Messe, und noch ehe sie zu Ende, kam Botschaft: zwei Stunen von da werde die Schlacht beginnen und noch vor Mittag. Da nahm der Herzog, der am Morgen gebeichtet hatte, noch ilig das Abendmahl, stürmte mit seinen Rittern aus der Kirche nd auf die Rosse, und nachdem sie sich das Kreuzzeichen angeheftet, jagten sie verhängten Zügels hin nach der Wahlstätte. Bei einem Dornbusch sprang der Herzog vom Pferde, sich rasch u waffnen; denn schon bliesen drüben die Trompeter zum An-

griff, schon sah und hörte man, wie die Ritterschaaren mit Jubel und Gerassel auf den Feind stürzten, der sich in einem Waldgrund postirt hatte. Bald schien jedes englische Banner wie verschwunden hinter den breiten Linien der französischen Helme. In ihrem Stolze hatten sie dem Fußvolk geboten, zurückzubleiben: nur Ritterschwerter sollten die leichten Lorbeeren pflücken. Waren sie doch Zehn gegen Einen! Herzog Anton überlief es heiß und kalt, daß er noch nicht dazwischen. Weit zurück waren noch Leute und Gepäck, ungeduldig warf er die Rüstung seines Kammerherrn über, und da weder Waffenrock noch Banner zur Hand, riß man in stürmischer Eile von zwei Trompeten die langen Fahnen herunter, welche daran nieder hingen und des Fürsten Zeichen und Farben trugen. Die eine Fahne, rasch in der Mitte durchlöchert und über die Rüstung gezogen, mußte dem Herzog einen Waffenrock, die andere, an eine Lanze gebunden, mußte sein Banner abgeben. Der Freiherr von Assche, in dessen Hause das Recht war, dem Fürsten in der Schlacht das Banner vorzutragen, erklärte, ein solches Trompeterzeichen trage er nicht und ritt auf und davon. Fluchend auf den Verräther stürzten die Andern in die Schlacht. „Brabant! Brabant!" so erschallte nun auch ihr Kriegsruf. Doch die englischen Bogenschützen standen noch, sie standen fest hinter einer Pfahlwand. Zug um Zug leerten ihre mörderischen Pfeile die Sättel der Ritter. Umsonst spornten diese die Rosse, sie verfingen sich in dem lehmigen Boden, ein Haufen stürzte über den andern. Da plötzlich brachen die Schützen vor und fielen mit ihren Schlachtäxten in den Feind. Da fiel Angst auf die Ritter, die Pferde bäumten sich und auf einmal wogte die ganze französische Herrlichkeit zurück in wilder Flucht, und ehe er sich's versah, war der Herzog von Brabant mit all den Seinigen in den Händen der Engländer. König Heinrich, neue Angriffe erwartend, ließ mit Trompetenschall verkündigen, jeder Mann solle seine Gefangenen gleich niederhauen. Es geschah, und auch der arme Herzog von Brabant wurde zwei Tage später unter den Todten gefunden, nac

und bloß. Hätte er nicht unerkannt im Trompeterrocke gesteckt, wäre er wohl am Leben geblieben. Mit ihm lagen Alle erschlagen, die ihm in die Schlacht gefolgt waren. Zwei Tage später kam sein Beichtvater, der ihm in Perwes die letzte Messe gelesen, und nachdem sie lange auf dem Schlachtfelde umher gesucht, fanden sie seinen nackten Körper: er hatte blos zwei Schwertstreiche bekommen, einen am Kopfe, den andern am Halse.

Des Fürsten Leiche wurde in sein Land zurückgeführt, und zur Todtenfeier strömte alles Volk nach Brüssel. Die Landstände aber von Brabant und Limburg waren einmüthigen Sinnes. Sie beorderten sofort die beiden Häupter des Adels, den Freiherrn von Bergen-Grimbergen und den Grafen von Nassau-Breda, jegliches Kammergut mit allen Kisten und Koffern zu versiegeln, und gelobten feierlich mit einem Eidschwur, mit einander Eintracht und Treue zu halten, und Jeden gleich niederzuschlagen, der es wage, bestehendes Recht anzutasten. Dann wählten die sieben vornehmsten Städte für das Land eilf Vertrauensmänner: zwei Aebte, drei Barone, zwei Ritter, und vier Patrizier, und die Stände bestätigten diese Eilf als eine Regentschaft. Denn der Aelteste von des Herzogs Söhnen, die beide aus erster Ehe stammten, näherte sich erst dem vierzehnten Jahre. Welcher Prinz aber stand dem Lande näher? König Sigmund, dessen Recht an Brabant noch nicht erloschen, weilte in weiter Ferne, vergraben in einer Welt von Sorgen Arbeiten und Geschäften.

Die Brabanter mußten daher für sich selbst sorgen. Zunächst suchten sie mit all ihren Nachbaren sich auf festen Friedensfuß zu setzen. Um dies auch bei dem gefürchteten Johann von Bayern zu erreichen, der damals noch Lütticher Bischof ohne Weihe war, wurde ihm Folgendes zugestanden. All seine erklärten Feinde sollten aus Brabant und Limburg vertrieben werden, und kämen sie wieder, den Kopf verlieren, sowohl die Heydroits noch vom Aufruhr des Jahres Neun her, als die Moytmakers, welche eine neue Verschwörung angestiftet hatten, den Fürsten zu überfallen und mit all

seinen Anhängern zu erschlagen. Seine Leute und Anhänger sollten sogar das Recht bekommen, ihren Feinden auf Brabanter Gebiet nachzusetzen, den Raub ihnen abzujagen, sie zu fangen und zu richten, und dazu sollten die Landes-Beamten helfen, während die Glocke Alles zur Nacheile aufstürme.

Sodann hielten die Stände großen Rath und beschlossen: schon jetzt solle für den jungen Herzog die Huldigung stattfinden. Nach altem Herkommen wollten die Städte dabei des Landes Freiheiten nicht nur bestätigt, sondern mit neuen vermehrt haben. Da der Adel aber bei der Jugend des Fürsten die Sache für bedenklich hielt, ließen die Städte die Forderung fallen. Mehr Umstände machte die Eidesfrage. Die Rechtsgelehrten wurden befragt und gaben das Gutachten: der Prinz, obwohl erst dreizehn Jahre alt, könne schon ein eidliches Gelöbniß ablegen, das ihn für die Zukunft binde. Die Stände dagegen meinten: schwören könne und solle er, aber in seinem Gelöbniß solle auch stehen, daß, sobald er fünfzehn Jahre alt geworden, der Fürst binnen drei Monaten seine Eide erneuern und all die Rechte und Freiheiten des Landes nochmals anerkennen müsse, und daß, wenn er sich dessen weigere, Keiner ihm Treue oder Dienst schuldig. Als dies festgesetzt war, zogen die Landesobersten mit dem jungen Prinzen von Stadt zu Stadt, damit er als Herzog Johann IV. sich huldigen lasse und der Unterthanen Rechte bestätige. Alles, was die von den Ständen bestellten Regierer anordneten, war ihm recht, und er hatte sie zu ständigen Tischgenossen: die Häupter aber unter den Eilf waren die vier Städtischen.

Mit großer Geschicklichkeit behandelten sie die Ansprüche, welche an Brabant erhoben wurden. Der Herzog von Burgund verlangte die vormundschaftliche Regentschaft für sich selbst, weil er Oheim sei des jungen Fürsten. Hätte man ihm nachgegeben, so wäre der Herzog von Burgund, oder vielmehr sein thatfrischer Erbprinz Philipp Herr im Lande gewesen. Schon hatte der Letztere sich viel Mühe gemacht, um für seinen Vetter Johann die Huldigung in Brabant rascher zu bewirken.

Eine gefährlichere Mahnerin war die Herzogin, welche der
rschlagene Fürst als junge Wittwe aus zweiter Ehe zurückge=
ssen; ihr einziges Söhnlein, des Lütticher Johann von Bayern
athe, war wieder gestorben. Ihre Forderungen waren eben so
oß, als die Trägerin erlaucht und von mächtigen Verwandten
terstützt. Elisabeth war König Sigmunds Nichte, ihr geborner
schützer also der König selbst, der ohnehin geneigt schien, der
ittwe von Brabant Vieles zu gewähren, weil Luxemburg, das
: verschrieben war, er gerne selbst wieder gewonnen hätte. Also
ilten sich die Landstände, die Herzogin feierlich nach Brüssel
zuholen, und boten ihr dort in der fürstlichen Residenz, oder
welchem Hofsitz in Brabant es ihr gefalle, freien Wittwen=
hl mit jährlich fünftausend Kronen. Einen stattlichen Hofstaat
htete man ihr ein, und Alles wäre vielleicht gut gegangen,
tte man nicht zwei Damen vom Hofe entfernt, welche die
rzogin gern hatte. Es waren dies Frau Clara von Flore=
le, die mit dem Ritter von Boets lebte, und die Frau von
nst. An ihre Stelle hatte die Regentschaft, als der Fürstin
fstaat eingerichtet wurde, stillschweigend eine Baronin und eine
ttersfrau gesetzt. Anfangs schwieg Elisabeth still, ein halbes
ihr später rief sie jene Beiden wieder zu sich. Da kamen der
nge Herzog, ihr Stiefsohn, die Eilf von der Regentschaft, und
zu ihre Räthe, baten um geheime Audienz, und stellten ein=
inglich vor: „eine Fürstin höchsten Ranges, die aus dem vor=
hmsten Königsblute in der Christenheit entsprossen, dürfe nur
amen um sich haben, deren Ruf rein und lauter sei. Die
rzogin könne sich ihre Gesellschaft unter den edelsten Frauen
s Landes aussuchen, wie sie wolle, nur jene Beiden nicht."
as Alles aber war wie in den Wind gesprochen, Elisabeth er=
irte: „nie gebe sie ihre Freundinnen auf, lieber verlasse sie auf
r Stelle den Herzog und seinen Hof." Nun beschworen Fürst
d Räthe sie kniefällig, ihnen diese Schmach nicht anzuthun.
e empörte Herzogin aber wartete nicht einmal, bis ihr Wagen
rfuhr. Zu Fuße verließ sie die Residenz, ging geradezu in das

2*

mahle angekauft habe, — a
gebrachten an Juwelen Pfand
auf Herausgabe von fünfzig
Herzogs Kasse, welche ihr bei
helm von dem Berge vorenth
lung eines Widthums, wie es
waren aber kurz zuvor, ehe je
sich ereignete, Gesandte ihres
gewesen, welche erklärt hatten:
der Herzogin-Wittwe müsse ge
darüber rechten, ob das Land
belassen; denn ihm, dem König
fallen als erledigtes Reichslehe
früheren Herzog Wenzel her."

Sigmund haßte das burgun
üppig in den Niederlanden auft
von London zu Weihnachten 14
eine feierliche Botschaft von Brüs
„Der König wolle verzeihen, we
schwächlich, in harter Winterszei
aufzuwarten; später werde er kon

und zwanzig Tausend französische Kronen zahlen, und gelobte, m Neffen im Nothfall gegen den Kaiser zu helfen.

Bei solchen Aussichten auf große Kosten und Ausgaben ten die Städte, daß des jungen Herzogs Hofhalt sammt Regentschaft doch zu theuer komme. Sie erklärten: „Sechs- Tausend Kronen jährlich seien genug, diese solle das Land hlen, alle anderen Einkünfte des Fürsten verwende man zur dereinlösung verpfändeter Dörfer und Burgen. Die Eilf von der Regentschaft sollten nicht mehr freie Tafel bei Hofe en, es sei denn Einer mit einem besonderen Geschäfte betraut; Uebrigen würden Vier von ihnen hinreichen, um mit ihrer erschrift Amtsbestellungen und Urkunden des Herzogs zu be- gen." Alles dies wurde zu Anfang des Jahres 1417 nach Städte Meinung von den Ständen beschlossen, und zwar mit Bedeuten: „daß es noch sieben Jahre so gehalten werden e; jedoch könne der Herzog nach zwei Jahren die volle Regier- g übernehmen, vorausgesetzt, daß er diesen seinen Willen ein r vorher den Ständen kund thue."

So lang wartete aber Johann nicht mehr. Habsüchtige te hatten sich seiner bemeistert, und die beiden Schlimmsten gen Namen, welche schon früher in bedenklicher Weise laut orden, Wilhelm Freiherr von Assche und Wilhelm von dem ge, Herr von Orbays. Von ihnen angereizt riß der junge schon in der zweiten Hälfte des vorgenannten Jahres die der Regierung an sich. Ohne die Regentschaft zu fragen, er den Assche zum Oberrichter von Brüssel und v. d. Berge Landesschatzmeister und Oberstkämmerer. Alsbald sammelte n diese Beiden eine Schaar verderbter Edelleute, welche einen Verstand des Herzogs unterjochten, indem sie ihn zogen in den Strudel ihrer wilden Freuden. Der Bra- r Hof wurde eine Stätte von Gelagen und Ausschweifungen, Lärm und Verschwendung ohne Ende. Nur noch zwei Be- gungen hatten außerdem Reiz für den sechszehnjährigen g, Jagen und Eisenschmieden. Seine Freunde aber, die

Haus der Frau von Floreville, und als vom Schlosse ihr Wagen und Zelter vor dem Hause erschienen, schickte sie dieselben stolz wieder fort.

Bald darauf verließ sie Brüssel heimlich und zog nach ihrem Luxemburg. Jetzt erhob sie ihre Ansprüche. Diese gingen auf Herausgabe aller Luxemburger Urkunden und Schlösser, — auf Herausgabe von Herrschaften, die sie mit ihrem verstorbenen Gemahle angekauft habe, — auf Herausgabe ihres reichen Eingebrachten an Juwelen Pfandbriefen und anderen Schätzen, — auf Herausgabe von fünfzig Tausend Kronen Widerlage aus des Herzogs Kasse, welche ihr bei ihrem Einzuge in Brabant Wilhelm von dem Berge vorenthalten hatte, — endlich auf Bestellung eines Widthums, wie es ihrem hohen Stande gebühre. Es waren aber kurz zuvor, ehe jener Auftritt am Brabanter Hof sich ereignete, Gesandte ihres Oheims, des Kaisers, in Brüssel gewesen, welche erklärt hatten: „daß Brabant vor allen Dingen der Herzogin-Wittwe müsse gerecht werden; dann werde man darüber rechten, ob das Land einem burgundischen Prinzen zu belassen; denn ihm, dem Könige selbst, sei Brabant anheim gefallen als erledigtes Reichslehen und als sein Erbe von dem früheren Herzog Wenzel her."

Sigmund haßte das burgundische Haus, welches so breit und üppig in den Niederlanden auftrat. Als er auf seiner Rückkehr von London zu Weihnachten 1417 in Lüttich verweilte, erschien eine feierliche Botschaft von Brüssel und bat auf das Inständigste: „Der König wolle verzeihen, wenn ihr junger Fürst, der gar so schwächlich, in harter Winterszeit nicht herreise, seinem Herrn aufzuwarten; später werde er kommen, wohin der König befehle; jetzt aber möge Sigmund aus Huld und Gnade ihm die Belehnung bewilligen." Der König aber kehrte seine eigenen Ansprüche hervor, und als die vorsichtigen Brabanter meinten, daß Alles müsse erst schriftlich erörtert werden, wurde er zornig, schalt sie Franzosen, ging rasch fort und ließ sie stehen ohne Antwort. Um ihn nicht noch mehr zu reizen, stand der Burgunder Herzog davon ab, die einträgliche Vormundschaft zu fordern: er ließ sich

fünf und zwanzig Tausend französische Kronen zahlen, und gelobte, seinem Neffen im Nothfall gegen den Kaiser zu helfen.

Bei solchen Aussichten auf große Kosten und Ausgaben meinten die Städte, daß des jungen Herzogs Hofhalt sammt der Regentschaft doch zu theuer komme. Sie erklärten: „Sechszehn Tausend Kronen jährlich seien genug, diese solle das Land bezahlen, alle anderen Einkünfte des Fürsten verwende man zur Wiedereinlösung verpfändeter Dörfer und Burgen. Die Eilf aber von der Regentschaft sollten nicht mehr freie Tafel bei Hofe finden, es sei denn Einer mit einem besonderen Geschäfte betraut; im Uebrigen würden Vier von ihnen hinreichen, um mit ihrer Unterschrift Amtsbestellungen und Urkunden des Herzogs zu bezeugen." Alles dies wurde zu Anfang des Jahres 1417 nach der Städte Meinung von den Ständen beschlossen, und zwar mit dem Bedeuten: „daß es noch sieben Jahre so gehalten werden solle; jedoch könne der Herzog nach zwei Jahren die volle Regierung übernehmen, vorausgesetzt, daß er diesen seinen Willen ein Jahr vorher den Ständen kund thue."

So lang wartete aber Johann nicht mehr. Habsüchtige Leute hatten sich seiner bemeistert, und die beiden Schlimmsten trugen Namen, welche schon früher in bedenklicher Weise laut geworden, Wilhelm Freiherr von Assche und Wilhelm von dem Berge, Herr von Orbays. Von ihnen angereizt riß der junge Fürst schon in der zweiten Hälfte des vorgenannten Jahres die Zügel der Regierung an sich. Ohne die Regentschaft zu fragen, erhob er den Assche zum Oberrichter von Brüssel und v. d. Berge zum Landesschatzmeister und Oberstkämmerer. Alsbald sammelte sich um diese Beiden eine Schaar verderbter Edelleute, welche den kleinen Verstand des Herzogs unterjochten, indem sie ihn hineinzogen in den Strudel ihrer wilden Freuden. Der Brabanter Hof wurde eine Stätte von Gelagen und Ausschweifungen, von Lärm und Verschwendung ohne Ende. Nur noch zwei Beschäftigungen hatten außerdem Reiz für den sechszehnjährigen Herzog, Jagen und Eisenschmieden. Seine Freunde aber, die

den Saal, und vermaß sich hoch und theuer: „Nie sollten jene drei wieder an den Hof, nie ihm wieder vor die Augen kommen!" Nun war der Herr von Bergen gerade mit zwei Andern unterwegs, um eine Botschaft von den Landständen an den Herzog nach Holland zu bringen. Zu Gorkum traf ihn ein Brief [illegible] Jakobäas Mutter, worin sie ihn von den Vorgängen am Hofe unterrichtete. Sofort beschickte er den Grafen von Nassau [illegible] den Herrn von Hesewyk, sie möchten Alles liegen und [illegible] lassen und zu ihm nach Gorkum eilen. Sie kamen und lasen, was ihr Fürst über sie gesagt und die alte Herzogin geschrieben hatte, und nachdem sie Raths gepflogen, wurden alle drei [illegible] über einig: daß des Herzogs Worte ihnen an die Ehre [illegible] und daß Bergen-Grimbergen die Gesandtschaft nicht fortsetzen könne.

Damit kehrten sie nach Brüssel zurück, und was sie [illegible]ten, goß Oel in's Feuer. Die städtischen Abgeordneten nahmen die Sache in die Hand und erklärten: „Der Oberstschatzmeister Wilhelm v. d. Berge sei des Landes verwiesen, weil er [illegible] unziemlich und schändlich gesprochen habe von den guten Städten von Brabant und von denjenigen, die ihretwegen das Regiment geführt; weil sie durch ihn große und mannigfaltige Schande, Confusion und Schaden erlitten, dessen sie jetzt vollkommen informirt seien; und weil er gegen Städte und Land in vielen großen Stücken wiederholt gefrevelt habe." Zu größerer Buße verurtheilten sie ihn noch zu einer Betfahrt zu Jakobäas Namenspatron St. Jakob in Galizien. Die Mehrheit der Stände stimmte bei.

Nach dem Herkommen sollte nun der Oberrichter von Brüssel das Strafurtheil feierlich vor der Schöffenbank verkündigen: dieser aber — er war ja des Verbannten vertrautester Genosse, Wilhelm v. Asche — weigerte sich beharrlich. Die Schöffen sagten ihm: „Thue er nicht auf der Stelle, was seines Amtes sei, so würden sie ihn nicht mehr als ihren Amtmann ansehen, auch unter seinem Vorsitze kein Weisthum mehr geben." Da Asche aber

Drittes Kapitel.

Brabanter Hofgeschichten.

e gegen den Oberstschatzmeister. Seine Umtriebe und Verur- Gefangennahme des Oberrichters. Ritter T'Serclaes. Des Botschaft an die Brüsseler. Ueberfall des Herrn von Bergen. Brüssel. Jakobäa im Hennegau. Ermordung v. d. Berges. Herrschaft am Hofe. T'Serclaes Hofmarschall. Neuer Hof- nen in Vilvoorden und Fuhr. Das Gericht in Brüssel unbe- der Brüsseler. Feindschaft zwischen Jakobäa und ihrem Ge- mordung des Herzogs von Burgund. Folgen für die Par- anns von Bayern Einfluß am Brabanter Hofe. Verfolgung Der Herzog wieder in Brüssel. Utrechter Gesandte erschlagen. indniß der Hoeks. Heimliche Abtretung von Jakobäas Erb- Aushungerung ihrer Hofdamen. Osterszene im Palast. Jakobäa verläßt den Hof und die Stadt Brüssel.

---

obäa hatte sich mit ihrem Gemahl, als das Heer von rechter Belagerung nach Hause zog, nach dem Haag be- Bald kam Nachricht aus Brüssel, daß ihre Freunde, er des Adels, vor den Landständen den Herrn v. d. griffen, daß sie ihn öffentlich des Landesverraths bezüch- ß die Ständeversammlung in großer Aufregung sei und rößerer die Bürgerschaft. Jakobäa, die nur an Recht e gegen den Oheim von Bayern dachte, hoffte jetzt sehn- den Sturz seines heimlichen Helfers. Allein der Oberst- er ließ die Brüsseler schimpfen: beherrschte er doch den den Herzog. Diesem lag er täglich in den Ohren, wie gegen des Fürsten Hoheit die Adelshäupter handelten, sie unaufhörlich im Verein mit Jakobäa Ränke schmie- besonders gegen den Freiherrn von Bergen-Grimbergen, en von Nassau-Breda, und den Freiherrn von Hesewyk- e wurde der Herzog aufgestachelt. Eines Tages trat hsten Zorn zu seiner Gemahlin und ihrer Mutter in

lande, sondern ihr Gemahl erklärte ihn seinerseits auch zum Statthalter: damit waren ihm Land und Leute völlig überantwortet. Diese neue Schmach ihrer Fürstin konnte die Brüsseler nur noch mehr erbittern. Vergebens schickte ihnen der Herzog, der mit Jakobäa von Holland nach Mecheln gegangen war, die beiden burgundischen Unterhändler, Ludwig und Peter von Luxemburg, jener Bischof von Tournay, dieser Graf von Conversano, Brienne und Herr von Enghien. Sie erklärten den Brüsselern, nie werde der Herzog wieder Hof halten in ihrer Stadt, wenn man die Strafurtheile gegen v. d. Berge und v. Assche nicht zurücknehme. Die Schöffen lachten dieser Drohung, und meinten, ihr Herzog habe seine Hauptstadt nöthiger, als diese ihn.

Während diese Botschafter des Herzogs noch in Brüssel unterhandelten, ließ die Frau von Borsselen auf St. Martinstag, eine Hofdame Jakobäas, ihren Bruder zu Brüssel, Herrn Heinrich von Bergen-Grimbergen wissen: er möge eilig zu Hofe kommen, Jakobäa werde ihn mit ihrem Gemahl versöhnen. Herr Heinrich ritt gleich nach Mecheln hinüber, fand aber wider Erwarten jeden Zutritt zur Herzogin versperrt. Nun wandte er sich an seinen Vetter, den angesehenen Herrn von Montfort, der am Hofe großen Stand hatte, und bat ihn um seine Vermittlung bei dem Oberstschatzmeister. Aber v. d. Berge hörte kaum davon, als er sich in lebhaften Reden erging: „Er sei ja gar kein Feind des Herrn von Bergen, im Gegentheil, nächst dem Herzog wäre Niemand in der Welt ihm lieber; denn er habe ja einst an dessen Tafel gesessen und seine Kleider getragen, und erst durch seine Gunst sei er an den Hof gekommen, das danke er ihm allezeit von Herzen." Da ritt der gute Herr von Bergen ganz getröstet wieder seines Wegs nach Brüssel. Als er nun auf die Vilvoorder Wiese kam, wo man die Stadtthürme schon vor Augen hat, hielten ihm plötzlich Reisige, darunter Leute des Oberstschatzmeisters, die gespannte Armbrust vor. Ihr Hauptmann, Ritter Johann von dem Vliet, nahm ihn in des Herzogs Namen gefangen, und setzte ihm gleich so lange zu, bis der Geängstigte das Gelöbniß ablegte: sich

andern Tags bei Sonnenaufgang im Städtchen Hal in des Herzogs Geiselschaft zu stellen.

Die Kunde von diesem Vorfall verbreitete sich mit Blitzesschnelle in Brüssel und als der Freiherr einritt, liefen die Bürger bewaffnet aus den Häusern zusammen. „Unerhört", so schrie man durch einander, „sei solcher Frevel gegen einen so vornehmen Herrn, der ihr verehrter Mitbürger, und das sei geschehen auf der Stadt Weichbilde! Ob denn ihr Landrecht leide, daß sich ein Bürger in Haft stelle anderswo, als in der Stadt selbst?" Die Einen wollten, man solle den Herrn von Bergen mit einem stattlichen Haufen in Waffen begleiten, daß die Hal'schen ihre Thore wohl zuhalten würden, dann sei er seines Wortes in Ehren ledig. Die Anderen, welche ihm minder günstig waren, nahmen ihn kurzweg gefangen, setzten ihn auf ein paar Stunden in die Frohnfeste, und geleiteten ihn dann nach seinem Hofe in der Stadt, wo ihm Arrest angesagt wurde. Es brach ihm das Herz, daß man ihm, dem Haupte des Adels, so mitspiele, und er wurde krank zum Sterben. Auch die Gesandten des Herzogs, der Luxemburger Bischof und Graf, geriethen in Angst und Noth. Sie befanden sich gerade auf dem Rathhause, und konnten noch von Glück sagen, daß man ihnen glaubte, als sie auf das Heiligste versicherten, sie hätten von dem Angriff auf den Herrn von Bergen nichts gewußt. Sie hielten es für das Klügste, eilig die Stadt zu räumen. Ritter v. d. Vliet aber bekannte später öffentlich: als ihm der Herzog den Befehl gegeben, Herrn Heinrich zu verhaften, sei bloß der Oberstschatzmeister Wilhelm v. d. Berge im Gemach gewesen und dieser habe zum Fürsten gesagt: „Herr, wenn nicht dieser Heinrich und noch zwei oder drei der Vornehmsten weggethan werden, daß kein Mensch sie wiedersieht, so werdet Ihr niemals Herr in Brabant: geschieht es aber, zittert Alles, wo Ihr hinkommt."

Doch nicht lange mehr sollte er seinem Fürsten bösen Rath geben. Er war dem herzoglichen Paar nach Bergen (Mons) gefolgt, der Hauptstadt des Hennegau. Jakobäa erblickte mit Trauer

und Schmerz die Stätten wieder, wo sie vor zehn Monaten als Neuvermählte zur Huldigung glänzend einherzog: als eine besiegte und beraubte Fürstin kehrte sie zurück. Alles war voll von ihren ritterlichen Thaten, die Hennegauer Herren und Ritter, welche mit ihr heimkehrten, konnten nicht genug vom Heldenmuthe der jungen Herzogin erzählen, und wie sie weniger ritterlichen Waffen, als schändlichen Ränken unterlegen sei. Und dann zeigte Alles mit Fingern auf den Brabanter Schatzmeister, den Hauptverräther. Der Verwegene, daß er sich mitten unter die treuen Hennegauer begab! Er stieg sogar im Raalster Hofe ab, wo Eberhard Bastard vom Hennegau wohnte, ein verwegener Kriegsgeselle, der noch im selben Jahre bei Crespy von den Leuten des Dauphins fast zu Tode zerhauen wurde und später das Schloß Hoogtwoude in Westfriesland erbaute. Ihm wie seinem Bruder Ludwig, dem Bastard von Bayern, hatte v. d. Berge die Einkünfte vorenthalten, welche ihnen ihr Vater Herzog Wilhelm und dessen Tochter Jakobäa zusicherten. Dessen gedachten sie, und sie dachten auch daran, wie sie ihre Schwester von ihm erlösen könnten. Der Herzog sollte schrecklich aufgestört werden. Eines Nachmittags — es war am 8. März 1419 — zog der Herzog aus dem einen Thore auf die Jagd, und aus dem andern ritten Jakobäa mit ihrer Mutter auf die Reiherbaize, der Schatzmeister aber lag krank in seinem Gemache. Da kamen zwischen vier und fünf Uhr ein paar Unbekannte in den Hof gesprengt, stürmten vor des Schatzmeisters Zimmer, stießen die Thüre ein, und durchbohrten den Unseligen auf seinem Lager. Der Großrichter vom Hennegau, der Herr von Sars, war selbst im Hause: die Mörder aber hatten ihn gefaßt, daß er nicht von der Stelle konnte, und ungefährdet ritten sie wieder aus der Stadt.

Gleich darauf kamen die fürstlichen Jagdzüge zurück und trafen unten bei der Halle zusammen, wo sie das Entsetzliche hörten, daß der Oberstschatzmeister in seinem Blute liege, erschlagen auf seinem eigenen Lager. Jakobäa schien recht zufrieden, daß v. d. Berge aus der Welt sei, wenn es auch auf eine nieder-

rächtige Art geschehen war. Der Herzog aber schrie und weinte olle drei Tage lang, und wollte sich nicht trösten lassen. Er m sich vor wie ein Bube, dem mitten im Walde plötzlich sein leister geraubt ist. Endlich gelang es Jakobäa, ihn zu beruhigen d die Ansicht in ihm dämmern zu lassen, daß der Erschlagene t wirklich betrogen habe. Nun forderte er von dessen Wittwe chenschaft über die ihm anvertrauten Gelder, und eingeschüchtert, e er war, ließ er Jakobäas Anhänger die Hof- und Landes-len einnehmen. Der Herr von Rotselaer, Seneschall von Bra-nt, wurde Schatzmeister. Es gelang ihnen sogar, nicht nur den Grafen von Nassau, sondern auch für den Herrn von rgen-Grimbergen des Herzogs Gnade wieder zu gewinnen. er arme Mann schien vor Freude wieder gesund zu werden, llte ausreiten, und bekam einen so heftigen Rückfall in seine ankheit, daß er gleich darauf starb. Jakobäa verlor an ihm treuesten Freund und Berather, den sie im Lande hatte. Er uptsächlich hatte sie zur Brabanter Heirath überredet.

Ein paar Monate gingen nun die Sachen für sie vortreff-. Sie war liebreich und fröhlich gegen ihren Gemahl, er aber at Alles nach ihrem Willen, und Beide schienen ein Herz und e Seele, wie nur Mann und Frau in der Welt sein können. n Sommer zogen sie wieder nach Brabant und hielten bald r, bald dort Hof: nur nach Brüssel, wo sein Günstling Asche ch immer in der Frohnfeste saß, wollte der Herzog nicht zurück.

Allein Jakobäa fiel es leichter, ein Ziel zu erringen, als es tzuhalten. Ihre Feinde aber gingen heimlich wieder auf den en Schlichen und sannen darüber nach, wie sie die Fürstin mit rem Gemahl gründlich entzweien könnten. Hauptanstifter war tter Eberhard T'Serclaes, der jetzt Hofmarschall geworden, ein rter ränkevoller Mann, und zur Lockspeise gab er her seine öne Frau Laurette, welche des gefangenen Günstlings von sche Stieftochter war. Diese Dame wußte um den achtzehn-hrigen Fürsten ihre Netze zu werfen. Bald sprach alle Welt n einem schmählichen Verhältniß zwischen dem Herzog und

der Frau seines Hofmarschalls, die Alles über ihn vermochte. Jakobäa merkte wohl, daß wieder etwas angezettelt werde, und sie ließ die Hofbeamten, welche ihr anhingen, ein wachsames Auge auf den Herzog haben. Da begab sich dieser an die Gränze des Landes nach Herzogenbusch: diese Stadt hatte seine Gegenwart gewünscht, weil sie von Feuer und Wasser arge Noth gelitten. Bei seiner Ankunft bestellte er die Schöffen und Rathsherren des anderen Tags zu sich. Sie kamen und warteten lange Zeit, der Herzog erschien nicht. Endlich hörte man, heimlich vor Tagesanbruch sei er mit dem Herrn von Wesemael fortgeritten. Der Schatzmeister Rotselaer und die Hofbeamten geriethen in größte Bestürzung, daß sie sich ihn hatten entwischen lassen. Er aber saß schon auf dem benachbarten Schlosse Grobbendonck mit vier Vertrauten beisammen, die ihn dort erwartet hatten, es waren die Herren von Gaesbeck Schoenvorst und Crayenhem. Diese zusammen mit Wesemael machten nun einen neuen Hofstaat: Jakobäas Anhänger wurden aus allen Aemtern gestoßen und mit ihnen — nur zwei ausgenommen — sämmtliche Hofdamen. An Stelle der Letzteren kamen die Frau von Assche, die Mutter und die Frau des Herrn von Wesemael, die Tochter des Ritters T'Serclaes und andere erklärte Feindinnen der Herzogin, und als wenn das Alles für sie noch nicht demüthigend und beängstigend genug, so wurde auch T'Serclaes Gemahlin, die schöne Laurette, unter die Damen ihrer Gesellschaft förmlich eingereiht.

Als der Herzog mit seinen Vertrauten den Hofstaat zu Papier gebracht hatte, ritten sie alle Fünf nach Vilvoorden zurück, wo die Herzogin residirte. Sofort wurden alle Herren und Damen des Hofes berufen. Als sie beisammen waren, las ihnen T'Serclaes ihre Absetzung vor und die Liste des neuen Hofstaates, und ehe Einer ein Wort sagen konnte, ritt der Herzog mit seinen Herren schon wieder fort nach seinem Schlosse in Fuhr. In welcher Bestürzung, in welchem Tumulte, schreiend vor Aerger, sie den ganzen plötzlich abgesetzten Hof zurückließen, kann man sich wohl denken. Alles lief wild durcheinander, und jeder schwur

hoch und theuer: das lasse er sich nicht gefallen. Jakobäa aber befahl, auf der Stelle Pferde vorzuführen, eilte hinunter, schwang sich in den Sattel, und eilte spornstreichs dem Herzoge nach, von nur einem Fräulein und drei Dienstleuten begleitet.

Kaum im Fuhrer Schloßhof abgestiegen, ging sie stracks zu ihm. T'Serclaes aber hatte sich vorgesehen, der Herzog empfing Jakobäa in feierlicher Rathsversammlung. Unter strömenden Thränen — denn Schmerz und Zorn bedrängten ihre Brust — fragte sie: „Was ihre Damen verbrochen, daß man sie so schimpflich behandle? ob sie nicht alle von reinem Adel, nicht alle von reinen Sitten seien? Und sie liebe sie und sei ihrer gewohnt, und werde sie niemals sich nehmen lassen, weil sie mit ihr erzogen und erwachsen seien. Erinnern solle sich der Herzog," das rief sie mit erhöhter Stimme, „daß sie nicht als Arme, sondern als Erbin so vieler Lande und Herrschaften zu ihm gekommen, und daß er sie halten müsse als eine Fürstin mit ihren Frauen und Jungfrauen, wie er sie gefunden." Der Herzog ließ erwiedern: „Er habe seine Gründe, warum er den Hofstaat geändert und ihn neu besetzt habe mit den edelsten und angesehensten Damen von Brabant." Zornig rief Jakobäa entgegen: „Und wenn sie tausendmal von höchstem Adel, darum wären ihre Jungfrauen, ihre Gefährtinnen von Jugend auf, noch nicht schlechter!" Allein was auch die Fürstin sagen mochte, den Herzog ließen seine Räthe nicht wieder los, und die Liste des neuen Hofstaates wurde nicht widerrufen. Nur ein paar ihrer Jugendgespielinnen aus Holland vermochte Jakobäa zu behaupten: sie kehrte sich nicht an des Hofmarschalls Anordnungen und ließ sie nicht von sich.

Anders, als bei Hofe, ging es in der Stadt. Denn die klugen Brüsseler hielten fest zusammen und den Freiherrn von Assche scharf in der Frohnfeste. Es kam die Zeit — Juni 1419, wo der Fürst aus den Einundzwanzig, welche die jährlich abtretenden Schöffen ihm namhaft machten, die sieben neuen wählen sollte. Er that es nicht, hatte auch statt des Herrn von Assche keinen andern Amtmann (Oberrichter) bestellt. Mehrere Wochen

lang blieben nun die Gerichtsbänke unbesetzt, es gab kein oberstes Gericht mehr in der Stadt, und der Schaden war groß und Aerger und Unruhe noch größer. Im Uebrigen kehrten sich Schöffen und Rath nicht an des Herzogs Unwillen. Sie bestraften Jeden, der sich übler Reden wider der Stadt Rechte und Ehren vermaß. Ritter T'Serclaes wurde sogar aus seiner Patrizier-Sibbe ausgestoßen, und für unfähig erklärt, jemals wieder ein städtisches Amt zu bekleiden. Endlich mußte des Herzogs Partei nachgeben. Einige von seinen Räthen und die drei andern Hauptstädte — Löwen Herzogenbusch und Antwerpen — legten sich ins Mittel, und wollte der Herzog seinen Günstling wieder aus dem Gefängniß haben, so mußte er einen Amtmann an dessen Statt einsetzen, und zugleich — zu Vilvoorden am 16. Juli — den Brüsselern ein Privileg ausfertigen, daß er jedes Jahr um Johannis einen Amtmann, dazu einen angesehenen Mann als Vize-Amtmann, nicht minder die sieben Schöffen so gewiß ernennen wolle, als sonst das Gericht sich selbst ergänzen dürfe aus eigener Macht und Wahl. Der Stellvertreter des Oberrichters aber solle sofort handelnd eintreten, wo der Letztere abwesend, oder wo er, trotz des Ersuchens von ein paar Schöffen sich weigere, zu thun was seines Amtes. Würden aber Beide ihrem Amte fehlen, so träte an ihre Stellen einer der Unterbeamten des Oberrichters.

So hatte die Stadt sich die Freiheit ihrer höchsten Obrigkeit gewahrt: der Fürst konnte den Gang des Schöffengerichts nicht mehr ändern und nicht mehr unterbrechen. Wenig verschlug es den Brüsselern, daß er zürnend noch fast den ganzen Herbst und Winter ihnen fern blieb.

Ebenso fern hielt sich Jakobäa von ihrem Gemahl. Seit der Schmach, die sie in Vilvoorden wie in Fuhr erlitten, war sie umringt von Herren und Damen, die ihre erklärten Feinde, sah täglich spöttische Gesichter, hatte täglich Verdruß und Aerger. Tödtlich haßte sie den T'Serclaes und seine Gesellschaft. Ihr Gemahl aber war ihr verächtlich geworden, und da seine Buhlerin,

des T'Serclaes Weib, ihn noch mehr gegen die Fürstin aufhetzte, so war eine tiefe Kluft zwischen beiden Gatten aufgethan, die Nichts wieder ausfüllte. Ohnehin konnte es kein Paar geben, das sich unähnlicher war: Jakobäa voll Leben und Feuer, voll Schönheit Geist und Verstand, wie man selten ein junges Weib gesehen, ihr Gemahl ein weicher gutmüthiger Mensch, von schlechter Haltung, bleich und blöde in seinem ganzen Wesen, der sich von seiner Umgebung wie ein Verstandesschwacher leiten ließ.

Im September kam von der französischen Gränze eine Nachricht, welche, so blutig und erschütternd sie war, die Parteien am Brabanter Hofe nur mit wilderem Antrieb wider einander erfüllte, und auf ihre Stellung nicht ohne Einfluß blieb. Der Burgunder Herzog, Muttersbruder für Jakobäa, Vatersbruder für ihren Gemahl, der gefürchtete „Johann ohne Scheu" athmete nicht mehr. In die Falle war er gelockt wie ein Wolf und erschlagen wie ein Stier. Nach langen Kriegen hatte er mit dem Dauphin, der auf Jakobäas ersten Gemahl folgte, sich versöhnt, Friede und Freundschaft war beschworen bei dem Evangelium, und auf ihre heiligen Eide hatten die Versöhnten das Abendmahl genommen. Nun gaben sie zu einer Besprechung sich auf der Brücke von Montereau ein Stelldichein, jede Partei voll feindseliger Tücke. Ein leichter Wortwechsel erhob sich, der Herzog faßte an sein Schwert: da fuhr ihm ein Schlachtbeil in das entblößte Haupt und dem Fallenden ein Schwert in den Bauch, daß die Eingeweide folgten. Der Dauphin sprach, „er hat genug," — und um zu sehen, ob noch Leben in ihm sei, zog man ihn an den Füßen hin und her. Und da er sich nicht mehr rührte, wurde er beraubt und entkleidet, und der Ringe wegen riß man ihm die Finger ab. Und so lag er die ganze Nacht auf der Mordstätte.

Der Getödtete war kein Freund des Bürgerthums. Seine Städte in Flandern waren unter seiner Regierung zwar in Handel und Gewerbe mächtig gediehen, allein nur deßhalb, weil er sie in Ruhe ließ und ewig in Frankreich zu thun hatte. Jeder war überzeugt, daß er trachten würde, aufständischen Städten

sofort Lütticher Quartier zu bereiten. Nach seinem Tode fühlte sich Alles erleichtert, was zur kabeljauischen Partei gehörte. Die hoekisch Gesinnten aber schlossen sich aller Orten fester zusammen. Vom Nachfolger des erschlagenen Burgunders, Philipp dem bisherigen Grafen von Charolays, wußte man nur, daß er ritterlich in seinem Streben sei und in Unterhandlungen ungemein viel Eifer und Geschick entwickele. Beide Parteien in den Niederlanden machten sich auf seinen Beistand Rechnung, und suchten sich möglichst zu verstärken.

Die leichtsinnigen oder habsüchtigen Edelleute, welche sich um den schwächlichen Brabanter Herzog drängten, bedurften einer stärkeren Anlehnung in der Nähe, und diese fanden sie nur an Johann von Bayern in Holland. Der Furcht vor ihres Fürsten Oheim in Flandern erledigt, wandten sie sich gänzlich kabeljauischen Interessen zu und rechneten dabei auf die größeren Städte. Johann von Bayern hatte in ihnen die besten Freunde: sein Vortheil konnte nicht besser bedacht sein, selbst wenn er in eigener Person in seines Brabanter Vetters Rathe saß. Ja die Feinde Jakobäas hätten ihm lieber ganz Brabant überliefert, als daß sie von ihrem Platze gewichen wären. Von ihm kam immer Rath und Stärkung, und jedesmal, wenn seine Parteigänger in Brabant einen Hauptstreich machen wollten, brachten sie vorher ihren Fürsten an die holländische Gränze, damit er dort gekräftigt werde durch den „Johann ohne Gnade.“

Ohne Zweifel geschah es auch auf seinen Rath, daß der junge Brabanter Fürst mit seinen Genossen versuchte, sich mit den Brüsselern wieder auf besseren Fuß zu stellen. Er verlegte den Hof im Februar 1420 wieder in ihre Mitte. Als er aber andern Tags mit seinen Adeligen auf das Rathhaus kam, erhielt er von den Schöffen einen kleinen Denkzettel für die Zukunft. Sie verurtheilten in seiner Gegenwart zwei Patrizier, den Ritter Hertoghe und den Giselbert Pipenpoy, weil sie Schimpfworte über die neuen Schöffen und Diejenigen ausgestoßen, welche den Herzog zum Nachgeben beredet hatten.

Oheim in Holland bedrängte und verfolgte die Hoeks
freunde die Utrechter. Die Ersteren erfüllten mit ihren
Verwünschungen den Hof ihrer Erbfürstin Jakobäa. Die
hickten flehentlich Briefe und Gesandte nach Brüssel, ihnen
Allein Johann von Brabant lachte sie aus und ging
eiherbaize oder in seine Schmiedekammer. Und recht
gen, wie verachtet Jakobäa und ihr Anhang in Bra-
o wurden auf dem Rückwege die Utrechter Gesandten
rzoglichen Geleits angefallen und todtgeschlagen, unge-
sie waren doch keine bloßen Botenläufer, sondern ritter-
inner.
äas Eifer aber ruhete nicht. Mehr und mehr trat
me Adel auf ihre Seite, und machte ihr Hoffnung
neuen Kriegszuge nach Holland. Dort gestaltete sich
aß eine gewaltsame Schilderhebung der Unterdrückten,
ınd der Utrechter, nicht mehr ausbleiben konnte. T'Ser-
e und Genossen beschlossen jetzt, Jakobäa gänzlich vom
rtreiben. Denn die scharfen und ruhlosen Augen der
rstin drangen hinter jeden Anschlag, und sie allein
ch, welche den Herzog mit den angesehensten Herren
Landständen verknüpfte. War Jakobäa entfernt, so
: andere Einfluß auf den Herzog gebrochen. Dann
t mit vollen Segeln in's Lager Johanns von Bayern
und ihm den Preis für eine Unterstützung zahlen, mit
e man die vollständigste Herrschaft über ganz Brabant
zu erobern, sondern auch vollaus zu genießen dachte.
h die Fürsten von Brabant und Holland schon von
er durch einen heimlichen Vertrag und auf Lebenslang
rmann zu Fehde und Feindschaft verbündet, sobald der
Andern dazu mahnen würde, bloß den Kaiser, den
ı Burgund, und des Brabanters Bruder, den Grafen
ausgenommen. Der Hofmarschall T'Serclaes meinte
hes Mittel gefunden zu haben, der Herzogin den Hof
iden, daß man von ihrem raschen heftigen Wesen Alles

erwarten konnte, was man wünschte. Er beschloß, ihre Damen auszuhungern.

Jakobäa hing an diesen Jugendgefährtinnen mit aller Liebe und Leidenschaft einer Fürstin, die ohne sie sich völlig an ihrem Hofe vereinsamt fühlt. Wiederholt wurde die Liste der neuen Beamten verkündigt, Jakobäas Trotz kümmerte sich nicht darum. Nun war am Brüsseler Hofe zweimal große Tafel, zum Frühstück und zum Mittag; dagegen zum Morgen- und Nachttrunk bekam Jeder Wein mit Brod und anderem Imbiß in seine Gemächer. Kurz vor Ostern bemerkten die holländischen Damen, daß man ihnen Morgens und Abends wenig Wein und Speisen in's Zimmer trug, es wurde immer weniger, zuletzt kam gar nichts mehr. Ritter T'Serclaes ließ für sie Nichts verabfolgen, ihre Kammerfrauen mußten selbst sehen, wo sie ihnen im Pallast zu essen oder zu trinken auftrieben. So kam Ostern, der 7. April 1420. Am Ostertage war die Hoftafel besonders festlich, glänzend und zahlreich. Jakobäa erschien mit ihren Damen und ließ sich nieder. Da wurde ihr selbst auf das Herrlichste aufgetragen, vor den Holländerinnen aber blieben Teller und Becher leer. Die Dienerschaft folgte der strengen Weisung des Hofmarschalls, sie zu betrachten, als wären es wesenlose Schatten. Also saßen die Armen vor leeren Gedecken, und es war zum Gespötte des ganzen Hofes, bis sie fortgingen. Zufällig kam Jakobäas Mutter nach Brüssel und hörte von dem Aergerniß. Sofort eilte sie zum Herzog und stellte ihn zur Rede: er verschanzte sich wieder hinter seine Räthe, und es gab eine heftige Szene. Empört über so viel Verrätherei und Schmach rief die stolze Burgunderin ihrer Tochter zu, den Pallast zu verlassen, ging aus dem Saale, bestieg ihren Zelter und ritt nach ihrem eigenen Hofe zum Spiegel in Brüssel. Jakobäa wollte mit ihr, kein Wagen und kein Roß erschien: da ging sie zu Fuße fort. Von dem ganzen eingeschüchterten Hofe wagte Keiner sie zu begleiten, nur ein Hennegauer Page, Johann Rasoir, folgte ihr. Laut weinend ging die junge Fürstin durch die Straßen Brüssels, daß es alle Frauen

erbarmte, und in den Männern der Zorn kochte über den blutigen Schimpf, welchen man der geliebten schönen Herzogin anthat.

An diesem Abend mochten beide Frauen im Zorn und Eifer Alles durchsprechen, was mit dieser unglückseligen Brabanter Heirath zusammenhing. Wahrscheinlich erfuhr Jakobäa jetzt erst, wie es im Grunde sich mit den päbstlichen Dispensationen verhielt, und daß es streng genommen um die Gültigkeit ihrer Ehe noch immer bedenklich stehe. Auch ließ sich schon lange merken, daß es darauf abgesehen war, Holland und Seeland ganz in die Hände des Oheims von Bayern zu spielen, und daß man unzweifelhaft ihr damit kommen werde, Verträge der Art zu besiegeln. Jakobäa faßte kurzen Entschluß. Andern Morgens verließen, im feierlichen Geleite von zahlreichen Adligen, die beiden Fürstinnen die Hauptstadt Brabants und zogen fort nach dem Hennegau. Alle Welt sollte wissen, daß die Herzogin mit Ehren nicht mehr im Lande bestehen könne.

Viertes Kapitel.

Die Hocks und Johann von Bayern.

Verfolgung der Hoeks in Holland. Ihre Flucht und Sammelpunkte. Ritter Rothaft, Vizthum von Bayern. Große Pläne Johanns von Bayern. Lage der Dinge in Utrecht Friesland Brabant. Ablenken der burgundischen Macht auf Frankreich. Verfolgung der Utrechter und Amersforter. Bündniß mit Geldern. Kampen Deventer Zwolle Groeningen. Johann in Luxemburg. Die Stadt Leyden. Das Haus der Wassenaar. Der Herzog in Leyden. Straßengefechte am St. Georgs- und St. Lambertstag. Vermittelung der fürstlichen Räthe. Der Novemberspruch. Aufstand der Leydener. Ausspruch des Fürsten. Anfall auf Brederode. Großes Bündniß der holländischen Hoeks mit den Utrechtern. Ausbruch des Kriegs.

In der That schien für Jakobäa, deren fürstliche Herrschaft und Ehre man im Lande ihres Gemahls verspottet hatte, auch

ihr Vatererbe Holland und Seeland jetzt auf immer ver-
loren. Die Workumer Friedensschlüsse hatten den Hader der
Fürsten geschlichtet, aber in den Unterthanen lebte noch die
Parteiwuth. Viele Häupter der Hoeks waren noch außer Landes;
um keinen Preis wollten sie sich dazu verstehen, dem
Bayern zu huldigen. Diesem aber sagte die einfachste
legung, daß die Hoeks nur Zeit brauchten, um sich
sammeln und von Neuem eine gefährliche Macht
Im Gefühl seiner Kraft, und in Selbstsucht verhärtet,
rücksichtslos, was ihm Nutzen brachte, und ließ die hoeksch
sinnten nicht wieder zu Athem kommen. Er warf sie aus
Aemtern, wo sich Gelegenheit dazu zeigte, und wartete
einmal die Zeit ab, wo die Stellen in der Stadtregierung
Neuwahl mußten besetzt werden. Sein Mitregent, der
von Brabant, ließ ihm in allen Stücken freie Hand, und
bloße Form, wenn Befehle in Beider Namen ergingen.

Da stand nach mehr als zwanzig Jahren der Waizen
Kabeljaus wieder in Blüthe. Der Herzog überließ ihnen
Feinde, gleich als wären sie vogelfrei. Auf öffentlicher
wurden die Hoeks angefallen, Einkünfte und Güter ihnen
rissen, und sie sahen ein, daß sie nirgends Recht fänden
gänzlich sollten zu Grunde gerichtet werden. Heimlich bargen
ihr Vermögen und entwichen, der eine nach dem andern.
Meisten gingen über die Gränze nach Utrecht und Amersfoort;
Andere sammelten sich in Leyden und Montfort, in Gertruden-
berg und Sevenbergen. Die Seefestung Sevenbergen gehörte
dem freien Herrn gleichen Namens; in Gertrudenberg befehligte
tapfere Herr von der Merwede, auch einer von Jakobäas treuesten
Anhängern; Haus Montfort hatte immer als eine Säule
Hoeks gestanden; und vor Allem war die Großstadt Leyden
ihre feste Burg, denn dort herrschte der erlauchte Burggraf
Wassenaar. Auf diesen Punkten ließ Herzog Johann seine Feinde
einstweilen sich ansammeln: er wartete seiner Zeit, wo er
einem einzigen Schlag sie zerschmettern könne.

Unterdessen machte er alles übrige Land kabeljauisch und sich unterthan. Die Häupter der Kabeljaus, wie Wilhelm von Egmond Gaesbeek Cralingen Heemskerck und die Borsselen, hielt er an seinem Hofe und in seinem Vertrauen. Seine rechte Hand aber war ein bayerischer Landsmann, Herr Heinrich Nothaft, Freiherr von Werdenberg, Ritter. Dieser war ziemlich ein Menschenalter hindurch sein Statthalter in Niederbayern gewesen und führte daher noch den Namen Vizthum von Bayern. Als Johann sich in den Krieg der Hoeks und Kabeljaus stürzte, rief er den Getreuen aus Straubing zu sich, setzte ihn in seinen Rath, und brauchte ihn zu den wichtigsten Geschäften. Die guten Dienste, welche der Ritter leistete, waren so groß, daß schon bald nach dem Workumer Friedensschluß sein Fürst ihm dafür große Güter und Einkünfte in Bayern verschrieb, und an seinem Hofe ihm ein Amt nach dem andern übertrug. Daß ein Ausländer so hohen Stand bei Hof und Fürsten hatte, war den Holländern ein Dorn im Auge, und es kam einmal zwischen Nothaft und Johann von Egmond zu offener Fehde. Der Herzog aber versöhnte sie in vollem Rathe und mit Zuziehung der fünf vornehmsten Städte: ernstlich gebot er ihnen, fortan freundlich mit einander zu gehen zu essen und zu trinken, zu rathen und zu thaten zu des Fürsten und des Landes Nutzen.

Fest mußte Johann von Bayern sich erst auf Holland und Seeland stellen, stündlich mußte ihm dessen Kriegs- und Steuerkraft zu Dienste sein: dann ließen sich wohl noch andere Gebiete seiner Herrschaft zuführen, Friesland, das Utrechter Stift, der Hennegau, ja vielleicht sogar Brabant selbst. — Zweifellos hatte der staatsgewaltige Fürst sich die höchsten Ziele gesetzt. Seine Unterhändler waren überall: man spürte ihre Thätigkeit auch an den Höfen der Kurfürsten von Köln und Trier und der westfälischen Bischöfe. In Maestricht wohnte ihm ein Vertrauter, der Komthur des deutschen Ordens, Iwan von Cortenberg, der wiederholt Botschaften jenseits des Rheines unternahm. Nun waren die Friesen auf das Heftigste unter einander verfeindet:

die Einen wollten ihm huldigen, wenn er die Andern verderben wolle. An der jenseitigen Gränze aber des Utrechter Landes lauerte der Herzog von Geldern ebenso beutelustig, wie an der östlichen Gränze der Holländer. Luxemburg war bereits das Erbtheil von Johanns Gemahlin, den Hennegau bekam er nach Jakobäas kinderlosem Ableben, vielleicht schon früher, und endlich so mochte er hoffen, unter irgend einer Form, die Herrschaft über das reiche Brabant dazu. Den Jüngling, der dort die Herzogskrone trug, hatte er ja in der Hand wie seine Puppe, und dieser regierte so jämmerlich, daß die Brabanter Stände sehnsüchtig nach einer tüchtigeren Leitung ausschaueten. Unter der Ritterschaft in Brabant hatte der bayerische Johann seine Bewunderer, am Brüsseler Hofe seine vertrautesten Anhänger, und selbst die Bürgerschaften konnten es nur mit Wohlgefallen bemerken, wie er in seinen Landen die Grundsätze der Kabeljaus zur That machte und Handel und Gewerbe förderte. Feinde aber wußte er zu treffen mit Schwert Hunger und Verfolgung, daß sie verschwanden wie Schnee vor der Sonne.

Das Einzige, was Herzog Johann in den Niederlanden zu fürchten hatte, war die aufstrebende burgundische Macht. Ihm entging es nicht, welch ein drängendes Wachsthum im Hause Burgund trieb und arbeitete. Um so mehr beeilte er sich, Kraft und Streben dieses Fürstengeschlechts abzulenken nach Frankreich hin, woher es gekommen. Er ruhete nicht, als bis die burgundischen Banner in den Krieg zogen auf Frankreichs Gefilden. Der gräuliche Mord, durch welchen auf der Brücke von Montereau des Dauphins Partei endlich den Haß gegen seinen Vater kühlte, hatte den jungen Herzog von Burgund in seinem tiefsten Stolz und Ehrgefühl erschüttert. Als die Boten nach Gent kamen mit der Nachricht, daß sein Vater meuchlings erschlagen, wurde Philipp bleich und starr, seine Augen wurden gläsern, und die Beine zitterten ihm. Das Erste, was er sagte, als er wieder zu sich kam, war das Wort an seine Gemahlin, die des Dauphins Schwester war: „Michelle, dein Bruder hat meinen Vater erschla-

gen!" Von Stund an trennte er sich von ihrem Tisch und Bette. Blutrache — daran müsse man Leib und Seele, Gut und Land setzen: das war der Beschluß des Familienraths, den Philipp zu Mecheln abhielt mit seinem Oheim von Bayern, mit Jakobäas Mutter seiner Tante, mit seinem Vetter von Brabant, und seinem Schwager dem Herzog von Kleve. Die Blutrache zu vollziehen, schloß sich Burgund an England, und mit diesen Landesfeinden verbündete sich auf's Engste die eine der beiden großen Parteien, in welche das gesammte französische Volk zerklüftet und zerfallen war. Es wurde zu Troyes jenes unnatürliche Bündniß geschlossen, in welchem der König von Frankreich seine Waffen mit denen seines englischen Schwiegersohns und seines burgundischen Vetters vereinigte, um auf Tod und Leben den eigenen Sohn, den rechtmäßigen Erben seiner Krone zu bekämpfen. Fortan schien jegliche Kraft des burgundischen Hauses auf unberechenbare Zeit im französischen Kriege gefesselt. Niemand hinderte Johann von Bayern, seine Pläne in den Niederlanden zu verfolgen.

Zunächst nahm er die Utrechter auf's Korn. Kein ächter Holländer hatte ihnen die Yſſelſteiner Schmach verziehen, und man deutete mit Lust darauf hin, wie der Herzog ihnen jetzt ein Seil um den Hals gelegt habe, das bei jedem Rucke Angst und Schmerzen mache. Wohl waren die Utrechter in die Sühne vom Februar 1419 eingeschlossen: doch sie traueten dem Landfrieden nicht, und ließen es sich keine Wege reuen, um einen festen besondern Frieden zu erwirken. In den Workumer Artikeln hatte Johann sich auch die Rechte zugestehen lassen, welche Holland noch auf das Land Hagestein beanspruchte: ohne Weiteres ließ er nun dies Gebiet besetzen, und der greise Utrechter Fürstbischof Friedrich von Blankenheim, der es so lange Zeit inne gehabt, der in allen Niederlanden so hohe Achtung genoß, mußte still dazu schweigen. Nur für schweres Geld bewilligte Johann den Utrechtern und Amersfortern einen Vertrag, in welchem sie sich verpflichteten, alle während der Fehde mit ihm Verbannten wieder aufzunehmen: dagegen sollten sie wieder freien Verkehr und den

Schutz des Rechtes in seinen Landen genießen. Dieser Frieden wurde am 1. April zu Woerden besiegelt. Acht Tage darauf kam ein Utrechter Schiff aus Flandern vor die Mündung des Leck, gleich überfielen es die Egmonds, bohrten es in den Grund, und schleppten Leute und Ladung fort. Ein zweites Schiff, das am andern Tage Anker warf, hatte gleiches Unglück. Und die Utrechter Bürger durften sich nicht einmal beschweren. Hatten sie ja ihren Frieden nur mit dem Herzoge gemacht, nicht auch mit seinen Baronen. Nicht besser erging es den Bewohnern der zweiten Hauptstadt des Stiftslandes, den Amersfortern, die so tapfer in Gorkum gestürmt hatten. Sie dachten nun wieder frei und ungefährdet in die Südersee zu stechen: kaum aber kamen ihre Schiffe den Holländern in Sicht, als sie auch schon überfallen und geplündert waren. Von Utrechter Güterfuhren aber, die über die holländische Gränze kamen, erpreßte man einen so hohen Zoll, daß sie wenig Vortheil bei ihrem Handel erfahren. Vergebens schickten die Gekränkten Briefe auf Briefe und flehentlich und mahnten bei dem holländischen Fürsten auf das Beweglichste, wie schändlich man mit ihnen umgehe. Johann schwieg still, rührte sich auch später nicht, wenn Leute von Utrecht und Amersfort, die sich in Holland treffen ließen, auf öffentlicher Straße angegriffen und mißhandelt wurden, wenn man Einigen sogar die Nasen abschnitt, ja selbst Frauen und geistlichen Leuten aus jenen Städten gar übel mitspielte.

Er schloß unterdessen ganz in der Stille mit dem Herzog von Geldern, dessen Gebiet das Utrechter Stift von der andern Seite umfaßte, einen Vertrag des Inhalts: wenn es zum Krieg komme, wollten sie in aller Freundschaft das Utrechter [illegible] theilen, Geldern solle Amersfort, Holland das Montforter Gebiet haben, und zum Bischof — denn der jetzige war hoch betagt — wollten sie nur einen solchen wählen lassen, der ihnen den [illegible] len thue und sich mit dem verkleinerten Stifte zufrieden [illegible] Die benachbarten Barone aber wurden geradezu angeregt, [illegible] zureiten und sich an den Stiftsleuten Beute zu verdienen. [illegible]

sich doch Herzog Johann heimlich mit dem Herrn von Gaesbeek und Andern verbunden, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen und sie aufrecht zu halten, wenn es zum Kriege komme. Die Utrechter sahen ein schweres Ungewitter aufsteigen, und hielten mit Bischof und Klerisei und Ritterschaft ein Kapitel über das andere, wie sie sich helfen möchten. In ihrer Bedrängniß schickten sie an den Herzog von Brabant, an Jakobäa, an die holländischen Städte Gesandte, welche die Welt mit ihren Klagen erfüllten. Besseren Trost hatten sie davon, daß die oberysselschen Städte Kampen Deventer und Zwolle sich zu ihrem Beistande rüsteten, selbst die Groeninger begaben sich förmlich unter das Stift Utrecht. Denn schon verlautete allerlei, wie der gefürchtete „Johann ohne Gnade“ am Rhein und in Westfalen Truppen werbe: nicht bloß Utrecht, auch Friesland und Alles was rings um die Südersee liege, wolle er erobern.

So verlief das erste Jahr nach dem Workumer Friedensschluß. Johann ließ seine Aussaat langsam reifen. Er war schon im Sommer nach seinem Herzogthum Luxemburg gegangen, und blieb dort bis zum nächsten März. Während seiner Abwesenheit konnten die kabeljauischen Beamten freier schalten, und mehr und mehr kamen die Feindseligkeiten zum Ausbruch.

Zunächst sollte Leyden, das mächtigste Bollwerk der Hoeks, erobert und ausgefegt werden. Diese Stadt hatte große Tuchwebereien und anderes reiches Gewerbe, ihre Fabrikanten und Kaufleute schickten Schiffsladungen von Leydener Waare nach vielen Ländern. Der Rhein hatte hier damals noch einen mächtigen Wasserstrom. Er zog von Utrecht her nach Leyden und ergoß sich nicht weit vom Haag durch die Dünen und in's Meer. Nach Dortrecht war Leyden die wichtigste Stadt im Lande. Es hatten aber die Burggrafen von Wassenaar seit uralten Zeiten in der Stadt auf ihrem Schlosse gewohnt und geherrscht wie kleine Fürsten. Sie erhoben allerlei Steuern und Zölle in der Stadt, hatten die Fischereien und Jagden, und übten noch immer das Recht, die eine Hälfte des Schöffengerichts zu besetzen, während

dem Fürsten die andere Hälfte zustand. In Leyden und auf ihren nahegelegenen herrlichen Schlössern Waermond und Tei- lenpoel und andern Gütern wohnten den Wassenaars [illegible] Grundholden und Lehnsleute. Es war kein Wunder, [illegible] hoekische Partei hier festsaß. Ihr Hort und Meister [illegible] alte Burggraf Philipp, ein Mann von großem Gewicht im [illegible] zen Lande, der bei Jakobäa in den höchsten Ehren stand. [illegible] Unglück aber für die Hoeks meldete sich auch in Ley[illegible] Uebergangszeit an, in welcher man lebte. Selbst im [illegible] ten Geschlechte der Wassenaars, in welchem von Alters her [illegible] hoekisch fühlte und glühete, hatte sich peinlich jetzt der [illegible] eingefressen. Der alte Burggraf hatte zwei Söhne: Joh[illegible] jüngere blieb leidenschaftlicher Hoek, der Aeltere aber, Ritter [illegible] rich, hatte die Farben gewechselt. Er war Jakobäas ver[illegible] Rath gewesen, — jetzt nahm er dieselbe Stellung ein bei J[illegible] von Bayern, dem Fürsten der Kabeljaus, und eine häßliche [illegible] hatte sich aufgethan zwischen ihm und seinem Geschlechte. [illegible] in der Stadt, welche die alte Stammburg der Wassenaars [illegible] ragte, fehlte es nicht an kabeljauischer Gesinnung. Sie [illegible] sich einzustellen, wo die Bürger durch Handel und Fabriken [illegible] wurden. Dann wollten sie lieber unter einem großen F[illegible] stehen, als sich von einem kleinen Gebietsherrn befehlen und [illegible] steuern lassen. Die Vorgänge in Leyden, und das endliche Sch[illegible] sal dieser Stadt geben uns ein klares Bild der Zustände [illegible] Lande und dessen, was Johann von Bayern und die Kabel[illegible] erstrebten, und wie sie es anfingen.

Schon auf den zweiten Tag nach dem Friedensschluß [illegible] Workum, auf den 15. Februar 1419, waren die holländ[illegible] Städte nach dem Haag entboten. Es wurden ihnen die [illegible] des Vertrages vorgelesen, dabei ihres neuen Herzogs Absicht [illegible] gekündigt, sofort seine Rundreise anzutreten und überall die [illegible] schuldige Huldigung einzunehmen. Als er nun nach Gouda [illegible] und von hier nach Leyden wollte, hieß es, die Leydener und ihr Burggraf Wassenaar verbollwerkten sich und würden den Fürsten

t einlassen. Der Herzog wartete, bis sie ihm eine feierliche
schaft entgegenschickten, um ihn zu bewillkommnen und dem
ede zu steuern. Er ging nach Leyden, und das Erste, was
hat, war eine Aenderung im Stadtregiment. Es war freilich
t an der Zeit, die Schöffen zu bestellen, aber der Burggraf
ßte ihm den Willen thun, und sie setzten neue Schöffen ein,
r welchen die Kabeljaus nicht vergessen waren. Die 100,000
enobel, welche Johann von Brabant seinem Mitregenten
en sollte, wurden auf die Städte ausgeschlagen: auch Leyden
ßte seinen Theil aufbringen. Noch auf andere Weise sorgte
ann von Bayern für seine Anhänger. Im Hause der Was-
ers kam durch seine Gegenwart ein Familienvertrag zu Stande,
) welchem, falls der älteste Sohn vor dem Vater sterbe, seine
der beiderlei Geschlechts in der Erbfolge dem jüngeren Sohn
gehen sollten.

Alsbald loderte zu Leyden die Zwietracht in vollen Flam-
. Die Kabeljaus erhuben stolz ihre Stimmen, weil sie des
sten sicher waren, und die zurückgesetzten Hoeks wußten sich
Aerger nicht zu lassen. St. Georgs Rittertag, den 23. April,
en die Parteien nicht vorübergehen, ohne daß sie mit Schwer-
und Beilen über einander herfielen und einander Haus und
t zu verderben suchten. Zweiunddreißig Bürger der einen,
zig der andern Partei wurden schuldig befunden, daß sie
hne geloben mußten. Ganz Holland richtete seine Augen auf
den. Schon trieben sich vor den Thoren fremde Kabeljaus
her, welche in vollen Haufen die hoekisch Gesinnten anfielen
) mit Gewalt in die Stadt wollten. Eines Abends im Juli
den sich die Ketten, an welchen die Zugbrücken der Thore
gen, zerbrochen. Es war offenbar angestiftet, damit man die
icken nicht aufziehen könne, wenn in der Nacht Leute von
ußen herein wollten. Die es gethan, machten sich sofort un-
bar, und sieh da, die Geflüchteten waren sämmtlich Kabel-
s. Schimpfend auf die Verräther hielten jetzt die Hoeks sorg-
ige Thorwache. Wiederholt erschienen der Schatzmeister Flo-

renz von Borsselen, Rothaft, und andere fürstliche Räthe, um die Parteien zur Ruhe zu nöthigen. Ritter Rothaft brachte einen Frieden dahin zu Stande: daß die Flüchtigen wieder herein sollten; daß Niemand in der Stadt Harnisch tragen dürfe; daß das unaufhörliche Fechten auf den Straßen um keinen Preis mehr zu dulden; daß als Geiseln 25 hoeksche Bürger nach Schoonhoven und 25 kabeljauische nach Gouda gehen müßten.

Die Bürger, welche zur Geiselhaft verurtheilt waren, zogen ab, und die Geflüchteten sollten am St. Lambertstage wieder einziehen. Die Leydener Kabeljaus kamen herangezogen, von vielen Freunden begleitet, jedoch friedlich von Aussehen. Unter den Mänteln aber trugen sie Harnische. Als sie nun durch die Straßen ritten, standen da Johann von Wassenaar und Gerhard von Poelgeest, welche ohne Zweifel keine Miene zum Bewillkommnen machten. Gleich lassen die Kabeljaus ihre Mäntel fallen, stürzen über sie her und schlagen den Einen nieder, nur mit genauer Noth werden die beiden Junker gerettet. Jetzt aber gibt es Geschrei, die Bürger stürzen aus den Häusern, die Glocken stürmen, Schwerter blitzen auf allen Straßen. Die Eingezogenen werden überwältigt. Ein Theil wird gefangen, ein Theil gewinnt den Kirchthurm und verschanzt sich, ein dritter entkommt aus dem Thore. Die Hoeks waren wieder Meister ihrer Stadt, und wünschten sich Glück, daß zum zweitenmal des Herzogs Plan mißlungen, „ihnen fremde Leute über den Hals zu bringen." Eilig aber kamen Rothaft Cralingen Heemskerck und der Schatzmeister Borsselen mit den Bannern von Haerlem Delft und andern Kabeljaustädten, um sich in's Mittel zu legen. Die Leydener ließen sie ein, jedoch unter der Bedingung, daß auch der Burggraf Wassenaar und der Herr von Brederode Kriegsvolk einführen dürfe. Der Burggraf ließ sich sogar förmlich beauftragen, all seine Freunde aufzubieten, falls man mit Gewalt in Leyden wolle eindringen. Jede Partei wollte sich sichern, daß die Andern sie von dem wichtigen Platze nicht ausschlössen.

Nun wurden wieder acht Schiedsrichter gewählt, um zu

rechten und zu sühnen zwischen den Parteien. Bald wurde in Leyden, bald im Haag verhandelt, bald zogen die Schiedsrichter zu den Vergeißelten nach Gouda und Schoonhoven. Vieles wurde angeboten, Vieles verworfen, und man konnte nicht zum Schlusse kommen. Die ächten Hoeks aber gingen bereits in der Stille nach Utrecht, um zu reden und zu hören, wie man mit den Waffen in der Hand die Kabeljaus zwingen könne. Denn seit dem Bündnisse mit Groeningen und den oberysselschen Städten hatten die Utrechter wieder ihr Haupt erhoben. Auch der Schatzmeister Borsselen erschien jetzt wiederholt bei ihnen, um zu verhandeln. Um es mit mehr Nachdruck zu thun, ließ er im Oktober sogar Befehl ausgehen, die Städte von Holland sollten sich rüsten, um auf das erste Gebot gegen die Utrechter in's Feld zu rücken.

Endlich im November traten des Herzogs Räthe Florenz Borsselen, Johann Egmond, Hubert Kuilenburg und Heinrich Wassenaar zusammen mit den acht Schiedsrichtern und verkündigten den Sühnespruch in der Leydener Sache. Alle gefangenen Kabeljaus sollten frei ausziehen und sich eine Meile von der Stadt ferne halten bis drei Wochen nach des Herzogs Rückkunft; wer aber sofort seine Unschuld darthun könne, solle friedlich in die Stadt zurückkehren. Vierzehn hoekische Bürger und andere Gesellen wurden aus der Stadt verbannt bis drei Wochen nach des Herzogs Rückkehr. Endlich solle die Stadt den bei den Aufläufen zu Schaden Gekommenen tausend Nobel zahlen, dazu zweitausend an Kosten und Strafgeldern. Dieser Spruch, so verlangte der Schatzmeister Borsselen, müsse öffentlich vom Rathhaus zu Leyden verkündigt werden. Ueber solches Ansinnen gerieth die Stadt in wilde Bewegung. Wie, die schuldigen Kabeljaus sollten frei ausziehen? Die Stadt aber, also auch die Hoeks darin, sollten mit ihrem Vermögen dafür gelten, was jene angerichtet? Die Leydener erklärten: sie hätten des Herzogs Räthen gar keine Vollmacht gegeben zu solchem Schiedsspruch, und sandten ihnen Abgeordnete: „daß sie zu Rechte stehen wollten für Alles,

was sie verbrochen von ihrer Kindheit Tagen an, und i
Leib und Glut verwirkt, so wollten sie es gelten; ab
müsse man ihnen wieder thun, Recht wider Diejenigen,
ihre Stadt so schwer geschädigt hätten." Da rief ihnen
Heinrich Wassenaar in Gegenwart des Herrn von Cuilen
„Recht forderten sie noch? Sie hätten ihr Recht. (
deres gäbe es nicht für sie." Schon zogen die Haerlen
andere Kabeljaus mit entrollten Bannern auf Leyden
Stadt zu zwingen.

[illegible] einmal legten sich die Leydener Hoeks zum
und ließen ihre Gefangenen abziehen. Ernstlich aber u
voller Macht fingen sie jetzt an sich zu rüsten. Die
Büchsen wurden auf die Burg gebracht, neue gekauft, die
und Verschanzungen an den Thoren Brücken und H
und vor der Stadt verstärkt, die Stadtgräben ausgetieft,
vor den Thoren ausgestellt. Der Rath ließ das Volk
köstigen, damit rasch die nöthigen Arbeiten gethan wären.
plötzliche Ueberfälle nun gerüstet unterhandelten die !
weiter mit dem fürstlichen Rathe, der sie nicht anzugreife
Denn zu gleicher Zeit wurde es klar, daß man auch i
heimlichen Verbündeten der Leydener, den Utrechtern, oh
nicht mehr auseinander komme. Schon im Januar z
Utrechter aus und schlugen ein Blockhaus an der Grä
während holländischer Seits wider sie die Stadt Oudew
wehrt und besetzt wurde.

So weit waren die Dinge gediehen, als Joha
Bayern im Anfang des Frühlings 1420 wieder in Hol
schien. Auf den 14. März entbot er den Burggrafen
Sohn Johann, und fünfzig der vornehmsten Bürger von
vor ihm in Dortrecht zu erscheinen. Sie erhielten frei
kamen und hörten vom Fürsten keine andere Erklärung,
bleibe bei dem Novemberspruch, und wenn sie nicht gel
werde man sie zwingen. Die Bestürzung in Leyden wa
mein. Noch einmal schickten die Bürger nach Brabant z

bäa und ihrem Gemahl, und baten flehentlich: „sie seien doch ihre rechte Landesherren, sie möchten ihnen helfen um Gottes willen und sie beschützen gegen so unrechte Gewalt, als ihnen geschehen sei und sie täglich mehr erwarten müßten.“

Aber soviel auch, so erklärten die Leydener in Urkunden vor aller Welt, sie bei dem herzoglichen Paar in Brabant und bei allen Denen, welchen dasselbe die Landesregierung anbefohlen, gebeten, an Niemand hätten sie Trost Hülfe noch Gnade gefunden. Auch Brederode Wassenaar und die andern Häupter der Hoeks konnten ihnen auf gütlichem Wege nicht mehr helfen. Was sie auch anfingen, um Recht und Frieden zu vermitteln, stets sahen sie sich gehindert und verhöhnt von den mächtigen Kabeljaus, denn gerade solchen hatte Johann von Bayern die Landesregierung anvertraut. Wurde doch selbst dem Herrn von Brederode, dessen Haus fast so edel als das fürstliche Haus von Holland, als er in des Herzogs Auftrag nach Gouda ritt, erst bei seinem Schlosse, dann bei Oudewater aufgelauert von Leuten, die Egmonds Farben trugen. Sie sprangen ihn an und schlugen auf ihn ein, und mit genauer Noth rettete er sein Leben. Und dann schickten ihm seine Feinde noch die Drohung nach: „Lasse er sich wieder auf freier Straße blicken, so solle er nur auf dem Leichenwagen zurückkehren.“ Vergebens klagte Brederode bei dem Herzog, nicht einmal Antwort wurde ihm.

Die Bedrängten dachten nunmehr daran, wie sie sich selbst helfen könnten. Am 15. April 1420 schlossen die Städte Leyden Utrecht Amersfort, der Bischof von Utrecht, die Herren von Brederode Wassenaar Montfort Poelgeest Heemstede und andere Ritter und Knappen ein Bündniß zu Schutz und Trutz auf fünf Jahre wider die Egmonds Heemskercks Gaesbeeks Kuilenburgs Borsselen, die vertriebenen Leydener, und all deren Freunde und Helfer. Herzog Johann von Bayern war nicht ausdrücklich als Feind genannt, jedoch gesagt: wenn er in die Fehde eintrete, so sollten seine eigenen Schlösser, die man einnehme, an den Bischof von Utrecht fallen. Alle andere Beute wollten Holländer und Ut-

rechter theilen, jedoch aus eroberten Städten und Schlössern werde man erst die Kriegskosten lösen, und sie dann an das herzogliche Paar von Brabant zurück geben. In einem Nebenvertrag war allerdings gesagt, daß die Fehde gegen Herzog Johann gehe. In den nächsten Wochen traten noch einundzwanzig hoekische Herren dem Bündniß bei, unter ihnen auch Jakobäas natürlicher Bruder Eberhard Herr von Hoogtwoude. Leyden war zum Hauptplatz des Krieges erkoren, die Stadt wurde mit Proviant und Geschütz und anderm Kriegszeug reichlich versehen, und Tag und Nacht zogen Bewaffnete in ihre Thore ein, unter ihnen an fünfhundert Soldaten des Utrechter Bischofs, welche die Leydener in ihren Sold nahmen. Die Reiter mit den Fehdebriefen flogen aus den Thoren, und gleich hinter ihnen her fielen die Hoeks in das Gebiet ihrer Feinde ein, und fingen an, zu brennen und zu plündern und Gefangene fortzuschleppen.

Fünftes Kapitel.

Fall von Leyden.

Johann von Bayern Alleinherr von Holland und Seeland. Wiederaufleben der kaiserlichen Belehnung. Nothaft Schatzmeister. Verwüstungen der Hoeks. Heinrich von Wassenaar. Heeresansammlung in Gouda. Zerstörung der hoekischen Schlösser. Lager vor Leyden. Absperrung der Stadt. Ausrüstung von Blockhäusern. Beschießung. Verluste der Hoeks. Feindesmenge wider Utrecht. Der Herzog von Geldern und die Amersforter. Vereitelung der Utrechter Anschläge. Noth der Belagerten. Die Friedensmittler. Die Hoorner auf Marken. Einzug der Sieger in Leyden. Bedingungen der Uebergabe. Zerstörung der Freiherrschaften. Auszug des Burggrafen Philipp. Leyden kabeljauisch gemacht. Maßregeln gegen die Utrechter. Dietrich von der Merwede in Gertrudenberg.

Jetzt hatte Johann von Bayern die Hoeks auf dem Punkte, wo er sie haben wollte. Oeffentlich hatten sie Bürgerkrieg be-

onnen, mit des Landes Feinden hatten sie sich verbündet. Da hien es vor aller Welt gerechtfertigt, wenn ihm sein Mitregent, er Herzog von Brabant, jetzt die volle Gewalt über Jakobäas rblande übertrug, um so große Gefahren zu bewältigen.

Sofort als Bündniß und Aufstand der Hoeks nicht mehr veifelhaft, erhielten Johanns Vertraute am Brabanter Hofe achricht, nunmehr entschieden vorzugehen. Sie folgten auf der stelle, und kamen mit ihrem Fürsten zu seinem Oheim nach Seeland, wohin dieser sich von Luxemburg auf Besuch seines Schatzmeisters Vorsselen in St. Martinsdyck begeben hatte. Hier, m Stammhause des Ritters Franz von Vorsselen, siegelten beide Herzoge am 21. April eine Urkunde, durch welche Johann von Brabant Holland Seeland und Friesland an Johann von Bayern abtrat. Und nicht dies allein, auch Städte vom Brabanter Gebiet wurden ihm überantwortet. Als dies Geschäft beendet, und der Brabanter Fürst sich jetzt hinlänglich durch des Oheims Macht und Zuspruch gestärkt fühlte, kehrte er nach Brabant zurück, hielt aber erst in Antwerpen an, und bestellte sich dort einen neuen Rath zur Regierung seines Landes und seiner Person. In diesem neuen Rathe saßen nur entschiedene Feinde der Hoeks, unter ihnen der Herr von Assche und sein ältester Sohn. Nikolaus Colenson, ein Geistlicher aus Antwerpen, bekam das Staatssiegel. Der Hauptlenker dieses Getriebes, Hofmarschall T'Serclaes, hielt sich noch etwas im Hintergrunde.

Die Urkunde aber, durch welche an Johann von Bayern vollständig seiner Nichte Erblande abgetreten wurden, war in Form einer Landesverpfändung aufgesetzt. Von den hunderttausend Rosennobeln, welche das herzogliche Paar von Brabant dem Oheim nach dem Workumer Vertrag schuldete, waren erst 15,600 bezahlt. Der große Rest von 84,400 sollte erlassen sein, hingegen Johann von Bayern noch 90,000 Kronen dazu bezahlen. Für diese Summen erhielt er Holland Seeland Friesland auf zwölf Jahre in Pfandschaft. Binnen dieser Zeit sollte er ganz allein alle Regierung haben, nur keine Beamten absetzen,

mit welchen noch nicht abgerechnet war, nicht münzen ohne Zustimmung der Landstände und des Fürsten von Brabant, und Niemand in's Elend schicken, der zu Rechte stehen wollte.

Die Urkunde war ausgestellt im Namen des Herzogs von Brabant und seiner Gemahlin, enthielt jedoch die Klausel, daß sie für den Ersten ihre volle Kraft behalte, auch wenn Jakobäas Siegel sie nicht bestätigen werde. In einer besondern Urkunde erklärte Johann von Brabant ferner: „Er habe die Verpfändung des Landes als deren Herr und als Vogt seiner Gemahlin vorgenommen; würde diese aber die Urkunde nicht besiegeln, so solle Johann von Bayern die Lande und dazu die kaiserlichen päbstlichen und andern Urkunden, in welchen er vermöge eigenen Rechts als Landesherr auftrete, so lange behalten, bis ihm die obengenannten Summen und noch 26,000 Kronen dazu gezahlt seien." Das hieß Jakobäas Erbrecht wieder in Frage stellen; denn auf Grund der Belehnungsurkunden des Kaisers und auf Grund der päpstlichen Briefe, welche Jakobäas Ehe für ungültig erklärten, hatte Johann von Bayern behauptet: daß er allein rechtmäßiger Herr und Erbfolger in seines Bruders Wilhelm Landen sei, und daß weder dessen Tochter noch ihr Gemahl irgend landesherrliche Ansprüche daran hätten. Und doch war es das Einzige, was Jakobäa durch den Workumer Friedensvertrag errungen hatte, daß der Oheim auf das Recht aus jenen Urkunden verzichtete. Auch dieser arme Erwerb wurde nun geopfert. Und um nichts halb zu thun, fertigte ihr Gemahl sogleich von Seeland aus seine offenen Briefe an die Barone Städte und Beamten in Holland Seeland Friesland, worin er ihnen verkündigte: er habe die Länder „auf eine gewisse Zeit für eine gewisse Summe" an seinen lieben Oheim von Bayern, in dessen Händen sie am allerbesten verwahrt wären, versetzt, und entbinde deshalb die Einwohner aller Eide und Unterthänigkeit gegen ihn selbst. Damit war im Grunde eine Abtretung auf ewige Zeiten vollzogen; denn jene großen Summen zu zahlen, hatte der Brabanter Hof weder Willen noch Mittel.

Jetzt konnte Johann von Bayern von allen Bewohnern Hollands und Seelands Gehorsam fordern als ihr rechtmäßiger Fürst. Für die Einen war er es als Nachfolger in Jakobäas Rechten, welche ihm deren ehelicher Vogt abgetreten hatte, für die Andern erschien die Belehnung, welche ihm der Kaiser ertheilt hatte, wieder aufgelebt.

Nach seiner Gewohnheit ließ er diese Thatsachen erst eine Weile wirken. Er behielt mit seiner geliebten Gemahlin, Elisabeth von Görlitz, die ihm überall zur Seite war, noch ein paar Wochen sein Hoflager auf Seeland, wo die Borsselen Alles vermochten und in St. Martinsdyck die Häupter der Kabeljaus versammelten. Der alte Philipp Borsselen, der hier wohnte, legte jetzt Schlußrechnung von seinem Amte als Schatzmeister. Sein Sohn, der junge Ritter Franz Borsselen, glänzte in Ruhm und Thatkraft neben dem Fürsten, der ihn zu seinem Rath und Minister erhob. Nachfolger aber des alten Borsselen im Schatzmeisteramte wurde Ritter Nothaft, der Vizthum von Bayern.

Unterdessen trieben sich die wüthenden Schaaren der Hoeks durch das Land, stürmten Zuydwyck Raephorst Rynsburg und andere Schlösser und Häuser der Kabeljaus, und legten sie in Asche. Längs des Rheines wurde Alles verwüstet, und Leute und Vieh als Beute fortgetrieben. Selbst bis in den Haag streiften die Hoeks, ohne jedoch die Brandfackel in die fürstlichen Wohnungen zu werfen. Zum Hauptwaffenplatze der Kabeljaus hatte Johann die Stadt Gouda bestimmt, an der Gränze zwischen Leyden und Utrecht gelegen, um von hier aus nach beiden Seiten Wache zu halten. Die Hoeks, vereinigt mit Utrechter Kriegsvolk, drangen vor bis an die Thore von Gouda, und ließen die Vorstädte in Flammen aufgehen. Allein die Kabeljaus in der Stadt, so hatte es Johann von Bayern befohlen, hielten die Thore verschlossen und kamen nicht heraus zum Streiten, und die feindlichen Schaaren zogen mit ihrem Raube wieder ab. Herzog Johann ließ noch immer die Unterhandlungen mit den Leydenern fortsetzen. Er begnügte sich, all ihr Gut mit Beschlag

darauf, daß ihnen erst Recht
anders gewollt hätten, wie l
von Wassenaar Brederode H
Häupter der Hoeks durchsetzen,
sammelt hatten! Durch sie w
rings in der Runde trefflich l
auf und ab, und dachten nich
jeder Belagerung so mannhaft
zwei Jahren Dortrecht.

Endlich kam Johann von
nach Holland. In Delft erkl
all seiner Güter verlustig und
Ritter Heinrich, der gegen sei
ten Mai begab sich der Herzo
und bot von hier all seine G
ihrem besten Kriegsvolk binne
Die Amsterdamer und die w
sammeln bei dem Herrn von
Stadt eilig verbollwerkte. J
Reiterei gelegt, die Befestigun
anderer Städte an der Utrech
Nach Geldern und über den

ngebriefe an den Herrn von Montfort schickten. Auf allen
zen, die aus dem Utrechter Bisthum nach Holland führten,
den Wachen, um eilig feindliche Haufen anzumelden.

Vorsichtiger Weise aber nahm Johann von Bayern gegen
Utrechter eine Stellung, wie sie eben nur das damalige, für
wunderliche Staatsrecht erlaubte. Mehrere von Johanns
sbaronen, seine eigenen Minister standen als abgesagte Feinde
n Bischof und Städte eines Nachbarlandes im Felde: der
st selbst beschloß, an ihrem Kriege vorläufig nicht Theil zu
nen. Er hütete sich daher, durch einen entschiedenen Akt der
dseligkeit in diesen Feldzug einzutreten, und die Utrechter konn-
sich noch immer nicht entschließen, ihm die Fehde anzusagen,
e doch eigentlich gegen ihn gemünzt war. Johanns heim-
r Verbündeter, der Herzog von Geldern, sollte — so war
chen Beiden verabredet — einstweilen den Stiftsleuten tüch-
zu schaffen machen.

Nachdem zum Letztenmal Ritter Nothaft den Leydenern
ch zugeredet hatte, setzte sich der Herzog am 17. Juni mit
m Heere in Bewegung. Er hatte viel und treffliches Ge-
zusammen geführt, selbst aus dem Hennegau wurde zu
ffe eine große Kanone herangeführt. Nun hatten die Hoeks
hnet, er werde unverzüglich sein Lager vor Leyden aufschlagen,
von hier aus Streifschaaren abschicken, und die hoekischen
zen in der Umgegend berennen, die sie wohl umgürtet und besetzt
n. Er aber zog mit ganzem Heer und allem Geschütz
gegen diese Schlösser, eines nach dem andern wurde ange-
en, Thoren und Mauern niedergeschossen. Poelgeest ter Does
made de Zyl ter Waerd Podikenpoel Waermond mußten
Banner ihm zu Füßen legen: die beiden letzten, die väter-
n Schlösser, sah Heinrich von Wassenaar in Flammen auf-
n. Das viele Geschütz, das sich auf diesen Burgen fand,
de mitgeschleppt. In acht Tagen war der Herzog mit all
Hoeks-Schlössern fertig, jetzt war die Umgegend rein, und
24. stand er vor Leyden, und ließ sofort sein großes Lager

aufschlagen. Zimmerleute waren schon von allen Orten herbe-
ordert, und zwar gleich auf sechs Wochen, daß Alles fertig und
im Stande bleibe.

Für den Herzog selbst wurde ein stattliches hölzernes Zelt
gezimmert, und prachtvoll ausgeschmückt. Ein großer Thurm
stand daneben, darauf eine hohe Flaggenstange zum Signalgeben.
Auch die Kapelle fehlte nicht, in welcher der Fürst jeden Morgen
Messe hörte. Er hatte seine Kanzlei bei sich, auch seine beiden
natürlichen Kinder, einen Sohn und eine Tochter. An der Hof-
tafel fehlte es nicht an edlem Wein und gutem Hamburger
Bier, wenn die obersten Hauptleute, Nothaft Heemskerk Vos-
selen und Leyenburg kamen, des Fürsten Befehle zu holen.

Im weiten Umkreis um die Stadt wurden Reiterhaufen
vertheilt, jeden Zugang zu bewachen und jegliche Zufuhr abzu-
schneiden. An drei Plätzen nach dem Meere hin lagen Schiffe
auf dem Rheine, die sich rasch mit einander verbinden konnten.
In allen Häfen und Flußmündungen wurde auf verdächtige
Schiffe Acht gegeben, im Texel richtig auch die Pulversendung
abgefaßt, die in Flandern für die Leydener gekauft war.

Dicht vor der Stadt aber, während das Lager weiter zurück
lag, errichtete man in Eile zwei starke Blockhäuser, das eine vor
dem Rynsburger Thor auf dem Pokenpoel, das andere vor
dem Weißen Thor bei Boschhuyzen, beide am Flusse, daß man
leicht ab- und zu konnte. Sie waren fest mit Eisenwerk ver-
bauet, hatten Fallbrücken, und waren durch Gräben und Pall-
saden geschirmt. Wolle Einer, so wurde ausgerufen, guten Sold
gewinnen, könne er sich zur Besatzung der Blockhäuser melden.
Diese bestand nur aus 20 bis 30 Mann geprüfter Soldaten,
dazu kamen zwei Büchsenmeister und ein Bogenmeister mit ihren
Leuten, ein Wundarzt, und ein Pförtner. Heemskerk selbst lag
auf dem Boschhuyzer Blockhause, das erst am 12. Juli völlig
ausgerüstet war. Nun wurde fleißig aus den großen Stein-
büchsen geschossen, welche Mauern und Häuser erschütterten. Wer
gut traf, bekam besondern Lohn, und es wurde den Belagerten

hart zugesetzt. Alles war vom Herzog wohl vorbereitet. In Gouda und Oudewater wurden fort und fort die Geschosse gefertigt, im Haag Brod gebacken, Zufuhr von Lebensmitteln war aus dem ganzen Lande im Schwunge, und die Lazarethe hatte man im Haag bereitet.

Die Hoeks in der Stadt aber blieben unverzagt. Mit großer Gewalt fielen sie aus und drängten bald auf die Blockhäuser, bald auf die Streithaufen, welche von einem zum andern Proviant und Kugeln führten. Der Fürst verlor viele Leute: doch was half es den Hoeks? Schließlich war er mit Uebermacht immer wieder auf dem Platze, und ein Treffen nach dem andern hatte für die Belagerten immer blutigere Verluste, immer weniger Gewinn. Auch Lebensmittel Kugeln und Pulver fingen an zu fehlen. Denn der Herzog hielt mit seinen vielen Reitern und Schiffen die Stadt eng umschlossen.

Sehnsüchtig schaueten die Leydener von ihren Thürmen und Wällen in die Weite, ob denn noch immer nicht die Utrechter Hülfe komme? Die Utrechter und Amersforter, die oberyßelschen Städter, der Bischof mit seinen Vasallen, alle waren reich und tapfer und konnten eine ansehnliche Streitmacht in's Feld stellen. Als aber der Krieg begann, meldeten sich auf einmal Feinde an von allen Seiten, an welche sie nimmer gedacht hatten. Es zeigten sich die Früchte der Unterhandlungen, welche Johann von Bayern jenseits des Rheins geführt hatte. Der Kurfürst von Köln, der Herzog von Berg, der Herr von Heynsberg, der Graf von Mörs, der Fürstbischof von Münster sandten ihre Fehdebriefe nach Utrecht. Der Handel des Stiftslandes litt unsäglichen Schaden.

Der Nächstgefährliche aber war der Herzog von Geldern. Er zeigte sich auf einmal mit einem Heere vor Amersfort, und ehe die Bürger noch ihr Vieh eintreiben konnten, fielen die geldernschen Reiter schon über sie her und ritten an hundert Amersforter über den Haufen. Dann legte sich das Heer vor die Stadt, und zwar, wie der Herzog meinte, außer Schußweite. Die Amersforter aber wollten zeigen, was sie für Büchsenmeister

daß er die Stadt auf solu
zog wieder ab mit seinem
weit, daß ihm die Stadt
Zurückgekehrten stellten ihre
sei, mit den Fürsten von
guten Handel zu haben, u
gerne darauf hörten und d
der alte Bischof Nachricht,
ritt und des Nachts kam e
Thor, drang in die Stadt,
festnehmen und nach Utrech
Herzoge Plan für's Erste u

Das rückhaltige Beneh
Menge von Feinden, die e
mehr und mehr stutzig. A
zes Land gleichsam in ein e
habe. In seinen Städten
netes Volk bereit stehen, un
drohten Punkte zu eilen.
auf allen Wegen. Die Utr
zu schiffen und von da aus
früh genug, daß der Plan

Während nun die Utrechter zögerten, mit einem Heere vor-
ücken, wuchs die Noth in Leyden von Woche zu Woche; denn
Belagerten arbeiteten Tag und Nacht mit ihren großen Stein-
hsen und anderm Geschütze. Johann war unermüdlich, immer
ues Kriegszeug herbeizuschaffen. Auch als die Seeländer in
vierten Woche der Belagerung, weil die Zeit ihrer gesetzlichen
ndfolge verstrichen war, vom Heere abzogen, verstand er es eilig
che Streithaufen aus Holland, frische Reiterei aus Geldern
zu verschaffen. In der siebenten Woche wußte er, daß er
der Hoeks noch Utrechter mehr zu fürchten habe, und ging nach
n Haag zu seiner Gemahlin. Die Leydener hatten Unter-
ndlungen angeknüpft, weil der Hunger anfing ihnen zuzu-
en. Ihre Mauern waren durchlöchert, und ihre Häuser stürzten
unter dem Krachen der feindlichen Geschosse, die sie aus
angel an Pulver und Kugeln nur noch schwach erwiedern
nnten. Ab und zu erschien Johann im Lager, und sah zu,
e die Dinge gingen. Die Leydener hörten jetzt darauf, wenn
sie auf seine blühenden Städte hinwies und fragte, ob sie
h immer eines kleinen Herrn Unterthanen sein, oder nicht
ber einem großen Fürsten huldigen wollten, der ihnen Handel
d Gewerbe fördere und schütze? Burggraf Wassenaar konnte
nicht mehr verhehlen, wie die Ansichten und Wünsche der
beljaus in der Bürgerschaft um sich griffen, und diese gegen
und seine Hoeks eine drohende Haltung annahm. Um är-
en Auftreten zu entgehen, beugte er sein greises Haupt, und
erte die alten Ehren und Rechte seines Hauses. Die Leydener
ten sich an die Herren von Kuilenburg Borsselen und Leyen-
g gewandt, doch ihr Bestes zu thun, daß sie mit dem Herzog
ihnt würden. Brächten sie es zu einem Frieden, ohne daß
Stadt gestürmt verbrannt oder zerstört würde, so sollte jeder
ser drei Vermittler zwei Pack Halbtuch bekommen, jedes Stück
ch zwölf Goldnobel werth. Der Herzog ließ sich versöhnlich
ben, und stellte keine überharten Bedingungen.

Jetzt als es mit Leyden zu Ende ging, hatten sich die

Utrechter und die Städte am Yssel entschlossen, Hülfe zu bring
Die Flotte der Oberysseler stach in die Südersee. Als man al
an der holländischen Küste landen wollte, kam die Nachri
der verhaßte Bayer sei schon in Leyden. Voll Aerger kehr
sie heim, und da sie an der Insel Marken, welche dicht an
holländischen Küste liegt, vorbeikamen, wurde gelandet geplünd
und weidlich gebrannt. Während sie noch beschäftigt waren,
Beute auf die Schiffe zu schleppen, sahen die Hoorner, de
Stadt kaum eine Stunde von der Insel liegt, von ferne
Rauch, einigten sich rasch mit einigen Haufen von Waterländ
kamen gefahren und fielen über die Plünderer her. Diese we
ten sich erbittert, waren aber zerstreuet, und mußten nach ih
Schiffen flüchten. Die Hoorner schlugen nieder, was ihnen
der ersten Hitze vorkam, und brachten noch eine gute Anzahl
fangener mit nach Hause. Das trug ihnen viel Lob ein,
sie so männlich den armen Bauern beigestanden.

Der 17. und 18. August 1420 waren die bitteren T
an welchen die Leydener ihre Besieger begrüßen mußten,
ihre Stadt halb in Trümmern lag und ihre Blüthe auf la
Zeit dahin war. Herzog Johann sprengte am Samstag fr
als die Verträge besiegelt waren, in die Stadt und hörte
der Kirche Messe, wozu die Bürgerschaft ihm den Schildth
Opfergeld verehrte. Am Sonntag aber erschien er im Gef
seiner Hauptleute, und es kamen von den Kabeljaustädten A
ordnete, ihm Glück zu wünschen, welche auf Kosten der Leyde
sich gütlich thaten. Schon Tags darauf waren die Hoeks
den städtischen Aemtern gestoßen und Anhänger des Herzogs
gesetzt. Denn dies hauptsächlich, daß der Fürst fortan Herr
Meister in Leyden sei, hatte Johann sich ausbedungen.
Bürger bekannten urkundlich, daß ihnen der Aufruhr leid t
und daß Städte und Ritterschaft Recht gehabt, als sie dem H
zog Beistand leisteten. Die Häupter der Hoeks, welche in Ley
versammelt waren, sowie die Stadt selbst, traten in Sühne
den Herren von Egmond Heemskerck und ihren Helfern, und

[...]bten Urfehde. Dann erhielten sie Frieden unter folgenden Be-[...]ngungen:

1. Philipp von Wassenaar trat vor guten Mannen mit [...]and Mund und Siegel für immer die Burggrafschaft an den [...]erzog ab, und die Bürger huldigtem diesem als ihrem alleini-[...]n Landesherrn. Die hier verfertigten Tuche wurden nicht mehr [...]it dem Wappen der Wassenaars, sondern mit dem Siegel des [...]ürsten und der Stadt gestempelt, und dies in Brügge Ant-[...]erpen und auf andern Märkten öffentlich bekannt gemacht. [...]Wohl aber behielten die Wassenaers ihre Burg, ihre Lehns- und [...]Dienstmannen, und alle ihre Einkünfte aus der Stadt.

2. Alle Privilegien blieben für Stadt und Burggraf aufrecht, [...]ußer denjenigen, welche Jakobäa ohne ihres Oheims oder ihres [...]Gemahls Bestätigung ertheilt hatte.

3. Die Bürgerschaft zahlte dem Herzog eine Buße von [...]18,000 Schildthalern; jedoch für die alten Schadensklagen von [...]St. Georgs und St. Lamberts Tage her brauchte die Stadt — [...]dies wenigstens hatten die Leydener durchgesetzt — nicht mehr [...]als 1000 Rosenobel zu zahlen.

4. Alle Vertriebenen kamen wieder zu ihren Rechten und [...]Gütern, die Gefangenen waren gegenseitig frei, alle Frevel ver-[...]ziehen und abgethan. Von den mit Arrest belegten Kaufmanns-[...]gütern erhielt Jeder das Seinige wieder; soweit sie nicht mehr [...]vorhanden waren, wurden die Eigenthümer von der Stadt ent-[...]schädigt. Eine Menge Streitfragen zwischen den Herren und den [...]Bürgern gegen einander kamen vor ein Schiedsgericht. Der Her-[...]zog gelobte später, das Burggrafenthum Leyden niemals wieder [...]von der Grafschaft zu trennen.

5. Die Utrechter, die Häupter der Hoeks, und die andern [...]„Gäste", welche in Leyden lagen, wurden in die Sühne nicht [...]eingeschlossen. Es erhielten aber die Siechen und Verwundeten [...]Herrs Geleite, und die Andern freien Abzug mit Leib und Gut, [...]e sie am besten wegkommen könnten. Als die Utrechter aber [...]ter Woerden an die Landesgränze kamen, fielen die Egmonds

jauſchen Gebietsherrſchaften
gen, ſein Bruder Johann
Hoeks. Es brachte es der
daß die kleinen Freiherrſc
wurden, und ihre Inhaber ni
theure Erinnerungen. Im
Elend der Parteiwuth wei
Güter ſeines Vaters zu be
der Mitte der Lebendigen:
im Verließe auf einer Burg
gehöre. Er ſtarb in tiefſter
Duurſtede.

Nun konnte auch nic
Kabeljaus einmal die Her
durch gute und ſchlechte Mi
wurde. Johann von Bay
Er verpfändete ſein landesh
Stadt für 2700 Roſenob
dieſe Summe nicht zurückge
heiß Schöffen und jeden a
einſetzen, wie es ihnen g
terdrückten noch Miene mac

n. Jede Stadt mußte nach den Gränzstädten Oudewater
Woerden, in deren Nachbarschaft sich feindliche Banden um-
ieben, eine Anzahl Bewaffnete schicken. Dann wandte der
og sich gegen die zweite Burg seiner Feinde, die Festung
rudenberg an der Brabanter Gränze. Hierhin hatten sich
streitbarsten Hoeks geworfen. Sobald die Dortrechter hörten,
Leyden bezwungen sei, kamen sie vor Gertrudenberg und
ngten Einlaß für des Fürsten Leute. Der Kommandant,
r Dietrich von der Merwede erwiederte: „Nur Jakobäa, Herzog
helms Tochter, erkenne er für seine Landesherrin an und
nand sonst. Wagten sie es in die Stadt zu kommen, so
e er die Burg wohl für seine Fürstin halten, der Stadt
sollten sie nimmer sich freuen, lieber wolle er sie vom Boden
brennen." Jedoch die Gertrudenberger selbst lachten seiner
hungen, öffneten die Thore, und hießen die Dortrechter und
zog Johanns Leute willkommen. Dieser selbst folgte bald mit
em Heer, und brachte sein bestes Geschütz mit sich. Hier
trat ihm noch einmal seine Nichte Jakobäa kriegerisch ent-
n.

Sechstes Kapitel.

eiter Heereszug Jakobäas wider Johann von Bayern.

gung des Brabanter Adels. Vorgehen der Löwener. Erklärung der
n Stände. Aufhetzung des Herzogs. Fehdegenossenschaften. Eine
arische Verschwörung. Die Heynsberge. Die Vandenheetvelde.
itt des Herzogs in den Geheimbund. Verhalten der Städte. Wach-
Aufregung. Jakobäa vom Gemahl um Rückkehr ersucht. Die
gauer. Jakobäas Erklärung. Ihre Ehebedenken. Schreiben Jo-
von Bayern. Ständebeschluß im Hennegau. Aufruhr in Brüssel.
Graf von St. Paul. Einholung Jakobäas in Brabant. Entweichen
Herzogs. Seine Verbindung mit fremder Ritterschaft. St. Paul

In Brabant hatten
verändert. Schon seit den
flüchtete, und ihre Erbland
Adel in zorniger Aufregun
Holland ein Stück Braban
an Johann von Bayern v
für gewiß: es handle sich
Antwerpen und Lier; die
Fürsten bemächtigt, hätten
gentschaft des ganzen Land
Mit Schrecken dachte man
der großen Ansprüche, die
friedigt; daß der Kaiser, i
daß er sich entschieden ge
Belehnung zu ertheilen.
die Ausdehnung der burg
viel er heimlich mit Johan

Im Mai berief der
verlangte eine Steuer.
Brüsseler Patrizier haßte,
gelassen, schrieb an die S
Treiben des Hofes stürze

Löwen Versammelten: „Seine Regierung sei würdelos, für das Land verderblich. Bei den Eiden, die sie ihrem Fürsten geleistet, daß sie seine Ehre und seinen Nutzen suchen wollten, könnten sie ihm jetzt keine Steuern bewilligen; denn sie müßten fürchten, das Geld würde in's Gegentheil verwandt." Zugleich forderten sie den kleinen Theil der Landstände, der nach Brüssel gekommen, auf, sich ihnen in Löwen zuzugesellen, und erinnerten daran, daß die Brabanter Landstände eine einzige große Genossenschaft bildeten, die in solchen Zeiten fest zusammenhalten müsse.

Dies geharnischte Auftreten war für des Herzogs Umgebung Wasser auf die Mühle. Der junge Fürst bekam Mittags und Abends nichts anderes zu hören, als: solchen Schimpf könne er nimmer ruhig hinnehmen. Es wurde Alles aufgestachelt, was nur von Grimm und Galle in ihm war. Bei Tage und bei Nacht standen die Hofleute auf der Wache, daß Keiner von den Landständen zu ihm komme. Schon hörte man sie mit lachendem Hohn öffentlich sagen: „Es sei ganz in der Ordnung, daß Jakobäa und der Herzog sich geschieden hätten. Denn dieser sei ein ächter Kabeljau und sie eine Hoek, und solche vertrügen sich ewig nicht mit einander. Es solle aber bald allen Herzogsfeinden nicht besser ergehen, als den Hoeks in Holland."

Der schwache Johann von Brabant, — fern gehalten von allen guten Rathgebern, täglich umringt von den schrecklichsten Verläumdungen gegen Gemahlin und Landesadel, erfüllt von Furcht, — trat einer seltsamen Verbrüderung bei. Seine Umgebung wollte geradezu Brabant in zwei Kriegslager scheiden, wie es seit langer Zeit mit dem unglücklichen Holland und Seeland geschehen. Stand der Landesadel auf der einen Seite, so sollte dem gegenüber ein Bund der Herzogsfreunde aufgerichtet werden. Johann von Bayern wünschte eine feste kabeljauische Partei auch in Brabant, man hoffte auf den Zutritt der größeren Städte. Nun war in jenen Zeiten eine Eidgenossenschaft der Art an sich nichts Ungewöhnliches. Denn noch immer beherrschte das Recht der Fehde und Fehdegenossenschaft alle Köpfe. Kein freier Mann

war einem Fürsten oder einer Stadt zu mehr verpflichtet, als er gerade durch seinen Treueid auf sich genommen hatte: im Uebrigen blieb Jeder sein eigener Herr, und durfte sich zur Fehde gegen seine Feinde mit Genossen verbünden, wie er wollte und konnte. In dieser Eidgenossenschaft aber, deren Urkunde am 24. Mai 1420 zu Brüssel besiegelt und beschworen wurde, wehte ein katilinarischer Hauch. Ein schwachsinniger Fürst muß den Aushängeschild geben zu einer heimlichen Verbrüderung auf Tod und Leben, die nichts Anderes im Sinn hat, als daß ihre Mitglieder die vornehmsten Aemter mit den Einkünften an sich reißen. Sie wollen des Landes Rechte, wo sie entgegen stehen, zerstören, und Jedermann, der sich ihnen widersetzt, verderben. Obenan in der Urkunde standen drei Ritter mit goldenen Sporen: Johann von Assche, Johann von Coudenberg, Eberhardt geheißen T'Serclaes, dann folgten noch sechszehn Namen, hauptsächlich aus dem Brüsseler Patriziat. Sie beschwuren mit aufgerichteten Fingern und auf die Heiligen: „Des Herzogs hohe Herrlichkeit und Rechte wollten sie wahren und fördern wider Alle und Jede, in allen Dingen und zu jeder Stunde, und Leib und Gut dabei nicht sparen. In allen Stücken aber wolle Einer dem Andern brüderlich helfen und dessen Vortheil suchen, ihm zur Liebe, allen seinen Widersachern zum Verderben. Wer jedoch das Geringste von dieser heimlichen Gesellschaft offenbare, der solle auf ewig ausgestoßen sein, und den wollten sie Alle als einen meineidigen Verräther hassen und verfolgen, wo er sich blicken lasse. Die Gesellschaft solle bestehen bleiben, wer auch von den Verschworenen falle oder verschwinde. Mißhelligkeiten sollten durch zwei Schiedsrichter, die der Herzog dazu bestelle, gleich abgethan sein." Wie später in der Untersuchung eines der Häupter der Verschwörung bekannte, ging die Absicht dahin, Jeden, der gegen den Herzog gewesen wäre, niederzulegen und mit ihm nach Gefallen zu thun, d. h. ihn um Leben oder Freiheit zu bringen, seine Güter aber unter einander zu vertheilen.

Bei diesem Wagestück rechneten die Frevler auf die kräftige

Hülfe Johanns von Bayern, der jetzt ein großes Heer zu sammeln anfing. Schon hatte man sich noch anderer Hülfe von außen versichert. Am 21. Mai wurde der Ritter von Crayenhem, Befehlshaber in den Landesburgen zu Millen Gangelt und Bucht und zugehörigen Ortschaften, seines Amtes entsetzt, und diese Schlösser und Gebiete an Johann von Heynsberg und seinen ältesten Sohn auf Lebensdauer übergeben. Ein anderer Sohn des Heynsberg war Bischof zu Lüttich, ein Dritter Graf zu Blankenheim, und mit all ihren Verwandten bildeten die Heynsberge, welche in der Nachbarschaft von Brabant angesessen waren, ein mächtiges Geschlecht, das sich weidlich in Krieg und Fehden tummelte.

Ein anderer Schritt sollte die Mehrzahl der Patrizier in Brüssel nach sich ziehen. Zwischen zwei Parteien derselben, den Vandenheetvelde auf der einen, den Lombecks und Vanderstraaten auf der andern Seite, hatte lange Zeit Haß und Fehde gewüthet. Vor drei Jahren waren ihre Sachen auf des Fürsten Schiedsspruch gestellt, und dieses Urtheil sollte spätestens Ostern 1420 erfolgen. Herzog Johann hatte die Frist versäumt, und beschied gleichwohl am 20. Juni die Vandenheetvelde zu sich. Sie erklärten: „Er habe kein Recht mehr zum Schiedsspruche, und sie, jedoch nicht ihre Feinde, hätten seither streng den Frieden gehalten.“ Dennoch verurtheilte er sie zu zeitweisem Exil und langwierigen Wallfahrten. Nun begaben sich die Vandenheetveldes, an deren Spitze drei Brüder dieses Namens, welche die Ritterwürde schmückte, klagend zu den Ständen nach Löwen: ihre Gegner aber gesellten sich mit ihrem Anhange anderen Tags, den 21. Juni, zur Eidgenossenschaft der Herzogsfreunde. Am folgenden Tage trat auch der Herzog selbst dieser heimlichen Gesellschaft bei und erklärte urkundlich: „Er lobe und genehmige ihre Satzungen, wolle treulich zu ihr halten, und den Verschworenen, die seine getreuen Räthe Mannen Freunde und Unterthanen seien, helfen wider Jedermann.“

Es kam nun darauf an, ob sich die Städte für den Herzog erklärten. Herzogenbusch Breda Bergen op Zoom Steenberg

[illegible]
[illegible] auf die alte
[illegible] hatte sich
Entscheidung lag bei den bei
Brüssel und Antwerpen: sie
zwischen den Parteien. Denn
gesinnt, und trugen Scheu vo
Löwener. Brüssel und Antwe
busch und wiesen die Einladun
So gab es drei Ständeversa
eine in Löwen, und die dritt
Antwerpen Herzogenbusch. E
koste es was es wolle, zum
Abgeordneten auf den Cortei
dammen zu weichen, bis der F
Hin und her ritten die Stä
mahnten, droheten, vermittelte

Allein diesmal war die
schickter, als die reichen Bürge
Bürger und Bauer war der
ebenso heftig als allgemein.
und Treiben seiner Anhänge

ant: es müßten die Stände, eingedenk ihrer alten Verbrüderung, ich fest zusammenschließen, damit schweres Unglück vom Lande bgewendet werde. Die Löwener Versammlung fing an, sich mit Maßregeln der Strenge zu beschäftigen, die all die Verführer des Herzogs treffen sollte. Mehr und mehr traten die Städte auf Seite des Adels. In Brüssel selbst, wo der Herzog unter dem Patriziate den größten Anhang hatte, vollzog sich eine offene Spaltung in der Bürgerschaft. Die Zünfte waren, wie die meisten kleinen Städte, hoekisch gesinnt, und der Uebermuth der Höflinge, der Riß zwischen Herzog und Ständen, der steigende Einfluß der Fremden, das regte sie mit jedem Tage leidenschaftlicher auf. Die ganze Stadt war voll wilder Parteiung und voll schrecklicher Gerüchte, Alles schärfte seine Waffen und seine Freunde.

Die Hofpartei sah ein, daß sie sich verrechnet hatte, und suchte das Unwetter einstweilen abzuwenden. Was Adel und Städte am meisten erbitterte, war die schmachvolle Behandlung der Herzogin. Kehrte Jakobäa an den Hof zurück, so waren damit die schlimmsten Gerüchte niedergeschlagen, und den Landständen ein Pfand gegeben, daß auch ihnen der Zutritt zum Fürsten wieder offen stehe. Also mußte der Herzog seine Gemahlin ersuchen, das Vorgefallene zu vergessen, und wieder nach Brüssel zurück zu kommen. Um dieser Bitte stärkeres Gewicht zu geben, wandte man sich an die Schöffen zu Mons und an die Hennegauer Landstände. Der Herzog schickte seine gewandtesten Unterhändler, seinen Sekretär Meister Wilhelm Bont und seinen Siegelbewahrer Colenson. Sie waren die Höflichkeit selbst, und baten die Stände, soviel ihrer am 6. August erschienen, herzlich um Verzeihung, „daß ihr Herzog ihnen so wenige Tage Frist sich zu versammeln gegeben, und in der Eile nicht mal sein großes Siegel an das Berufungsschreiben gehängt habe. Aber der Grund sei nur das sehnlichste Verlangen, daß seine Gemahlin zu ihm zurückkehre. Das habe er auch schon gegen die Hennegauer Barone und geistlichen Herren geäußert, die zu ihm nach Brüssel gekommen, es sei aber fruchtlos gewesen. Nun

möge man doch den lügnerischen Löwenern nicht glauben, sondern aus Liebe und Treue Alles aufbieten, damit die Fürstin ihren Entschluß ändere und wieder ihres Gemahles Hof mit ihrer Gegenwart beehre.“ Die Stände waren keineswegs zahlreich gekommen. Auch im Hennegau hatten sich die Parteien feindselig geschieden. Der Großrichter führte heftige Händel mit Jakobäas immer getreuer Hauptstadt Mons. Er war mit den Herren von Enghien Bertain und Seinzelles nach Brüssel zum Herzog gegangen. Die in Mons anwesenden Stände erkoren eine Gesandtschaft, die sich nach Ath verfügen und bei Jakobäa die Bitte ihres Gemahls befürworten solle. Allein die beiden Vornehmsten dieser Gesandtschaft, der Abt von St. Ghislain und der Herr von Havrech waren, als die Andern in Ath eintrafen, nicht da und ließen sich Geschäfte halber entschuldigen. Jakobäa aber gab am 10. ihre Antwort schriftlich, und es wurde beschlossen, sie den Ständen vorzulegen, welche auf den 25. August wieder zu berufen.

Natürlich war man in Löwen bald unterrichtet, was Jakobäa geantwortet, und warum die Hennegauer Stände keine Eile hätten. Die Löwener Versammlung wartete nicht mehr. Am 15. August ließ sie ein feierliches Urtheil ausgehen, welches über des Herzogs ganzes Ministerium, neun Räthe und zwei Sekretäre, scharfe Landesverweisung auf so lange verhängte, bis Holland und Seeland in die Hände des Herzogs und seiner Gemahlin zurückgestellt seien. Die Abtretung von Jakobäas Erblanden ohne ihr Wissen und Wollen — die Vertreibung der Herzogin vom Hofe und die Osterszene, — die Veräußerung der drei Schlösser an die Heynsberge — der Spruch gegen die Vandenheetvelde — waren als die vornehmsten Gründe angeführt, weshalb die Räthe und Sekretäre des Herzogs auf der Stelle aus dem Lande müßten. Eine Abschrift dieses Urtheils wurde von dem Landtagsmarschall eiligst an die Herzogin nach dem Hennegau gesandt.

Die Hennegauer Ständeversammlung, das sah Jeder voraus,

drückte ihr Siegel unter das Verbannungsurtheil. Sie war diesmal glänzend und zahlreich. Für Jakobäa führten das Wort die Herren von Stainkerken und Haynin und Jakob Hennekart der beredte Schöffe, und die Fürstin selbst erschien mit ihrer Mutter in der Hauptstadt, wo die Stände tagten.

Die beiden Fürstinnen waren am fünften Tag, nachdem sie erfüllt von Zorn und Abscheu Brüssel verlassen hatten, nach Mons gekommen, und Jakobäa hatte seitdem von ihrer Mutter Einkünften den eigenen Hofhalt bestritten. Vergebens hatte sie von ihrem Gemahl wenigstens die Urkunden über ihr Eingebrachtes und ihre Widthumsgüter zurückverlangt. In ihrer schriftlichen Erklärung, welche in der Ständeversammlung verlesen wurde, forderte sie nun entschieden: „Entweder müßten, weil sie nicht länger auf ihrer Mutter Kosten leben könne, ihr die eigenen Güter und Besitzungen wieder zu Handen gestellt, oder es müsse ihr Gemahl ihr standesmäßigen Unterhalt geben; sie hätte doch wohl mehr Anspruch darauf, als seine Pferde und Jagdhunde, welche er nach dem Hennegau geschickt habe.“ Was aber die Hauptsache betraf, so erklärte sie, sie wolle zu ihrem Gemahl zurückkehren, setzte aber dafür eine Frist und Bedingung, welche das äußerste Aufsehen hervorrief.

Jakobäa hatte im stillen Hennegau ein halbes Jahr lang Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wie in Konstanz und in der päbstlichen Kanzlei gleichsam hin und her die Würfel fielen, welches Eheloos ihr beschieden werde. All die hoekisch Gesinnten, welche sie umgaben, brachen in Verwünschungen aus, wenn vom Brabanter die Rede war, und dachten bereits daran, ob ihre Fürstin nicht eine andere Verbindung eingehen könne, die ihrer Partei bessere Hülfe bringe. Gründe fanden sie genug, auseinander zu setzen, warum Jakobäas Ehe nichtig sei. Sie war mit Johann von Brabant rechtes Geschwisterkind: die Dispensation hatte der Pabst gegeben, genommen, und wieder zu geben versprochen. Der heilige Vater hatte ihrem Gemahl geheime Botschaft geschickt, er werde die Ehesache nochmals untersuchen lassen

und die kanonischen Hindernisse entfernen. Die neue Dispensation war aber nicht erschienen, und selbst, wenn sie wirklich eintraf, konnte sie denn noch in die Vergangenheit hinein wirken? Eines war doch gewiß: an dem Tage, als Jakobäa die Ehe einging, hatte das Gebot der Kirche in voller Kraft bestanden. Denn der Pabst hatte seine am 22. Dezbr. ertheilte Dispensation am 5. Januar darauf widerrufen, am 30. März einen verstärkten Widerruf nachgeschickt: die Hochzeit aber war bürgerlich am 10. März, kirchlich am 10. April gefeiert worden. Nun kam noch hinzu, daß Jakobäas Mutter auch als des Gemahls geistliche Mutter erschien, sie hatte ihn nämlich aus der Taufe gehoben. Dies zweite Ehehinderniß war früher übersehen oder verschwiegen, von den päbstlichen Bullen hatte keine es erwähnt. Das Alles schienen denn doch in einer gläubigen Zeit, wo man das Kirchenrecht als das Realste auf der Welt ansah, für eine junge Fürstin Fragen, welche ihr in's Leben schnitten: ihr Seelenheil, ihre Ehre, ihr ganzes Dasein war mit einem furchtbaren Ernst dabei betheiligt.

Jakobäa beschloß, auf einer raschen Entscheidung der Sache durch den päbstlichen Stuhl zu bestehen. Sie erklärte ihren zu Mons versammelten Landständen: „Da ihr Gemahl sich im Ehevertrag verpflichtet habe, Dispensation von den Ehehindernissen zu beschaffen, und nichts desto weniger der Pabst seine Dispensation widerrufen, was öffentlich an vier Bischofskirchen angeschlagen, auch ihnen Beiden selbst angekündigt sei, — so finde sie, nach dem, was gute Freunde ihr sagten, in Anbetracht ihres Seelenheils keine Ursache, zu Johann von Brabant zurückzukehren, und sie denke auch nicht, daß, wenn bis zur nächsten Weihnacht keine genügende Dispensation erscheine, sie zu ihm zurückkehren müsse."

Oheim Johann von Bayern war bereits davon unterrichtet, was Jakobäa vorhabe. Es wurde in der Ständeversammlung ein Brief von ihm verlesen des Inhalts: „Er höre mit Erstaunen, daß man sich herausnehme, über die Ehe zwischen seiner Nichte und seinem Vetter von Brabant zu sprechen. Das habe

ihn so in Harnisch gebracht, daß er auf der Stelle selbst nach dem Hennegau käme, wenn nicht wichtige Angelegenheiten ihn hinderten. Aber er bitte und ersuche die Stände, ihr Aeußerstes zu thun, damit Jakobäa ohne Weiteres zu ihrem Gemahle zurückkehre."

Die Hennegauer aber meinten: „Was ihre Fürstin verlange, sei ganz in der Ordnung. Nur möchte es gar zu arg erscheinen, wenn ein Termin bestimmt werde, bis zu welchem die Dispensation da sein müsse. Rathsamer wäre es, daß der Herzog von Brabant eine angesehene Botschaft nach Rom schicke, um mit allen Kräften eine volle und förmliche Dispensation in's Werk zu setzen. Ohne Zweifel aber sei der Herzog seiner Gemahlin von dem Tage an, wo sie Brüssel verlassen habe, bis zum Erscheinen der Dispensation standesmäßigen Unterhalt schuldig. Das Eine wie das Andere bei ihm zu betreiben, müsse sofort eine Gesandtschaft nach Brüssel gehen. Dies solle man auch Johann von Bayern schreiben." Dieser Ständebeschluß wurde am andern Morgen Jakobäa mitgetheilt. Sie erbat sich Bedenkzeit bis zwei Stunden nach der Tafel, und erklärte dann: „Sie danke ihren getreuen Ständen für soviel Liebe und Mühe, nehme den Beschluß an, wolle keinen andern Rath befolgen, und Nichts dagegen thun oder schreiben." Dann erwählte sie ihrerseits die Aebte von St. Ghislain und Cambron und Herrn von Stainkercken und Meister Hoves zu Gesandten, denen sich Hennekart und andere fünf Abgeordnete von Mons und einer von Valençiennes zugesellten.

Am 4. September trafen die Hennegauer in Brüssel ein. Was aber fanden sie hier? Die ganze Stadt tosete in hellem Aufruhr. Der Herzog hatte zwei Tage vorher einen Patrizier seines Anhangs, Johann Clütink, zum Amtmann von Brüssel gemacht. Dieser war ein Mann, dessen Verwegenheit allbekannt. Früher hatte er zum Volke gehalten, jetzt aber hieß es, er habe sich dem Herzog außer dem gewöhnlichen Unterthaneneide noch besonders auf Leib und Leben zugeschworen, d. h. er war urkundlich Mitglied der heimlichen Verschwörung geworden. Zur selben

Zeit waren drei Abgesandte des holländischen Fürsten in Brüssel angelangt, ein Ritter an ihrer Spitze, welche mit dem Herzog heimliche Geschäfte hatten. Alle Welt sprach davon und man glaubte nicht anders, als der Bayer habe drei bis vier Tausend Lanzen versprochen, Brabant und Hennegau zu zwingen, dafür habe ihr Herzog ihm die Markgrafschaft Antwerpen mit dem Gebiete von Lier abgetreten. Erschreckt und erbittert hatten [illegible] die Zünfte zusammen gerottet, von Löwen her wurde gehetzt und geschürt, und die Brüsseler schickten einen Brief an den Hof [illegible] Inhalts: „Wenn Diejenigen, über welche die Ständeversammlung zu Löwen Landesverweisung ausgesprochen, nicht sofort in die Verbannung gingen, so würde man das Schloß stürmen, sie ergreifen und todtschlagen.“ Das Volk schrie und tobte so ungestüm, daß Einige von den Verbannten ihr Heil in der Flucht suchten. Auch die holländischen Gesandten reiseten eiligst [illegible]. Kaum aber waren die Letzteren bis in die Gegend von [illegible] gekommen, als ein Fähnlein Reisiger sie niederwarf und [illegible] Löwen führte, weil man sich ihrer Schriften bemächtigen [illegible], um klar zu wissen, was Johann von Bayern mit dem Herzog verhandele.

Tags darauf, am 6. Septbr., erhielt die Hennegauer [illegible]schaft Zutritt zum Herzog, fand ihn aber schon umgeben [illegible] den Herren von Enghien Vertain und andern Hennegauern, welche zur Partei der Kabeljaus hielten. Der Fürst gab [illegible] den Vortrag der Abgeordneten nichts als leere Ausflüchte, [illegible] sie verließen Brüssel auf der Stelle, und erstatteten schon [illegible] 7. Jakobäa in Ath Bericht, wie es in Brüssel und Löwen [illegible] sehe. Gleich nach ihnen trafen mehrere vornehme Edelleute [illegible] Löwen ein, mit denen Jakobäa, von ihrer Mutter begleitet, [illegible] sofort auf den Weg begab nach Brabant.

Ihre heißeste Hoffnung — neuer Krieg gegen den Oheim, Wiedereroberung ihrer Erblande — schien sich zu erfüllen. Die Brabanter Ständeversammlung hatte sich entschieden.

Die Fürstin stellte durch offene Briefe die Stände [illegible]

Löwen als die Vertheidiger ihrer Rechte und Ehren auf. Das war Adel und Städten viel werth; denn durch solche Erklärung entgingen sie dem Vorwurfe, sie seien Empörer. Mit ebenso klugem Bedacht hatten sie den Nächsten am Throne beschickt, des Herzogs Bruder, daß er zu ihnen komme. Ihn als Regenten aufzustellen, hatte gleich Anfangs Jakobäas Mutter gerathen. Dies war Graf Philipp von St. Paul, am Burgunder Hof erzogen, und jetzt von seinem Vetter Herzog Philipp zum Generalkapitän von Paris ernannt. Er besaß wenigstens etwas von dem, was seinem Bruder fehlte, etwas Verstand und ein wenig Willenskraft. Brabant fiel ihm anheim, wenn der regierende Herzog starb: jetzt sollte er die Regierung übernehmen, da sein Bruder offenbar nicht mehr Gewalt über sich selbst hatte. Des Letzteren Umgebung war wiederum einen Schritt zurückgewichen: statt der Verbannten mußte der Herzog zehn Andere vom Adels- und Prälatenstande zur Landesregierung bestellen, unter ihnen fehlte jedoch nicht der Ritter T'Serclaes. Schleunigst hatte Johann auch nach Paris geschickt und ließ dem Bruder vorstellen, „es sei gar nicht nöthig, daß er nach Brabant komme; er solle lieber den Aufständischen recht bündig schreiben, daß sie zu ihrer Pflicht zurückkehrten." Allein St. Paul hörte auf das inständige Bitten seiner Schwägerin Jakobäa, er kam, begrüßte flüchtig seinen Bruder in Brüssel, und ging dann sogleich nach Löwen. Mit ihm erschienen die Gesandten des Königs von Frankreich und des Herzogs von Burgund, welche helfen sollten, Jakobäa mit ihrem Gemahl zu versöhnen. Das Erste, was jetzt die Stände beschlossen, war, daß St. Paul ging und Jakobäa und ihre Mutter ehrerbietig nach Löwen geleitete. Mit großen Ehren und Feierlichkeiten wurden sie hier von Ständen und Gesandten eingeholt und empfangen. Es sollte das Genugthuung sein für den Osterschimpf am Brüsseler Hofe. Dann nahmen sie und der Schwager ihre Hofhaltung zusammen in Mecheln, wo wiederholt die Vornehmsten aus den Landständen, wenn sie kamen, sich mit dem Fürsten zu berathen, auf Landes Kosten bewirthet

wurden. Der Graf St. Paul reisete unterhandelnd hin und her, und mit ihm arbeiteten die Gesandten, bis jede Partei einwilligte, auf einem Rechtstage den 20. September zu Vilvoorden allen Streit zu schlichten und zu sühnen.

Die Verschworenen in Brüssel aber wußten noch andern Rath. Hatten sie soviel gethan und gewonnen, und sollten nun doch von der Herrschaft zurücktreten? Nein, lieber wollten sie doch mit gutem deutschen Kriegsvolk Brabant zwingen, und sich erst ersättigen an ihrer Feinde Gütern. Ihr großer Helfer, der siegreiche Johann von Bayern, stand mit starkem Heere an der Brabanter Gränze. Also besandten sie heimlich die Heynsberge und andere deutsche Grafen und Herren jenseits der Maas: „ob sie sich rasch zu einem ritterlichen Zug auf Brüssel entschließen wollten? Viel Ehre Lust und Beute sei dabei zu holen.“ Das reiche Brüssel stach den Herren in die Augen, und sie sagten zu. Während nun die Herzogin St. Paul und die versammelten Stände zu Vilvoorden des Herzogs harrten, erklärte ihn T'Serclaes für unwohl, er könne nicht kommen, er habe sich allen Zutritt verbeten. Zwei bis drei vertraute Diener trugen regelmäßig vor Aller Augen die Speisen in das Gemach des Fürsten. Dieser aber hatte längst Brüssel hinter sich. Am Andreas-Abend den 30. September war er mit fünf seiner Verschworenen in größter Stille fortgeritten. Sie setzten des Nachts bei Mecheln über die Dyle, und ohne viel aus dem Sattel zu kommen, eilten sie auf heimlichen Wegen, bis sie am andern Abend in Herzogenbusch eintrafen. Dort warteten schon die Herren von Assche Gaesbeek Heynsberg der Junker von Kleve und andere Vertraute.

Nun ging es hier an ein eifriges Unterhandeln mit den Verbündeten, bald war man auf diesem, bald auf jenem Schlosse an der Gränze zusammen. Die drei Heynsberg, der Graf von der Mark, der Graf von Mörs, die Herren von Büren, Merode, Appelteren, Wyckrode und eine Menge anderer deutscher Herren zwischen Maas und Rhein, zusammen beinahe dritthalbhundert,

rschwuren sich mit dem Brabanter Herzoge und traten in
ne Fehdegenossenschaft. Der erklärte Preis der Hülfe waren
chlösser, Geldsummen, und andere reiche Beute, welche des
rzogs Feinde lassen sollten. Es war eine große Adelsver=
wörung, welche nicht übel Lust hatte, die Brabanter und ins=
ondere die Brüsseler etwas vom Lütticher Brod kosten zu
sen. T'Serclaes Asche und die andern Rädelsführer hatten
on die Listen fertig, wie sie unter einander die Güter und
hätze ihrer Mitbürger, welche Tod Kerker oder ewige Verbannung
ssen sollte, vertheilten. Ueber den Kriegsplan war man noch
einig. Die Einen hielten es am gerathensten, den Raven=
in zu befestigen und von dort aus Brabant unaufhörlich zu
andschatzen. Denn dergleichen war damals in Fehden das
ewöhnlichste. Man legte sich in ein festes Schloß oder Städt=
en, und machte von dort so lange Streifzüge auf des Feindes Ge=
t und war fleißig im Rauben Einäschern und Todschlagen, bis
r Befehdete sich entweder zum Ziele legte, oder man zum Er=
tze dessen, was er verweigerte, Beute genug geholt hatte. Die
eisten von den Brabanter Helfern aber hielten solche Kriegs=
t zu langweilig, sie waren dafür, man müsse in hellen Haufen
f Brüssel ziehen.

Als die Versammlung zu Vilvoorden endlich erfuhr, daß
r Herzog entwichen, erklärte sie, weil er damit selbst die Re=
erung abgegeben, seinen Bruder zum Regenten, oder wie man
in den Niederlanden hieß, zum Ruhwart. Tags darauf, am
Oktober, begaben sich die Stände im feierlichen Zuge mit
r Herzogin und dem Ruhwart nach Brüssel. So kehrte Jako=
a in ihre Residenz zurück, wo sie nun die eigentliche Genug=
uung erhielt. Regent und Stände erklärten zu Brüssel den
rieg gegen Herzog Johann von Bayern, um Jakobäas Erblande
m mit Waffengewalt wieder abzunehmen. Nachdem er zu
ryden die Hoeks auf das Haupt getroffen, belagerte er jetzt
ertrudenberg und hatte auch in Heusden eine drohende Stell=
ng gegen Brabant genommen. Man beschloß, zunächst sich

bestimmt. Einmüthig ersch
lein von Herzogenbusch und
Breda selbst eine starke Bes
Heer in Bewegung, an de
ihrer Mutter begleitet, und
ging zuerst auf Heusden.
Jakobäa zog ein, ließ sic
Arnold von Sevenbergen,
mandanten. Freilich mußt
ter vor sechszig Jahren an
ihnen für die Kosten des K
tober war Alles wieder in
folgenden Tage vor Gertru

Hier aber lag der Kr
Burg, auf welcher der tapf
stand noch ungebrochen, di
Johanns von Bayern. Di
und fingen an wacker zu st
Sie begannen von Neuem,
Tage lang: immer aber wu
sie ein, daß sie die Stadt

Der kurze Feldzug hatte sie gelehrt, wie wenig daran zu denken sei, der Herzogin Erblande wieder zu erobern. Johann von Bayern konnte sich freilich nicht verbergen, daß ganz Brabant wider ihn sei. Seiner Gewohnheit nach wollte er die Dinge dort sich erst weiter entwickeln lassen, und verhandelte unterdessen eifrig mit den Friesen, um sie unter seine Botmäßigkeit zu ziehen. Auch von der friesischen Seite her wollte er die Utrechter Stiftsleute, gegen deren Waaren und Güter er wiederholt Beschlag verhängte, einengen.

Zwischen Holland und Brabant dauerte also einstweilen bloß ein Gränzkrieg fort, der diesseits hauptsächlich von den Hoeks genährt wurde, und zwar mit großer Erbitterung. Die Brabanter hatten an mehreren Plätzen auf der Schelde Kriegsschiffe liegen, welche den Strom deckten. Die starke Seefestung Sevenbergen war ein anderer Hort der Hoeks. Namentlich Dortrecht hatte schwer von ihnen zu leiden. Verbündet mit Antwerpenern machten sie auf raschen Fahrzeugen Streifzüge an die Küsten von Seeland und Holland, sie verbrannten Ostende und Stuyvesand, während die Seeländer zwar Sandvliet und Lillo plünderten, jedoch auf der Schelde nicht weiter vordringen konnten.

Johann von Bayern, der sich in der Nachbarschaft zu Dortrecht und Rotterdam aufhielt, ließ die Burg in Gertrudenberg scharf berennen. Als ihr Kommandant, der Herr von der Merwede, sich nicht anders mehr helfen konnte, machte er seine frühere Drohung wahr. Er bedeckte die Stadt mit einem Regen von Feuerpfeilen, am 11. November brannte sie ab bis auf ein kleines Stückchen, nicht einmal das Archiv wurde gerettet. Die Hoeks aber stürmten von der Burg hernieder und fielen mörderisch ihre Feinde an. Das holländische Kriegsvolk hatte Mühe und Noth, sich zu verschanzen.

In Brabant hatten sich unterdessen ziemlich alle Stände gegen ihren Herzog erklärt. Am 25. November war allgemeiner Landtag in Brüssel, wo St. Paul und Jakobäa erschienen. Hier unterzeichneten fünfzehn Prälaten, achtundfünfzig vom

Adel, und sechsundzwanzig Städte förmlich die Bestallung des Grafen von St. Paul als Ruhwart von Brabant, und zugleich eine öffentliche Darlegung, weshalb sie so handeln müßten. Der Regent bot Adel und Städte auf, sich wohlgerüstet zu halten, und setzte unzuverlässige Beamte ab, unter ihnen auch den Brüsseler Amtmann oder Oberrichter Johann Clütink. Mit dem abwesenden Herzog, der jetzt in Maestricht wohnte, wurden Unterhandlungen angeknüpft, damit er zurückkehren möge. Wider Erwarten fand man ihn freundlich und entgegenkommend, und es wurde ausgemacht, daß er in den ersten Tagen des Dezembers nach Diest komme. Dort begrüßte ihn eine feierliche Gesandtschaft seiner Gemahlin, seines Bruders, und seiner Landstände, sechzig Personen stark. Sie baten ihn auf das Herzlichste, er möge von seinem Groll und Plänen ablassen, und wieder in Frieden im Lande wohnen, in Antwerpen oder Brüssel, wo es ihm gefalle. Ja die Antwerpener setzten hinzu: wolle ihr Fürst ihnen die Freude machen und nach Antwerpen kommen, so würden sie zu seinem jubelreichen Einzug die Mauern niederreißen, wenn das Thor nicht breit genug. Bei alledem konnte man doch nicht eines Sinnes werden. Es wurden zwar neue Unterhandlungen über vierzehn Tage in Diest, und noch einmal einen Monat später in Eondoven eröffnet, allein dort führten bereits neben T'Serclaes und Asche das große Wort Heynsberg, der Graf von Mörs, und der Herr von Büren. Offenbar wollten des Herzogs Anhänger nur Zeit gewinnen, bis sie mit ihren Rüstungen fertig waren.

Jakobäa hatte gleich, als der erste Diester Tag fruchtlos verlief, erkannt, daß es ihrem Gemahl und seiner Partei gar nicht um ehrliche Versöhnung zu thun sei. Sie sah wilde und blutige Dinge kommen, und wollte nichts mehr damit zu schaffen haben. An Wiedereroberung ihrer Erblande mit Brabanter Hülfe war ja ohnehin nicht mehr zu denken. Ein Besuch ihres Verwandten, des Pfalzgrafen Ludwig, welcher dem englischen Könige eine Reiterschaar zuführte, gab ihr willkommenen Anlaß, mit der

Mutter nach dem Hennegau zu gehen. Am 17. Dezember waren die Fürstinnen wieder in Mons, wo sie den Vetter empfingen, dessen erzbedeckte fünfhundert Reisige Bewunderung erregten, wo sie herzogen. Der Kurfürst und seine Reiter wurden von der Stadt Mons, da Jakobäa es ausdrücklich so gewünscht hatte, auf das Schönste bewirthet, und der Herr von Vertain gab ihm das Geleite im Namen der Fürstin, als er nach Frankreich hineinzog, um sich dem englischen Heere zuzugesellen.

Siebentes Kapitel.

Brüsseler Blutgerichte.

Eindruck der Niederlage vor Gertrudenberg. Oberrichter Clütink und die vier Schöffen. Der Herzog vor Brüssel. Ueberrumpelung der Stadt. Uebermuth des deutschen Kriegsvolkes. Wachsende Aufregung. Adelsstände in Löwen. Plan der Herzoglichen. Die Nacht des 27. Januar. Festnehmen der fremden Ritter und Reisigen. Verhaftungen der Patrizier. Hinrichtung Clütinks. Strafurtheile. Plünderung der Fremden. Sturz der Patrizierherrschaft. Die neue Verfassung. Fall der Burg von Gertrudenberg. Abzug der Hoeks. Jakobäa in England. Entdeckung der Verschwörungsurkunde. Hinrichtung von T'Serclaes. Schmähliche Erklärung des Herzogs. Deutsche Hülfe für die Gefangenen. Neue Aufregung der Zünfte. Hinrichtung von vierzehn Patriziern. Erledigung der deutschen Herren. Abfindung St. Pauls. Strenge Sittengesetze. Der Zünfte Uebergewicht gebrochen. Letzte Revolutionsszenen.

Der holländische Kriegszug hatte sein Ziel verfehlt, und Gertrudenberg erinnerte gar sehr an die Schmach vor Dortrechts Mauern. Das blieb niederschlagend für den Regenten St. Paul, für den Adel und die übrigen Freunde der Herzogin, ihre Gegner aber fingen wieder an, ihr Haupt zu erheben.

Die Brüsseler Patrizier hatten fortwährend ihren heimlichen

Verkehr mit des Herzogs Umgebung. Als er nun sein fremdes Kriegsvolk im Anzuge wußte, schrieb er an vier Schöffen, ob er ohne Gefahr nach Brüssel kommen, und ob sie ihm den Einlaß erleichtern würden? Es waren dies Heinrich Clütink, Johann metten Schachte, Egidius von Keghel, und Johann von Leeuwe; diese Vier waren unter den Sieben des Schöffengerichts seine entschiedenen Parteigänger. Eilig beriefen sie ihre Freunde zu einer heimlichen Berathung in die Frohnfeste, deren Befehlshaber jetzt der abgesetzte Oberrichter Johann Clütink war. Der Beschluß ging dahin, daß Zwei von ihnen in aller Stille sich zum Herzog aufmachten mit der Botschaft: „Er solle nur kommen, Clütink mit den drei Schöffen werde ihm bis Tervueren entgegenreiten, während der vierte Schöffe das Löwener Thor offen halte. Clütink nehme seinen Amtsstab mit; der Fürst solle ihn, welchen ja nicht er selbst, sondern der wider seinen Willen angestellte Regent abgesetzt habe, als rechtmäßigen Brüsseler Amtmann anerkennen, dann werde Clütink seinen Amtsstab wieder erheben und vor ihm herziehen, dann würden sie Alle dessen Geboten Folge leisten."

Der Herzog brach sofort mit den Rittern und Reisigen von Herzogenbusch auf, und kam in Eilmärschen noch selben Tag den 20. Januar nach Diest. Hier sollte ihn der Graf von Mörs treffen, der die Kriegsvölker vom Rheine brachte. Diesem hatten aber die Maestrichter ihre Thore versperrt, er konnte hier nicht über die Maas und mußte anderswo den Uebergang suchen. Das war schlimme Nachricht, allein zum Umkehren war es für den Herzog zu spät. Zwei Uhr nach Mitternacht verließ er Diest, und indem er die Landstraßen vermied, kam er nach Tervueren, zwei Stunden von Brüssel. Hier warteten seiner schon der abgesetzte Amtmann mit den drei Schöffen und anderen Patriziern. Feierlich erhob Clütink seinen Amtsstab wieder in des Herzogs Gegenwart, und als damit der Rechtsform genug geschehen, eilten die drei Schöffen zur Stadt, und begaben sich an ihre Sitze zu ihren Amtsgenossen auf dem Rathhause.

Der Herzog folgte ihnen auf dem Fuße und kam vor das Löwener Thor. Aber siehe da, es war verschlossen. Bestürzt schauten die Ritter an den hohen Mauern und Zinnen hinauf, sie erschienen verzweifelt hoch. Die Einen riefen „Fort, fort! Verrath!“ Die Andern verfluchten die falschen Städter.

Die Nachricht, der Herzog stehe vor dem Löwener Thor mit großem Ritterheer, flog wie ein Lärmruf durch die Stadt. Die drei Schöffen, welche nicht seine Verschworenen, beriefen eiligst den großen Rath. Es war eine stürmische Sitzung, hin und her wurde geschrieen. Die Einen beriefen sich auf den Regenten, die Andern sagten: wenn der rechte Herzog komme, höre die Macht seines Stellvertreters auf. Das dauerte fast zwei Stunden, und unterdessen mußte der Herzog mit seinen Rittern vor dem Thore warten. Als der Herr von Heynsberg sich darob gar zu wild geberdete, rief ein armes Bettelweib ihm zu: „Herr, sorgt nicht so sehr, wie Ihr hineinkommt, sondern wenn Ihr drinnen seid, wie Ihr wieder herauskommt.“ Der Graf St. Paul kam selbst an's Thor, und sprach durch das kleine Einlaßpförtchen zu seinem Bruder. Er erklärte ihm: „nur wenn er Jedermann in seinem Stand und Wesen lasse, wie er ihn finde, komme er herein.“ Der Herzog versprach es laut und förmlich. Endlich hatten es auf dem Rathhaussaale des Herzogs Anhänger durchgesetzt: er dürfe in die Stadt einreiten mit all seinem Hausgefolge und mit hundertzwanzig Rittern, jedoch nicht mit Verbannten, nicht mit Fremden und abgesagten Feinden der Brabanter. Das Letzte zielte besonders auf Herrn von Heynsberg, einem vielbekannten Kriegshaupte, der schon manchen Brüsseler Kaufmann niedergeworfen. Die Schöffen kamen das Thor zu öffnen, ihren Herzog zu begrüßen, und ihm den Spruch zu überbringen. Nun ritten erst die Hundertzwanzig, während der Herzog noch stille hielt, in's Thor, dann aber rief er auch den Uebrigen „Vorwärts!“ zu. Einige Bürger wollten sich widersetzen, doch der Schöffe Heinrich Clütink rief: „Laßt sie nur herein, alle herein!“ Nun zogen sich die Bürger zurück, der

Herzog ließ seine ganze Reiterei vor sich vorbei, und als der letzte Mann in's Thor war, setzten sich alle in Galopp und rasselten durch die Straßen nach der Fürstenburg auf dem Kaltenberg. Hier hatte Johann noch eine Unterredung mit dem Regenten, die beiden Brüder wechselten ein paar kalte Worte mit einander, und St. Paul verschloß sich in seine Wohnung.

Die Stadt war nun gewonnen, jedoch nicht die Bürgerschaft: des Herzogs Anhänger thaten ihr Möglichstes, sie zu ihren Gunsten zu bearbeiten. Er selbst begab sich am andern Morgen auf das Rathhaus, wohin nicht blos der große Rath, sondern auch die Geschwornen der Zünfte berufen waren. Der Fürst ließ ihnen erklären: „um des Friedens, nicht des Krieges wegen sei er gekommen, und alle möchten ihm thätig beistehen, die Eintracht im Lande herzustellen.“ Dasselbe schrieb Heynsberg an die Herren von Wesemael und Monyouw nach Löwen. Die Bürgerschaft blieb schwankend. Inzwischen zog auch der Graf von Mörs mit den übrigen Deutschen in Brüssel ein. St. Paul aber reisete in der Stille nach Löwen. Als Johann das Letztere erfuhr, entbot er die Schöffen zu sich und fragte: „was sie thun würden, wenn sein Bruder mit einem Heere vor die Stadt rücke?“ Sie boten ihm die Stadtschlüssel an, er möge die Thore durch seine Leute bewachen lassen. Da rief der gutmüthige Fürst: „Nein, nein, ich verlasse mich auf Eure Treue, ich will auch Euch ein treuer Herr sein.“ Damit verpaßte er die Tage, an welchen er am ersten einen großen Streich hätte wagen können.

Denn allmählig fiel das viele deutsche Kriegsvolk den Bürgern, bei denen es im Quartier lag, nicht wenig beschwerlich. Noch schlimmer war, daß diese Gäste ihre Lust und Laune nicht bergen konnten. Uebermüthig gingen und ritten sie auf den Straßen hin und her, die bloßen Schwerter in der Hand, und lagen in allen Wirthshäusern und prahlten: „Sie gingen nicht wieder weg von Brüssel, sie hätten denn alle Taschen voll Brabanter Kronen, — bald hätten einige Herren zum letztenmal das Sonnenlicht gesehen, plötzlich würden sie weg sein, dann

wären ihre schönen Frauen und Töchter und Häuser wohlfeil für des Herzogs Kriegsleute." Das ärgerte nun das Volk ganz unbändig, und die Bürgerschaft nahm eine drohende Haltung an.

In der Burg aber wußte man nichts Anderes zu thun, als die Vornehmsten der Verschwornen zu versammeln. Wiederum hörte der Fürst nichts Anderes, als: der Graf von St. Paul solle nur kommen und der ganze Adel mit ihm, dann würden Alle sich um ihren Fürsten schaaren, mit Leib und Leben würden sie ihn vertheidigen wider Jedermann. Einige riethen auch, man solle sich auf die Zünfte stützen, welche feinere Handwerke trieben, denn diese seien dem Herzoge zugethan, — das aber warf er weit von sich.

In der Bürgerschaft wurde es immer unruhiger, als man merkte, wie des Herzogs Anhänger stets die Köpfe zusammensteckten, und noch immer nichts geschah. Die Luft hing voll von geheimlichen Gerüchten. „Wozu," so flüsterten sich die Bürger zu, sei denn der Herzog mit so vielem Volk in Brüssel eingedrungen? Gewiß werde er plötzlich über seine Feinde herfallen. Aber wenn dann die fremden Völker Herren der Stadt seien, wer werde dann die theure Kriegsrüstung bezahlen? Müßten zuletzt nicht alle Bürger mit ihrer Habe und ihren Freiheiten dafür büßen?" Und dann dachten sie wieder, daß Herzog Johann von Bayern noch immer an der Grenze stehe. Er beschoß jetzt mit seinen schweren Geschützen die Burg in Gertrudenberg, sie litt bereits schwere Noth. Wenn dies Bollwerk fiel, und der Gefürchtete auf Brüssel zog, wenn das fremde Kriegsvolk in der Stadt mit ihm gemeinschaftliche Sache machte? Sollten sie sich wie Schlachtopfer überliefern lassen? Da mußten sie doch zuvorkommen, und vor allen Dingen erst wieder Herren werden in ihrer eigenen Stadt. So sprachen die Freunde der Vandenheetvelde und die andern Patrizier, welche es nicht mit den Herzoglichen hielten, und säumten nicht, die Bürgerschaft in der Stille aufzureizen. Einige Bürger entwichen heimlich und legten sich halbwegs zwischen der Stadt und der Ständeversammlung zu Löwen auf

Posten, damit die Briefe und Boten zwischen Beiden um so sicherer gingen.

In Löwen war der Adel noch immer beisammen, während die meisten Städteboten die Ständeversammlung verlassen hatten. Von hier kam jetzt beständig nach Brüssel Rath und Antrieb, wie man sich heimlich versammeln und rüsten, und wie man die Zünfte gegen den Heynsberg und seine Leute aufstacheln solle, bis ein allgemeiner Aufstand losbräche, dann würde der ganze Adel gleich von Löwen heranziehen. Die Dinge waren auf den Kopf gestellt: gegen den rechtmäßigen Fürsten hatten sich sein Bruder und die adligen Stände erhoben, und sie brauchten die Zünfte, ihnen den Willen zu thun.

Die Verschwörer aber im herzoglichen Schloß trugen entweder noch immer Scheu, zur That zu schreiten, oder des Herzogs Angst und Schwäche hielt sie zurück, ihre schrecklichen Vorsätze auszuführen. Sie rechneten auf nicht weniger als 1400 bis 1500 Mann in Waffen. Diese Macht sollte plötzlich auf dem Markte stehen, des Herzogs Banner aufwerfen, das Rathhaus und die Hauptgebäude besetzen, und losbrechen über alle ihre Feinde. Eine Liste der Reichsten und Angesehensten, denen man Verderben geschworen, war ja längst aufgesetzt. Der Amtmann Clütink selbst sollte Sturm läuten, selbst dem Volke zurufen: „Fort mit allen Zöllen, fort mit allen Accisen.“

Es war am sechsten Tag nach des Herzogs Einzug, am Montag den 27. Januar, als dieser Plan auf einmal in der Stadt ruchbar wurde. Die nächste Nacht, hieß es, sei zur Ausführung bestimmt. Mehrere der Vornehmsten wurden davon in Kenntniß gesetzt. An diesem Abend gingen wenige Bürger schlafen. Nachts bemerkte eine Magd Licht in der Kammer eines deutschen Reiters. Sie meldete es ihrem Herrn, dieser sah den Mann sich einwaffnen, und sagte es seinen Nachbaren. Da wollten auch Andere beobachtet haben, wie sich Ritter und Kriegsknechte in voller Rüstung auf's Lager geworfen. Das gab nun ein heimlich Sprechen und Laufen von einem Hause zum andern, man klopfte

an die Thüren der Patrizier, welche es mit der Stadt hielten, und sagte: „gleich werde das helle Glöckchen auf der Burgkapelle läuten, dann marschire das fremde Volk nach dem Markte, werde das Rathhaus besetzen, in die Häuser einbrechen, sie mit Blut überschwemmen." Die Brüsseler aber waren nicht die Leute, welche dem Sturm aus dem Wege gingen und sich in Kammern und Keller verschlossen: nein, noch vor Mitternacht standen die Zünfte auf dem Markte, eine neben der andern wohlgereihet und in blanker Rüstung.

Die Verschwornen wurden bestürzt. Das hatten sie nicht erwartet. Sie schickten ihren Herzog, nur von Wenigen begleitet, zum Markt hinunter. Hier ritt er von einer Zunft zur andern, und sprach ihnen gutmüthig zu, sie zu beruhigen, daß sie nur erst wieder nach Hause gingen. Allein er bekam nichts Anderes zu hören, als: „ihm gelte es nicht, er solle nur ruhig wieder heimreiten." Da gab er plötzlich seinem Pferde die Sporen, und ritt eilends wieder nach der Burg. Auf halbem Wege aber hörte er hier und dort sagen, die Bürger hätten sich noch nicht zerstreut. Da kehrte er um, und erschien nochmal auf dem Markte, und fing von Neuem an, die Zünfte auf das Freundlichste und bei seiner Liebe und Gnade zu beschwören, daß sie doch auseinander gehen möchten. Jetzt aber wollte ihn Keiner mehr hören, man ließ ihn nicht zu Worte kommen, und verwirrter als vorher kam er in sein Schloß zurück. Seine Kriegsleute mußten sich vertheilen, als dächten sie an nichts als an ihr Vergnügen, sie sagten: „nur des Lärmens wegen hätten sie sich bewaffnet, weil sie nicht gewußt, was das bedeuten solle, und ob es nicht ihnen selbst gelte." Den ganzen folgenden Tag geschah von Seiten der Verschworenen nicht das Mindeste.

Jetzt war ihre Sache verloren. Bei den Bürgern stieg die Wuth und der Aerger, je länger sie der Dinge warteten. Da nichts sich rührte, begannen sie heftig zu sprechen: „wie unerhört es sei, daß der Fürst sein eigen Volk mit fremden Kriegsknechten überziehe. Und was die Herzoglichen für feige Leute seien!

Die Brüsseler brauchten nur mannhaft aufzutreten, gleich wichen Jene zurück.“ Die Gemüther erhitzten sich immer mehr, und andern Tags ergriffen die Zünfte wieder die Waffen, und zogen in der Frühe vor die Burg. Sie überschritten nicht die Reihe der Steinsäulchen, welche den Burgfrieden abgränzten, aber davor standen sie und wichen nicht und schrieen immerfort: „den Heynsberg wollten sie haben, oder sie würden ihn mit Gewalt holen.“ Auf den alten Heynsberg hatte das Volk eine besondere Wuth, er war nicht nur der Haupthelfer des Herzogs, der ihm die deutschen Kriegsvölker aufgebracht hatte, sondern es hieß auch: ganz Brüssel sei ihm verpfändet und verschrieben vom Herzog für die Kosten des Heerzuges. Dem wüthenden Andrängen des Volkes vermochten der Herzog und seine Partei nicht zu widerstehen. Heynsberg mußte sich zum Scheine an den Oberrichter Clütink ausliefern. Dieser kam mit den Schöffen und hatte Heynsberg angefaßt, und so zogen sie, die Zünfte hinterdrein, nach dem Rathhause, wo Heynsberg in Fesseln gelegt wurde. Jetzt wußten die Bürger es klar, wie sehr man sie fürchte,“ und nun gingen sie auch weiter. Ihre Haufen drangen in die Häuser, und all die fremden Ritter und Reisigen ließen sich vereinzelt überfallen und gefangen nehmen, denn sie waren sonder Befehl und Ordnung. Nur der Graf von Mörs, weil er später gekommen und nicht gewaltsam gleich den Andern in die Stadt eingebrochen war, durfte auf Ehrenwort in seiner Wohnung bleiben.

Abends kam St. Paul von Löwen her mit den Baronen und den Vertretern der Städte Löwen und Antwerpen. Unter großem Jubel zog ihm das Volk entgegen. Der Regent belobte die Bürgerschaft und sagte: sie hätte das ganze Vaterland gerettet. Am andern Morgen begab er sich in den Pallast und ließ die Vertrauten und Dienstleute seines Bruders, unter ihnen auch mehrere Hennegauer Ritter, ergreifen. Nicht besser erging es des Herzogs Amtmann Clütink, an dessen Stelle wieder der vom Regenten Eingesetzte trat.

Das Volk aber war damit nicht zufrieden, und lärmte auf

allen Straßen. Andern Tags führte man viele Patrizier in's Gefängniß, unter ihnen auch die beiden Schöffen Heinrich Clütink und Johann von Leeuw; ihre beiden Mitschuldigen Keghel und Metten Schachte retteten sich durch die Flucht. Die Zünfte hatten sich in Rotten vertheilt, stürmten die Patrizierhäuser und schleppten des Herzogs Anhänger hervor. Die am meisten Verhaßten kamen auf die Folter, und aus dem, was über ihre Geständnisse verlautete, setzte sich das Volk gräuliche Dinge zusammen. Schon hieß es: sie müßten sterben alle mit einander. Und da der Regent Scheu trug, diesem Verlangen zu willfahren, rotteten sich am 2. Februar die Zünfte wieder zusammen, und standen in Waffen auf dem Markte, und warteten und lärmten. Sie ließen dem Herzog und den Ständen sagen: „wenn nicht bald geschähe, was sie forderten, würden sie selbst etwas thun, wovon man noch weit und breit sprechen solle." Da kam endlich der Herr Vanderzype, welcher des Regenten rechte Hand war, aus dem Rathhaus über den Markt und sagte: „Nun soll's losgehen! Nun wird angefangen!" Und sogleich führte Johann van Diedighem, welchen der Regent zum Oberrichter bestellt hatte, des Herzogs Oberrichter, den verwegenen Johann Clütink und einen Diener desselben, welcher den Kerkermeister gemacht hatte, aus dem Rathhause hervor. Angesichts des Volks mußten sie niederknieen, der Henker trat herbei, und ihre Köpfe flogen auf die Erde.

Diese Beiden waren die Ersten. Der Tiger hatte Blut gekostet, ihn hungerte nach mehr. Noch immer wurden Patrizier, die es mit dem Herzog gehalten, aus ihren Verstecken gezogen und mußten die Folter fühlen. Ihrer Einundzwanzig, die entflohen waren, ladete man bei Verlust von Leib und Gut vor's Gericht. Die man aber gefangen hatte, sollten sterben auf der Stelle, alle ohne Ausnahme: so verlangte es das Volk in seiner Wuth. Nur mit Mühe erlangten es die Stände, daß man sie ihrem Spruche überließ. Am 6. Februar erging der Spruch der Barone und der drei Städte Brüssel Löwen Antwerpen:

daß die gefangenen Brüsseler in Fesseln und ewiger Gefangenschaft ihr Leben hinbringen sollten in verschiedenen Städten und Burgen des Landes. Nachts fuhren sie ab, hart auf Karren gebunden, daß die Stricke ihnen in's Fleisch schnitten. Den T'Serclaes aber und noch ein paar Hauptschuldige ließen die Bürger vorläufig noch nicht aus ihren Händen. Nach dem Herrn von Aische und Andern, welche früher durch die Stände des Landes verwiesen waren, hatte man Tagelang vergebens gesucht: sie wurden jetzt für vogelfrei erklärt und fünfhundert Kronen auf ihre Köpfe gesetzt.

Die fremden Reisigen mußten zu Fuß und sämmtlich nackt und bloß Brüssel verlassen, kein Stück ihrer Habe durften sie mitnehmen. Hundertfünfzig deutsche Herren und Ritter aber blieben gefangen. Auch ihnen ließ der Regent all ihre schönen Waffen und Pferde wegnehmen, und verschenkte sie an seine Freunde, wie es ihm beliebte.

Herzog Johann aber mußte am selben Tag, den 6. Februar, seine Wohnung in Löwen nehmen, in der Stadt, dessen Bürgerschaft am heftigsten ihn bekämpft hatte. Er ging gern, denn in Brüssel war es ihm zu unheimlich geworden. Der ständische Adel aber blieb in der Hauptstadt versammelt. Wie kläglich stand es jetzt um das vordem so stolze, so stattliche Brüsseler Patriziat! Die meisten Häupter waren als erklärte Verräther im Kerker oder auf der Flucht. Die Zünftigen sahen sich auf einmal als die Herren und Meister der Stadt. Also ladete der Rest der Patrizier sie ein, förmlich an der Stadtregierung Theil zu nehmen, und rasch eine neue Verfassung zu begründen.

Mit dem politischen Geschick, welches damals Gemeingut der Bürger jeder größern Stadt war, hatten die Zünfte in den Tagen dieser Aufstände nicht versäumt, sich eine festere Ordnung zu geben. Die verwandten oder benachbarten Gewerke hatten sich zusammen geschaart, und so ergaben sich aus den etwa vierzig Zünften neun Gruppen, welche sich die neun Völker (de negen natien) nannten: jede erkor sich einen Kirchenpatron, unter

essen Schutz und Namen sie sich stellte. Außerdem hatte man, amit die Nachbarn bei Kriegs= und Feuerlärm um so rascher h ordneten, die Bürgerschaft eingetheilt in Bezirke von hundert nd von zehn Mann, welchen je ein Hundertmann und ein ehntmann vorgesetzt wurde. Diese Einrichtungen blieben neben r alten Siebentheilung des Patriziats die Grundlage für die ue Stadtverfassung. Schon am 3. Februar war sie von allen chöffen Patriziern und Stadtbeamten, so wie vom Regenten nd den Landständen besiegelt, und trat sofort in Geltung.

Sie war mit politischer Weisheit und von Seiten der Sie= r nicht ohne Mäßigung ausgedacht. Auch jetzt noch erkannte r gemeine Bürger den Patrizier als höher berechtigt an. Das ericht blieb bei den sieben Schöffen aus den Geschlechtern: die ünftigen beschieden sich, daß nur Patrizier, weil vollfrei von lters her, schöffenbar seien. Der Schöffenrath erhielt die Stelle ner ausgleichenden Behörde, die Verwaltung kam dagegen an ue Kollegien, welche aus Patriziern und Zünftigen gemischt aren. Den Magistrat bildeten fortan ein patrizischer und ein nftiger Bürgermeister, zwei patrizische und zwei zünftige Schatz= eister, dazu sechs zünftige Rathsherren. Die Schöffen wählten s der dreifachen Zahl der hier von den sieben Geschlechtern, rt von den neun Völkern Vorgeschlagenen die Beamten und thsherren. Hinwieder erkoren die Zünfte aus drei von den chöffen Vorgeschlagenen den patrizischen Bürgermeister. In ähn= her Weise wurde die Ernennung der übrigen städtischen Be= nten unter Geschlechter und Zünfte vertheilt. Die Letztern be= lten sich vor, in Kriegszeiten ebenso viele Hauptleute und Thor= rte zu bestellen, als die Patrizier. Bei wichtigen Fragen zog r Magistrat den „weiten Rath“ zu, in welchem außer den unftmeistern diejenigen Sitz und Stimme hatten, welche einmal chöffen oder Rathsherren gewesen. Handelte es sich aber um e ernste große Sache, so kam sie an die Bürgerschaft, und diese r dann durch sämmtliche städtische Beamte und durch andert= lbhundert Geschworne der Zünfte vertreten, denn jede der vierzig

Zünfte hatte ihre vier Geschwornen. Ausdrücklich war noch verein-
bart, daß ohne einstimmiges und öffentliches Urtheil der 19 Glieder
des Magistrats und der Schöffen Niemand verbannt oder an
Hals und Hand gestraft werden könne.

Es blieb nun sechs Wochen ruhig, und Alles ließ sich an zu
Frieden und Ordnung. Herzog Johann war um Mitte Februars
wieder nach Brüssel gezogen, sein Bruder, der Regent selbst, hatte
ihn von Löwen eingeholt. Auch der Furcht vor dem feindlichen
Heer an der Gränze wurde man entledigt. Die Hoeks, die über
ein halbes Jahr lang die Burg von Gertrudenberg vertheidigt
hatten, konnten sich nicht mehr halten. Herzog Johann von
Bayern hatte seine guten Stücke aufgepflanzt, und schleuderte
schwere Geschosse gegen die Mauern. Ein Thurm auf der Burg
stürzte zusammen und bald darauf noch einer. Die Hoeks wehr-
ten sich wie Verzweifelte. Erst als die zerrissenen Mauertrüm-
mer, welche das Blut der Gefallenen geröthet, gar keinen Schutz
mehr boten, riefen die Belagerten die Vermittlung des Gemahls
ihrer Fürstin an, des Herzogs von Brabant. Der holländische
Herzog wollte sich den Ausspruch seines Neffen gefallen lassen,
und dieser lautete dahin: Dietrich von der Merwede solle die Burg
in die Hände Johanns von Bayern übergeben, und sie verlassen
frei und ehrenvoll mit all seinem Kriegsvolk. In geschlossenen
Reihen zogen die tapferen Männer ab, und als man sie tückischer
Weise im offenen Felde anfiel, standen sie auch hier wie Helden
und warfen die Angreifer zurück. Der Herzog Johann von
Brabant ging nun am 1. März nach Antwerpen, um mit den
Ständen von Holland und Seeland über den Frieden zu ver-
handeln. Es wurde wenigstens erst Waffenstillstand geschlossen.

Während man aber mit Jakobäas großem Gegner sich auf
Friedensfuß setzte, kam die seltsame Nachricht nach Brüssel, die
Herzogin sei heimlich nach England geflüchtet, und habe sich den
König von England zum Beschützer, seinen Bruder, den ritter-
lichen Herzog Humfried, zum Verlobten erwählt. Ihre Ehe mit
dem Herzog von Brabant erkläre sie für erschlichen und für nich-

tig, und lade ihn vor den Richterstuhl des Pabstes. Diese Nachricht empörte die Brabanter auf's Aeußerste. Also die geliebte Fürstin hatte solche Schande über sie verhängt! Zu den verhaßten Engländern war sie geflohen, um Hülfe gegen den Räuber ihrer Erblande zu finden, und Brabant trug die Schuld ihres Verlustes! Auf's Neue erwachte nun der Grimm über die Vermessenen, welche ihren armseligen Fürsten soweit gebracht, daß Jakobäa weinend und zu Fuß von seinem Hofe hatte fliehen müssen. Nun wollte es das Unglück, daß gerade in jenen Tagen der Probst der Schloßkapelle, Gerhard Vanderstraaten, gefangen genommen wurde. In seiner Kammer entdeckte man die geheimen Verschwörungsbriefe vom 24. Mai und alle Siegel noch daran. Jetzt war es klar wie der Tag, welch eine furchtbare und verbrecherische Verschwörung über Brüssel und dem Lande gehangen. Schrecken und Wuth bemächtigte sich der Bürger. Auf der Stelle machten Brüsseler Bevollmächtigte die Runde durch die Städte, wo ihre Mitbürger gefangen lagen, ließen sie noch in der Osterwoche auf die Folter spannen, und entrissen ihnen durch die grausamsten Qualen traurige Geständnisse. Die Meisten jedoch wollten nicht gewußt haben, was es mit dem Verschwörungsbriefe eigentlich auf sich gehabt: sie hätten, sagten sie, ihre Siegel daran gehängt, als sie gesehen, daß so vornehme Herren, wie Asche T'Serclaes Coudenberg und Andere, es zuvor gethan. Als man die Protokolle der Untersuchungsrichter auf dem Brüsseler Rathhause vorlas, füllte sich sofort der Markt wieder mit Bewaffneten. Drei Tage lang standen dort die Zünfte mit ihren Piken und Aexten und schrieen „Rache! Rache!“ und wichen nicht. Vor allen Andern forderten sie den Kopf des T'Serclaes, und dachten nicht mehr daran, daß sein heldenmüthiger Vater einst Brüssel gerettet. Am vierten Tage kam Vanderzype vom Regenten und rief ihnen zu: „Kinder, seid guten Muths, sogleich soll Recht geschehen!“ Hinter ihm erschienen Ritter T'Serclaes, der ehemals so Gefürchtete, und mit ihm zwei der vornehmsten Patrizier, ein Coudenberg und ein Pipenpoy. Der Henker folgte ihnen. Einen nach dem andern traf das Beil.

Schaden zu wenden und ih
Stand und Wesen zu brin
toren, der mit ihnen Alles
lichste ausgerichtet. Deshalb
Ganzen und im Einzelnen,
lichen Ehre, daß niemals
fallenen wegen Jemand ur
Ja, wenn jemals er oder
die ständischen Freiheiten ar
Eidgenossenschaft von den L
Unterthaneneide gelöst, und
einen Regenten bestellen, der
Alle so lange Gehorsam s
Genugthuung widerfahren s
tiefer vor seinen Unterthane
sein Bruder, der Regent, d
Brüssel ernannte.

Nun schien es, daß de
Hülfe kommen werde. Es
Grafen und Herren noch in
ten sich sühnen nach Brabar
bleiben. Denn die Brüsseler

sandtschaften kamen und gingen. Der Regent St. Paul rechtfertigte sich bei dem Kaiser in einem ausführlichen Briefe, welchen er mit der Erklärung schloß: die Gefangenen könnten jeden Augenblick den Rechtsweg gegen Diejenigen ergreifen, welche Hand an sie gelegt hätten. Bei alledem hielten die Zünfte ihre Gefangenen fest.

Die verurtheilten Patrizier aber, welche in die Brabanter Städte vertheilt waren, freuten sich so vieler und erhabener Fürsprecher und dachten, durch deren Hülfe in Kurzem auch wieder frei zu werden. In einigen Städten lichtete man den Gefangenen ihre Fesseln und erlaubte, daß ihre Freunde sie besuchten und mit ihnen aßen und tranken. Da hörte man sie sprechen: „sie würden zur rechten Zeit schon mit denen abrechnen, die sie in's Unglück gebracht.“ Solche Reden wurden in Brüssel wieder erzählt, und setzten die Stadt in neue Unruhe. Die Zünftigen zitterten vor Wuth und Angst. Sie fürchteten neue Verschwörungen des Patriziats, neue Ritterzüge vom Rhein her. Eben erst hatten sie die Süßigkeit des Mitherrschens gekostet: sollten sie dulden, daß man sie in die alte Verachtung zurückstoße? Aller Haß loderte wieder auf. Zum drittenmal standen die Zünfte in vollen Waffen auf dem Marktplatze und schrieen und tobten und wichen nicht. Sie verlangten, die gefangenen Patrizier sollten herbei, damit ihnen geschehe wie dem Clütink und dem T'Serclaes. Der Regent, die Schöffen, die Stände beschworen sie vergebens. Umsonst stellten sie vor: die Gefangenen seien ja schon verurtheilt, zweimal denselben Mann richten sei wider alles Recht. „Zur Hölle die Verräther!“ schallte es aus den tobenden Reihen zurück, „jetzt wissen wir erst, zu welchen Verbrechen sie sich verschwuren.“ Als man noch immer zögerte, wurden Stimmen laut: „Dann holt den Heynsberg und die deutschen Herren herbei, und schlagt ihnen die Köpfe ab auf öffentlichem Markte!“ Alle Zünfte wiederholten diese Drohung. Das wirkte. Die gefangenen Patrizier waren der Verschwörung gegen ihre Mitbürger überwiesen, und gegen erklärte Feinde hielt man damals das Todesurtheil für gerecht. Die deutschen Herren

aber hatten noch nichts gefrevelt, als daß sie auf des Herzogs Befehl gewaltsam in die Stadt eingeritten. Ihre Enthauptung zog über Brabant unfehlbar die Acht und einen Heereszug des Reiches herein. So dachten St. Paul und die Stände, und gaben schmählich genug die Opfer preis. Die Vornehmsten der Patrizier wurden aus den verschiedenen Orten herbeigefahren, und bestiegen am 7. Mai auf dem Marktplatze ihrer Vaterstadt das Blutgerüst. Vormittags starben zehn, und nach Tische noch vier. Und während langsam einer nach dem andern enthauptet wurde, standen rings in Reihen die bewaffneten Zünfte und vor dem Rathhause die Schöffen mit dem Oberrichter, und Alle sahen zu den ganzen Tag. Auch der Regent war gegenwärtig, ja selbst seinen Bruder, den armen bleichen Herzog hatte man genöthigt, der Hinrichtung Derer zuzuschauen, welche sich einst für ihn und mit ihm verschworen hatten. Am andern Abend führte Vanderzype seine Braut zur Hochzeit über den Marktplatz, wo das Blut ihrer Verwandten noch nicht trocken war. Der geängstigte Herzog bestätigte auch diese Unthaten, verließ aber Brüssel auf's Neue.

Die Freunde der deutschen Herren benutzten Vanderzype's Hochzeit, um ihm und seiner Braut köstliche Geschenke in Gold und Edelsteinen zu machen. Dadurch höchlich geschmeichelt wußte dieser Mann, welcher den Regenten ganz beherrschte, so geschickt die Sachen zu drehen, daß man die Herren frei gab auf ihr Ehrenwort, sich zum Feste Allerheiligen wieder in Brüssel zu stellen. Sechszehn weigerten sich dessen und blieben gefangen. Der Graf von Mörs wurde sogleich für immer freigelassen. Die Andern stellten sich sämmtlich am gedachten Tage, nur Heynsberg kam nicht. Ein Schiedsgericht gewählt aus ihren Freunden und Brabantern fällte den Spruch: sie sollten Urfehde schwören, daß sie niemals an den Brüsselern Rache nehmen, und daß, wenn dies dennoch von Einem geschähe, auch die Andern sich freiwillig wieder gefangen stellen wollten. Die Urfehde wurde geschworen. Jene andern Sechszehn brachen später aus den Gefängnissen aus, und gaben sich selbst ihre Freiheit wieder.

Der Graf St. Paul zeigte wenig Lust, die angenehmen Zügel der Herrschaft wieder abzugeben, und die Brüsseler bestärkten ihn dabei. Er verlangte zuletzt Landestheilung, und wenig fehlte, daß Bürgerkrieg ausbrach. Den Ständen gelang es endlich, ihn mit großen Summen und mit den konfiszirten Gütern all der Enthaupteten und Verbannten zu beschwichtigen. Er nahm diese Besitzungen an als gute Beute.

Der Herzog aber scheuete sich zwei Jahre lang, das schreckliche Brüssel wieder zu betreten. Während dieser Zeit waren die Zünfte fleißig daran, ihre Herrschaft zu befestigen. Ein beständiger Stadtkapitän wurde eingesetzt, der stündlich für den guten Stand der Festungswerke und allen Kriegszeugs einstehen mußte. Die Zünfte erhielten die freie Wahl ihres Bürgermeisters und der beiden Schatzmeister, sie erhielten freies Gericht über die Beleidiger einer Zunft, Zutritt für die Hundertmannen zum großen Rath, und die Freiheit, daß kein Zünftiger gestraft werden durfte ohne Zustimmung seiner Geschwornen. Zuletzt wurde sogar beschlossen, daß jeder Zünftige Schöffe werden könne, und daß jeder Nichtpatrizier in eine Zunft eintreten müsse. Strenge Sittengesetze aber sollten der Zügellosigkeit steuern, welche sich vom Hofe über die Stadt verbreitet hatte. Lustige Gesänge wurden verboten. Für unfähig zu Amt und Würden wurde erklärt, wer außer der Ehe eine Geliebte unterhielt. In ernster bürgerlicher Zucht und Sitte sollte das städtische Leben neu gesunden.

Erst gegen Ende des Jahres 1423, als andere Sorgen ihn bedrängten, versöhnte sich der Herzog mit den Brüsselern, und kehrte in ihre Mitte zurück. Hier wurde ihm allmählig Einer der neuen Beamten ganz besonders widerwärtig. Dies war der Kapitän, welcher die Stadt gleichsam im fortwährenden Belagerungszustande hielt. Der Herzog dachte ihn abzusetzen, die Zünfte aber ließen ihn nicht fahren. Zum vierten Male brauchten sie ihr altes Mittel, und besetzten wieder Tage lang bewaffnet und drohend den Marktplatz. Indessen war doch viel vom alten

Feuer verraucht, und es gelang dem Hofe, sich unter den Zünften selbst eine Partei zu machen. Am 24. Dezember verkehrte St. Paul auf dem Rathhause mit dem Magistrate, plötzlich trat er an's Fenster und rief: „Zu mir in Waffen, wer Freund ist des Herzogs und der guten Stadt!" Sofort stellte sich ein Theil der Zünfte zu ihm, im selben Augenblick rückte der Herzog mit dem vornehmsten Landesadel auf den Platz. Der Rest der Zünfte wurde verwirrt, und ging endlich auseinander. Jetzt wurden dreizehn Hauptschreier verhaftet und dem Herzog zur Strafe überliefert. Der Kapitän legte sein Amt nieder. Nicht lange darauf wurde Gerhardt Vanderzype meuchlerisch von einem Todfeinde erschlagen.

Dies war die letzte Szene dieser Brüsseler Revolution, deren fürchterliches Andenken sich tief in die Gemüther der Zeitgenossen einsenkte. Sie war das Gegenstück zu dem Lütticher Aufstande, nur mit dem Unterschiede, daß in Brüssel bloß der Stadtadel zerschmettert wurde. Eine große Anzahl der Patrizier verließ die Vaterstadt, und suchte das Blutgericht der Zünfte zu vergessen in den dunkeln Stürmen und Wogen der Hussitenkriege.

Fünftes Buch.

Humfried von England.

Erstes Kapitel.

Jakobäas Flucht nach England.

Entschluß der Trennung vom Gemahl. Drängen Philipps zur Rückkehr. Die Rechtsverständigen über die Gültigkeit der Ehe. Jakobäas Erklärung vor den Ständen. Zuströmen der Hoeks. Charakter Humfrieds von England. Sein Verdienst um Literatur. Antriebe der Hoeks. Robertsart. Jakobäas Beziehungen zum englischen Hofe. König Heinrich V. Humfrieds Aussichten. Anschlag auf Jakobäas Person. Eilige Flucht. Ankunft in Calays. Empfang in Dover und London. Erklärung gegen den verlassenen Gemahl. Eintritt in den Schutzverband des englischen Königs. Englands Volk und Königshof. Philipp in Brüssel. Sein gewaltthätiges Auftreten. Englische Bedenken. Der Krieg in Frankreich. Die burgundische Politik. Engere Verbindung zwischen Burgund und England. Jakobäas Ehren in England.

Als Jakobäa zum zweitenmal Brabant verließ, reifte in ihr der Entschluß, für immer sich zu trennen von dem Schwächling an Leib und Seele, den man ihren Gemahl nannte. Was sie nach Löwen und Brüssel zurückgeführt hatte, war vor allem andern der heiße Wunsch gewesen, ihre Erblande wieder zu erobern. Daß dies niemals durch Brabanter Hülfe geschehe, war ihr jetzt klar geworden. Zum Dreikönigsfeste kam ihr Schwager St. Paul, der viele Neigung für sie fühlte, nach dem Hennegau,

sie zu besuchen und in Mons zu turniren. Seitdem aber war Alles, was Jakobäa aus Brüssel erfuhr, danach angethan, sie tief zu empören. Jede neue Nachricht sagte ihr nur, wie Johann von Brabant sich mit neuer Schande bedeckte und allem Volk zum Gespötte geworden. Unauslöschlicher Abscheu bemächtigte sich ihrer gegen diesen bleichen Halbblöden, und sie fragte sich hundertmal, ob sie denn ihre ganze Jugend vertrauern müsse in einer Ehe voll Oede und Schmach?

Keiner war thätiger, den Frieden mit ihrem Gemahl zu vermitteln, als der junge Herzog Philipp von Burgund. Jakobäa durchschauete ihn. Wie hatte er sie einst zur Ehe mit dem Brabanter, wie hatte er sie dann zum Frieden mit dem Oheim gedrängt, der ihr das halbe Erbe gekostet! Und warum bestürmte sie jetzt, als sie im ruhigen Hennegau weilte und in Brüssel der Aufruhr tobte, wieder derselbe Vetter, daß sie in die kinderlose Ehe mit dem Schwachsinnigen zurückkehre? Seltsame Fügung! Fast überall in den Niederlanden, in Namur Luxemburg Brabant und Holland standen die Fürstenhäuser nur noch auf wenigen Augen, und gerade der burgundische Herzog stand einem wie dem andern sehr nahe durch Blutsverwandtschaft und Erbverträge. Betrachtete er sich etwa schon als den gemeinschaftlichen Erbnehmer? — Vergebens eiferte Philipp Jakobäas Mutter an, die Tochter an die Heiligkeit der Ehe und an des burgundischen Hauses Stolz und Ehre zu erinnern. Jakobäa konnte erwiedern: „Ob sie denn nicht gerade von ihm und der Mutter gleichsam gezwungen worden, in diese jammervolle Ehe einzutreten? Ob man denn damals ihre Jugend und Unerfahrenheit nicht schmählich geknechtet habe? Nun aber sei sie zwanzig Jahre alt, und denke ihrem eigenen Verstande zu folgen."

Eifriger durchdachte sie jetzt die Gründe, welche ihre Ehe sollten ungültig machen. Noch immer hörte man nichts von der Dispensation des Pabstes, die sie gefordert hatte. Sie holte sich Rath bei gelehrten Geistlichen und Doktoren des Kirchenrechts. Die Antwort lautete beunruhigend: auch Diejenigen, welche die

Verbindung nicht geradezu für nichtig erklärten, konnten doch ihre Bedenken nicht unterdrücken. Jakobäa war entschieden.

Am 16. Februar berief sie die Hennegauer Stände zu sich nach Valençiennes und ließ ihnen auseinander setzen: „Ihre Ehe mit Johann von Brabant sei aus vier Ursachen ungültig: sie seien Geschwisterkinder; ihr verstorbener Gemahl der Dauphin ihm blutsverwandt; ihre Mutter habe ihn aus der h. Taufe gehoben; endlich sei die erste Dispensation vom Pabste bereits vernichtet gewesen, als sie die Ehe eingegangen. Auf Grund dieser vier Punkte, und nach dem Rath mehrerer angesehener Rechts- und Kirchenmänner, erkläre sie ihre Ehe für nichtig, wolle sich an Johann von Brabant fortan nicht verpflichtet halten, noch ferner an ihn binden lassen."

Diese öffentliche Erklärung zerriß alle Anstrengungen der Gegner: Jakobäa konnte nicht mehr zurück. Jetzt hörten auch die Stände nicht mehr auf des Brabanters Schreiben, welcher nun endlich der Gemahlin standesmäßigen Unterhalt zusicherte. Die in Valençiennes Versammelten beschlossen, über der Fürstin hochwichtige Erklärung sich schlüssig zu machen, wenn alle großen Herren vom Hennegau beisammen seien.

Philipp von Burgund und Johann von Bayern waren auf das Aeußerste empört. In Arras und in Gent, im Haag und in Brüssel wurde eifrig getagt und verhandelt. Es war umsonst: Jakobäa verharrte bei der eigenmächtigen Scheidung, und die Schwere der Schuld, welche sie damit beging, trieb weiter auf verhängnißvolle Bahnen.

Denn nun kam die Nachricht, daß Gertrudenberg und damit die letzte Hoffnung gefallen, auf welcher der Krieg gegen Holland beruhete. Johann von Bayern hatte völlig gesiegt. Die Häupter der Hoeks flüchteten an Jakobäas Hof, umdrängten sie, bestürmten sie, und fanden täglich neue Mittel und Wege, Angst und Abscheu vor der Brabanter Ehe in die Seele der jungen Frau zu werfen. Und dann schwellten sie ihr den Busen wieder mit Hinweisung auf einen Fürsten, der Rettung schaffen konnte.

Humfried von England sollte der Führer der Hoeks sein, und der Preis seiner Hülfe Jakobäas Hand. Nur zuviel glänzende Eigenschaften besaß dieser Prinz, bei dessen Gedenken ihr leidenschaftliches Herz zitterte in Wonne und Erregung.

Humfried Herzog von Glocester, der dritte Bruder des Königs von England, war wie ein heller Strahl in der Schlacht und im Festsaal der gefeiertste Ritter. Wo er erschien, fesselte er durch das Adlige und Hinreißende seines Wesens, und man fühlte sich ihm innerlich geneigt, wenn er seinen Witz und frohen leichten Sinn flattern ließ. Besonders die Frauen und das Volk hatten sich ihn zum Liebling erkoren: sie erzählten sich hundert Geschichten von seinen Siegen und seinem Edelmuth. Für Frauenschönheit hatte er eine große Schwäche. Auch ließ er sich wohl von jäher Leidenschaft hinreißen. Doch diese Fehler, welche man bei einem Staatsmann bedenklich finden konnte, überglänzte in Jakobäas Augen ein Vorzug, welcher für sie so neu als verlockend war.

Es flogen damals durch die Welt die ersten entzückenden Schimmer einer neuen geistigen Morgenröthe. An den Höfen zeigten sich Griechen und andere Jünger der antiken Literatur und Kunst, und aus den Werken, welche sie eröffneten, strömte ein so frischer köstlicher Born des Lebens und Wissens, daß, wer davon gekostet, sich für den Meister hielt aller Dinge auf der Erde. Auch Glocester, dessen Seele so leicht empfänglich war, begeisterte sich für die Philosophie und Dichtkunst der Alten. Stets war er umringt von Gelehrten und Bücherhändlern, und sie widmeten ihm ihre Werke als ihrem Hauptbeschützer in England. Jakobäa mit ihrem sprühenden Geiste, mit ihrem durstigen Herzen für Alles, was groß und herrlich, ihr mußte es ja als ein himmlisches Glück erscheinen, an der Seite eines Gemahls zu leben, der noch einen andern Lebenshort sein nannte, als der Johann ohne Gnade, der Johann ohne Furcht, der Johann von Brabant, aus deren Umgebung sie von Nichts hörte, als von Schwertthaten, politischen Ränken, und rohen Liebeshändeln. Oder

nnte sich die junge Fürstin etwa an den hochgelehrten Prälaten
nd Doktoren erbauen, deren haarspaltende Scholastik sich an der
ültigkeit ihrer Ehe abmühte?

Auf diesen Prinzen also richteten die hoekischen Herren, die
n in Menge an Jakobäas Hofe verkehrten, täglich die Gedanken
rer Fürstin. Sie stellten ihr vor, daß sie Alles daran setzen
üsse, ihre Erblande und treuen Unterthanen zu retten; daß nur
ch von England Hülfe zu hoffen; daß Herzog Humfried Sieg
inge über all ihre Feinde. In der That war Humfried, der
üngste unter den drei Brüdern des Königs, kühn und hochstre-
nd, dabei gewandt im Rath wie im Waffenwerk. Sein Bruder
atte ihn, als er vollmündig wurde, zum Herzog von Glocester
rhoben und ihm die Grafschaft Pembrock gegeben. Im Jahr
arauf in der Schlacht bei Azincourt, als die englischen Streit-
rte in die französische Ritterschaft eindrangen, stürzte Humfried
erwundet nieder an der Seite seines königlichen Bruders. Dieser
ber setzte den rechten Fuß über dessen Leib und schützte ihn mit
inen Waffen, bis man ihn wegtrug. Jetzt im dreißigsten Le-
ensjahr stand Humfried in der vollen Blüthe des männlichen
lters: sein ungeduldiges Herz sehnte sich nach Macht und Aus-
ichnung, sein ruhloser Sinn vertiefte sich in allerlei Pläne und
Mittel, Beides zu erlangen.

Insbesondere war es Robertsart Herr von Escaillon, der
icht aufhörte, Jakobäa von England zu erzählen. Er besaß ihr
ertrauen, und hatte nach des Oberschatzmeisters v. d. Berge Er-
ordung einen großen Einfluß gewonnen. Dieser Hennegauer
itter stammte aus England, seine Verwandten hatten am eng-
ischen Hofe hohen Stand, und auch er war im Grunde seines
erzens noch ein Engländer. Eben von London zurückgekehrt,
hilderte er seiner Fürstin all die Huldigung und Herrlichkeit,
ie ihrer in der englischen Hauptstadt warte. Das englische Kö-
igshaus war Jakobäa blutsverwandt. Ihre Ahnfrau Philippa,
r Kaiserin Margareth Schwester, wie ihr Vater, Herzog Wil-
elm, standen dort noch in ruhmreichem Andenken. Auch Vetter

Ludwig der Pfalzgraf hatte eine englische Prinzessin zur Gemahlin. Schwung der Gesinnung, Thatkraft, und ritterliche Feste gab es damals am englischen Hofe, welchem der König und seine drei Brüder vorleuchteten, mehr als irgendwo in Frankreich, in den Niederlanden oder am Rheine. Wenn Jakobäa dort Schutz und Hülfe fand, so durfte sie sich für geborgen halten.

Drei ihrer vertrauten Ritter, Gerhard von Poelgeest, Johann von Wassenaar — Beide begegneten uns schon in Leyden — und Gerhard von Assendelft, reiseten im tiefsten Geheimniß nach London. König Heinrich konnte nicht anders, als seiner jungen Blutsverwandten, welche verfolgt von Unglück und argen Feinden sich schutzflehend an ihn wandte, ihre Bitte nicht abschlagen. Es empörte sein ritterliches Gefühl, wie grausam, wie räuberisch man ihr mitspielte. Wohl aber ergriff er auch mit Begierde die schöne Gelegenheit, in den Niederlanden festen Fuß zu fassen. Aus Jakobäas Erbrechten sproßte eine reiche Saat von Ansprüchen auf weite Gebiete, daraus erwuchs Hülfe und Rückhalt für seine französischen Kriege, außerdem ein treffliches Mittel, wie er seinen burgundischen Alliirten im Zaum und Bündniß festhalten konnte. Heinrich V. ließ sich das Versprechen geben, daß Jakobäas Erbländer für immer mit seinem Königreiche alliirt, und daß Humfried ihr Erbe sein sollte.

Dieser aber dachte bald an nichts mehr, als an die schöne Jakobäa, von deren Geist und kriegerischer Kühnheit die Ritter und Knappen weit und breit erzählten. Konnte es denn auf der Welt ein Abenteuer geben, das ein Ritterherz köstlicher reizte, als die junge Vielverfolgte an ihren Feinden rächen? Und dabei ließ sich ein prächtiger Lohn verdienen, mit ihrer Hand reiche ansehnliche Fürstenthümer. Man konnte deutscher Reichsfürst werden, statt in England ewig der Dritte oder Vierte zu bleiben.

Am 1. März fertigte der König im Westmünster den Geleitsbrief für Jakobäa und ihre Mutter aus. Beide wollten, so hieß es darin, nach Ponthieu reisen, der Grafschaft, welche bei der Vermählung mit dem Dauphin Jakobäa zum Widthum ver-

chrieben war. Allein Diese hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Vetter Philipp, der seine Augen und seine Horcher überall hatte, konnte nicht entgehen, was man im Hennegau und in London plante. Unbedenklich sofort zur Gewalt entschlossen, hatte er insgeheim Befehl gegeben, sich plötzlich der Person Jakobäas zu versichern. Johann von Luxemburg, sein Befehlshaber in der Pikardie, setzte sich in Marsch nach dem Hennegau. Jakobäa aber erhielt Wind davon und eilte, der Gefahr zuvor zu kommen. In Valençiennes nahm sie Abschied von ihrer Mutter, um sich in dem nahen Schlosse zu Bouchain, wo ihr Vater so gerne wohnte, ein paar Tage zu vergnügen. Dort hatte Robertsart schon Alles vorbereitet, und seine Leute in der Nähe verborgen. In der ersten Nacht zu Bouchain rüstete Jakobäa sich zur schleunigen Flucht, und bestimmte, wer sie begleiten solle. Es waren vier Frauen und ein kleines Dienergefolge. Noch vor Tagesanbruch, — an einem Freitag den 6. März, — waren Alle zu Pferd und im Felde, und als sie eine Weile geritten waren, hielt Robertsart am Wege mit etwa vierzig Reitern, von denen die Meisten eine Armbrust führten. Ehrerbietig grüßend kam er der Fürstin zur Seite, und nun ging es in eiliger Flucht auf die gefährliche Reise. In den meisten Städten und Schlössern lag burgundische Besatzung. Plünderndes Kriegsvolk streifte umher. Robertsart wich geschickt allen größeren Plätzen aus, und indem sie ohne Rast ihre Fahrt fortsetzten, kamen sie am ersten Tage unentdeckt nach Houdain, einem Städtchen bei dem burgundischen St. Paul, ritten noch einen Theil der Nacht hindurch, und erreichten schon am nächsten Abend Calays. Hier waren sie gerettet vor aller Verfolgung, und der englische Kommandant und seine Offiziere kamen, der schönen Fürstin ihre Grüße und Dienste darzubringen.

Eilends fuhr nun ein Bote über den Kanal mit der Nachricht an den König. Bis Antwort kam, ging Jakobäa öfter, auf die Hafenmauer zu steigen, wo sie sehnend über das Meer hinblickte, hinter welchem die englischen Dünen in bleichen Um-

rissen dämmerten. Ein Schiff landete, es brachte ihr die förmliche Einladung vom Könige, und holte sie herüber. Als die englische Küste in Sicht kam, begrüßten sie schmetternde Trompeten, denen die Fanfaren von ihrem Schiffe antworteten. Dieses hatte Masten und Raaen mit Wimpeln und Feldzeichen behängt: unter den Mauern des Schlosses zu Dover aber harrte mit geschmückten Bannern und Fähnlein Herzog Humfried und eine zahlreiche Ritterschaft. Alles Volk in England war begierig, die junge Heldin zu sehen, die Urenkelin der Königin Philippa und Tochter des Herzogs Wilhelm, von deren ritterlichen Thaten noch die englischen Balladen erzählten. Als Jakobäa an's Land stieg, wurde sie auf das Schönste und Ehrenvollste empfangen, und nachdem man die Begrüßungen ausgetauscht hatte, schwang sie fröhlichen Herzens sich auf den Zelter, und Alle ritten gen London zu. Doch kamen sie am selben Abend nicht mehr hin, sondern erst andern Morgens bei guter Tageszeit. Glänzend war die Aufnahme bei Hofe. Humfried führte Jakobäa zum König, und Dieser kam ihr in einer Weise entgegen, daß nichts ehrenvoller und nichts herzlicher sein konnte. Er der König von England und Frankreich ehrte in ihr die Blutsverwandte, die einstige Dauphine, die schutzflehende Fürstin. Alles schauete auf diese Beiden, denn König Heinrich und die schlanke Jakobäa waren Beide Meister in feinem und fürstlichem Wesen.

Das Erste, was Jakobäa auf englischem Boden vornahm, war die öffentliche Erklärung: „Ihre Ehe mit Johann von Brabant sei nichtig, und sie lade ihn vor den Richterstuhl des Pabstes in Rom, wenn er ein Recht auf ihre Person behaupte." Diese Erklärung wurde, wie es Brauch war, durch ihre Bevollmächtigten angeschlagen an das Portal von vier bischöflichen Kirchen: zu Cambray Utrecht Lüttich Köln. Es waren dies dieselben Dome, an deren Pforten einst der Widerruf der päbstlichen Dispensation zu lesen stand. Auch in Mons Brüssel Löwen und in den holländischen Städten wurde diese öffentliche Scheidung und Absage, welche eine seit drei Jahren vermählte Frau eigenmächtig

wider ihren Ehemann vornahm, veröffentlicht. Zugleich schrieb sie an die Hennegauer: „Niemals hätte sie zu ihrem Recht kommen können, wie sie es verlangt habe, und ganz verlassen von Rath und Hülfe hätte sie ihre Zuflucht zu dem König von England genommen, der berühmt sei als ein Ehrenmann, in dieser Sache unparteiisch, ihr aber ein rechter Blutsverwandter. Und das habe sie in Eile thun müssen, weil es beschlossen gewesen, sie gewaltsam zu ergreifen."

Nunmehr war ein förmlicher Akt nothwendig, durch welchen Jakobäa sich dem Schutze und der Bestimmung des Königs überantwortete. Die Sache war im englischen Staatsrath erwogen, und vorzüglich der König und Humfrieds Oheim, Heinrich Beaufort der Bischof von Winchester, waren dafür gewesen. Dieser Prälat aber besaß den Ruhm eines ausbündigen Staatsmannes. In Gegenwart der englischen Großen sowie ihrer eigenen Räthe trug Jakobäa dem Könige vor: „wie hart und grausam, wie ganz wider Recht sie behandelt und beraubt worden, und daß sie auf der Welt keinen Vogt und Beistand habe. Sie bitte daher um Aufnahme in des Königs Schutz und Schirm." Der König fragte: „Ob sie in allen Stücken seinen Anordnungen sich fügen wolle?" Und nachdem sie erwiedert hatte, „sie unterwerfe sich ganz seinem Willen", so erklärte Heinrich V. von England und Frankreich: „Er nehme die gegenwärtige Jakobäa von Bayern, Gräfin von Holland Seeland und Hennegau, seine Blutsverwandte, auf in seinen königlichen Schutz und Schirm, wolle ihr Hülfe und Beistand eines Vaters leisten, nicht blos als ihr Anwalt in Rom, sondern auch gegen alle Diejenigen, die wider Recht sie unterdrücken wollten, und zwar mit all seiner und der Seinigen Macht und Stärke." Damit war Jakobäa unter das Mundium des Königs getreten, d. h. unter seine Vogtei, da sie selbst keinen Vater Bruder oder Gemahl zu haben erklärte.

Jetzt war ihre Sache des Königs Sache, und damit um so weniger Zweifel daran sei, bestimmte er ihr öffentlich seinen jüngsten Bruder, Herzog Humfried von Glocester, zum künftigen

ehelichen Gemahl. Jakobäa aber setzte in einem geheimen Ver
trage Humfried zum Erben ihrer Länder ein, und trat in den
ewige Allianz mit England.

Nunmehr sah Jakobäa sich umgeben von Freiheit Ehr
und Freuden, es nahte sich das köstlichste Glück des Lebens, e
winkte endlich die theure Hoffnung, ihr Vatererbe für sich sel
und Recht und Sieg für ihre Getreuen wieder zu erobern. E
athmete auf, es war wie lang vermißte Lebensluft, die ihr z
strömte. Das war hier ein Volk, wie ihr Vater es sich imm
gewünscht hatte: königstreu, voll frischer strebender Kraft, g
schmückt mit Schlachtenruhm, und reich an kernhaften und g
schickten Kriegsleuten aus dem Volke, den berühmten Bogenschütz
Mit Gelde war man allerdings in England damals noch wen
versehen: die fremden Kaufleute, besonders die von der deutsch
Hanse, beuteten gar zu eifrig das Land aus. Wohl aber be
England ein für jene Zeit schon ziemlich klares und einheitlich
Staatswesen, das auch einigermaßen fest und dauerhaft erschi
Eine tüchtige Regierung vertrug sich mit einer gemäßigten Ständ
freiheit, und seltener als anderswo widersetzte sich der Eigenwi
des Adels und der Städte den gerechten Anforderungen d
Fürsten. Französische Geschichtschreiber, die nach England kam
wunderten sich, wie ritterlich und königstreu der Adel, wie tro
voll und übermüthig das Volk sei, wie es aber gleichwohl
Gesetze achte und seine Steuern regelmäßig zahle.

Und dann, mit wieviel trefflichen Menschen lebte Jakob
jetzt am englischen Hofe! Neben ihrem herrlichen Glocester st
sein älterer Bruder, der ehrenhafte männliche grundgescheidte H
zog von Bedford. Der Zweitgeborne, der tapfere Herzog v
Clarence, führte die Heere Englands in Frankreich. Der E
der vier Brüder aber war der König selbst, Heinrich V., e
hochherziger ritterlicher Fürst, der aus wilder trüber Jugend h
vorgetreten war wie der lichte allerfreuende Tag, und gleich g
sich zeigte als Staatslenker wie als Feldherr. Was konnte J
kobäas Herz stolzer schlagen machen, als daß ein solcher Kö

in ihr die ebenbürtige Heldennatur ehrte? An seiner Königin aber, der eben erst von der Seite des französischen Thrones nach England heimgeführten Katharina, fand sie eine Genossin, welche jung und schön war wie sie selbst, und entschieden ihren romantischen Geschmack theilte.

Leider zog sich die Erfüllung von Jakobäas heißesten Wünschen noch in weite Ferne. Die plötzliche Nachricht ihrer Entweichung nach England hatte an den Höfen von Brüssel Arras und dem Haag ein wahres Halloh erregt. Eiligst schickten sie Gesandte nach London. Der verlassene Gemahl forderte seine Frau, welche ihm von Gottes und Rechts wegen gehöre. Der Oheim in Holland donnerte von dem Aergerniß, das Jakobäa und Humfried der ganzen Christenheit gäben, und drohte mit den höchsten Kirchenstrafen. Am gescheidtesten handelte sofort Vetter Philipp von Burgund. Er erklärte dem englischen König rund heraus: diesen Schimpf nehme er nicht geduldig hin, koste es was es wolle.

Die Sache war allerdings der größte Aerger für ihn. Humfried hatte seine Schwester heirathen sollen, und es war schon viel darüber verhandelt: jetzt stand auf einmal Jakobäa an der Stelle der stolzen Burgunderin. Und war es nicht für das ganze burgundische Haus — Philipp aber war Haupt dieses Hauses — eine noch größere Schande, wenn seine Nichte es ungestraft vollendete, seinen Vetter als Gemahl eigenmächtig zu verstoßen und einen englischen Prinzen zu heirathen? Vollends unerträglich war ihm der Gedanke, daß Jakobäa all die schönen niederländischen Pläne, die er im Stillen hegte, plötzlich durchkreuzen sollte. Denn wo blieb die herrliche Anwartschaft auf ihre Lande, wenn der ritterliche Degen Humfried an der Hand der kühnen und volksbeliebten Jakobäa sich dort festsetzte?

Philipp war schon am zweiten Tag nach Jakobäas Flucht in Brüssel, erklärte ihrem verlassenen Gemahl seinen Beistand, und trieb ihn an, auf der Stelle Jakobäas bewegliches Gut im Hennegau mit Beschlag zu belegen, und selbst hinzureisen und

Alles vorzukehren, wie er sich des Landes versichere. An Jakobäas Mutter setzte Philipp neue Hebel an, damit sie der Tochter Herz bestürme: sie solle zurückkehren und sich seinem Schutz und Rath anvertrauen, denn er allein sei ihr nächster Verwandter und nicht der König von England. Zugleich gab er seinem Feldhauptmann Johann von Luxemburg Befehl, in den Hennegau einzurücken und Jakobäas und ihrer Mutter Besitzungen wegzunehmen. Die Entflohene weigerte entschieden die Rückkehr. „Sie habe," schrieb sie den Hennegauern, „bei ihrem Vetter Philipp nicht den geringsten Beistand gefunden." An ihn selbst richtete sie das Ersuchen, ihr vor allen Dingen erst Holland und Seeland wieder zu schaffen. Philipp trat darüber mit Johann von Bayern in eine Unterhandlung, welche sie natürlich nicht sehr beeilten.

In England aber störte Philipp Alles auf, was irgend Humfried und Jakobäa feindlich schien. Beide wären am liebsten gleich mit guten Truppen nach den Niederlanden gesegelt. Jedoch König Heinrich, als er auf so heftigen Widerspruch seines burgunder Alliirten stieß, konnte sich nicht verbergen, daß Jakobäas Lande, die man erst erkämpfen mußte, kein Ersatz für Frankreich; daß Burgund Englands halbes Heer sei; daß die französischen Eroberungen vielleicht rasch verloren gingen, wenn Herzog Philipp Englands Feind werde. Im Vertrag zu Troyes — 21. April 1420 — hatte der schwachsinnige König Karl den Engländer zu seinem Schwiegersohn, zum Regenten und Erben von Frankreich erklärt, seinen eigenen Sohn aber des Reiches enterbt. Beide Könige hatten sich mit dem Burgunder Herzog der selbst ein französischer Prinz war, gegen den Dauphin verbündet. So maßlos, so ganz wider Ehre und Natur zerfleischte in Frankreich Parteiwuth die Familien. Entfesselt stürmten alle Kriegsfurien durch das unglückliche Land. Es wurde ein Krieg in welchem sich die ausgehungerten Bauern in die Wälder warfen und vom Raube lebten: denn wenn sie in ihren Häusern blieben liefen sie Gefahr, daß man sie aufschnappte, um Lösegeld zu er-

pressen, und sie am Halse zwischen die Bäume hing, wenn sie nicht zahlen konnten. Die englisch-burgundischen Fahnen rückten siegreich vor auf allen Wegen, des Dauphins Heer verlor Stadt auf Stadt, und mußte dem englischen Könige Paris und den besten Theil Frankreichs überlassen.

Herzog Philipp von Burgund hatte sich zu Troyes von des Dauphins Erbe nur wenige Gränzstriche vorbehalten. Selbst die Anhänger Frankreichs bewunderten seine Mäßigung, und beklagten, daß Rittere hre ihm vorschreibe, des Vaters Blut zu rächen. Und doch lag auch hinter dieser Mäßigung des jungen Fürsten — er war erst 23 Jahre alt — Nichts, als ruhige Berechnung. Wurde Frankreich von den feindlichen Waffen in Stücke zerschlagen, so kam früher oder später die Zeit, wo Philipp entweder ein ansehnlicher Theil zufiel, oder er selbst als des Reiches Retter auftrat, um sich dessen Krone zu verdienen. Jedenfalls blühte ihm die Hoffnung, den Glanz des königlichen Hauses von Frankreich zu erneuern, indem er sein eigenes machtvolles Reich gründete. Auf französischem wie auf deutschem Gebiete schien damals Alles aufgelöst in Zwietracht und Verwirrung. Der deutsche Kaiser war in eine Welt von Sorgen und Geschäften begraben, man heischte sein Eingreifen an allen Enden des Reichs, hier auf der Kirchenversammlung, dort gegen die Hussiten und zugleich in Italien und Ungarn und Polen. Während die französische Krone nur noch als ein dünner Goldreif zwischen Frankreich und England schwebte, hatte sich die Kaiserkrone aus ihren Höhen herabgesenkt unter beutegierige Fürsten, welche die Juwelen ausrissen. Hier wie dort hadernde oder schwächliche Regenten, in Parteihaß verblendete Völker und Städte, — sollte es da nicht einem gescheidten ausharrenden Fürsten gelingen, hier seine französischen, dort seine deutschen Lande abzulösen und zu einem unabhängigen Reiche zusammen zu schließen? Philipp fühlte sich als den Mann, dies Unternehmen zu vollbringen. Holland vor Allem — darauf hafteten begierig seine Blicke. Dies reiche Schiffs- und Städteland gab seinem burgundischen Reiche erst die Vollendung, denn

die Holländer hatten damals mehr Schiffe in See als Franzosen oder Engländer.

Philipps Räthe konnten ihre Bedenken nicht verschweigen. Sollte man Hollands wegen sich in einen Krieg mit England stürzen? Der gefürchtete König Heinrich hatte bereits öffentlich für Humfried und Jakobäa Partei genommen. Schon hatte Burgund sich zu tief in den Krieg mit dem Dauphin verfeindt, zuviel erschienen zwei solche Feinde auf einmal. Der junge Herzog aber fragte: „Ob denn die Engländer ihn nicht nöthiger hätten, als er sie? ob denn seine Heere nicht vollgerüstet im Felde stünden? Das heiße ja an seines Hauses Recht und Ehre verzweifeln, sein Flandern den Engländern opfern, wenn er zugäbe, daß Jakobäa und ihre Länder in der Engländer Gewalt geriethen.“ Dies Alles schrieb er auch König Heinrich nach England, und beharrte scharf und entschlossen darauf: niemals dürfe Jakobäa sich mit Humfried vermählen.

Ihr Unglück wollte nun, daß in London die Schreckensnachricht erscholl: des Königs Bruder, der tapfere Herzog von Clarence, sei in Frankreich ein Opfer seiner Kühnheit geworden, mit ihm gefallen die Blüthe seiner Ritterschaft. Jetzt am wenigsten durfte König Heinrich mit Philipp brechen, Englands ganze Kraft war aufzubieten, um das französische Gebiet zu behaupten. Also antwortete er seinem burgundischen Alliirten: „Warum sie denn Jakobäas Sache entzweien solle? Diese werde nicht durch die Waffen, sondern durch das kanonische Recht entschieden.“ Humfried aber mußte sich öffentlich von Jakobäa trennen: ein königliches Gebot beorderte ihn drei Monate nach ihrer Ankunft über's Meer, um in Frankreich zu verweilen. Bald folgte ihm König Heinrich selbst mit großem Heer, und während Englands und Burgunds Waffen glücklich gegen den Feind vordrangen, beschwichtigte er den Alliirten durch die Vorstellung: „Er könne der schutzflehenden Blutsverwandten nicht die Zuflucht weigern, wenigstens nicht auf so lange, bis ihr Prozeß in Rom entschieden sei; das könne man erst abwarten, und dann weiter sehen, wie sich

iese Angelegenheit ordnen lasse." Philipp war es zufrieden. umfrieds Vermählung war für's Erste hintertrieben, und die rgundischen Agenten in Rom, mit Gelde reichlich versehen, rgten schon dafür, daß Jakobäas Prozeß überaus gründlich und ngwierig untersucht wurde. Auch versöhnte er sich jetzt mit rer Mutter, und holte sie in glanzvollem Geleite zu seiner eigenen lutter nach Arras, wo der ganze Hof sie mit den ausgesuch- sten Ehren und Festlichkeiten umringte.

So blieb nun Jakobäas Angelegenheit ein Jahr und dar- er in der Schwebe, und rückte nicht vorwärts und nicht rück- ärts, eine lange Zeit für ihr ungeduldiges Herz. Man suchte e mittlerweile am englischen Hofe durch große Auszeichnungen n entschädigen. Ein Hennegauer Ritter, Johann Bloundell, der m Tower gefangen saß, wurde ihr zugesandt, über ihn nach Ge- fallen zu verfügen. Ihr Hofhalt war gleich Anfangs herrlich bestellt, und durch förmliche Akte erhielt sie monatlich einhundert Pfund Sterling aus des Königs Einkünften zugesichert, damals eine bedeutende Summe, denn Pfalzgraf Ludwig, der doch für England vierhundert Reiter in's Feld stellte, bezog für das Jahr noch zweihundert Pfund weniger als Jakobäa. Sie wohnte auf den königlichen Schlössern, unter andern auch zu Hartford. Als die junge Königin eines Sohnes genas, und zu Weihnachten mit großem Prunk und Volksjubel das Tauffest begangen wurde, da war Jakobäa die geehrte Pathin, welche den Erben der englischen und französischen Krone über das geweihte Wasser hielt. Ihre Segenswünsche wurden vom Himmel nicht angenommen: indem sie ihrem Pathkinde die Hände auf's Haupt legte, gab sie ihr Unglück mit auf seinen Lebensweg.

[illegible] [illegible]. [illegible]
[illegible] der Friesen. Joh
[illegible]. Die kaiserlichen Abge
Bayern. Eintracht der Friesen.
Schieringer. Verhandlungen mit
bis zur Lauwers. Allianz bis
Friedrich. Wageningen. Holländ
St. Elisabeths Nacht. Fortdaue
Friesen. Bestand der friesischen
ungen der Hoeks. Haerlemer
Frieden mit

Was Jakobäa aus den
nach angethan, Freude und
wenn sie blos Rache wollte,
flüchtet, so brach schrecklich sch
ihr in Brabant Herzeleid zu
Partei wurde zerschlagen: sie
im Kerker und Elend. Hat
Ihr mächtigster Feind, das ei
ja nicht im Mindesten gefährd
Johann von Bayern zu ve
Besitze von Holland und Seel

dischen Fürsten vor ihm, erreichte er dort bedeutendere Erfolge, als irgend Einer. Nichts bekundet mehr seine politische Meisterschaft, und nichts schaffte ihm bei allen Niederländern größere Achtung, als daß auch die Friesen sich endlich fügten, jenes eiserne Volk, von dessen Jahrhunderte langem Widerstand alle Chroniken voll waren, von dessen Grimm und Wildheit man erzählte bei jedem abendlichen Torffeuer.

Die friesischen Küstenlande waren in bürgerlicher wie in politischer Entwicklung gewöhnlich hundertfünfzig Jahre hinter den Nachbaren zurück. Nunmehr sollte die Bevölkerung rasch in ähnliche Zustände übergehen, wie sie anderswo durch die Fürstenherrschaft längst bestanden. An keinem Punkte Deutschlands gibt sich diese Stufenfolge einfacher und natürlicher zu erkennen.

Die Landschaften der Friesen bestanden ursprünglich aus Reihen von ganz kleinen Freistaaten, bewohnt von Bauern Händlern und Schiffern, welche ihre Angelegenheiten ordneten in öffentlichen Gerichts- und Landesversammlungen. Mit der Zeit blieb der Vorsitz auf diesen Gautagen, die Richterstelle, erblich an einem Hofe haften, dessen Geschlecht sich durch große Erbgüter Ruhm und Familienstolz auszeichnete. Das war der erste Ansatz zur Ausbildung der Macht eines Häuptlings. Den zweiten ergab die fortgesetzte Führerschaft in den Gränzkriegen. Als die Angriffe von außen sich mehrten, war es natürlich, daß sich das Ansehen des Mannes befestigte, welchem die meisten Verwandten und Nachbaren als Anführer folgten, und welcher Holz Steine und Leute hatte, um eine schützende Burg zu bauen, die man Stinse das ist Steinhaus nannte. Jedesmal dort, wo der Gränzkrieg hartnäckig, sehen wir auch am ersten Häuptlinge auftreten. Ihre Hausmacht aber wie ihr öffentliches Ansehen breiteten sich — und dies war das Dritte — unwiderstehlich aus, als der Parteikampf zwischen Vettkoopern und Schieringern das ganze Volk in eine Menge kleiner Gruppen zersetzte, deren jede, je eifriger sie trachtete, ihre Feinde zu bewältigen, um so fester sich an einen Machthaber anschloß, der für sein Geld, wie es in

der alten Beninga Chronik heißt, „konnte Büchsenmeister kommen lassen und Büchsen schmieden und gießen, und also das Mordinstrument, das des Teufels Kaplan erfunden, wider die Feinde ins Werk richten.“ Damals schlossen viele Bauerschaften mit ihrem Erbrichter förmlich Verträge. Sie wollten ihm Beistand leisten, wo immer er sie dazu aufforderte zu ihrem eigenen Besten. Seine Burg aber wollten sie mit Graben und Bollwerk fest machen, damit sie zu ihrer Aller Schutze genüge, und zum Unterhalte der Burg wollten sie dem Richter jährlich freien Torf bringen, sein Heu machen, und einen halben Gulden bezahlen.

Die Gegensätze der friesischen Parteien waren dieselben, wie zwischen Hoeks und Kabeljaus, nur landschaftlicher gefärbt, auch mehr durchwebt mit einer zahllosen Menge kleiner Sonderfehden. Die Schieringer traten vorherrschend im westlichen Friesland, wo Stavern und Leeuwarden, die Vettkooper im östlichen auf, wo Groeningen und Emden die Hauptplätze bildeten. Gränzstreitigkeiten, Handelsneid, zufällige Beleidigungen säeten Zwiespalt zwischen Nachbargemeinden, und Blutrache und Erbfragen der Häuptlinge ließen die Fehde ausbrechen. Es war ein wildes Durcheinander von großen Parteikriegen und von Haß und Habsucht kleinerer Kreise.

War daher ein paar Jahre Ruhe gewesen, so konnte man sicher darauf rechnen, bald gebe es wieder Straßengefechte in den Städten, Erstürmung der festen Kirchhöfe, und Schlachten auf offener Wahlstätte, welche Wiesen und Moore mit Todten bedeckten, Hunderte von Gefangenen in den Kerker brachten. Bald erhielt die eine, bald die andere Partei Oberhand, und trieb ihre Feinde in die Verbannung. Dann ging es über deren Güter her. Man belegte sie mit Schatzungen, und schlug sie dem zu, der diese entrichten wollte. Solche Zahler der Kriegsbußen erholten sich dann an hörigen Bauern, die auf der Vertriebenen Grund und Boden saßen. Die Zinsbauern mußten Pfand und Bürgen stellen, daß sie die Renten regelmäßig ablieferten. Die Vertriebenen aber warteten schon, um mit Parteigenossen in der

ihe wieder hereinzubrechen und Gleiches mit Gleichem zu ver-
ten. Man hatte eine solche Wuth auf einander, daß wenn
Rache nicht anders gelingen wollte, die in's Elend Gejagten
mlich die Dämme durchstachen, bis die Meerfluthen über den
chern ihrer Landsleute zusammenschlugen. Es war gar nicht
glich, härtere Qualen, teuflischere Arten von Meuchelmord aus-
innen, als diejenigen, in welchen Häuptlinge ihren Familien-
sättigten. Edo Wyneken ließ seinen gefangenen Schwager
t im Hungerthurm faulen, und dann den halbtodten Mann
t härenen Stricken entzwei sägen. Selbst die Mönche griffen
den Waffen, ein Kloster überfiel das andere mit Brand Raub
d Todtschlag, und die im Gefechte gefangenen geistlichen Mit-
üder wurden auch wohl an die Bäume gehangen, bis sie todt
aren. Ging eine große Fehde zu Ende, so liefen öfter noch
önche aus zerstörten Klöstern zuchtlos umher, und nur mit Gewalt
nnte man sie dazu bringen, ihre Ruinen wieder anzubauen.

Jedes Mittel war nun den Häuptlingen recht, wenn es
ur half, die Gegner niederzuschlagen. Da gab es zunächst die
italienbrüder, recht- und friedlose Banden von Seeräubern.
ie hatten sich gebildet, als die Hansestädte gegen die Dänen
aperbriefe austheilten, fanden aber das Handwerk so sehr nach
rem Geschmack, daß sie es auch nach dem Kriege und zwar
gen Jedermann fortsetzten, und die Zeiten der Wikinger und
ormannen erneuerten. Die friesischen Häuptlinge wurden der
ilfe der Vitalienbrüder und ihres Raubes froh, und gewährten
nen Schlupfwinkel, wo man eine gute Einfahrt vom Meere
r befestigen konnte und im Hintergrunde eine feste Burg oder
tinse hatte. Von Zeit zu Zeit kamen die Hansen mit ihren
riegsschiffen gefahren, um wieder ein paar dieser Räubernester
szubrennen, und weil das nicht ohne Schaden und Unglimpf
r den Häuptling, der sie hegte, abging, so waren immer gleich
n paar andere Häuptlinge im Sattel, den Hansen zu helfen
d an Beute und Todtschlag sich mit zu freuen.

Ging es nun nicht mit Vitalienbrüdern, so wendete man

sich an benachbarte Fürsten. So hatten einst die Vettkooper den Herzog Albrecht zu Hülfe gerufen, und sein Sohn, Jakobäas ritterlicher Vater, hatte die Friesen mit gewaltigen Heeren, mit schweren Niederlagen heimgesucht. Allein die Unterwerfung hatte immer nur gerade so lange gedauert, als er mit dem Kriegsheer auf friesischem Boden stand. Abgezogen durch seine Händel mit den Kabeljaus und mit Frankreich war er genöthigt, die Friesen in ihrer alten Freiheit gewähren zu lassen. Er erneuerte mit ihnen ebenso, wie sein Bruder Johann von Bayern, der damals noch Lütticher Fürstbischof war, von einem Jahre zum andern den Waffenstillstand, und mußte es selbst hinnehmen, als im Jahre 1414 Stavern, seine letzte größere Stadt in Friesland, verloren ging.

Damals faßte König Sigmund in seinen hochfliegenden Ideen, wie er des Reiches alte Herrlichkeit herstelle, den Plan, die Friesen frei und frank bloß unter Kaiser und Reich zu stellen. Er war mit Herzog Wilhelm, Jakobäas Vater, zerfallen, und ihm und den andern Fürsten, die sich in den Niederlanden burgundischem Einflusse beugten, dachte er das starke unbändige Friesenvolk als des Königs Freie, als Hort und Felsen der Majestät des deutschen Reichs gegenüber zu stellen. Er schrieb deshalb den Friesen und schickte seinen Kanzler Bontslow und seinen Kaplan Meister Clant, einen Kölner Domherrn. Diese sollten ihnen seine Willensmeinung sagen und alles Nähere ordnen. Herzog Wilhelm gerieth darüber in großen Zorn. Auf's Strengste verbot er den Friesen, dem Könige Huldigung und Reichspfennig zu leisten, und schrieb nach Friesland: „Es nehme ihn großes Wunder, was die kaiserlichen Abgesandten dort eigentlich wollten. Der Kaiser müsse wohl schlecht unterrichtet sein. Nächst Gott im Himmel kenne er, der Graf von Holland, in seinen friesischen Landen keinen Herrn, als sich selbst, nur daß er und seine Vorfahren sie von Kaiser und Reich zu Lehen hätten, wie er das wohl beweisen könne. Er warne deßhalb Jedermann, weil er zu seinem Rechte stehen wolle, und könne den Herren Abgesandten

eicht etwas Unangenehmes widerfahren." Allein die Friesen
ießen sich nicht irre machen. Der Häuptling der Rüstringer
tzte sogar den Krieg gegen Holland auf seine eigene Hand fort.
erzog Wilhelm war fest gekettet in seinen französischen Händeln,
nd mußte selbst den Schiedsspruch in seiner Fehde mit dem
üstringer den Hansestädten überlassen. Auch Jakobäa, die bald
rauf seine Nachfolgerin wurde, konnte Nichts dagegen thun,
s Sigmund zu Konstanz am 30. September 1417 die Friesen
rmlich für Reichsfreie erklärte, die nur ihm und dem Reiche
uldigung und Steuer zu leisten hätten. In einer ausführlichen
rkunde bestätigte ihnen der Kaiser zugleich alle ihre Freiheiten
nd preislichen Landesgewohnheiten, vernichtete jede Art von Ab-
ingigkeit und Verband, in welche sie zu andern fürstlichen
erren gekommen, und gelobte: die Friesen niemals unter das
ebot eines Fürsten zu stellen, niemals ihren Dienst außer ihren
andesgränzen, und niemals eine andere Steuer zu fordern, als
on jeder Haushaltung den Reichsgroschen jährlich. Der Kaiser
ersprach auch, wenn er über rebellische Friesen Strafe verfügen
müsse, sie nicht an den unschuldigen Kindern zu vollziehen.

Doch es war viel zu spät, um durch kaiserliche Privilegien
Frieslands Freiheit noch zu retten. Der Schaden saß bereits im
Marke: es war die Parteiwuth. Der Bürgerkrieg brach wieder
os. Die Schieringer griffen an, wurden zurückgeworfen, aus Em-
en und Groeningen vertrieben, und bei Nordhorn von Focko
lkena, dem herrlichen Helden der Ostfriesen, auf das Haupt
eschlagen. Vergebens schickten sie um Hülfe an den Kaiser.
Was kümmerten sich die Vettkooper viel um Reichsacht! Die
aiserlichen Boten und ihr Herr waren ja wieder in weiter Ferne.
Da ersahen die unterdrückten Schieringer einen näheren und stär-
eren Helfer, Johann von Bayern.

Zu Stavern und Schlooten waren im Jahre 1418 die
Vertriebenen aus dem ganzen Lande mit den Schieringer Häupt-
ingen aus dem Oster- und Westergau versammelt. Dort er-
annten sie den Herzog Johann von Bayern als ihren rechten

Landesherrn an. Sie gestanden ihm Belehnung der Richter zu, eine Haussteuer, Zoll und Münze, sowie Heeresfolge innerhalb ihrer Landesgränzen, wogegen der Herzog versprach, ihnen wider ihre Feinde zu helfen und die Vertriebenen wieder zu ihren frühern Ehren und Gütern zu bringen. Auch ließ er, was den holländischen Seefahrern besonders lieb sein mußte, die Friesen ausdrücklich auf das Strandrecht verzichten. Die Vettkooper erkannten die Größe der Gefahr, die sie bedrohete. Sie warteten nicht, bis die Schieringer, ohne Zweifel auf Johanns Anrathen, sich mit Hülfe der Vitalienbrüder eine starke Macht schufen. Die Seeräuber sammelten sich bereits in Dokkum, und baueten Blockhäuser und Verschanzungen am Esumer Siel. Beide Plätze wurden von den Vettkoopern erstürmt, Stadt Dokkum ging in Flammen auf, und längs des Strandes bei dem Siel starrten von den Pfählen die Köpfe der Enthaupteten. Die Vettkooper zu Groeningen aber stellten die Stadt unter den landesherrlichen Schutz des Utrechter Bischofs.

Jetzt kamen die kaiserlichen Gesandten zum zweitenmal, und gaben sich die größte Mühe, zwischen den Parteien Frieden zu machen. Johann von Bayern ließ sie gewähren, er rechnete nur zu sicher darauf, daß sie mit Muth und Mitteln bald am Ende wären. Es geschah so. Anfangs schien Alles gut zu gehen. Die kaiserlichen Gesandten verkündigten dreijährigen Waffenstillstand, hörten Klagen und Widerreden der Einen und Andern, und dachten bald den großen Richterspruch zu verkündigen. Allein die Vettkooper verschwuren sich hoch und theuer, niemals sollten die Vertriebenen wieder an ihrem Heerdfeuer sitzen. Verfolgt von dem Hasse der Wüthenden hielten sich des Kaisers Boten ihres Lebens nicht mehr sicher, und zogen sich zurück aus dem wilden Lande. Bald folgte eine zweite Schlacht, sie war bei Hindelopen den 12. Mai 1420, kostete den Schieringern ihre besten Leute, und warf sie an die Westküste zurück in die festen Plätze Stavern und Schlooten. Die Vettkooper folgten ihnen auf dem Fuße, und fingen an Schlooten zu bestürmen.

Um diese Zeit hatte Herzog Johann von Bayern die Hände
der freier. Leyden war erobert, die Utrechter hatten den
eg mit ihm nicht gewagt. Jetzt erklärte er ihnen, der Stadt
eningen, und den friesischen Häuptlingen der Vettkooper den
eg. Sofort landete bei Stavern unter dem Befehle Hein=
s von Renesse ein holländisches Heer, zog die Schieringer an
und marschirte auf Schlooten. Focko Ukena empfing sie
nnig. Das Gefecht war lang und blutig, aber endlich konn=
die Vettkooper nicht mehr. Ihr Rückzug wurde Flucht, in
Eile mußten sie ihr Geschütz versenken. Das westliche Fries=
war befreiet.

Weiter ging Johann für's Erste nicht. Er war zu klug,
seines Bruders Wilhelm Beispiel zu folgen und Friesland
Truppen zu überschwemmen. Statt dessen bemächtigte er
einiger festen Plätze, verstärkte sein Kriegsvolk, und schob es
ählig tiefer in's Land hinein, indem er die friedlichsten Ab=
en äußerte. Die Sache der einen Partei verschmolz er mit
er Herrschaft, zugleich aber suchte er die andere Partei sich
h Verträge und Unterhandlungen zu verbinden. Sein größ=
Hinderniß war der argwöhnische Unabhängigkeitssinn in jedes
sen Brust. Jedesmal wenn er die Schieringer fester faßte,
erten sie gleich nachher sich den Vettkoopern wieder, als schlüge
ihr Gewissen, daß sie der Heimath alte Freiheit opferten.
zog Johann schien sich wenig darum zu kümmern: er wußte,
leicht in Friesland die brüderlichste Eintracht wieder in Feuer
Rauch aufgehe. Hatten sich die Parteien wieder eine Weile
nkt, geschimpft, blutig geschlagen, und lahmten ihnen dann
th und Kräfte, so warf er zeitig genug seine Haken aus,
tkooper wie Schieringer näher an sich heran zu ziehen, und
der einen Schritt weiter zu thun zu dem Ziele, das ihm in
Landesherrschaft über ganz Friesland winkte.

So hatten sich die im Mai 1420 durch die holländische
lfe geretteten Schieringer schon im August mit den Vettkoopern
der vertragen, erst zu einem zwanzigjährigen Waffenstillstande,

dann zu allgemeiner Amnestie und zu einem festen ewigen Landfrieden. Beide Theile sahen ein, daß einem Fürsten, wie Johann von Bayern gegenüber, aufrichtige Einigkeit noth thue. Den Frieden meinten sie jetzt so ernstlich, daß die Parteihäupter gelobten, ihre mannbaren Kinder sich gegenseitig auszuliefern und ganze drei Jahre als Friedensgeiseln in Verwahr zu halten. Als aber die Schieringer zögerten, die Kinder zu stellen, erhob sich sofort wieder die Kriegswoge, und wälzte sich unaufhaltsam durch's Land, bis selbst Stavern von den Vetkoopern erstürmt war. Koppen Jarichs, der beste General der Schieringer, lag todt auf der Wahlstatt. Nun mußten sie wohl wieder zu Herzog Johann kommen, und ihn um Rettung anflehen. Im November erfolgte ihre neue Huldigung. Er ernannte Herrn von Renesse zu seinem Generalkapitän in allen Frieslanden von Stavern bis zur Weser, und sandte ihn mit einem starken Heer versuchter Leute hinüber. Jetzt war es Herzog Johann voller Ernst, und nun zeigte sich auch, was fester Wille und überlegene Kriegskunst gegen die stolze starre Tapferkeit leicht verbundener Schaaren vermochten. Vergebens führten die vornehmsten Häuptlinge der Vetkooper, — Ocko ten Broek, Focko Ukena, Sibet von Rüstringen, — ihre besten Leute und die Hülfstruppen von Kampen Deventer und Zwolle in's Feld: sie wurden aus einer Stellung in die andere geworfen. Dokkum und Esumer Siel wurde von den Herzoglichen wieder erobert, und gaben hinter festen Werken treffliche Haltplätze ab. Nach solchen Erfolgen huldigte bis zur Weser Alles, was Schieringer Namen trug, dem mächtigen Herzog. Er berief die Vorsteher aus den Städten und Gemeinden und alle Häuptlinge und Aebte nach Medenblick in Holland. Dort schwuren sie ihm einen feierlichen Eid als Unterthanen, und bekannten sich als treulose und meineidige Leute, wenn sie jemals ihm als ihren Landesherrn nicht zustehen sollten. Ja, in all ihre festen Schlösser und Plätze nahmen sie fürstliche Besatzung ein.

Während man dies in Medenblick vereinbarte, hatte das

rzogs Vertrauter, Florenz von Alkmade, schon mit den Häupt-
gen der Vettkooper angeknüpft. Er stellte ihnen vor, wie sie
großen Macht Johanns von Bayern niemals widerstehen
nten, und wie gerade ihre Partei ehemals von ihm und seinen
fahren mehr gute Dienste und Freundschaft erfahren hätte,
die Schieringer. Mißvergnügt über das Mißlingen all ihrer
ne, voll Furcht, jetzt würden die Gegner bei dem Herzoge
zu große Macht bekommen, hielten die Vettkooper es für ge-
en, sich ebenfalls mit ihm gut zu stellen. Also erklärten sie
zu Unterhandlungen bereit, um wieder zu des Fürsten Gnade
kommen. Eine große Tagfahrt wurde angesetzt im Juli 1421
Greetsiel im Emslande, zu welcher die Vornehmsten der Vett-
er jeder mit fünfzig, der Herzog aber mit tausend Mann
men solle. Dort sollte auch zwischen den Fürsten von Hol-
d Geldern und Jülich auf der einen, und dem Utrechter Bi-
f mit seinen Städten auf der andern Seite Frieden gemacht
den. Die Unterhandlungen waren im besten Gange, da fiel
Groeningern, Ocko ten Broek, Focko Ukena, und dem Rüst-
er Sybet ein, jetzt könnten sie wohl Dokkum wegnehmen,
Mensch versehe sich eines plötzlichen Ueberfalls. Heimlich
mit süßen Worten suchten sie Umwohnende für ihr Vorhaben
gewinnen. Doch die Leeuwarder Richter entdeckten es, mel-
n es sofort dem Herzoge Johann, „ihrem gnädigen Herrn und
en guten Freunde," und erklärten, lieber wollten sie den Tod
en, als ihm ihren Eid brechen. Beschämt mußten die Vettkooper
assen von den treulosen Anschlägen, und waren nun in den
eetsieler Verhandlungen wie Aale geschmeidig. Sie sahen,
che Macht der Herzog entwickelte, um den Utrechtern an's
en zu greifen. Eine holländische Flotte fuhr in die Münd-
g der Utrechter Eeme ein, ein Heer setzte sich gegen ihre Lan-
gränze in Bewegung, und der feindliche Herzog von Geldern
chte nicht minder gewaltige Anstrengungen. Mitten in diesem
echter Kriege entbot Johann von Bayern die Abgesandten
Groeninger und die beiden mächtigsten Häuptlinge, Ocko und

Sybet, zu sich auf sein Schloß zu Briel. Das war den Holländern etwas Neues und erfüllte sie mit inniger Freude, daß jetzt die stolzen friesischen Häuptlinge auf ihres Fürsten Schloß kamen zum äußersten Ende von Holland, um sich zu vertragen.

In der That unterzeichneten sie für sich und in Vollmacht der übrigen Vettkooper Häuptlinge zu Briel am 1. September 1421 den Frieden. Friesland westwärts der Lauwers wurde förmlich an Herzog Johann und seine Nachkommen abgetreten, und alle Bewohner, welche ihm noch nicht gehuldigt, sollten nur noch vier Wochen Zeit haben, die Huldigung nachzuholen, dann werde man sie deßhalb angreifen. Herzog Johann ließ sich ausdrücklich zusichern, daß er in all diesen neu gewonnenen Gebieten nach Gutbefinden Schlösser und Bollwerke anlegen könne, um das Land zu zwingen und in Ruhe und Unterthänigkeit zu halten. Zwar verzichtete er auf die Herrschaft jenseits des Lauwers, dagegen schlossen alle dort wohnenden Friesen bis zur Weser hin mit ihm einen ewigen Frieden, ein Schutz- und Trutzbündniß, sowie einen Handelsvertrag, der jedem Kaufmann und Schiffe freien Verkehr und Wandel sicherte. Man verabredete kräftige Maßregeln, um gemeinsam in allen Landen bis zur Weser hin den Landfrieden durchzusetzen. Todtschläge, welche auf der Gränze zwischen dem jetzt holländischen und dem noch freien Friesland begangen würden, sollten für einen Geistlichen mit vierhundert, für einen gemeinen Hausmann mit zweihundert Schildthalern gesühnt sein. Alles aber, was man einander in den holländischen und friesischen Kriegen angethan, war vergeben und vergessen. Alle Verbannte und Geflüchtete durften auf ihre Besitzungen zurückkehren, nur sollten die aus Groeningen und aus Emden Vertriebenen oder Geflüchteten zwar ihre Güter wieder haben, jedoch beider Städte Gebieten nicht auf vier Meilen nahe kommen. Dem mächtigen Ocko ten Broek sicherte der Herzog das Gebiet von Emden als erblichen Besitz zu, und der größte Häuptling Frieslands sah es nun als eine Ehre an, daß Johann ihn unter seine Kammer-

herrn und Hausgenossen aufnahm. Die Groeninger aber sandten dem Fürsten fünfzig fette Ochsen zum Geschenke.

Herzog Johann von Bayern mochte mit stolzer Genugthuung seinen großen Gewinn überblicken, und schon hatte er sich gute Aussichten eröffnet, seine Herrschaft nach und nach bis zur Weser auszudehnen. Denn die Stadt Groeningen, den mächtigen Häuptling Ocko von Emden, und Aurich, noch mehr den Rüstringer hatte er wie die übrigen Häuptlinge und Landschaften ostwärts der Lauwers auf's Engste in sein Interesse gezogen.

Es war aber der große Erfolg, welchen der Herzog in Friesland erreichte, um so mehr zu bewundern, als er zur selben Zeit tief in die Brabanter Händel und noch unvortheilhafter in den Utrechter Krieg verwickelt war.

Bischof Friedrich von Utrecht war ein ebenbürtiger Gegner. Obwohl hochbejahrt betrieb er den Krieg mit Jünglingseifer. Seine Schaaren streiften plündernd und brennend bis tief in Holland hinein, und hätten auf ein Haar einmal selbst Amsterdam erobert. Drittehalbhundert Bürger dieser Stadt fielen dicht vor den Thoren in Hinterhalt, und die nicht erschlagen wurden, führte man in den Kerker nach Utrecht. Weil in Leyden fünf Gefangene, welche Freunde der Utrechter, hingerichtet waren, führten Diese alsobald fünf ritterbürtige Holländer vor das Thor und legten ihnen das Haupt vor die Füße. Die Utrechter hatten allerlei wildes Kriegsvolk aus der Fremde in Sold, die man „die leichten Gesellen“ nannte. Für sie wurde ein kleines rothes Wimpel gemacht mit langem Schweif und weißem Kreuz darin. Dies mußte überall das vorderste im Zuge sein, und die leichten Gesellen wurden scharf unter des Wimpelführers Befehl gestellt. Wer in einem Kloster plünderte, sollte auf der Stelle an den Galgen. Mehrere Landschaften in Holland, selbst bis nahe vor Dortrecht Leyden Haerlem, welche sich nicht anders helfen konnten, erkauften für regelmäßige Steuern von den Utrechtern Frieden. Ihre Namen wurden auf einer Liste vor dem Rathhaus ange-

schlagen, damit Jedermann sie wisse. Denn wer sich an Befriedeten vergriff, mußte es mit dem Schwerte büßen. Auch die Dortrechter Rheinstraße hielten die Utrechter eine Zeit lang besetzt, und trieben ansehnlichen Zoll ein.

Aerger noch wurde Geldern heimgesucht. Der greise Bischof, welcher Reiten nicht mehr vertrug, setzte sich auf einen Wagen, und fuhr begleitet von sechshundert Lanzknechten und fünfhundert Reisigen weit in Geldern hinauf bis nach Arnheim, und wo er herkam, loderten Städte Schlösser Dörfer in Flammen, nachdem sie ihre beste Habe hergegeben. So erzählt der Utrechter Chronist folgendes Stückchen, welches die damalige Kriegsführung anschaulich macht. Am Sankt Martins-Abend, wo man hätte denken sollen, die Utrechter feierten das Fest ihres Stiftspatrons, zogen sie tausend Mann stark in der Stille nach Renen, ihrem Gränzorte. Dort aßen sie fröhlich zur Nacht, und schlichen dann zu Fuß bis vor das geldrische Städtchen Wageningen. Darin wohnten reiche Leute, und der Platz war auch voll von Kriegsvolk und Solchen, die mit ihrer Habe hinein geflüchtet. Ungemeldet standen die Utrechter plötzlich vor einem Thore, schlugen das Schloß auf, und fingen an mit einer Balkenmaschine auf die verrammelte Pforte zu stoßen. Die Wächter hörten es und fragten: „wer da so klopfe?“ Man antwortete: „es seien Leute da, welche hinein wollten.“ Die Wächter riefen: „Lärmet doch nicht so, man holt schon die Schlüssel.“ Aber die Utrechter stießen mit voller Macht zum drittenmal, da sprang die Pforte auf, Alle stürmten hinein, und die Stadt war gewonnen. Ein Theil der Einwohner stürzte sich über die Mauern und aus einem andern Thor, aber die Utrechter fingen doch an hundert Mann, darunter den Ritter Heinrich von Homoet, viele gesattelte Pferde und anderes reiches Gut. Und als sie mit dem Plündern fertig waren, hielten sie Raths, was sie mit der Stadt thun wollten, und wurden einig, sie abzubrennen. So geschah es, und sie zogen mit den Gefangenen und all der Beute, soviel sie in der Eile wegschleppen konnten, fröhlich wieder heim, und dankten Gott

und Unserer lieben Frau und ihrem guten St. Martin, die ihnen dazu verholfen hätten.

Herzog Johann aber brauchte drei Mittel, sagt unser Chronist, Utrecht endlich doch zu zwingen: Krieg Hunger Zwietracht. Seine Barone und Städte, ebenso wie der Herzog von Geldern, mußten ohne Ruhe und Rast Einfälle in's Utrechter Stift machen, heute hierhin, morgen dorthin. Zu Zeiten stellte er sich selbst an die Spitze, um mit verheerender Macht des Feindes Land zu durchziehen. Am meisten nützte es ihm, wenn er das ganze Stiftsland von allem Handel und Verkehr mit Flandern und mit Brabant, mit Geldern und Friesland, mit Seeland und Holland absperrte. Der Hafen des Utrechter Landes in der Süderfee war die Mündung der Eeme, dorthin fuhren die Proviantschiffe von dem Yssel. Die Utrechter hatten sich beeilt, auf die Seekante ein Blockhaus zu setzen, um die Einfahrt in die Eeme zu schützen. Johann aber ließ zwei große Schiffe machen, legte sie hart vor das Blockhaus, und hielt die Leute darin im Zaume, was nicht schwer war. Dann ließ er eine Flotte von kleinen Schiffen her kommen, welche auf der Eeme und an der Küste ab- und zufuhren, und bei günstigem Winde den feindlichen Fahrzeugen und dem Lande jeglichen Schaden zufügten, bei ungünstigem Winde aber sich hinter die beiden großen Blockschiffe flüchteten. Die Oberysseler verloren eine Menge Schiffe. Auf solche Art gedachte Johann von Bayern die Utrechter, indem er ihnen alle Zufuhr abschnitt, langsam auszuhungern, denn der wilde Krieg ließ sie gar nicht mehr dazu kommen, Getreide zu bauen und Vieh zu züchten. Durch all dieses drängende Ungemach, so hoffte der Herzog, werde das niedere Volk in den Städten schwierig werden, daß es den Kabeljaus helfe, wieder empor zu kommen und die gegenwärtige Regierung zu stürzen.

Die Utrechter litten schwer, zuletzt viel schwerer, als die Holländer. Allein unter den Augen ihres wachsamen thatkräftigen Fürsten leisteten sie einen Widerstand, der noch lange nicht gebrochen war, als die Holländer ein so schreckliches Unglück traf,

daß sie alle Hände bedurften, um sich nur selbst zu retten. Es hatte den Sommer und Herbst fast immer geregnet, hoch waren die Flüsse angeschwollen, da trieb ein heftiger Nordweststurm die Meereswogen in die Mündungen der Flüsse, das Wasser staute sich, und seine Wucht drängte immer furchtbarer gegen die Dämme. Endlich brachen sie. Es war in St. Elisabeths Nacht, den 19. November 1421, als plötzlich ganz Dortrecht unter Wasser stand, zwei Fuß hoch rauschte es durch die Straßen. Doch was war das im Vergleich mit den Verwüstungen draußen, die man am andern Morgen gewahrte! Wo sonst Dörfer standen in Mitten von Wiesen und Gärten, da war jetzt viele Stunden weit nichts zu sehen, als Himmel und Wasser, nichts zu hören, als das Heulen des Sturmes und der Wellen. Hier und da ragte noch ein Kirchthurm aus den wilden Wogen. Zwei und siebzig blühende Pfarrdörfer waren von den Fluthen begraben mit all den armen Menschen darin. Die Wenigen, die sich gerettet, hatten nichts mehr, als das nasse Zeug, das ihnen am Leibe hing, und viele der reichsten und adligsten Geschlechter waren Bettler auf immer.

Und nun kamen Tag auf Tag neue Unglücksboten. Längs der ganzen holländischen Küste, bis weit in Friesland hinein, waren an zahlreichen Stellen die Dämme geborsten. Und das dauerte noch viele Monate lang. Noch immer stürmte es, noch immer trieb der schwere dunkle Nordwester die brüllenden Wogen in's Land hinein, auf welches endloser Regen nieder fluthete. Im September des nächsten Jahres stand beinahe das ganze Nordholland unter Wasser, kein Damm wollte mehr halten vor der Wuth der andauernden Stürme. Im Norderland brach der Deich bei Petten, die brausenden Wogen stürzten schäumend in das Dorf, vierhundert Menschen flüchteten sich eben noch in die Kirche und harrten da in Todesangst. Aber die Wellen brachen und schlugen an den Kirchenmauern, bis die Kirche zusammenstürzte, und Balken und Steine Alles erschlugen, was nicht weggespült wurde.

Bei so namenlosem Unglück galt es aufzubieten, was Holland hatte an Muth und Männern. Der Landesfürst leuchtete Allen voran: hier spendete er Geld, dort wies er das Volk zu den schleunigsten Dammarbeiten an. Er versetzte selbst die Juwelen seiner Gemahlin, um Geldmittel zu bekommen. Auch diese Noth ging endlich vorüber, wie Alles auf der Welt; aber zum Andenken daran steht Dortrecht jetzt auf einer Insel, und noch heutzutage breitet sich Meer und Sumpf auf den meisten Stellen, wo das Stadtgebiet früher mit dem festen Lande zusammenhing. Gerade diese Gegend war prangend gewesen voll Dörfer und schöner Adelssitze, weil sie fruchtbar und blühend war vor vielen andern.

Doch keine fürchterliche Naturgewalt bändigte jemals die Menschen, daß sie abließen von ihrem feindlichen Thun gegen einander. Sobald die Schrecken der Natur aufhören, beginnen die Menschen wieder ihre Kräfte gegen einander zu regen: das ist ihnen so natürlich, als daß der Baum wächst und seine Aeste ausstreckt, so lange seine Säfte nicht vertrocknen. Als die Wasserfluthen in Holland sich wieder verliefen, standen auch die Parteien wieder da im alten Haß und Grimm.

Am raschesten hatten die Friesen zugegriffen, und die Landesnoth der Holländer benutzt. Herzog Johann hatte schon vorher gemerkt, wie die Vettkooper wieder die Köpfe zusammensteckten. Anfangs November verlangte er, sie sollten auf der Stelle seinem Generalkapitän Florenz von Alkmade dreihundert Söldner stellen, die Schlechten zu züchtigen und die Guten zu beschützen. Er hatte selbst den Rest der Vitalienbrüder an sich gezogen und sie in seine friesischen Festungen gelegt. Kaum aber hörten die Friesen von der entsetzlichen Wassernoth in Holland, als sie sich sogleich auf des Herzogs neue Festung an der Lemmer warfen. Der Generalkapitän Alkmade fiel bei der Erstürmung. Nun wurde gearbeitet und unterhandelt nach allen Seiten hin, um sämmtliche Friesen wieder zu einigen und zu einem festen Bunde zusammenzuschließen. Es glückte. Denn es hatte jetzt aller Orten die Erkenntniß Eingang gefunden, daß einem

Fürsten wie Herzog Johann gegenüber es bald um die alte Freiheit würde gethan sein. So kamen denn wirklich aus allen friesischen Städten und Bauerschaften von der Südersee bis zur Weser die Häuptlinge Aebte und Vorsteher zu Groeningen zusammen, und gelobten einander am 1. Februar 1422 ehrliche Eidgenossenschaft und festen Landfrieden. Alles sollte vergeben und vergessen sein; die Verbannten, nur wenige ausgenommen, durften zurückkehren; der Praxis, mit welcher sich die Parteien gegenseitig die Einkünfte ihrer Güter abjagten, wollte man für immer entsagen. Es wurde auch festgesetzt, Keiner dürfe von gestrandeten Schiffen mehr als ein Drittel der geborgenen Güter behalten, und damit man die Fehden um so gewisser durch den Rechtsweg abschneide, wurde bestimmt: wenn der Richter nicht binnen fünf Tagen ernstlich daran gehe, Recht zu schaffen, solle er Wohnung und Kost des Klägers zahlen. Ein Hauptpunkt des Vertrages war, die Vitalienbrüder und andere Kriegsknechte aus vier Festungen fortzuschaffen, die Festungen selbst zu schleifen. Die Friesen gingen auch sofort an die Ausführung. Emmer Siel wurde mit Hülfe von Hamburgern und Lübeckern erstürmt, die Dokkumer Besatzung zog freiwillig aus.

Es war dieses Bündniß und sein Erfolg allerdings ein guter Anfang, durch eine feste Eidgenossenschaft sich der Fremdherrschaft allmählig zu entledigen. Noch aber war man nicht so weit, und nahm ausdrücklich in den Bündnißbrief die Klausel auf: „Alles vorbehaltlich der landesherrlichen Rechte Herzog Johanns, dem man im Oster- und Westergau gehuldigt und geschworen habe.“ Er ließ die Friesen auch sofort wissen, sie sollten ihm erst den Landfrieden, gegen welchen er an sich nichts einzuwenden habe, vortragen und sich nicht einfallen lassen, ihn ohne sein Wissen und Wollen zu besiegeln. Es blieb fortwährend seine Herrschaft über Friesland bis zur Lauwers unangetastet, und der Landfrieden, so lange Johann von Bayern lebte, ziemlich ungestört.

Ohne Zweifel hätte dieser Fürst seine friesischen Pläne mit

größerem Nachdruck verfolgt, hätte ihm seine Nichte Jakobäa nicht den Streich gespielt, der all seine Pläne zerriß. Die Nachricht von ihrer Flucht nach England war in's Volk gefallen, wie ein Stein in's Wasser, der dessen Wellen in immer weitere Schwingungen versetzt. Aller Orten fingen die Hoeks wieder an, lebhafter zu werden, sich heimlich zu versammeln und zu rüsten. Aus den friesischen und Utrechter Landen, und wo sie sonst gegen Johann von Bayern gekämpft hatten, machten sie sich auf und zogen nach England. Selbst in Holland und Seeland verließ Mancher in der Stille den heimischen Heerd. Schon zeigten sich an den Seeküsten und Flußufern wieder Schwärme von leichten hoekischen Schiffen.

Im Frühling 1422 brach in Haerlem ein schwerer Aufstand aus, um den kabeljauischen Rath zu stürzen: nicht weniger als sechs und dreißig Rathsherren wurden vom wüthenden Volke erschlagen. Des Herzogs Rache war da wie der Blitz. Eine Reihe von Bürgern traf das Schwert des Henkers, ein drittel Hundert ging auf ewige Zeiten in's Elend, ein halbes Hundert mußte sich im Haag oder Briel in strenge Geiselschaft stellen. Diese Verurtheilten gehörten zu den reichsten und vornehmsten Bürgern. Die andern Theilnehmer am Aufruhr durften nicht Schwert nicht Harnisch mehr tragen, nur ein kleines Brodmesser wurde ihnen erlaubt. Selbst die Zünfte mußten ihre Handfesten sofort ausliefern, damit der Fürst bestimme, was davon noch übrig bleiben solle. Johann von Bayern räumte mit den Hoeks jetzt in Haerlem so gründlich auf, wie vor zwei Jahren in Leyden. Diese beiden Städte waren fortan leidenschaftlich kabeljauisch. Kein Wunder, denn siegten jemals die Vertriebenen, so mußten die Andern es ihnen büßen und den Gütern und Aemtern entsagen, deren sie jetzt allein froh waren.

Trotz der Strenge, mit welcher Johann die Hoeks in Haerlem zerschmetterte, mußte er im nächsten Frühjahr in der bedeutendsten Stadt Seelands, in Zierickzee, wieder einen hoekischen Aufruhr erleben. Gefährlicher aber noch als die Aufstände in

den Städten, die er niederschlagen konnte, waren die hoekischen Schaaren, die an den Gränzen lauerten, Schiffe und Waarenzüge anhielten, und wo kein Mensch sie vermuthete, plötzlich einfielen und brannten und plünderten. Zwischen den vielen Inseln und Flüssen lagen sie verborgen in Buchten und Verstecken. Heimliche Freunde und Zuträger gab es genug, besonders auch in den Klöstern, deren Bewohner nicht vom alten Recht und nicht von der Erbfürstin lassen konnten. Auf den befestigten Kirchhöfen der Klöster fanden die Hoeks ihre Bergeplätze, die Mönche versteckten sie sogar in ihren Zellen.

Es war das Glück der Kabeljaus, daß ein so wachsamer und kraftvoller Fürst wie Johann in Bayern Herr im Lande. Wo feindliche Gesinnung auftauchte, fegte er sie fort sammt ihren Trägern. Er wußte auch in Mönchszellen seine Hoeks zu finden. An verschiedenen Orten wurden bewaffnete Schiffe und Truppen aufgestellt, Handelszüge zu geleiten, und rasch zu bedrohten Dörfern und Burgen zu eilen. Des Herzogs vornehmste Sorge war, wie er die Seeküsten den feindlichen Geschwadern verschließe. Er kündigte seinen dortigen Unterthanen an: täglich erhalte er Nachrichten, wie die Verbannten danach trachteten, die Schlösser und Städte auf der Gränze zu überfallen, entweder um sie zu besetzen und das Land zu bekriegen, oder sie zu plündern und zu brennen. Die Einwohner mußten ihre Mauern Gräben und Wälle verstärken, und ihre Mannschaften Tag und Nacht in Bereitschaft halten, um einander beizuspringen und die Hoeks [illegible] schlagen und zu fangen. In Brouwershaven wurde ein [illegible] angelegt, um auf dieser Haupteinfahrt vom Meere her die Feinde zu beobachten. Die noch weiter im Meer hinausliegenden Dörfer auf der Insel Voorne konnte der Herzog nicht stets beschützen. Im Vorsommer 1422 mußte er ihnen die Kriegslast erleichtern, weil sie so sehr verarmt und an Leuten vermindert seien.

Diese Sorgen waren der Grund, weshalb Johann von Bayern die Friesen in Ruhe ließ, und sich mit seinen Nachbarn auf Friedensfuß setzte. Er kannte seine Nichte und die gro-

Zahl und Kühnheit ihrer Ritter, und war auf seiner Hut. Schon
m November 1420 schickte er seine Bevollmächtigten nach Ger-
udenberg, um den Frieden mit Brabant abzuschließen. Im
ommer darauf wurden auch mit den Utrechtern Vertragsartikel
ifgesetzt. Tapfer hatten sie ihre Bedränger zurückgeschlagen:
ie gute Aernte im Vorjahr und die reiche Beute, die sie von
ren Kriegszügen mitbrachten, hielt noch eine Zeit lang den
unger zurück. Endlich aber kam er doch und nahm Besitz vom
rwüsteten Lande, und mit ihm zog die Seuche ein. Die besten
ürger und Kriegsleute starben weg, ehe man ihre Nachbaren
graben hatte, und es blieben keine Männer übrig, die Waffen
r Todten wieder aufzunehmen. Das Stiftsland wurde immer
ger von den Feinden umschlossen, immer weiter verheert. Von
n Lüttichern schien ihm einmal Hülfe zu kommen, die Maßre-
ln Johanns aber löschten auch diese Hoffnung wieder aus.
ennoch zogen sich noch fast ein Jahr lang Streit und Verhand-
ngen hin und her, ehe man den Frieden öffentlich verkündigen
nnte. Die Utrechter mußten sich dazu verstehen, beiden Her-
gen beträchtliche Geldsummen zu zahlen. Das Land Hagestein
ab Johann dem Stifte vorläufig zurück, um es im Rechtswege
u fordern, und bis der Prozeß entschieden, sollte es unbefestigt
bleiben. Die Stiftsleute erhielten wieder freien Verkehr in Hol-
land, und es wurde festgesetzt, daß jeder Schaden, den künftig
Holländer oder Utrechter einander zufügten, von jenen in Utrecht,
von diesen im Haag sollte geklagt und nach Urtel und Recht ge-
ühnt werden. Die Verbannten durften zurückkehren, nur Jakob
ockhorst, Johann v. d. Spiegel, und ihre Nächstverbündeten nicht,
il sie die Achtbriefe, welche sie gegen Utrecht gewonnen, nicht
ausgeben wollten. Die Stadt erklärte sie vielmehr für vogel-
ie Feinde.

Jedermann wußte, es war dies ein fauler Frieden, und
r Herzog von Holland würde sofort ihn brechen, als er vor
oeks und Engländern sich sicher wisse. Zunächst schien er Wil-
ens, mit den Friesen in's Gericht zu gehen. Schon hatte er

Odo ten Broek beschieden, vor ihm in Amsterdam zu erscheinen und sich zu verantworten, wie er sich unterstanden, des Herzogs Festungen anzugreifen. Die neuen Nachrichten aber, welche aus London kamen, verboten Jakobäas Oheim sofort jeden andern Gedanken.

Drittes Kapitel.

Humfried von England und Philipp von Burgund.

Gleiche und entgegengesetzte Charakterzüge. Erste Feindschaft. Tod König Heinrich V. Sein Vermächtniß an Humfried. Dessen Vermählung. Jakobäas Verschulden. Humfrieds Rüstungen. Erwartungen im Hennegau. Humfrieds Ansprüche als Regent von England. Winchester. Veränderte Lage der Dinge in Frankreich. Vermittlungsversuche. Philipps Bündnisse mit den Herzögen von Bedford der Bretagne Brabant Holland und Seeland. Thätigkeit Johanns von Bayern. Sein Testament. Päbstliche Verbote gegen Humfried. Falsche Bullen. Annahme des Schiedsgerichts. Prozeß der Herzöge um die Frau. Des Papstes Widerruf seines Widerrufs der Dispensation. Verhandlungen. Schiedsspruch. Humfrieds Erklärung. Landung in Calays. Letzter Rechtstag in Paris. Triumphirender Einzug in den Hennegau. Ständeversammlung. Huldigung Humfrieds. Die Enghiens.

Niemals gab es zwei junge Fürsten, die einander so ähnlich, und innerlich doch so ganz verschieden, als Humfried und Philipp. Beide waren glänzende Erscheinungen, in Beider Herzen glühete Ruhmliebe, Beide trugen die Artikel der Ritterehre stets auf ihren Schwertspitzen. Staunen sollte die Welt vor ihrer fürstlichen Herrlichkeit. Philipps Phantasie erhob sich nicht zu den erhabenen Schönheiten der Dichtkunst und Philosophie, andere Reize dieser Welt verschmähete er so wenig wie Glocester. Dieser liebte es ebenfalls, auf Festen und Turnieren umher zu

schwärmen: wenn es ihm aber gerade nicht bequem war, konnte er sich Tage lang in ein geistvolles Buch oder Gespräch vertiefen. Vielleicht hatte man ihn auch irgendwo als verirrten Schäfer bei einem hübschen Landmädchen zu suchen. Philipp dagegen machte ein förmliches Studium daraus, jene prunkvollen Feste und Aufzüge zu veranstalten, für welche die damalige Ritterwelt so viele Schätze und Gedanken vergeudete. Immer erschien er in gewählter Kleidung, sein Mantel blitzte von Edelsteinen, auf seinem Hute wogte ein Strauß der allerkostbarsten Federn. Die erbliche Prachtliebe seines Hauses trieb er auf's Höchste. Zog er in die Städte ein, ließ er sich ein bloßes Schwert vortragen, und ritt einher im strahlenden Gefolge von Edlen und reichgeschmückten Dienern.

Dem englischen Prinzen schlug das Herz des Volkes entgegen, weil es das eigene fröhliche Herz in ihm erkannte und wie er aus natürlichem Edelmuth Bedrängten beispringe. Allein auch Philipps sanft eindringendem Wesen konnten Wenige widerstehen. Er entzückte die Frauen durch feinste Höflichkeit, und war herzlich und leutselig, wo man ihm seine Pläne nicht kreuzen wollte. Glocester war, wie sein Großvater Johann von Gent, welcher Wiclef beschützte, ein wenig Freigeist, und machte sich bei den Prälaten immer nur verhaßt, denn seinem Witze entschlüpfte keine Blöße, die sich die Geistlichkeit gab. Philipp ging bei keiner Kirche vorbei, ohne einzutreten und Almosen darzubringen.

Als der jüngste der englischen Prinzen war Humfried noch wenig in Staatshändeln aufgetreten. Daß er beauftragt wurde, dem Kaiser Sigmund an der englischen Küste in's Wasser entgegen zu reiten, und später ihm auf der Rückkehr das Geleite zu geben, wollte nicht viel bedeuten. Philipp aber, obwohl mehrere Jahre jünger, war auf's Tiefste in alle Schliche und Mittel der großen Politik eingeweiht und umringt von klugen vielbewährten Rathgebern. Mit heißer Begierde strebte Humfried danach, gleich dem Burgunder an die Spitze eines mächtigen Reiches zu kommen. Unaufhörlich plante und wühlte er, und wo sich ein Ziel zeigte,

stürzte er mit hochgeschwungenem Degen darauf los, sprang aber oft daran vorbei und in's Leere. Der Burgunder umgarnte sein Opfer erst, und dann faßte er es plötzlich mit leisem Griff und stählernem Nachdruck. Man nannte ihn l'Assuré d. h. dreist und fest, denn man fühlte, daß in dem jungen Fürsten ein Geist wohne, der vor Nichts zurückschrecke und ruhig ausdauere in seinen Plänen.

Es war merkwürdig, wie schon bei dem ersten Begegnen sich Beider Naturen abstießen. Dies traf sich vor ein paar Jahren, als Humfried sich nach St. Omer begab, zur Bürgschaft, daß Philipps Vater, der in Calays mit den Königen von Deutschland und England unterhandelte, heil und gesund zurückkomme. Philipp, damals zwanzigjährig, empfing den englischen Prinzen mit großer Pracht und Höflichkeit, und beeilte sich, ihm am andern Morgen Besuch zu machen. Als er aber mit seinen Edelleuten zu Humfried in's Zimmer trat, drehte sich dieser kaum nach ihm um, rief ihm einen kühlen „Guten Morgen" zu, und that und sprach, als wenn der Erbe von Burgund nicht zugegen wäre. Philipp wußte schon damals seinen Groll zu verbergen, vergessen aber hatte er den Schimpf niemals. Kein Anderer als Philipp konnte es hindern, als Humfried Jakobäas Hand ergreifen wollte, und Keiner hätte es schroffer und beleidigender thun können. Tödliche Feindschaft war zwischen Beiden erwachsen. Philipp erfocht Siege an der Spitze seiner Heere, Humfried durfte sich nicht regen. Anderthalb Jahre schon war Jakobäa in England. Da endlich fiel für Humfried die Fessel, welche ihn zurückgehalten.

Nicht dreiviertel Jahr waren verflossen, seit zu Weihnachten das jubelvolle Tauffest des Erben von zwei Königskronen gefeiert war, da kam die Trauerbotschaft aus Frankreich, des Kindes edler Vater sei nicht mehr unter den Lebenden. Mitten von seiner hochgehenden Siegesbahn hatte ihn der Tod weggerafft. Auf dem Sterbelager beschwur König Heinrich seinen Bruder Bedford und seine vertrautesten Räthe: „Sie sollten jedes Opfer bringen, damit die Freundschaft und Einigkeit zwischen England

nd Burgund nicht gestört werde; insbesondere sollten sie Humfried von jedem Streit mit Philipp zurückhalten; denn an dem Tage, wo der Zwiespalt zwischen beiden aufkomme, sei Englands Sache verloren auf französischem Boden." Indem der sterbende König Bedford zum Befehlshaber diesseits der Meerenge und Glocester zum Statthalter in England ernannte, gebot er dem letzteren, nie und unter keiner Bedingung England zu verlassen.

Der ruhmvolle König hatte noch sterbend Alles gethan, um zu hemmen, was er befürchtete. Allein was vermögen Verstand und Politik gegen die Leidenschaft eines stolzen Herzens? Humfried wollte endlich das geliebte Weib vor aller Welt sein nennen, endlich auftreten als der Herr ihrer Fürstenländer. Von Rom kam keine Entscheidung. Der Pabst hatte auf Jakobäas Klage Richter ernannt, die Sache zu untersuchen, ein Beweis, daß sie doch untersuchenswerth. Aber der Prozeß schleppte sich hin, und es war kein Ende abzusehen. Humfried und Jakobäa wollten nur noch die Trauerwochen abwarten. Englische Rechtsgelehrte mußten öffentlich ein Gutachten ausstellen. Es ging dahin: Johann von Brabant sei niemals ehelicher Gemahl Jakobäas von Bayern gewesen. Nun stand auch der kirchlichen Trauung nichts mehr im Wege. Noch im Herbste führte Humfried seine Braut zum Altare. Die Hochzeit wurde mit königlicher Pracht gefeiert, wahrscheinlich am 30. Oktober 1422, denn an diesem Tage fertigte man die Staatsurkunde aus, welche Jakobäa englisches Bürgerrecht gab. Humfried nannte sich fortan Graf von Hennegau Holland Seeland und Herr von Friesland.

Jakobäa lud schwere Schuld auf ihr Gewissen. Wohl mochte ihr ein Verhältniß schrecklich sein, in welchem sie ohne gültige Zulassung, ja gegen die Gebote der Kirche lebte: durfte sie deshalb selbst diesen Ehebund zerreißen? Hatte sie doch Jahr und Tag darin gelebt, öffentlich und freiwillig: alle Welt hatte ein Recht zu glauben, daß ihre Ehe gültig sein müsse. Sie selbst hatte eine neue Dispensation in Rom beantragt, — bis der Pabst sich endgültig erklärte, mußte sie ausharren.

Höchstens konnte sie, wenn die Gewissenszweifel zu peinigend waren, sich von Tisch und Bett ihres Gemahles scheiden. Sie aber erklärte eigenmächtig die bestehende Ehe für nichtig, eigenmächtig ging sie einen neuen Ehebund ein: — das war ein Frevel wider Wahrheit und Treue, wider die Kirche, und wider die bürgerliche Gesellschaft.

Humfried hatte sofort nach seiner Vermählung vom Herzog von Brabant die Herausgabe der Erblande Jakobäas gefordert, und auch an Philipp von Burgund einen Brief gerichtet, worin er ihn um seine Vermittlung in dieser Sache anging. Zu gleicher Zeit sammelte er ein ansehnliches Heer, um mit Gewalt der Waffen seinen Forderungen Nachdruck zu geben. Im Hennegau hieß es, Jakobäa sei bereits gesegneten Leibes, in Mons wolle sie Wochenbett halten, und sechstausend englische Bogenschützen ständen bereit, sie hinzuführen. Vergebens suchte — von Philipp dazu angetrieben — der Herzog von Brabant Besatzungen in die festen Plätze zu bringen. Die Hennegauer wichen ihm mit aller Höflichkeit aus, und hüteten sich, ihn mit mehr Leuten, als sie im Nothfall rasch bewältigen konnten, in ihre Städte zu lassen. Mons machte sich fertig, einer langen Belagerung so gut wie einem plötzlichen Angriffe zu widerstehen. Man verbat sich den Ausländer, welchen der Herzog von Brabant als Großrichter ihnen aufdrängen wollte. Philipp war sehr ungehalten, und hatte nichts dagegen, als die hungernden Schaaren des Dauphins und seine eigenen den Hennegauern in's Land fielen und große Verwüstungen anrichteten. Humfried ermuthigte sie, sich der Eingedrungenen zu erwehren, und schickte ihnen den Herrn von Robertsart d'Escaillon als Anführer, weil, wie er schrieb, dieser ihnen als Landeseingeborner am liebsten sei. Er selbst versprach, so bald als möglich zu kommen.

Zu seinem Unglück wollte er zwei Dinge zugleich durchsetzen, seine Herrschaft in England und die Eroberung in den Niederlanden. In London aber war ihm ein ganzer Mann entgegengetreten, der in kluger Politik so unerschütterlich feststand,

als in seinem Ansehen und seinen Reichthümern. Dies war Heinrich Beaufort, ein Sohn von Humfrieds Großvater und dessen Geliebten Katharina Swynfort. Es waren ihm später die Rechte der ehelichen Geburt zugesichert und, da er von der Thronfolge ausgeschlossen blieb, die kirchliche Laufbahn eröffnet. Als Bischof von Winchester trat er unter die vornehmsten Lords der Kirche, und genoß sehr reiche Einkünfte, wobei er auch von seinem Vater und König Heinrich V. ansehnlich erbte. Mit seinem Gelde machte er Geschäfte wie ein ächter Engländer, und sammelte ungeheure Schätze. Zu dem französischen Kriege hatte er der Krone mehr Geld vorgeschossen, als man ihm wieder zahlen konnte. Der verstorbene König hatte großes Vertrauen auf seine Dienste, und ihn auch unter die Vormünder seines Söhnleins gesetzt. Wiederholt war Winchester Kanzler von England gewesen, berühmt war er als Vermittler auf der Konstanzer Kirchenversammlung, wohlbekannt und von Gewicht in der römischen Kurie. Was vermochte Humfried mit all seiner ritterlichen Leidenschaft, mit seinem leichten Geist und Witz gegen einen solchen Mann! Er haßte Winchester, wie das Volk ihn haßte, als einen stolzen habsüchtigen trugvollen Prälaten. Aber auch Diesem war das glänzende fahrige und freigeistige Wesen seines Neffen zuwider. Mit innerer Lust, aber noch mehr in Erkenntniß dessen, was England wahrhaft frommte, suchte er ihm seine Sprünge gründlich zu verderben.

Humfried wollte nach seines Bruders Tod als Regent von England auftreten. Die Lords der Regierung erklärten ihm aber: eine Regentschaft sei gegen des Landes Recht und Herkommen. Glocester fragte: ob ihn denn nicht der sterbende König zum Statthalter eingesetzt? ob er denselben nicht öfter schon, wenn er abwesend gewesen, vertreten habe? ob denn Einer näher stehe dem unmündigen Thronerben, als er, da sein älterer Bruder Bedford außer Landes? Winchester erwiederte: über seinen Tod hinaus könne kein König einen Regenten über England setzen. Das Parlament stimmte bei. Man bestellte für die Landes-

regierung einen Geheimerath von sechszehn Mitgliedern und ernannte ein Ministerium, dessen Führer Winchester war. Um jedoch Glocester möglichst gefällig zu sein, erklärte man ihn zum Protektor des Reichs und der Kirche von England und gab ihm den Vorsitz im Geheimerath, Beides jedoch nur für die Zeit, in welcher Bedford von England entfernt sei. Also regierte der Geheimerath, und der Protektor war an dessen Beschlüsse gebunden.

Das zerstörte Humfrieds Pläne. In seinem Aerger konnte er sich nicht entschließen, von England abzusegeln und Winchester freie Hand zu lassen. Ohnehin erklärte man ihm rund heraus: „Jeder Mann und jeder Livre, den England übrig habe, sei nöthig, damit sein Bruder Bedford in Frankreich die Eroberungen behaupte; die größte Vermessenheit wäre es, sich jetzt in einen Krieg mit dem einzigen Verbündeten, dem mächtigen Burgunder, zu stürzen." Von Staatshülfe abgeschnitten, sah Humfried sich bloß auf die Mittel angewiesen, welche ihm sein eigenes Vermögen und seine und Jakobäas Freunde und Anhänger gewährten. Wohl aber waren die Lords es zufrieden, daß die Herzogin von Holland ihre englischen Einkünfte und Ehren fort genieße.

Humfried mußte deshalb auf Diejenigen hören, welche ihm sagten, der Herzog von Burgund scheine geneigt, sich mit ihm auf guten Fuß zu setzen. Jakobäa erhielt von ihrer Mutter einen Brief, man dürfe nicht mit Waffengewalt auftreten, es werde sich Alles nach Wunsche fügen. In der That wäre Philipp jetzt ein Krieg mit Humfrieds Engländern sehr störend gewesen. Seine Gemahlin starb, und gleich nachher ihr Vater, der arme schwachsinnige König von Frankreich. Der Dauphin trat die Regierung an, und ein großer Theil der französischen Großen, die vorher ihres Königs Befehl und Beispiel gefolgt waren, fragten sich jetzt, ob sie noch länger dem Engländer wider den rechten Thronerben dienen sollten? Der Herzog Amadeus von Savoyen machte Friedensvorschläge. Die Lage der Dinge war mit König Heinrich V. Tode ganz verändert, — Philipp wollte

sie erst sich abklären lassen. Deßhalb gab er sich den Anschein, als könne er sich in Frieden und Freundschaft mit Humfried auseinandersetzen. Mit beiderseitigem Einverständniß wurden Vermittler ernannt, es waren Jakobäas Mutter, ihr Neffe der Graf St. Paul, und der Graf von Ligny. Sie konnten aber keinen andern Ausspruch finden, als daß sie allerseits das Unglück darstellten, welches ein Krieg zwischen Humfried und Philipp verursachen müsse; Bedford möge auf seinen Bruder, Philipp als Haupt des burgundischen Hauses auf seinen Vetter einwirken; Jakobäa solle einstweilen zu ihrer Mutter zurückkehren, und sich dem Urtheil ihrer nächsten Verwandten unterwerfen; sodann werde der Pabst entscheiden über die Gültigkeit ihrer Ehe.

Daß Humfried und Jakobäa diesen Spruch nicht annahmen, war vorauszusehen: er stempelte sie ja zu öffentlichen Ehebrechern. Allein unterdessen war für Humfried — und darin lag es, was Philipp zunächst wollte — die schönste Zeit unbenützt verstrichen, und seine Truppen zehrten an seinem Vermögen. Er sah sich zuletzt genöthigt, sie auseinander gehen zu lassen. Denn Philipp hatte ihm unterdessen einen Riegel nach dem andern vorgeschoben.

Bedford hatte sich entschlossen, die achtundzwanzigjährige Burgunderin, welche einst Humfried zugedacht war, selbst zu heirathen. Um sich seinen Schwager noch mehr zu verbinden, ließ er den Herzog von der Bretagne aus der Gefangenschaft, damit dieser die zweite Schwester Philipps heirathe. Die drei Schwäger kamen in Amiens zusammen und schlossen im Frühjahr 1423 einen fürstlichen Bund, „einander fortan nur wie eines Blutes Brüder zu behandeln. Keiner sollte des Andern Ehre heimlich oder öffentlich antasten lassen, ihn vielmehr sofort unterrichten, wenn er etwas erfahre, das ihm an Ehre oder Gut schädlich sein könne. Den Widersacher von Einem wollten auch die andern Beiden sofort wie treue Brüder bekämpfen.“ Das Alles war deutlich genug auf Humfried gemünzt. Auf weitere Erklärungen gegen seinen Bruder wollte Bedford, so oft auch Philipp darauf zurückkam, sich nicht einlassen. Jedoch mußte zuletzt Humfried in

den Vertrag von Amiens eintreten, und denselben Schwur leisten, wie die drei andern Herzöge.

Kaum war das Bündniß zu Amiens geschlossen, als Philipp es sich angelegen sein ließ, auch seinen Vetter von Brabant sich völlig gefügig zu stellen. Ihre beiderseitigen Räthe und Gesandten trafen sich in Hal, in Arras, in Brügge, und zuletzt kamen beide Herzoge im Juni zu Grammont zusammen. Hier vereinigten sie sich über folgende Artikel: „Johann von Brabant unterwirft seinen Streit mit Humfried von Glocester dem Schiedsspruche Bedfords und Philipps. Wenn Glocester dasselbe thut, bleibt Johann noch ein ganzes Jahr lang verpflichtet, keinen Schritt zu thun, keine Allianz einzugehen ohne Philipps Einwilligung. Dieser ist ihm dagegen Bürge, daß er bis zu ausgemachter Sache all die Länder Jakobäas ruhig besitze. Will Glocester sich dem Schiedsspruche nicht unterwerfen, so wird der Herzog von Burgund seinem Vetter Johann wider den Engländer helfen wie ein guter und treuer Freund und Blutsverwandter." Zugleich streckte Philipp seinem Vetter große Summen zu den Kriegskosten vor, für welche er sich später wohlweislich Pfandansprüche auf Holland und Seeland geben ließ. Noch wiederholt kamen Beide zusammen, ihre Maßregeln zu berathen, nnd ohne Zweifel geschah es auf Philipps Andringen, wenn der Herzog von Brabant es endlich über sich gewann, seine Residenz im November wieder in Brüssel zu nehmen.

Philipp aber ging noch weiter. Keiner war eifriger, all diese Bündnisse in's Werk zu setzen, als Johann von Bayern. Auf all den Fürstentagen in Amiens Troyes Brügge Mecheln u. s. w. war er gegenwärtig, und wußte zu rathen und zu schlichten und zu knüpfen, was ihm nöthig schien. Bei den Beziehungen zum Burgunder Neffen fand er die beste Hülfe an seiner Schwester Margaretha von Bayern, Philipps Mutter. Sie war eine Fürstin von höchst ausgezeichneten Eigenschaften, in der Politik ungemein thätig, und von großem Einflusse auf ihren Sohn, der ihr die Regierung zu übertragen pflegte, wenn er seine Län-

der auf längere Zeit verlassen mußte. Wenn aber Johann von Bayern sich in Flandern oder auf Seeland mit den Herzogen von Burgund und Brabant eben besprochen hatte, so eilte er schon wieder nach Holland, um jeden Aufstand im Keime zu ersticken. Beständig gingen Streifzüge durch das Land, die Verdächtigen aufzufangen. Wer nur Miene machte, seine Steuern oder Strafen nicht zu zahlen, wurde in's Gefängniß geworfen. So erging es auch den Nachkommen seines natürlichen Bruders, des tapfern Adrian Bastards von Holland, der im Blockhause vor Dortrecht gefallen war. Der vorsichtige Fürst hatte schon im Februar 1423 Ritterschaft und Städte von Holland und Seeland zu sich nach dem Haag berufen: sie hatten einander geloben müssen, sich gegenseitig zu Hülfe zu eilen, sobald Gefahr drohe. Aber trotz alledem, wenn plötzlich fünftausend englische Bogenschützen landeten, so erschien das für die gräfliche Macht von Holland und Seeland als eine höchst bedenkliche Sache. Brabanter Hülfe war ungewiß, jedenfalls saumselig. Die Utrechter blieben unsichere Nachbaren, die Friesen treulos. Einzige Rettung lag dann im raschen Heranrücken burgundischer Heere. Jakobäa hatte dem Oheim den ärgsten Streich gespielt: er fand alle Ursache sich vorzusehen, daß sie ihn nicht plötzlich überfiel und aus dem Lande trieb. Philipp wußte die Verlegenheit des Vielgefürchteten zu benutzen. Johann von Bayern, der noch immer keine Leibeserben hatte, mußte ihn zu Brügge am 6. April 1424 durch Schrift und Siegel als seinen wahren und nächsten Erben in all seinen Ländern und Gütern, seinem beweglichen und unbeweglichen Vermögen erklären, ausgenommen natürlich das Herzogthum in Bayern, sowie die Graffschaften Holland und Seeland, von denen er selbst nur auf zwölf Jahre die Regierung hatte. Wahrscheinlich wurde damals ein wechselseitiges Testament errichtet, denn auch Philipp hatte weder Brüder noch Kinder. Allein er war der Jüngere, und erhielt einstweilen auf die bedeutenden Allodial-Herrschaften seines Oheims, wie Voorne Arkel Goyland,

die nächsten Ansprüche, und damit jedenfalls für einen Theil von Holland und Seeland fürstliches Regierungsrecht.

Mittlerweile kamen auch von Rom Verbote gegen das eheliche Zusammenleben Jakobäas mit dem englischen Prinzen. Ihr verlassener Gemahl war darüber höchlich erfreuet. Er sandte geistliche Herren auf Reisen durch Brabant, nach dem Hennegau, nach Holland Utrecht Lüttich. Ueberall schlugen sie an den Dom- und Hauptkirchen die päbstlichen Verbote an die Pforten. Aber es kamen wieder andere geistliche Boten, die andere päbstliche Bullen an die Kirchenpforten hefteten, worin der Pabst die Brabanter Ehe Jakobäas ausdrücklich für ungültig erklärt und die neue Ehe mit Humfried ausdrücklich erlaubt hatte. Mit Staunen sah das Volk an den Kirchthüren so seltsame und sich widersprechende Erklärungen. Die Sache machte ungeheures Aufsehen, und man wußte nicht mehr, was Recht oder Unrecht. Die Wenigsten hatten Kenntniß davon, daß die Bullen, welche Jakobäas neue Ehe billigten, gefälscht seien. Hatte doch der Pabst seine erste Dispensation widerrufen, und nun sollte er auch seinen Widerruf widerrufen?

Immerhin aber blieb die laut und vielbesprochene Frage nach der Gültigkeit seiner Ehe für Humfried etwas höchst Peinliches. Der Streit der beiden Fürsten, die sich um die Frau an den Kirchthüren befehdeten, hatte wenig Ritterliches. Noch schlimmer, Humfried sah sich jetzt einer festgeschlossenen Kette von Fürsten gegenüber, die vom äußersten Westen Frankreichs bis zur Südersee reichte. Die Herzöge von Bretagne Bedford Burgund Brabant Holland waren wider sein Unternehmen eng verbündet. In England selbst erklärten sich seine Mitregierenden auf das Entschiedenste dagegen. Philipp bedrängte seinen Bruder Bedford, die Sache entweder rasch abzuschließen, oder zu gewärtigen, daß er sein Bündniß mit den Engländern zerreiße. Im September 1423 kam er nach Paris, und Bedford wußte ihn nicht anders zu begütigen, als daß er auf der Stelle einen Eilboten nach England abfertigte: Humfried solle und müsse ein Schiedsgericht an-

nehmen, und das könne nur bestehen aus den beiden Nächsten der Streitenden, seinem Bruder und Philipp von Burgund. Humfried zögerte noch immer. Doch was wollte er anfangen? Jedesmal wenn er Miene machte, loszubrechen, näherte sich Philipp wieder seinem Onkel, dem Savoyer Herzog, der ihn bestürmte, die Engländer zu verlassen und mit dem Könige von Frankreich seinen Frieden zu machen.

Am 15. Februar 1424 stellte Humfried die Vollmacht aus für Bedford und Philipp, worin er sie als Schiedsrichter in seiner Streitsache mit dem Herzog von Brabant annahm. Jakobäa konnte sich erst einen Monat später entschließen, ihre Ehre und ihr Recht dem Schiedsspruche zu unterwerfen. Dieser sollte auf der Stelle erfolgen, das hatten Beide gefordert. Nun aber fanden die beiden Richter noch immer keine Zeit, zusammen zu treten, während Philipp unterdessen wieder in Brügge war und mit den niederländischen Fürsten verhandelte. Humfried schickte seine Gesandten nach Brügge, da fehlten dort wieder die Anwälte seines Brabanter Gegners. Endlich im Juni wurde zu Paris eine feierliche Versammlung von fürstlichen Räthen, von Prälaten und Rechtsgelehrten eröffnet. Bedford und Philipp waren gegenwärtig und bestellten Doktoren im geistlichen und im weltlichen Recht, die Sache zu untersuchen und ein Urtheil zu fällen. Von jeder Partei traten die Anwälte auf, stellten ihre Forderungen, und brachten ihre rechtlichen Ausführungen und Beweise vor. Mehrere Tage lang wurde hin und her verhandelt, dies geprüft und Jenes erwogen. Es war ein seltsamer Prozeß: zwei Fürsten, welche dieselbe Frau geheirathet, stritten mit Rechtsgründen darum, wem sie gehöre.

Die Brabanter brachten triumphirend eine Bulle vor, welche der Pabst in Rom jetzt erlassen hatte, sie war vom 27. Mai. Darin erklärte Martin V. Folgendes: „Die erste Dispensation, welche Johann von Brabant und Jakobäa von Bayern ertheilt sei, habe er widerrufen, weil man ihm vorgestellt, ihre Heirath würde Krieg und Unheil herbeiführen: es sei aber gerade das Gegen-

theil der Fall. Größeres Aergerniß drohe, wenn die Gültigkeit dieser Ehe noch irgend zweifelhaft erscheine. Deßhalb erkläre er: Johann und Jakobäa hätten auf Grund seiner ersten Dispensation gültig die Ehe eingehen, gültig darin beharren können, und es sei gerade so, als wäre der Widerruf der ersten Dispensation, den er für nicht vollzogen erkläre, niemals erschienen, und Alles und Jedes, was zur Schändung der Ehe geschehen, bleibe durchaus vergeblich und nichtig."

Humfrieds Anwälte ließen sich nicht abschrecken. Sie griffen die Sache bei der Wurzel an. „Schon das Biervlieter erste Eheverlöbniß zwischen Jakobäa und dem Herzoge von Brabant sei hinfällig geworden, weil die beiden Bedingungen, auf welche hin es abgeschlossen war, nicht erfüllt worden. Denn der Verlobte habe eine gültige Dispensation zur bestimmten Frist nicht erbracht, er habe ferner gegen sein Versprechen Erbländer Jakobäas veräußert." Dann stellten sie die erste Dispensation als ungültig dar, „weil der Pabst sie auf Grund falscher Vorspiegelungen ertheilt und später widerrufen habe. Als die Hochzeit eingegangen, sei die erste Dispensation schon widerrufen, also keine mehr vorhanden, also die Ehe von Anfang an ungültig gewesen. Wie könne der Pabst in die Vergangenheit hinein dispensiren! Wenn Geschwisterkinder sich aus Irrthum geheirathet und ein Theil die Verbindung gelöst habe, könne man diese hinterher noch zur Ehe stempeln! Wie könne eine Bestätigung ein neues Recht machen, das gar nicht bestanden habe! Ohnehin verbreite sich auch die neue Dispensation nur über zwei, nicht über alle andern Ehehindernisse. Jakobäa sei also Niemandes Eheweib gewesen, frei und ehrenvoll habe sie Humfried ihre Hand gereicht. Also müsse ihr der Herzog von Brabant ihre Erbländer mit all ihren Erträgnissen herausgeben, und zwar, weil er im bösen Glauben gewesen, Schaden Interesse und Kosten vergüten."

Die Anwälte des beklagten Gemahls antworteten mit feinen und langen Rechtsausführungen. „Jakobäa sei freiwillig in die Ehe eingetreten, freiwillig darin Jahr und Tag verblieben. Sie

t habe die neue Dispensation beantragt, müsse sie also an=
men. Statt dessen sei sie ihrem Gemahl entflohen, der das
ht auf ihren Besitz gehabt, er sei der Beraubte, er müsse vor
m wieder in seinen früheren Besitzstand gesetzt werden. Um
nehr könne er einen Theil des Besitzstandes, nämlich seiner
nahlin Länder, zurückbehalten."

Auf diese Länder kam es den beiden Vettern Johann und
lipp an, Jakobäa selbst hätten sie gern für immer in England
ußt. Der Brabanter erklärte zuletzt: „Er wolle auf den Be=
Jakobäas verzichten. Allein, so lange er lebe, müsse er den
megau behalten, auf Anderes lasse er sich durchaus nicht ein.
h seinem Tode könne Humfried das Fürstenthum bekommen;
müsse aber alle Schulden Jakobäas und die Prozeßkosten in
m übernehmen; ferner auf die Städte Hal Heusden und Ger=
denberg zu Gunsten Brabants verzichten; endlich erklären, daß
der Jakobäa noch ihre einstigen Kinder irgend Etwas an Bra=
t zu fordern hätten." Also Jakobäa mit Holland und See=
d und mit ihren Schulden wollte man Humfried lassen: wie
aber Johann von Bayern vertreibe, das blieb ihm selbst
rlassen.

Die beiden Schiedsrichter thaten endlich folgenden Ausspruch:
Die Parteien wären nicht zu einigen, man müsse zu einem vor=
sigen Mittel greifen. Die beiden Herzöge von Bedford und
rgund möchten den Pabst ersuchen, den Handel schleunigst,
d zwar zu gleicher Zeit in Bezug auf den Besitz und in Be=
auf das Recht, zu entscheiden. Während der Prozeß schwebe,
jedes thatsächliche Vorgehen untersagt, und solle Jakobäa an=
ndigen Unterhalt aus den Einkünften von Vermandois Pon=
eu und Ostervant beziehen."

Eines hatte Humfried durchgesetzt, — man tastete die Gül=
keit seiner Ehe nicht an, — das war Alles. Der Spruch be=
tete für seinen Bruder und Philipp eigentlich nur Zeit ge=
nnen. Denn ihre vereinigten Waffen erfochten in Frankreich
eg auf Sieg. Bis an die Loire gehörte ihnen das Land und

sein König, dessen Heer Bedford im August an dem blutigen Tage von Verneuil niedermähte, war bald so arm geworden, daß er den Tisch nicht mehr zahlen konnte. Die englischen Balladensänger nannten ihn den großen Grafen von Ponthieu, oder den armen König von Bourges. Gewiß, er und ganz Frankreich waren verloren, wenn Bedford, der kluge und tapfere Feldherr, den burgundischen Allirten bei gutem Muthe erhielt, und wenn er von England zur rechten Zeit immer etwas Nachschub an Truppen und Geld bekam. Beides sollte nun auf einmal aufhören.

Humfried hatte mit tiefer Erbitterung den Schiedsspruch vernommen. Also darum hatte er sich Monat für Monat, und Jahr für Jahr hinhalten, seine Truppen feiern, seine Gelder schwinden lassen, um nun endlich wiederum nichts zu hören, als Warten und wieder Warten. „Das sei kein Schiedsspruch, nur Hinhalten!“ rief er. „Er und Jakobäa könnten ja alt und grau darüber werden, bis das römische Urtheil erscheine! Und würde denn der Pabst zum drittenmal seine Bulle kassiren?“ Hatte Philipp ihm so viele Ränke und Riegel vorgeschoben, jetzt endlich wollte er sie mit einemmal durchbrechen. Eiligst sammelte er von Neuem Gelder Mannschaft und Schiffe. Das Londoner Volk jauchzte ihm zu, und ein ansehnlicher Theil des Adels stellte seine Fähnlein. Auch die poetischen Edelleute strömten herbei. Täglich kamen neue Nachrichten nach den Niederlanden, wie stark und streitbar Humfrieds Heer werde, und groß war in Holland und Seeland die Furcht vor plötzlicher Landung der Engländer. Vier Wochen nach der Verneuiller Schlacht hatte Glocester fünftausend Mann und mehr wohlgeübte Truppen beisammen, für den damaligen Krieg eine ansehnliche Macht. Es waren fast drittehalbtausend Reisige, unter ihnen an dreihundert Ritterbürtige, denn gerade vom vornehmen Adel war ein großer Theil für Jakobäas Sache begeistert. Auch mit großem und kleinem Geschütz schien das Heer reichlich versehen. Oberster General wurde Lord Marishal. Eine große glänzende Gesandtschaft, bestehend aus einem

Grafen zwei Baronen einem Abte zwei Schöffen zwei Rathsherren und Andern, welche die Hennegauer Stände ihnen entgegensandten, fand Humfried und Jakobäa in den letzten Septembertagen mit ihrem Heere bei Dover und Sandwich gelagert, wartend auf den ersten günstigen Wind, um unter Segel zu gehen. Die Gesandten konnten bei der Rückkehr nicht genug erzählen, wie fröhlich das fürstliche Paar sei, und wie schön und und artig sie von ihm aufgenommen seien. Anders erging es dem Herold, welchen der Herzog von Brabant nach England sandte, sich zu erkundigen, wie dort die Sachen ständen. Humfried ließ ihn ergreifen und als einen Spion auspeitschen, dann wurde er in's Gefängniß geworfen. Zum Glücke für ihn war er einst mit dem Bischof von Winchester im heiligen Lande gewesen, und kam auf dessen Verlangen wieder los.

In den ersten Tagen des Oktobers schifften sich Humfried und Jakobäa ein, und stiegen nach glücklicher Fahrt in Calays an's Land. Sie hatten klüglicher Weise auf eine Landung im Gebiete des Oheims verzichtet, und wollten lieber, als mit Johann von Bayern, erst mit seinem Namensvetter in Brabant anbinden. Der ganze Hennegau wartete ja nur auf ihr Erscheinen. Ihre Landung in Calays war die letzte Anfrage an Philipp, ob Humfried feindlich dorthin marschiren, oder ob er sein Heer freundlich Bedford zuführen solle? Auch die Zeit erschien günstig, denn Philipp war gerade mit den Vorbereitungen zu seiner zweiten Hochzeit beschäftigt.

Auf die Nachricht aus Calays gerieth Alles in Bewegung. Die Hoeks kamen in hellen Haufen gezogen, zu ihrer Fürstin Heer zu stoßen. Johann von Bayern rüstete mit Macht. In Brabant wurden eiligst die Stände berufen: sie bewilligten, daß ein allgemeines Aufgebot des Landes ausgerufen werde, und alsbald rückte ein starkes Brabanter Heer an die Gränze nach Nyvels. Vergebens forderte es Einlaß in Mons: die Bürger rüsteten sofort ihre Stadt für eine Belagerung. Bedford aber und Philipp eilten mit ihren Räthen nach Paris, um die letzte Vermittlung

zu versuchen. Bedford war gegen seinen Alliirten die Liebenswürdigkeit selbst, er gab ihm die glänzendsten Feste, gab ihm französische Grafschaften zu Eigen: umsonst, Philipp blieb fest darin, den Engländern nicht einen Schritt weiter zum Hennegau zu gestatten. Schon hatte er, sobald Humfrieds Rüstungen ruchbar wurden, mit dem Könige von Frankreich Waffenstillstand geschlossen.

Wiederum wurde Tage lang zu Paris verhandelt. Beredsam ließen sich hören die gescheidtesten Juristen und die gelehrtesten Bischöfe. Humfried ging auf Alles ein, nur auf dem Einen bestand er unerschütterlich. „So lange Jakobäa lebe, gebühre ihm die Regierung ihrer Länder.“ Philipp gab nicht nach, Bedford durfte des Bruders Ehre nicht preisgeben. Wiederum kam es zum feierlichen Ausspruch, aber der Schluß konnte nicht anders lauten, als wie vor einem Vierteljahr. Mit diesem Entscheide fertigten Philipp und Bedford ihre Gesandten ab, der Eine zu seinem Bruder nach Calays, der Andere zum Vetter in Brüssel. Der Brabanter nahm den Spruch an, zog seine Truppen nach Löwen zurück, und bestellte den Herzog von Havrech zu seinem Statthalter im Hennegau, dort seine Rechte bestens wahrzunehmen. Als aber Bedfords Boten vor Humfried und Jakobäa kamen, erklärten diese rundweg: „Sie kehrten sich nicht an die Pariser Beschlüsse, und würden ihr Land nehmen mit ihren guten Waffen.“ Sie hatten bereits ihren Herold nach dem Hennegau gesandt, daß sie mit ihrem Heere kommen würden und der Treue ihrer Unterthanen gewärtig seien. Jetzt eilten sie aufzubrechen, denn es war bereits Mitte Novembers geworden. So lange hatte sich Humfried noch einmal durch Philipps Künste hinhalten lassen. Die abgewiesenen Boten langten in Paris wieder an, und der bestürzte Bedford mußte es anhören, wie Philipp außer sich vor Zorn ausrief: „Jetzt weiß ich genug! Euer Bruder nimmt keine Vernunft an! Ich aber will meinem Brabanter Vetter helfen mit all meiner Macht, daß er seine Ehre und sein Land wahre.“

Während die burgundische Gesandtschaft — nämlich der Bischof von Tournay Johann von Luxemburg, die Herren Roland von Uutkerken und Gilbert von Lannoy, sämmtlich Ritter, und Meister Simon von Formelles, beider Rechte Doktor — noch in Löwen mit dem Herzog von Brabant unterhandelten, rückten Humfried und Jakobäa schon in Eilmärschen nach dem Hennegau. Ihr Zug ging durch das Artois über Guines, Therouanne, Bethune, Crespin. Eine Vorhut von fünfzehnhundert Reisigen zog voran, dann folgte das fürstliche Paar mit achthundert Pferden und dreihundert Ritterbürtigen, der Rest bildete den Nachtrab. Keiner ihrer Leute durfte im Burgundischen etwas von den Einwohnern nehmen, als was freundlich geboten ward. Sie wollten nicht des Landesherrn Feinde sein.

Als sie die Hennegauer Gränze berührten, war bereits das ganze Land in freudigem Aufruhr. Nur die Bürger von Valenciennes zögerten noch, ihre Thore aufzuthun, man zog daher geraden Wegs nach Mons. Die Herzogin-Mutter kam ihnen entgegen, Tochter und Schwiegersohn feierlich zu begrüßen, und hatte ein sehr großes Gefolge hinter sich. Denn ihr Hof war ein Sammelplatz flüchtiger Hoeks aus Holland und Seeland gewesen; sie hatte aber auch an alle Herren und Städte im Hennegau geschrieben, sie sollten zu ihr stoßen, Jakobäa und Humfried entgegen zu ziehen. Fast die gesammte Ritterschaft des Landes empfing hier jubelnd die heimkehrende Fürstin. Havrech, den Johann von Brabant zu seinem Statthalter bestellt hatte, war der Erste, der zu Jakobäa überging und ihr allen Vorschub leistete. Mit flatternden Fahnen zog Jakobäa im Triumph durch ihr Erbland, und zeigte dem geliebten Gemahl die theuern Plätze ihrer Jugend, das schöne Schlösserland des Hennegaues, das ein rechtes niederländisches Kastilien war. Bouchain, von wo sie vor drittehalb Jahren heimlich entflohen, war die erste Stadt, welche sie bei ihrem Heimzuge wieder betrat. In der altberühmten Abtei St. Ghislain, deren Bewohner ihr besonders treu ergeben, machte sie längere Rast. Dann am Sonntag, den

27. November und am zehnten Tage nach dem Aufbruch aus Calays, hielt Jakobäa mit Gemahl Mutter und Ritterschaft die Auffahrt in der Hauptstadt Mons. Am andern Morgen kamen Bürger und Edelleute, sie zu begrüßen, und die Stadt brachte zum Frühtrunke zwei Ohm Wein. Am zweiten Nachmittage erschienen Humfried und Jakobäa im Schützengarten, wo die wehrhafte junge Bürgerschaft ein Fest gab. Aber am selbigen Tage thaten sie auch dazu, daß die Stadt noch besser befestigt wurde, und riefen die Stände des Landes zusammen.

Als nun die Prälaten, die Ritterschaft, und die Städte in dem Naalster Hofe, dem fürstlichen Schlosse, am Freitag den 1. Dezember versammelt waren, erhob sich der Subprior Jean l'Orfevre, und hielt in Gegenwart und im Auftrag Humfrieds und Jakobäas die Rede. „Gottesfurcht und Landeswohl müßten allezeit die Leiter des Denkens und Thuns von Fürsten sein. Wider Gott und die heilige Kirche sei die Fürstin in Verbindung mit dem Herzog von Brabant getreten, und deßhalb sei das keine Ehe gewesen, und zwar aus vier Punkten. Zuerst: Beide seien im zweiten Grade Blutsverwandte. Zweitens: Jakobäas erster Gemahl, der Dauphin, sei im dritten Grade mit dem Herzog von Brabant verwandt gewesen. Drittens: ihre Mutter habe diesen Fürsten aus der Taufe gehoben, Jakobäa sei also seine geistliche Schwester. Viertens: ihre Ehe sei noch vor der Vollziehung durch Beilager vom Papste widerrufen, und der Widerruf in vier Bischofskirchen bekannt gemacht. Mit Bewilligung der Fürstin sei zwar Dispensation in zwei Punkten eingeholt; wolle man nun auch in den andern Punkten noch Dispensation nachsuchen, so sei das null und nichtig, weil sie selbst nicht dazu einwillige. Sie habe vielmehr durch ihre erste Ehe ihr Gewissen befleckt. Deßhalb habe sie gebeichtet und Absolution erhalten unter der Bedingung, daß sie zwölfhundert französische Kronen gebe zum Almosen und zur Strafe ihres Leibes. Diese Buße sei von ihr erfüllt, und dann habe sie sich durch das Wort der heiligen Kirche und nach dem Rathe mehrerer großen und ange-

ehenen Kirchenleute Italiens und anderer Länder ehelich verbunden mit dem Herzog von Glocester, und in dieser Ehe habe sie zwei Jahre und länger bestanden, ohne daß irgend Jemand gehindert oder widersprochen. Sie verlange deßhalb, daß ihr Gemahl, der Herzog von Glocester, als Regent und Vogt vom Hennegau anerkannt werde."

Als die Stände diesen Vortrag gehört, begaben sie sich am Nachmittag in die Rathskammer, und Jaques Hennekart erörterte ihnen Punkt für Punkt das Recht der Fürstin. Die Gründe, welche gegen Jakobäas erste Ehe sprachen, leuchteten ein. Man sagte, sie habe selbst erzählt, wie sie immer gleich Espenlaub gezittert, wenn der Herzog von Brabant in ihre Kammer getreten, aus Furcht vor so großer Sünde. Man beschloß, die noch fehlenden Barone und Aebte zu beschicken, und als diese bald darauf von selbst kamen, faßten die Hennegauer Stände nach drei Tagen und vielen feierlichen Reden den Beschluß: „das Verlangen der Fürstin sei in der Ordnung." Nun siegelten sie einen Brief an den Herzog von Brabant, worin sie ihm Lehnspflicht und Huldigung auffagten, und ihn der Gelübde entließen, die er dem Lande als Fürst gethan hatte. Tags darauf wurde Glocester als Graf von Hennegau und als dessen Regent und Vogt im Namen der Erbherrin gehuldigt in Ehren und Freuden. Vier Stückfaß Wein, zwei roth und zwei weiß, wurden ihm dargebracht; der Fisch, der nach altem Brauche hätte dabei sein müssen, fehlte; allein man konnte keinen so großen Fisch ausfindig machen, daß man davon Ehre gehabt hätte.

Von Mons reiseten Humfried und Jakobäa nach Soignies, Maubeuge Quenoit Valençiennes, und dort wie in allen Städten empfing Humfried die Huldigung. Die einzige Stadt Hal und die beiden Herren von Enghien und noch ein adliger Herr blieben auf Johanns von Brabant Seite. Nach Hal hatten die Brüsseler eilig ihren Amtmann Pipenpoy mit einer starken Truppenmacht geschickt. Die Enghien aber waren noch von Jakobäas Großvater her Blutsfeinde des Wittelsbacher Stammes, mit ihnen

hingen auf's Engste zusammen Johann von Luxemburg, Philipps großer Feldhauptmann, und seine mächtigen Verwandten. Eine solche Familienfeindschaft war nicht unwichtig in jener Zeit, wo die altfreien Barone an Recht und Rang den fürstlichen Häusern noch weit näher standen, als heutzutage. Alle anderen Hennegauer Städte und Ritter arbeiteten eifrig, sich für Jakobäa zu rüsten und ihre Mauern und Schlösser in guten Stand zu setzen. Auch bewilligten sie Humfried eine Kriegshülfe von vierzigtausend Livres.

Humfrieds Engländer aber und die Hennegauer drangen über die Gränze vor, und warfen siegreich jede feindliche Schaar zurück. In größter Bestürzung, denn eines so raschen Vorgehens hatte er sich von Humfried und Jakobäa nicht versehen, rief Johann von Brabant alle Städte seines Landes zum Widerstande, und schrieb dringende Briefe an den Oheim in Holland und den Vetter Philipp, ihm zur Hilfe zu eilen.

Das waren Jakobäas glücklichste Tage. Nach so viel Qual und Schande, nach so langem Harren sah sie endlich sich an der Spitze eines mächtigen Heeres, welches den Sieg in seinen Fahnen trug, endlich an der Seite eines leidenschaftlich geliebten Gemahls, bei dessen ritterlichem Auftreten ihre theuern Erblande ihm als ihrem Fürsten zujauchzten. Und als wollte das Glück gleich zu Anfang ihrer neuen Laufbahn sie überhäufen, so mußte jetzt ein entsetzliches Schicksal den Mann treffen, der als furchtbarster Gegner gegen sie im Felde stand, den Oheim von Holland.

Viertes Kapitel.

Tod Johanns von Bayern.

Seine heilsame und kräftige Regierung. Seine Leutseligkeit. Ritter Notsafts große Vollmachten. Maßregeln gegen die Hoeks und Engländer. Ritter Johann von Vliet. Die Verbannten und der englische Kaufmann. Mordbürgschaft. Gift am Gebetbuch. Hinrichtung Vliets. Letzte Urkunde des Herzogs. Sein Tod. Elisabeth von Görlitz. Vorsichtsmaßregeln der Kabeljaus. Huldigungsreise Johanns von Brabant. Schutz- und Trutzbündniß des Fürsten mit einer Partei. Philipp von Burgund Anstifter. Dortrechter und Zierickseer. Wiedereindringen von Hoeks. Ihre Sammelplätze. Wichtigkeit Schoonhovens. Ueberrumpelung der Stadt.

Ohne die ewigen Kriegshändel hätten Holland und Seeland unter Herzog Johanns Regierung gute Tage gehabt. Gleichwie er an seinem Hofe das alte Recht der fürstlichen Pfalzen, daß Keiner darin den Degen ziehen dürfe, wieder herstellte, so wußte er auch in seinem Lande den Frieden zu handhaben. Wehe dem Friedbrecher! Noch ehe sein Fuß den Bord eines rettenden Schiffs betrat, hatte ihn der strafende Arm des Fürsten ereilt. Nichts half seinen Anhängern ihr Verdienst um ihn, wollten sie sich nicht zur Ruhe geben. Den mächtigen Baron Heemskerck, der den Utrechter Frieden nicht besiegeln wollte, siegelte der Fürst sofort aus dem Lande hinaus. Vorzügliche Sorgfalt widmete Johann den Deichen, Hollands Schirm, und Handel und Fischereien, Hollands Lebensadern. Der Kaufmann zog überall unter sicherm Geleite, und wenn sein Schiff strandete, hatte kein Mann, der zur deutschen Hansa gehörte, mehr Grundruhrrecht zu fürchten: der Herzog hatte es abgeschafft. Im Uebrigen war dieser Fürst so leutselig, daß er keinem Unterthan sich weigerte, der ihm persönlich ein Anliegen vortragen wollte, und hatte dabei, trotz der wilden Zeiten, wenig Acht auf seine persönliche Sicherheit. Für einen schönen Hengst aber, der ihm gefiel, war er im Stande, die Einkünfte einer ganzen Amtei zu versetzen.

Die vertrauten Räthe und Minister waren Gaesbeek Egmon Kralingen Ritter Johann von Vliet und die vier Borſſelen, unter letzteren besonders Ritter Franz und sein Vetter Philipp von Cortgene. Des Fürsten rechte Hand aber blieb Ritter Heinrich Nothaft von Werdenberg. Dieser führte als Vizthum auch die Verwaltung von Niederbayern, soweit es seinem Herrn von dessen Vater Albrecht her zugefallen war, ließ ihm Pferde aus Ungarn kommen, wußte immer Geld zu schaffen, und nahm dafür Versatzbriefe auf Schlösser Gerichte und Renten in Niederbayern. Hier war man übrigens auf den Vizthum schlimm zu sprechen: man beschuldigte ihn, er habe während der fünfzehn Jahre seines Amts mehr Steuern eingetrieben, als in seinen Rechnungen ständen. Als Nothaft im Sommer 1424 nach Straubing heraufkam, erhuben die Landstände die bittersten Klagen, und der Fürst mußte aus den Niederlanden seine Räthe schicken, um in dieser Sache zu richten. Er ließ den Ritter aber deshalb nicht fallen, denn er wußte, daß er sich auf ihn verlassen könne, wo Noth an Mann gehe. Der Herzog hatte nicht einmal Anstand genommen, Nothaft das Jahr zuvor, als er ihn zum Schatzmeister für alle seine Lande bestellte, urkundlich unerhörte Vollmachten zu ertheilen. Der Schatzmeister allein besetzte die Kanzlei, er hatte die ganze Hofhaltung zu führen, ihm mußten gehorchen und auf seinen Vorschlag wurden angestellt die Hofmeister Küchenmeister Schreiber und andern Amtleute und Diener in des Fürsten und seiner „lieben Gesellin Herberge." Der Schatzmeister hatte in seinem Verwahr das große Staatssiegel nicht bloß, sondern auch das Kleinsiegel (Sekret) des Fürsten, jedoch trug Dieser beständig noch ein Geheimsiegel bei sich. Alle Tage kam Nothaft mit drei oder vier Räthen, die der Herzog auf seinen Vorschlag dazu bestellte, in die Rathskammer, um jede Art von Regierungssachen zu handhaben. Die Amtleute in Holland Seeland und Friesland, und selbst die Bürgermeister und Schöffen in den Städten konnte der Ritter ab- und einsetzen, natürlicher Weise mit des Herzogs Wissen und Willen. Was in

der Rathskammer einmal beschlossen und vom Fürsten genehmigt war, das durfte der Letztere nicht wieder umstoßen. Alle Einnahme und Ausgabe ging durch Nothafts Hand, der Herzog verpflichtete sich sogar, niemals für sich allein einen Strafrechtsfall abzumachen. Jedes halbe Jahr konnte der Fürst Rechnungslegung fordern, oder der Ritter sie beantragen. Weil Nothaft aber viele und mächtige Feinde hatte, wie Egmond Leyenburg und andere Barone, so mußten der Herr von Gaesbeek und die Hauptstädte in Holland und Seeland geloben, dem Ritter Beistand zu leisten, falls er unrecht überfallen würde. Der Herzog durfte ihn seines Amtes nicht entlassen, ohne Alles, was er ihm schuldete, den letzten mit dem ersten Pfennig bezahlt zu haben, widrigenfalls hafteten dafür alle Märkte und Schlösser in Niederbayern. Nothaft aber sollte zu jeder Zeit, sogar ohne Urlaub, ziehen dürfen aus dem Lande.

Nur einem Diener und ächten Freunde, der auf Tod und Leben ergeben war, konnte ein Fürst so große Gewalt überantworten. Johann von Bayern aber bedurfte solcher Männer, denen er unbedingt trauen konnte. Denn hoekisch Gesinnte schlichen von allen Seiten, und nur durch äußerste Härte und Wachsamkeit ließ sich verhindern, daß plötzlich an mehreren Orten die Flamme des Bürgerkriegs aufloderte. Nur ein kleines Beispiel finde hier aus einem Amtsbuche Platz. Im Juli 1424 saßen des Abends Dortrechter Bürger im Wirthshaus, und unterhielten sich von allerlei. Boudyn sagte: „Der Kaiser wäre den Dortrechtern ein guter Kaiser gewesen, weil sie auf seine Briefe hin dem gnädigen Herrn von Bayern gehuldigt hätten." Da rief Adrian Nachtegael: „Ein Bube und ein Geck sei der Kaiser und ein Bettler mit der Kasse! Das fallende Vieh gebühre dem Herrn. und der Stadt mit ihrem Beyeren, das sie gebeyert hätten, und allen denen, welche den Kaiser lieb hätten und geholfen, daß die Fürstin so habe aus dem Lande müssen. Welche Hand oder Ansprüche denn der Herzog zu dem Lande habe?" Diese und andere schändliche Worte ärgerten die Bürger sehr, besonders was er

von dem Beyeren sagte, denn Beyeren hieß auch soviel als Almosen zusammenklingeln. Boudyn stand gegen Nachtegael auf und wollte mit dem Schwerte über ihn her. Die Sache wurde ruchbar, Nachtegael ließ sich nicht sehen, und vier seiner Freunde mußten dem Schatzmeister in die Hand geloben, er werde sich auf Erfordern vor dem Rathe verantworten und genugthun. Er aber ließ seinen Anklägern sagen: „Würde er in dieser Sache nur um ein Haar gebüßt oder geschoren, so wolle er seine Freunde aufbieten, sie sollten es Jenen und ihren Freunden am Leibe abholen." Schon im Juni waren die Landstände bei dem Herzog versammelt, um zu berathen, wie man sich gegen die Engländer schütze. Am 4. Juli, also gleich nachher, als Humfried den Pariser Schiedsspruch verworfen, erging an alle Amtleute Schöffen Räthe und Gemeinden ein Edikt Herzog Johanns: „Er habe sichere Kunde, daß der Herzog von Glocester mit seinem Heer in Holland oder Seeland landen wolle. Jedermann müsse seine Waffen und alles Kriegszeug in Stand setzen, und auf den ersten Glockenschlag dorthin eilen, wo der Feind den Fuß an's Land setze. Der Herzog werde sofort da sein mit all seiner Macht. Wer sich weigere oder hindere, den solle man auf der Stelle gefangen nehmen, oder wenn er sich widersetze, gleich niederschlagen."

Aber seltsam, vom Sommer des genannten Jahres an hören die Befehle gegen die Hoeks auf. Als die Nachricht kommt, Humfried sei in Calays, läßt Johann von Bayern jede Stadt einzeln sich erklären, wie sie sich gegen die Engländer verhalten wolle. Gegen seine Gewohnheit rührt er sich wenig, als die Engländer und Hoeks den Hennegau einnehmen. Er geht im November nach Seeland, um am Platze zu sein, falls Feinde dort landen sollten. Im Dezember, als ihn sein Brabanter Vetter um Hülfe gegen Humfried anruft, ist wiederholt die Rede davon, daß er mit Heeresmacht nach dem Hennegau ziehen wolle. Es wird aber gleichwohl dem Brabanter keine Hülfe geschickt. Dagegen warnt ihn Johann von Bayern, mit dem Burgunder sich

in Etwas einzulassen, wozu er ihm nicht vorher gerathen: sie Beide wollten immer im Einverständniß handeln. Auch gelobte er Jakobäas Mutter, ihre Leibzuchtsstadt, die wichtige Festung Schoonhoven, solle außer Fehde bleiben, nur müßten die Bürger sich der Flüchtlinge entschlagen, die er gebannt habe. War Johann von Bayern jetzt etwa milder gegen Jakobäa gesinnt? Vielleicht gönnte er seiner Nichte von ihrem väterlichen Erbe wenigstens den Hennegau. Denn eine fürchterliche Sterbensmahnung war ihm geworden, wohl geeignet, Nachdenken zu erwecken.

Die Hoeks haßten ihn tödlich, und nachdem er fünf Jahre hindurch all ihre Angriffe niedergeschlagen, machten sie Mordanschläge auf sein Leben. Einer der vertrautesten Räthe war ihm der Ritter Johann von Vliet, der schon bei Herzog Wilhelms Zeiten Hofmarschall gewesen, und von ihm die Hand seiner natürlichen Tochter Beatrix erhalten hatte. Von Jakobäa war er mit der Herrschaft über die Insel Marken belehnt worden. Es war derselbe, der das Wagestück ausführte, vor den Thoren Brüssels den Herrn von Bergen-Grimbergen niederzuwerfen, von welchem oben erzählt wurde. Vliets Gemahlin aber blieb ihrer fürstlichen Schwester im Herzen ergeben, sie ärgerte sich über Glück und Hochmuth der Kabeljaus, und stachelte ihren Gemahl wider deren Gönner, den Herzog, auf. So kam es, als Jakobäa nach England geflüchtet war, das Jahr darauf zwischen dem Fürsten und seinem Hofmarschall zu Mißhelligkeiten, und der Ritter wurde all seiner Dienste entlassen. Nun spie er Gift und Galle auf den Herzog, knüpfte mit den Hoeks an, und wie sich denken läßt, gab er seinem Grimm laute Zunge.

In Schoonhoven hatten die Hoeks ihre rechte Herberge. Dort kam Herr Johann von Vliet auf Himmelfahrtstag an, und an dem Abend ging er speisen bei Johann dem Bastard von Langerack. Da wurde er bekannt mit einem Herrn, der sich als einen englischen Kaufmann vorstellte, mit Namen Jan Henrichson. Ferner waren da zwei des Landes Verbannte, Florenz von Toll und Peter Butenweech, die sich heimlich dort aufhiel-

ten, und noch fünf oder sechs andere Herren aus der Stadt. Nach Tische gingen sie zusammen auf dem Damme am Strome spazieren, und der Ritter kam mit dem Engländer in's Gespräch. Dieser fragte ihn, ob er Wälsch könne? „Nein." Ob er Latein könne? „Nein." „Dann seid Ihr blos ein halber Mann", sagte der Kaufmann, sprach noch dies und jenes, und zuletzt kam er auf den Herzog zu sprechen und fragte, „ob er viel ausreite, oder zum Schießen gehe, oder wie er seine Zeit täglich zubringe?" — „Reiten thut er nicht viel," erwiederte Herr Johann, „aber täglich pflegt er zu schießen." — „Da nimmt er dabei auch wohl Briefe oder Zettel an?" — „Gewiß, es ist ein Herr von gutem Herzen, Niemand weigert er Gehör oder Zettel anzunehmen." — Da sagte der Kaufmann: „Ja, ich habe sagen hören, man nehme ihn wenig vor Vergiften in Acht. Sollte man ihn wirklich so leicht vergiften können?" — „Warum sollte das so unmöglich sein?" sagte Bliet und brach das Gespräch ab. Er überdachte die Sache und bestellte den Kaufmann auf den andern Abend zwischen zehn und eilf Uhr in seine Kammer in der Herberge, und da wurden sie einig, der Engländer sollte ihm um Margarethentag, drei Tage früher oder später, das Gift liefern, den Herzog damit zu vergeben, dazu viertausend Kronen für den Anfang, und wenn das Werk vollbracht sei, noch vierzigtausend Kronen. Das Gift sollte ankommen mit einem Briefe, mit dem Siegelring versiegelt, den Henrichson an der Hand hatte. „Ob er's nun in England könne wissen lassen, daß er den rechten Mann gefunden?" fragte der Letztere. Der Ritter antwortete: „Das könne er wohl thun, nur nennen sollte er ihn nicht."

Das war also am Freitag nach Himmelfahrtstag. Am Montag darauf kamen Florenz von Toll und Peter Butenweech mit Bliet auf dieselben Sache zu sprechen, und sie verabredeten eine Zusammenkunft in der Dorfkirche zu Willigen. Dort wurde festgesetzt: sie wollten ihm das Gift bringen, und wenn er's gestrichen hätte, würden sie ihm auf sein Wort zweitausend Kro-

nen baar geben, und fünfzig Tausend in Pfand oder Gelde bei heimlichen Freunden, die ihm sicher wären, hinterlegen, daß er's haben solle, wenn das Werk gefruchtet hätte. Und das müßte geschehen sein vier Tage vor Margarethentag, der noch vor Mitte Juli fällt. Sie fragten Herrn Johann: „was für Gelöbniß oder Bürgschaft er darum wolle?" — „Ihr seid Vertriebne und Verbannte", erwiderte er, „an Euch wäre ich nicht sicher!" — „Aber wißt Ihr Keinen in Utrecht, der's Euch verbürgte?" Und Herr Johann nannte Gerhard den Keyser und Johann Knyff. „Wohl!" sagten sie, und machten einen sichern Tag aus, wo sie in Loepick in der Kirche wieder zusammen kämen. Jene Beiden reiseten nun nach Utrecht, um mit Dietrich dem Braunen sich wegen der Bürgschaft zu benehmen. Am bestimmten Tage kamen sie mit diesem Dietrich, und ferner mit Gerhard dem Keyser und Johann Knyff nach der Loepicker Kirche, wo sie den Ritter trafen. Die Beiden aus Schoonhoven sprachen mit den drei Utrechtern, und gingen dann wieder zu Herrn Johann, und Dieser sagte zu Jenen: „Ich habe mit diesen Beiden einen Bürgschaftsvertrag geschlossen um eine Sache, für welche sie mir Geld zahlen sollen: wollt Ihr dafür bürgen als Kaufleute?" Da sagten Gerhard und Johann Knyff: „Ja, wir bürgen Euch dafür." So wurde man nun einig, und sie gaben dem Ritter das Giftbüchschen in einem hirschledernen Beutelchen. Sie meinten aber, es werde wohl nicht stark genug sein; wenn es nicht fruchten sollte, würden sie ihm anderes Gift von England kommen lassen. Schließlich wurde noch verabredet, sobald Florenz und Peter oder Dietrich der Braune es die beiden Utrechter wissen ließen, sollten diese Herren Johann das Geld geben.

Nun reisete er nach dem Haag, und strich an des Fürsten Gebetbuch das Gift, es war etwa so viel wie eine Nuß. Was noch in dem Büchschen war, das schüttete er an einen Abort, trat das Büchschen mit seinen Füßen auseinander, und warf es hinterdrein. Und den Handschuh, womit er das Gift gestrichen, hieb er entzwei, und verbrannte die Stücke im Feuer. Seine

Finger aber rieb er an der Mauer ab, ehe er etwas aß. Der Herzog wurde krank, starb aber nicht. Als nun Bliet nach Schoonhoven kam und die zweitausend Kronen haben wollte, da machte man Einreden und meinte, das Gift habe nicht geholfen und dergleichen, so daß nun der Ritter an Dietrich den Braunen schrieb und ihm den Brief durch ein Weiblein sandte. Aber auch von Utrecht erhielt er kein Geld. Auch wußte er nicht, ob die beiden Utrechter Bürgen von der Sache wußten oder nicht.

Mit solchen Worten legte Johann von Bliet ein Geständniß ab, und auf dieses Geständniß ist der Ritter gestorben. Sein Verbrechen war bald nach der That ruchbar geworden, man weiß nicht mehr auf welche Weise. Unsere Urkunden weisen nach, daß er schon am 21. Juli in Purmerende gefangen lag, und daß die Geheimräthe des Fürsten mit Abgeordneten der vier vornehmsten Städte hinreiseten zu seinem Verhör. Am Tage seiner Enthauptung, am 3. August, wiederholte er sein Geständniß vor dem ganzen Rath von Holland, worin außer dem Schatzmeister saßen die Barone Franz Florenz und Philipp von Borselen, Wilhelm von Egmond und andere Räthe, auch Einige aus dem Luxemburger Lande, dazu die Abgeordneten der zehn bedeutendsten Städte in Holland. In Gegenwart der Abgeordneten der Stände und unter ungeheurem Zulauf aus dem ganzen Lande, wurde er geköpft und geviertheilt. Sein Haupt wurde auf einem Thurm der Hofpforte im Haag ausgesteckt, und die Stücke seines Leibes fuhr der Henker nach den vier Hauptstädten Hollands, wo er sie am Thore aufhing. Das war die Strafe des Fürstenmordes. In Leyden hing das Stück seines Gebeins noch im nächsten Jahr, bis es ein Windstoß niederwarf, und der Stadtrath es durch den Todtengräber sammeln und auf dem Kirchhof einscharren ließ.

Nun siechte der Herzog noch lange Monate hin. Er wußte, daß sein Lebensfaden schon halb zerschnitten war. Im September beschenkte er die Geistlichkeit seiner Hofkapelle im Haag mit Gütern und Freiheiten, „damit sie seines Alters und seiner Seele im Gottesdienste gedenken sollten." Und er war doch erst ein

infziger. Auf des Brabanters Drängen fing er endlich an,
it Macht zu rüsten, und versprach, wenn er gesund wäre, mit
inem Heere am dreizehnten Tage zur Stelle zu sein. Damals
er, zu Ende des Dezembers, war er bereits sehr krank, und
Bilhelm von Egmond, den er einstweilen zum Ruhwart bestellt
atte, und der Schatzmeister Gaesbeek beriefen die vornehmsten
abeljaus nach dem Haag, um Maßregeln auf den Todesfall
s Fürsten zu berathen. Am bezeichneten dreizehnten Tage
nk er plötzlich todt zu Boden, es war am Dreikönigsmorgen
s Jahres 1425. Tags vorher hatte er noch seinen getreuen
othaft eine Zahlungsanweisung von 300 fl. gemacht, wofür der
itter die Kleinodien gekauft, mit welchen der Herzog zu Neu=
ihr seine Gemahlin nnd deren Hofdamen und Gesinde beschenkt
atte. Johann von Bayern wurde im Haag begraben, und ein
ar Hand voll Erde bedeckten nun den Weitgefürchteten und all
ine großen Pläne.

So hatte endlich Vliets Gift doch gewirkt. Wessen Hand
mischte, ist niemals offenbart worden. Es trafen dabei zu=
mmen der persönliche Haß des entlassenen Hofmarschalls, der
arteihaß der Hoeks, und offenbar ein Anstoß aus England,
o sich die Flüchtigen an Jakobäas Hofe sammelten. Ihren
heim, diesen Furchtbaren, mußten die Hoeks erst aus dem Wege
iben, erst dann konnten sie auf Sieg sich Rechnung machen. In
ngland wurde auch ein Abgesandter Johanns von Bayern er=
lagen, den er wahrscheinlich auf heimliche Kundschaft dorthin
schickt hatte: für diesen verordnete Jakobäa noch in ihrem Testa=
ente vierhundert Seelmessen nebst Genugthuung an seine Ver=
andten.

Zum zweitenmal nach kurzer Ehe mußte sich Elisabeth von
örlitz in den Wittwenschleier hüllen. Alle ihre Aussichten, durch
elche sie hoch sich über Jakobäa gehoben, waren dahin. Um so
ger schloß sie sich an Philipp an, und trug so wenig als irgend
n Kabeljau Scheu, sich durch Güter der vertriebenen Hoeks zu
reichern.

Auf die Schreckensnachricht, ihr gewaltiger Hort und Herzog sei plötzlich Todes verblichen, eilten alle Vornehmen der Kabeljaus nach dem Haag. Noch bildeten hauptsächlich sie die Stände des Landes, noch hatten sie allein die Aemter im Besitz, und damit sie dabei blieben, ließen sie kaum einen Tag nach des Herzogs Hintritt vergehen, als sie schon in feierlicher Ständeversammlung zusammentraten, und Johann von Brabant, weil er der Landesherrin rechter Gemahl und Vogt sei, zu ihrem Herrn und Fürsten erklärten. Sie stellten die Herren von Gaesbeek und Egmond als seine Statthalter und Ruhwarte des Landes auf, und erließen schleunige Gebote an die Städte und Amtleute, im Namen des Herzogs von Brabant das Recht zu verwalten und die Steuern zu erheben, gegen jeden Angriff werde man ihnen beistehen. Dann reiseten die Ruhwarte zu den Hauptstädten, um sie zu stärken und zu ermuthigen, und eröffneten eine neue und grimmige Hetze gegen Jakobäas Anhänger. Auch die letzten Hoeks sollten flüchten, damit das Land von Unrath rein und klar sei, wie das Verdeck eines Kriegsschiffes.

Zugleich sandten die Kabeljaus ihre Boten nach Brüssel, der Herzog müsse auf der Stelle zu ihnen kommen. Johann von Brabant berief sofort seine Stände nach der Hauptstadt, zu rathen, was zu thun. Man war einig, der Herzog müsse unverzüglich nach Holland, um wenigstens dies Land zu schützen, damit es ihm nicht ebenso wie der Hennegau verloren gehe. Also bestellte er seinen Bruder St. Paul zum Oberfeldherrn, vertrauete die Landesregierung einem Zwölferrath aus den Ständen, und begab sich am 18. Januar mit seinem Hofe und mehreren Räthen nach dem Haag. Er war sehr krank und konnte nicht zu Pferde sitzen. Doch die Kabeljaus ließen ihm keine Ruhe, sie fuhren und trugen ihn in Holland und Seeland umher, damit er nur erst die Huldigung empfinge. Am 8. Februar gelobte Johann: sämmtliche Freiheiten und Privilegien unverbrüchlich zu halten, von den Gütern des Landes auf keine Weise etwas zu entfremden, nur Landeseingeborne anzustellen, und seines Vorgängers

Schulden zu bezahlen. Auch versprach er feierlich, Keinen von den Verbannten oder Flüchtlingen wieder in's Land zu lassen ohne freiwillige Zustimmung der Stände. Alles hieß er gut, was die Kabeljaus bisher gethan hatten, und ernannte Gaesbeek zum ersten Ruhwart, Egmond zum Schatzmeister des Landes, und Franz von Borsselen zum zweiten Ruhwart. Dabei überschüttete er seine Anhänger mit Privilegien und Gnaden, und machte sich verbindlich, Keinen seiner Stelle zu entsetzen, es sei denn, er bezahle ihm zuvor Alles, was derselbe von ihm fordern könne für Auslagen Rückstände und dergleichen. Es war ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß des Fürsten mit einer Partei. Mit den Friesen dagegen vertrug sich Johann von Brabant, ohne sein Fürstenrecht zu sehr zu betonen, damit er nur Frieden vor ihnen habe.

Wer aber hinter all diesen Vorgängen stand als Anstifter, war Herzog Philipp. Alsbald nach Johanns von Bayern Tode erschienen die burgundischen Räthe und mit ihnen die Abgeordneten der flandrischen Städte im Haag, die Pläne ihres Herrn in's Werk zu setzen. Die Kabeljaus begriffen recht wohl, daß unter dem Brabanter Schwächling sie allein die Herren im Lande seien, und sie durften sich verlassen auf die Zusage des Herzogs von Burgund, er werde seinen Vetter bei ihnen vertreten, und ihnen helfen mit seiner Stärke, wo es Noth thue.

Ohne Philipps Einmischung wäre Holland und Seeland sicher Jakobäa nicht verschlossen geblieben. Denn das Volk glaubte, der Pabst selbst habe ihre frühere Ehe vernichtigt, und Humfried sei jetzt des Landes rechter Vogt.

Die Bürgerschaft von Gouda war nicht dazu zu bringen, daß sie dem Brabanter huldigte. Selbst die beiden vornehmsten Städte, Dortrecht in Holland und Ziericksee in Seeland, erklärten sich neutral. Sie meinten erst abzuwarten, wer sich als rechter Landesherr ausweise. Die Zierickseer schickten Boten nach Mons: man möge ihnen Abschrift der Bulle senden, in welcher der Pabst Jakobäas Ehe mit Humfried für recht und gültig erkläre. Zugleich schlossen die Bürger dieser Stadt einen festen Bund mit

einander: sie wollten fest zusammenstehen in der schweren Zeit, jeden Schaden gemeinschaftlich tragen, und nur Dem als Fürsten huldigen, den einmüthig all die Bürgerbeamten und Räthe anerkennen würden.

Die Verbannten aber kehrten auf heimlichen Wegen in's Land zurück, und regten ihre Freunde auf. Die leichten Fahrzeuge der Hoeks ließen immer zahlreicher sich auf den Flüssen und Küstengewässern blicken. Sie hatten zwei Hauptplätze, wo sie sich sammelten, den einen im Süden auf den Wards, wo Yssel Leck und Maas zusammenströmten und man leicht die befreundeten Städte Gouda und Schoonhoven erreichte, den andern im Norden an der Mündung der Eeme, wo die Hoeks sich auf Amersfort stützten und Medemblick bedroheten, das bereits im Aufstande war. Humfried und Jakobäa hatten ihre offenen Briefe in Holland und Seeland umhergeschickt, und forderten die Unterthanen auf, zu ihnen zu stehen als den rechten Fürsten, und sie fanden genug Anhänger, welche diese Briefe heimlich verbreiteten. Auch die Hennegauer Stände sandten die Mahnung, daß Holland-Seeland-Hennegau bei einander und ungetheilt bleiben müßten. Johann von Brabant erklärte dagegen Jeden für einen Landesverräther, der solche Briefe nicht sofort abliefere, oder der einem Hoek Herberge oder Förderung gebe. Ja, er setzte sogar zwanzig Kronen darauf, wer einen Hoek fange und liefere, und zehn, wer einen todtschlage.

Mitten in diese Gährung und Unruhe erscholl auf einmal die Nachricht, die Hoeks hätten sich Schoonhovens bemeistert. Diese wichtige Stadt am Leck gehörte zu den Leibzuchtsgütern von Jakobäas Mutter, und sie hatte dort Dietrich von Maerssen als ihren Statthalter eingesetzt. Auf dem festen Schlosse in der Stadt war Wilhelm v. d. Coulster als erblicher Inhaber von Johann von Bayern bestätigt worden, den Kriegsbefehl aber auf der Burg führte Arnold Beylink, der Schultheiß in Gouda gewesen. Nun hatten sich gerade in Schoonhoven und Umgegend viele Flüchtlinge versammelt, die ihren Genossen im Hennegau

Nachricht gaben, daß sich hier ein guter Schlag führen lasse. Jakobäa hielt Rath mit Humfried, ihrer Mutter, und mit ihren Getreuesten. Man konnte durch die feindlichen Heeresmassen, welche sich von Brabant heranwälzten, nicht durchdringen. Aber es mußte etwas geschehen, um dem holländischen Volke zu zeigen, daß die Fürstin nahe sei. Also erhielt Florenz von Kyfhoek Befehl, in aller Stille mit versuchten Leuten nach Schoonhoven aufzubrechen, und die Freunde dort wurden benachrichtigt, sich bereit zu halten. Es war um die Mitte des Märzmonats. In kleinen Haufen, denn größere hätten Aufsehen erregt, kam Kyfhoek bis in die Nähe der Stadt, und es gelang dem Schlauen, durch List seine Leute hinein zu bringen. Sofort stellten sich die Bürger auf ihre Seite, die Kabeljaus flüchteten in Eile auf ihre Burg, und rasch wurde auch diese rings umzingelt und bestürmt. Schon in der nächsten Nacht fielen die Vorderburg und andere Bollwerke in die Hände der Hoeks. Jetzt strömten von allen Seiten ihre Parteigenossen nach Schoonhoven. Ihre besten und erfahrensten Kriegsführer fanden sich ein, es waren Fünf darunter, die bereits den Ritterschlag sich verdient hatten, und zwanzig andere Edle. Schoonhoven wurde der Hauptwaffenplatz der Hoeks, von welchem aus sie gedachten, tiefer in Holland einzudringen.

Fünftes Kapitel.

Fürstliche Zweikampfsbriefe.

Zorn Philipps. Annäherung an Frankreich. Aufgebot zum Kreuzzug gegen Humfried. Parteiung in der Ritterschaft. Frankreichs Vortheil. Die Burgunder und Brabanter Kriegsvölker. Irrthum Humfrieds und Jakobäas. Humfrieds erster Brief an Philipp. Falschheitsvorwürfe. Anfängliches Stillschweigen Philipps. Gräßliche Verheerung des Hennegaues. Erstürmung und Einäscherung von Brain. Humfried bei Soignies.

Ausforderung zur Feldschlacht. Flucht des Städtevolks. Scharmützel unter den Ritterschaften. Ankündigung des Waffenstillstandes. Humfried von Philipp gefordert. Annahme des Duells und des Kampfrichters. Tagbestimmung. Philipps zweiter Brief.

Der Tod des Oheims und die Einnahme von Schoonhoven stellten Humfried und Jakobäa auch den Besitz von Holland und Seeland in fröhliche Aussicht. Doch inzwischen war ein arger Feind rasch und klirrend auf die Bühne getreten.

Humfried hatte all die klugen Berechnungen Philipps zerbrochen, plötzlich die so weit und geschickt angelegten Netze zerrissen. Er war sogar mit seinem Heere durch burgundisches Gebiet gezogen, ohne den Landesherrn nur einmal um Erlaubniß zu fragen. Nichts konnte für den Stolz und die Politik des Burgunder Herzogs peinlicher sein. Daher als die Nachricht erscholl, Humfried marschire wirklich nach dem Hennegau, gab es bei Allen, die es mit Frankreich gut meinten, freudige Gesichter. Jetzt hatte der friedenstiftende Savoyer Oheim sein Spiel gewonnen, und der französische König erhielt Zeit, sich von seinem tiefsten Falle zu erholen. Philipp war gleich von Paris nach Maçon gereist, und hatte dort mit Amadäus, mit französischen Großen, mit den Gesandten Karl VII. unterhandelt. Hätte die ritterliche Pflicht der Blutrache vom Burgunder Fürsten nicht gefordert, daß die Mörder seines Vaters bestraft wurden, oder hätte sie der König, welchen sie als Rathgeber umringten, opfern wollen, so wäre schon jetzt Frieden geschlossen und die englisch-burgundische Allianz aufgelöst. Einstweilen feierte Philipp seine Hochzeit, und verlobte seine Schwester Agnes mit Karl von Bourbon. Zu Weihnacht ging er mit dem ganzen Hofe nach Chartreux, und seine fromme Herzogin bediente die Mönche im Refektorium, während sie speiseten.

Voll Grimm und Beschämung sann Philipp, wie er Humfried überbieten könne. Vor aller Welt sollte er beschimpft werden. Nun war es damals die schreckliche Zeit der Hussitenkriege. Man zog wider die böhmischen Ketzer und Wüthriche in's Feld, gleich

wie gegen Ungläubige und Christenfeinde. Auch in den Niederlanden war der Aufruf zum Kreuzzug von allen Kanzeln verkündigt, und viele Ritter und Bürger waren zu König Sigmunds Fahnen geeilt. Sollte sich Humfried nicht zu einem solchen ketzerischen Unhold stempeln lassen? Er hatte ja die Kirche geschändet, die Grundfesten der christlichen Gesellschaft erschüttert, als er öffentlich eines Andern Eheweib zur Frau nahm. Eine Art Kreuzzug also ließ Philipp gegen Humfried aufbieten, in größter Hast und öffentlich in all seinen Landen. Von den Kanzeln in der Kirche, vor den Rathhäusern, auf den Dörfern mit klingender Schelle, überall wurde verkündigt: „Ritter und Lehnsleute, Adel und Bauern, und Alles was nur Waffen tragen könne, solle sich in Eile aufmachen und versammeln unter den Befehlen der Herren von Luxemburg, L'Isle Adam, Croy, und anderer Lieutenants und Feldhauptleute des Herzogs, um zu dem Brabanter Heer zu stoßen und gegen Humfried von England zu streiten, so tapfer und eifrig sie es vermöchten." Chatillon war als Sammelplatz bestimmt.

Eine so ungewöhnliche Weise, gegen einen Vetter und Alliirten aufzutreten, regte alle Welt auf. Große Mengen Volks setzten sich nach dem Hennegau und Brabant in Bewegung. Nun spaltete sich feindlich alle Ritterschaft in den Niederlanden, in Frankreich, in England. Man ergriff die Sache als einen höchst wichtigen Rechts- und Ehrenhandel, bei dessen Entscheidung jeder Mann betheiligt sei. Es fragte sich: kann eine Frau, die ihre Ehe für nichtig hält, ohne Weiteres ihren Mann verlassen und einen andern nehmen? Bei all der adligen Gewöhnung, den Frauen zu huldigen und zu dienen, als wären sie Engel vom Himmel, verstanden jene Ritter doch keinen Spaß, wo es ihre eheherrlichen Rechte anging. Die Flucht der Frau war die größte Schande für den Mann, und es handelte sich dabei auch um die Landgebiete Schlösser und Einkünfte, welche die Vermählung eingebracht. Dagegen gab es wieder Männer genug, welche gerührt von der jungen Fürstin Reiz und Unglück erklärten: „Hei-

lige Ritterpflicht sei es, gegen Diejenigen aufzutreten, welche sie erst in eine schmähliche Ehe hinein getrieben, und dann schamlos beraubten und verfolgten. Und worüber man sich denn empöre? Jakobäa habe ja gerade so gehandelt, wie Pabst und Kirche es wollten. Niemals hätte man in Rom die Ehe zwischen so nahen Verwandten zugeben dürfen, darum sei ja auch die erste Dispensation schon nach vierzehn Tagen widerrufen, und nur auf päpstlichen Befehl sei Jakobäa von der unseligen Verbindung zurückgetreten. Der heilige Vater selbst habe ihre Ehe mit dem Herzog von Glocester gesegnet und bestätigt." Erwiederten Jene nun, „das Alles sei nicht wahr, der Pabst habe ja zum zweitenmal Dispensation geschickt," so beriefen sich die Andern auf die Bullen, die aller Orten öffentlich verlesen und an den Kirchthüren angeschlagen seien. Sie sagten: „Von einem Widerspruch des Pabstes zu Rom höre man nicht das Geringste mehr. Diese Bullen verdienten also wohl mehr Glauben, als jene andern, mit welchen des Brabanter Herzogs Leute umherzögen. Wie könne man auch nur denken, daß diese ächt seien! Werde denn der Pabst widerrufen den Widerruf seiner Dispensation? Der arme Brabanter glaube ja selbst nicht an sein Recht, er habe zu Paris erklärt: daß er Jakobäa Humfried lassen wolle. Nun, dann müsse er auch ihre Fürstenthümer herausgeben."

So stritt man hin und her. Man griff zu den Waffen des kanonischen und des römischen Rechts, die Köpfe erhitzten sich, und zuletzt schlug jede Partei an's Schwert, als an die einzige Entscheidung. Wenn die Ritterschaft in England und im Hennegau sich freudig um Humfried schaarte, so zogen dagegen selbst aus dem englischen Frankreich Fähnlein heran, welche ihn bekämpfen wollten. Gegenüber von Humfrieds und Jakobäas Tafelrunde hatte sich eine ritterliche Genossenschaft gebildet, welche es sich zum Ziele setzte, die beleidigte Sitte und Rittorehre zu rächen. Diese Herren hefteten auf ihren rechten Arm kleine runde Schilde von Silber, auf welchen ein Stück Sonne gemalt war, zum Zeichen, daß so hell strahlend das Recht des Gemahls sei, welchen

Jakobäa freventlich verlassen. Als Bedford zum Besuche kam an Philipps Hofe, sah er zwei berühmte Ritter, den Bastard von St. Paul und Adrian von Humieres, mit diesen Armschilden einherstolzieren. In seiner Gegenwart ließen sie sich vernehmen: „Kein Engländer dürfe sagen, Glocester habe besseres Recht, als der Brabanter, oder er müsse ihnen erst den Armschild abreißen und sein Leben gegen sie im Kampf einsetzen." Schon hatte Bedford seinen Leuten befohlen, den Uebermüthigen die Armschildchen abzureißen, denn er hatte gehört, als sagten sie: kein Engländer werde sie antasten, oder er müsse mit ihnen kämpfen. Als er jedoch erfuhr, es handele sich bloß um Glocesters Ehesache, ließ er es hingehen.

Aus Tournay kamen außer den Mannschaften, welche die Stadt schickte, um gegen die Engländer zu kämpfen, noch dreihundert Gesellen, die sich „Leute vom guten Willen" nannten, weil sie auf ihre eigenen Kosten lebten. Jakobäa aber erhielt in jener Zeit den Beinamen „Dame Jacque la desirée."

Voll Sorgen nahm Bedford wahr, wie tagtäglich die Truppen seines Alliirten sich in Frankreich verdünnten, und wie Eifer und Interesse des Krieges nach den Niederlanden verlegt wurde. Die Lorbeeren seiner Schlacht von Verneuil, noch eben in frischer Blüthe, sollten rasch abwelken. Jetzt sollte für Frankreich sich wieder ein nationaler Wille stählen, vor allen Dingen erst den Fremden vom französischen Boden zu vertreiben. Denn die Franzosen, die im eigenen Lande für oder wider ihren angestammten König zu Felde zogen, kämpften nun in den Niederlanden für eine gemeinschaftliche Sache. Philipp aber sammelte in Dijon Gelder, wie zu einem großen Kriege, und ließ den Grafen von Luxemburg in den Hennegau einrücken mit einem starken Heere, welches sofort ungeheures Verderben verbreitete.

Die Brabanter hatten sich unter dem Befehle des Grafen von St. Paul versammelt. Auch ihrer hatte sich eine sonderbare Aufregung bemächtigt. Sie waren außer sich vor Aerger, daß ihre einst so geliebte Herzogin jetzt mit fremdem Heer und

Gemahl an ihrer Gränze stehe. Nicht einmal die Fehde, wie es doch unter allen Fürsten und Edlen des römischen Reichs Sitte war, hatte Humfried ihnen angesagt, als seine Engländer bereits auf Brabanter Gebiet streiften, und mit Brand und Todtschlag nicht einmal die geweiheten Hallen der Mönche und Nonnen verschonten. Wer in Brabant jemals Armbrust oder Bogen gespannt hatte, nahm sie jetzt auf die Schulter. Die Bogenschützen Englands hatten sich in den französischen Schlachten einen so furchtbaren Namen gemacht, daß Leute von Ritterart es sich zur Ehre rechneten, in ihren Reihen zu kämpfen. Nun wollten die Brabanter Bogenschützen es den englischen zeigen, daß sie ihren Ruhm nicht fürchteten. Philipp aber trieb aus den burgundischen Ländern immer neue Massen herbei. Es gab, Brabanter und Burgunder zusammengerechnet, ein Heer von mehr als sechszigtausend Mann, für jene Zeit etwas Unerhörtes. Man erzählte später, es seien bei dem ersten Aufruf an 180,000 Mann zusammen geströmt: Philipp aber habe die Meisten nach Hause geschickt, weil sie ja keiner habe ernähren können. Philipp sandte seine besten Feldherren: außer Johann von Luxemburg dessen Bruder Peter Graf von Conversant, dann die berühmten Kriegsmänner, den tapfern und klugen Herrn von Croy, den Herrn von Villers, der unter dem Namen L'Isle Adam weithin gefürchtet war, den Herrn Andreas von Valins, den Bastard von St. Paul, die Herren von Humieres, von St. Traille, und mehrere Andere.

Das hatten sich Humfried und Jakobäa nicht träumen lassen. Die Letztere beklagte sich bitter, daß ihr Vetter Philipp sie so grausam verfolge, und erklärte: „wider Jederman werde sie ihr Recht vertheidigen.“ Humfried aber schäumte wie ein Gießbach, als er erfuhr, Philipp lasse gegen ihn ein allgemeines Aufgebot ergehen, wie gegen einen Türken und Heiden. Nach ihrer Meinung hatten sie alles Mögliche gethan, um den Herzog von Burgund zufrieden zu stellen. Jahre lang hatten sie ihre Kriegslust gezügelt, Jahre lang auf den Besitz ihrer Fürstenthümer verzichtet, und waren von einem Unterhandlungstage zum

andern gekommen. Schließlich hatten sie nichts begehrt, als daß Humfried Fürst sei in Jakobäas Erbe, so lange sie lebe. Das konnte ja Philipp einerlei sein, ob Humfried oder Johann von Brabant ihr Land regierte. Starb Jakobäa kinderlos, so kam ja doch in einem wie im andern Falle Philipp die Anwartschaft zu. Und nun war er im benachbarten Artois und regte noch immer unabsehliches Kriegsvolk wider sie auf, und erfrechte sich sogar, in seinem Aufruf zu sagen: sie wollten keine Vermittelung annehmen. Jakobäa wies ihren Gemahl an, dem Burgunder öffentlich seine Falschheit vorzuwerfen, und so schrieben sie ihm folgenden Brief:

„Hoher und mächtiger Fürst! Vieltheurer und viellieber Vetter!

Man hat mir berichtet, daß in Euern Landen und Herrschaften jüngst von Euretwegen verkündet und ausgerufen ist, alles waffenfähige Volk und überhaupt alle Adligen und Unadligen, die Euch lehns- oder dienstpflichtig, sollten auf den Tag bereit sein, mit Herrn Johann von Luxemburg und Andern zum Dienst meines Vetters von Brabant zu gehen wider mich, meine Freunde Helfer und Unterthanen. Und dabei hat man mehrere unwahre Dinge zu hören gegeben. Soviel oder mehr habe ich entnommen aus der Kopie gewisser Briefe, welche von Euch geschrieben lauten in Eurer Stadt Dijon den zwanzigsten November. Diese Erlasse und Briefe erschienen, glaube ich, mit Euerm Wissen und Befehl, obgleich Ihr gut genug wißt, was ich in der letzten Zeit auf Eure Bitten Vorstellungen und Gesuche gethan, — wie oft ich mich meinem guten Bruder dem Regenten und Euch unterstellt habe, um den Streit und Zwiespalt beizulegen, dessen in jenen Briefen gedacht ist, und der besteht zwischen meinem genannten Vetter von Brabant und mir, — wie viel Rechtstage ich deßhalb angenommen, und welche Angebote zu meinen Ungunsten ich thun ließ, auf die, wir Ihr besser wißt, als ein Anderer, man von Seiten des Herzogs von Brabant niemals eingehn, noch irgend einen Vertrag annehmen wollte, — voraus-

gesetzt, daß das Alles in jenen Briefen in's Gegentheil gesch[illegible]
ist, wie Ihr Euch durch beiliegende Abschrift, wenn Ihr sie ei[illegible]
sehen wollt, überzeugen könnt. Und ich weiß auch, daß, was [illegible]
hierin gethan, Eurem guten Gedächtnisse noch nicht entschwunden i[illegible]

Und Ihr wißt auch, wenn Euch Blutsfreundschaft [illegible]
wegen sollte, etwas zu thun, so müßtet Ihr eher meiner Part[illegible]
als der andern zu helfen geneigt sein, da meine Genossin [illegible]
Gemahlin zwiefach Eure rechte Base ist, und mein Vetter [illegible]
Brabant Euch so viel und so nahe nicht angeht. Und auch
dem seid Ihr dazu verpflichtet durch den Friedensvertrag, [illegible]
Ihr und ich feierlich beschworen haben. Das wird der Herz[illegible]
von Brabant niemals schwören, sondern er hat, wie Ihr wißt, ei[illegible]
gegentheilige Allianz gemacht, die Euch gegen ihn aufbring[illegible]
müßte. Dieser Vertrag ist nicht durch mich gebrochen, noch wi[illegible]
er es jemals. Ja, schon der Gedanke würde mich schwer [illegible]
kümmern, und ich sollte meinen, wenn ich das gethan hä[illegible]
könnte mir nie mehr Gutes widerfahren, wie es auch nicht [illegible]
würde. Eben so halte ich wahrlich Euer Gemüth für so edel, daß I[illegible]
in Euerm Leben nicht anders handelt, um keiner Sache wil[illegible]

Andrerseits aber habt Ihr noch nicht wahrnehmen könn[illegible]
daß ich weder vordem, noch seit ich hier bin, nicht stets in d[illegible]
Wunsche gelebt hätte, Euch und den Eurigen gefällig zu se[illegible]
oder daß ich jemals gethan bewirkte oder ertrug oder duld[illegible]
daß Euch und Euern Unterthanen irgend Kümmerniß oder Sc[illegible]
den geschah. Ich habe vielmehr Eure Unterthanen behandelt [illegible]
gehalten und mir empfohlen sein lassen, als wären es mei[illegible]
eigenen, wie sie davon Euch selbst Kunde geben können.

Und hiermit wißt Ihr, wie ich Euch bisher geschrie[illegible]
was wahr ist, daß ich nicht hierher gekommen bin, irgend etw[illegible]
von einem Andern zu suchen, vielmehr zu fordern oder anzusprech[illegible]
zufrieden bin mit dem, was mir gebührt und gehört von weg[illegible]
meiner Gemahlin, Eurer Base, und was ich mit Gottes Hü[illegible]
bewahren will, so lange sie lebt, und das ist mir völlig gen[illegible]
gend. Wenn ich aber etwas thun mußte und muß gegen mein[illegible]
besagten Vetter, so trage nicht ich, wie Ihr wißt, die Schul[illegible]

ndern durch seine Unternehmungen gezwungen, meine Ehre wahren und mein Land zu vertheidigen. [illegible] ich nicht [illegible] s, wie Ihr wohl wissen könnt der Wahrheit gemäß. — dies. ube ich, wißt Ihr schon, es sind [illegible] bekannte Dinge. shalb kann ich nicht glauben, daß jemals jene [illegible] und efe mit Euerm Wissen oder sicherer Kenntniß gemacht [illegible].

Deßhalb, hoher und mächtiger Fürst, mein vielth[eurer] und geliebter Vetter, bitte ich Euch in Wahrheit sehr, daß Ihr, s hier gesagt ist, wohl erwägen wollt, nämlich: was ich [illegible] racht Eurer und Eures Vorstellens und [illegible] [illegible]. Verwerfung von Seiten der andern Partei. — die [illegible] der Blutsfreundschaft. — den Freundschaftsvertrag. — s ich in keiner Sache Euch zuwidergehandelt habe. — [illegible] besagten Unternehmungen meiner Gegner. Und ich [illegible] s selbst, wenn das sich so verhielte, was man nicht [illegible] jen und was ich noch nicht glauben kann. — wenn Ihr [illegible] st bedenket, so werdet Ihr andern Rath [illegible] und [illegible] inung sein.

Wollt Ihr aber anders handeln, so wird Gott, dem man chts verheimlichen kann, mein gutes Recht [illegible], [illegible] t Eid, den Ihr geleistet, darauf berufe ich mich.

Hoher und mächtiger Fürst, vieltheurer und [illegible] tter, durch den Ueberbringer Dieses laßt mich Euer [illegible] sen, und giebt es eine Sache, die ich für Euch thun kann, werde ich es von ganzem Herzen thun. Unser Herr [illegible], Euch beschützen möge.

Geschrieben in meiner Stadt Mons unter meinem Siegel, t zwölften Januar. Hoher und mächtiger Fürst, mein viel[theurer] und vielgeliebter Vetter, ich schicke Euch hiermit eingeschlos[sen] die getreue Kopie jener Briefe, so gezeichnet: de Gros. Euer [Ve]tter, Herzog von Glocester, Graf von Hennegau Holland Seeland Pembrocq und Herr von Friesland."

Philipp nahm diesen Brief vom Herold, der ihn feier[lich] überbrachte, in Empfang und steckte ihn in die Tasche,

so scharf er auf seine Wahrhaftigkeit und ritterliche Bundestreue auch abzielte. Die rechte Zeit zur Antwort schien ihm noch nicht da. Nochmal kamen seine und Bedfords Kanzler und Geheimräthe nach dem Hennegau und nach Brabant, und nochmal zogen sie hin und wieder, um gütlichen Vertrag zu Stande zu bringen. Das dauerte so zwei Monate. Unterdessen aber rasete ein entsetzliches Kriegstoben, welches Philipp mit stiller Lust anfeuerte. Die Menschen wußten sich vor innerer Wuth und Aufregung nicht zu lassen: es war, als wenn Jedermann im Gegner zugleich seinen Todfeind wüßte. Nationalhaß, die Rohheit jener Zeiten, und die schweren Fragen, welche Jakobäas unselige Ehesache heraufbeschworen, Alles wirkte zusammen. Das Elend der Hennegauer war nicht zu beschreiben. Was die Wildheit und Habgier ihrer englischen Gäste übrig ließ, das holten sicher die Brabanter und Burgunder. St. Paul hatte sein großes Heer längs der Gränze vertheilt, seine beiden Hauptplätze waren Hal und Nyvels. Es hieß, Philipp selbst wolle Valenciennes belagern, Croy und Johann von Luxemburg sollten Mons angreifen. St. Paul unterdessen ruhete nicht, von der Brabanter Seite her die feindlichen Streifzüge mit Mord Raub Brand zu vergelten, und wenn man Engländer fing, schickte man sie auf Wagen gebunden nach Brüssel. Er hatte in seinem Lager auch 1200 Burgunder, und da er selbst noch so jung war, hatte ihm Philipp den Grafen von Conversant, den Bruder Johanns von Luxemburg, beigegeben, der ihn leitete. Einmal legten sich die Brabanter in die Büsche und Schlupfwinkel bei Brain, ein kleiner Haufe mußte die Engländer herausfordern, und als diese ordnungslos hinter ihnen herstürmten, geriethen sie in Hinterhalte, und wurden mit Verlust bis vor die Mauern von Brain zurückgeworfen. Da kamen die Jagdhunde, welche des Fürsten Jägermeister von Alters her in großer Zahl in Brain zu halten pflegte, aus dem Thore, und zerfleischten die halbtodten Engländer, und Keiner wagte vor der Wuth der ausgehungerten Thiere, sich den jammervollen Menschen zu nahen.

Endlich legte sich die ganze Brabanter und Burgunder Macht vor Brain, welches mit tiefen Gräben, mit hohen Mauern und Thürmen, mit starken Vorwerken auf das Trefflichste bewehrt war. Die reichen Brabanter Städter hatten in großer Menge grobe Geschütze und Wurfmaschinen mitgebracht: diese pflanzten sie ringsum auf, und überschütteten die Stadt mit einem unaufhörlichen Hagel von Kugeln. Die schweren Steingeschosse zerrissen die Mauern, glühende Pfeile steckten die Thorbedachung in Brand. Die Engländer aber, obgleich ihrer nur ein paar Hundert waren, und die tapfern Bürger von Brain wankten nicht.

Humfried und Jakobäa waren auf die Nachricht, daß man Brain angreife, von Mons aufgebrochen und standen zu Soignies, eine Stunde vom feindlichen Lager. Weil sie mit Angriff drohten, stellten sich zwei Mal die Brabanter und Burgunder auf dem Felde in Schlachtordnung, während im Lager auf den Streithengsten die Fähndriche harrten mit eingerollten Bannern, bis das Treffen beginne. Humfried rührte sich nicht. Es schien, als fürchte er sich eben so sehr, das übermächtige Heer der Brabanter anzugreifen, als diese sich fern hielten von den Engländern. Und doch wollten die Brabanter wissen, er habe bereits den Tag der Schlacht bestimmt gehabt.

Man beschloß nun im Brabanter Lager, einen allgemeinen Sturm gegen die Stadt zu wagen. Die Herren schmückten sich mit ihren besten Waffen und schönsten Feldzeichen. Wagen voll Heu und Stroh wurden herbeigeschleppt, die Gräben zu füllen, und darüber warf man Baumzweige und allerlei Holzwerk. Ueber diese Brücken stürmten die Belagerer und legten die Leitern an, vorn an die Herren mit fliegenden Bannern. Doch die Festungsmauern waren hoch, und die Belagerten brauchten so fleißig Büchsen und Bogen und stürzten so eifrig Steinblöcke hinunter, daß sie die Stürmenden in die Gräben warfen, mancher Herr verloren ging, und der Angriff abgeschlagen wurde.

Leider noch einen solchen Sturm auszuhalten, sahen sich Bürger und Besatzung zu schwach. Sie kapitulirten am 11. März,

dem achten Tage nach dem Beginne der Belagerung. Alle En
länder sollten frei abziehen den Stock in der Hand, und
Bürger wurden in die Gnade des Herzogs von Brabant geste
Man hatte sie wissen lassen, daß sie mit einer Summe Geld
davon kämen. Solche Bedingungen hatte sich der Belager
Tapferkeit erzwungen. Es war vergebens, alle Wuth entlad
sich über der unglücklichen Stadt. Als die Thore sich öffne
und die Engländer abzogen, war all das Städtervolk aus B
bant und Lüttich, aus Flandern Artois und der Boulogne n
zu halten. Die Massen drangen in die Stadt, schlugen al
todt, was ihnen vor die Augen kam, Bürger und Engländ
plünderten, brannten, und es dauerte nicht lange, so war
ganze Platz ein Meer von Feuer und Rauch, aus welchem
Fluchen der Plünderer und der Todesschrei ihrer Opfer her
tönte. Nur ein Theil der Engländer und Bürger wurde
den Rittern in das Zelt des Feldherrn gerettet. Jetzt w
man auch die Thore und Mauern in den Stadtgraben, und
früher Brain gestanden, sah man nur eine Stätte voll A
Trümmer und Leichen. Alle Ritter im Heere waren emp
über eine solche Niederträchtigkeit und sagten: „Da sehe man
dies Städtervolk lerne niemals, was Recht und Brauch
Kriege sei.“

Man fragte die Engländer im Zelte des Oberbefehlsh
bers, warum sie die Stadt, welche doch so fest und mit Lebe
mitteln noch versehen gewesen, übergeben hätten? Sie antw
teten: als sie von den Mauern gesehen, wie die Herren mit ih
Feldzeichen und Bannern zum Sturm heranrückten, sei auch
Ritter St. Georg, ihr heiliger Landespatron, darunter gewes
Auf weißem Streitroß habe er gesessen, ganz in seinem gewöh
lichen Schmuck und Wappen, in leibhafter Gestalt sei er v
Pferde gestiegen, habe den Graben durchwatet und habe begonn
die Mauer zu erklimmen. Als sie das gesehen, seien sie v
Schrecken und Grauen halbtodt gewesen, und alle Kraft sei ihn
gewichen, und Jeder habe im Stillen gedacht: das sei ein Zeich

che Gottes gegen ihren Herrn den Herzog und seine
und ungerechte Sache. Es war aber unter den Herren,
Sturm heranritten und sich ihre Banner vortragen ließen,
n Herr Daniel von Bouchout gewesen, der auf einem
el saß, und sein Wappen war gerade so wie des St. Georgs,
die Engländer in ihrer Aufregung, in ihrem bösen Ge-
u erblicken glaubten.

ls Brain eingeäschert wurde, ging im Heere der Brabanter
rgunder die Rede: jetzt werde man nach Soignies auf-
und die Engländer angreifen. Da erschienen Humfrieds
bei St. Paul und forderten ihn heraus zur Feldschlacht.
m stellte sich das große Heer in Schlachtordnung. Aber es
nen ganzen Tag, es wartete den folgenden und noch zwei
während es schneiete und regnete, der Feind kam nicht, und
tter wurde immer wüster. Endlich brach St. Paul auf:
banter aus den Städten fühlten keine Kriegslust mehr,
chte Wetter hatte sie mürbe gemacht, und die Unthaten in
agen ihnen im Gewissen. Sie hatten noch immer große
vor den Engländern. Also wurde beschlossen, wieder nach
u ziehen. Weil St. Paul aber fortwährend fürchtete,
mfried ihn anfalle, so ließ er alle die Ritter und Herren
und in Waffen reiten, als ginge es zur Schlacht, und
Städtervolk mußte gute Ordnung halten. So marschir-
langsam vorwärts, und richtig, als sie eine Strecke Weges
ch hatten, hieß es: die Engländer wären da. Sogleich
sich all die Bürger und Herren aus den Städten, es
ihrer noch bei Vierzigtausend sein, in die wildeste Flucht,
die Rüstung weg, und ließen ihre Wagen im Stich. Die
ah man weit und breit mit Waffen und Kriegszeug be-
s waren aber nur achthundert Engländer da, denen Hum-
ubt hatte, dem Abzuge der Brabanter zuzusehen. St. Paul
en Rittern faßte Stellung auf einer Anhöhe, die Eng-
standen ihm gegenüber, dazwischen war eine Vertiefung
m kleinen Bache. Man schoß und plänkelte hin und her,

und es gab einige Todte und Verwundete. Das dauerte so den ganzen Tag, weil jeder Theil hoffte, der Gegner solle zuerst abziehen. Als es anfing, dunkel zu werden, kamen eilends Herolde von Humfried und von Philipp: es sei Waffenstillstand, denn diese Beiden wollten Jakobäas Sache entscheiden im Zweikampf. So trennten sich die Heere, die wahrlich keine große Streitlust gezeigt hatten. St. Paul folgte mit den Edlen und Reisigen den Fortgelaufenen nach Brüssel, und die Burgunder Kriegsleute bezogen Garnisonen an der Gränze von Hennegau. Humfried zog nach Mons zurück.

Sein Säumen war nun erklärt. Es war nicht allein die furchtbare Größe des Brabanter Heers, was ihm bedenklich erschienen. Philipp hatte ihm auch Geist und Sinne in eine andere Richtung gelenkt. Gerade als Humfried in Soignies angekommen, hatte er von Philipp einen Brief erhalten. Als die Hennegauer bereits in heller Verzweiflung waren über die fürchterliche Verheerung, die solche erdrückende Massen fremden Kriegsvolks über ihr kleines Land verbreiteten, schrieb der Burgunder am selben Tage, als sein und der Brabanter Heer sich vor Brain legte, die Antwort an Humfried. Seinen Brief hatte er, um der Sache die größte Oeffentlichkeit zu geben, im vollen Rathe erörtern lassen. Die Antwort lautete:

„Hoher und mächtiger Fürst Humfried,
Herzog von Glocester!

Ich Philipp, Herzog von Burgund, Graf von Flandern und Artois, habe Euren Brief, den Ihr mir aus Mons im Hennegau unter Eurem Siegel am letzten 12. Januar geschrieben, empfangen. Er enthält mehrere Dinge, unter andern: Ihr hättet erfahren, wie man in meinen dortigen Landen und Herrschaften von meinetwegen hat veröffentlicht und ausrufen lassen, daß alle Waffenfähigen bereit sein müßten, zu ziehen mit meinem vieltheuren und vielieben Vetter Johann von Luxemburg und Andern in den Dienst meines vieltheuren vielgeliebten Vetters, des Herzogs von Brabant, wider Euch und Eure Freunde und Un-

erthanen, und daß man dabei Mehreres wider die Wahrheit zu
ören gegeben, wie das Eure Briefe enthalten. Soviel und noch
ehr hättet Ihr aus gewissen Briefen ersehen, von denen Ihr
ir eine Abschrift zugeschickt habt, und die von meinetwegen zu
ijon den 20. November verfaßt sind. Ich übergehe nun, hoher
nd mächtiger Fürst, den größten Theil Eures Briefes mit Still-
hweigen, denn es liegt mir wenig oder nichts daran, ausgenom-
en was meine Ehre berührt, welche ich nicht will und darf
hmähen oder beleidigen lassen wider Recht und Billigkeit. Deß-
alb schreibe und erkläre ich Euch, daß die Briefe und Aufrufe
n Wesentlichen ganz wie die Abschrift sind, die Ihr mir geschickt
abt, und daß sie mit meinem Wissen und auf meine Anordnung
Vollmacht und Anweisung geschrieben sind.

Dazu bin ich bewogen, weil Ihr Euch weigertet, den Ar-
keln und Punkten zu gehorchen, welche jüngst durch Euren lieben
Bruder, den Regenten, und mich im großen Rathe zu Paris auf-
esetzt und darnach Euch vorgelegt sind, um den Streit und Zwie-
alt beizulegen zwischen meinem vieltheuren und vielgeliebten
Vetter, dem Herzoge von Brabant, auf der einen und Euch auf
er andern Seite. Diese Artikel hat dieser mein Vetter, der
erzog von Brabant, — um Gott auf seine Seite zu ziehen und
urem lieben Bruder und mir zu Gefallen zu sein, — bewilligt
nd eingeräumt; aber nichtsdestoweniger seid Ihr — nach Eurer
Weigerung, und ohne das Ende des Prozesses, der am römischen
ofe über jenen Streit schwebt, abwarten zu wollen, — eingefallen
it Waffen und Kriegsgewalt in das Hennegauer Land, und be-
üht Euch, meinen Brabanter Vetter daraus zu vertreiben und
m seine Besitzungen zu rauben. Das sind die Ursachen meiner
Briefe, und diese sind zuverlässig und wahrhaft, so wie Ihr
ohl wissen könnt, und nicht übergehen noch verleugnen könnt.

Ich habe also darin nichts hören lassen wider die Wahrheit,
ie Ihr lügenhafter Weise und mit Unrecht mich zeihen und be-
huldigen wollt, wie mir scheint, in Eurem Briefe. Ich bewahre
n bei mir, als Beweisstück, wenn es Zeit sein wird. Genung

und zuviel gereicht es mir zur Schande, was meinem Vetter, dem Herzog von Brabant, Ihr gethan und Euch zu thun bemüht, ohne mir Ehre und Ruf antasten zu wollen, was ich nicht leiden würde und will, nicht von Euch und keinem Andern.

Auch glaube ich, daß die, welchen ich anhänge und welche mir anhängen aus Blutsfreundschaft Herkunft und Schwägerschaft, sowie meine getreuen festen Vasallen und Unterthanen, welche so herrlich und treu meinen Vorfahren und mir gedient haben, dergleichen nicht würden hingehen lassen noch dulden. Und deßhalb fordere und ersuche ich Euch durch diesen Brief: daß Ihr widerruft und widersagt, was Ihr geschrieben habt, daß ich nämlich etwas wider die Wahrheit hätte hören lassen wie gesagt ist und dem gemäß, was Euer Brief und offenes Schreiben enthält.

Und wollt Ihr es nicht thun und wollt Ihr aufrecht halten jene Rede, die mir Ehre und Ruf antasten kann, so bin und werde ich bereit sein, mich dessen zu erwehren meinen Leib gegen den Euren, und Euch zu bekämpfen mit der Hülfe Gottes und Unserer lieben Frau, indem ich einen angemessenen und passenden Tag annehme vor dem höchsten durchlauchtigsten und mächtigsten Fürsten, dem Kaiser, meinem vieltheuren Herrn und Vetter. Und auf daß Ihr und alle Welt sehet, daß ich diese Sache kurz machen will und streng meine Ehre wahren, so bin ich, gefällt es Euch besser, es auch zufrieden, daß wir zum Kampfrichter nehmen meinen vieltheuren geliebten Vetter, der auch Euer Bruder ist, den Regenten, Herzog von Bedford, den Ihr mit Recht nicht ablehnen dürft; denn er ist ein solcher Fürst, daß ich weiß, er würde Euch und mir und allen Andern ein rechtschaffener Richter sein. Und um der Ehre und Furcht Gottes willen, und um das Vergießen von Christenblut und um die Verheerung des Volkes, mit dem ich herzlich Mitleid habe, zu vermeiden, muß es für Euch und mich, die wir junge Ritter sind, passender sein, — im Fall Ihr die obigen Worte aufrecht halten wollt, — durch meinen Leib ohne Weiteres die Frage zu Ende bringen, ohne

hin auf dem Kriegswege zu gelangen, wodurch viele Edelleute
nd Andere so gut von Eurer als von meiner Seite erbärmlich
nkommen müßten. Käme es so, das würde und müßte uns
ißfallen, und müßte es ebenso Euch, weil der Krieg unter
hristen allen katholischen Fürsten mißfallen muß. Mir wenig=
ns hat der Krieg mißfallen, und mißfällt mir, wenn es sich
ders machen ließ.

Hoher und mächtiger Fürst! Ueber den Inhalt Dieses wollt
r mir antworten durch Euer offenes Schreiben und durch
berbringer Dieses oder durch Andere, so bald es sich thun läßt,
ne diese Sache zu verzögern durch Schreibereien oder sonstwie;
nn ich verlange in dieser Sache kurzen Bescheid um meiner
re willen, und ich darf und werde die Sache nicht auf diesem
unkte lassen. Und über diese Angelegenheit hätte ich nach Em=
ng Eures Briefes Euch früher geantwortet und geschrieben,
tten mich nicht mehrere wichtige Nachrichten überkommen und
ch aufgehalten. Und damit Ihr wisset, daß Dieses kommt von
inem Willen und aus eigner Bewegung, habe ich meinen
men unter diesen Brief geschrieben und mein Handsiegel dar=
ter setzen lassen. Gegeben den 3. März 1424."

Philipp kannte seinen Mann. Er wußte, daß dieser Brief
umfried in ein Meer von Aerger und Geschäftigkeit stürzen
rde. Denn die Antwort, eine wahre Staatsschrift für Ritter
er Zeit, wollte wohl überlegt sein im fürstlichen Rathe. Mit
ner Kunst hatte Philipp seine Worte so gewählt, daß sie Hum=
ed tief verwundeten, und zugleich Alles wach riefen, was von
lmüthiger Leidenschaft in ihm steckte. Während nun Brain
türmt wurde, und Philipp in Flandern und Brabant war,
über seine holländische Erbschaft mit seinem Vetter Johann
d den holländischen Landständen zu verhandeln, sann Humfried
r seiner Antwort. Während das feindliche Heer in Schlacht=
nung seinen Angriff erwartete, zögerte er noch immer, weil
ilipp ihn ja persönlich gefordert, und weil er unschlüssig
worden, ob ihm, bis seine Sache mit Philipp rein und klar

stehe, Ritterpflicht nicht verbiete, gegen dessen Leute einen Schlag zu thun. Vielleicht war es ihm auch nicht unlieb, daß etwas seine Gedanken fesselte, was wie eine Rechtfertigung aussah, wenn er die Entscheidungsschlacht mit dem großen Feindesheer immer noch aufschob. Seine Antwort lautete:

„Hoher und mächtiger Fürst Philipp, Herzog von Burgund, Graf von Flandern, Graf von Artois und Burgund!

Ich Humfried, Sohn Bruder und Onkel der Könige von England, Herzog von Glocester, Graf von Hennegau, von Holland und Seeland und von Pembrough, Herr von Friesland, und Großkämmerer des Königs von England, — habe Euern offenen Brief vom 3. dieses Monats empfangen, den Ihr, damit ich versichert sei, sein Inhalt komme von Eurem Wissen und eigner Bewegung, mit Eurem Namen gezeichnet und unterschrieben und darauf Euer Siegel habt setzen lassen. Den größten Theil seines Inhalts hier zu wiederholen, gilt mir eben so wenig oder noch weniger, als Euch von meinem Briefe, den ich Euch geschrieben aus meiner guten Stadt Mons in meiner Grafschaft Hennegau unter meinem Siegel am 12. Januar. Nur dies: wenn Euer Brief erwähnt, ich hätte, wie Ihr sagt, mich geweigert, meinen Streit mit meinem Vetter dem Herzoge von Brabant gütlich beizulegen, so ist das weniger als Wahrheit. Denn mein vieltheurer und vielgeliebter Bruder, der Regent, und der ganze französische Rath wissen, was ich darin gethan, und auch Ihr wißt es. Wenn Ihr das verkennen wollt, könnt Ihr es nicht.

Und daß Ihr sagt, ich hätte Euch lügenhafter Weise und mit Unrecht etwas in meinem Briefe vorgeworfen, und daß es Euch schon zuviel zur Unehre und Beleidigung zu gereichen scheine, was Ihr mir aufbürdet, gegen meinen Vetter von Brabant gethan zu haben, ohne Euch Ehre und guten Ruf kränken zu wollen, — und wenn Ihr deßhalb von mir verlangt und ersucht in Eurem Briefe, ich sollte zurücknehmen und widerrufen,

das ich in meinem Euch geschrieben, — oder, wenn nicht, Ihr
ereit wäret, Euch zu vertheidigen Leib gegen Leib und mich zu
ekämpfen: — so lasse ich Euch wissen, daß was in meinem
Briefe steht, ich sage und als wahr aufrecht halte und daß ich
abei bleiben will; und das ist schon bestätigt durch das, was
Eure Leute und auf Euren Befehl gethan und begangen haben
ı meiner Grafschaft. Nicht um Euch, nicht um einen Andern
erde ich mich davon lossagen. Also werde ich mit der Hülfe
Gottes und Unserer lieben Frau und meines Herrn St. Georg
Euch den Inhalt meines Briefes — meinen Leib gegen den
Eurigen — bekennen und gestehen machen, daß er Wahrheit sei,
or einem der Kampfrichter, welche Ihr gewählt habt; denn Beide
ind wir gleich.

Und da Ihr verlangt, daß unsere Sache kurz sei, wie es
uch mein Verlangen ist, mein lieber Bruder aber näher ist, so
in ich es zufrieden, die Sache vor ihm auszurichten, und nehme
hn zum Kampfrichter an. Und was den Tag betrifft, den Ihr
n meine Wahl stellt, so bestimme ich Euch den Tag meines
Herrn St. Georg, der zunächst kommt, oder einen andern nach
Gefallen meines Bruders. An diesem Tage werde ich, so Gott
will, bereit sein und nicht fehlen. Will aber mein Bruder sich
er Sache nicht unterziehen, so bin ich es zufrieden, daß sie vor
ich gehe vor dem sehr hohen und mächtigen Fürsten, dem Kai-
er, und desgleichen, wenn der Kaiser nicht will, vor meinem
Schwager Adalbert oder einem anderen unparteiischen Richter.

Weil ich aber nicht weiß, ob Ihr bei Eurem Handsiegel
erharren wollt, so verlange und ersuche ich Euch, daß Ihr
urch den Ueberbringer Dieses mir einen anderen Brief sendet,
esiegelt mit Eurem Staatssiegel, gleichwie dieser Brief mit dem
neinigen.

Und was den Brabanter betrifft, wollt oder wagt Ihr zu
agen, daß er besser Recht hat, als ich in dieser Frage, so bin
h bereit, es Euch — meinen Leib gegen den Eurigen — am
Tage und vor den Richtern wie vorbesagt bekennen zu machen,

daß ich besser Recht habe und haben werde, mit der Gnade Gottes, Unserer lieben Frau, und St. Georgs.

Und Euch zum Zeichen, daß ich alles hier Gesagte aufrecht halten, durchführen und vollenden will, habe ich meinen Namen darunter geschrieben und mein Staatssiegel setzen lassen. Geschrieben in meiner Stadt Soignies den 16. März 1425."

Am selben Tage als Humfried diesen Brief absandte, — es war der Tag des Gefechts bei Soignies, — kam schon von Philipps Seite her die Nachricht an St. Paul, daß Waffenstillstand sei. Philipp hatte jetzt auf Humfrieds zweiten Brief förmlich und unter seinem Staatssiegel geantwortet. Er nahm, wie es Brauch war, den wesentlichen Inhalt der vorigen Briefe in den seinigen wieder auf, nahm den St. Georgstag an, und erklärte, Bedford durch seine vornehmsten Gesandten zu beschicken, damit er das Kampfrichteramt annehme. Auf Humfrieds Behauptung, es sei eine Falschheit, ihm vorzuwerfen, daß er sich geweigert habe, seinen Streit mit dem Brabanter gütlich auszugleichen, antwortete Philipp, indem er Humfrieds Worte brauchte: „Mein Schwager, der Regent, und der ganze Rath von Frankreich wissen wohl, was Ihr gethan habt, und auch ich weiß es. Ich will das nicht verkennen, und wenn ich es wollte, könnte ich es nicht, wie das Eure Briefe besagen. Darüber lasse ich Euch wissen, daß man mich darin wahrhaft finden wird, und Euch nicht, wie sich darthun läßt durch den Bericht der Euch geschickten Gesandten, ganz nach den Einigungsartikeln, die Euer Bruder, ich, und der Rath anriethen, die Ihr ablehntet, und gegen deren Vorschrift in den Hennegau eindranget, obwohl mein Vetter von Brabant sie vollständig angenommen hatte." „Wenn seine Leute," schrieb er ferner „im Hennegau etwas zu Nutz und Ehre seines lieben Vetters, des Herzogs von Brabant, gethan, so sei er darüber erfreut und ihnen sehr verbunden." Jedoch hätte Philipp nicht der kluge Fürst sein müssen, der er war, wenn er Humfrieds Herausforderung, im Zweikampf auch das Besserrecht zu entscheiden, annehmen sollte. Er wich durch die

Erklärung aus: „daß allein dem Papste die Entscheidung gebühre, wer das Besserrecht habe, Humfried oder Johann von Brabant, und daß er des Papstes Macht und Ansehen nicht vorgreifen oder ungehorsam sein wolle." Philipp endigte, indem er schließlich Humfried die Schuld des Zweikampfes zuschob, seinen Brief mit den Worten: „Und so hoffe ich zu unserm Herrn Jesus Christus und seiner glorreichen Jungfrau-Mutter, daß wir aus dem Kampfe, den Ihr unternommen, nicht scheiden, ohne daß ich meine gute Sache der Art vertheidigt habe, daß Ihr nicht weiter zu sorgen braucht, noch andere Sonderbarkeiten in die Welt zu schicken. Und da Ihr mich ersucht, daß ich Euch unter meinem Staatssiegel die Kopie meines Briefes schicke, den ich Euch unter meinem Handsiegel schickte, so schicke ich sie Euch nach Verlangen.

Und das, was ich geschrieben, will ich frei und redlich halten und vollführen auf Fürstenwort, welches ohne Makel, vielmehr wahrhaft und evangelisch sein soll."

Sechstes Kapitel.

Humfrieds Abzug.

Der St. Georgstag. Aufregung in der Ritterschaft. Philipps Kampfübungen. Muster von Waffen und Wappen. Bedfords Vermittlung zurückgewiesen. Die öffentliche Meinung gegen Humfried. Der Pabst wider die falschen Bullen. Raubsucht der Engländer. Plünderungszug der Brabanter. Eifersucht zwischen Valenciennes und Mons. Abfall der Hennegauer Städte. Humfrieds Entschluß zur Abreise. Eidgenossenschaft zu Jakobäas Schutze. Ihr Abschied. Eleonore von Cobham. Humfrieds Aerger in England. Aufschub des Zweikampfs. Philipps Gewinnste. Heeresaufgebot in Holland. Schoonhoven belagert. Fall der Burg in der Stadt. Arnold Beylink. Sprungreisen. Die Bauern der Umgegend. Das Rotterdamer Abenteuer. Schwierige Stellung des Belagerungsheers.

Den Festtag des hohen und heiligen Ritters Georg, des Landespatrons der Engländer, den 24. April hatte Hum-

fried erkoren, um Mann gegen Mann das Glück seines Degens zu versuchen. In St. Omer sollte das Stelldichein sein. Mit pochender Begierde harrten die Ritterschaften dem Tage entgegen. Nicht oft konnte ihnen ein so köstlicher Anblick werden. Schon jeder gerichtliche Zweikampf zog alle ächten Ritter der Umgegend herbei, um mit eignen Augen und unerschütterlichem Ernste die Wucht und Redlichkeit der Schläge zu messen, mit denen sich die Kämpfer bedachten, — welch goldner Tag in des Ritterthums Annalen mußte es werden, wenn zwei solche Fürsten das Gottesgericht auf ihre Klingen nahmen, der eine ein strahlender Paladin auf der nächsten Stufe am englischen Throne, der andere ein junger kühner Degen und Erbe eines glänzenden Reiches! An diesem Tage mußten die uralten Artikel vom ritterlichen Zweikampf auf's Neue geprüft und geprägt werden, daß sie galten als Gesetz für alle Ewigkeit.

In diesem Sinne faßte auch Philipp die Sache auf. Er that es aus Berechnung, aus angeborner Prunkliebe, jedoch auch aus Fürsorge für den Fall, daß er sich trotz seiner heimlichen Gedanken seinem Gegner stellen müsse. Er zog nach seiner Stadt Hesdin an der flandrisch-französischen Gränze, und errichtete dort ein förmliches Rüstlager. Von weit und breit wurden die berühmtesten Waffenschmiede und Fahnensticker, die angesehensten Fechtmeister und Wappenherolde verschrieben. An das Schloß stieß ein schöner Wald, in seinem dichten Schatten wurde eine Rennbahn bereitet, und dort übte sich der Herzog jeden Morgen mit seinen Edlen in den Waffen. Er hatte aber noch mehrere geheime Plätze, wo alterfahrene Ritter ihn unterrichteten, wie er sich decke wie er dem Gegner zwischen die Rüstung haue, in welchem Augenblick er springen und Athem schöpfen könne, wie er seinen Widerpart in Staub und Sonnenstich bringe, oder sollte ihn selbst dieser Nachtheil treffen, Beides, Durst und Schweiß, ertragen lerne, und einen langen Athem bekomme. Mehrere seiner Edlen übten sich täglich mit ihm ein auf Alles, was in den Schranken Einem begegnen konnte. Denn sie glühten vor Verlangen, daß

der Herzog von Glocester ein paar Rittern befehle, ihm im Streite zur Seite zu stehen: diesen wollten sie dann gegenüber treten.

Kamen die Herren vom Fechten zurück, so beschaueten sie, was die Waffenschmiede und die Stickerinnen fertig gebracht, blitzende Harnische und Ringketten, Lanzen und Handäxte, Alles leicht und zierlich, aber stahlhart, dabei das Herrlichste in Wappenstickerei. Jedes Stück wurde geprüft und geübt und verbessert, bis Alles wohl zu Leibe saß. Den Pferden wurden vorn die schimmernden Stahlplatten, hinten die goldgestickten Decken angepaßt, je nach dem Maße der Herren. Ein großer Saal aber war behängt mit schimmernden Feldzeichen Bannern Fähnlein Roßdecken, buntfarbig und funkelnd in Pracht und Schönheit. Kein Fürst in der Welt konnte köstlichere Rüstung haben, man kam weither, sie anzuschauen, und noch zwanzig Jahre später zeigte man in Lille, was damals in Hesdin an Waffen geschmiedet wurde, als ein Meisterwerk von Reichthum Kunst und Geschmack.

Auch von Bedford langten Gesandte in Hesdin an, seinen Dank darzubringen, daß Philipp ihn zum Kampfrichter wählte. Jedoch hatten sie auch Befehl, die inständigsten und ehrenvollsten Vorstellungen nicht zu sparen, damit der Herzog sich bewegen lasse, vom Zweikampfe abzustehen. Allein Philipp erklärte: „Nichts in der Welt werde ihn davon abbringen, so sehr dürste ihn darnach, sich mit seinem Beleidiger zu messen im Schwertertanze.“ Sollte er dabei nicht erwogen haben, daß Bedford und die Lords eher alles Andere geschehen ließen, ehe sie Humfried gestatteten, mit dem Herzog von Burgund in die Schranken zu treten? Denn was sollte der Ausgang sein? Blieb Philipp auf dem Platze, so war die burgundische Allianz unrettbar verloren. Fiel aber Humfried, so war Alles vom Hasse der Engländer zu fürchten, selbst wenn Bedford seines Bruders Blut nicht rührte.

Natürlich wurde Humfried mit Vorwürfen nicht verschont. Sie kamen von Bedford, von Winchester, von Allen, denen an Frankreichs Eroberung noch etwas gelegen war. Als er aus

seinem ruhmlosen Feldzug wieder nach Mons gekommen, hörte man ihn oft und laut zu Jakobäa sprechen, was er jetzt Alles thun wolle, und wie heiß ihn verlange, den verhaßten Burgunder mit Schwert und Kolben niederzuschlagen. Bald aber schien es ihm unausweichlich, daß er jetzt nach England müsse, sich dort rechtfertigen, sein Haus bestellen und sich rüsten, damit er nicht weniger reich und stattlich an Waffen und Gefolge in St. Omer erscheine, als der Burgunder.

Entschieden war die öffentliche Meinung zu Philipps Gunsten umgeschlagen. Humfried hatte vom Hennegau keine Verwüstung, von der armen Stadt Brain nicht die Vertilgung abgewehrt. Gleichsam vor seinen Augen war sie erstürmt und eingeäschert, und ihre Bürgerschaft schändlich und jammervoll erschlagen. Er hatte nirgends Hülfe gebracht, und kein Versprechen gehalten. Denn Philipps Wille und unabsehlichen Kriegsvölker hatten sich wie eine undurchdringliche Mauer gegen ihn erhoben. Und diesen Großmächtigen hatte der Engländer vorschnell einen Lügner gescholten. Laut und überall betheuerten die burgundischen Ritter, ihr Fürst sei keiner Lüge fähig. Das Gerücht übertrieb die Sache, und es hieß: Glocester habe an den Herzog von Burgund geschrieben, er sei ein falscher und meineidiger Verräther gegen den König von England. Dergleichen Reden machten die Leute vollends gegen den Engländer erbost, der so viel an Uebermuth und so wenig an Thaten zeige.

Gerade jetzt kamen auch von Rom Bullen, welche Humfried in des Volkes Meinung herabsetzten. Der Pabst hatte am 13. Februar an den Herzog von Brabant und die niederländischen Bischöfe geschrieben: „Es seien Urkunden im Hennegau und in den Diözesen Utrecht Lüttich Cambray verbreitet und öffentlich verlesen und dem Volke sein Name und Siegel dabei gezeigt, als hätte er Jakobäas Ehe mit Humfried bestätigt und ihre Verbindung mit Johann von Brabant nach dessen Willen für ungültig erklärt. Niemals habe er solche Bullen ausgehen lassen, sondern sie kämen von Leuten, die Gott nicht vor Augen

hätten und immer Neuerungen Zwiespalt und Aergerniß suchten. Der Herzog von Brabant möge ihm deshalb nicht zürnen, die Ehesache werde ganz nach gemeinem Recht und Prozeß entschieden. Die Bischöfe sollten dies öffentlich in ihren Kirchen und Predigten bekannt machen, und alle Mittel anwenden, um Jeden, der solche falsche Bullen erdichte oder veröffentliche oder vorlese, zu ergreifen und in festem Gewahrsam zu halten, bis der Pabst seine Strafe bestimme." In Brüssel machte man von dieser Bulle sogleich zahlreiche Abschriften, ließ sie von ein paar Aebten, einem Domkapitel, einem kaiserlichen Notar bewahrheiten und besiegeln, und noch von den sechs vornehmsten Adligen Brabants bezeugen. Nun konnte kein Mensch mehr an der Aechtheit zweifeln. Eifrig ließ der Herzog diese Kopien im ganzen Hennegau Holland Seeland verbreiten, namentlich auch in Mons und Valenciennes.

Die Hennegauer Städte waren ohnehin auf Humfried und seine Engländer äußerst erbittert. Schwere Summen hatten sie zu Kriegszwecken zahlen müssen. Beutelustig aber waren die englischen Ritter und Bogenschützen aus ihrem armen Lande herübergekommen. Sie stahlen die Glocken von den Kirchthürmen, und aus der Erde die Bleiröhren, welche zwei Stunden weit das Trinkwasser nach Mons führten. Wen ihre Plünderung verschonte, den empörte ihr roher Stolz und Uebermuth. Mons hatte sich jede englische Besatzung verbeten. Keine englischen Soldaten, nur Edelleute, die bei dem herzoglichen Paar etwas zu melden kamen, wurden in die Stadt gelassen, selbst Lord Marishal durfte nur vier Begleiter in's Thor bringen.

Die Engländer lagen in ihren Besatzungen, während der Feind im Lande wüthete. Jedermann merkte, im Hauptquartier mangele es an festem Entschluß. Als St. Pauls Heeresmacht sich auflösete, hatten sich die Herren von Enghien Wesemael Schoenvorst und andere Brabanter Adligen zu Nyvels noch einmal versammelt, und waren fünfzehnhundert Pferde stark in den Hennegau eingefallen. Sieben Tage lang durchzogen sie die Grafschaft sen-

gend und brennend, eroberten mehrere Burgen und Städtchen, und gingen unbelästigt wieder über die Gränze. Nun blieb der der Hennegau ringsum eingekeilt von feindlichen Truppen: auf der einen Seite lagen die Burgundischen, auf der andern Seite die Brabanter. Das ausgesogene Land hungerte, und nirgends konnte Zufuhr herein.

Da redeten die angesehenen Männer einer zum andern: „Ach Jakobäa hat es für ihr Land doch schlimm gemacht, daß sie nach England ging, und noch schlimmer Humfried, daß er Krieg begann mit dem großen Burgunder.“ Und jetzt hörte man auf die, welche sagten: „Da sähe man, was davonkomme, wenn man leichtsinnig die Eide bräche, welche bei Eingehung einer Ehe geschworen seien: das räche Gott.“ Auch Jakobäa bekam genug Vorwürfe zu hören. Tonangeberin im Haß und Hetzen gegen die Engländer war Valenciennes. Es erschien dort eine Flugschrift, worin man Humfried vorhielt, wie er gegen Gott und Kirche und Landesfreiheit frevele. Dame Raison trat auf und sprach zu ihm: „Dein Vater war ein Königsmörder und erhielt seine Strafe. Dein älterer Bruder wollte Frankreich erobern und endete seine Tage unter Schmerzen. Du aber bist noch schlimmer als sie, du schändest das Weib eines Andern, und hast noch Laster und Sünden mehr als Vater und Bruder.“ Die Eifersucht zwischen Valenciennes und Mons ist Jakobäa öfter verderblich geworden. Beide Städte standen zu einander wie Brüssel und Löwen, nur war der Haß noch viel größer. Valenciennes wollte so gut eine Hauptstadt sein mit eigenem Freigebiet, wie Mons, die Grafenstadt. Es schien genug, daß hier die Bürgerschaft sich für Jakobäa begeisterte, damit Valenciennes kühl blieb, und wenn man in der Hauptstadt anfing, die Dinge sorglicher zu erwägen, lachten die Leute in Valenciennes bereits über die bedenklichen und langweiligen Herren von Mons.

Philipp aber, der die Stimmung der Hennegauer Städte wohl in Rechnung zog, sandte ihnen insgeheim Briefe, worin er drohete, sie schonungslos zu bekriegen, wenn sie noch länger

zu den Engländern hielten. Die Städte waren ohnehin in Schrecken: Philipps gewaltige Macht wider sich im Felde zu sehen, hatten sie nimmer erwartet, und das Jammerschicksal von Brain belehrte sie, was ihnen bevorstand. So dachte eine nach der andern daran, sich von Humfried loszusagen. Die Valençienner erklärten es öffentlich, sie gaben Philipps Feldhauptmann Johann von Luxemburg eine Kriegssteuer; die Bürger zu Ath, Bouchain, Soignies folgten, oder warfen sich gar auf die Engländer und vertrieben sie von ihrem Weichbilde. Jakobäas Mutter, die über ihren Neffen Philipp Manches vermochte, war bald nach der Erstürmung Brains zweimal bei ihm gewesen, in Isle und Oudenaerde, ihn zu begütigen. Allein sie hatte Nichts ausgerichtet, er verlangte: vor allen Dingen müsse erst das fremde Volk aus dem Lande. Diese Forderung erschallte jetzt einhellig aus allen Städten des Hennegau. Die Engländer mußten geradezu als Feinde auftreten, wenn sie noch länger sich im Lande ernähren wollten.

Humfried war rathlos. Erst wollte er auf Andringen der Hoeks sich nach Holland werfen, um dort sich huldigen zu lassen. Allein er konnte den Muth nicht fassen, daß er bis dorthin mit seinem Heere durchdringe, weil ihm die Burgunder und Brabanter Macht überall den Weg verlegte. Er wußte zuletzt nichts Besseres zu thun, als mit all seinen Landsleuten abzuziehen, — dies, so durfte er denken, werde ihm bei Bedford, bei Philipp, und in England hoch angerechnet. War doch Jakobäa einstweilen wieder im Besitz des Hennegau, und sollten denn seine Gegner, da er gegen sie so ehrlich war, nicht bis zum St. Georgstage redlich Waffenstillstand halten? Von dem trägen Brabanter war nichts zu fürchten, wenn nur Philipp ihn in Ruhe ließ. Philipp lächelte. Gern gewährte er dem Abreisenden freies Geleit, und ließ sofort in seinen Landen verkünden, Niemand dürfe den durchziehenden Engländern etwas zu Leide thun. Es war ihm ungemein lieb, daß der Krieg so still und rasch ein Ende nahm. Das große Brabanter Heer hatte wenig gethan

und bald sich zerstreuet. Durch das Regenwetter waren die Flüsse hoch angeschwollen, die Wege unwegsam. Das Land war für fremde Truppen ausgezehrt. Immerhin hätte Humfried sich in Mons halten können: rings um die Stadt war Alles voll Wasser, und kein Heer konnte bis vor ihre Mauern kommen.

Jakobäa wollte mit Humfried ziehen, denn ihre Seele hing an seinen Augen. Da traten aber im Augenblicke der Abreise die Hennegauer Städte und Vornehmen dazwischen. Sie bewogen auch Jakobäas Mutter, Humfried zu bestürmen, ihre Fürstin bei ihnen zu lassen, weil sie hofften, daß es dann eher zu einem ehrenvollen Austrage mit den Herzögen von Brabant und Burgund komme. Die Frage wurde im großen Rath erwogen, und Humfried fügte sich der Meinung der Uebrigen. Er dachte leicht genug, sein Weib in Mitten drohender Gefahren zu verlassen. Wie alle Menschen, die rasch ihre Entschlüsse wechseln, meinte er, die Sache werde sich schon machen, und scheute sich, ihr scharf auf den Grund zu schauen. Was war denn zwischen Philipp und ihm ausgemacht? Doch nur ein persönlicher Waffenstillstand, nur ein Zweikampf, um die Frage zu entscheiden, ob Philipp ein Lügner? Mehr war nicht vereinbart. Humfried griff zu einem Schutzmittel, das leicht zu haben war. Die Bürger von Mons mußten ihm vor dem Altarsakrament und die Hand auf's Evangelium schwören, daß sie ihre Fürstin als ihr theuerstes Kleinod beschützen wollten. Auch ließ er ihnen eine Anzahl Geschütze zurück, welche sie sehr nöthig hatten.

Er hatte seine Engländer, die noch immer an fünftausend Mann betrugen, bei St. Ghislain, zwei Stunden von Mons, zusammen gezogen. Die beiden Fürstinnen und mehrere vornehme Herren aus der Stadt gaben Humfried in den letzten Märztagen das Geleite. In St. Ghislain sollte geschieden werden. Jakobäa konnte sich aber von dem heißgeliebten Gemahl noch nicht trennen, man ging noch weiter mit bis nach Crespin, wo sie unter heißen Thränen Abschied nahm. Die Angst ihres Herzens sagte ihr, welch dunkeln Stürmen sie, die Verlassene, ent-

gegen gehe. Wohl festigte sie innerlich ihren stolzen Sinn, um muthig zu bestehen, was auch da komme. Es war aber eine andere Dame, welche Humfried begleitete, und er schien es nicht ungern zu sehen. Diese war die Tochter des Lords Cobham, die schöne und unternehmende Eleonore. Sie war als Hofdame Jakobäas mit herübergekommen, und da die Dinge in den Niederlanden ihr wenig Aussicht boten, sehnte sie sich zurück nach dem lustigen Altengland.

Humfrieds Weg ging durch das Artois wieder nach Calays. Seine Soldaten hielten sich unterwegs ganz ruhig, und bezahlten Alles, was sie brauchten. In Calays machte er Anstalten und Uebungen zu seinem Stelldichein mit Philipp. In England hatten sich unterdessen die Dinge für ihn verschlechtert. Sein ärgster Gegner Winchester war Kanzler des Reichs geworden, und hatte schlau und rastlos alle Gewalt in seine Hände gebracht. Von Humfrieds Recht und Regierung in England war gar nicht mehr die Rede. Am 12. April fuhr er nach England hinüber. In London angekommen trat er in die feierliche Sitzung des Regentschaftsrathes: auf dem Throne saß sein Neffe, ein Knäbchen von drei Jahren. Die Engländer, etwas unbeholfen von Natur, konnten sich noch nicht zu der Idee erheben, daß die Majestät des Thrones vorhanden sei, wenn nicht der Inhaber, unmündig oder nicht, leibhaft darauf sitze. Alles mußte so gerichtet werden, als rede und schreibe, belohne und gebiete die Majestät persönlich. Aber was mußte Humfried jetzt Alles anhören! Wie in einem Platzregen stand er von Vorwürfen und ärgerlichen Dingen. „Seinen Gelüsten," hieß es, „seiner Leidenschaft opfere er die ersten und heiligsten Interessen seines Neffen, seines Bruders, seines Landes. Frankreich, das sein großer Bruder erobert, dies Königreich wolle er im Zweikampf mit Burgund an seines Degens Spitze heften. Nie werde ihm das Recht und die Erlaubniß gegeben zu einem so thörichten, so unheilvollem Gange. Nie werde er wieder Geld und Truppen erhalten zum Kriege gegen Philipp." Humfried konnte sich nicht helfen, er war

nicht der Mann, der durch allgemeinen Widerstand grade durch seinen Weg ging. Gerade das, worauf Philipp gerechnet hatte, erfolgte: Glocester verbiß sich, rasend vor Zorn, in den Streit und Aerger mit seinen Feinden in England. Alle Minen ließ er springen, um Winchester wieder aus dem Sattel zu werfen, und das kostete all seine Gedanken, kostete Zeit und Geld. Er mußte zuletzt eine Verlängerung des Termins zum Zweikampfe nachsuchen, und so geschah es, daß er am St. Georgstage nicht erschien, als alle Welt in den Niederlanden auf ihn wartete.

So weit hatte es Philipp durch sein berechnetes Verfahren gebracht. Erst hatte er dem Engländer ein übermächtiges Heer in den Weg geworfen; dann war durch seine Ausforderung dessen Unternehmungsgeist gelähmt, gerade im entscheidenden Augenblicke; darauf wurden Glocester und seine Truppen aus dem Hennegau weggeschreckt; schließlich sprengte Philipp noch auf Humfrieds blanken Schild einen häßlichen Flecken, der seinem Ansehen in den Niederlanden, wo man die Gründe des Nichterscheinens in St. Omer weder kannte noch würdigte, nicht wenig schaden mußte. Wie es so häufig dem geht, der sich mißliebig macht, all sein Unglück wird ihm selbst zugeschoben. Jetzt hieß es, nicht Philipp, sondern Humfried habe zuerst den Zweikampfhandschuh hingeworfen, und das sei blos deshalb geschehen, damit er mit guter Manier aus dem Hennegau wieder fortkomme; denn groß sei seine Angst gewesen vor den gewaltigen Heeren seiner Feinde.

Humfried hätte sicher mehr Glück gehabt, wenn er dem Rathe der Hoeks gefolgt und sich nach Holland geworfen hätte. Seine fünftausend Engländer, verstärkt durch zahlreichen Zuzug von Hoeks und Hennegauern, hätten sich den Durchzug durch Brabant erzwungen, ehe St. Paul mit einem Heer sich zur Feldschlacht gegenüber stellte. Schlimmsten Falls konnte Humfried doch ebenso gut nach Holland kommen, wie Ryshoek mit den Seinigen. Offenbar fürchtete man dergleichen in Brüssel. Der Herzog ging nach dem Haag und bot das ganze Land auf, da-

mit man eilig Schoonhoven wieder erobere. Die Kabeljaus brachten in der That ein höchst ansehnliches Heer zusammen. Mehr als fünfzehntausend Mann standen schon am 24. März vor der Festung, und schlossen sie auf allen Seiten ein. Bloß Gouda Oudewater Briel und Zierickzee hatten keine Truppen geschickt. Der Brabanter Herzog selbst hatte den Oberbefehl im Lager, unter ihm befehligten die beiden Statthalter, Gaesbeek und Franz Borssellen.

Nun gab es ein kühnes Stürmen und Streiten in der Stadt und vor der Stadt, denn Jeder wußte, daß es einen hohen Preis gelte. Die Stadt gehörte den Hoeks, diese aber waren der Burg nicht Meister geworden. Ihre Besatzung hielt sich männlich, es waren fünfzig ritterbürtige Männer darunter, und versehen mit gutem Geschütz und anderem Feuergewehr. Gerade dies aber fehlte den Hoeks. Wo hätten sie Gelder genug aufgetrieben, um die Donnerbüchsen gießen zu lassen und Geschützmeister einzuüben! Auch lebten Jakobäas Getreue schon so lange Zeit auf der Flucht und von raschen Ueberfällen, da konnten sie kein schweres Feuergewehr mitschleppen. Sie mußten also bald bei Tage, bald bei Nacht es versuchen, die Burg auf Leitern zu erklimmen, während die Kabeljaus täglich Anläufe machten, die Stadtmauern einzubrechen. Fleißig krachten draußen die Geschütze, und den Kugeln und dem Feuer, die sie in die Stadt warfen, begegneten die Geschosse von der Burg. Allein die Hoeks und die Schoonhovener Bürger ließen sich nicht irre machen. Sie keilten die Burg immer enger ein, und wußten, obgleich ein Theil ihrer Werke außer der Stadt lag, dennoch jeden Versuch, wie man Proviant hineinwerfen könne, zu vereiteln. Die Besatzung war dem Hungertode nahe. Sechs Wochen hatte sie heldenmüthig widerstanden, endlich ergab sie sich. Den tapfern Männern wurde ihr Leben gewährt. Arnold Beylink, der Schultheiß von Gouda, wurde allein ausgenommen, und unter den Ausspruch Jakobäas gestellt; denn er hatte mehr zu sühnen. Ueber ihn erging ein schweres Gericht, und es hieß später, lebendig habe

man ihn begraben, Nachts auf einen Mühlenwerf bei Schoonhoven. Ohne Zweifel hatte er ein schweres Verbrechen begangen, wegen dessen er aus Gouda geflüchtet war: und auf einem niederträchtigen Verbrechen, wie Nothzucht oder feiger Mord, stand die Strafe des Lebendigbegrabenwerdens.

Als die Hoeks ihre Feinde im Innern der Stadt zum Schweigen gebracht und deren Waffen in Händen hatten, gingen sie fröhlich zum Angriffe über auf Die da draußen. In kühnen Ausfällen — Sprungreisen nannte man es — trugen sie Tag für Tag Schrecken und Verheerung unter die Hütten und Zelte der Belagerer. Ihr Uebermuth wie ihre Kühnheit kannten keine Grenzen. Heute schleppten sie diesen, morgen jenen Raub in die Stadt. Sie waren, wie immer, trefflich von Zuträgern und Kundschaftern bedient, denn in den Dörfern der Umgegend war Alles der Landesfürstin freundlich gesinnt. Um diese Bauern auf der Krimpener und Lopicker Weerd zu gewinnen, bot ihnen Herzog Johann gut Geleit und freien Verkehr, ihre Deiche wieder in Stand zu setzen; nur sollten sie geloben, den Belagerten keine Lebensmittel mehr zu bringen. Sie versprachen es, allein was thaten sie? Die Hoeks hatten die Dämme durchstochen und ließen ihren Feinden das tiefe Wasser auf den Leib schießen. Die Kabeljaus hatten schwer zu arbeiten, um Abzugsgräben zu machen. Dann kamen aber die Bauern heimlich und verstopften jene Gräben, so daß die Feldhütten der Belagerer wieder unter Wasser standen, und sie kein trockenes Plätzchen fanden, Nachts zu schlafen. Aus einigen Gegenden kamen sogar Mannschaften, welche Jakobäa für ihre rechte Landesfrau hielten, und thaten ihr in Schoonhoven den schuldigen Landesdienst von sechs Wochen gegen ihre Feinde, dann zogen sie wieder ab, und es rückten andere an ihre Stelle. Der Brabanter Herzog mußte zuletzt mehreren Dörfern und kleinen Städten in der Nähe von Schoonhoven sogar förmlich erlauben, ihren Frieden mit den Hoeks zu machen, weil diese ihnen mit Brand und Todtschlag gar so arg zusetzten und keine Hülfe möglich war.

Auf den Strömen aber lagen Hoeks im Hinterhalte, und kein Schiff war mehr vor ihnen sicher. Sie erstreckten ihre Sprungreisen immer tiefer in's Land hinein. Maitag wurde für Leyden ein traurig Angedenken. Ein Theil der Bürgerschaft war am Abend dieses Tages ausgezogen, und nahm Feldgeschütz und neunzehn Fässer Bier mit, um in's Lager vor Schoonhoven zu stoßen. Plötzlich fielen die hoekischen Schaaren mörderisch zwischen die Leydener, Feldgeschütz und Bier gingen verloren, und die Stadt sendete viele Frauen aus, die Todten zu holen und auf den Kirchhof zu bringen. Ein andermal, es war im Juni, verließen auserlesene Männer Schoonhoven in tiefer Nacht, und fuhren ganz in der Stille den Leck hinunter. Plötzlich am Morgen erschienen sie im Hafen von Rotterdam, kaperten die Schiffe, welche mit Gütern befrachtet lagen, und nahmen sie rasch in's Schlepptau. Die Antwerpener schrieen Zeter über solchen Schimpf und Schaden, alle Thorwächter bliesen, alle Glocken stürmten, und eilig bewaffnet stürzte die beste Bürgerschaft aus den Thoren, voran ihr Schultheiß mit dem Stadtbanner, nachzusetzen den frechen Räubern. Diese schifften mit ihrer Beute schon den Strom hinauf. Die Rotterdamer waren ihnen auf den Fersen, und schrieen und trompeteten mit Macht, daß Alles an die Ufer lief. So dauerte die wilde Jagd fast den ganzen Tag, und die Verfolger dachten die Hoeks gerade noch zu fassen, als man schon die Thürme von Schoonhoven erblickte. Nun aber wendete sich das Blatt. Die Fliehenden ließen die Ruder sinken und griffen an, ihre Freunde fielen aus den Stadtthoren heraus. Es wurde ein hitziges Gefecht, auch die Kabeljaus eilten herbei, Theil zu nehmen. Rasch füllten sich die Rotterdamer Schiffe mit Todten und Verwundeten, und das Ende war, daß Die, welche noch Ruderer genug hatten, das Weite suchten. Von den Leuten aus Rotterdam und dem Lager sah eine Menge sich umringt und gefangen. Selbst ihr verehrtes Stadtbanner mit dem Schultheißen ließen die Rotterdamer in den Händen der Hoeks. Da hatten sie zum ersten noch einen zweiten Schimpf und Schaden,

so arg, daß ihnen das Herz brechen wollte. Bekümmert schickten die Leydener Botschaft nach Rotterdam, um zu trösten und zu hören, wie der Hergang war. Die Hoeks aber zogen mit ihren Gefangenen in Schoonhoven ein unter Glockenklang und Freudengeschrei, daß es weit hinausschallte in's feindliche Lager.

Bei solchem Gang der Dinge ersahen die Kabeljaus wenig Freude und Fortschritt. Sie mußten hart graben und schanzen, und waren selten sicher, ob ihre Bollwerke nicht am andern Morgen im Nassen lägen. Das Landvolk im Heere meinte in dieser Sache es anders, als die Herren aus den Städten. Schon im April wurden die Seeländer schwierig. Nach und nach äußerte sich Unlust und Ermüdung auch bei anderen Heerestheilen, auch sie wollten nach Hause. Nur durch inständige Vorstellungen, nur wenn ihnen die Kosten gezahlt wurden oder der Herzog auch für künftig die Kriegspflicht verringerte, ließen sich die Bauern bewegen, bei der Belagerung auszuharren. Das friesische Landvolk aus Nordholland zog endlich dennoch ab, und vergebens suchte man jetzt von ihm die Zehrungskosten zu erzwingen, welche sie von den Kabeljaus sich hatten vorstrecken lassen. Die Belagerung dehnte sich in den Sommer hinein. Längst war auch der Herzog wieder in Brabant. Nur die Ruhwarte Gaesbeek und Borsselen und die Kabeljauer Städte hielten aus. Sie durften Schoonhoven nicht verlassen, wollten sie den Hoeks nicht alle Straßen nach Holland hinein offen legen. Bereits fand sich Gouda im vollen Aufstande, und in anderen Städten und Landschaften stand das Volk auf dem Sprunge, sich für Jakobäa zu erklären.

Siebentes Kapitel.

Belagerung von Mons.

hilipps Beschlüsse. Herrichtung einer Stadt zur Belagerung. Die Burg Mons. Eine Fürstenwohnung. Das Kapitel von St. Waltrud. nd- und Stadtadel. Die gemeine Bürgerschaft. Zwiespalt in der tadt. Jakobäas Gegner. Erste Gesandtschaft an Philipp. Seine For-rungen. Jakobäas Widerstand. Umzingelung der Stadt. Jakobäas rsönliche Macht. Heereszug der Brabanter. Zerstörung der Wasser-tung. Angriffe und Ausfälle. Noth der Bürger. Neue Gesandtschaft Philipp. Jakobäas Bedingungen. Erstes, zweites, drittes Anerbieten r Stadt. Berufung des Herzogs von Brabant. Der Vertrag von ouay. Der Hennegau unter Philipps Herrschaft. Verabredung über Holland und Seeland.

Philipp hatte jetzt zur Genüge erkannt, wie ausgiebig der Widerstand der Hoeks, wie gefährlich die Kühnheit seiner Base i, zugleich aber auch, wessen er sich von der Rücksichtslosigkeit iner englischen Alliirten zu versehen habe. Sollten nun seine ederländischen Pläne, für deren Gelingen er schon drei Jahre ng in schweren Sorgen gelebt, ihm für immer verdunkelt werden? ein, so beschloß er, lieber wolle er schon jetzt die Fürstenthümer akobäas an sich reißen, die Gefährliche aber in festem Gewahr-m nehmen, daß sie weder nach England noch nach Holland nne. Der tödlich gehaßte Engländer sollte sich einer vollende-n Thatsache gegenüber, seine Schande aber noch erheblich ver-ößert sehen. Schien doch die ritterliche Treue einleuchtend ge-ahrt! Philipp hatte ja blos mit Humfried, nicht mit Jakobäa Waffenstillstand geschlossen, und wer konnte es ihm verdenken, enn er seine Interessen nicht so lange hintansetzen wolle, als es inem Gegner gefiel, den Tag ihres Zweikampfes noch weiter inauszuschieben?

Also erhielten seine Pikarden, die an der Hennegauer Gränze Besatzung lagen, Befehl, ihre Plünderungszüge tiefer und ründlicher zu machen. Seinem Brabanter Vetter aber, dessen

Ritterschaft ebenfalls von Zeit zu Zeit sengend und brennend in den Hennegau streifte, schrieb Philipp in's Lager vor Schoonhoven: er thue klug, wenn er Jakobäa in ihrer Hennegauer Hauptstadt angreife.

Der Herzog von Brabant war der heillosen Händel in Holland müde und überdrüssig. Daß er selbst ihrer niemals Herr werde, soviel wußte er längst. Da er immerdar einer Stütze und eines Lenkers bedurfte, so war es natürlich, daß sein kluger und thatkräftiger Vetter ihm nach dem Tode des Oheims von Bayern mehr und mehr das wurde, was Dieser ihm gewesen. Seiner entflohenen Gemahlin den Hennegau wieder zu entreißen, dies Verlangen wenigstens fühlte er lebhaft: an Holland und Seeland war ihm weniger gelegen, er hatte sie ja schon früher an Johann von Bayern überlassen. Also hörte er gern auf Philipp, der ihm die Wiedereroberung des Hennegau versprach, für sich selbst aber die Regentschaft über Holland und Seeland verlangte. Es kam hierüber zu Abmachungen zwischen beiden Fürsten, die jedoch noch geheim blieben.

Die Bürger von Mons hatten gleich nach dem Falle von Brain begonnen, sich auf eine schwere Belagerung vorzubereiten. Sie trugen die Brücken in der Umgegend ab, ließen die Stadtgräben voll Wasser laufen, bedeckten die Thordächer gegen Brandgeschosse mit Erde, und prüften, ob die Ketten an den Zugbrücken nicht vom Rost gelitten. An einigen Stellen verwehrten Sümpfe den Zugang, auf andern riß man vor der Stadt die Höfe und Baumgruppen nieder, von welchen gedeckt sich Feinde heranschleichen konnten. Die Zünfte zogen auf zur Musterung, ob ihre Waffen blank und schneidig. Die Patrizier riefen von ihren Höfen draußen Rosse und Reisige herein, und stellten ebenso, wie die Schützengesellschaften, auserlesene Truppen auf, die noch besser ausgerüstet waren, als die Zunftgenossen. Auch wurden zweihundert Reiter von der Stadt in Sold genommen, Jagd zu machen auf die Mißgünstigen draußen. Die obersten Hauptleute ernannte die Fürstin gemeinschaftlich mit der Stadt. Dann

wurde von den Beamten fleißig nachgesehen, ob jeder Bürger mit Korn Wein Salzfleisch und Viehfutter versehen sei. Wer nicht hinlänglich Vorrath sich verschaffen konnte, mußte unweigerlich die Stadt räumen. Oefter schlichen sich die armen Leute von draußen, um vor der näher rückenden feindlichen Verheerung Schutz zu suchen, in die Stadt. Dann hielt man Haussuchung durch Bewaffnete, und trieb die Armen aus ihren Verstecken auf die Straße und zum Thore wieder hinaus. Denn unnütze Esser konnte Mons nicht brauchen, so wenig wie die unnützen Hunde, die man zu Hunderten todtschlug. Dagegen flüchteten die Landleute, die bis zwei Meilen in der Runde wohnten, ihr Korn und Vieh und bestes Gut hinter die Stadtmauern, damit es dem Feinde nicht zum Raube werde; die Eigenthümer durften jedesmal für eine Woche sich Vorrath holen. Auch Windmühlen wurden von draußen herein geholt, die man bestmöglich in der Stadt aufzustellen suchte. Jakobäa aber schenkte der Stadt außer drei kleineren Geschützen eine große Kanone, welche aller Welt als höchst werthvolles Besitzthum erschien.

Die Fürstin wohnte auf der uralten Burg, welche sich auf hohem, steil abfallenden Felsberge über der Stadt erhebt. Sie bewohnte hier eine Reihe kleiner Gemächer, behaglich eingerichtet nach der Mode der Zeit. Die weiße Kammer hatte man mit Burgunder Tuch austapezirt, auf welchem Papageien, und Damen, die auf der Harfe spielten, gestickt waren. Ein anderes Gemach zeigte Jagdstücke, und der grüne Saal die Kreuzfahrer, wie sie den Mohren und Aegyptern vor Jerusalem die Schlacht lieferten. Aus den Burgfenstern hatte die Fürstin ringsum eine erfrischende freie Aussicht. Man sah weit über die Stadt weg auf grüne Wiesen Gärten Buschwerk und ansteigende Anhöhen. Nichts blieb verborgen, was irgendwo im Weichbilde der Stadt sich begab. Deshalb hatten die Schöffen auf den Belfroy, den starken Hauptthurm der Burg, einen Trompeter gestellt, der auf seiner luftigen Höhe die Runde machen mußte und gleich trompeten, wenn sich Verdächtiges in Stadt oder Umgegend blicken ließ.

Aus der Burg führten unterirdische Gänge in die Tiefe des Berges hinab, welche nach dem Volksglauben noch jetzt sich unterirdisch erstrecken bis zwei Stunden weit zur Abtei von St. Ghislain.

Fielen Jakobäas Blicke von der Burghöhe nieder auf die Stadt zu ihren Füßen, so mochten sie am längsten auf der Stiftskirche der heil. Waltrud verweilen, und auf den vielen hübschen Häuschen, welche diese prächtige Kirche umgaben, und eigenthümlich gleichförmig waren. Die hl. Waltrud war Gründerin und Patronin von Mons, und die Bürgerschaft feierte kein größeres Fest, als wenn die Gebeine der Heiligen in prangender Prozession umher geführt wurden. In den gleichförmigen Häuschen wohnten die Damen des hohen Kapitels von St. Waltrud, sämmtlich erlesen aus Familien von ältestem Adel. Jakobäa aber trug das Aebtissin-Kreuz. Altberühmte Adelsgeschlechter gab es in keiner Gegend der Welt so viele, als im Hennegau, der ja sich selber pries, daß er des adligen Wesens Pflanzstätte sei für alle Niederlande. Die meisten Barone hatten auch eigenen Hof in Mons, wo sie zu Zeiten Wohnung nahmen, ebenso wie der Graf in der Stadt den Naalster Hof besaß, in welchen die Bürgerschaft für den Hofhalt der Fürstin die Lebensmittel lieferte. Wenn Jakobäa in's Ständehaus kam, was öfter geschah, so wurde ihr und ihren Damen ein Imbiß von Brod Käse Wein und Früchten vorgesetzt. An die Adligen vom Lande schloß sich der Stadtadel an, der damals in Mons noch so glänzend zahlreich und machtvoll war, wie kaum mehr in irgend einer Stadt Europas. Jedes Patrizierhaus war eingepfarrt in der Stiftskirche von St. Waltrud, und der Stadtadel bildete eine einzige große geschlossene Körperschaft, welche, reich an Erbgütern, auch die Aemter in der Stadt besaß und die Bürgerschaft beherrschte.

Es wäre aber im fünfzehnten Jahrhundert zum Verwundern gewesen, wenn nicht auch in der Hennegauer Hauptstadt andere tüchtige Leute gewohnt hätten, denen das herrschende Adelswesen zuwider war. Ihnen sollten gerade die Ereignisse, welche Jako-

bäa hervorrief, Luft machen. Wie einst in Brüssel sich das Patriziat gegen Jakobäa feindlich erwies, war es umgekehrt in Mons die niedere Bürgerschaft. Diese wurde es sich bewußt, daß sie am Burgunder, welcher die heftigsten Drohungen schickte, und an den Enghiens Helfer gewonnen.

So gut daher Mons sich nach außen bewehrt hatte, so viel Unglück prophezeite die Zwietracht in seinen Mauern. Der Herr von Havrech, der Großrichter von Haynin, der Schultheiß Pinkars de Herrines, der Bürgermeister Briboul de le Porte, der Schöffe Jaques Hennekart, die übrigen Schöffen, der größte Theil des Raths, die ganze Geistlichkeit, an deren Spitze der hochwürdige Abt von St. Ghislain stand, diese Alle wollten Leib und Leben für Jakobäa lassen, so sehr es auch Manchen in der Seele verdroß, daß so seltsame Fragen und Geschichten sich an die geliebte Landesherrin knüpften. Der Abt von St. Ghislain wich ihr in dieser schweren Zeit kaum von der Seite. Von Engländern waren nur ein paar Offiziere in der Stadt, und Jakobäa mußte ihre eigenen Leute nach St. Ghislain schicken, wo sie Stadt und Abtei bestens befestigten. Zum Befehlshaber von St. Ghislain war einer der Vielgetreuen, der Herr von Steinkercken, bestellt, und Jakobäa hatte ihm auch zwei Kanonen mitgegeben, die ersten, welche man in St. Ghislain sah. Der Vornehmste aber unter den Holländern, Herr Ludwig von Montfort, war in Mons geblieben. Bei alledem mußten die Hauptsache in der Stadtvertheidigung doch die bewaffneten Zünfte thun. Hatten sie unter den Schöffen gar keine, im Rath nur höchst geringe Vertretung, so fanden sich ihre Leute um so mehr unter den Konstablern, Hundertmännern und Zehntmännern, welche die Rotten führten. Die Zünfte, mit Ausnahme der Metzger, hegten von Anfang an die Meinung: man solle es nicht zum Aeußersten kommen lassen, die Herzogin müsse sich mit ihrem Vetter von Burgund vertragen. Als nun dennoch harter Krieg drohete, stieg der Haß gegen die Vornehmen mit jedem Monat, besonders gegen die Häupter in der Stadtregierung, die Schöffen. Ein

Bürger wurde bestraft, weil er auf offenem Markte und in Gegenwart von Stadtoffizieren ausrief: „Hätte er nur einen Schöffen da, so wolle er ihm mit seinem Bleikolben eins auf den Kopf geben, daß er das Gehirn verschütte." Ein Anderer rief den Schöffen, als er sie am Rathhausfenster stehen sah, zu: „Kommt mal herunter, ihr Canaillen, kommt nur mal zu uns!" Selbst bei feierlicher Berathung geriethen die Parteien an einander, und es kam vor, daß Jakobäa und ihre Mutter, während der Saal voll Lärmen und Toben und die Stadt voll Schrecken war, auf das Ständehaus eilen mußten, um Frieden zu stiften.

Es gelang der feindseligen Partei mehr und mehr, Mißtrauen gegen die Fürstin zu säen. Man verweigerte ihr die Schlüssel der Stadtthore. Man bestellte sechs Männer, mit denen allein sie in Sachen der Stadtvertheidigung sich benehmen solle. Man kehrte immer mit dem Ansinnen wieder, mit dem Herzoge von Burgund und Brabant sich gütlich zu vertragen; denn Philipp zeige große Neigung, einen Frieden zu vermitteln, der dem Lande zum Heile und der Fürstin nicht zur Unehre gereiche. Jakobäa widersetzte sich, und als Herzog Johann zwei Herolde schickte, frei Geleit für vierundzwanzig Bürger anzubieten, wollte sie die Herolde nicht in die Thore lassen. Doch gab ihnen die Stadt zwei Goldstücke, und als die Sache an die Zünfte kam, wurde das Geleit angenommen. Angesehene Bürger gingen mit der Herzogin-Mutter und Jakobäas Bevollmächtigten nach Hesdin.

Philipp aber wußte den Abschluß der Verhandlungen in die Länge zu ziehen. Schon setzte sich der Herzog von Brabant mit mächtigem Heere in Bewegung: da erst kamen die Gesandten zurück. Auf dem Ständehaus versammelten sich, wie es bei solchen Gelegenheiten Brauch war, der Großrichter, Schatzmeister, Schultheiß, und Bürgermeister, der Stiftsdechant, Abgeordnete der beiden Mönchsklöster, die Schöffen, Zunftvorsteher, Kriegshauptleute, und andere angesehene Bürger. Die Gesandten lasen eine Erklärung des Herzogs Philipp vom 15. May aus Brügge, des Inhalts: „Von ganzem Herzen thue es ihm leid, daß er

trotz allen Ersuchens seinen Vetter von Brabant nicht dazu vermögen könne, den landschädlichen Krieg aufzugeben und die Fürstinnen ruhig im Hennegau wohnen zu lassen. Jetzt aber wolle er aus natürlicher und gerechter Liebe für Tante und Base Beide unter seinen Schutz nehmen. Sie sollten zu ihm kommen, er wolle sie wie sein eignes Leben gegen alles Ungemach beschützen, und Jakobäa niemals in andere Hände liefern, als bis der heil. Vater ihre Sache entscheide, oder der Tod Humfrieds oder Johanns ihr die Freiheit wiedergebe, wie sie des Papstes Spruche gemäß sei. Und was den Schutz des Hennegau angehe, so wolle er, wenn die beiden Fürstinnen zu ihm kämen, und sobald er die Antwort des Vetters von Brabant habe, dem er nun zum letztenmale geschrieben, das Aeußerste aufbieten, um das Land vor Unheil zu bewahren." Abschrift seines Briefs an den Brabanter hatte Philipp mitgeschickt. Von Jakobäas Mutter, die in Condé zurückgeblieben, lag ein Vertragsentwurf bei, und die Mehrheit in der Versammlung erklärte: diesen Vertrag solle und könne die Herzogin annehmen. Jakobäa erwiederte: „Sie müsse erst darüber mit ihrer Mutter reden, jetzt aber könne sie nicht mehr zu ihr reisen."

Es war in der That zu spät. Denn schon umzingelte die Brabanter Reiterei die Stadt, Tags darauf fing das ganze Brabanter Heer an vor der Stadt zu graben und zu schanzen. Offenbar geschah das im Einverständniß mit Philipp, der auf eine oder die andere Weise die Base in seine Gewalt bekommen wollte. Nun war ein Vertrag nicht zu Stande gekommen, und Jakobäas Freunde konnten mit Recht fragen: ob sie denn jetzt ihre Fürstin auf ewig in des Burgunders Gefangenschaft überliefern wollten? Denn was hinter seinen herzlichen Worten steckte, das lag doch wohl vor Jedermanns Blicken. Man beschloß, die Stadt zu vertheidigen, verbrannte die Vorstädte, ein Kloster, und andere Gebäude draußen, und übergab Ludwig von Montfort und dem Schultheiß Pinkart von Herrines den Oberbefehl.

Es war Jakobäas persönlicher Antrieb gewesen, der es zu diesem Entschlusse gebracht hatte. Denn wer konnte dem Feuer-

geiste, der aus ihren Augen blitzte, wer dem Strome ihrer Rede widerstehen, in welcher soviel Heldenmuth und rührender Reiz sich mischte? Mons allein, wo sie selbst war, widerstand: alle anderen Städte des Hennegau waren abgefallen. Ihr Vetter Ludwig, der Pfalzgraf, mit welchem sie fortwährend Briefe wechselte, ließ sie wissen, sie solle nach England kommen. Sie aber wollte nicht fliehen vor der Gefahr, und glaubte fest an Humfrieds Verheißungen, der bei seiner Abreise aus Calays und noch später geschrieben: in wenigen Tagen werde er mit großer Heeresmacht zurückkommen. Der Thor, warum war er denn mit all seinen Truppen fortgezogen?

Der Herzog von Brabant hatte all seine Unterthanen zur großen Heeresfahrt aufgeboten, wiederum waren die Barone und die Städter und die Bauern mit ihrem besten Kriegszeug zusammengeströmt. Sie wollten ihre Ehre, die sie bei Soignies gelassen, wiederholen. Sammelplatz waren die Städtchen Nivelles und Roeulx an der Grenze, wo der Herzog pünktlich eintraf, und drei Tage verweilte, bis das ganze Heer beisammen. Als er bis in die Nähe von Mons kam, schickte er Ritter und Reisige voraus, der Brücken und Hohlwege sich zu versichern, und rings um die Stadt Alles in Brand und Blut zu setzen. Zum Unglück für die Belagerten fand der Feind gleich die Röhren, welche das Trinkwasser zum Stadtbrunnen leiteten. Man hatte die Bleiröhren, soweit die Engländer sie aus der Erde gerissen, durch hölzerne ersetzt: die Brabanter nahmen jetzt die ganze Wasserleitung heraus, und ließen kein Stück unzerstört.

Als dies geschehen war, folgte das Heer und schlug sein Lager auf, rings wurde die Stadt eingeschlossen, und noch am selben Tage begannen die Geschütze zu spielen. Tag und Nacht wurde nun geschossen und gearbeitet. Die Steingeschosse der Brabanter schlugen krachend an die Mauern, hier und dort fiel eine Thurmseite herunter, glühende Pfeile flogen über die Brüstung in die Stadt. Doch die Belagerten standen bereit mit Hammer und Kelle, mit Wasser und Steinen und Erde, zu

löschen und jeden Schaden gleich auszubessern. Ruhten aber die Angreifer einen Augenblick, so wendete sich das Spiel. Ein kühner rascher Entschluß hatte immer die Ritter Jakobäas ausgezeichnet, und auch vor den Mauern von Mons leuchtete diese Tugend in vollem Glanze. In geschickten Ausfällen fiel Stoß auf Stoß bis tief in's feindliche Lager. Wie oft stand man hier auf den Stadtmauern, dort auf den Lagerhöhen, und sah den glänzenden Gefechten zu, welche die Ebene dazwischen erfüllten! Wie oft ließen die Belagerten die Zugbrücken fallen, um mit Jauchzen ihre Freunde zu empfangen, die mit reicher Beute und Gefangenen heranstürmten! Zu spät kamen die nachfolgenden Brabanter, die Zugbrücken flogen schon wieder in die Höhe, und der Feind empfing von Thoren und Thürmen nur Kugeln und Pfeile.

Allein diese unaufhörlichen Gefechte minderten zusehends die treuen Schaaren der Herzogin. Auch die Lebensmittel begannen zu fehlen: denn vom Felde ließ sich Nichts mehr herein bringen, weil die Stadt fest umschlossen und die Umgegend verwüstet war. Als die Zuflüsse zum Marktbrunnen aufhörten, trat sogar Wassersnoth ein. Was aber man von draußen hörte, war ganz geeignet, Alles in noch größeren Schrecken zu setzen. Feinde waren schon genug vor den Thoren, jetzt marschirte auch der gefürchtete l'Isle Adam mit den burgundischen Völkern heran.

Bei so dunkeln Aussichten war es natürlich, daß diejenigen, welche Jakobäa abhold waren, mehr und mehr Uebergewicht erhielten. Sie setzten es durch, daß in den letzten Tagen des Mai nochmal eine Gesandtschaft, begleitet von der Herzogin-Mutter, zum Burgunder Fürsten ging, welcher jetzt bis Douay gekommen war. Er wollte sehen, wie die Dinge verliefen, und bei der Hand sein, wenn die Engländer etwa von Calays aus hervorbrechen sollten.

In Douay bestimmte der Herzog Herrn Gerhard von der Aa als seinen Unterhändler, und die Abgesandten nahmen als den ihrigen Herrn Johann von Nassau. Jakobäa hatte kurz und stolz zwei Forderungen gestellt: „Ihr Vetter von Burgund

solle [illegible]and ablassen von ihren Landen, und ih[illegible]
leiste[illegible] für Schaden und Vergewaltigung." Nur [illegible]
bieten fügte sie hinzu: „daß sie mit ihm und seinen
einer gelegenen Stadt tagen, und Recht geben und n[illegible]
Die Bürger von Mons traten nachgiebiger auf. [illegible]
waren mit folgenden Vorschlägen beauftragt: „Herzog
einen allgemeinen [illegible] und Sühnetag in Gou[illegible]
oder Woerden an[illegible] dann solle Waffenstillsta[illegible]
hinsichtlich der [illegible] werde man sich schon [illegible]
Unkosten wolle ma[illegible] [illegible]p ersetzen, ihn auch treu[illegible]
kobäas kinderlosem [illegible] als nächsten Erben und
pfangen, bei ihren [illegible] [illegible]en könne man das doch
Sein Recht aber [illegible] [illegible]and und Seeland müsse
erst nachweisen." [illegible] hatte nämlich bereits verk[illegible]
daß ihm die Regentschaft über Holland und Seelan[illegible]
sei. Man hatte auch wohl durchschauet, daß er es
gelegt habe, Jakobäas Person in seine Gewalt zu
Um ihn zu begütigen, ließ die Stadt wissen: „ihre
eine Stunde lang oder so ungefähr in seinen Hä[illegible]
Geschah dies, so feierte er einen Triumpf, der für
ritterliches Gefühl wie für Jakobäa nicht schmerzlicher
— es lag auch stillschweigend darin ausgesprochen, [illegible]
Einmischung gerecht gewesen.

Allein die Abgesandten von Mons merkten ba[illegible]
mit so unbestimmten Anträgen nicht kommen dürften.
händler Johann von Nassau wagte es deshalb, auf
andere Artikel vorzuschlagen. „Jakobäa solle dem [illegible]
Glocester und allen Englischen absagen, — sie solle [illegible]
Tag in Philipps Händen sein, jedoch wohlverbürgt [illegible]
daß es nicht länger dauere, — sie solle bis zur [illegible]
tenz ohne Herrschaft, jedoch mit fürstlichem Hofhalt[illegible]
ihrem Belieben wohnen in Brabant Hennegau Flande[illegible]
Pikardie, — bis dahin sollten ihre Anhänger von ih[illegible]
wenigstens die Einkünfte genießen, — Jakobäas Lan[illegible]

lange in Händen des Herrn Johann von Nassau sein, der als Statthalter Philipp darüber einen Eid schwören müsse. Dies Alles würde bis zu einem Termine gelten, den Philipp selbst bestimmen könne, und zwar ohne daß die Fristzeit öffentlich brauche bekannt zu werden, jedoch solle sie nicht lang sein. Innerhalb dieses Termins müsse der Herzog entweder einen sicheren Frieden zwischen beiden Parteien zu Stande bringen, oder erwarten, daß Jakobäa wieder von ihren Landen Besitz ergreife." — Man sieht hieraus, welche Vorsicht nöthig schien, um Jakobäas Person vor Philipps Tücken zu retten. Als dieser aber von solchen Vorschlägen hörte, brausete er auf: „Nicht friedlich, sondern fremd dünkten sie ihm."

Mit diesem Bescheid kam Herr Johann zurück und sagte: man dürfe vor dem Herzog gar nicht davon sprechen, nur das Eine habe er von Herrn Gerhard gehört: „wenn der Herzog sich von seinem Brabanter Vetter als rechtem Besitzer Holland Seeland Friesland abtreten lasse, und Jakobäa das anerkennen würde, so könne man vielleicht zu einer Tagsatzung mit ihm kommen." Die bestürzten Städteboten und die Herzogin-Mutter gingen nun bis zu den äußersten Anerbietungen vor. „Es solle Jakobäa nochmal in allen ihren Landen als einer rechten Erbherrin gehuldigt werden, — sie die Einkünfte davon behalten, — Philipp aber sofort bis zu des Papstes Spruche Mombar (Regent) sein von allen diesen Landen: er wie sie würden dann jedes sechs Männer zur Regierung anstellen. Das müsse, wenn sie vom Papste ihrem früheren Gemahl zugewiesen werde, dauern, so lange dieser lebe, und wenn er sterbe, bis sie sich wieder verheirathe. Außerdem sollten alle Stände es Philipp besiegeln, daß sie ihm als rechten Erbherrn huldigen würden, wenn Jakobäa kinderlos sterbe."

Als die Unterhandlungen bis auf diesen Punkt gekommen, hatte Philipp eigentlich Alles erreicht, was er wollte, nur war Jakobäa noch nicht völlig ihrer Einkünfte, und, — worauf er größeres Gewicht legte, — ihrer Freiheit beraubt. Allein er hatte sich auch überzeugt, daß die Stadt und Jakobäas Mutter

unmöglich weiter gehen, Jakobäa hingegen auch diese Artikel niemals annehmen werde. Hätten aber die Bürger von Mons sie ihm mit Gewalt überliefert? Er beschloß, Kriegsrecht auf anderm Wege zu suchen, er erkannte ja nur seinen Brabanter Vetter als ihren ehelichen Vogt an.

Auf sein dringendes Verlangen verließ dieser das Belagerungsheer, und kam mit fünfhundert Mann Gefolge nach Douay, wo Beide sofort Handels einig wurden. Am 1. Juni schlossen sie ihren Vertrag ab, drei Artikel enthielt er. „Erstens: Jakobäa soll im Lande des Herzogs der Burgunder und unter seiner Hand bleiben, bis ihr Prozeß in Rom durch Urtheil oder Tod beendigt wird, — zu ihrem Hofhalte geben ihre Länder eine passende Summe her. Zweitens: Der Herzog von Brabant erhält von Neuem Besitz und Gehorsam vom Hennegau, bestellt aber sofort, ohne dort erst Gericht zu halten, Johann von Luxemburg als Statthalter. Drittens: Jede körperliche Strafe und Konfiskation des Grundvermögens soll den Schuldigen erlassen sein, nicht aber die bürgerliche Strafe. Jeder der beiden Herzoge setzt zwei Richter ein, welche mit dem Statthalter die Strafe, welche auch auf Verbannung lauten kann, diktiren. So lange sich Einer vor das Gericht nicht stellt, wird all sein Vermögen mit Beschlag belegt."

Auf solche Weise bekam Philipp allerdings den Hennegau in seine Hand. Der Statthalter war ihm unterthänig, nur Anhänger Burgunds erhielten den Befehl in Städten und Festungen. Daß fortan auch Holland und Seeland an Philipp übergehen sollten, war jetzt festbeschlossene Sache. Es fehlte nur noch, daß Jakobäa überliefert wurde.

Sechstes Buch.

Philipp von Burgund.

Erstes Kapitel.

Jakobäa in Gefangenschaft.

ufruhr in Mons. Jakobäas Partei niedergeworfen. Acht Fristtage. akobäas Briefe an Humfried und den Pfalzgrafen. Auffangen und Ver= fen der Briefe. Huldigung Johanns von Brabant in Valenciennes. nstalten zur Abführung der Herzogin. Jakobäa im Brabanter Lager. ngriffe auf den Reisezug. Ankunft in Gent. Lage und Einrichtung des rafensteins. Kaiser Sigmund. Strafgerichte im Hennegau. Gelder= essungen. Fehde zwischen Mons und Valenciennes. Die burgundische artei in den Niederlanden. Auftauchen von Einheitsplänen. Aussterben r Fürstenhäuser. Neugestaltung der Dinge. Furcht vor englischer Land= ng. Rüstungen Humfrieds. Anstrengungen der burgundischen Partei. btretung der Regierung von Holland und Seeland an Philipp. Wider= ruch der Brabanter. Philipps Heereszug nach Holland. Seine Hul= digung und Anordnungen.

Wuth und Bestürzung herrschte unter den Anhängern der ürstin, als die Abgesandten mit der Abschrift des Vertrags wischen den Herzögen von Burgund und Brabant am 3. Juni Mons wieder eintrafen. Jakobäa selbst, wie ein Chronist sagt, laubte gleich vor Schmerz zu sterben. Die Gegner aber liefen nd redeten zusammen und äußerten ihre Freude. Schon standen ch die Parteien auf Tod und Leben gegenüber, und beriethen

verzweifelte Maßregeln. Am anderen Morgen begab sich Jakobäa in die Versammlung auf dem Rathhause, und rief den Schutz der Bürgerschaft an, und erinnerte sie an ihre heiligen Eide, sie nimmer zu verlassen. Allein man schrie ihr zu: „Die Stadt habe keinen Schutz mehr für sie, man könne sich nicht stärker machen, als man Kräfte habe.“ Vergebens suchten ihre Getreuen zu Worte zu kommen. Plötzlich sahen sie sich umringt und festgehalten. Keiner konnte mehr von der Stelle. Ein Hauptmann Glocesters wurde herbeigeschleppt. Vielleicht hatte der Unglückliche zu laut von Verrätherei gesprochen. Er mußte vor Jakobäa niederknieen, und sein Haupt rollte zu ihren Füßen. Draußen aber auf den Straßen war Alles voll Geschrei und Tumult. Bewaffnete Haufen drangen in die Häuser ein, rissen die Anhänger der Fürstin hervor und schleppten sie in die Gefängnisse. Zwei Tage lang währte der Aufruhr, das Lärmen und Wüthen. Dritthalbhundert Bürger, es waren fast alle Vornehmen, wurden in die Thürme geworfen: wer sich widersetzte, niedergeschlagen. Selbst der hochwürdige Abt von St. Ghislain wurde gefangen gesetzt.

Nun hatten die Sieger in der Stadt freie Hand, mit den Belagerern draußen Waffenstillstand zu machen. Jakobäa war schutzlos. Alles was ihr hold war, lag im Blute oder im Kerker. Man erklärte ihr rund heraus: „Freiwillig solle sie gehen, oder man ergreife sie und liefere sie aus an den Herzog.“ Sie hatte tödtliche Angst vor Philipp und seinen Anschlägen. Zögern aber oder Entfliehen konnte ihren Freunden das Leben kosten. Sie bat nur noch um das Eine, um acht Tage Aufschub, dann wolle sie sich in Philipps Hände überliefern. Und so groß war die rührende Macht ihres Unglücks, daß selbst die Bürgerschaft, welche in Wuth und Aufstand, auf der Stelle ihr die erbetene Frist bewilligte. In ihrer Noth und Bedrängniß schrieb Jakobäa Humfried folgenden Brief:

„Mein gestrenger Herr und Meister!

So demüthig, als ich nur kann und weiß in dieser Welt,

empfehle ich mich Eurer gütigen Huld. Mögt Ihr wissen, mein gestrenger Herr und Meister, daß ich jetzt schreibe Eurer ruhmwürdigen Herrlichkeit als die leidvollste Frau, als die Verlorenste und schändlichst Verrathene auf Erden. Denn, mein gestrenger Herr und Meister, am Sonntag, den dritten Tag dieses Monats März, kamen die Boten Eurer Stadt Mons zurück und brachten einen Vertrag, gemacht und geschlossen zwischen dem Vetter von Burgund und dem Vetter von Brabant. Dieser Vertrag ward gemacht in Abwesenheit meiner Frau Mutter und ohne ihr Wissen, wie sie selbst mich benachrichtigt und vergewissert hat durch Meister Gerhard le Grand ihren Kaplan. Deßhalb, mein gestrenger Herr, schrieb mir meine Frau Mutter diesen Brief über diesen Vertrag, hinsichtlich dessen sie mir zu rathen nicht weiß und nicht wagt. Denn sie selbst wußte nicht, was zu thun, sondern bat mich, ich möchte meine guten Leute dieser Stadt bitten, um zu erfahren, welchen Trost und Beistand sie mir thun wollten.

Deshalb, mein süßer Herr und Meister, mögt Ihr wissen, daß ich am andern Morgen auf das Rathhaus ging und ihnen vorhalten ließ, wie auf ihr Verlangen und Bitten Ihr beschlosset, mich in ihrem Schutz und Schirm zu lassen als bei Solchen, die Euch geschworen hatten, Eure wahren und treuen Unterthanen zu sein, und daß sie mich wohl beschützen würden, um Euch dafür gute Rechenschaft zu geben, welchen Eid sie gethan vor dem Sakramente des Altars und auf die heiligen Evangelien. Darauf mein hochgeehrter Herr und Meister, erklärten sie rund heraus: „Sie seien nicht mehr stark genug, mich zu beschützen.“ Und indem sie gleich ihre Gedanken zur That machten, rebellirten sie und jagten, meine Leute wollten sie morden, und so sehr, mein gestrenger Herr, daß sie mir zum Hohne einen Eurer Unterthanen ergriffen, den Hauptmann Macquard, und in meiner Gegenwart ihm sofort den Kopf herunterschlagen ließen. Und sie ließen alle die ergreifen, welche Euch lieben und Eure Partei halten, wie Bardoul de le Porte, Collard seinen Bruder, Aegidius de le Porte, Wilhelm de Leur, Johann du Bois, Wilhelm de Leye,

Samson Euern Hauptmann, Pierre, Baron, Sandrart, Dandre, und mehrere bis zur Zahl von zweihundertfünfzig von Eurer Partei. Und von Neuem wollten sie ergreifen Herrn Balduin den Schatzmeister, Herrn Ludwig von Montfort, Johann Fresne und Stephan d'Estre, welche sie noch nicht ergriffen haben, und ich weiß nicht, was sie thun werden. Auch, mein gestrenger Herr, sagten sie mir rund heraus: „Wenn ich keinen Vertrag machte, so lieferten sie mich in die Hände des Vetters von Brabant!" Und ich habe keine Frist mehr, in dieser Stadt zu bleiben, als acht Tage, sollen sie mich nicht mit Gewalt nach Flandern bringen. Das ist mir weh und hart, denn ich zweifle, ob ich in meinem ganzen Leben Euch wiedersehen werde, wenn Ihr nicht beschließt, in Eile mir zu helfen.

Ach mein gestrenger Herr und Meister! Alle meine Hoffnung und mein ganzes Denken steht bei Eurer Herrlichkeit, in Betracht, mein gestrenger Herr und meine einzige und höchste Liebe, daß alles Dies, was ich leide, geschieht, weil ich Euch liebe. Deshalb demüthigst flehe ich zu Euch, so sehr und so innig, als ich auf dieser Welt nur kann, um Gotteswillen möget Ihr Mitleid haben mit mir und meinem Jammer, und mir, Eurem leidvollen Geschöpf, in größter Eile zu Hülfe kommen, wenn Ihr mich nicht verlieren wollt auf immerdar. Ich habe Hoffnung, daß Ihr so thut, denn, mein gestrenger Herr und Meister, ich verdiene es nicht anders um Euch, weder jetzt, noch werde ich, so lange ich lebe, jemals etwas thun, das Euch mißfallen könnte. Ja, ich will jeden Augenblick den Tod empfangen um der Liebe zu Euch willen und Eurer abligen Gestalt, denn Eure edle Herrlichkeit gefällt mir über die Maßen. Bei meiner Ehre, mein gestrenger Herr und Fürst, mein einzig wahrer Trost und meine letzte Hoffnung, möget Ihr um Gottes und unseres Herrn St. Georgs willen in solcher Eile, als Ihr es nur thun könnt, meine ganze leidvolle Lage erwägen, was Ihr noch nicht gethan habt, denn es scheint mir, Ihr habet mich ganz vergessen.

Anderes weiß ich Euch gegenwärtig nichts zu schreiben, außer, mein gestrenger Herr und Meister, daß ich sehr bald Herrn Ludwig von Montfort zu Euch geschickt habe; denn er kann nicht mehr bei mir bleiben, trotzdem, daß er bei mir aushielt, als alle Andern mich verriethen, — er wird Euch Alles vollständiger sagen, als ich zu schreiben wüßte. Daher bitte ich Euch, mein theuerster Herr und Meister, daß Ihr ihm ein guter Herr sein wollet, und mir Euren Willen auftragen und befehlen, den ich thun werde von ganzer Seele. Das weiß der gebenedeite Sohn Gottes, der Euch ein schönes Leben und ein langes gebe, und Gnade, daß ich Euch sehe zur höchsten Freude.

Geschrieben in der falschen und verrätherischen Stadt Mons, aus tiefbekümmertem Herzen, den sechsten Tag des Juni.

Euer leidvolles und geliebtes Kind, das unsäglichen Schmerz leidet um Euret willen. Euer Kind

Pembrough."

Noch einen kürzeren Brief schrieb sie an ihren Vetter in London, den Pfalzgrafen Ludwig vom Rhein:

„Vieltheurer geliebter Vetter! Ich befehle mich Euch an, und möget Ihr wissen, daß zur Stunde, als dieser Brief geschrieben wurde, ich tief leidvoll im Herzen war als eine falsch und treulos Verrathene. Und wenn Ihr etwas Neues wissen wollt, mein vieltheurer und geliebter Vetter, so wißt, daß ich noch gegenwärtig nichts wüßte, als zu wiederholen; aber wollt unsern vieltheuern und gestrengen Herrn fragen, der Euch mehr sagen wird, als Ihr hören mögt. Anderes wüßte ich Euch nicht als zu wiederholen, außer daß Ihr die Hand haltet zu dem, was Ihr wißt, damit mein gestrenger Herr kommen möge, denn sonst werdet weder er noch Ihr mich wiedersehen.

Und was betrifft, daß Ihr mir schriebet, über's Meer zu kommen, so ist das zu spät, aber eilt Euch mit so großer Macht, daß Ihr mich befreien könnt aus den Händen der Flanderer, wo ich in acht Tagen sein werde.

Vieltheurer und geliebter Vetter! Ich bitte Gott, daß er

Euch ein schönes Leben und ein langes gebe. Geschrieben in der falschen und verrätherischen Stadt Mons den sechsten Tag des Juni.

Jacqueline von Pembrough."

Der Bote, welcher diese Briefe trug, wurde aufgefangen, die Unglückliche war ja von Verrath und Tücke umsponnen. Sie konnte sich vorstellen, wie Philipp über die Angst ihres Herzens, die sich in dem Briefe so bloß gab, lächeln, und wie er um so klüger seine Anstalten treffen werde, daß Keiner sie seinen Händen wieder entreiße. Er besaß auch innere Rohheit genug, beide Briefe öffentlich vor seinen Herren vorlesen zu lassen.

In Mons verstrich unterdessen ein Tag nach dem andern, und für Jakobäa verhüllte sich jede Aussicht auf Rettung. Vergebens flehte sie um Freilassung ihrer Freunde, nicht einmal Frauen und Bräute durften mit den Gefangenen reden. Da ihr Hofhalt anfing, Mangel zu leiden, bewilligte die Stadt Lebensmittel und täglich fünfundzwanzig Livres, für die Abreise aber tausend. Herzog Johann war inzwischen von Douay nach Valenciennes gezogen, wo ihm so schön und festlich gehuldigt wurde, als sei er der liebenswürdigste Prinz von der Welt. Während Mons in Trauer lag, jubelte natürlich Valenciennes. Jetzt kam er wieder zum Belagerungsheer, und forderte, auf der Stelle solle man seine Gemahlin fortschicken und ihm die Thore öffnen. Jakobäa mußte der Gewalt weichen. Ein Recht aber räumte sie ihren Feinden über sich nicht ein, nicht das mindeste. Sie so wenig, wie ihre Mutter, unterschrieb die Artikel von Douay.

Der Großrichter Haynin erklärte im Stadtrath zwei Tage vorher: die Fürstin werde am 13. eine Stunde nach Mittag abreisen, sie verlange achtundzwanzig Gepäckwagen, sowie Pferde für zwei Karossen und ihre Dienerschaft von acht und zwanzig Leuten, welche sie nach St. Ghislain in Besatzung gelegt. Dies wurde bewilligt. Jakobäa ließ auch Freilassung des Abtes von St. Ghislain und der anderen Gefangenen fordern, welche auf der Burg und in den beiden Stadtgefängnissen lagen. Diese

wurde abgeschlagen, jedoch andern Tags wieder aufgenom-
Während man sich hierüber noch berieth, klopften Enghien
die Herrn vom Rathe des Herzogs von Brabant an's Thor
erklärten: „Es verlaute, man wolle einige Verhaftete frei-
, das sei wider den Herzog und wider den Friedensschluß;
üßten vielmehr alle noch übrigen Schuldigen verhaftet werden;
er solle aus der Stadt, Keiner seine Habe wegbringen, auch
im Reisezug der Fürstin!" Der Stadtrath gehorchte. Bei
fe der Verhaftung und Verlustes der Habe wurde Jeder-
n, der nicht Jakobäas Diener oder vom Gericht förmlich be-
ubt war, verboten, sich dem Gefolge der Fürstin anzuschließen.
Am Tage der Abreise waren die Truppen von früh an
r den Waffen, alle Thore streng geschlossen, kein Mensch
de aus der Stadt gelassen. Man fürchtete selbst jetzt noch
Aufstand zu der Fürstin Gunsten. Ein großes und glän-
es Geleite erschien, Jakobäa aus der Stadt abzuholen, in
her sie so viel Glück und Qual erduldet hatte. Philipp
te seine Pillen zu vergolden. Es waren der Prinz von
nien, der neue Statthalter Johann von Luxemburg mit
n vier Gerichtsherren, der Herr von Enghien, der Gouver-
von Lille, und eine Anzahl der angesehensten Ritter und
en aus Burgund und Brabant bestimmt, die Gefangene
Gent zu geleiten, in allem sechszehn vornehme Herren, jeder
Gefolge. Dazu kamen Jakobäas eigne Feldhauptleute, die
ünder Montfort und Steinkercken, und von den Hennegauern
Großrichter und Schultheiß, nämlich die Herren von Haynin
Herrines, und mehrere andere Ritter und Edle, welche
der geliebten Fürstin bis zum letzten Augenblicke nicht
wollten.

Das Stadtthor, durch welches die Herzogin abziehen sollte,
doppelt von Bewaffneten besetzt. Sie aber ritt plötzlich zu
n anderen, und kam geraden Weges in's Brabanter Lager.
einen Versuch wollte sie wagen, ihre Zukunft zu retten.
sie durch die Zelt- und Hüttengassen ritt, stand das Bra-

banter Kriegsvolk da, und schaute mitleidig auf seine unglückliche Fürstin, und mit rührender Stimme bat sie, daß man sie zum Grafen von Nassau und zum Herrn von Heseswyck führe. Als sie diese ihre alten Freunde wiedersah, konnte sie sich nicht mehr fassen. Ihr ganzes Elend stand ihr vor Augen, unaufhaltsam strömten ihre Thränen, und nur um das Eine bat sie mit aufgehobenen Händen: „wenn sie noch etwas für sie übrig hätten, möchten sie zum Herzog gehen und mit Bitten nicht ablassen, bis er ihr erlaube, in Brabant zu bleiben. Wo er nur befehle, in jeder Burg, in jeder Stadt wolle sie ruhig wohnen, und in seiner Gewalt bleiben, nur daß sie nicht an den Burgunder ausgeliefert werde." Die Herren gingen hin, und flehten lange und inständig für die Trostlose. Allein Jakobäas früherer Gemahl fand die Rache süß, der arme Mensch hatte ja ohnehin keinen Willen ohne seinen Vetter Philipp. Dagegen verlangte er, daß man auf der Stelle ihm die Stadtschlüssel bringe und sein Banner auf der Burg aufziehe. Noch am Abend spät leistete die Stadt seinen Bevollmächtigten Huldigung.

So mußte Jakobäa das Brabanter Lager wieder verlassen, und den Weg nach Flandern einschlagen in die Gefangenschaft. Der Parteien Haß und Liebe umlagerte ihren Weg. Als sie mit ihrem Geleite auf freiem Feld erschien, kam ein Bastard von Enghien mit dreißig Mann geritten, und wollte Herrn von Haynin den Großrichter zu seinem Gefangenen machen. Schon legte er Hand an ihn, da flog der Prinz von Oranien herbei, und stellte den Bastard zur Rede. Dieser gab trotzige Antwort. Gleich schlug der Prinz ihm zweimal den Säbel durch's Gesicht, und nahm ihn selbst mit noch einem Begleiter gefangen, die Andern aber waren froh, daß sie mit heiler Haut davon kamen. Die Reise ging weiter nach Ath, wo man Nachtlager nahm. Jakobäas Getreue aber hätten nicht Hoeks sein müssen, um ruhig zuzusehen, wie man ihre angebetete Fürstin fortschleppte. Sie lagen bereits in einem Hinterhalt, und als der Reisezug herankam, stürmten sie herbei, umringten die Herzogin, und dachten

sie zu entführen. Oranien aber hatte sich vorgesehen, hatte fünfhundert Mann Bedeckung an sich gezogen, und warf nach kurzem Gefecht die Angreifer zurück. Jakobäa sah auch die letzte Hoffnung vereitelt. Vergebens schauete sie aus, ob nicht von Calays her die Retter sich naheten. Ehrenvoll wurde sie weiter geleitet nach Gent, dort zog sie ein unter großer Theilnahme der Bürgerschaft. Die Wohnung war ihr auf dem alten Grafenstein bereitet, welcher sie, Kaiser Ludwigs Urenkelin, jetzt als Gefangene aufnahm.

Philipp hatte Jakobäa nicht in seine eigene Wohnung in Gent, den Fürstenhof, gebracht, sondern auf den Grafenstein, eine alte Burg, welche schon zu Kaiser Otto des Großen Zeit erbauet und bis vor sechszig Jahren von den alten Grafen Flanderns bewohnt gewesen. Auf einer Anhöhe und im Mittelpunkte der Stadt ragten ihre uralten schwärzlichen Mauern und Thürme empor. Die finstere Thorwölbung, welche noch jetzt auf den Burghof führt, mündet auf einen offenen Platz. Zu Füßen der Burg fließt im großen Bogen die Lys vorbei, um sich gleich darauf mit der Schelde zu vereinigen. Das Ganze bildete eine Festung, die ringsumher freistand, und fest und stark genug, um den Brandungen der Volkswogen zu widerstehen, wenn wieder einmal sich der Aufstand durch die Gassen wälzte. Für solche Fälle war auch ein unterirdischer Gang da, der von der Burg bis vor die Stadtmauer führte, und durch welchen sich ungesehen Kriegsvolk hereinbringen ließ. Seit die Fürsten hier nicht mehr Hof hielten, diente die Burg als Zeughaus und Kaserne. Auch hatten in den leeren Gemächern die berühmten Maler Johann und Hubert von Eyck ihre Werkstätte aufgeschlagen, wo sie damals an dem köstlichsten Gemälde der deutschniederländischen Kunst malten, der Anbetung des unbefleckten Lammes. Philipp hatte dieses Bild vor vier Jahren bei ihnen bestellt, und vielleicht durfte Jakobäa, wenn die Eycks gerade anwesend waren und der Herzog es erlaubte, mit den berühmten Malern sich unterhalten.

Allein duldete denn der Kaiser, daß ein fremder Herzog

eine Reichsfürstin in seiner Stadt gefangen hielt? Das war eben Jakobäas Unglück: in Deutschland konnte man ihr Auftreten nur als Anmaßung betrachten. Nach des Reiches Recht war Johann von Bayern rechtmäßiger Fürst von Holland und Hennegau gewesen. Als dessen Tod bekannt wurde, hatte König Sigmund alsbald seine Herolde und offenen Briefe an die Hennegauer wie an die Holländer und Seeländer geschickt, worin er erklärte: „Nunmehr sei ihr Land dem Reich anheimgefallen, er selbst sei Herr dieser Gebiete, sie sollten sich nicht unterstehen, einem Andern zu huldigen, bis des Königs Botschafter bei ihnen erschienen: inzwischen aber werde ihnen Johann von Bonau, kaiserlicher Schultheiß von Gelnhausen, das Nähere sagen." Sigmund drohete sogar ernstlich mit der kaiserlichen Acht. Diese wäre besonders den Holländern beschwerlich gefallen; denn sie hörten von den Hanseaten, der gemeine Kaufmann aus und in Deutschland dürfe Geächteten weder verkaufen noch von ihnen kaufen. Die Holländer nahmen daher des Kaisers Herold achtungsvoll auf und verehrten ihm ein Geldgeschenk. Dann kamen sie im Haag zusammen und beriethen sich, was zu thun. Da sie aber bald darüber in's Klare kamen, daß hinter des Kaisers Kommissar und Herolden kein Heer des Kaisers folge, auch wohl nimmer folgen würde, so machten die Drohungen wenig Eindruck. Man hielt es für's Klügste, das Aussprechen der Acht am kaiserlichen Hofe hinzuhalten, im Uebrigen den Dingen ihren Lauf zu lassen. Bonau wartete in Aachen vergebens, ob die Aussichten für seinen Auftrag günstiger würden. Endlich kehrte er unverrichteter Sache wieder heim.

Der Herzog von Burgund hatte also völlig freie Hand. Den Hennegau besorgten ihm sein Statthalter Johann von Luxemburg und dessen Beamte, die im Namen des angeblichen Landesfürsten, des Herzogs von Brabant, handelten, — für Holland und Seeland übernahm Philipp die Aufgabe selbst. Es galt, überall Jakobäas Anhang auszurotten, und das Volk derartig zu

fassen, daß es ihm noch Glück und Segen scheinen mußte, burgundisch zu werden.

Als Johann von Luxemburg, Engelbert von Enghien, und der Burggraf von Monyouw für den Fürsten die Huldigung im Hennegau einnahmen, hätten sie auch geloben müssen, die Rechte und Freiheiten der Unterthanen aufrecht zu halten. Sie weigerten sich dessen, Luxemburg erklärte rundweg: er habe seinem Herrn geschworen und das sei genug. Dies sagte den Hennegauern, was man mit ihnen vorhabe. Eine Landeshuldigung ließ sich gar nicht anders denken, als daß der Fürst dem Lande, und das Land dem Fürsten Treue zuschwor: jetzt sollte der Fürst frei, das Land gebunden sein. Schon am Tag nach Jakobäas Abreise von Mons begannen dort die Strafrichter ihr Amt. Adel Geistlichkeit und Beamte wurden fast durchgängig schuldig befunden. Strenge Weisung erging, in allen Städten Diejenigen zu verzeichnen, welche dem Herzog von Glocester gedient hätten. Ihre Einkünfte und bewegliche Habe wurden zu des Herzogs Tafelgut eingezogen. Das Grundvermögen ließ man ihnen: wenn es aber unglücklicher Weise im Brabanter Gebiete lag, so nahm es der Herzog weg, ließ einen Theil verkaufen und verschenkte den andern unter seine Edlen. Und nun kamen die Geldbußen: Strafen, Kriegssteuern, Geschenke, Erpressungen aller Art verschlangen ungeheure Summen. Nicht das Geringste waren die Geschenke. Geschenke erwarteten Johann von Luxemburg, Enghien, und die andern Beamten, sodann die vornehmen Herren in Brüssel, und die an Philipps Hofe, welche für die Bedrückten ein Wort anbringen wollten. Aber nicht die Herren allein, auch ihre Secretäre Siegelbewahrer Kanzlisten Lakaien und Reitknechte, alle mußten mit Geldsummen begütigt werden. Man verstand es damals vortrefflich, eine eroberte Stadt auszusaugen, auch wenn sie nicht eingeäschert wurde.

Verzweifelnd schickte die Bürgerschaft von Mons ihre flehenden Boten bald nach Brüssel, bald an den Herzog von Burgund. Die Valencienner aber kühlten jetzt ihr Müthchen, und bedräng-

ten die schwer heimgesuchte Stadt noch mit Fehde. Erst im September des nächsten Jahres erhielt sie des Fürsten Gnade wieder, mußte aber noch ansehnlich zahlen, ihre Festungswerke in des Herzogs Hände stellen, auf Befehl zur Vertheidigung rüsten. Fürstliche Soldaten, nicht mehr selbstständige Männer auf eigenen Thürmen und Thoren sollten fortan die Bürger sein. Eines aber hatte Mons trotz Johann von Luxemburg und all seiner Anfechtungen glücklich gerettet, — die große Kanone und die drei andern Geschütze, welche Jakobäa geschenkt hatte.

Der stolze Muth des Hennegauer Volks war nun völlig gebrochen: es wurde hergerichtet, wie Philipp es zu seinen Zwecken sich wünschte. Seine holländischen Pläne fädelten ihm zwei Parteien ein, die Kabeljaus und die burgundische Partei am Brüsseler Hofe. Wo ein Fürst schwach und träge, bilden sich immerfort Parteien, welche die Herrschaft über ihn an sich zu reißen suchen. Auch der Herzog von Brabant wurde wieder in verschiedener Richtung hin und her gezogen. Die Altbrabanter Partei, wenn man die große Mehrzahl der Landstände so nennen durfte, dachte nur an Heimat und Freiheitsrechte. Die burgundische Partei bestand gerade aus den vornehmsten Kriegs- und Hofleuten, Enghien, Graf Nassau, Wesemael, Monyouw, Rotselaer. Wie einst T'Serclaes und Genossen an Johann von Bayern, hatten sie ihren Halt und Hort an Philipp, und der Eine und Andere dachte schon im Stillen daran, dem Burgunder Herzog in den Niederlanden eine Herrschaft zu bereiten wie ein Königthum. Derselbe Gedanke war auch unter den holländischen Kabeljaus aufgetaucht. Er lag so nahe, da die Reihe der niederländischen Fürstenthümer nur noch auf wenigen Augen stand, da die Länder schon unsäglich durch Erbfolgekriege gelitten, Handel und Verkehr aber dringend nach großen einheitlichen Gebieten und Gesetzen verlangten.

Diese niederländischen Einheitspläne traten damals, als Jakobäa nach der Genter Reichsburg abgeführt wurde, in's Bewußtsein der Menschen. Der ärgerliche Ehehandel dieser Fürstin,

ötzliche Einfall eines englischen Prinzen mit starkem Heer,
uen Beweise von geistiger Dürftigkeit, die Johann von
nt gegeben, auf der andern Seite die Kraft und Klugheit,
elcher der junge Herzog von Burgund auftrat, sein unab=
es Handeln trotz der englischen Allianz, die ungeheuren
massen, welche er in's Feld getrieben, — Alles das hatte
lker aufgeschreckt. Unwillkürlich dachte man an die merk=
ähnliche Lage all der niederländischen Gebiete. In Namur
r kinderlose Graf Dietrich, Luxemburg gehörte der kinder=
Elisabeth von Görlitz, Hennegau Holland Seeland der kin=
n Jakobäa, über Brabant Mecheln Antwerpen Limburg
ein kinderloser schwächlicher Fürst, der nur noch einen Ver=
en hatte, seinen Bruder St. Paul. Der Herzog von Burgund
Herr des reichen Flanderns und großer Herzogthümer,
Heere sieghaft Frankreich und die Niederlande umfaßten,
er war allen jenen Fürsten entweder der nächste Bluts=
ndte, oder bereits ihr erklärter Erbe. Das französische
thum schien in Stücken zu gehen, in Deutschland wütheten
ussiten, auf der Kirchenversammlung sprach man von tief=
en Neuerungen, — es war eine Zeit, wo viel Altes in
geräth, und Vorstellungen, daß Recht und Reiche sich neu
n, unwiderstehlich werden.

Zunächst aber einigten sich alle Niederländer in einem höchst
nehmen Gefühl, in der Furcht vor Landung der Eng=
Man konnte nicht anders denken, als daß ihr beleidigter
sich fürchterlich rächen werde. In der That war die Er=
ng im englischen Volke nicht gering, sein Nationalgefühl
n glühendem Stahl gepeinigt. Seine stolzen Ritter und
n, die überall Siegreichen, wie jämmerlich waren sie aus
Hennegau abgezogen, ihr schöner Prinz und Herzog vor
Welt beschimpft! Und Jakobäa selbst, war sie nicht durch
r ertheilte Bürgerrecht eine Engländerin geworden, und
man es dulden, daß der Burgunder Alliirte eine solche
einkerkere? Die jungen Adligen riefen Humfried zu:

„Er solle sich aufmachen, seine Gemahlin befreien, sie Alle zögen mit ihm.“ Die erprobtesten Degen stellten sich auf seine Seite. In Mons kam zu Anfang des Juli ein Verbannter aus England zu den Statthaltern, und erzählte ihnen: „all seine Landsleute seien in Aufruhr über den Hennegauer Schimpf, seit hundert Jahren habe sie Nichts so geärgert. Achtzigtausend Goldschillinge und zwanzigtausend Reisige und Bogenschützen seien dem Herzog von Glocester zum neuen Feldzug bewilligt; der schottische König, der seine Nichte heirathe, stelle achttausend Mann, dazu habe er sich im Ehevertrag verpflichtet; weitere achttausend Mann kämen aus Irland; alles englische Kriegsvolk in der Normandie habe sich das Wort gegeben, bei der ersten Nachricht von Humfrieds Landung in hellen Haufen aufzubrechen nach den Niederlanden.“

Dies Alles, so übertrieben es lautete, wurde von den Statthaltern im Hennegau nach Brüssel geschrieben, und sie fügten hinzu: „der Engländer setze für die Wahrheit seinen Kopf zum Pfande, und sie selbst hätten Aehnliches von englischen Kaufleuten gehört, die von Calays herüber gekommen.“ Den Herzog von Brabant faßte große Angst. Eiligst führte er nach den Hennegauer Festungen Kriegszeug und Lebensmittel, und überall sandte er wieder Boten um Hülfe gegen die Engländer.

Die holländischen Kabeljaus aber geriethen in eine verzweifelte Lage. Noch immer lagen sie vor Schoonhoven, setzten immer größere Kräfte dabei zu, und doch blieb es eine Belagerung, bei welcher das Heer draußen sich mit Mühe des Heeres drinnen erwehrte. Landeten jetzt die Engländer, so erhuben sich aller Orten die heimlichen Hoeks und fielen über die Kabeljaus her. In dieser Noth erhielten die Häupter der Kabeljaus, mit welchen in der Stille schon längst über die Uebergabe von Holland und Seeland an Philipp geplant wurde, Antrieb vom burgundischen Hofe: jetzt müsse die Sache in's Werk gesetzt werden, damit der Herzog von Burgund die Lande mit seiner Macht gegen die englischen Angriffe decke. Philipp bedurfte einer

n öffentlichen Berufung zur Uebernahme von Holland und
ıd. Denn wenn er und die Kabeljaus auch daran fest-
. Johann von Brabant sei Jakobäas rechtmäßiger Gemahl,
ihrer Länder Vogt, und somit zur Abtretung der Regierung
ieselben befugt, — so gab es doch Unzählige hoch und
welche anderer Meinung waren. Man mußte etwas in
setzen, was Philipps Recht öffentlich als Volkesstimme er-
ı ließ. Also hielten die Häupter der Kabeljaus eine große
ung und beschlossen, man solle an den Herzog von Bur-
eine feierliche Gesandtschaft schicken, welche ihm das Gesuch
ge: „Er möge die Regierung von Holland und Seeland
hmen, da er ja doch der nächste Erbe sei."
Zu gleicher Zeit setzte die burgundische Partei am Brabanter
ebel an. Ueberall hörte man sie reden und erörtern: „Der
müsse jene Länder einstweilen seinem Vetter überlassen;
, als Erben Johanns von Bayern, gehörten ja ohnehin
liche Stücke davon; das übrige Gebiet sei ihm verpfändet
e großen Summen, die er Brabant vorgeschossen; niemals
man ihm dieses Geld wieder zahlen; ohnehin sei Philipp
ias Landeserbe, denn eheliche Kinder bekomme diese Frau
rmehr." — Allerdings war Philipp Jakobäas nächster
ndter, weil ihre Mutter seine Tante und ihre Tante seine
r war: jedoch ihr nächster Landeserbe konnte er nur dann
wenn man zuvor das Reichsrecht und das Wittelsbacher
echt ausstrich.
So gut indessen der Plan angelegt war, die Ausführung
leichwohl auf zähen Widerstand. Bei den Holländern, so
die Kabeljaus Alles beherrschten, war das Gewissen nicht
erstorben. Wer konnte es sich aus dem Sinne schlagen,
an Jakobäa einst gehuldigt, wie man ihrem Vater zuge-
en hatte, sie wider Jedermann in ihrem Landeserbe zu
ı! Jede Stadt nahm die Frage für sich zur Erörterung,
ls der Herzog von Brabant zu Anfang des Juli die Ab-
eten der Herren und Städte nach Brüssel berief, baten sie,

er möge die Uebergabe ihrer Lande noch aussetzen. Er aber erklärte: „Er habe sie seinem Vetter von Burgund versprochen, und das wolle er ihm halten." Sie sahen, die Sache war unabänderlich beschlossen. Für Diejenigen, welche sich noch weigerten, standen ihre Aemter auf dem Spiele. Sie ließen sich willig finden.

Doch sieh, Philipp schien wenig daran gelegen. Es war und blieb schmählich, seine Base erst in's Gefängniß zu schleppen, und sie dann hinterrücks zu berauben. Also wollte er sich jetzt bitten lassen, um aller Welt zu zeigen, daß er nicht aus Ländersucht, nein, weil die schutzlosen Länder ihn erbarmten, sich ihrer annehme. Die erste Tagfahrt für die Holländer lautete auf Brüssel, von da wurde sie nach Mecheln verlegt, von da mußten auf Philipps Begehren die holländischen Gesandten ihm nach Brügge folgen, dann von Brügge nach Gent, und von Gent nach Remond. Auch mußten die Städte ihm jede einzeln erklären, über welche Artikel sie ihm in der Huldigung Treue geloben wollten.

Noch von anderer Seite erhob sich Widerspruch. Die burgundischen und Brabanter Räthe kamen in Dendermonde zusammen und setzten eine Urkunde auf, in welcher Johann von Brabant dem Herzoge von Burgund die fürstlichen Rechte über Holland Seeland und Friesland übertrug. Philipp aber verpflichtete sich: „wenn er jemals die Lande an einen andern bringe, sei es eine Frau oder ein Herr, so sollten auf der Stelle alle Forderungen erloschen sein, welche sie ihm jetzt oder künftig schuldeten." Da aber weigerten sich die Brabanter Städte, die Urkunde zu bestätigen, auch der Landessiegelbewahrer Cornelius Proper wollte sie nicht besiegeln. Nichts vermochte sie umzustimmen, sie verschanzten sich hinter der Ausrede: es sei das Recht Brabants an Hoesden und Gertrudenberg in der Urkunde nicht genugsam gewahrt, und blieben dabei: diese Sache müsse erst durch die Stände von Brabant geprüft werden. Geschah das, so gab es über den Länderraub, den man an der Herzogin

wieder höchst verdrießliche Erörterungen; denn es war
selbe Fall, wie damals mit Johann von Bayern. Die
der Prinz von Cleve, und die anderen Herren von
Partei wußten sich zu helfen. Sie setzten eine neue
nach Mecheln an, zu welcher sie keine Abgeordneten der
sondern nur den Siegelbewahrer einluden. Aber auch
erte er sich, das Brabanter Landessiegel an die Urkunde
n. Dies aber war nöthig, wenn die Urkunde in Holland
llte. Da entschlossen sich die Herren kurz und gut,
i falsches Landessiegel stechen, und der Sekretär des
Peter van der Heyden, drückte es unter die Urkunde,
is Datum vom 19. Juli 1425 bekam. Gerade am
, am Geburtstage Jakobäas, am Festtage ihres Namens=
des Apostels Jakobus, erließ der Herzog von Brabant
ien Briefe an die Holländer und Seeländer, worin er
s, dem Herzog von Burgund zu gehorchen, welchem er
sichere Reihe von Jahren" die Regierung ihrer Lande
1 habe. Dem Kanzler Cornelius aber wurde die Ver=
nicht vergessen, in welche er die burgundische Partei
Im Jahr darauf, als er durch den Wald von Soigne
fen ihn Bewaffnete nieder, schleppten ihn außer Landes,
n ihm die ärgsten Qualen an. Sie erklärten: sein
i ihnen eine große Summe Geld schuldig, und nicht
n sie den Brabanter Kanzler wieder frei, als bis ihnen
gezahlt sei. Die Brüsseler, welche recht gut wußten,
: Streich kam, bezahlten endlich das Lösegeld, zogen es
ihrer Landessteuer ab.
f Grund der Regierungsübertragung nahm jetzt der
n Burgund den Titel „Ruhwart und Erbe von Hol=
land und Friesland" an. Auf der flandrischen Nord=
Sluis sammelte er eine Flotte und ein auserlesenes
ein paar tausend Mann, und sandte vor sich her seine
orin er den Herren und Städten seiner Partei freund=
te, daß sie ihm so eifrig zur Erwerbung der Lande

geholfen. Er wiederholte darin sein Versprechen, sämmtliche Privilegien und Freiheiten auf das Beste zu bestätigen und einem Jeden besondere Urkunden darüber auszustellen, wenn sie ihm huldigen würden. Er gab sogar die fürstliche Versicherung, Alles wolle er zahlen, was Johann von Bayern oder der Herzog von Brabant schuldig wären. Schon blinkten die gefüllten burgundischen Goldkisten den Holländern vor den Augen.

Zweites Kapitel.

Flucht aus dem Gefängniß.

Philipps neue Stellung. Jakobäas trübe Aussichten. Mißhandlung ihrer Mutter. Hofhalt in Gent. Innere Umwandlung. Des Pabstes langjähriges Stillschweigen. Wiederaufnahme des Eheprozesses. Rechts- und Besitzfrage. Eine Frau unter Sequester. Rathschläge der Kabeljaus. Englands König und Parlament für Jakobäa. Gefahr ihrer Abführung nach Lille und Savoyen. Benachrichtigung der Hoeks. Die beiden Retter. Entweichen aus dem Gefängniß. Flucht über Antwerpen Breda und Workum. Ankunft in Vyanen. Schoonhoven frei. Volksunwille über den fremden Herzog. Jakobäas Huldigung in Schoonhoven Oudewater und Gouda. Rüstungen der Hoeks.

Philipp rüstete sich, mit stattlichem Heereszug nach Holland zu ziehen, um die Huldigung einzunehmen. Wollte Humfried dann seiner Gemahlin Länder erobern, so mußte er geradezu den Verbündeten Englands angreifen, der als Regent sie förmlich in Besitz genommen. Damit aber die Huldigung um so geschwinder von Statten gehe, schien es gerathen, die eigentliche Landesregentin so weit fortzuschaffen, daß sie wie vergessen und verschollen war, und Humfried sie nimmer wiederholte. Dann waren

ihm überall die Riegel vorgeschoben, und Philipp an dem Tod=feinde bündig gerächt.

Jakobäa aber wußte jetzt, daß sie für immer ihrer Erblande beraubt, für immer eine Gefangene sein solle. Nirgends zeigte sich Hülfe. Humfried in England zerrte umsonst an den Netzen, die dort ihn umstrickten. Er rüstete und rüstete, konnte aber nicht fortkommen. Sein Bruder aber, der Herzog von Bedford, schien mit dem Burgunder wieder ein Herz und eine Seele. Vierzehn Tage nach Jakobäas Abführung nach Gent war er nach Flandern gereiset, Philipp zu besuchen. Mit ihren Gemahlinnen und Hofstaaten waren die beiden Fürsten zusammen gekommen, Wochenlang hatte sich Fest an Fest gereihet, eines glänzender als das andere. Ihre heldenmüthigen Anhänger in Holland sah Jakobäa von der Macht eines Herrn umzingelt, dessen Lächeln gefährlicher war, als die Härte des Oheims „ohne Gnade." Im Hennegau sah sie Alles, was ihr treu gewesen, einem Feinde geopfert, der ohne Erbarmen. Ihre Mutter wurde am wenig=sten verschont. Auch diese erklärte entschieden, nimmer würde sie die an ihrer Tochter verübte Gewaltthat, nimmer den Vertrag von Douay für Recht anerkennen. Darum wurde ihr Alles ein=gezogen, was sie an Silbergeschirr, an Heirathsgut, an Widthum, oder an anderer Habe irgendwo besaß in ihrer Tochter Erb=landen, Alles floß in die Schatzkammer des Herzogs von Bra=bant als gute Beute. Die beiden Fürstinnen waren ja schutzlos. Hätte Herzog Johann von Bayern noch gelebt, nie hätte man gewagt, seines Bruders Tochter und Wittwe so zu mißhandeln.

Die Gefangene fühlte jeden Schlag, der auf ihre Freunde geführt wurde, und ihr Stolz krümmte sich schmerzlich unter so viel Hohn und Spott. Zwar wurde sie in Gent gehalten, wie es einer Fürstin geziemte, jedoch waren ihr alle ihre Juwelen und was sie sonst Kostbares hatte, weggenommen, und nur ein kleiner Hofstaat erlaubt. Sie war ja eine Gefangene, die man streng bewachen, der man jedes Verkehrsmittel abschneiden mußte. Sie die Enkelin eines Kaisers sah sich eingekerkert wie eine

Thörin, die erste Fürstin in den Niederlanden mußte sich vor Scham den neugierigen Blicken entziehen. Was Jakobäa in Mons und Gent erlebte, mochte sie innerlich umwandeln. Wilde Racheluft schlich ihr in's Herz, und jede Thräne, die sie zerdrückte, schien sich in ihrem Busen zu Grimm und Stahl zu verhärten. Ihr Schicksal erregte tiefe Theilnahme, und kein ritterlicher Mann ging über dem Burgplatz, der nicht nach den hohen Fenstern aufschaute mit dem Gedanken, wie er helfen könne der schönen vielkühnen Frau. Es war hohe Zeit, denn ihr Prozeß in Rom nahm eine Wendung, wie sie für Jakobäas Freiheit nicht bedenklicher sein konnte.

Seit der Pabst im Jahre 1418 seine Dispensation für sie und den Brabanter widerrufen, und bald darauf auch hiervon den Widerruf in Aussicht gestellt, hatte er sich sechs Jahre Zeit gelassen, ehe er in dieser ärgerlichen Sache nur einen einzigen Schritt that. Nichts fruchtete es, als Jakobäa im Frühling 1422 den verlassenen Gemahl vor des Papstes Richterstuhl ladete, und sofort ihre Anwälte, den Freiherrn von Sars und den Prälaten Robinet von Cambray, nach Rom schickte. Auch Johann von Brabant bestellte dort seine Anwälte, kümmerte sich jedoch wenig um den Prozeß, und es hieß allgemein, er gebe ihn verloren. Es waren aber die Jahre des päbstlichen Stillschweigens die Zeit, wo Englands Stern Alles verdunkelte. Erst als der Burgunder Herzog, der ergebene Diener des päbstlichen Stuhles, in den Vordergrund trat, gab Martin V. jene seltsame Bulle vom 27. Mai 1424, worin er in die Vergangenheit hinein eine Ehe für gültig erklärte, die ohne Bestand einer Dispensation ungültiger Weise geschlossen war. Uebrigens hatte selbst diese Bulle nur zwei von den Ehehindernissen berührt. Als nun der Streit zwischen Philipp und Humfried heftig entbrannte, und der Letztere seinen Januarbrief geschrieben, kam auch in Rom Leben in den Prozeß. Es erschien im Februar die päbstliche Erklärung gegen die gefälschten Bullen, und der Brabanter sandte eiligst den Predigermönch Kuyst nach Italien, den Pabst um Verzeihung zu bitten,

aß noch keine stattliche Gesandtschaft dort sei. „Sie werde ihm
uf dem Fuße folgen, und Kuyst, der als einfacher Mönch leichter
uf der Reise durchkomme, sei nur vorausgeeilt, um sie anzu-
ündigen und all das Gerede zu widerlegen, als habe sein Herr
elbst an der Gerechtigkeit seiner Sache gezweifelt. Mehrmal
ätten die Brabanter Gesandten abgehen sollen, immer wären sie
urch die Friedensunterhandlungen aufgehalten, welche die Herzoge
on Bedford oder Burgund mit Glocester angeknüpft." Sobald
Jakobäa nach Gent in Sicherheit gebracht worden, gingen wirklich
er Bischof von Cambray mit einem Ritter und vier angesehenen
Theologen als Brabanter Gesandte nach Italien ab. Jakobäa
selbst hatte gleich nach ihrer Ankunft in Gent Humfried einen
Boten geschickt, er möge jetzt den Prozeß in Rom betreiben. Der
Pabst bestimmte die beiden Kardinäle von Ursini und von Ve-
nedig, als Richter den Prozeß zu führen.

Wieder entspann sich, wie einst auf der Kirchenversammlung,
dann auf dem Pariser Rechtstage, so jetzt in der römischen Kurie
ein Streiten hin und her über Jakobäas heilloses Eherecht.
Raum dazu gab wieder die Scheidung, welche von den römischen
Juristen einst zwischen Besitz und Recht durchgeführt, und dann
vom kanonischen Recht noch weiter ausgebildet war. Jakobäas
Partei erklärte: „hier handle es sich bloß darum, ob der Fürstin
Ehe mit Glocester gültig oder ungültig sei, im ersten Falle bleibe
sie sein rechtmäßiges Weib, im andern müsse er sich wieder von
ihr scheiden." „Halt," riefen die Parteigänger Brabants, „erst
den Besitz, und dann das Recht. Unser Herr war im ruhigen
Besitze seiner Frau, sie entfloh ihm, Euer Herr eignete sie sich
an: nun aber ist Grundsatz des kanonischen Rechts, daß der Be-
raubte vor allen Dingen wieder in Besitz zu setzen. Folglich
muß unser Herr erst die Frau wieder haben, dann könnt Ihr
auf ihre Herausgabe weiter klagen." Nun hatte zwar der ver-
lassene Gemahl gar keine Sehnsucht gezeigt, Jakobäa wieder zu
haben, doch dahin ging auch die Rechnung nicht. Wurde ihm
der Besitz zugesprochen, so konnte dieser unmöglich thatsächlich

werden, so lange das Eherecht selbst noch zweifelhaft war. Es folgte also, daß man den lebendigen Streitgegenstand sequestriren mußte, d. h. einem Dritten in strengen Gewahrsam geben. Auf dem ersten Pariser Rechtstage hatte Humfried es durchgesetzt, daß Bedford und Philipp den Pabst beschicken wollten, er möge doch die Besitz= und Rechtsfrage in Einem entscheiden. Der Herzog von Brabant hatte dagegen noch zweimal, und zwar mit Zuziehung seiner Landstände an den Pabst dringende Briefe gerichtet, und um des Himmels Barmherzigkeit willen ihn angefleht, man möge ihm doch sein Recht widerfahren lassen und sofort erst die Besitzfrage in Angriff nehmen.

Der Pabst hatte das eigentlich schon in seiner Bulle vom Februar versprochen, als er erklärte, das gemeine Recht solle allein entscheiden. Es war Philipp bereits zugesteckt: die beiden Kardinäle würden ihm wohl den Gefallen thun und den Herzog von Savoyen, seinen ergebenen Gönner und Oheim, zum Sequestrarius bestimmen. Jeden Tag konnte das Urtheil von Rom eintreffen. Da es aber noch immer ausblieb, ließ Philipp sich wieder durch seine Anhänger in Holland, die Kabeljaus, mahnen. Die Partei schreckt vor Mitteln nicht zurück, mit welchen der Einzelne nicht gern seinen guten Ruf befleckt. Also gingen diese Kabeljaus, welche Jakobäa wie das Feuer fürchteten, ihren Burgunder Herzog an: „er möge sie doch aus den Niederlanden fortschaffen, ihre Nähe sei viel zu gefährlich, seine Festung Lille der rechte Ort für sie: dort müsse man sie um des Landfriedens willen für immer einschließen, daß kein Holländer sie wiedersehe."

Dergleichen bald zu thun, dazu drängte Philipp noch ein Vorgehen von anderer Seite. Parlament und Geheimerath zu London verhandelten, daß in des Königs und Parlaments Namen eine Gesandtschaft an den Herzog von Burgund gehen solle mit folgenden Aufträgen. „Keinen Schritt weiter sollten er und Glocester zum Zweikampf thun, der König nehme die Sache in seine Hände, und werde entweder sie entscheiden, wenn er mündig werde, oder dies solle, wenn Beide es lieber wollten, schon jetzt

geschehen durch ein Schiedsgericht, bestehend aus der Königin-Wittwe Elisabeth von Frankreich, der Königin-Wittwe Katharina von England, und dem Herzoge von Bedford." Diese beiden Damen erkor man, um Jakobäa freundlichst höflich zu sein. „Philipp aber müsse," so lautete der fernere Auftrag, „die Herzogin von Glocester aus seinen Händen lassen, und die Gesandten sollten deren Obhut einem Unparteiischen übertragen. Dies zu erreichen, sollten sie den Herzog von Burgund bedrängen und bestürmen." Es lag in dieser öffentlichen Aufforderung von König und Parlament bereits ein herber Tadel. Um nicht in größere Verlegenheit zu kommen, schien es Philipp gerathen, die Gefangene rasch aus Gent fortzuschaffen. Lille war ein passender Uebergangsort, ehe man sie hinter den Mauern eines Schlößchens in den Savoyer Alpen verschwinden ließ. Dann war sie ja unter der Obhut eines Unparteiischen.

Jakobäa erfuhr, daß man sie in ein ewiges Gefängniß abführen wolle. Und gerade jetzt zog es sie mit tausend Banden nach Holland. Dort wollte Philipp sich jetzt huldigen lassen, dort mußte sie ihm entgegentreten als die rechte Landesfürstin. Listig wie sie war, schien sie nunmehr mit Philipps Vorhaben sich zu befreunden, sie wollte sich ganz unter seine Vogtei stellen. Insgeheim aber fand sie Mittel, einen verschwiegenen Dienstmann nach Holland zu schicken an Dietrich v. d. Merwede, ihm zu sagen, „in welcher Gefahr sie schwebe; jeden Augenblick könne der Befehl von Burgund kommen, sie nach Lille zu bringen; sie aber wolle und müsse nach Schoonhoven in's Kriegslager." Der Herr v. d. Merwede, der Treueste unter den Treuen, — es war derselbe, der vor drei Jahren die Burg in Gertrudenberg so tapfer vertheidigt hatte, — berief sofort die Häupter der Hoeks zu sich. In größter Bestürzung riethen sie hin und her, und wußten nicht, wie man die Fürstin den Händen des Landräubers entreißen könne. Da traten zwei Ritter vor und erklärten, sie wollten ihr Leben wagen um Jakobäas Ehre und Liebe willen. Nur vom niederen Adel waren sie, kühne und erprobte Männer, Arnold

Spierinck von Aelborg und Boß von Delft. Vier flinke und dauersame Rosse suchten sie aus, die einen scharfen Ritt aushielten, beluden sie mit Waaren, und zogen als schlichte Kaufleute nach Gent, und nahmen Herberge in der Stadt. Dann gingen sie auf die Straßen und zum Grafenstein, und spähten hier und da, wie sie der Fürstin sich nähern könnten. Unter ihren Mänteln trugen sie einen Knabenanzug versteckt. Jakobäa, die ihre scharfen Augen überall hatte, erkannte bald ihre Retter, und es gelang, ihr die Kleider mit den nöthigen Winken zukommen zu lassen.

Am bestimmten Abend, es war am Freitag den 31. August 1425, ließ die Fürstin in der Burg die Badezimmer heizen, sie wollte noch spät ein Bad nehmen. Das wurde auch auf das Rathhaus gemeldet, wo die Soldaten ihre Wachstube hatten. Während man Jakobäa in den erhellten Badegemächern glaubte, entwich sie unbemerkt mit ihrem Mädchen, beide verkleidet als junge Pagen. Glücklich gelangten sie aus der Burg, gingen vorsichtig durch die Straßen, bis sie vor's Thor kamen, und fanden die Freunde, welche dort mit den Rossen hielten. Nun flogen alle zu Pferde, und spornstreichs ritten sie selbviert die ganze Nacht hindurch, und Keiner gönnte sich Rast, bis der Morgen dämmerte, und die breite Schelde ihnen entgegenglänzte, und drüben Antwerpens Thürme sichtbar wurden. Ein Kahn lag schon versteckt im Ufergebüsch. Sie kamen über den Fluß und unerkannt in die Stadt. Hier in Antwerpen hatten die beiden Ritter einen Wagen stehen, und darauf auch einen Pack Kleider, wie sie Frauen von mittlerem Stande trugen. Rasch kleideten Jakobäa und ihre Dienerin sich um, und die Reise ging nun zu Wagen hastig weiter auf Breda, und über die einsamen öden Haiden und Moore, welche den Norden von Brabant durchziehen. Es war für die junge Fürstin eine rauhe Fahrt, voll Mühe und Entbehrung, voll Gefahren und heimlicher Umwege. Doch was wußte Jakobäa noch von Noth und Mühsal? Athmete sie doch wieder die

östliche Luft der Freiheit, ging es doch wieder zu Krieg und Turnier, und Rache an den Feinden.

Als die Flüchtigen die zweite Nacht hindurch gereiset, langten e vor Tagesanbruch in Workum an, todtmüde, allein noch immer ühlten sie sich nicht sicher. Nach kurzer Rast setzten sie in größter Stille über die Waal, umgingen das feindliche Gorkum, und ahmen ihren Weg über Heukelom, und dann noch eine dritte Nacht zu Hülfe. Endlich, als der vierte Morgen dämmerte, opften sie an das Burgthor von Vyanen. Burg und Städtchen ehörten Herrn Heinrich von Vyanen, einem erprobten Ritter nd Freunde. Vor Freude außer sich stürzte der Burgherr vor iner Fürstin nieder, ihr die Hand zu küssen, und erquickte sie iit allem, was sein Haus vermochte. Seine Gemahlin aber rachte ihre schönsten Gewänder herbei, damit Jakobäa wieder ürstlich gekleidet in ihr Land einziehe.

In Vyanen gab es auch viel gute Nachrichten. „Schoon= oven sei frei, vor sechs Tagen der letzte Kabeljau abgezogen. Der Herzog von Burgund habe bald erkannt, daß das Belager= ungsheer nimmer der Feste mächtig werde. Sein Vertrauter, er clevesche Prinz, sei gekommen mit einem Antrag auf Waffen= tillstand von sechs Wochen. Vierundzwanzig Wochen hätte nun das große Heer der Kabeljaus vor Schoonhoven gelegen, und zu= letzt sei Gaesbeck froh gewesen, daß er noch mit guter Manier davon losgekommen. Der Herzog von Burgund werde sich an den Holländern noch verrechnen. Vergebens ziehe er die feinsten Seiten auf, und suche das Volk zu gewinnen. Nicht bloß Schoon= hoven Gouda Oudewater hätten von vornherein die Huldigung verweigert, auch die beiden vornehmsten Städte, Dortrecht und Zierickſee, wollten sich nicht dazu verstehen. Das plötzliche Ein= greifen des wälschen Fremden, habe das Volk aufgeschreckt; laut rede der gemeine Mann davon: „wie schändlich es sei, die rechte Landesfürstin so zu berauben, besser, sie komme wieder in's Land, und dann müsse jeder ehrliche Mann ihr beistehen mit Allem, was er vermöge.“

Das Alles war für Jakobäa fröhlich zu hören und re[ich] an Hoffnung. Als sie sich ausgeruhet, fuhr sie mit ihren Ritter[n und] dem Herrn von Byanen und seinen Leuten zu Wasser hinunt[er] nach Schoonhoven am Leck, der berühmten Feste der Hoeks, welche die Kabeljaus mit allen Künsten der Belagerung n[icht] hatten bezwingen können. War hier alles schon in Freude und siegprangend, daß ringsum keine feindliche Lagerhütte sich er[-] blicken ließ, welch unendlicher Jubel brach nun los, als plötzlich Jakobäa unter ihre Ritter trat, strahlend in Schönheit und Jugendlust, gerettet durch ein Abenteuer, um das sie der tapferste Degen beneiden konnte! „Die Herzogin wieder da!" Das flog wie Lauffeuer durch Städte und Dörfer, von allen Enden kamen die hoekschen Schaaren lachend herbei, und drängten sich, Jakobäa ihr Blut und Leben anzubieten. War sie doch eine Fürstin so recht nach Herz und Sinn dieser ritterlichen Männer!

Nachdem die Hoeks ihr in Schoonhoven das schönste Huldigungsfest bereitet hatten, bestiegen sie die vielversuchten Schiffe, und im prangenden Geleite fuhr Jakobäa den Strom hinunter und den hellen Yssel hinauf nach der reichen Stadt Gouda. Die Burg, welche am Wasser stand, ließ, als die Trompeten die Ankunft der Herzogin meldeten, sogleich die Zugbrücke nieder, und auch die Stadt huldigte ihr mit neuen Eiden als der wahren Erbfrau und Gräfin von Holland. In gleicher Art ging der Flottenzug auf der Yssel weiter nach Oudewater, und auch dort brachten es die Herren von Montfort und Byanen rasch zu Wege, daß die Bürger Jakobäa mit feierlicher Huldigung empfingen. In alle Städte sandte sie ihre Briefe, daß sie, die rechte Landesherrin, von ihnen Treue und Heerfolge erwarte.

In jedem Landstrich blitzte nun der alte Muth der Hoeks wieder auf. Sie kamen aus ihren Verstecken hervor, und wo sie lange Zeit sich still und gedrückt gehalten, da erhoben sie jetzt wieder das Haupt. An einigen Orten zu früh, denn die Kabeljaus fielen über sie her, und erschlugen sie, oder trieben sie aus den Thoren. Dann flüchteten die Hoeks nach Gouda und ver-

rkten Jakobäas Heer. In Seeland sammelte Heemstede an-
ynliche Streitkräfte. Von Alkmaer und den freien Bauern im
orden Hollands kam Zusage, ebenso aus Goyland und Naar-
n, und, was nicht wenig wichtig war, die Utrechter mit dem
nzen Niederstift, die Amersforter und die Oberysselstädte er-
irten sich wieder zu Bundesgenossen der Hoeks. Nach England
er waren schon Jakobäas Briefe unterwegs: „Humfried solle
ends kommen mit tüchtigem Heer, gute Städte seien in ihrer
ewalt und die besten und stärksten Burgen, jetzt wolle man
s übrige Land bald wieder haben."

Drittes Kapitel.

Erster Sieg bei Alfen.

roße burgundische Rüstung. Philipps Leidenschaft für den holländischen
rieg. Kampfgerichts-Versammlung zu Paris. Annahme und Verwerf-
ng ihres Spruchs. Wilde Parteiung in Holland. Absage der Kabel-
us an Jakobäa. Kriegsausbruch. Gute Stellung der Hoeks. Ihre
elfer und Verbindungen. Philipps Geld und Söldner. Alte und neue
riegskunst. Die Generäle Luxemburg, l'Isle Adam, Croy, Uutkercken,
ranz Borsselen. Andere Kriegsobersten. Philipps Huldigungspracht.
ichtigkeit von Alfen. Aufbruch gegen Haerlem. Jakobäas Wirksamkeit.
eine Dame im Ritterharnisch. Treffen bei Alfen. Niederlage der Ka-
ljaus und Burgunder. Die eroberten Banner. Philipps Trostbrief.
ie Parteien in London. Zusammenstoß auf der Southwarkbrücke. Hum-
frieds Landungsheer.

Philipp war auf's Tiefste betroffen. Ein Weib hatte ihn
or aller Welt zum Gespötte gemacht. Er hatte seine Base ge-
altthätig gefangen gesetzt, er rüstete sich, sich huldigen zu lassen

von ihren Unterthanen, und plötzlich erschien sie als des Volkes Fürstin in ihren Erblanden, und forderte in ihrem Briefe, daß er ablasse von ihrem Erbe. Als eine bloße Partei erschienen nun diejenigen, die ihm Huldigung gelobten. Nun aber zeigte sich Philipp von Burgund in der tiefdringenden Klugheit seiner Politik, in der Stahlhärte seines Willens. Hätte er zu dieser Zeit die volle Kraft seiner Waffen mit Bedfords Heer vereinigt, nur noch ein paar Feldzüge bedurfte es, und das eroberte Frankreich lag zu ihren Füßen. Jetzt aber war er innerlich fertig mit den Engländern, aus deren Mitte ihm so viel Verdruß und Arbeit kam. Sollte er es dulden, daß dieses „Volk, das von Natur streitsüchtig und gewaltthätig" auch in den Niederlanden festen Fuß faßte, und ihn von der rechten und linken Seite einengte? Nicht in Frankreich mehr, an den Küsten des deutschen Meeres stand ihm Ehre und Ansehen und künftige Macht auf dem Spiele: hier wollte er erst Herr und Meister sein.

Rasch entschlossen wandte er diesem Ziele all seine Zeit, seine Einkünfte, all seine Rüstungen zu. An seine Kriegsvölker, an all seine Länder und Städte flogen die Boten, daß man eilig mit Mannschaft und Schiffen zu ihm stoße. Zweihunderttausend Schildthaler verlangte er allein von den Flamändern, und sie mußten ihm gleich die Hälfte dieser großen Summe geben: dafür gestand er zu, daß sie ihren Handelsverkehr mit England nicht einstellen sollten. Seine Schwester heirathete im August den Prinzen Karl von Bourbon. Philipp hätte sie zum Altar führen, dem Bräutigam übergeben, an der Spitze des großen Festzuges zu Autun einher schreiten müssen: er aber blieb in Holland. Im September starb ihm die Gemahlin, welche als seine Statthalterin die Regierung in Burgund führte. Dringend nöthig war seine Herkunft, die Räthe schickten eine Gesandtschaft: jedoch seine Leidenschaft für den holländischen Krieg war so groß, daß er nicht einmal zum Leichenbegängniß der Gemahlin kam.

Wiederum mußte Bedford fürchten, daß jeder Fetzen der burgundischen Allianz zerrissen in die Lüfte flog. Was hatte

er nicht schon versucht, um das unselige Duell zwischen seinem Bruder und Philipp zu hintertreiben! Jetzt als die befreite Jakobäa Humfried wieder über's Meer rief, that er den letzten entscheidenden Schritt. Im großen Saal des heiligen Ludwig zu Paris eröffnete man eine feierliche Versammlung von Bischöfen und Kronbeamten, von Juristen und Wappenherolden. Dazu wurden entboten die beiden streitenden Herzoge, und die englischen Gesandten, welche eben zur Hinderung des Duells und zur Befreiung Jakobäas herüber gekommen. Humfried schickte als Vertreter den Bischof von London, Philipp seinen schlauesten Diplomaten, den Bischof von Tournay, dazu Jeder seine geschicktesten geheimen Räthe. Nun mußte eine Partei der Versammlung untersuchen, ob Rittersitte es erfordere, daß der Zweikampf stattfinde, während die andere Partei sich in Gründe für das Gegentheil vertiefte. Da wurden die Briefe, welche beide Fürsten gewechselt, gelesen und wieder gelesen und mehrere Tage lang mit ausbündigem Scharfsinn erörtert. Es war ein gewichtiger Fall, den man nach allen darin verborgenen Feinheiten wohl erwägen mußte. Doktoren des weltlichen, Doktoren des geistlichen Rechts ließen ihre Weisheit hören. Und als man die ernste Frage bis auf den Grund erschöpft glaubte, kam die hohe Versammlung zu dem einmüthigen Schlusse: „Es liege keine gerechte Ursache vor, welche den Zweikampf fordere; Humfried habe von seiner Seite Recht in dem, was er geschrieben, und Philipp habe von seiner Seite auch Recht in seinen Briefen; nicht eines unglücklich ausgelegten Worts willen dürften so erhabene Fürsten um Leib und Ehre kämpfen; vergessen müßten sie nach Christenpflicht, wodurch sich der Eine oder Andere im Herzen getroffen fühle, schließlich aus Gunst für die hohe Versammlung einander Alles verzeihen und gute Freunde bleiben.“ Mit dieser Sentenz und Botschaft begab sich eine Gesandtschaft zu Humfried, eine andere feierlich zu Philipp. Jetzt wechselten die Rollen. Der Engländer nahm an, für den Burgunder aber hatten schon seine Vertreter erklärt: nimmermehr würden sie sich unterstehen, ihrem Herrn

solch ein Urtheil zu überbringen. Philipp bestand auf dem Zwei
kampf, wenigstens schien es so noch eine Zeitlang.

Unterdessen gerieth in Holland und Seeland Alles in wil
Bewegung. Ein finsterer Geist des Zorns und der Rache z
über das Land, und wo seine dunkeln Schatten hinfielen,
griff Alles zum Schwerte, auch wer bisher still seinen Geschäf
nachging. Denn Jedermann wußte, jetzt komme der fast hu
dertjährige Kampf zwischen Hoeks und Kabeljaus zu einer fürcht
lichen Entscheidung. An der Spitze der Einen stand ein leid
schaftliches tiefgekränktes Weib, an der Spitze der Andern
hochfahrender Fürst, der nicht mehr zurück konnte. Keine Par
unterwarf sich, so lange ihr noch eine Burg unzertrümmert,
Schiff irgendwo im Schlupfwinkel stand.

Die Kabeljaus sammelten sich und sandten an Jakob
förmlich einen Fehdebrief: „sie erkennten sie nicht an als Fürst
und wollten gegen sie streiten.“ Da hieß es auf jeder Stra
auf jedem Felde: „Bist du Hoek? Oder bist du Kabelja
Du mußt mit mir streiten, wenn du nicht meiner Farbe bi
Der Haß war so groß, daß in Haerlem am Altar in der Kir
der eine Bürger den andern blutig schlug. Die Hoeks fielen
gewöhnlich zuerst aus. Auf den Flüssen und vor den Bur
und Stadtthoren begann das Scharmutziren. Die Kabelja
und die Kriegsobersten, welche ihnen Philipp schon gesendet ha
waren ganz entsetzt über Jakobäas plötzliches Wiedererschein
Sie schrieen über den Bruch des Schoonhovener Vertrages, hiel
sich hinter ihren Mauern, und sandten Boten über Boten
ihrem Herzog, ihnen zu Hülfe zu eilen.

Endlich im Anfang des September erschien seine Flotte
den holländischen Küsten. Die Hoeks wollten die Landung ve
hindern, und es kam zu Scharmützeln, allein sie waren
schwach, während Philipp allein an Schwerbewaffneten dreita
send Mann führte. Mit großem Heer und Gefolge zog er j
von einer der gewohnten Stätten der Landeshuldigung zur a
dern. Die Mehrzahl der größeren Städte, in denen die Kab

us herrschten, nahm ihn mit Freuden auf, und er schüttete
unst und Gnaden aus, jedoch unter der Bedingung, daß man
inen seiner Feinde beherberge oder unterstütze. Die Huldigung
schah mit großer Pracht und Herrlichkeit. Nicht nur die Ab=
ordneten der holländischen, sondern auch der flandrischen Städte
ußten dabei sein, nicht minder Uutkercken Gaesbeck Egmond
rssselen Lyon von Gent und die andern Herren seiner glän=
den Tafelrunde.

Von einem Angriffe auf die Stellung der Hoeks war vor=
t keine Rede. Sie erschien allerdings vortrefflich.

Den Kern derselben bildete das Festungsdreieck Gouda
choonhoven Oudewater. Diese drei Städte waren längst nicht
e drei größten in Holland, dagegen wohl geschützt durch Wälle
d Deiche, und sie standen unter einander durch Wasserstraßen
Verbindung. Den Rücken deckten, außer den festen Plätzen
oerden Montfort und Vyanen, das weite Niederstift und Goy=
nd mit den Städten Utrecht und Amersfort, Muyden und
aarden. Von dort aus hatte Jakobäa über die Süder=See
erbindung mit dem treuen Volke im holländischen Norden.
ie vielen Wasserstraßen aber zwischen den Inseln an der Rhein=
laas= und Scheldemündung leiteten zu den Freunden in See=
nd. Auf Mitte des Weges dorthin wohnte ihr ein mächtiger
reund, der freie Herr von Sevenbergen, dessen starke Burg und
tadt an der Gränze Brabants zugleich ein guter Bergeplatz
ar für die Schiffe, welche auf dem Dortrechter Gewässer kreuz=
n. Auch das Volk im Norden Brabants zeigte sich freundlich
r Jakobäas Sache. So konnte sie von drei Seiten Verstärk=
g an sich ziehen. Nur die großen Städte, welche sie gerade
r sich hatte, und die seeländischen Inseln, soweit dort der Borf=
en Einfluß reichte, waren feindlich. Und selbst im feindlichen
ebiete wußte man nicht Wenige, welche ihr anhingen. Zierick-
die Hauptstadt von Seeland, das wichtige Briel an der
laasmündung, ja selbst Dortrecht das mächtige, schwankten noch
mer, ob sie für den Wälschen sich erklären sollten oder für die

rechte Landesfrau. Wenn aber andere Städte, wenn das volk nicht allgemein sich für Jakobäa erhoben, so geschah aus Furcht vor dem Burgunder. Nur durch größte konnte er in Holland weiteren Boden gewinnen.

In zwei Dingen aber war Philipp Jakobäa überle hatte mehr Geld und hatte besseres Kriegsvolk. Wohl die hoekischen Herren und Bürger sich selbst arm, da Fürstin nichts abgehe. Allein die Steuern aus den weite strichen und volkreichen Städten, über welche Philipp gebot, doch ganz anders aus. Von England kamen für Jakobäa Hülfsgelder. Humfried hatte zwar trotz aller Gegner vom lamente die Zusage einer Summe von jährlich dreißig Mark auf vier Jahre erlangt, und London und andere beeilten sich sogar, die bedeutende Summe sofort für das Jahr zu beschaffen. Etwas mochte davon Jakobäa wohl zu das Meiste aber brauchte Humfried sicherlich zu eigner und Flotten-Rüstung. Ueberhaupt, wo es auf Geldsch kam, konnte kein Fürst in der Welt sich mit den burgund Herzögen messen, am wenigsten damals ein Engländer. reicher Sold stellte ihnen immerfort Kriegsvölker in Menge, so trefflich geübt und ausgerüstet, daß jeder König sie beneidete. Der Mangel hieran war Jakobäas schwächste Kam es auf Muth nnd Begeisterung, auf alles Kühne Tüchtige an, was der einzelne Mann leisten konnte, wer sich da über die hoekischen Herren stellen! Im Einzel Mann gegen Mann, wie geschickt sie da die Rosse sch wie rasch ihre Schwerter und kurzen Streitärte feindliche leerten, das zu sehen war die höchste Lust für einen Ritter Zeit. Auch die Mannschaften der Hoeks verstanden sich lich auf den Kleinkrieg. Auf den ersten Blick ersahen Ort zum Hinterhalte, zu jedem Wind wußten sie flink ihr zu stellen. Allein in der Schlacht fochten sie doch nur in Gruppen, jede bei ihrem Herrn. Denn diese Einzelgruppen standen aus des Herrn Söhnen und jüngeren Brüdern,

Jägern und Schmieden und den geschicktesten Burschen von
Hofe daheim. Wie leicht wurde das Hin- und Herwogen
ckeren Schlachtlinie von den festgeschlossenen Söldnerrotten
ochen, diesen Kerntruppen, bei denen jeder Einzelne die
eines gedienten Gesellen und das Ganze die Stoßkraft
sernen Maschine hatte. Wenn ihre Sturmhaufen vor-
, umstarrt von den langen Piken, so mochten die Ritter-
r und die Wucht der Rosse an den Rändern wohl etwas
en. Der Keil des Ganzen stieß dennoch tief in die feind-
enge und warf sie auseinander.

s strömten aber kriegsgeübte Söldner der Werbetrommel
ein berühmter Feldhauptmann rühren ließ. Solcher
bersten hatte Jakobäa wenige: bei ihnen blühete dem Kriegs-
wollte er einmal seine Haut verkaufen, weder viel Ruhm
l Sold noch viel Beute. Johann von Montfort, welchen
n zu ihrem Obergeneral ernannte, Dietrich von der Mer-
Florenz von Kyffhoek, der Herr von Sevenbergen, Wilhelm
ederode, vor allem auch der alte Wilhelm Nagel, Ritter,
rdholland, und noch ein paar Andere standen als Männer
denen jeder Tapfere den Degen senkte. Es fehlte ihnen
Schule des großen Krieges und der Erbregeln, wie sie
n kriegerischen Hofe sich zugleich mit dem Heereskern fort-
Aus solcher Schule gingen Philipps große Generale

er Erste war Graf Johann von Luxemburg, Herr von
voir, ohne Frage der geschickteste Feldherr seiner Zeit, und
der am meisten gefürchtete. Seine Maßregeln folgten
schnell, und nichts konnte härter sein, wenn es nur zum
ührte. Durch reiche Heirath erwarb er viele Herrschaften
chlösser, und wurde ein mächtiger Herr, aber sein Stolz
em Feinde wie dem Freunde sein Wort zu halten. Vor
rsten Schlacht, es waren vier Jahre her, erbat sich Her-
ilipp von seinem größten Kriegshaupte den Ritterschlag.
igneur, im Namen Gottes und unsers Herrn St. Georg

mache ich Euch zum Ritter! Möget Ihr ein solcher werden, wie es Euch noth thut und uns Allen!" Mit diesen Worten gab Luxemburg seinem Fürsten den Ritterschlag, und Dieser schlug darauf die Herren von Villain Halewyn Commines und Andere zu Rittern. Luxemburg hegte wie jeder ächte Franzose eine tiefe Abneigung gegen die Engländer. Als ihr erstes schwieriges Unternehmen nach dem Vertrag von Troyes, die Belagerung Melun, zu mißglücken schien, ging er mit seinem Bruder und dem Prinzen von Oranien davon, statt dem englischen Könige zu huldigen.

Johann von Villers, Herr von l'Isle Adam, hatte sich durch ausgezeichnete Thaten im Felde den Marschallsstab von Frankreich verdient. Auch er hatte einen alten Haß auf die Engländer. Als er vor vier Jahren zu König Heinrich in's Lager vor Melun geschickt war, erschien er im einfachen [illegible] grauen Anzug. „Tragen sich so die Marschälle von Frankreich?" fragte der König. „Ich ließ ihn machen, um im Sattel [illegible] kommen," antwortete l'Isle Adam, und sah dabei dem König gerade in's Gesicht. — „Wie wagt Ihr einem Fürsten in's Gesicht zu sehen?" — „Gestrenger Herr, das ist Mode so in Frankreich, und wenn einer Jemandem, der mit ihm spricht, nicht in's Gesicht sieht, so hält man ihn für einen schlechten Kerl und Verräther." Der König begnügte sich zu sagen, „Unsere Mode ist es nicht", ließ ihn aber bei anderer Gelegenheit ergreifen und in's Gefängniß werfen, und entsetzte ihn seines Ranges und Amtes. Nur Philipps Fürsprache rettete ihm das Leben.

Andere berühmte Feldhauptleute waren der Herr von Toulongeon, Marschall von Burgund, — der Bastard von St. Paul, Herr von Hautbourdin, Hänschen genannt, — der Herr von Humieres, — der Herr von Valins, Rath und Kammerherr des Herzogs, — Lyonel von Bournonville, und noch viele ihrer Genossen, welche Philipp jetzt mit ihren versuchten Leuten herbeizog. Unter seinen Generalen, welche zugleich besonderes Geschick in der Verwaltung besaßen, leuchteten drei Männer hervor: der Herr von Croy, welchen man nicht anders als den großen Croy nannte,

Philipps erster Kammerherr und vornehmster Minister, — ferner der alte Ritter Roland von Uutkercken, ein Flamänder, der vor aller Welt Achtung genoß, — sowie der Ritter Franz von Borsselen, der schon im Rathe Johanns von Bayern eine große Rolle gespielt hatte. Alle drei hatten sich bei zahllosen Staatshandlungen wie im Kriege bewährt.

Der Burgunder Herzog, der so viele Fürstenthümer vereinigte, hatte freie Wahl, wenn er seine Tafelrunde mit geschickten Kriegern und Staatsmännern besetzte: er nahm sie, wo er sie fand. Jeder andere Fürst fühlte sich noch immer durch Rücksichten gebunden, welche er auf diese oder jene Adelsfamilie nehmen mußte, weil sie ein Erbrecht auf hohe Hof- und Landesstellen hatten.

Sechs Wochen lang rüsteten die Parteien, und es fiel kein Schlag von Bedeutung: es war die unheimliche Stille, welche dem Sturme vorangeht. Endlich ließ Philipp von Leyden her einen Angriff versuchen. Er selbst blieb vorsichtiger Weise in Rotterdam, und rüstete noch immer. Das Städtchen Alfen lag drittehalb Stunden von Leyden aufwärts am Rhein in der fruchtbarsten Gegend, und war ein sehr belebter Kreuzungspunkt von Wasserstraßen. Die Hoeks kamen hierher auf der Gouwe herauf, welchen Fluß sie durch einen Damm für die Schiffe der Feinde versperrt hatten. Von Alfen konnte man den Rhein abwärts nach Leyden und in die See, den Rhein aufwärts nach Woerden und Utrecht gelangen, aber auch leicht in's Haerlemer Meer und nach Amsterdam. Noch heutzutage ist die Handelsstraße über Alfen ein Hauptweg für Güter, die aus Belgien Brabant und Deutschland kommen, um nach Leyden Haerlem und Amsterdam verführt zu werden. Wem aber zu Jakobäas Zeit dieser Weg verschlossen war, der mußte den langen Umweg aus der Maas in die See und an der Küste hin machen, bis er in die Süderſee einlief, die öfter von tückischen Winden gefegt wird. Wer sich daher im Besitze der Goudaschleuse bei Alfen befand, konnte nach Belieben die Wege des Binnenhandels öffnen oder

schließen. Die Hoeks hatten sich des wichtigen Punktes
bemächtigt, und ordneten von hier aus ihre Streif- und
züge, mit welchen sie den nördlichen Theil von Holland
unablässig bedrängten, wie der Herr von Sevenbergen von
Stadt aus die Dortrechter und Südholland.

Schon zu Anfang des Oktobers hatte der Leydener
mit Lyon von Gent und andern Burgundern versucht, ob sie
wieder nehmen könnten. Ein paar Wochen später aber
der Statthalter Gaesbeck die besten Leute aus den
Städten, besonders aus Leyden Haerlem und Amsterdam,
die burgundischen Befehlshaber verstärkten sein Heerlager.
galt, erst Alfen zu erobern, und dann Gouda selbst zu
und zu bestürmen. Längs des Rheins, auf der Ostseite
Gouwe, wollte man sich der Stadt nähern. Kühn
aber hatte Jakobäa zusammen gerafft, was sie an Truppen
Gouda Schoonhoven Oudewater und dem Utrechtschen
ziehen konnte, und eilte den Angreifern entgegen. Ihr
lechzte nach Kampf und Sieg, und mit beredten Worten
sie ihre Kriegsleute an. „Endlich komme der Tag der
und Rache. Sie, ein Weib, fürchte keine Ueberzahl der
ob denn ihre Getreuen zitterten? Siegen müsse man jetzt
auf der Stelle, oder auf immer verderben."

Die so Redende dürfen wir uns aber nicht etwa, wie
Nachfolgerin, die Jungfrau von Orleans, denken im
harnisch, das blitzende Schwert in der Hand. Ein Weib
Rüstung und Ritterkleidung zu sehen, wäre allen Männern
Gräuel gewesen. Gerade daß Jeanne d'Arc sich über
Schranke hinwegsetzte, war ein Hauptgrund, weshalb ihre
aussprengten, sie sei offenbar vom Teufel besessen und
den Feuertod. Jakobäas General war bei Alfen wie in
Schlachten der alte erprobte Wilhelm Nagel. Wohl aber war
selbst, wo es galt, überall im Rath, überall auf der
Ihre Blicke feuerten die Ritter an, ihre strömende Rede rief

Volk auf, und wiederholt war es ihr Scharfblick und ihre Kühnheit, was die Entscheidung gab.

Das Heer der Kabeljaus und Burgunder hatte sich bei Alfen gelagert. Plötzlich, ehe sie sich dessen versahen, stürmten Feindesschaaren auf sie ein. Laut scholl das Geschrei und Schmettern der Trompeten. Einmal zurückgeworfen — griffen die Hoeks wüthender an. Hin und her drängte sich das furchtbare Geschrei und Gemetzel, immer auf's Neue setzten die hoekischen Ritter in den Feind. Auf solchen Ansturm hatten sich die Kabeljaus nicht vorbereitet, sie fingen an zu weichen, und weil die feste Stadt Leyden ihnen so nahe lag, so dachten sie dort sich besser zu sammeln, und bald strömte dorthin ihr ganzes Heer in wilder Flucht. Nun aber schien es, als wenn die volle Kraft der Hoeks erst erwache: auf allen Wegen und Wiesen, stundenlang setzten sie nach und schlugen auf die Flüchtigen ein, und entrissen den Stürzenden all ihre Banner. Nur ein Theil entkam.

Mit der Beute und den Gefangenen und den eroberten Bannern zog Jakobäa siegprangend in Gouda ein, und das Jauchzen und Gelächter über diesen ersten glorreichen Tag — es war der 21. Oktober 1425 — wollte kein Ende nehmen. Von diesem Tage an, sagt ein Chronist, der zu jener Zeit in Lübeck schrieb, fing Jakobäas Name an berühmt zu werden. Von den vornehmen Kabeljaus, die man gefangen, traten Mehrere zu der Landesherrin Partei über und opferten Haus und Hof daheim in der Vaterstadt. In der Hauptkirche von Gouda aber, wo man das Tedeum sang, blickte Alles nach den eroberten Bannern von Haerlem Leyden und Amsterdam. Dort sah man sie noch viele Jahre ausgesteckt, und nicht leicht ließ sich ein Bürger aus jenen drei Städten in die Hauptkirche von Gouda bringen. Die Pein wäre ihm ja zu hart gewesen, wenn er mit eigenen Augen hätte sehen müssen, welche Farben und Wappen seine Vaterstadt ehemals im Banner zeigte. Denn so lange ihr Banner in Feindes Händen, so lange durfte keine Stadt ein gleiches führen.

Tief war bei den Kabeljaus der Eindruck dieser Niederlage

voll Schrecken und Schande. Der Herzog von Burgund hatte sein Möglichstes zu thun, die Anhänger wieder aufzurichten und in seiner Treue festzuhalten. Er sandte den drei Städten, die ihr Banner und ihre besten Bürger bei Alfen gelassen, zwei Tage nach der Schlacht aus Rotterdam folgenden Trostbrief. „Er danke ihnen von seinem ganzen Herzen freundlich, daß sie für ihn gekämpft, und hoffentlich noch mehr thun würden, wiewohl es diesmal mißlungen, worüber er herzlich bedrückt sei. Um sie zu trösten in diesem Leiden, indem er von Gott das Beste hoffe, sende er ihnen zwei seiner ersten Kriegsobersten mit ihren Leuten, die er mit nach Holland gebracht habe, insbesondere einer davon sei sein getreuer Herr Franz von Borsselen. Diese sollten treulich bei ihnen bleiben. Sie aber müßten, — das befehle und bitte er in vollem Ernst, — diesen Kapitäns treu, hülfsam, unterthänig und gehörig sein in allen Sachen, die ihn und das Land angingen, und allezeit nach ihrem Rathe handeln, sich zufrieden geben und das Beste prüfen in all seinen Sachen. Er dagegen wolle ihnen als der getreueste Herr allezeit helfen und davon sollten sie, so Gott wolle, in Kurzem etwas hören." Der Schlaue! Sollte es ihn nicht angenehm in seines Herzens Grunde berührt haben, daß die reichen Städter in Holland jetzt so ganz von ihm abhängig wurden?

Noch aufregender wirkte die Nachricht von der Alfener Schlacht jenseits der Nordsee. Auf den Straßen von London rief man sich frohlockend zu: „Wieder gesiegt habe die schöne Bayerin!" Humfrieds Muth ging in hohen Wellen, und weil das Volk ihm so anhänglich war, so beschloß er auf der Stelle, dem Onkel Winchester, welcher sich des Towers und der Umgebung des unmündigen Königs versichert hatte, einen solchen Stoß zu versetzen, daß des Kanzlers Macht biege oder breche, er selbst aber sein doppeltes Ziel erreiche, in England Herrschaft, für Holland Truppen. Am 28. Oktober ließ Humfried den Lordmayor zu sich kommen und befahl ihm, in der Nacht die Bürgerschaft unter die Waffen zu rufen, und die Altstadt, insbesondere das Brücken-

thor von Southwark zu besetzen. Winchester, dessen Palast am andern Ende der Brücke sich erhob, hatte schon gemerkt, was vorging, und sein Hof füllte sich in derselben Nacht still mit Bewaffneten. Am Morgen kamen des Kanzlers Leute an das Brückenthor und forderten Einlaß: sie wurden zurückgeworfen. Ihre Kameraden eilten zu Hülfe, und gedachten mit Schießen und Brechen das Thor zu stürmen. Gleich knallte es von der andern Seite her, denn die Bürger hatten die Häuser besetzt, und es hätte sicherlich ein großes Blutbad gegeben auf der Brücke und in den nächsten Gassen, wären nicht die Prälaten von Canterbury und Bath und mit ihnen ein Prinz von Portugal, der gerade in London war, herbeigeeilt, um sich zwischen die Kämpfenden zu werfen. Achtmal sah man die Vermittler über die Brücke ziehen, hin und her, ehe sie die beiden erbitterten Herren soweit brachten, daß sie Waffenstillstand annahmen und des Streites Entscheid in Bedfords Hände stellten. Winchester schrieb Tags darauf an Bedford nach Frankreich: „Ist Euch noch lieb des Königs und seiner Krone Bestes und Euer eigenes, dann eilet was Ihr könnt hierher nach London. Denn wahrlich, zögert Ihr länger, verwandeln wir das Land in ein wildes Schlachtfeld: solch einen Bruder habt Ihr hier, Gott bessere ihn. Ihr selbst wißt aber wohl, daß es in Frankreich schlecht geht, wenn es in England nicht gut geht." Der Prälat, obgleich Kanzler von England, hielt sich in London seines Lebens nicht mehr sicher, zog sich in den Tower zurück, und wagte sechs Tage lang nicht die Festung zu verlassen.

Humfried ließ den Oheim schreiben. Hatte er sich doch freie Hand und Gelder verschafft. Schon am 31. Oktober erhielt Pfalzgraf Ludwig seinen rückständigen Gehalt von 2000 Mark ausgezahlt, und ein paar Tage später Humfried vom Könige ein Darlehen von 5000 Mark, „schwerer Dinge wegen, die für ihn der größte Ehrenpunkt." Nun wurde ein stattliches Heer gesammelt, darin fünfzehnhundert Bogenschützen und viele Leute von Rittersart. Der junge Adel und berühmte Offi-

ziere stellten sich freudig zu seinen Fahnen: das sollte drüben ein herrlich Abentheuer werden, zu ihres Prinzen und seiner schönen Dame Ruhm und Glück. Es waren die schönsten und ausgesuchtesten Leute, sowohl die Behelmten als die Bogenschützen, und herrlich ausgerüstet. Philipps eigne Offiziere sagten später: „Schöneres Kriegsvolk habe man niemals gesehen in den französischen Kriegen." Vierundzwanzig große Schiffe warteten, das Heer aufzunehmen. Den Lord Fitz Walter machte Humfried zu seinem Statthalter in Holland, bis er selbst herüberkomme, und Lord Hantreth zum Unterbefehlshaber, und Heer und Flotte schickten sich eilig an, hinzufahren und Seeland mit Holland zu erobern.

Viertes Kapitel.

Schlacht bei Brouwershaven.

Wendung zu Philipps Gunsten. Engländer und Niederländer. Huldigung der Dortrechter. Rüstungen und Soldgelder der Kabeljaus. Philipps Bittgebete. Aufstellung der burgundischen Macht. „Der Kabeljau." Vorkehrungen gegen streifende Hoeks. Fürst und Parteihaupt. Ansegeln der Engländer. Lannoys. Aufgebot alles Heerbannes in Holland und Seeland. Schwerfälligkeit der englischen Schiffe. Die Zierickseer. Landung der Engländer in Brouwershaven. Die Hoeks aus Seeland und dem Hennegau. Gaesbecks Vorsieg. Die Herolde. Kreuzen der burgundisch-holländischen Flotte. Ausforderung der Engländer. Ihr Auszug aus Brouwershaven. Wahlstätte. Ritterschlag. Angriff der Borsselen und Dortrechter. Die Engländer im Siegen. Angriff der burgundischen Ritter. Philipps Gefahr. Johann von Villain. Sieg der Uebermacht. Wüthen der Kabeljaus und Tod fast aller Hoeks und Engländer.

Das gab in den Niederlanden wieder ein schrecklich Geschrei und Gerede von der Engländer großen Rüstungen. Allein gerade

die Furcht, welche vor der englischen Landung herging, bewirkte in Jakobäas Erblanden wieder eine Wendung zu Gunsten ihres Gegners.

Die Kabeljaus hatten bei Alfen den Zorn und die Härte ihrer Feinde gekostet. Welch tiefes Verderben stand ihnen bevor, wenn die Hoeks wieder Herren im Lande wurden! Wenn Vertriebene nach langer Noth und Schmach sich kriegerisch sammeln, so schärft das Andenken an das Elend, das sie in der Fremde erduldeten, ihren Grimm. Einer stachelt den andern auf, und im gemeinsamen Haßgefühl glauben sie zuletzt sich berechtigt zu Allem, was wild und blutig. Selbst wenn man demüthig sich der Herzogin unterwarf, hatten die Kabeljaus nichts mehr zu hoffen, als voll gerüttelt und geschüttelt Maß dessen, was sie selbst über ihre Gegner ausgegossen. Rettung lag für die Führer dieser Partei nur darin, wenn sie Alles hingaben, damit der Sieg nicht weiche vom burgundischen Feldlager. Die Uebrigen aber, die bald Mitgefühl für ihre Landesfürstin, bald Haß gegen den wälschen Landräuber, bald Widerwillen bewegte gegen die hoekischen Pläne und Forderungen, diese Schwankenden fragten sich jetzt, als die Engländer wieder die Segel spannten: ob man denn wirklich ihrem Uebermuth und ihrer Raublust die Heimath überantworten dürfe? Damit nicht das ganze Land zu Grunde gehe, dachten Viele, müsse man sich mit dem Burgunder vertragen. Alle Niederlande waren damals erfüllt von Haß gegen die Engländer. Dieser Haß hatte die Stärke des Gefühls, das sich jedesmal einstellt, wenn der Gebildete von dem Roheren leidet. Denn bei all der Rittertugend ihres Adels, bei all der frischen Kraftfülle im Volke, standen die Engländer doch an Bildung wie an Reichthum hinter dem Festlande zurück. Die französischen Herren hatten bei ihnen das Angelsächsische unterdrückt, und die gewaltsame Mischung aus beiden guten Stoffen fing eben erst an, schöne Form und Gestalt zu gewinnen.

Herzog Philipp, mit seinem tiefen Blick für die Schwächen der Menschen, benutzte die Stimmung in den Niederlanden mit

ungemeinem Geschick. Eine Kette wohlausgedachter Maßregeln umschlang nach und nach immer größere Landestheile. Vor allem mußte er sich der Städte versichern. Bestätigt war jedes Privileg, wenn sie es anmeldeten. Er half ihnen die Deiche wieder herstellen. Ihre Streitigkeiten mit Fremden nahm er auf sich, und förderte ihre Zoll- und Stapelrechte. Ihren Handelsverkehr in Flandern stellte er den Holländern zu Schiff und zu Lande so frei und begünstigt, als wären sie dort angesessene Leute.

Als sich trotz alledem die Zierickseer nicht fangen ließen, und bei ihrer Neutralität verharrten, warf Philipp um so eifriger die Netze aus nach dem noch viel mächtigeren Dortrecht. Schon zu Anfang des Oktobers hatte er Gaesbeck, Roland von Uutkercken, und drei andere Unterhändler hingeschickt, und ihnen Vollmacht mitgegeben, daß sie Alles bewilligen könnten, was die Stadt fordere, nur dürfe es nicht geradezu wider des Fürsten Rechte sein. Also erhielten die Dortrechter Alles bestätigt, was Johann von Bayern ihnen verliehen. Ihr Weichbild durften sie erweitern; alle Schulden der früheren Fürsten sollten aus burgundischer Kasse bezahlt werden; achtundzwanzig Tausend Kronen dienten zur Ausbesserung der Schäden, welche die St. Elisabethsnacht angerichtet hatte; mit den Flamändern sollten die Bürger gleiche Münze bekommen; die festen Schlösser in der Nachbarschaft aber würde der Herzog niemals verfremden, und nie anders als mit freundlichen Kapitäns besetzen. Ja es war Philipp sogar zufrieden, daß die Dortrechter gleichwie die Gorkumer mit Jakobäa und allen ihren Städten und Landschaften auf gutem Fuße blieben. Sie hatten sich gegenseitig Waffenstillstand und Sicherheit verbürgt, und die Dortrechter brauchten jetzt diese Verträge nicht aufzukündigen. Wer wollte einem so gnädigen Fürsten die Huldigung versagen! Die Dortrechter huldigten Philipp am 11. November. Dabei gelobte der Herzog, sie mit all seiner Macht gegen den Kaiser, gegen die Engländer, sowie gegen Jedermann zu vertheidigen, der ihnen dieser Huldigung wegen

Feind werde. Er mußte sich noch ausdrücklich verpflichten, Holland nicht eher zu verlassen, als bis der Krieg abgethan sei.

Soviel Schönes und Gutes hatten oder hofften auch die andern Städte. Und als der Herzog sich ihrer versichert hatte, rieth und trieb er fort und fort, daß sie Schiffe und Mannschaften rüsteten, und jede folgende Woche immer noch mehr thaten, als in der vorigen. Bald war er so weit, daß Städte und Ritterschaft, so viel ihrer zu ihm hielten, sich dazu verstanden, schwere Soldgelder zu zahlen, damit er kriegsgeübte Söldner aufstelle, mit denen allein man gegen die englischen Ritter und Schützen bestehen konnte. Außerdem bewilligten sie ihm die Erhebung eines Pfundgelds von allen Waaren, die zu Markte kamen, wenngleich sie fremden Kaufleuten gehörten. Zu gleicher Zeit aber, es war im Dezember, erließ er neue Kriegsaufgebote durch all seine Erblande. Ein großes Heer sammelte sich bei Brügge, bloß aus dem westlichen Flandern hatten sich Zwölfhundert der tüchtigsten Leute aufgemacht. Kein Mittel verschmähete Philipp, das Eindruck auf die Gemüther machte. Zu Middelburg auf Seeland wurde ein Fisch von ungeheurer Größe gefangen: das deuteten die Leute als Vorzeichen schrecklichen Unheils. Der Herzog von Burgund aber machte öffentliche Wallfahrten zu den Gnadenbildern Unserer lieben Frau. Demüthig pilgerte er zu Fuße, und hielt Bittgebete, daß sie helfe zur Abwehr der englischen Kriegsnoth.

Als er nun das Heer aus seinen Erblanden beisammen hatte, stellte er die Hauptmacht in Rotterdam auf. Hier mußten sich auch die Kriegsschiffe aus Holland und Seeland versammeln. Denn es kam Alles darauf an, zu verhindern, daß die Hoeks von Gouda heransegelten und mit den Engländern sich vereinigten. Man mußte ihnen jegliche Verbindung mit Seeland abschneiden. Erprobte Generale aber, wie den Herrn von l'Isle Adam, Johann von Uutkercken, einen Sohn des Ritters Roland, Adrian von Valines, und viele andere Feldobersten aus Frankreich der Picardie Burgund und Flandern, legte Philipp mit starken Garnisonen in

die Hauptstädte. Er selbst machte Leyden zu seinem Hauptquartier, um von der Landseite die Hoeks in Gouda im Schach zu halten, und in der Mitte des ihm untergebenen Gebiets zu sorgen und zu wachen, daß Ritter Städter und Bauern auf den ersten Glockenschlag in Waffen ständen.

So sahen die Holländer ihr Land auf einmal vom fremden Kriegsvolke besetzt. Doch was sollte das? Hatte doch ihr fürstlicher Herr all diese Kriegsleute ausdrücklich die Kabeljaus genannt! Da durften sie ihn in stolzer Zuversicht wohl recht „den Kabeljau“ nennen, der mit den Hoeks wahrlich wenig Umstände mache. Als in den letzten Tagen des Jahrs die Hoeks sich wieder auf dem Haerlemer Meere zeigten, zog der Herzog mit den Leydenern wider sie aus. Daß Philipps Anhänger einstweilen durch seine Gegenwart die Wohlthat größerer Sicherheit empfänden, war sein ernstes Bemühen. Durch's ganze Land stellte er an Flüssen und Hauptstraßen Wachtposten auf. Wohlgelegene Schlösser ließ er sich von ihren Herren für die Kriegszeit abtreten. An bedroheten Plätzen mußten die Umwohner Tag- und Nachtwachen leisten mit fünfzig und mehr Bewaffneten: wer ausblieb, wurde sofort gepfändet. Die Feldobersten erhielten strengen Befehl, Verdächtige auf der Stelle zu fangen und öffentlich und nachdrücklich zu strafen. Die Städte aber, welche Jakobäa anhingen, wurden gebrandschatzt durch Wegnehmen ihrer Waaren und Güter, durch neue Zollstätten an ihren Wasserstraßen, durch Abschneiden aller Zufuhr.

So gestellt und gerüstet erwartete der Burgunder Humfrieds Engländer. Jakobäa aber verlor mit jedem Tage an Macht schon dadurch, daß sie nichts mehr hinzu gewann. Um Weihnachten, gingen Herren aus Holland und Hennegau nach London, daß Humfried sich beeilen möge. Es zeigte sich der Unterschied zwischen einem machtvollen Fürsten, der unverrückt seine Pläne verfolgt, und einem Parteihaupt, das stets abhängig bleibt. Denn Parteien schreiten vor in stoßweise strömender Begeisterung, nach jeder Erhebung aber folgt bei ihnen eine Zeit des Still-

ndes, in welcher Einer des Andern Anschläge und Eigensinn
ndert und durchkreuzt. Jakobäa war nicht die Fürstin, welche
 Kraft und Klarheit des Geistes wäre so überlegen gewesen,
n all ihre Anhänger in die Richtung eines gescheidten Planes
nein zu zwingen.

Neujahr war eben gefeiert, da kamen auf leichten Schiffen,
e überall durchschlüpfen konnten, Boten zu Philipp nach Leyden:
e englische Flotte sei in Sicht bei der flandrischen Schleuse.
iese Boten schickte Gilbert von Lannoy, welcher dort Befehl
tte. Sie weckten den Herzog am 4. Januar zwei Stunden
ch Mitternacht. Philipp sprang auf, und in der Morgen-
immerung marschirte er bereits nach Rotterdam, wo er anderen
ages mit all seiner Macht in See stach. Aus Leyden waren
 jener Nacht Philipps offene Briefe abgesandt an Ritterschaft
d Städte in ganz Holland und Seeland: Alles was waffen-
hig, der ganze Landesheerbann, solle sich aufmachen und zum
ürsten eilen. Die Kabeljaus thaten ihr Bestes: Zug auf Zug
m herbei, zu Wasser und zu Lande, von Rotterdam Dortrecht
elft Gorkum Leyden Haerlem Amsterdam und aus all den
dern Städten und Ortschaften, welche sich für den Herzog er-
ärt hatten. Sie hatten ihr Letztes geopfert, um sich stattlich
 rüsten. Die Dortrechter allein zählten mehr als anderthalb-
usend Mann, alle trugen röthliche Hüte, die weiß bebändert
aren, und ihre zwei Banner zeigten die gleichen Farben. Die
eydener und Delfter, welche mit ebensoviel oder mehr Volks ge-
mmen, hatten schwarze Hüte mit weißen Bändern, und ihre
vei schwarzweißen Banner. Von den seeländischen Inseln war
ie Flotte bereits da mit den Herren von Borsselen, welche sie
ihrten. Adrian von Borsselen, genannt von der Vere, sammelte
och Mannschaften, insbesondere auch aus Middelburg. Das
iele Kriegsvolk, welches die Kabeljaus stellten, stieg gut bis zur
öhe von fünf- oder sechstausend Mann. Vier Tage nach seinem
ufruf hatte Philipp bereits sechsundzwanzig Kriegsschiffe auf dem
Wasser, trotzdem daß man die Engländer nicht so früh erwartet hatte.

Diese aber wollten, so scheint es, sich beeilen, erst das von Parteien zerrissene und noch schwankende Seeland einzunehmen, bis dann Humfried nachkomme. Ihre Flotte fuhr an den westlichen Küsten von Seeland hin, und suchte hier und da anzulaufen. Lannoy fuhr den Engländern beständig zur Seite. Denn er konnte sich mit seinen leichten Fahrzeugen dicht an der Küste halten; sie waren darauf gebauet, über die Untiefen, wie sie sich hier in Menge und Breite finden, rasch fortzugleiten. Das war aber gerade der Engländer Unglück, daß ihre Schiffe großen Tiefgang hatten. In den seichten Gewässern konnten sie nirgends, wie sie wollten, landen: sie mußten ihre Mannschaften auf Boote aussetzen, und aus der Ferne an's Land schicken, und von dort wieder holen. Einmal blieben ein paar ihrer Schiffe auf dem Sande sitzen, und wurden mit Allem, was darauf war, eine Beute der Flandrer. Hätten aber die Engländer Schiffe gehabt, wie sie zum Kriege in holländischen Gewässern taugen, kein Zweifel, ganz Seeland wäre rasch von ihnen erobert. Nun wollten sie den guten Hafen von Zierickzee mit seiner alten reichen Stadt gewinnen. Allein die Zierickzeer erklärten rund heraus: „Sie wollten erst abwarten, wer siege, der Engländer oder Burgunder; Dem würden sie huldigen; bis dahin aber blieben sie ihre eigenen Herren, und hätten sich verbündet und verschworen, Niemand in ihre Stadt zu lassen.“ Es blieb nichts übrig, als einen andern Platz zu suchen, um vorerst in Seeland feste Stellung zu nehmen, und die Freunde aus Holland und Seeland an sich heranzuziehen.

Ein paar Stunden nördlich von Zierickzee liegt das Städtchen Brouwershaven. Dort ging die englische Flotte vor Anker. Man nahm den Platz in Besitz, und was hier kabeljauisch war, mußte machen, daß es fort kam, und Schiffe und Habe hinter sich lassen. Hier stießen zu Fitz Walter die seeländischen Hoeks, welche unter Heemstedes Oberbefehl seiner harrten. Auch die Hennegauer, welche in der Verbannung umherirrten, hatten sich zu ihnen gesellt, und Boten gingen nach allen Richtungen, die

Freunde sollten sich beeilen. Es kamen die Herrn von Renesse von Hodenpyl, von Waelwyck, und viele andere Edelleute und Bauern mit ihren Leuten, und es wurden ihrer an dreitausend Hoeks allein aus Seeland, Männer, die den gefürchteten Namen „seeländische Wölfe“ mit Recht trugen.

Eine ganze Woche lagen die Engländer in und vor Brouwershaven, und die Zierickseer versahen sie für baares Geld mit Lebensmitteln. Endlich, da von Jakobäas Flotte sich nichts sehen ließ, wurde beschlossen: das vereinigte Heer der Engländer und Hoeks solle nach Gouda segeln zur Fürstin. Ein Theil der Engländer stieß gleich ab, und übermüthig und sorglos, wie sie waren, fuhren sie zwischen die südholländischen Inseln hinein. Weil sie nun hier das Fahrwasser noch weniger kannten, als draußen an der flandrischen Küste, so saßen sie bald auf Untiefen fest, Ebbe trat ein, und ließ sie zwischen Sand und Sümpfen stecken. Darauf aber lauerte bei Geervliet der Herr von Gaesbeck, Philipps thätigster Parteigänger und sein Statthalter in Holland. Aus seinen reichen Herrschaften, die sich in jener Gegend ausdehnten, hatte Gaesbeck ein kleines Geschwader beisammen, mit welchem er plötzlich bei schmetternden Trompeten aus den Meerengen hervorbrach. Die Engländer sahen sich im Nu umzingelt. Vergebens kämpften und arbeiteten sie, ihre Schiffe flott zu machen, sie lagen unbeweglich. Vergebens suchten sie sich auf dem Sande aufzustellen, sie versanken in seine Weichen. Ringsumher schlugen die feindlichen Geschosse auf sie ein. Da kam die bittere Stunde, wo man sich schmachvoll ergeben mußte, nur das Leben wurde versichert. Nicht einer von diesen allzu Kühnen entkam, und Gaesbeck brachte über die Maßen fröhlich seine Gefangenen nach Geervliet, wo sie Kerkerbrod erhielten. Er hatte seinen Landsleuten gezeigt, daß sich auch Engländer fangen ließen. Ihrer gegen dreihundert waren todt geblieben oder gefangen.

Philipp, der mit seiner Flotte in der Nähe hielt, verfolgte die Fliehenden, bis er vor Brouwershaven kam. Als hier die

Engländer des Feindes ansichtig wurden, schickten sie ihren Herold auf den Strand. Nach Rittersitte, dastehend in den Farben und mit dem Banner Humfrieds, hieß der Herold der „Glocester.“ Ihm entgegen fuhr der andere Herold, der „Burgund.“ Glocester rief: „Er biete Burgund den Kampf an, hier sei Ort und Stelle dafür.“ Zornig schickte Philipp den Herold Burgund vor, und ließ ihn sagen: „Von einem Lord Fitz Walter lasse er sich keine Wahlstätte anbieten; stark genug sei er mit Gottes Hülfe, selbst sich den Platz zu wählen, und den Feind zu bekämpfen, wo und wann es ihm gefalle.“ Der stolze Herzog war erstaunt, daß ein englischer Lord sich herausnehme, was nur einem Fürsten zustehe. Weil aber das Wetter zu stürmisch war, wagte er nicht, den Feind anzugreifen, und begnügte sich, mit seiner Flotte auf den Gewässern zu kreuzen, damit weder vom Meere her die Engländer nach Holland hineinführen, noch vom Lande her die Flotte Jakobäas durchbreche. Die Hoeks wollten dies in der That von Gouda aus versuchen. Sein Befehlshaber in Rotterdam ließ melden: die Söldner mit den Kriegsschiffen müßten eiligst zurück, dem Feinde den Weg auf dem Strome zu verlegen, und Rotterdam gegen einen Angriff zu vertheidigen. Indessen hatte Philipp seine Maßregeln so gut getroffen, und die Uebermacht seiner Truppen und Schiffe war so groß, daß ihm vollständig gelang, was zunächst sein wichtigstes Vorhaben war, nämlich die Vereinigung von Fitz Walter und Heemstede mit den holländischen Hoeks zu hintertreiben. Nichts konnte auf die Engländer einen niederschlagenderen Eindruck machen, als der Vorsieg Gaesbecks, und die Gewißheit, daß sie von Jakobäas Heer und Flotte abgeschnitten seien.

Um aber seinen Anhängern lebhaft vor Augen zu stellen, wie furchtbar ernst seine und ihre Lage sei, ohne Zweifel auch aus persönlicher Furcht und Frömmigkeit, schickte Philipp seine Boten nach Delft dem Haag Leyden Haerlem, kurz durch's ganze Land mit dem Befehle: so lange er auf dem Meere gegen die Engländer fahre, solle man täglich das h. Altarssakrament in

Prozession und Andacht durch die Straßen tragen. Die Zierick=seer aber brachten seinem Kriegsvolk gegen gutes Geld nicht min=der Lebensmittel, wie den Engländern nach Brouwershaven.

Endlich am Samstag wurde es klares stilles Wetter. Da ließ Philipp alle Anker lichten, fuhr um die Inseln, und stellte sich in Schlachtordnung auf, eine halbe Stunde von der Küste. Hier — Sonntag war es, den 13. Januar — blieb seine Flotte stehen, gerade gegenüber dem englischen Lager, und ließ alle Zymbeln und Trompeten erschallen. Als die Engländer hörten, wie der Feind sie herausforderte, stürzten sie aus der Stadt her=vor, und zogen rasch in wirren Haufen auf dem Damm hin, der hoch am Meere dahin lief. Geharnischte und Gepäck, Alles war durcheinander, und die Meisten hatten ihren Schnappsack umhängen. So zogen sie immer weiter auf dem Damm am Strande hin, über eine Viertelstunde weit, und der Herzog ließ Matrosen auf flinken Boten folgen, um zu sehen, wohin sie wollten. Als die Engländer bald eine halbe Stunde weit mar=schirt waren, verschwanden sie hinter dem Damme. Die Bur=gunder glaubten schon, ihre Feinde würden sich in blinder Flucht über Seeland zerstreuen. Aber siehe, da erschienen sie wieder auf der Höhe und hatten ihre Schlachtordnung gebildet, und diese war so schön, als man sie jemals bei einer solchen Masse erblicken konnte. Eine treffliche freie Wahlstätte hatten sich die Engländer erkoren. Von der Höhe ihres Dammes senkte sich bis an's Meer der sandige breite Strand, der je weiter und weiter bloß gelegt wurde, je mehr die Wogen zurücktraten; denn es war gerade Ebbezeit. Weit genug dehnte sich dieser Platz, daß ein Heer sich darauf bewegen konnte. Vor den Leichtbewaffneten aber war ein Graben gezogen, ein Wall aufgeworfen, eine Pfahl=reihe eingerammt. Hinter sich nahm man die hohe Dammlinie, um Schutz zu haben gegen Umgangenwerden, da Jeder wußte, daß das burgundisch=holländische Heer sich nahe in großer Ueber=macht.

Philipp befahl zu landen. Da traten vor, die den Ritter=

schlag verlangten: Thierry Garbod, Robert Gualwin, Johann Withem, und viele Andere. Der junge Johann von Unkerken aber entrollte zum erstenmal sein Herrenbanner. Denn es war ein großer Tag, an welchem Würden und Ehren zu holen. Engländer und Burgunder, die solange verbündet gekämpft, sollten hier sich tödtlich fassen. Vor allem aber waren es die seeländischen Freiherren von Borsselen, denen dieser Sonntag in Seeland der höchste Tag werden sollte, vier von ihnen nahmen den Ritterschlag, Franz von Martinsdyk, Heinrich von der Vere, sein Bruder Albrecht, und Adrian von Lichdam. Noch andere vornehme Kabeljaus ließen sich zu Rittern schlagen, zum Zeichen, daß sie heute das Höchste leisten wollten, wie Johann von Egmond und Johann von Halewyn. Ihre Landsleute standen droben am Damme bei den Engländern, sie hier bei den Burgundern, und jede Partei lechzte danach, die andere in Grund und Boden zu schlagen. Die Thoren! Der Mitbürger Unterliegen wurde des Fremden Sieg und Herrschaft.

Unterdessen strebte die burgundisch-holländische Flotte zum Ufer. Weil es aber gerade Ebbezeit war, so geriethen die Schiffe auf den Grund, und man konnte sie nicht weiter treiben. Die ganze Linie kam in's Stocken. Da versprach Philipp große Geldsummen Denen, die zuerst den Strand gewännen, und aus den Schiffen sprangen die Männer. Viele versanken bis an die Brust in's Wasser, andere arbeiteten sich mühsam im Sande vorwärts, es war ein hastig Mühen und Schreien. Die Borsselen und die Dortrechter waren die Ersten, welche Fuß faßten. Die Dortrechter mußten ja überall Ehre einlegen; denn sie hielten sich in Holland so hoch und herrlich, als in Flandern die Genter. Sie machten ihre Ordnung auf dem Damme vor Brouwershaven, hinter ihnen reiheten sich die Leydener und Delfter und all das Kriegsvolk aus den Kabeljaustädten, dann kamen die Flandrer, und alle marschirten sofort gegen den Feind. Schwerer hielt es für die ritterlich Geharnischten, aus den Schiffen zu kommen, man mußte sie einen nach dem andern an's Land tragen. Ihr Glück war es, daß

die Engländer nicht näher standen. Wäre das der Fall gewesen, oder hätten sie gleich vor der Stadt ihre Schlachthaufen gebildet, so wären alle die Herren im Harnisch getödtet oder ersäuft, ehe sie noch aufrecht standen. Die Kabeljaus marschirten unterdessen eilig weiter, und als sie an den Feind kamen, bildeten sie gleich ihre Haufen zum Angriff. Und da war auch ein Dortrechter Kanonier, der sein Geschütz, so weit er konnte, vorbrachte, und zweimal feuerte, die Wirkung aber erschien nicht der Rede werth.

Philipp hatte anbefohlen, Haufen von Lanzenträgern zu bilden, zu beiden Seiten die Bogenschützen zu nehmen, und dann rasch sich auf den Feind zu stürzen, damit man aus dem Bereiche seiner Geschosse und zum Handgemenge komme. Als nun die Dortrechter angreifen wollten, kamen auch die Engländer in Bewegung. Sie marschirten vorwärts, hierhin, dorthin, immer fest und ruhig Schritt auf Schritt: es war eine Freude für ein ächtes Kriegerherz, das zu sehen, so erzählt der burgundische Ritter, welcher dabei war und die Schlacht uns schildert. Die Engländer führten zwei Sturmfahnen von Seide, und all ihre ritterlichen Mannen zogen in voller Rüstung daher, den Helm geschlossen, wie zum Gange auf Leben und Tod. Und als man sich so nahe war, daß man einander das Weiße im Auge sah, da erhuben sie ein fürchterliches Geschrei, und es schmetterten und wirbelten all ihre Zinken und Trompeten. Die Kabeljaus meinten, sie wollten mehr als tausend Armbrüste auf einmal abschießen. Doch das war für Nichts, es that den Engländern so wenig, als hätte man sie mit faulen Aepfeln beworfen. Anders rauschte jetzt der Tod daher, als die englischen Bogen klirrten. Die Schützen standen in drei Gliedern hinter einander: so wie das erste Glied abgeschossen, fiel es auf die Knie, und die Hintermänner schossen darüber weg. Und das ging wie im Takte, Lage auf Lage, hageldicht flogen die Geschosse. Da stürzten den Kabeljaus die besten Leute, auch zwei Borsselen, Franz und Jakob, wurden tödtlich getroffen. Die vorderen Reihen der Angreifer waren schon gebrochen, ehe die hintern ihre Banner ent-

faltet hatten. Alles hörte auf, vorwärts zu marschiren. Auch die Flandrer richteten nichts mehr aus. Denn schon fielen die Hoeks mit ihren Aexten und Schwertern zwischen die weichenden Haufen, und warfen sie nach hartem Kampfe den Strand hinunter. Doch auch der Anführer der Hoeks, Heemstede, erhielt eine schwere Wunde.

Philipp hatte zunächst die Städter, darauf sein übriges Fußvolk vorgeschickt. Er befehligte die große Uebermacht, und wollte den Feind erst abmüden. Jetzt aber sah er von seinem Schiffe die gefahrvolle Niederlage seiner Völker. An diesem Augenblicke hing Burgunds Ehre, Hollands Besitz. Rasch greift er sein Banner. Seine Edlen wollen ihn zurückhalten, er reißt sich los, springt auf den Sand, gibt l'Isle Adam das Banner, und mit dem bekannten Nothruf „Mir nach, wer mich lieb hat!" rückt er auf die Wahlstatt. Hoch trägt l'Isle Adam das viereckige Banner von Burgund, hinter ihm folgt der Herzog, um ihn drängen sich seine Edlen, umrauscht von ihren Bannern, Jeder im glänzenden Waffenrock. „Vorwärts! vorwärts!" schreit Alles, daß man aus dem Pfeilregen hinaus und mit Schwert und Lanze an den Feind komme. Philipps Busenfreund, der Seneschall Andreas von Valines, stürzt sich in den Kampf ohne Helm und ohne Banner. Auch die tapfern Dortrechter und Delfter stürmen wieder vor. Die englischen Schützen haben sich rasch in zwei Haufen getheilt, der eine wendet sich gegen die ritterlichen Banner, der andere gegen die Städter. Jetzt kommt die ganze Kraft beider Heere zum Schlagen: allgemein ist der Anprall, wüthend das Schlagen und Schreien und Toben. Aber die schrecklichen Schützenlinien der Engländer brechen nicht und rasten nicht, und die Hoeks kämpfen wie Löwen. Schon steckt der Schaft von Burgunds Banner voll von Pfeilen, und nicht minder der Harnisch l'Isle Adams. Nicht seiner, aber manch andrer Harnisch wird durchbohrt. Philipps Ritter fallen: Valines Montmorency Lalain Brimeu Beaufremont Bossu Mailli, sie alle stürzen. Wieder beginnt das tosende blitzende Gewühl sich den Strand

hinab zu wälzen. Philipp selbst ist im Gedränge von Feinden, er gibt den Sieg, er gibt das Leben verloren.

Das sieht Ritter Johann von Villain, ein Riese an Leib und Stärke, und mit dröhnenden Schlägen schmettert er links und rechts Feinde nieder. Immer schreiend „Schlagt todt! schlagt todt! Ich will sie nicht sparen!" bricht er sich Bahn zu seinem Fürsten, und macht ihm Luft. Der Herzog ist befreit, dringt wieder vor, kämpfend wie ein gemeiner Ritter. Wieder erschallt sein Ruf „Mir nach, wer mich lieb hat!" Nochmal entbrennt aller Grimm der Schlacht. Die Hoeks und Engländer glaubten den Sieg schon sicher, werden ermüdet, die Uebermacht dringt auf sie ein. Da, als die Entscheidung an einem Faden hing, gelang es den Dortrechtern, sich zwischen die beiden Gruppen der englischen Bogenschützen zu werfen. Sie drängen den einen Theil ab, fallen ihm in die Flanke, und brechen mit Siegesgeschrei und blutigen Schlägen in seine Ordnung ein. Das gibt endlich aus. Ein Haufen der Engländer und Hoeks nach dem andern beginnt zu wanken, der Feind reißt ihnen die Banner zu Boden. Sie ziehen sich auf die Dammhöhe zurück, aber eine neue Aufstellung ist im Gedränge nicht mehr möglich, schon flüchtet ein Theil auf dem Damme hin. Und nun sättigt sich die hungernde Parteiwuth. Was nicht geflohen von Hoeks und Engländern, ist umringt in einzelnen Schaaren. Sie kämpfen mit einer Tapferkeit und Kriegskunst zum Bewundern, aber die Städter arbeiten an den gepreßten Haufen mit Beilen Piken und Schwertern, bis der letzte Mann im Blute liegt. Nicht Einer erhielt Pardon, weder Ritter noch Gemeiner, weder der Kämpfende noch der Fliehende, Alles wurde niedergeschlagen. Ja die Todten selbst wurden noch hundertfach zerhauen, daß man die Stücke liegen sah. Kein Herr war so angesehen, daß er einen Gefangenen machen durfte: das wüthende Volk hätte ihn auf der Stelle selbst erschlagen. Da fanden ihren Tod zwei Heemstede Renesse Hodenpyl Waelwyck Heenpoel, Ritter alle mit goldenen Sporen, und viele andere der berühmtesten Kriegs-

männer der Hoeks. Auch der Fürstin Vielgetreue aus dem Hennegau, die in der Noth zu Mons ihr so mannhaft beigestanden, die ihretwillen lange in Verbannung umhergeirrt, Gilles de le Porte, Etienne Gembleux, Colart Maubeuge und der Prevost Maubeuge, auch sie sahen nimmer die grünen Hügel der Heimath wieder. Noch immer kämpften die letzten Tapferen, die Todtmüden. Erst die dunkle Nacht endete das Streiten und Morden. Die armen Bogenschützen aus England hatten sich in die Gräben geworfen, darin wurden sie ersäuft, oder im Herausklimmen durchbohrt. Von Lord Fitz Walter fand man nichts, als ein Stück der Rüstung, die er den Tag getragen, und sein Banner lag auf dem Sande. Zweihundert Engländer wurden noch gefangen. Nur Dreihundert hatten sich mit Fitz Walter und Hantreth gerettet.

Man brachte auch den Herold „Glocester“ vor den Sieger. Sein Gewand war sehr reich mit feinem Golde gestickt, und darüber hatte er den Wappenrock seines Herrn, von dem er den Namen trug. Man fragte ihn nach Arundeel Fitz Walter und andern englischen Edlen, sowie nach den Herren aus Holland Seeland und dem Hennegau. Welchen Namen er auch hörte, der Herold rief immer: „Todt, todt, todt! es ist gewiß!“ Darüber wurden Philipp und seine Ritter unwillig und klagten: „daß so viele edle Ritterschaft hier erschlagen liege; aber Niemand hätte sie retten können vor der Wuth des Städtevolkes, das doch wenig gefruchtet hätte, wenn nicht noch andere Köche da gewesen!“ Die Sieger gaben ihren eigenen Verlust nur auf fünfzehnhundert Mann an. Von den Verwundeten starben noch Mehrere später. Den Tag nach der glorreichen Schlacht stand Philipp noch auf der Wahlstätte. Dann zog er mit gesammeltem Heere am Dienstag in Brouwershaven ein, und hielt ein feierliches Dankgebet für so großen Sieg nach so großer Gefahr. In all seinen Erblanden befahl er kirchliche Dankfeste. Wohl mochte er Gott loben für seine Rettung, es war die heißeste Schlacht seines Lebens. Zum Zweitenmal dankte er nur der Treue und

esenstärke des Ritters Johann von Villain sein Leben. Als
ilipp 1421 bei Mons en Vimeu von Johann von Luxem-
rg den Ritterschlag empfing, war Villain der Erste gewesen,
lchen der Herzog nun selbst zum Ritter schlug. Zum Danke
tte Villain ihn schon an jenem Tage aus Feindesgedränge heraus-
hauen. Man hatte ihn damals seiner ungeheuren Größe und
chterlichen Artschläge wegen fast für etwas Uebernatürliches
halten. Philipp aber sorgte, daß der Lebensretter ihm fortan
der Schlacht zur Seite blieb. Villains Rüstung wurde noch
le Jahre nachher auf dem Schlosse zu Lille angestaunt, ihrer
röße wegen.

Fünftes Kapitel.

Verlust von Seeland.

hrecken der Niederlage der Hoeks. Uutkercken nach Haerlem. Franz
d Adrian von Borsselen. Huldigung Philipps im westlichen Seeland.
ues Bündniß zwischen Burgund und Brabant. Förmliche Abtretung
elands durch Johann von Brabant. Belagerung Zierickzees. Ueber-
be und Huldigung der Stadt. Des Pabstes Sequestrationsurtheil wider
kobäas Person. Bedford in London. Vermittelung zwischen Glocester
d Winchester. Ihre Versöhnung durch König und Parlament. Ja-
bäa Philipps Uebermacht preisgegeben. Ihre Standhaftigkeit. Der
ichsadler in ihrem Banner. Verwickelung der Dinge in Deutschland.
rken- und Hussitennoth. Die hoekischen Schnellsegler. Philipp nach
Flandern. Seine neuen Rüstungen.

Philipps großer Sieg war ein entsetzlicher Schlag für die
oeks. Tausende ihrer Kriegsleute lagen todt auf dem Sande
nd in den Gräben bei Brouwershaven: das war eine außer-

ordentliche Zahl in jener Zeit der Parteikämpfe, wo das Kriegsvolk aus ansässigen Männern bestand, die Haus und Hof besaßen, oder aus versuchten Leuten, die vom Waffenhandwerk anständig lebten. Unter den Todten lagen Humfrieds Vertraute und seine besten Offiziere, lagen Jakobäas Vielgetreue aus dem Hennegau, lagen fast alle ihre Ritter aus Seeland. Das Kriegsgeheul der „seeländischen Wölfe" war sehr still geworden, weit über tausend Hoeks von jenen Inseln waren geblieben. Wieviel Schlösser und Städte gab es denn noch auf Seeland, deren Herren noch lebten und dem mächtigen Burgunder zu trotzen wagten?

Vorsichtig vertheilte Philipp seine Truppen wieder in Besatzungen der Hauptstädte durch's ganze Land. Für Holland ernannte er zum obersten Befehlshaber den alterfahrenen Ritter Herrn Roland von Uutkercken, und gab ihm als sichere Leibwache l'Isle Adams Bogenschützen mit und einen Theil seines Burgunder Adels. Philipp selbst wandte seine Thätigkeit zunächst den Seeländern zu.

Er begab sich gleich nach der Schlacht auf die Inseln westlich der Schelde, wo die Middelburger ihm eifrig anhingen, und das zahlreiche vielgeltende Geschlecht der Borsselen sich ausbreitete. Die Herren von Borsselen waren sammt und sonders Kabeljaus und zwar vom Scheitel bis zur Zehe, sie hatten sich von Anfang an Philipp angeschlossen. In ihrem Geleite erschien er jetzt als Sieger, und bestellte ihre beiden Häupter, Franz und Adrian, zu seinen Generalkapitäns auf Seeland. „Sie sollten," so erging sein Gebot, „Land und Strom gegen die streifenden Hoeks bewachen, und Jedermann solle ihnen bei Aufruf Folge leisten, so lieb ihm der Herzog sei: sonst müsse er ihn für einen Feind ansehen, der ihn aus dem Lande vertreiben wolle." Philipps Anhänger brachten es in den nächsten sechs Wochen zuwege, daß ihm nicht nur die fürstlichen Amtleute, sondern auch die bedeutenderen Städte, die er selbst eine nach der andern besuchte, huldigten als Ruhwart und Erbherrn des Landes.

Anders gesinnt zeigten sich die Seeländer östlich der Schelde.
Ziericksee wichen nicht von ihrer Eidgenossenschaft, die sie
18. März im vorigen Jahr geschlossen. Damals hatten sie
t, treulich zusammenzustehen, und keinem Fürsten ihre Thore
fnen, bis sich erweise, wer der rechte Landesherr sei. Noch
r traueten sie nicht auf des Burgunders Recht und Macht,
hielten ihre alte reiche Stadt wohl verschlossen. Kleine
wader der Hoeks aber fuhren pfeilschnell zwischen den Inseln
in und dorthin, und enterten die Schiffe ihrer Feinde.
Philipp besandte seinen schwachen Vetter von Brabant,
sollte ihm die Kräfte seines Landes zur Verfügung stellen,
den Hoeks die Wege zu verlegen. In Mecheln kam er mit
zusammen, dort unterschrieben Beide am 1. März einen
ag folgenden Inhalts. „Der Herzog von Glocester habe
Anstiften einiger seiner Freunde Jakobäa ihrem Gemahl ent-
, und mit Gewalt in England vorenthalten gegen Gott und
Recht der heiligen Kirche. Damit nicht zufrieden sei er mit
skraft in den Hennegau eingefallen. Auf Johanns Bitten
Philipp mit seinen Rittern Knappen und Dienern ge-
, wie er als Blutsverwandter schuldig gewesen. Darum
auch um des Regiments willen über Holland und See-
das ihm Johann seither übergeben, sei er jetzt erklärter
Glocesters, Jakobäas, der verbannten Hoeks, und all ihrer
r. Nun aber wollten Philipp und Johann einander in
Sache helfen und beistehen mit all ihrer Macht und zu
Zeit, so oft Einer den Andern dazu aufrufe, und sie woll-
lle jene Verbannten immerdar verfolgen und aus all ihren
en treiben, deren Helfer züchtigen, und nimmer leiden, daß
ebensmittel Rüstung Kraut Büchsen oder sonstwie Proviant
Kriegszeug bezögen.“ Am selben Tage erklärte der Bra-
r urkundlich den Ziericseern: „Er scheide sie von allen Un-
nspflichten gegen ihn selbst, und weise sie lediglich unter
pp, ihren rechten Herrn und Regenten, dem er Holland
nd und Friesland abgetreten, und der allein sie best ver-

wahren könne.“ Diese Urkunden wurden in einer sehr zahlreichen Versammlung der Vornehmsten beider Höfe ausgefertigt. Auf der Seite Philipps erschienen als Zeugen zwei Herren von Borsselen und Heinrich von Wassenaar, auf der Brabanter Seite der Graf von St. Paul Enghien Nassau und andere Herren vom Brabanter hohen Adel.

Nun rückte Philipp mit Heer und Flotte vor Zierichsee. Aus Brabant und Flandern kam ihm Zuzug. Auch die Middelburger Leydener Haerlemer und die andern Kabeljaustädte mußten wiederum mit ihren Kriegsvölkern dienen. Eingeschlossen und hart belagert von Uebermacht ersahen die Zierichseer keine Hülfe mehr. Vergebens beriefen sie sich darauf, daß sie vor der Schlacht bei Brouwershaven den Burgundern so gut wie den Engländern Alles verkauft hätten, was sie für gutes Geld nur gewünscht. Solche Neutralität, erklärte ihnen Philipp, könne er nicht mehr dulden. Sie ergaben sich. Am 13. März erfolgte die Huldigung, jedoch unter Bedingungen, welche zeigten, wieviel ihm daran gelegen war, diese wichtige Stadt für alle Fälle von Jakobäas Partei abzuziehen. Ihre hoekisch gesinnten Schöffen mußten zwar abtreten, dagegen gelobte Philipp eidlich: „daß alle Bürger vollständige Amnestie erhalten; daß sie niemals gegen Jakobäa streiten sollten, wenn sie selbst im Felde sei; daß man sie niemals mit Garnisonen und Befestigungen heimsuche; daß sie selbst aber für die Kriegszeit ihre Stadt bestens können wehrbar machen.“

Philipp überschüttete die Stadt außerdem mit Handelsprivilegien. Seine Anhänger aber, besonders die Borsselen und die Middelburger, belohnte er auf's Schönste. Einkünfte und Aemter, Güter und Herrschaften der Entflohenen oder Erschlagenen waren ihre Beute. Hoekischgesinnte wurden dagegen durch schwere Steuern zu Grunde gerichtet, und man erpreßte von ihnen Soldgelder für die Truppen, sei es durch Verpachten oder Verkaufen ihrer Güter. Wer an einen flüchtigen Hoek eine Forderung hatte, der durfte sich aus dessen Vermögen selbst bezahlt machen.

Gegen Ende des März huldigten auch die Brieler auf Voorne, so daß jetzt Philipp die wichtigen Seelande, welche zwischen Flandern und seinen Truppen und Anhängern in Holland in der Mitte lagen, als ein Besitzthum betrachten konnte, auf welchem seine Kapitäns eine ausgiebige scharfe Wacht unterhielten. Seeland war also für Jakobäa verloren, und sie selbst halb vom Meere abgeschnitten.

Aerger als dieser Verlust war der Wiederhall, welchen die Kunde von der furchtbaren Niederlage an zwei entgegengesetzten Enden Europas hervorrief. Die Nachricht war kaum in Rom eingetroffen, als der Pabst sein Urtheil verkündete. „Wider Recht und Pflicht", so lautete es, „habe Jakobäa ihren Gemahl von Brabant verlassen. Der Besitz ihrer Person, dessen sie ihn beraubt, sei zunächst wiederherzustellen. Aus wichtigen Gründen jedoch verfüge der Papst ihre Sequestration, und ernenne den Herzog Amadäus von Savoyen, der im zweiten Grade ihr verschwägert, zum Sequestrator. Bei ihm solle die Fürstin auf eigene Kosten in Verwahr bleiben, bis der Pabst in ihrer Ehesache das Endurtheil gesprochen. So gelesen verkündet und beurkundet vor des Pabstes Richterstuhl in Rom den 27. Januar 1426." Jakobäa lachte vielleicht dieses Urtheils, das über sie neues Gefängniß verhängte: nicht zum zweitenmale ließ sie sich fangen und fortführen. Empfindlich aber machte sich die Sentenz denn doch. Erhielten nicht all ihre Feinde jetzt das Recht des Angriffes auf ihre Ehre und Freiheit? Und wenn der Pabst selbst Johann von Brabant für ihren rechtmäßigen ehelichen Vogt erklärte, mußten dann ihre Unterthanen nicht dem Statthalter gehorchen, den er ihnen in Philipp gesetzt hatte?

Noch bitterer schmerzte, was Jakobä aus London vernahm. Bedford selbst hatte sich aufgemacht, um Ruhe zu stiften zwischen Humfried, seinem Bruder, und Winchester, seinem Oheim. Obwohl der Herzog von der Bretagne, mit welchem er einst das Bündniß zu Amiens geschlossen, gerade jetzt sich feindlich erklärte, ließ der Regent von Frankreich sich nicht mehr von der Reise

abhalten. Eben noch zur rechten Zeit, am 10. Januar, traf er in London ein, um Humfried festzuhalten, während dessen Ritter auf Seeland sich zum Kampfe rüsteten. Humfried hatte sie voran-geschickt, und in London noch immer gesäumt, um Winchester nicht wieder Raum zu gönnen. Die Parteien waren erhitzt, im Parlament flogen bei dem ersten Anlaß die Stöcke in die Höhe, man nannte es das Stockparlament. Humfried tobte in heftigen Ergüssen gegen den Oheim. „Ein Hochverräther sei er, mit dem Schwerte müsse man ihn richten.“ Wirklich hatte er eine Schrift aufsetzen lassen, die Winchester in mehreren Punkten des Hoch-verraths bezüchtigte. Als Bedford die Bürgerschaft hart anließ, weil sie Humfrieds Umsichgreifen mit den Waffen vertheidigt habe, meinten die Londoner, sie hätten ganz recht daran gethan. Bed-ford sah kein Mittel, als die Sache vor das Parlament zu bringen. Da erklärte Humfried: „Wenn Winchester dort erscheine, so bleibe er zu Hause.“ Endlich nach monatelangem Bitten und Bemühen gelang es Bedfords Klugheit, es soweit zu bringen, daß man das Parlament als Schiedsrichter nahm.

Es wurde berufen, jedoch nicht nach London, sondern nach der ruhigeren Stadt Leicester. Dorthin wurde der fünfjährige König gebracht, zu sitzen auf seinem Thronkissen und das Parla-ment in eigener höchster Person zu eröffnen. Das Knäbchen mußte als König in förmlicher Urkunde Bedford zu seinem Sprecher bestellen. Dann schwuren die Geistlichen und weltlichen Lords einen Eid, die Streitsache zu hören, zu richten, und Alles Anvertraute geheim zu halten. Darauf begann das Reden und Erörtern von beiden Parteien. Die Niederlage von Brouwers-haven, das neue Brabanter Bündniß Philipps, dessen Erfolge in Seeland, Alles war geeignet, Glocester mürbe zu machen. Mit vieler Arbeit brachte man es endlich am 7. März so weit, daß er ebenso wie Winchester sich ein Schiedsgericht von vier Bischöfen und fünf Herzögen und Grafen gefallen ließ. Nach weiteren unsäglichen Mühen bekam man glücklich die Redensarten zu Pa-pier, durch welche der Streit sollte gesühnt werden.

Nun richtete im versammelten Parlament am 12. März
Winchester an das Königskind auf dem Throne seine Rede: „daß
stets ein königstreuer Mann gewesen; daß er niemals dem
errscher oder dessen Vorfahren Fallstricke gelegt; daß er darüber
llezeit Rede stehen wolle.“ Bedford erwiederte: „Der König be=
hle ihm, Lord Winchester für einen allezeit getreuen Mann zu
klären.“ Als dies vom Throne erklärt war, wandte sich der
rälat zu seinem Gegner mit den Worten: „Zu seinem tiefen
eidwesen habe er gehört, daß der Herzog von Glocester gegen ihn
roßes Mißfallen trage, weil er sich etwas wider dessen Person
hre und Stand solle vermessen haben; dergleichen Reden aber
ührten nur von Böswilligen her, denen Gott vergeben möge;
ie habe, nie werde er sich gegen Glocester ein Vergehen zu
Schulden kommen lassen; er bitte ihn daher, ihm fortan ein
nädiger Herr zu sein.“ Darauf hatte Glocester Folgendes zu
ntworten: „Lieber Oheim, da Ihr Euch für einen solchen Mann
rklärt, als Ihr sagt, so freuet es mich sehr, daß es so ist, und
ir solch Einen nehme ich Euch.“ Darauf gaben sich beide
einde die Hand. Winchester aber legte das Siegel des Reichskanzlers
ieder, und erklärte sein Vorhaben, auf eine Pilgerfahrt zu gehen.
ies war das Opfer, zu welchem Bedfords eindringliches Reden
en Prälaten, der nicht ohne lebhaftes Gefühl war für Eng=
nds Ruhm und Wohlfahrt, insgeheim vermocht hatte. Wahr=
heinlich hatte Humfried geäußert: so lange Winchester im Lande
i, lasse er nicht von seinen Plänen. Gewiß ist nur, daß Bed=
rd, welcher dem Frieden nicht trauete, seinem Bruder nicht
ehr von der Seite wich. Fast anderthalb Jahre, so dringend
öthig auch seine Gegenwart in Frankreich erschien, blieb er in
ngland, und eben so lange blieb Holland des Burgunders
eeren überantwortet.

So war die junge Heldin nun auch von England verlassen.
Doch nicht der Untergang ihrer Getreuen auf Seeland, nicht das
Verdammungsurtheil des Pabstes, nicht die Trennung von Ge=
mahl und Hülfe aus England erschütterte diesen standhaften

Muth. Jakobäa glaubte an ihr Recht. Sie glaubte an ihr Erbrecht, das sie gegen einen tückischen Räuber vertheidigte, — sie glaubte auch an das Recht ihres Herzens, das sie mit jeder Faser hinzog zu dem freigewählten Gemahl, und den ihr aufgedrungenen Schwächling verabscheuete, der ihre treuen Unterthanen an erbitterte Feinde verkaufte.

Jakobäa hielt es gerathen, sich noch unter den Schirm eines höheren Rechts zu stellen. Die weitgreifenden Pläne ihres Burgunder Vetters hatten sich jetzt klar enthüllt. Er wollte ihre Erblande für immer an sich reißen, sie zu seinen großen Erbgebieten schlagen, dem deutschen Reiche entfremden. Schon hatte der Kaiser die Kabeljaustädte, die ihm anhingen, auf das Ernstlichste abgemahnt, und Leyden Delft Haerlem Amsterdam, welche durch ihren Eifer für Philipps Sache sich hervorthaten, mit des Reiches Acht bedroht. Sigmund hatte ebenso, wie einst den Luxemburger Rittern, welche den burgundischen Herrn von ihrem Lande abwehrten, jetzt dem freien Herrn von Sevenbergen das Recht verliehen, des Reiches Banner auf seiner Burg aufzupflanzen. Also erhub auch Jakobäa in ihren Fahnen den schwarzen Adler im goldenen Felde, jenes kaiserliche Zeichen, das im bayerischen Hause noch immer stolze Erinnerungen erweckte. Mit vollstem Recht fühlten sich die Hoeks und ihre Fürstin als die Vertheidiger der Rechte und Hoheit von Kaiser und Reich. Sie waren es, welche den Hennegau mit Holland und Seeland als Vormauern wider den Burgunder und seine Franzosen behaupteten. Durfte Jakobäa nicht hoffen, der Kaiser werde ihren Gemahl, den englischen Prinzen, endlich doch noch mit ihren Erblanden belehnen?

Unglücklicher aber, als die Wirklichkeit es lehrte, konnte für Jakobäa die ganze Verwicklung der Zeit und ihrer eigenen Sache nicht liegen. Für Kaiser und Reich bestand ihr Erbrecht nicht. Sigmund behauptete, nach Johanns von Bayern Tode seien Holland Seeland und Hennegau dem Reiche anheim gefallen. Jakobäas zahlreiche Vettern in Bayern, welche die Nächstberechtigten

von der Schwertseite waren, lagen in erbittertem Krieg und Aerger um Johanns von Bayern Straubinger Erbe. Sigmund endlich war der ganze Handel mit Humfried höchst ärgerlich. Belehnen durfte er ihn nicht: dadurch hätte ja der Kaiser selbst gutgeheißen, daß eine Reichsfürstin eigenmächtig ihren Gemahl verlassen und sich einem Andern antrauen könne. Durchgreifend gegen Philipp aufzutreten, dazu konnte Sigmund zur Zeit um so weniger sich entschließen, als er einerseits mit England, dessen Alliirten, selbst verbündet war, und andererseits seine Politik dahin ging, Frankreich, das sich auf des deutschen Reiches Kosten in kurzer Zeit so mächtig ausgedehnt hatte, durch die Engländer und Burgunder erst gründlich schwächen zu lassen. Er begnügte sich daher, von Zeit zu Zeit seine und des Reiches Rechte an Holland und Hennegau öffentlich zu wahren, Philipp dort Hindernisse zu schaffen, und Städte und Gebietsherren wieder enger an's Reich zu ziehen. Und selbst, wenn er es anders wollte, wie hätte er nur daran denken können, mit den Waffen gegen den Burgunder zu Felde zu ziehen! Was sich im Südosten des deutschen Reichs begab, hatte den unheilvollsten Einfluß auf seine nordwestlichen Gebiete. Der Kaiser war in Ungarn schwer von den Türken bedrängt, welche unter den Hufen ihrer zahllosen Rosse die Saaten der deutschen Kultur zerstampften. Grimmigere Feinde deutscher Sitte und Bildung waren aufgestanden. Gerade zur selben Zeit, als Philipp seine Netze über Jakobäas Erblande warf, begannen die Hussitenkriege, und als sie am blutigsten tobten, stand Jakobäa im heißesten Feuer. Wer dachte noch daran, einer bedrängten Fürstin an des Reiches Gränzen zu helfen, während man Leben und Habe wider neue Hunnenheere vertheidigen mußte!

Jakobäa stand nichts mehr zu Gebote, als ein paar treue Städte und Schlösser und die Schnellsegler der Hoeks. Es war ein harter Winter, wie er seit Menschengedenken nicht so fürchterlich gewesen. Von Anfang Dezembers an dauerte ein unaufhörlich starker Frost bis in den Februar, und der Nordwester

fegte daher mit eisigen Schauern. An den Küsten wurde die kleinste Fahrt gefährlich. Die Kauffahrer lagen in den Häfen im Eise vergraben, und das Schiffsvolk verzehrte seinen letzten Heller in den Matrosenkneipen. Das war die rechte Zeit zur Arbeit und Aernte für die Hoeks, für sie gab es keine Noth und Beschwerde. Von Sevenbergen und von Gouda liefen rastlos die kleinen Kaperschiffe aus, welche bald hier bald dort landeten, wo man sich am wenigsten ihrer versah. Die Burgunder mußten es ansehen, wie mancher Ritter ihnen von der Straße weggefangen, wie manch schöne Ladung ihnen aus den Häfen fortgeholt wurde. Oefter kam es auch zu größeren Seegefechten. So stießen noch im selben März, als Philipp sich auf Seeland huldigen ließ, sechs Goudaer Schiffe auf sechs feindliche, die von Rotterdam kamen. Die Hoeks griffen an und enterten Schiff auf Schiff, keines entkam.

Philipp war im Beginn des Frühjahrs mit seinem glänzenden Gefolge nach Brügge zurückgegangen. Dort hatte er seine Ritter entlassen, ihnen aber erklärt, daß die Ruhe nur wenige Wochen dauere. Denn trotz seines großen Siegs, trotz aller Wuth und Leidenschaft der Kabeljaus sah er wohl ein, daß er Holland und Seeland nur erst besetzt, nicht erobert habe. Des Volkes Herz war nicht mit seiner Sache, er war und blieb ein fremder Feind. Die Erbfürstin aber, welche er bekämpfte, übte durch Abstammung Heldenmuth und Schönheit einen solchen Zauber auf das Volk, daß es sie vergöttert hätte, wäre nur das Eine nicht gewesen, ihre englische Heirath und die Furcht vor dem Hochmuth und der Habgier der Engländer. Philipp hatte jetzt seinen Plan gefaßt. Er wollte ganz Holland und Seeland mit seinen Truppen derart besetzen und erdrücken, und dabei Jakobäa langsam umzingeln, bis sie sich ergeben müsse. Daß ihm das leicht noch ein paar Feldzüge koste, konnte er sich nicht mehr verbergen. Sofort bei seiner Ankunft in Flandern gab er Befehl zu neuen und großen Rüstungen. Kriegsvölker aus seinen Erblanden, auf deren Treue er unter allen Umständen bauen

durfte, sollten erst zur Genüge nach Holland, ehe er die Verschanzungen der Hoeks selbst angriff. Nie aber hätte der Vielkluge daran gedacht, daß seine Base plötzlich sich ein neues, ein viel größeres und schrecklicheres Heer schaffen sollte, als sie jemals besaß. Philipp wußte meisterlich mit Geld und Staatskräften und mit aller Welt Eigensucht zu rechnen: Jakobäa rief die ganze Gewalt des sittlichen Gefühls unter die Waffen.

Sechstes Kapitel.

Belagerung von Haerlem.

Kennemer Westfriesen Waterländer. Landesart und Volksnatur. Altgermanische Verfassung. Haß gegen die Wälschen. Ruhm der Kennemer. Ihr Groll auf die Haerlemer. Steuerrückstände. Aufruhr gegen den Statthalter Gaesbeck. Zweifel an Philipps Urkunden-Recht. Jakobäas demokratische Verheißungen. Aufstand in Alkmaer. Allgemeine Eidgenossenschaft. Brederode. Jakobäas Zug nach Haerlem. Stärke der beiden Belagerungsheere. Haerlems Wichtigkeit. Seine Besatzung. Roland von Uutkercken. Aufforderung zur Uebergabe. Bestürmung. Aufruhr in der Stadt. Wiederholte Angriffe und tapfere Vertheidigung. Große Gefahr der Stadt von innen und außen.

Nordwärts von Haerlem und Amsterdam erstreckt sich die Halbinsel, welche jetzt den Namen Nordholland führt. Hinter der langen Dünenlinie, an welcher sich die Stürme der Nordsee brechen, wohnen die Kennemer. Den äußersten Norden nehmen die Westfriesen ein, unter deren Schlachtäxten einst der deutsche König Wilhelm von Holland zusammenbrach. Das Gebiet zwischen Südersee und Kennemerland, das noch vor Kurzen mehr Wasserbreiten als festes Land enthielt, gehörte den Waterländern.

Es waren diese Nordholländer wesentlich ein Volk von Bauern Viehzüchtern und Schiffern geblieben. Die Kennemer hatten bloß die eine Stadt Alkmaer, und wenn rings am Rande der Südersee einige größere Ortschaften den Namen Städte trugen, — bei den Westfriesen Medenblick und Enkhuysen, bei den Waterländern Hoorn Edam und Monnikendam, — so waren das mehr befestigte Handelsplätze, als volkreiche Städte mit altersgrauen Mauern und Thürmen. Auch war es in diesen Gegenden nur selten einem Herrn gelungen, größeren Landbesitz zu erwerben und sich zum Range von Edelleuten zu erheben; denn jeder Bauer hielt den Grund und Boden fest, der seine Vorfahren ernährt hatte.

So konnte man über diese Flächen, gleichwie noch jetzt in Friesland und Westfalen, lange Stunden reisen, und sah nichts, als daß ein Gehöfte dem andern folgte, unterbrochen durch Seebuchten, grüne Anger, und schimmernde Binnengewässer. Das Land gleicht einem breiten Wiesenplane, besetzt mit Häusern und Schaaren von Rindern Schafen Pferden, wie man nirgends wilderes und üppigeres Vieh schauen kann. Alles auf diesen grünen Ebenen scheint licht und luftig, der Himmel spannt sich hochweit darüber, als wäre der Horizont in unendlicher Ferne.

Dort in dämmernder Ferne erhebt sich allerdings etwas wie gelbbraune Berge. Es sind die Dünen, welche der Wellenschlag des Ozeans hoch aufgethürmt, eine herrliche Wildniß von gelben Sandwellen, grünem Gestrüpp, und rollenden blitzenden Wogen. Von der See her zieht beständig über das Land ein frischer Hauch, der die Nerven kräftigt.

Noch heutzutage hängt das Volk hartnäckig an alter Tracht und Sitte. Noch immer ragen, wie in frühester Zeit, die Bauernhäuser mit dem Strohdach über dem Erdgeschosse empor wie regelrechte Pyramiden, sie und Windmühlen und Dünen die einzigen Höhenpunkte in einem Lande, wo Alles glatt und eben, wie eine endlose grüne Tafel.

Im fünfzehnten Jahrhunderte war vollends hier Alles noch

ermanische Welt, schlicht rauh und alterthümlich in Hausrath nd Landesverfassung. Die freien Hofbesitzer hatten sich nur u Heerfolge, Steuern, und sonst einigen leichten Gaben an den andesherrn verstanden, der ihnen einen Amtmann setzte: sie annten sich daher „wohlgeborene," das heißt altfreie oder schöffenarfreie Mannen. Jeder Bauer hatte um seinen Hof seinen Acker liegen nebst Wiesen und Torfgrund. Ihr Weizen war trotz es Sumpfbodens berühmt, Hauptnahrung aber gab der Viehtand, selbst ein geringerer Mann hatte seine vierundzwanzig Stück Rindvieh. Reiche Bauern ließen auf den Gränzen ihres Besitzthums wohl einmal ein paar Häuslinge wohnen, welche ein Stück Land in Erbpacht erhielten und für den Zins Feld- und Hausdienste leisteten. Das Land war eingetheilt in Bauerngemeinden, deren jede auf ein paar Stunden Breite die Gehöfte umfaßte, und ihren Mittelpunkt dort hatte, wo bei der Kirche Pfarrhaus und Küsterwohnung und Kram- und Wirthshaus standen. Dieser Ansatz zu einem Dorfe gab dann der Gemeinde ihren Namen. Für den Fall kriegerischen Aufgebots hatte sich die altgermanische Eintheilung in Rotten von zehn und hundert Mann erhalten, an deren Spitze die Zehn- und Hundertmänner tanden. Jeder Vollbauer oder „Wohlgeborene" mußte wenigstens inen Mann stellen.

Gleichwie in seinen schlichten Rechtssitten war dies Landvolk uch in seinem Denken allem verschlossen, was nicht alt, einfach, ängst gewohnt erschien. Es haßte das Vielregieren, den Prunk nd die Unruhe der Großstädter. Es haßte den Burgunder herzog schon deshalb, weil er ein Franzose war. Dieser Fremding kam daher und wollte die rechtmäßige Landesfrau vertreiben: war es ein Wunder, daß gerade jetzt alle Herzen für sie um so wärmer schlugen? Solche Stimmung war überhaupt bei dem holländischen Landvolke vorherrschend, und da so mancher Städter ie in der Stille theilte, so wurden dadurch Philipps Fortschritte chwierig, und wenn gelungen, immer wieder zweifelhaft. Er wußte das, und nahm danach seine Maßregeln.

Jakobäa stützte sich hauptsächlich auf die Kennemer. Sie hatten sich schon mehrmals einen großen Namen in der holländischen Geschichte gemacht. In ihrem Lande lag die altberühmte Abtei Egmond, der älteste Bildungsheerd, und einst hatte ihnen der Fürst ihren eigenen Grafen gesetzt in seinem Sohne, der unter ihnen das Haus Brederode gründete. Die Kennemer waren ein kriegshartes stolzes und leicht erregbares Volk geblieben, noch von ihren langwierigen Gränzkämpfen mit den Westfriesen her. Oefter, wenn man den Versuch machte, ihre alte Landesfreiheit anzutasten, hatten sie einen entsetzlichen Sturm erhoben, gegen die Edelleute, gegen die Haerlemer und andere Städter, gegen den Fürsten selbst. Einen alten Groll hatten sie besonders auf die Haerlemer, bis vor deren Thoren sie wohnten. Diese Bürger hatten ihr besonderes städtisches Leben reich und mächtig emporgebracht, und ihre Gelder und Darlehen waren die Ursache, daß mancher alte Kennemer Hof ihnen verkauft oder verpfändet wurde. An den Haerlemer Stadtmauern hatten die Kennemer schon manchen Strauß bestanden, und an den Gütern der Bürger dahinter schon gute Beute gemacht.

Gerade jetzt aber waren sie auf diese Städter ganz wild und erbittert. Denn die übermüthigen Kabeljaus hatten zu Anfang des Jahres nicht bloß Heemstede am Ausflusse des Haerlemer Meeres und Assendelft im Waterlande, zwei Burgen hoekischer Herren, zerstört, sondern selbst die berühmte Stammburg der Brederode eingeäschert, an welche sich bald fünfhundert Jahre lang die Erinnerungen des Landes knüpften. Außerdem waren die Kennemer noch die Kosten schuldig, welche die Haerlemer für sie auslegten, als sie nothgedrungen sich zur Belagerung der Hoeks in Schoonhoven stellen mußten. Auch waren sie mit Soldgeldern Landessteuern und mit den Strafen dafür, daß sie vor Schoonhoven nicht hatten graben und bollwerken wollen, im Rückstande. Als nun Philipps Statthalter in Holland, der Herr von Gaesbeck, sich unter die Kennemer begab, die Rückstände einzutreiben, liefen sie zusammen und hatten einen Zorn und fielen mit solchem

Ungestüm seine Leute an, daß er in Hast und Eile nach Haerlem zurückfloh. Sie aber jagten hinter ihm her, und entrollten ihre Banner vor Haerlem und bedrängten die Stadt. Und es kamen ihrer immer mehr, so daß Gaesbeck, um sie nur erst zu beschwichtigen, ihnen Brief und Siegel gab, alle Soldgelder und alle Strafen sollten erlassen sein. Die Bürger aber mußten förmlich beurkunden, mit all ihrer Macht den Kennemern zu helfen, daß Keiner sie dieser Dinge wegen mehr bekümmere.

Das war in den ersten Tagen des Jahres gewesen. Herzog Philipp ließ es gut sein, als er hörte, wie die Sachen standen. Er selbst beeilte sich, den Bürgern von Alkmaer Hoorn Edam und den andern Städten an der Südersee ihre Privilegien zu bestätigen. Auch zu den alten Huldigungsstätten auf dem platten Lande war er gekommen. Die Bauern traueten aber seinen Pergamenten und Privilegien nicht recht. Was hatte der Fremdling denn für Recht in ihrem Lande, so lange die rechte Landesfrau noch lebte? Hatten sein Pergament und Siegel auch wirkliche Kraft?

Jakobäa aber stellte noch bessere Privilegien in Aussicht. Den Bürgern zu Alkmaer versprach sie, sie wolle ihnen zur Bezahlung ihrer Schulden helfen, und daß jedem Flüchtlinge die Rückkehr freistehe, wenn er Rechenschaft leiste. Den Kennemern versprach sie, alle ihre beschädigten Handfesten und Privilegienbriefe zu erneuern, überhaupt werde sie das Kennemer Land wieder ganz in seinen alten Stand der Freiheit herstellen. Dann gab es noch besondere Punkte, bei denen sich zum größten Aerger dieser Bauern schlechte Neuerungen eingeschlichen hatten. Jakobäa mußte ihnen Folgendes geloben: „Sie dürften jetzt eine feste freie Eidgenossenschaft machen durch's ganze Land bis nach Alkmaer und Edam. Der fürstliche Amtmann solle nicht mehr zum Willkomm Geschenke fordern, oder Geschenke halber Besuche machen. Auch solle er Keinen antasten, der mit seinem Gute Bürgschaft leiste. Jeder Kennemer dürfe dagegen sein Eigenthum wiedernehmen, wo er es finde. Die Bede oder die Landessteuer solle nach Heerfahrt oder Meereseinbruch einen Monat ruhen. Zölle

und Steuern aber von Lebensmitteln sollten ganz ab sein, und von Wagegeld in Städten brauche der Kennemer fortan nur das zu zahlen, war er wirklich wägen lasse. In der Selbstrichtung seiner Deiche und Schleusen müsse das Volk gänzlich ungehindert sein. Was aber die Heerfahrt betreffe, so sollten die Schöffen bestimmen, wer ausziehe, und zwar von jedem Hofe wenigstens ein Mann; keiner aber, und sei er noch so reich, dürfe die Heerfahrt abkaufen. Dagegen solle auch zum Graben und Handwerken auf des Grafen Heerfahrt kein Mann mehr genöthigt werden." Denn die freien Kennemer wollten nicht, daß man sie gleich wie höriges Volk behandle.

Ein handfestes Pergament über alle diese Punkte versprach ihnen Jakobäa, wenn sie mit ganzem Heerbanne sich zu einem Hauptschlag wider die Kabeljaus erhüben.

Haerlem sollte zuerst erstürmt werden, dann würde man andere reiche Städte und Burgen der Kabeljaus aufbrechen. Das gefiel den Kennemern gar wohl. Die schöne Stadt Haerlem, wo man so viel prächtige Waaren an den Schaufenstern, so viel Kleinode in den Truhen hatte, wünschten sie schon längst wieder einmal zu durchstöbern. Brederode selbst, über dessen erlauchten Namen ihnen nur noch der fürstliche ging, sollte sie führen. Jakobäa würde mit eigenem und Utrechter Volke von Gouda her zu ihnen stoßen. Das alles ließ ihnen ihre rechte Erbfürstin antragen, und damit gingen und schlichen die Unterhändler von Ort zu Ort. Und wohin sie kamen auf die Höfe, da musterten die Bauern ihre Waffen und wehrfähigen Söhne und Knechte, und kamen zusammen, sich zu besprechen, welche man wohl zu Feldhauptleuten wähle.

In Alkmaer brach der Aufstand zuerst aus. Dies war die beste Stadt der Kennemer, deren sie sich erst versichern wollten. Am Charfreitag, den 29. März, strömten die Bauern nach ihrer Gewohnheit zur Stadt. Dort fingen sie an zu lärmen und fielen über die Kabeljaus her, erschlugen Heinrich von Thorenburg, welchen der Herzog zum Schultheiß gesetzt hatte, und trieben alle, die

; mit ihm hielten, aus den Thoren. Alkmaer aber wurde eilig uf das Beste befestigt. Dies war das Signal für's ganze Land. n Westfriesland waren es zuerst die Grootebroeker, welche losschlugen. Bald erhob sich das Landvolk aller Orten. Die Anänger Philipps flüchteten sich nach Medenblick Hoorn Enkuysen, wo ihre Gesinnungsgenossen noch die Oberhand hatten, nd nach den Schlössern Nieuweburg Middelburg Purmerende nd andern, auf welchen burgundische Besatzung lag. Die Bauern ber, getreu der altgermanischen Sitte, durch welche man sich lampfbrüderschaft auf Tod und Leben zuschwor, gelobten unter ch eidlich, einer dem andern in diesem Streit wie rechte Brüder u helfen. Bald umfaßte eine einzige große Eidgenossenschaft anz Kennemerland und Alkmaer, dazu die meisten Westfriesen ordwärts bis zu den Inseln Wieringen Texel Vlieland. Auch iele Waterländer schwuren sich zu durch's ganze Land bis hin ur Stadt Edam mit Seefang Sparendam und Sparenwoud. Alle diese Eidgenossen erkannten Jakobäa als die einzige und echtmäßige Fürstin an, und gelobten sich und ihr, daran zu tzen Leib und Gut und alles was sie vermöchten, bis Jakobäa hres väterlichen Erbes sich wieder vergewaltige. Wilhelm von Brederode, welchem wie den andern Hauptleuten Jakobäa reiche Güter und Aemter versprochen hatte, beschickte alle Zehntmänner u einer großen Versammlung in Alkmaer. Dort wurde beschlossen: sieben Tage später solle Alles, was wehrfähig, vor Haerlem stehen der Landesfrau zu Befehl.

In den ersten Tagen des Aprils loderten in Nordholland ie Feuerzeichen auf Kirchthürmen und Sandhügeln. Nach altem Brauch riefen damit die Zehnt- und Hundertmänner ihre Streitschaaren zusammen. Jakobäa aber sammelte Alles, was in Gouda Schoonhoven Oudewater Vyanen Montfort und den benachbarten Orten waffenfähig war, und vereinigt mit Utrechter Hülfsvölkern, mit vertriebenen Haerlemern und andern Hoeks, og sie von Gouda aus, hinter sich ein stattliches Heer von ein paar tausend Mann.

Mitten im Lande fuhren die Kriegsvölker zu Schiffe mit Roß und Wagen und Geschützen. Sie fuhren die Gouwe hinauf, und kamen bei Alfen in den alten Rhein, den sie in der Nähe der Heymannsbrücke verließen. Hier begann die schmale Durchfahrt des Woutwater, und des Paddegat, hinter welchem das Braesemer Meer sich öffnete. Dieses stand wieder durch die Oude Wateringe mit dem Leydener Meer in Verbindung. Als sie auch dieses durchschifft hatten, steuerte der lange Zug in die enge, aber tiefe Durchfahrt der Vennipertocht hinein, und Alle eilten sich, bis sie das Haerlemer Meer erreichten, wo die Flotte sich wieder ausbreiten konnte. Aus diesem leitete das Gewässer des alten Sparen bis vor die Stadt. Es war eine rasche, aber gefährliche Wasserfahrt. Nur kühne Männer konnten sie wagen, die Ruder und Segel so gut wie Roß und Lanze handhabten, und wußten, wie sehr ihnen das Landvolk, das um die Wasserengen wohnte, heimlich geneigt war.

Jakobäa stieg bei dem zerstörten Schlosse Heemstede an's Land, hier schlug sie das Hauptquartier auf. Ihre Kriegsvölker verbreiteten sich von ihren Schiffen in das anstoßende Haerlemer Holz, dessen Bäume unbarmherzig gefällt wurden, um Holz für Lagerhütten Pallisaden und allerlei Geräth zu gewinnen. Um alle Hülfe aus Südholland den Belagerten zu versperren, wurden die Dämme, welche nach Leyden führten, durchstochen. Auch in's Delftland hatte Jakobäa Mannschaften geschickt, welche dort die Deiche zerrissen und den Bürgern von Delft große Ueberschwemmungen und Hindernisse verursachten.

Von der andern Seite legte sich der Freiherr von Brederode mit den Kennemern und ihren Verbündeten vor die Stadt, und schnitt auch dort ihr alle Verbindung und Zufuhr ab. Die Kriegsvölker waren mit all ihrem Zeug pünktlich zur Stelle gewesen, und sofort umzogen sie, wie es Brauch war, das Lager an dieser und jener Seite mit Wall und Graben, daß sie wie Festungen wurden. Jakobäa hatte gut dreitausend wohlbewaffneter Kriegsleute, im Bauernlager aber rechnete man nach vielen

Tausenden: die Burgunder erzählten später, es seien darin an dreißigtausend Mann gewesen, leicht bewaffnet zwar, aber lauter Leute voll Kraft und Ungestüm. Alsbald rüsteten beide Lager zum Sturme mit ganzer Macht. Je eher man in Haerlems Thürme und Thore einbrach, desto größer und gewisser war die Aussicht zum Siege über das ganze Land.

Denn diese Stadt war nach Dortrecht die angesehenste in Holland und Seeland. Einst war sie die erste gewesen, welche Jakobäas Vater gelobt hatte, seiner Tochter als Erbfürstin unverbrüchliche Treue zu halten, und gerade in Haerlem war am ärgsten gewüthet worden wider die hoekisch Gesinnten. Indessen, so viel Bürger man vertrieben hatte, und es war eine große Zahl, noch immer gab es in der Stadt genug, welche mit Zähnknirschen das Joch ihrer Feinde ertrugen. Haerlems Fall aber mußte alle Hoeks im Lande ermuthigen, insbesondere Amsterdam Leyden Delft in Schrecken setzen, denn Jakobäas Macht bedrohete sie dann von zwei Seiten.

Philipp, welcher Haerlems Wichtigkeit wohl kannte, hatte seinen Statthalter, den energischen Gaesbeck, dorthin geschickt und ihm seinen Rath und Kämmerer, den Ritter Roland von Uutkercken, einen Flamänder und altberühmten Staats- und Kriegsmann, ferner den jungen Herrn von Ysenburg, viele burgundische Edelleute, und sechshundert auserlesene Bogenschützen beigegeben. Um diesen Herrn von Uutkercken in Nordholland recht einwurzeln zu lassen, hatte ihm der Herzog nicht bloß das Schloß Nieuweburg bei Alkmaer, sondern noch eine Reihe von Herrschaften dazu geschenkt. Die Haerlemer Kabeljaus, welche von dem Unternehmen der Herzogin gehört, hatten sich durch Allart von Büren, der ihnen geldrische Söldner zuführte, und andere treffliche Ritter verstärkt. Auch eine Menge Parteigenossen waren zu ihnen geflüchtet. Die Wälle und das angränzende Gefilde wurden von Büschen und Baumgrün klar gemacht, die Thore auf's Beste verbollwerkt. Auch die Haerlemer schonten ihren Wald nicht, der so arg verwüstet wurde, daß man ihn später zum großen Theil

wieder anpflanzen mußte. Damit der Feind von der Wes
seite die Stadt nicht angreifen könne, hatte man Reihen v
Pfählen eingerammt, und mehrere alte Schiffe versenkt, die m
Steinen belastet waren. Die ärmeren Leute in der Stadt hatt
sich erboten, sie wollten umsonst Wachedienste thun.

Alsbald ließ Jakobäas Herold vor den Thoren die Trom
peten erschallen. Die Fürstin selbst war da. Ueber ihr flattert
bei dem Banner ihres Hauses und Landes der schwarze Adler
im goldenen Felde, das Reichspanier. Sie verlangte, Ritter Ro
land von Uutkercken und die andern edlen Herrn seiner Gesell
schaft zu sprechen. Als sie auf der Mauer erschienen, stellte sie
ihnen vor: „Ihr gehöre Holland als ihr rechtes Erbe. Wider
ihren Willen dürften sie kein Stück davon besetzen oder ein
nehmen, sondern sie müßten es ihr überliefern wie es Recht sei.
Wollten sie das thun, so sei sie es zufrieden, daß sie abzögen
mit Leib und Gut. Wollten sie es nicht, würde sie die Stadt
und das ganze Land zu Grunde richten." Die Herren antwor
teten: „Sie hätten sich hier eingeschlossen auf ihres Herrn Be
fehl, um nach bestem Vermögen Stadt und Land für den Herzog
zu bewahren. Sie seien nicht Raths geworden, ihr oder einem
Andern die Stadt zu übergeben, es sei denn, daß zuvor Herzog
Philipp es befehle."

Als Jakobäa das hörte, wendete sie sich ab. Kaum aber war
sie zurückgeritten, als schon die achtzehn Windmühlen und alle
Häuser, welche die Stadt umgaben, in Feuer standen. Nur eine
einzige Mühle, dreihundert Schritte vom Thore, wurde gerettet,
weil sie fest gebauet und mit Bewaffneten und Bogenschützen
wohl besetzt war. Soweit die Bürger von der Wallhöhe nach
ihren Mühlen und Höfen ausschauen konnten, überall verkündeten
Rauch und Flammen, daß Nichts vor der Wuth des Feindes
Schonung finde. Schon stürmten seine Gewaltshaufen gegen die
Stadt an. Die Haarlemer wurden, wo sie sich vor den Thoren
zu halten suchten, zurückgeworfen. Die ganze Vorstadt vor dem
St. Johannisthore ging in Flammen auf.

Da entsank den meisten Bürgern Muth und Hoffnung. Es gab auch nicht bloß hoekisch Gesinnte in der Stadt, sondern noch mehr Bürger, welchen es wider das Gewissen ging, dem Burgunder zu helfen, daß er der rechten Erbin das Land entreiße. Die Bürgerschaft gerieth in Aufruhr und verlangte, man solle die Stadt übergeben, einerlei, ob es den burgundischen Herren gefalle oder nicht. Nun zeigte sich, wie klug Philipp seine Befehlshaber ausgewählt hatte. Ritter Roland stellte eindringlich den Haerlemern vor: „wie die ganze Macht des großen Herzogs von Burgund Flandern und so vieler anderer Gebiete, wie all seine siegreichen Generäle und Truppen aus Frankreich heranzögen. Nimmermehr könne Jakobäa so großer Macht widerstehen. Wer dann vom Herzog abgefallen, der müsse verderben; wer aber treu zu ihm gehalten, müsse überreich werden durch seine Gunst und Gnade." Dabei sparte der Ritter weder große Versprechungen noch gütliche Zureden, und es gelang ihm endlich, den Aufruhr zu besänftigen, und Diejenigen, welche am lautesten schrien, unschädlich zu machen. Auf's Neue gelobten die Bürger ihm mit heiligem Eide, daß sie ihre Stadt bewahren wollten bis auf den letzten Mann.

Wahrlich, sie bekamen hart zu schaffen. Immer von Neuem rückten draußen die Gewaltshaufen heran, und begann das Rennen auf die Mauern mit Sturmleitern und Aexten und Hacken, das Schießen aus Kanonen und Mörsern, das Werfen von Feuerballen und flammenden Pfeilen. Selten war es erhört, daß einer Stadt so hart zugesetzt wurde, so rastlos bei Tag und bei Nacht. Dennoch hielten die Belagerten ihre Mauern wie tapfere Männer. Pfeile Kugeln Backsteine hagelten auf die stürmenden Feinde, und hatten diese die Höhe erklommen, wurden sie mit Schwertern und Beilen angefallen, und oft stürzten Freund und Feind hinunter und rötheten mit ihrem Blute das Wasser der Stadtgräben. Die Frauen aber eilten durch die Straßen, jeden entstehenden Brand gleich mit Wasser und Erde zu bedecken; denn unaufhörlich zischten die feurigen Pfeile in die Stadt und

fuhren in die Dächer und Thürme. Die Kabeljaus wußten, vor der Rache ihrer Feinde hatten sie kein Recht auf Schonung mehr; deshalb blieben sie festen und einmüthigen Sinnes. Auch die andern Einwohner fürchteten von der Wildheit der Kennemer, wenn sie einbrächen. Der Prior der Predigermönche hatte sein Kloster zur Kaserne und zum Lazareth für die burgundischen Ritter und Kriegsleute eingerichtet.

Doch allmählig, als es Tag für Tag Blut und Arbeit gab, konnte es nicht ausbleiben, daß die Reihen der Vertheidiger sich lichteten, und hinter ihrem Rücken sich das dumpfe Murren der Empörung hören ließ. Die Haerlemer in Jakobäas Lager unterhielten mit ihren Freunden in der Stadt heimliches Einverständniß. Einmal war verabredet, ihnen in der Stille der Nacht, oder während das Kampfgewühl vor und auf den Mauern tosete, ein Thor aufzuschlagen. Das Vorhaben wurde noch zeitig entdeckt, und die Henker in der Stadt bekamen zu thun.

Jedoch stets gefährlicher wurde die Lage der Haerlemer. Während die Belagerer freie Zufuhr hatten, war die Stadt jeglicher Hülfe beraubt. Sie war jetzt von allen Seiten enge eingeschlossen. Die Hoeks und Kennemer streiften weit und breit umher mit mörderischen Waffen. Einmal erfuhr Philipps Statthalter Gaesbeck, die Fürstin wolle plötzlich den Haag überfallen und die großen Büchsen holen, welche dort lagen. Mit Noth gelang es, Meldung nach dem Haag zu schaffen. Schnell mußte der Befehlshaber die Geschütze auf Schiffe verladen, welche sie nach Delft führten. In der Eile gerieth eines von den Lastschiffen auf den Grund, und man konnte es nicht wieder flott machen. Das ganze Land war voll Schrecken und Entsetzen, und die Kabeljaus und burgundischen Befehlshaber sandten Eilboten auf Eilboten zu ihrem Herzog, er möge ihnen zu Hülfe kommen, oder Alles sei verloren.

Siebentes Kapitel.

Zweiter Sieg bei Alfen.

Der Aussätzige als Geheimbote. Johann von Uutkercken und sein Entsatzungsheer. Die Genossenschaft vom gleichen Kamm. Schwierigkeit des Zugangs zu Haerlem. Der Bastard von Lens. Haerlems Noth. Die leichten Gesellen von Leyden. Großer Hinterhalt bei Alfen. Aufbruch von Jakobäas Heer. Ueberfall der Beutefahrer. Untergang der Genossenschaft vom gleichen Kamm. Haupttreffen. Der Schmidt von Gouda. Allgemeine Flucht und Niederlage des burgundisch-holländischen Heeres. Siegsfanfare vor Leyden. Die sieben Ritter. Schrecken in Leyden. Beschuldigungen gegen Philipp. Zagen der burgundischen Besatzungen. Lyon von Gent. Johann von Uutkerckens Zug nach Haerlem. Maitag in Haerlem. Aufhören der Belagerung. Verträge der Abziehenden.

Jakobäa wußte, wie sich fern in Flandern, im Artois, in der Pikardie, und im weiten Burgund das Ungewitter zusammenballe, wie der Feind dort rüste und rüste, bis er komme mit übermächtiger Gewalt. Um so rastloser ließ sie stürmen, damit ihr Heer im reichen Haerlem die Beute und eine feste Stellung erwerbe, ehe Philipp heranziehe. Sie konnte darauf rechnen, je härter sie der Stadt zusetzte, um so eher würden drinnen ihre Freunde Luft bekommen. Da wurde eines Tages ein armer Mann im Lager betroffen, der das abschreckende Gewand eines Aussätzigen trug, und um Gottes willen um ein Stücklein Brodes bat. Man gab ihm gerne, denn nach dem Volksglauben wurde Aussatz nur durch Bettelbrod geheilt. Weil aber Alles ein scharfes Auge auf Spionen hatte, so wurde er angehalten, und untersucht, und siehe da, es fand sich bei ihm ein schönes neugebackenes Weißbrod. Man zerbrach es, ein Briefchen kam heraus folgenden Inhalts. „Fromme Freunde und Bürger von Haerlem! Wisset, daß wir in Leyden angekommen sind, und morgen wollen wir mit all unserer Macht ziehen auf Alfen und dort die Goudaschleuse stopfen, auf daß die Herzogin mit ihrem Heere

keinen Weg noch Durchgang habe, wiederzukehren binnen der Stadt Gouda, und ist das gethan, wollen wir Euch zu Hülfe kommen." Dies Briefchen kam vom Ritter Johann, dem Sohne des Herrn Roland von Unterden, von Johann von Lichtenfeld, und andern Edelleuten.

Philipp selbst hatte den Gang nach Haerlem noch zu gefährlich gefunden, und den braven Sohn vorgeschickt, der seinen Vater in der Noth nicht verlassen wollte. Einen Theil seiner besten Truppen gab ihm der Herzog mit, dazu sollte er aus den seeländischen Garnisonen, aus Dortrecht Delft Rotterdam und den anderen Städten heranziehen, was sich nur an bereitem Kriegsvolk aufraffen ließ. Im Haag war der Sammelplatz. Der Kern dieser Macht bestand aus pikardischen Bogenschützen, auserlesenen Leuten, und aus vornehmen Herren aus Flandern.

Diese Flamänder hatten eine Genossenschaft gebildet von sechshundert Mann oder mehr, die ein eigenthümliches Zeichen trugen. Es waren die beiden Herren von Herlams, Jakob von Halewyn, und andere Edelleute dabei, selbst mehrere Kammerherren Philipps, die sich, um Herrn Roland, dem hochverehrten Ritter und Staatsmann aus des Herzogs Tafelrunde, Ehre zu machen, prächtig gekleidet hatten in rothe Waffenröcke. Jeder der Sechshundert trug auf einem Arme F F, und daneben einen Kamm gestickt, wie man ihn zum Roßkämmen braucht. Zwei F werden in flämischer Sprache „effen" ausgesprochen, und da dies Wort auch soviel als eben oder gleich bedeutet, so war des Rebus Lösung „effen Kamm", d. h. „gleichen Kamm", oder „alle über einen Kamm." Diese Sechshundert wußten nämlich gut genug, daß sie ein gefahrvolles Wagstück unternahmen, es warteten ihrer die Tausende der grimmigen Friesen und der tapferen Hoeks. Deshalb nahmen sie Alle, vornehm und gering — freilich mit etwas flämischem Beigeschmack — ein Sinnbild an, welches sagte: sie seien wie Brüder gleich in Sieg und Tod.

Es war eine stattliche Macht, welche Haerlem zu Hülfe zog. Nur war es nicht leicht, bis zur Stadt vorzudringen. Denn die

nze Landenge, welche von Leyden dorthin führte, war damals
um anderthalb Stunden breit, dazu noch durchschnitten von
räben und Sümpfen, so daß man nur schwierig vorwärts kam.
uf der einen Seite fluthete die Nordsee, auf der andern sah
an ebenfalls nichts, als Himmel und Wasser. Von dieser, der Ut-
chter Seite her, kam dem Belagerungsheer fortwährend reich-
he Zufuhr. Nun gelang es zwar öfter leichten Botenschiffchen
s Haerlem, auf diesen Gewässern sich durchzuschleichen und hin
d her Kundschaft zu tragen. Allein ein ganzes Heer zu Wasser
rchzubringen, war schier unmöglich. Man mußte also den
andweg versuchen. Aber selbst, wenn glücklich zu Lande das
ntsatzungsheer vor Haerlem anlangte, so erhob sich noch dorniger
e Frage: wie in die Stadt hinein kommen? Entweder hieß
, gerade durch stürmen mitten durch das Belagerungsheer, oder
an war genöthigt, diesem erst eine Schlacht anzubieten und es
m Weichen zu bringen.

Ein alter Rottenhauptmann, der Bastard von Lens, der
ie Gegend und ihre Kriegsart kannte, wurde bestimmt, das
eer der Burgunder und Kabeljaus zu führen. Man hatte ihm
reihundert Mann aus der Boulogne untergeben, mit diesen
llte er den Weg suchen und sehen, wo man durchbrechen könne.
llein der Bastard säumte noch in Delft, als Johann von Uut-
rcken schon bei Leyden anlangte. Dieser war spornstreichs geritten,
eil ihn verlangte, seinen Vater zu retten. Denn ein Eilbote
ch dem andern traf bei ihm ein, zu melden, daß die Stadt
größter Gefahr schwebe, daß sie jede Stunde erstürmt werden
nne, daß Alles, was darin, für sein Leben zittere. Roland
tte hundert Kriegswagen in Stand gesetzt, welche fertig und
spannt standen, um, wenn Hülfe nahe, mit glücklichem Ausfall
versuchen, wie man sie rasch heranbringe.

Am 29. April gegen drei Uhr Nachmittags zog Johann
n Uutkercken in Leyden ein, von wo er noch etwa fünf Stun-
n bis Haerlem hatte. Alsbald begann die Bürgerschaft zu
nnen und zu rüsten, um andern Tags mit gesammter Macht

aufzubrechen. Fast der ganze Rath erklärte, er ziehe mit. Nun gab es in Leyden eine Schaar leichter Gesellen, welche die Gewohnheit hatten, in der Umgegend umherzustreifen, sich in Hinterhalt zu legen und auszuschauen, wo sie etwas von Feind und Gut erschnappen könnten. Reichen Fischzug machten sie besonders an den Wasserstraßen, die bei Alfen sich kreuzten, welches, wie schon erwähnt, nur zwei Stunden von Leyden liegt. Ihren Gästen fingen sie Abends davon zu reden an, und fragten: „ob sie morgen vor Tag einen Beutezug mitmachen wollten? Es könne sein, daß noch viel Güter zu holen. Bis die Boulogner von Delft herbei kämen, habe man ohnehin Zeit.“ Das gefiel den Flamändern gar wohl, denn sie hatten noch wenig Kriegserfahrung, und wußten nicht, wie gefährlich solche Abentheuer. Alle wollten sie mit, und riefen: „Halbpart! Halbpart!“ Sie meinten damit die Hälfte von Beute und Gefahr.

Als andern Morgens früh, ehe noch die Sonne am Himmel, die Leydener Gesellen, welche Abends von der Beutefahrt gesprochen, in die Nähe von Alfen kamen, da sahen sie, daß der Herr von Halewyn schon in der Nähe hielt mit gut Vierhundert von denen mit F F Kämmen auf dem Aermel. Auch waren noch viele andere Flamänder dabei, und sie vermaßen sich großer Dinge, als sie sahen, wie stattlich ihr Haufen war. Es mochten zuletzt an tausend Mann sein, welche bei Alfen sich in Hinterhalt legten. Sie hatten Lastschiffe herbeigeschleppt, die gut zum Verfahren von Heu und Korn, aber schwer beweglich. Auf diesen platten Fahrzeugen lagen sie dicht gedrängt, und warteten auf des Feindes Waarenzüge. Plötzlich aber waren ganz andere Leute da, die auch gleich auf sie einstürmten. Es war von Jakobäas Heer der Vortrab, der auf kleinen Jagdschiffen voraneilte, die Gegend abzusuchen, ob der Weg sicher. Das ganze Heer der Hoeks folgte auf dem Fuße.

Denn als der Geheimbote in ihrem Lager, der das Briefchen der Burgunder brachte, ergriffen wurde, konnte man nicht anders denken, als schon rücke Philipps ganze Macht heran. Wie?

Wenn nun die Hoeks abgeschnitten wurden von ihren Städten in Südholland, abgeschnitten durch Feindesmassen und überschwemmte Landstrecken? Gouda und die andern treuen Städte waren ja von Vertheidigern entblößt. Oder wenn das burgundisch-holländische Heer die Hoeks vor den Mauern von Haerlem selbst angriff, und der Rest der Haerlemer Macht aus den Thoren fiel, konnte man nicht zwischen zwei Feuer gerathen?

Da war kein Säumen mehr, noch in der Nacht mußte man an der Goudaschleuse sein. Durch das Lager flog der Ruf: „Zu Schiffe! Zu Schiffe!" Die erschreckten Bürger von Gouda Schoonhoven und andern Städten sahen vor ihren Augen stehen die wehrlosen Wälle der Vaterstadt, die unbeschützten Häuser der Frauen und Kinder. Deshalb waren die Männer rasch mit ihrem besten Kriegszeug auf dem Wasser. Andere schleppten in die Schiffe, was man dem Feinde nicht zur Beute lassen wollte. Die ganze Nacht wurde eilig gepackt, und längst vor Tagesanbruch brach Jakobäas Heer auf. Man ließ die Ruder ausgreifen und ließ sie nicht wieder aus der Hand, und der Morgen dämmerte gerade, als die Alfener Gegend erreicht wurde.

Kaum hatten nun die vordersten Hoeks die Flamänder erspäht, die in dichten Haufen auf den platten Lastschiffen standen und auf Beute harrten, so fuhren sie pfeilschnell heran, stachen mit ihren Piken auf sie ein, und schossen mit Pfeilen und Kugeln dazwischen. Die unglückseligen Flamänder konnten sich nicht rühren nicht regen, ihre schweren breiten Schiffe lagen wie festgeeiset. Endlich sprangen sie an's Ufer und suchten sich zu vertheidigen, aber es half nichts mehr. Denn schon kam Jakobäas Schiff herangefahren, und von dort ging die Losung aus, Alles niederzumachen. Ohne Erbarmen wütheten die Hoeks. „Holland! Holland!" riefen sie, und stachen und schlugen auf ihre Feinde ein. Der Herr von Halewyn rief laut in Todesangst seinen Namen. Das war sein Glück. Mehrere hoekische Edelleute nahmen ihn gefangen und retteten ihn mit Mühe vom Tode. Gut Vierhundert seiner Gefährten wurden auf den Lastschiffen

erschlagen, oder in's Wasser geworfen, daß sie elend ertranken. Die Uebrigen stürzten sich in Flucht und Entsetzen auf ihre Hauptmacht, welche eilends von Leyden heranzog. Sie besetzte gleich den langen Damm, welcher durch das Alfener Gewässer führt, den einzigen Weg, welchen die Hoeks nehmen mußten, wenn sie zur Schleuse und weiter wollten. Die beste Bürgerschaft von Leyden war dem Ritter Uutkercken gefolgt, kein Rathsherr, der in der Stadt blieb. Also stellten sich auch die Hoeks zur Schlacht auf, und während die Hauptleute die Rotten ordneten, bestrahlte die aufgehende Morgensonne die Fluren und Gewässer, welche Jakobäa so wohl bekannt waren. Denn gerade vor einem halben Jahre hatte sie auf dieser selben Stelle einen herrlichen Sieg erfochten. Jetzt war es der 30. April, das Vorfest von Philipp und Jakob.

Die Hoeks schritten auf dem Damme zum Angriff vor. Aber ein Hagel von Pfeilen riß ihnen Reihe auf Reihe nieder, ehe sie noch an den Feind kamen. Denn dort im Vordertreffen standen die Pikarden, welche in den französischen Kriegen von den Engländern gelernt, mit Bogen und Pfeil in der Schlacht eine rasche Massenwirkung zu geben. Vergebens stürmten die Hoeks zum Handgemenge: sie gewannen keinen Schritt breit Raum, die Getroffenen stürzten vom Damm in's Wasser, und die Furcht, die bleiche Vorahnung des Todes schlich jetzt auch durch ihre Schaaren.

Es war aber ein sinnreicher Schmidt da aus Gouda, der einen gescheidten Einfall hatte. Rasch stellte er aus dem Belagerungszeug eine Art Widdermaschine her, daß sie ungefähr zur Breite des Dammes paßte. Vorn hingen in Stricken beweglich eisenbeschlagene Balken, wie man sie zum Einstoßen der Thore brauchte. Diese Maschine schoben nun die Hoeks aus aller Gewalt den Pikarden auf den Leib, und drängten die Schützen rechts und links hinunter in das tiefe Wasser. Die Pikarden wichen, eine Menge wurde gefangen, und hart prallten nun die beiden Hauptmassen aufeinander. Von allen Enden kamen andere Hoeks zu Schiffe

ngefahren, und gaben es den Kabeljaus mit Piken und Ge=
hossen. Es war ein entsetzlicher Kampf. Die Männer schlugen
nd mordeten einander mit dem gierigen Haß und Zorn, welcher
n langen Bürgerkrieg die Herzen härtet. Doch die Hoeks waren
nmal im Siegen: sie glaubten, dieser Tag gehöre ihnen.
Büthender wurden ihre Schläge, gellender ihr schreckliches Kriegs=
eschrei „Holland! Holland!“ Jetzt wurden keine Gefangene
nehr gemacht, der Sieger gab, der Besiegte nahm keinen Pardon.
Und so wälzte sich die Schlacht, das Fluchen und das Kämpfen
is nahe vor die Thore Leydens. Ueberall waren die Hoeks auf
ilenden Schiffen hinter den Fliehenden her. Wo sie Feinde er=
blickten, sprangen sie an's Land und darauf ein. Nur wer Weg
und Steg genau kannte, oder besonderes Glück hatte, vermochte
ich zu retten.

Gegen hundert Leydener Bürger lagen todt auf dem Weich=
bilde ihrer Vaterstadt, nur hier und da kehrte einer von den
Rathsherren zurück. Auch Ritter Johann von Uutkercken, der
Wunder der Tapferkeit gethan, entkam nur mit genauer Noth.
Die gefangenen Pikarden und Fläminger wurden niedergehauen.
Das war ja häufig das Schicksal der gemeinen Soldaten, wenn
e mit Gelde sich nicht lösen konnten.

Als die Hoeks nun keine Feinde mehr sahen auf Wasser
und Wiesen, stiegen sie alle aus ihren Schiffen, zogen auf den
Damm dicht vor Leyden, und stellten sich da auf in schönster
Schlachtordnung. In den Händen schwangen sie ihre eigenen
Banner und Wimpel und die der Todten. Einen Schußweit
on der Stadt hielt Jakobäa. „Holland! Holland!“ rief sie, und
ieß ihre Trompeten und Hörner Siegsfanfaren blasen, daß es
ut in die Stadt hineinschallte.

Hier auf dem Damme vor des Feindes Stadt knieten um
ie junge Heldin des Tages im Kreise sieben vornehme Herren,
nd sie ließ ihnen von altangesehenen Kriegsmännern den Ritter=
chlag geben. Einen herrlicheren Tag für diese höchste Ehre
onnten sie nimmer ersehnen. Es waren aber die vielbewährten

Männer Herr Johann von Wassenaar, der älteste Sohn des einst so mächtigen Leydener Burggrafen, den sein Bruder Heinrich um Glück und Erbe gebracht, — sein alter Freund und Genosse, Herr Gerhard von Poelgeest, Herr von Hoemaden, der mit ihm vor drei Jahren so manchen Strauß auf den Straßen von Leyden gegen die Kabeljaus bestanden, — Herr Eberhard von Hoochtwoude, Bastard von Holland, Jakobäas natürlicher Bruder, der einst im Hennegau ihren tückischen Feind, den Verräther v. d. Berge niedergehauen, — Herr Dietrich v. d. Merwede, der Tapfere und Kluge, der einst Gertrudenberg so heldenmüthig vertheidigte und später seiner Fürstin Flucht aus der Genter Burg leitete, — Herr Johann von Langeraek, Herr von Asperen, — Herr Heinrich von Kronenburg, — endlich Herr Arnold von Gent aus dem Geldrischen.

In Leyden aber war Alles in Schrecken und Entsetzen. Die Flamänder, welche durch Schnelllauf dem Gemetzel entronnen, waren in's Thor gestürzt, ohne daß die Wache sie aufhalten konnte, und schrien immer „All todt! all todt!“ Sie rannten wie besessen durch die Straßen, als wäre der Feind ihnen noch auf der Ferse, und man konnte nicht zwei Worte zu ihnen sprechen, ohne daß sie immer schrien „All todt! all todt!“ Das Todesgeschrei auf den Straßen, das Stürmen der Glocken, das Trompeten und Hollandrufen des Feindes vor den Thoren, — nie vergaß Leyden diesen Morgen wieder. Kein Mensch war im Bette geblieben, Alles auf die Straßen gestürzt. Den ganzen Tag und noch die Nacht hindurch wurden in die Stadt und auf die Kirchhöfe die Todten getragen, welche man zwischen Leyden und Alfen aufgelesen. Es waren die besten Bürger fast sämmtlich gefallen.

Nachdem die Fürstin ihren Sieg schmetternd dem Feinde in's Angesicht gefeiert hatte, ließ sie ihre Kriegsvölker wieder die Schiffe besteigen, und fuhr nach Gouda zurück. Das war ein fröhlicher Maitag im Jahr 1426, den Jakobäa in der goldtreuen Stadt beging. Mit Jubel und wehenden Fahnen und schallender

Musik war sie zum zweitenmal von Alfen siegreich in Gouda eingezogen. Bald mußte jetzt die Nachricht kommen, Haerlem habe kapitulirt. Auf baldigen Entsatz konnte ja die bedrängte Stadt nun nicht mehr hoffen.

Tiefste Niedergeschlagenheit herrschte in den Orten der Kabeljaus. Dahin war alles Vertrauen auf ihren Burgunder Herzog. Laut und allgemein hieß es: „Die ganze Armee, von der sie Rettung gehofft, hätte ja nur aus Verwandten und Freunden des Herrn Roland bestanden, der Herzog aber habe ihn verrathen und verlassen, und bald werde er sich ihrer aller entäußern und sie sitzen lassen in dem schrecklichen Kriegselend." Den burgundischen Besatzungen, welche diese Reden anhören mußten, wurde es übel zu Muthe, und sie schwebten in Sorge und Gefahr. Der alte Johann von Lens, der Bastard, welcher in Delft seine dreihundert Boulogner noch beisammen hatte, erklärte: keinen Schritt ginge er weiter. Die beiden Herren von Lichtenfeld, welche auch einen kleinen Rest ihrer Truppen nach Leyden gerettet, erklärten ebenfalls: bevor der Herzog komme, würden sie die Stadt nicht verlassen. Ueber Haerlem aber hing es wie dunkles Todesgrauen. Das Bauernheer hatte sein Lager nicht verlassen, und schon waren Hoeks zurückgekommen vom siegreichen Felde bei Alfen. Ritter Roland schrieb seinem Sohne flehentliche Briefe. „Er solle seinen alten Vater nicht in höchster Noth verlassen; um Gottes willen möge er Hülfe bringen; komme sie nicht eilig, so hätten alle die Edelleute in Haerlem zu leben aufgehört, und Holland sei für den Herzog auf immer verloren." Roland mußte jede Stunde von den Hoekischgesinnten in der Stadt Aufstand und blutigen Grimm befürchten. Sein Brief wurde nach Delft gebracht und den Boulognern des alten Bastards vorgelesen: aber es rührte ihn nicht. „Erst müsse der Herzog da sein," erklärte er, „ehe er Delft verlasse."

Anders handelten Lyon von Gent und noch ein anderer wallonischer Offizier. Diese Beiden ritten Tag und Nacht umher, um Kriegswagen zur raschen Reise aufzutreiben, und sie

brachten in der zweiten Nacht wirklich mehr als sechszig Wagen nach Leyden. Da aber wollten die Flamänder nicht aus den Quartieren, der Schrecken saß ihnen noch in allen Gliedern. Johann von Uutkercken war in Verzweiflung. Endlich sprang er auf einen der Wagen, nahm sein Banner in die Hand, entrollte es vor dem Winde, und erhub den Ruf, welcher dann erschallte, wenn es in der Schlacht zum wildesten Kampfe ging. „Mir nach, wer mich lieb hat!“ rief er und schwang sein Banner. Wer ihm jetzt nicht folgte, hatte für immer mit ihm gebrochen, die Treue nicht gehalten. Da konnten die wenigen Kammerherren, die noch in den prächtigen rothen Röcken steckten, und so viele ihrer Genossen vom „Essen Kamm“ noch am Leben waren, nicht mehr dahinten bleiben. Dreihundert Mann bestiegen die Wagen, fuhren eilig ab, und der tapfere Lyon von Gent führte sie.

Es war am Tage nach der Alfener Schlacht, und sie eilten mit Recht, ehe die Hoeks von Gouda mit stärkeren Haufen zurückkehrten. Beständig war der ritterliche Lyon dem Zuge bald hier bald dort zur Seite, und erkundigte rastlos Weg und Steg, und warf Jeden nieder, der ihn verrathen konnte. Glücklich erreichten die Heerwagen das Haarlemer Holz. Da kamen ihnen schon mehrere Bürger und Kaufleute aus der Stadt entgegen, und da es der erste Mai war, so hieben sie jubelnd grüne Zweige von den Bäumen, und zogen Maibüsche schwingend vor den Rettern einher und in die Stadt hinein. Die Haarlemer wußten gar nicht mehr, welche Freude und Ehren sie dem jungen Uutkercken, dem braven Lyon, und all ihren Begleitern anthun sollten. Jetzt glaubten sie wirklich, was diese sagten: „Es sei dem Herzog Ernst mit seinem Kommen, wenn es auch lange dauere.“

Jakobäa hatte andere Nachrichten von Haarlem erwartet. Da das Bauernheer dort seinen Stand behauptet hatte, und die burgundische Hülfe für's Erste vernichtet war, so schien die Stadt verloren. Schwer rächte sich jetzt, daß die Hoeks die Dreihundert ließen durchschlüpfen. Die Stadt hatte neue Vertheidiger, neuen Muth: nach vierwöchentlicher Belagerung mußte

man sie von Neuem belagern und bestürmen. War aber jetzt noch dazu Zeit? Jeden Tag konnten Philipps Heeresmassen landen, und Jakobäas Städte überziehen. Zwar zeigten sich die Hoeks alsbald nach dem Einzuge Johanns von Uutkercken wieder vor Haerlem, jedoch nur um zu sehen, wie sehr sich die Dinge hier für sie verschlechtert hatten.

Die Kennemer hielten ihr Lager noch acht Tage lang. Da sie endlich einsahen, das Blatt habe sich gewendet, fanden sie sich mit den Haerlemern und ihren Helfern, den Edelleuten, in folgender Weise ab. „Friedlich würden sie auseinander gehen, keine Feuerzeichen und Versammlungen mehr aufstellen, und nichts mehr rauben, sondern Jeder auf seinem Hofe würde Ruhe halten sechs Wochen lang, oder so lange, bis Herzog Philipp mit Macht in's Land komme. Mit Brand und Schwert dürfe auch dann Keiner sie heimsuchen, nur mit ihrem Gute könnten sie büßen nach des Herzogs Spruch. Außerdem könne er Zehn aus ihnen nehmen, und es mit ihnen halten nach seinem Willen. Die er aber in die Verbannung schicke, dürften unter Jakobäas Fahnen gehen." Zugleich mit den Kennemern versöhnten sich an zwanzig Haerlemer Bürger mit der Vaterstadt; die Andern, welche ebenfalls in Jakobäas Heere dienten, blieben verbannt. Brederode gelobte Folgendes: „Bis vierzehn Tage nach der Ankunft Herzog Philipps solle seine Burg unbefestigt und von allen der Haerlemer und des Herzogs Feinden leer stehen. Geschähe es anders, so würde er sich bei seinem Eide zu Haerlem in des Herzogs Gefangenschaft stellen." Damit gingen die letzten Belagerer auseinander, und für die Unternehmung, welche dem ganzen Kriege eine andere Wendung geben sollte, war alle Arbeit umsonst gethan. Ritter Roland aber hatte große Ehre allerwärts, daß er Haerlem so klug und standhaft vertheidigt hatte.

Achtes Kapitel.

Sieg und Niederlage vor Hoorn.

Unterhandlungen mit Brabant. Große burgundische Heerrüstung. Philipps Vorsicht. Soldgelder der Kabeljaus. Brederodes Flotte. Anschlag auf Enkhuysen. Blockhäuser. Erster Gerichtsspruch über die Kammer. Schlacht oder Buße. Feierliche Demüthigung des friesischen Stolzes. Allgemeiner Aufstand. Fürchterliche Landesverwüstung. Die Ritterschaft in Schrecken. Geschichte des Johann Krupf und seines Vaters. Erhebung Hoorns gegen Jakobäa. Niederlage der Hoorner. Täuschung der Feinde. Erstürmung von Enkhuysen. Belagerung Hoorns. Ankunft l'Isle Adams. Angriff der Bauern. L'Isle Adams Kriegskunst. Allgemeine Niederlage des Bauernheeres. Jubeltag der Hoorner.

Philipp hielt unterdessen in Flandern mit dem Herzog von Brabant und dessen Räthen eine Sitzung nach der andern, wie der holländische Krieg zum guten Ende zu bringen. Allein die Brabanter zeigten nicht Lust, ihm zu helfen. Der vornehme Adel, welcher in der Brüsseler Revolution im Bündnisse mit Jakobäa gesiegt hatte und hoekisch gesinnt war, sprach viel lauter für Jakobäas Ehren und Rechte, als für Philipps Absichten.

Dieser berief seine besten Feldhauptleute mit ihren Truppen nach Flandern, und von schwerem Vorhaben bedrückt, und stets den Eindruck berechnend, welchen äußere Frömmigkeit auf das Volk macht, begab er sich wieder auf eine Betfahrt, diesmal nach Boulogne. Dann erhob er auch im Artois große Geldsummen, ließ rüsten bei Tag und Nacht, und sah allmählig ein Heer von nicht weniger als 20,000 Mann geübter Soldaten sich in Flandern vereinigen. All seine Ritterschaft war aufgeboten. Die Reisigen aus dem Artois mußten ihre Pferde zurücklassen; denn Reiter waren auf dem Boden Hollands, das von Gräben Flüssen und Sümpfen durchschnitten ist wie eine Rieselwiese, schlecht zu brauchen. Nur der Prinz von Oranien führte 1200 Reiter aus Burgund herbei, diese waren aber auch ausgesuchte Leute. Die

Pikarden hatten eine Wildheit, daß es schon an der flandrischen Schleuse zu Schießen und Schlagen kam. Endlich im Juni setzte das große Heer nach Holland über.

Philipp war die Vorsichtigkeit selbst. Die seeländische Flotte, welche die drei Borsselen kommandirten, mußte sich aufmachen, erst die holländischen Schiffe abholen, und als alle bei einander, zog die gesammte Flotte dem Herzog entgegen, damit er und sein Heer sicheres Geleite hätten bis nach Rotterdam. Hier angekommen ließ er ein Lager aufschlagen, welches zur größeren Befestigung mit Holzplanken und Pallisaden umzogen wurde. Auch jetzt hütete sich Philipp wohl, Jakobäa anzugreifen. Er legte einen Theil seines Heeres in Garnisonen auseinander, damit sie ihm unter seinen eigenen Kapitäns die festen Städte und Burgen sicherten. Den Holländern erließ er, ihm gegen den Feind zu dienen. Er wollte vielmehr nur mit seinem eigenen Heere ihren Krieg führen, dafür mußten sie ihm um so erklecklicher Soldgelder und Kriegskosten zahlen. Da gab es selbst Kabeljaus genug, welche meinten: „Das sei ja darauf angelegt, sie geradezu an Geld Wehr und Freiheit arm zu machen.“ Er aber verlangte schriftlich die Namen Derjenigen, welche nicht sofort willig zahlten, und erklärte, er werde sie behandeln als offenbare Hoeks. Der Schrecken ging vor ihm her. Solch ein furchtbares Heer hatte Holland seit den großen Friesenkriegen nimmer gesehen. Wer sich irgend verdächtig fühlte, versteckte seine beste Habe oder flüchtete selbst. Es erging das Gebot, allem, was hoekisch Gut sei, nachzuspüren und es gleich zu Gelde zu machen, den Hehler aber scharf zu züchtigen, einerlei ob er geistlich oder weltlich. Auch wurde jegliches Besitzthum ausgeforscht, das Jakobäas Mutter noch gehörte.

Als der Herzog am St. Johannisabend in Leyden war, mußte er hören, wie die Hoeks von Gouda sich wieder auf dem Haerlemer Meere tummelten, als spotteten sie all seiner Ritterschaft und großen Heeresmacht. Zur selben Zeit schwebte Enkhuysen in größter Gefahr. Auf der Südersee hatte sich eine

Achtes Kapitel.

Sieg und Niederlage vor Hoorn.

Unterhandlungen mit Brabant. Große burgundische Heerrüstung. Philipps Vorsicht. Soldgelder der Kabeljaus. Brederodes Flotte. Anschlag auf Enkhuysen. Blockhäuser. Erster Gerichtsspruch über die Kammer. Schlacht oder Buße. Feierliche Demüthigung des friesischen Stolzes. Allgemeiner Aufstand. Fürchterliche Landesverwüstung. Die Ritterschaft in Schrecken. Geschichte des Johann Kruyf und seines Vaters. Erhebung Hoorns gegen Jakobäa. Niederlage der Hoorner. Täuschung der Feinde. Erstürmung von Enkhuysen. Belagerung Hoorns. Ankunft l'Isle Adams. Angriff der Bauern. L'Isle Adams Kriegskunst. Allgemeine Niederlage des Bauernheeres. Jubeltag der Hoorner.

Philipp hielt unterdessen in Flandern mit dem Herzog von Brabant und dessen Räthen eine Sitzung nach der andern, um der holländische Krieg zum guten Ende zu bringen. Allein die Brabanter zeigten nicht Lust, ihm zu helfen. Der vornehme Adel, welcher in der Brüsseler Revolution im Bündnisse mit Jakobäa gesiegt hatte und hoekisch gesinnt war, sprach viel lauter für Jakobäas Ehren und Rechte, als für Philipps Absichten.

Dieser berief seine besten Feldhauptleute mit ihren Truppen nach Flandern, und von schwerem Vorhaben bedrückt, und stets den Eindruck berechnend, welchen äußere Frömmigkeit auf das Volk macht, begab er sich wieder auf eine Betfahrt, diesmal nach Boulogne. Dann erhob er auch im Artois große Geldsummen, ließ rüsten bei Tag und Nacht, und sah allmählig ein Heer von nicht weniger als 20,000 Mann geübter Soldaten sich in Flandern vereinigen. All seine Ritterschaft war aufgeboten. Die Reisigen aus dem Artois mußten ihre Pferde zurücklassen; denn Reiter waren auf dem Boden Hollands, das von Gräben Flüssen und Sümpfen durchschnitten ist wie eine Rieselwiese, schlecht zu brauchen. Nur der Prinz von Oranien führte 1200 Reiter aus Burgund herbei, diese waren aber auch ausgesuchte Leute. Die

3ikarden hatten eine Wildheit, daß es schon an der flandrischen Schleuse zu Schießen und Schlagen kam. Endlich im Juni setzte as große Heer nach Holland über.

Philipp war die Vorsichtigkeit selbst. Die seeländische Flotte, velche die drei Borsselen kommandirten, mußte sich aufmachen, rst die holländischen Schiffe abholen, und als alle bei einander, og die gesammte Flotte dem Herzog entgegen, damit er und sein heer sicheres Geleite hätten bis nach Rotterdam. Hier angeommen ließ er ein Lager aufschlagen, welches zur größeren Beestigung mit Holzplanken und Pallisaden umzogen wurde. Auch etzt hütete sich Philipp wohl, Jakobäa anzugreifen. Er legte inen Theil seines Heeres in Garnisonen auseinander, damit sie ihm unter seinen eigenen Kapitäns die festen Städte und Burgen sicherten. Den Holländern erließ er, ihm gegen den Feind zu dienen. Er wollte vielmehr nur mit seinem eigenen Heere ihren Krieg führen, dafür mußten sie ihm um so erklecklicher Soldgelder und Kriegskosten zahlen. Da gab es selbst Kabeljaus genug, welche meinten: „Das sei ja darauf angelegt, sie geradezu an Geld Wehr und Freiheit arm zu machen.“ Er aber verlangte schriftlich die Namen Derjenigen, welche nicht sofort willig zahlten, und erklärte, er werde sie behandeln als offenbare Hoeks. Der Schrecken ging vor ihm her. Solch ein furchtbares Heer hatte Holland seit den großen Friesenkriegen nimmer gesehen. Wer sich irgend verdächtig fühlte, versteckte seine beste Habe oder flüchtete selbst. Es erging das Gebot, allem, was hoekisch Gut sei, nachzuspüren und es gleich zu Gelde zu machen, den Hehler aber scharf zu züchtigen, einerlei ob er geistlich oder weltlich. Auch wurde jegliches Besitzthum ausgeforscht, das Jakobäas Mutter noch gehörte.

Als der Herzog am St. Johannisabend in Leyden war, mußte er hören, wie die Hoeks von Gouda sich wieder auf dem Haerlemer Meere tummelten, als spotteten sie all seiner Ritterschaft und großen Heeresmacht. Zur selben Zeit schwebte Enkhuysen in größter Gefahr. Auf der Südersee hatte sich eine

hoekische Flotte angesammelt, die Brederode befehligte, und auf welcher sich auch der Bastard Eberhard, Gerhard von Zyl, Dietrich von Zandhorst, und andere Ritter Jakobäas befanden. Sie hatten auch in Enkhuysen ihren heimlichen Anhang, und es war ein Plan gemacht, wie die Stadt plötzlich überrumpelt werden sollte. Man wollte den Fronleichnamstag erwarten, an welchem mit großem Festgefolge das heilige Sakrament um die Stadt getragen wurde. Der Tag erschien. Die Prozession zog um die Mauern, und es war anzunehmen, daß jetzt alle Waffenfähigen der Stadt andächtig dem Altarssakramente folgten. Da fuhren plötzlich unter vollen Segeln die Hoeks in den Hafen ein, große Schiffe und kleine, und alle suchten eiligst das Land zu gewinnen. Die Enkhuyser hatten aber ihre Wachtthürme nicht unbesetzt gelassen. Trompeten und Hörner schallten, die Prozession lief auseinander, im Nu stand der Hafendamm voll Männer in Waffen. Da sahen die Angreifer ihr Spiel verdorben, und ärgerlich segelten sie wieder ab. Jetzt warfen sich die Bürger auf die Verdächtigen, welche dem Feinde gerathen hätten. Gleich machte man ihnen peinlichen Prozeß, und enthauptete sie auf offenem Markte. Zehn Köpfe wurden auf dem Thore aufgespießt. Dies war das erste blutige Schauspiel in Enkhuysen: noch viel edles Blut sollte den Marktplatz dieser Stadt überrieseln.

Ehe Philipp nach Haerlem zog, deckte er seinen Rücken gegen die Hoeks von Gouda durch zwei Blockhäuser, welche er an der viel umkämpften Goudaschleuse errichten ließ. Jedes Haus wurde so groß, daß dreihundert Mann bequem darin wohnen konnten. Zwischen beiden war eine Brücke gemacht, die zur Vertheidigung wie zur Verbindung diente. Der Herzog betrieb den Bau so hastig, daß er dem Baumeister für jeden Tag, den das Fort über die gesetzten acht Tage hinaus noch unfertig, hohe Buße auferlegte. Auch das Haus zu Uitermeer sollte eine besonders feste Burg werden. Der Herr von Thoulongeon wurde eilig mit einer Schaar ritterbürtiger Leute hingesandt. Ihm sollten die großen Büchsen folgen, welche man

aus dem Haag nach Delft gerettet hatte. Es gab harte Arbeit, die schweren Geschütze flott zu machen. Als aber der Steinmetz anlangte, der für sie die großen Steinkugeln machen sollte, kam die Nachricht, Utermeer sei über. Die Hoeks waren schon darin. Philipp war sehr ärgerlich. Als im September der Platz wieder genommen wurde, ließ er einen Theil der Besatzung nach Amsterdam bringen und Kriegsgericht über sie halten.

Zu Haerlem angekommen, forderte der Herzog die Kennemer und ihre Schuldgenossen auf, sich zu Gericht zu stellen. Ein Theil erschien unter Burgunder und Haerlemer Geleite, die Andern warteten im stillen Grimm der Dinge, die da kommen sollten. Philipp hatte zu diesem Tage die Bürger von Hoorn Medenblick Enkhuysen beschieden, auch sie sollten Zeugen sein, wie er seine und ihre Feinde demüthige. Die Kennemer brachten ihre Bitten und Vertheidigung vor, und hörten dann mit gebeugtem Haupte den Spruch, welchen der Fürst in Mitte seiner glänzenden Ritter und Räthe verkünden ließ. „Die Kennemer und ihre Helfer sollten alle Steuern Soldgelder und Bußen zahlen, mit denen sie im Rückstande waren, die Steuern sogar von Zeiten Herzogs Johann von Bayern an bis zu diesem Tage. Die Bauern sollten ferner als vorläufige Strafe eine doppelte Jahressteuer entrichten. Nach acht Tagen wolle der Herzog über die fernere Buße der Einzelnen je nach ihrer Missethat seinen Willen kund geben. Damit aber Alles vor sich gehe, wie der Fürst es befehle, könne er Geiseln nehmen, soviel er wolle, aus allen Dörfern und Städten."

Die Männer hörten diesen Bescheid mit wachsender Bestürzung. Viel größere Demüthigung war ihnen aufgespart. Nach acht Tagen am 31. Juli, sollten sie wieder erscheinen, Ortschaft bei Ortschaft, ihre Strafen zu zahlen oder Pfand und Bürgen zu stellen, und feierlich diese Sache abzuschließen. Diesen Tag hatte Philipp zu einem der größten Ritterschauspiele erkoren. Seine Herren und Offiziere sollten schwelgen in Siegesfreude über die friesischen Schlachtäxte, deren Blinken sich schon seit Jahrhunderten der Ritter

Vorstellung fürchterlich eingeprägt hatte. Alle Welt sollte wissen, der große Burgunder Fürst sei auch hier im Norden Herr über die freien Friesen. Die Truppen wurden von allen Seiten nach Haerlem zusammengezogen, die ganze Armee bereitete sich vor wie zu einem großen Feste.

Am bestimmten Tage mußte das Heer der Bauern sich wieder vor Haerlem aufstellen, gewaffnet und zur Schlacht geordnet, gerade wie sie vor Haerlem gestanden. Entweder sollten sie nun — das war ja der Sinn ihres Vertrags mit Uutkercken und den Haerlemern — Gottes Urtheil oder des Herzogs Urtheil annehmen, entweder kämpfen mit ihm und seiner Ritterschaft, oder ihm Genugthuung leisten als besiegte Rebellen. Sie standen und warteten ihres Herrn und Fürsten. Um Mittag rückte der Herzog aus dem Kennemer Thor auf den Anger, wo die Bauern ihr Lager gehabt. Es war eine weite grüne Ebene. Dort ließ er zwischen der Stadt und dem Feinde seine Truppen sich vollständig in Schlachtordnung stellen. Herr Ludwig von Chalons, Prinz von Oranien, führte unter seinem Banner die Burgunder, es waren vierhundert ritterbürtige Lanzenträger, dabei waren Thoulongeon, der Marschall von Burgund, die Herren von Beauffremont, Rochefort, und zahllose andere vornehme Herren und schlachtberühmte Häupter, Alle im höchsten Kriegesschmuck. Die pikardischen Schützen führte der Herr von Croy unter seinem Banner, sie marschirten heran gut zwölfhundert oder mehr. Ja es waren so Viele hier versammelt, daß man sie auf 20,000 Mann rechnen konnte, und lauter Leute in guter Rüstung, die Bogenschützen in zwei Haufen zu Fuß und die Ritterbürtigen zu Pferde. Alle Banner wehten reichgeschmückt im Winde, und die Zinken und Trompeten machten rauschende Musik. Die Herren und Ritter aber stellten sich hinter dem Herzog auf, der sich immer in Mitten seiner Banner hielt, die beständig in den Lüften fliegen mußten, denn das wollte er so. Gut zwölfhundert Ritter waren da um den Herzog geschaart.

Nun begaben sich Herr Roland von Uutkercken, als der

rnehmste Unterhändler, der Prinz von Oranien, der Herr von
roy, und mehrere andere Herren zu dem Bauernheer, welches
it seinen Piken und Aexten all der ritterlichen Pracht gegen=
ber stand. Die Bauern erklärten, sie wollten nicht kämpfen,
ndern Buße zahlen. Roland hatte die Liste schon aufgesetzt,
ieviel jede Ortschaft büßen solle, je nachdem sie groß oder klein.
s trennten sich die Bauern je nach Ortschaften, und die bur=
undischen Herren gingen von einer Ortschaft zur andern, und
ahmen das Geld oder ein Pfand dafür. Und wenn eine Ort=
haft gezahlt hatte, so senkte sie all ihre Lanzen zu Boden, zum
eichen, daß sie sich unterworfen habe. Auf Kommando erhob sie
e Lanzen wieder, und dies bedeutete, daß die Träger willig
ien, für Philipp von Burgund als ihren Herrn zu kämpfen,
r sie besiegt habe. Vier oder fünf Stunden dauerte das Zahlen
on Geld und Pfand, das Strecken und Aufheben der Lanzen,
s Ortschaft nach Ortschaft ihre Buße geleistet und sich gegen den
erzog entsühnt hatte. Und nicht eher wich Philipp mit seiner
itterschaft vom Platze.

In stiller Wuth hatten die Bauern dies Alles über sich
gehen lassen, viele lange Stunden lang, und als sie erst wieder
heim und auf ihren Höfen waren, meinten sie, nimmer könnten
leben, oder sie müßten rächen solche Schmach. Und lagen sie
nn nicht noch immer dem Herzog an der Kette? Er konnte
aus jeder Ortschaft die besten Männer als Geiseln fortnehmen.
och immer gab es Vorwände, ihnen unerschwingliche Straf=
mmen zu diktiren. Sollten sie sich langsam bis in den Grund
rderben lassen? Nein, eher wollten sie doch Leib und Leben
aran setzen wider den wälschen Herzog. Nun erwachte der
rimmige Friesenzorn, nun sprüheten diese eisernen Herzen Feuer
nd Flammen. Sie umringten ihren alten Anführer, Herrn
Wilhelm Nagel, und er mußte ihnen zusagen, sie wollten alle
it einander das Aeußerste versuchen.

Da dröhnte wieder über die Anger und Moore der ruhlose

Glockenschlag, und auf den Gewässern spiegelten sich schaurig die Feuerzeichen. Was eine Waffe schultern konnte, eilte zu den Sammelplätzen. Alsbald ergoß sich ein Strom der Verwüstung über das unglückliche Land. Philipps Schlösser, die Nieuweburg und die Middelburg, wurden erstürmt, Schloß Heemskerk niedergerissen, die Stadt Medenblick erobert, die Burg dort wie zu Purmerende hart berannt, die Stadt Monnikendam ausgeraubt, die Stadt Enkhuysen halb geschleift. Wehe des Herzogs Freund oder Soldaten, der nicht rasch genug flüchten konnte, er wurde niedergeschlagen wie ein wildes Thier. Der größte Theil der Westfriesen stürmte mit, die Waterländer stellten sich wenigstens unter Jakobäas Amtleute. Nur die Städte an der See, — Hoorn Enkhuysen Medenblick und drei kleinere, — hatten sich nicht für Jakobäa erklärt: dort hatte Philipp Besatzungen, dorthin flüchteten seine Anhänger, die von Haus und Hof vertrieben wurden. Und nicht bloß in Nordholland, auch durch andere Landestheile loderte der Aufstand. In Goyland machte Herberd von Yſſelstein von seinem festen Schlosse Ausfälle auf die Herzoglichen, in Schieland fielen die von ihnen besetzten Schlösser Hillegaertsberg Spangen Kralingen Weena und andere. An der Küste aber streifte unaufhörlich die Flotte der Hoeks, welche alle kabeljauischen Ortschaften verheerte, die sich von der See aus erreichen ließen.

Und was that der große Burgunder mit seiner glänzenden Ritterschaft, mit seinen vielen Tausenden guter Soldaten? Warum ging er den Bauern nicht auf den Leib? Philipp hatte keine Lust, sich dem wüthenden Strom in den Weg zu stellen. Unter seine Ritterschaft war offenbar ein tödtlicher Schreck gefahren. Der heergewaltige Herzog hielt sich ruhig in seinen Festungen, wartend bis die empörten Volkswogen sich verliefen.

Vor der Stadt Hoorn fiel diesmal die Entscheidung. Die Hoorner hatten, als ihre Landsleute das Banner der Erbfürstin erhoben, still gesessen, wollten sich aber keineswegs für Philipp erklären. Sie waren vielmehr junge aufstrebende Kaufleute, die

h ihren guten Handel nicht verderben wollten. Darob war man
ı Lager der Hoeks schlecht auf sie zu sprechen.

Nun begab es sich, daß eines reichen Hoorners Sohn, Jo=
ınn Krupf, der seiner Geschäfte wegen in Gouda war, dort zu=
llig die Fürstin sah. Betroffen von ihrer zarten Schönheit,
e umringt war von rauhem Kriegsleben, sagte der junge Mann
ıbedacht im Beisein anderer: „Es ist doch Schade, daß man mit
ner so schönen edlen Fürstin umgeht und umherzieht wie mit
ner fahrenden Frau.“ Er hatte das nur aus gutem Herzen
sagt, aber seine Worte wurden verkehrt angebracht und noch
el verkehrter aufgenommen. Konnte der Hoorner nicht ein
echer Spion und Aufhetzer sein? Welcher Hoek sollte dulden,
ıß irgend ein Mann von der angebetenen Herrin in solchem
one sprach! Der junge Mann wurde ergriffen, vor ein Kriegs-
richt gestellt, zum Tode verurtheilt. Kaum, daß man ihm Frist
ıb, seinen Vater Lambert Krupf aus Hoorn zu beschicken. Der
lte kam eilends nach Gouda, und bat und flehete vom Himmel
ır Erde, ihm seines Sohnes Leben zu schenken für reiches Löse=
eld. Allein er konnte nicht mehr helfen, das Urtheil war ge=
rochen, und er hörte nur die Antwort: „der Frevler müsse
as Blutgerüst besteigen, der Zorn des Volks und die beleidigte
hre der Fürstin litten es nicht anders.“ Nun stellte er vor:
Müsse denn sein unglücklicher Sohn für ein paar unbedachte
Borte so schrecklich büßen, so sei es genug, daß er vor dem
Scharfrichter niederkniee, — in dem Augenblicke aber, wo dieser zum
Schlage aushole, möge die Fürstin mit dem Schleier winken, daß
Gnade vor Recht ergehe.“ Dies ward ihm zugesagt, oder er
laubte wenigstens, es könne ja nicht anders sein. Die schreckliche
Stunde kam, der junge Mann kniete auf dem Schaffot, das
Richtschwert blinkte in der Luft, und — am Boden rollte des
Sohnes Haupt vor des Vaters Augen. Jakobäa hatte keine
Gnade gewinkt. Da rief der alte Krupf verzweifelt aus, daß
Viele es hörten: „Nun soll sie ewig nicht Landesfrau in Hoorn
werden.“

Und weil er wußte, daß nach solchen Worten für ihn nicht gut bleiben war, eilte er spornstreichs nach Haus, und regte die Mitbürger auf durch seine Erzählungen, wie verrätherisch man ihm in Gouda mitgespielt. Allgemein war das Erbarmen um den unschuldigen Tod des jungen Mitbürgers. Die Herren zu Hoorn gingen zu Rath und beschlossen einmüthig: „Sie wollten eine solche Landesfrau nicht leiden.“ Und da die Stadt noch offen war, ging man eilends daran, sie zu befestigen. Es arbeiteten die Männer mit Karren und Hacken, es schleppten die Frauen und Kinder Erde und Steine, rasch stieg der Wall empor rings um die Stadt. Davor wurde ein großer Graben ausgetieft, und auf der Wallhöhe hier und da Wachthäuser aufgeführt. An Mauern und Thürme durfte man noch nicht denken. Damit die Festungswerke rasch gediehen, lieh der alte Lambert Kruyf dazu aus seinem Reichthum die Summen, welche er angeboten hatte, um des Sohnes Leben loszukaufen. Hoorn wurde nun der Hauptort des Widerstandes gegen die Hoeks, dort hatten sich die meisten Kabeljaus aus Nordholland gesammelt, welche sich auf dem Ihrigen nicht halten konnten.

Als nun die wilden Kennemer daherstürmten, Enkhuizen zu erobern, und die Nordfriesen mit sich fortrissen, da stellten sich ihnen die Hoorner in den Weg. Ihre besten Leute waren beisammen, dazu die Menge ihrer Gäste, der Kabeljaus. Es war am 20. Juli, zwischen Zwaagdyk und Osterblocker, etwa fünf Viertelstunden von Hoorn. Die Kennemer stürmten an, die Hoorner standen fest, von beiden Seiten gab es friesische Schläge, und die Schlacht wurde hartnäckig und blutig. Heiß brannte die Sonne, und die Hoorner wären nach soviel Blut und Schweiß verschmachtet, hätten ihnen nicht die Hausleute aus der Umgegend zu trinken gebracht. Zuletzt durchbrachen die Bauern die Reihen der Städtischen, es fiel der Schultheiß, es fielen die vornehmsten Hoorner, die Andern zerstreuten sich in die Weite. Mehrere wurden auf der Flucht noch gefangen, auch der zweite Schultheiß und vier der angesehensten Bürger.

In der Stadt aber herrschte große Sorge um den Ausgang des Treffens, und die Leute standen angstvoll vor ihren Hausthüren. Ein Reiter kam in's Thor gesprengt und rief: „Alles sei verloren, das Heer zerschlagen und zersprengt, der Feind ziehe schon gegen die Stadt.“ Da war Hoorn in Jammer und Bestürzung, denn die meisten Männer waren mit ausgezogen, und Niemand wagte die Thore zu verrammeln, weil man nicht wußte, ob nicht Mitbürger noch herein flüchteten. Ohnehin hätte die Stadt keine Stunde lang den Feind abgewehrt. Man gerieth auf den Gedanken, mit aller noch übrigen Mannschaft herauszuziehen und sich mit Waffen und Fahnen breit auf dem hohen Damm vor der Stadt aufzustellen, daß es sich ausnehme, wie ein großer Streithaufe: hoffentlich werde dann der Feind diesen Abend nicht mehr angreifen, jedenfalls sei man bereiter, den Mitbürgern, welche sich nach der Stadt flüchteten, zu helfen. In ihrer Aufregung kamen auch die Frauen vor's Thor, und standen da und wollten von ihren Männern wissen, die in den Streit gezogen. Schon zeigten sich in der Ferne die Gewaltshaufen der Bauern.

Als diese nun näher herankamen, stutzten sie, als sie so viel Volks aufgestellt sahen vor der Stadt. Sie meinten nicht anders, als es ständen dort herzogliche Kriegsvölker, die inzwischen zu Schiffe angekommen. Denn sie hielten die Menge der Frauen in ihren leinenen Hauben und kurzen Oberkleidern für Schwerbewaffnete. Da sie nun selber müde vom harten Kriegswerk, so wollten sie diesen Abend eine neue Schlacht nicht annehmen, und zogen ihren Weg weiter auf Enkhuysen. In der Nacht kamen die Flüchtlinge glücklich nach Hoorn herein, und Alles, was noch eine Hand rühren konnte, arbeitete in Hast und Eifer, um die Stadt noch besser zu befestigen. Jan Janssen aber übernahm es, Hülfe vom Herzog herbeizuschaffen, und fuhr ab.

Die Kennemer und Westfriesen warfen sich unterdessen auf Enkhuysen. In Rath und That voran waren die benachbarten Grotebroeker, denn sie hatten einen bäurischen Haß auf die Bürger von Enkhuysen, welche so stolz und städtisch aufstrebten. Die

Stadt wurde erstürmt, geplündert, und die Bürgerschaft schrecklich mitgenommen.

Als sie in Enkhuysen fertig waren, zogen die Sieger wieder vor Hoorn. Ihr Feldhauptmann Nagel ließ die vier vornehmen Hoorner, welche, wie vorhin erzählt, auf der Flucht gefangen wurden, niederknieen Angesichts ihrer Mitbürger, die auf dem Walle standen, und rief: „Machet eure Thore auf, oder ich lege diesen Vier den Kopf vor die Füße!“ Jammer und großes Geschrei erhub sich in der Stadt, und man redete hin und her. Viele wollten sich ergeben, doch es behielten die Oberhand, welche sagten: „Um Heil und Leben willen solle man die Thore nicht öffnen, bald müsse ja Hülfe vom Herzog kommen.“ Nagel ließ nun die Stadt eng umschließen, und sandte Boten in's Land, alle Kennemer Westfriesen und Waterländer sollten sich aufmachen zu ihm, es gälte einen raschen und allgemeinen Sturm auf Hoorn. Er sah wohl ein, wie stark die Bürger ihre Stadt befestigt hatten: zwingen aber mußte er sie in Eile, denn Hoorn war das Bollwerk der Herzoglichen und konnte es noch mehr werden.

Seinem Aufrufe folgend, machten sich auf, die noch zu Hause gesessen, von hier und dort zogen die beutelustigen Schaaren. Auch Brederode, der Bastard Eberhard, und Gerhard von Zyl landeten mit ihren Leuten, während Dietrich von Sandtorst das Schloß in Medenblick erstürmte. Inzwischen, vier Tage lang, blieb die Stadt eng umschlossen, und die Bürger schauten täglich sorgenvoller auf die Südersee, ob sich kein befreundetes Segel in der Ferne zeige. Denn von der Seeseite war die Stadt noch offen. Am Samstag kamen vollends all die Bauern aus Kennemerland Waterland und Westfriesland herbei, andern Tags sollte der Sturm sein.

Am selben Sonntag aber landeten noch früh genug, von Philipp aus Haerlem geschickt, vier seiner berühmtesten Kriegsobersten, der Herr von l'Isle Adam, der Bastard von St. Paul, Herr von Haubourdin, der Bastard von Vieuville, der Herr von

umières, mit ihnen andere Herren und Ritter. Sie brachten
wölfhundert Kriegsknechte, darunter befanden sich auch achthundert
ikarden mit Handbogen. Diese Schützen waren trefflich ausge-
istet mit gesteppten Jacken, und führten an Pfeil und Bogen
as Allerbeste, was man in solchen Waffen haben konnte. Und
um waren sie gelandet, da kam noch ein zweiter Schiffszug
eran, es war die Hülfe der Bürgerschaften von Amsterdam und
aerlem. Nun war Hoffnung und Freude in allen Häusern,
nd weil es gerade Mittagzeit, so schleppten die Hoorner ihre
tische und ganze Mahlzeit und was sonst von Trank und
Speise Boden und Keller hergab, auf die Straße, ihre Helfer
nd Freunde zu bewirthen.

Draußen aber hatten sich die Belagerer in Ordnung ge-
tellt. Jetzt zogen sie heran auf einem langen Damme, der bis vor
ie Stadt führte. L'Isle Adam benutzte die gehobene Stimmung
ei Bürger und Soldaten. Als sich die Spitze des Bauernheeres
näherte, ließ er ein Thor öffnen, die Zugbrücke fallen, stürzte
ich rasch auf die Vordersten der Feinde und warf sie zurück.
Da aber machte sich ihr ganzes Heer zum Sturme fertig, es
reitete sich aus längs des Dammes vor der Stadt und bei den
Gräben, die zwischen Wall und Damm hinzogen. Wieder ersah
'Isle Adam, der Altmeister solchen Kriegs, den rechten Augen-
lick. Er ließ seine Scharfschützen seitwärts Stellung nehmen.
Schreiend und waffenklirrend drangen die Bauern vor. Da
plötzlich rasselte ihnen eine Wolke von Geschossen in die offene
Flanke. Die Männer stockten. Neue Lagen von Pfeilen über-
schütteten sie, schlugen alles durch, sprengten Haube und Harnisch
n Stücken. Die besten Männer fielen übereinander haufenweise.
Nagel selbst stürzte zu Tode getroffen. Die Bauern zogen sich
urück auf ihren Damm.

Jetzt aber zog l'Isle Adam all seine Soldaten in einen
Gewaltshaufen zusammen. Indem er mit der einen Hand die
anze ergriff, mit der andern sein Banner schwenkte, ließ er den
Ruf erschallen: „Wer mich lieb hat, folge mir!“ All seine

Offiziere schrien, die Hörner schmetterten, die Banner flatterten, der ganze burgundische Keil drängte den Bauern nach auf den Damm. Aus dem andern Thore rückten die Hoorner mit ihren Verbündeten vor, und griffen nicht minder herzhaft an. Von beiden Seiten schwoll das Gewühl zur Dammhöhe hinauf. Die Bauern aber wichen nicht vor dem Anprall, sie warfen dem Feind ihre Spieße und ihre Brust entgegen, und ihre sausenden Aexte schlugen gräßliche Lücken in die andrängenden Haufen. L'Isle Adam, der tapfere Bastard von Vieuville, und viele andere Herren und Bürger stürzten. Jedoch die Burgunder und Hoorner hatten Raum gewonnen, die Bauern aber geriethen durch die mörderischen Pfeilschüsse in Unordnung. Hier und dort stand der Feind schon auf der Dammhöhe, brach durch die Bauern, und zerriß ihre Reihen. Da endlich fingen sie an überall zu weichen, Schrecken überfiel die Tapfersten, Alles wandte sich zur Flucht: so mancher Mann, so mancher Pfad. Aber nun war der Tod auf ihren Fersen, unausweichlich zischten die Pfeilschüsse hinter ihnen drein. Was sich in den Sümpfen und Gräben verfing, wurde todtgeschlagen. Fast alle Angesehenen kamen um, wie verwundete Eber kämpften sie bis zum Tode. Der stärkste Haufe hatte sich nach Wognum geworfen, anderthalb Stunden von der Stadt. Dort nahmen sie nochmals den Kampf an, jedoch nur, um soviel mehr Todte und Gefangene zurückzulassen. Nur Brederode, und wer mit ihm war, konnte sich auf die Schiffe retten.

Auch auf Seiten der Sieger war der Verlust bedeutend. L'Isle Adam lag an Stirn und Bein schwer verwundet von einer friesischen Axt. Doch Verluste wurden in jenen Tagen leicht verschmerzt. War doch die Niederlage der grimmen Kennemer und Westfriesen gründlich, mußten sie doch fast alle ihre schrecklichen Banner, die Tod und Verwüstung durch Holland getragen, in den Händen der Feinde lassen. Diese zogen mit ihnen siegsprangend nach Hoorn zurück, und hingen sie in den Kirchen auf. Und war der Mittag reich gewesen an Freude

Hoffnung, dieser Abend war den Hoornern so voll Lust und
lichkeit, so voll Jubel und Gelagen, daß sie noch lange
diesem Sonntagsabend erzählten, und über nichts wurde
gelacht, als daß die dummen Bauern sich hatten anführen
, als sie meinten, die Hoornerinnen in ihren Jacken und
Hauben wären wirklich Leute in Helm und Harnisch gehalten.

Siebentes Buch.

Unterjochung Hollands.

Erstes Kapitel.

Verderben des Landvolks in Nordholland.

Philipp in Hoorn. Befestigung der Stadt. Eroberung der letzten Feste der Kennemer und Waterländer. Alkmaer zum Dorf gemacht. Haufen burgundischer Kriegsvölker. Zertreten der Volksfreiheit. Eintreiben von rückständigen Steuern und Soldgeldern. Ungeheure Geldbußen. Verbot aller Wehr und Waffe. Aufhebung des Landrechts. Verlust der Privilegien. Eine Woche Rechtlosigkeit. Feuer- und Lichtgelder. Uebereignung von Gemeinden an Herren. Ein Volk plötzlich zu Hörigen gemacht. Maßregeln gegen die Häupter des Aufstandes. Hetzjagd auf die Flüchtigen und Verbannten. Belohnung der Treugebliebenen. Maßregeln gegen Geistliche. Kriegswüthen. Treffen bei Delft und Briel. Grimmiger Parteihaß.

Festlich wurde in Haerlem von Bürgern und Burgundern der große Sieg bei Hoorn gefeiert. Philipps ganze Armee nahm daran Theil, und seine Ritterschaft athmete tief auf, weil sie nun des Schreckens vor den friesischen Bauern enthoben war. Philipp selbst erschien alsbald zu Hoorn. Er wurde mit den größten Ehren empfangen, besuchte den tapfern l'Isle Adam, der noch lange an seinen schweren Wunden daniederlag, und belobte die Bürgerschaft, daß sie so treu und männlich gestritten und ausgehalten. Vor ihren Thoren aber ließ er eilends eine feste Burg erbauen, um die wichtige Stadt und ihre Treue sich desto sicherer zu bewahren.

Alsdann zog er im kleinen Lande umher, um die Reste des Aufstandes zu zerschmettern. Es war keine Gefahr mehr dabei, denn die härteste Arbeit hatte l'Isle Adam gethan. In jede Bauernhütte war der Jammer gedrungen, und alles unterwarf ich, wo Philipp herzog. Nur ein paar feste Plätze mußten noch bezwungen werden, insbesondere Alkmaer. Philipp ließ seine Kanonen fleißig spielen. Gegen die Burgunder Geschütze half keine riesische Hartnäckigkeit, ein Thor nach dem andern wurde auf-ethan, und die Rache zog ein. Der große Herzog, der in der Prachtfülle seines Ritterthums schwelgte, er hatte einen Grimm uf diese mannhaften Freibauern, dessen er nicht Herr wurde. Eine Menge Gefangener wurden ihm vorgeführt: kein Lösegeld, eine Auswechslung. Die Köpfe wurden ihnen herunter ge-chlagen, „zur Sühne", so erklärte Philipp, „für den erschlagenen Freund Vieuville". Alkmaer wurde ausgebrannt, seine Thore Mauern und Thürme niedergerissen. Rings im Lande wurden ie festen Häuser, in denen sich die letzten Hoeks gewehrt hatten, em Erdboden gleich gemacht. Die Ueberlebenden mußten in Dorf und Stadt burgundisches Kriegsvolk verpflegen, das jetzt benso hochmüthig als räuberisch auftrat, und besonders unter den Bürgern von Alkmaer schrecklich hausete. Was dagegen auf den errschaftlichen Schlössern, wie auf der Nieuweburg und Middel-urg, zerstört war, hatten die Umwohnenden wieder herzustellen.

Furchtbarer noch, als Philipps blutige Rache an den Ken-temern und Westfriesen, senkte sich in's Andenken der Zeit-enossen das Strafgericht, welches er über Recht und Freiheit es Landes verhängte. Der Fürst voll ritterlichen Glanzes weidete ich am Zertreten des germanischen Bauernstolzes. Er dachte ein Joch aus, schwer genug, um eines freien Volkes Nacken zu brechen. Das Leben ließ er den Unglücklichen, jedoch nahm er ihnen Alles, worin die Ehre und Freude ihres Lebens beruhete, gleichwie man inem herrlich grünenden Baume Blätter und Blüthen abstreift und nur das nackte Holz übrig läßt.

Am 13. August erging Philipps Spruch zu Amsterdam

gegen die Kennemer und gegen die Westfriesen. Er erklärte: „Mit vollem Recht hätten die Kennemer und all ihre Helfer durch ihren wiederholten Treubruch ihr Leben verwirkt und all ihre Güter und Rechte. Er wolle ihnen aber Häuser und Hofstätten nicht verbrennen, sondern sie ruhig darauf sitzen lassen, weil sie ihr Schicksal aufrichtig und mit freiem Willen in seine Hände gestellt, und weil er selbst allezeit gutherzig und gnädig sei und Erbarmen statt Härte wolle walten lassen.“ Folgendes waren seine Bedingungen:

Sie mußten alle rückständigen Steuern, Soldgelder, und Bußen zahlen, und dies traf auch Diejenigen, welche in die Städte geflohen und unter den Herzoglichen gegen ihre aufständischen Landsleute gedient hatten. Ja, selbst wenn die treugebliebenen Städte während des Aufstandes auf eigne Kosten Söldner gehalten, so mußten auch sie zuvörderst Alles nachzahlen, was aus früherer Zeit an Soldgeldern rückständig war. So strenge hielt der Herzog auf pünktliche Erlegung dieser neuen und ergiebigen Art von Steuern. Den ungetreuen Gemeinden aber wurden außer all jenen hoch angeschwellten Summen der Rückstände noch neue und ungeheure Bußen auferlegt. Haus und Hof gingen darüber zu Grunde, oder blieben auf lange Zeit hinaus mit Schulden überlastet.

In jeder Ortschaft erschienen des Herzogs Diener, welche diese Strafgelder unter die Einwohner vertheilten, je nach der Größe des Besitzthums oder der Verschuldung. Die Grotebroeker hatten zu erlegen 20,000 Kronen, die Assendelfter 10,000, die Westzaander 9000, die von Swirle, von Ackersloet, von Uitgeest je 8000, die von Texel und von Bewerdyck je 6000, von Wieringen 5000, und so ging es bis hinunter zu den kleinsten und ärmlichsten Ortschaften, welche wenigstens mit 500 Kronen angesetzt waren. Die Alkmaerer, welche schon gräßlich mitgenommen waren, mußten wenigstens 8000 Kronen erlegen. In Summa sollte das kleine Kennemer Bauernland — ohne einmal die großen Rückstände an Steuern Soldgeldern und Brüchten mitzu-

rechnen — auf einmal 123,300 Kronen zahlen, während das ganze reiche Brabant nur eine Jahressteuer von 204,000 Kronen hatte. Binnen sechs Monaten mußte die ganze Summe erlegt sein: wer einen Monatstermin versäumte, zahlte gleich die Hälfte mehr. Um die Reichen noch härter zu treffen, zog der Herzog all ihre Darlehen ein, welche sie einst den Gemeinden und Körperschaften vorgestreckt hatten. Den Waterländer Ortschaften wurden viel geringere Summen auferlegt, jedoch binnen drei Tagen zu Amsterdam zu zahlen.

Nun hätte sich aus Armuth und Schulden das tüchtige Volk der Kennemer und Westfriesen wieder herausgearbeitet: es sollte aber noch in einer Weise erniedrigt werden, wie sie damals unerhört war. Kein Mann durfte mehr Waffen Harnisch oder Wehre tragen, keiner sie nur noch im Hause haben. Binnen acht Tagen, bei besonderer Strafe, mußte Jedermann abliefern, was er besaß an Schwertern Dolchen Beilen Hämmern Piken kurzen Lanzen Bogen und Büchsen. Die Ablieferung mußte für die Kennemer auf ihrer Feinde Rathhause zu Haerlem, für die Westfriesen auf ihrer Feinde Rathhause zu Hoorn geschehen. Nur ein schlechtes Brodmesser ohne Spitze durfte der friesische Mann behalten, gleich als wäre er der niedrigste Leibeigene, er, der auf nichts stolzer war, als auf sein uraltes Waffenrecht, und kein Juwel höher achtete, als die ehrenvollen Waffenstücke seiner Väter. Auch die wohlgeborenen d. h. die ritterlich freien Männer sollten fortan dem Fürsten auf eigene Kosten dienen.

Der freie Friese sollte aber auch rechtlos erscheinen, wie der Geächtete, wie der Räuber und Dieb, der Hals und Hand, nachdem sie ihm mit Recht aberkannt waren, mit Geld lösete, oder wie Bankerts Spielleute und herumziehendes Gesindel. Alle diese waren wie der Vogel in der Luft: sie hatten keine Heimath, an deren Recht und Frieden sie ihren Theil, keine Gemeinde, von deren Gesetze sie Schutz hätten. Damals einem Manne sein Landrecht nehmen, hieß ihm den Boden entziehen, in welchem sein bürgerliches Dasein wurzelte. Diese Strafe aber hatte der

burgundische Fürst für die Kennemer und Westfriesen ausgedacht. Sie verloren nicht blos ihre Freiheit von Zehnten Zöllen und Waggeldern, nicht blos ihre andern Privilegien, sondern sie verloren überhaupt ihr Recht, das geschriebene Landrecht wie das ungeschriebene.

Philipp selbst wollte ihnen erst festsetzen, gleichwie den Schlechtesten seiner Hofknechte, was als ihr Recht gelten sollte. Also setzte er nicht blos Alle ab, welche zur Zeit des Aufstandes ein Amt gehabt, sondern es wurde überhaupt das Recht aufgehoben, Richter und Schöffen zu sein oder zu wählen. Nicht einmal Deichbeamte zu küren, sollte mehr in der Gemeinde Macht stehen. Ohne besondere Erlaubniß der Grafen durften sich die Männer überhaupt nicht mehr in öffentlichen Angelegenheiten versammeln. Glockenschlag und Feuerzeichen wurden bei Strafe an Leib und Gut verboten. Es stimmte ganz dazu, daß den Bürgern von Alkmaer ihre Stadt „zu einem offenen Dorfe" erniedrigt wurde, das niemals wieder städtisches Recht erlangen könne. Nun mußte Philipp den Kennemern zwar sechs Tage später ihr altes Landrecht zurückgeben, denn das Land konnte sonst überhaupt nicht bestehen; allein sie behielten doch den Schimpf, fast eine Woche lang völlig rechtlos gewesen zu sein.

Es blieb noch übrig, eine Form zu finden, die friesischen Bauern den Hörigen möglichst nahe zu stellen. Also verordnete Philipp, daß „zu ewigem Andenken" im Lande der Kennemer und Westfriesen jede Wohnung, in welcher Feuer und Licht unterhalten werde, fortan jährlich dafür vier Groschen zahle, oder sofort gehe das Haus verloren. Das Recht aber auf diese Abgabe schenkte Philipp an seine Edelleute, welche entweder, wie die Egmonds, bereits große Grundherrschaften im Lande inne hatten, oder denen sie Philipp erst über mehrere Gemeinden verlieh, wie dem Vertheidiger Haerlems, Roland von Uutkerken. Dem Letzteren gab er die besondere Freiheit, in den ihm überwiesenen Gemeinden den Leuten die Waffen zu lassen oder zu nehmen nach Gutdünken. Er wollte diesem in Nordholland fremden

rn, den er schon sehr reich begütert hatte, noch mehr Gelegen=
geben, sich dort festzusetzen.

Solch ein Verfahren, mit welchem Philipp Recht und Freiheit
s ganzen Landes für immer niedertrat, ist ein Denkstein auf
Bahn, welche das Fürstenthum bis zur absoluten Gewalt
ückgelegt hatte. Man zierte sich im Mittelalter wahrlich nicht,
es galt, Feinde und Empörer niederzuschlagen und zu brand=
tzen, man wählte das demüthigendste Schauspiel der Unterwerf=
: allein, die ganze bürgerliche Ordnung und Rechtsverfassung
s Volkes mit einem Mal zu zerbrechen, es mit einem Feder=
e förmlich und gesetzlich recht= und waffenlos zu machen, plötz=
es mit ewig dauernden Lasten zu beladen, — das schien
höchstens denkbar gegen Wenden und Ungläubige. Insofern
das Strafurtheil über die Kennemer und Westfriesen ein merk=
rdiges Gegenstück zu dem Dortrechter Statut Johanns von
yern, in welchem er mehrere Jahre vorher dieser mächtigsten
adt Hollands die Freiheit gab, ihr Recht und ihre Verfassung
r das Land hin auszudehnen. Ein Jahrhundert später wurde
ilipps Neuerung von den Siegern über die deutschen Bauern=
stände fleißig nachgeahmt.

Uebrigens galt auch die Gnade und Mildherzigkeit, deren
der Burgunder noch rühmte, nur der minderschuldigen Volks=
sse. Die eigentlichen Schürer und Häupter des Aufstandes
Alle, die noch hartnäckig schienen, wußte er noch anders zu
rn. Er behielt sich nämlich vor, aus den angesehenen Leuten
jeder Ortschaft Geißeln zu nehmen, wann und soviel er nur
le, bis alles vollbracht sei, was er dem Lande auferlegt.
dersetzlichkeit werde er an Leib und Gut ahnden. Außerdem
de er noch zehn Schuldige von den Kennemern, zehn von den
stfriesen auswählen, mit ihnen nach seinem Willen zu thun.
von der Versöhnung ebenfalls ausgeschlossen erklärte er alle
jenigen, welche mit Jakobäa in Gouda gewesen oder welche
üchtet seien, insbesondere auch, welche mit Rath und That
fen zu dem Tode seines Alkmaerer Schultheißen, Heinrich von

Thorenburg. Gegen die Flüchtlinge sodann und gegen die früher Verbannten richtete er eine förmliche Hetzjagd in's Werk. Er ertheilte Freibriefe, sie zu Wasser und zu Lande todtzuschlagen, oder zu fangen, mit dem Beisatze, daß er jeden Gefangenen, den er wolle, für 50 Schillinge selbst an sich nehmen könne, und wenn er ihn hinrichten lasse, ihn umsonst habe. Andere Bevollmächtigte sandte er aus, der Habe und den Gütern der Flüchtlinge und Verbannten nachzuspüren und sie auf der Stelle zu Gelde zu machen.

Seiner klugen Gewohnheit gemäß belohnte dagegen Philipp die Treugebliebenen. Auch Roland Uutkerckens Sohn, Ritter Johann, erhielt eine feste und einträgliche Stellung in Holland, nämlich die werthvolle Herrschaft über Schloß und Stadt Woerden. Den Haerlemern, welche großen Schaden erlitten und an ihrer Stadt eine neue Feste erbauet hatten, wurden 12,000 Schildthaler von den Kennemer Strafgeldern angewiesen. Ihr Weichbild wurde erweitert. Das Haerlemer Schöffengericht durfte sogar Leute aus dem Kennemer- und Rheinlande mit Verbannung bestrafen. Die Bauern sollten wissen, daß fortan die Bürger zu Haerlem ihre Oberen seien.

Die meisten Geistlichen hatten auch in Haerlem ihre Zuneigung für die rechte Landesfürstin nicht verhehlt. Philipp beurkundete dagegen der Stadt, daß fortan keine neuen Klöster errichtet werden, und daß die Beghinen keine Haerlemer Bürgerinnen annehmen sollten. Auch wurde die Steuerfreiheit der Geistlichen von allem Grundbesitze ausgeschlossen, den sie etwa noch erwerben möchten. Der Prior aber der Predigermönche erhielt für seine guten Dienste ein Jahrgeld von zehn Kronen.

Nachdem Philipp sein Strafgericht über die freien Bauern in Nordholland gehalten, rasete der Krieg Monate lang in voller Wuth über alle Anger und Gewässer in Holland. Die burgundischen Besatzungen, unterstützt von den Kabeljaus, fielen aus und warfen sich auf die Schaaren und Schlösser der Hoeks. Die Kriegsflotten aus Holland und Seeland waren unaufhörlich auf den Flüssen und an den Küsten in Bewegung. Johann

n Uutkercken mit der Ritterschaft marschirte gegen Gouda. ohann von Lens der Bastard hatte all die Bogenschützen bei lontfort Oudewater und in der Umgegend versammelt. Sie nnten aber nichts ausrichten: die Stellung der Hoeks war zu st, ihr Widerstand nicht zu erschüttern. Schon bei Delft warfen sich den Burgundern im Felde entgegen. Ihre Flotte stieß i Briel mit der feindlichen hart zusammen. Noch ein drittes ößeres Treffen wurde geliefert. In diesen drei Treffen untergen die Hoeks, in andern blieben sie Sieger. Denn hatte hilipp überall seine geübten Söldner und seinen Ueberfluß an eschütz und Kriegsmaschinen aller Art, so waren die Hoeks desto icher an Muth Zorn und hartnäckigem Sinn. Unsäglich waren e Mühen und Arbeiten der Männer, zahllos die Scharmützel, hllos die Häuser und Burgen, die Dörfer und Städte, welche Rauch aufgingen, — das Ergebniß war kein anderes, als aß Philipp seine Heere aufrieb, und seine Aussicht auf endlichen ieg keineswegs größer wurde. Die Burgunder waren wüthend, aß sie so wenig ausrichteten: in den Hoeks aber kochte unersättlich er Nationalhaß gegen die Wälschen und ihre Helfer, die Kabeljaus.

Der Kampf hatte jenen entsetzlichen Charakter angenommen, r nicht selten das Erzeugniß lang dauernden Bürgerkrieges ist. ie Parteien haben sich gegenseitig wund und matt geschlagen, och immer schwankt der Sieg, jedoch nicht der wachsende Inimm. Um Rache schreit das vergossene Blut der Freunde und litbürger, verblendeter beharrt Alles in unversöhnlichen Grundtzen. Das ist ja die tiefe Noth und Qual in Bürgerkriegen, aß jede Partei ein gewisses Recht hat, und daß sie eben deshalb h nimmer entschließen kann, in den Gegnern etwas anderes, als revler wider das Recht zu erblicken. Ohnmächtig zum Siegen icht man in heimtückischer Gier, wie dem Feinde recht in's erz zu stoßen, und Wenige denken daran, daß das traurige nde nichts sein wird, als Zerstörung auf beiden Seiten, des andes Verödung, und unsäglicher Jammer in der Familie.

Zweites Kapitel.

Bischof Sweder von Kuilenburg.

Holland und seine Nachbarländer. Erbfolgekrieg in Geldern. Arnold von Egmond und Adolf von Berg. Vorherrschen der hoekischen Gesinnung im Utrechter Lande. Tod des Bischofs Friedrich von Blankenheim. Das Stift und die benachbarten Fürsten. Die Bischofskandidaten. Wahltag. Haus Kuilenburg. Huldigung Rudolfs von Diepholt. Gegenerklärung des Pabstes. Aufregung im Ober- und Niederstift. Auftreten Sweders. Einwirkung der Kriegsläufte in Hennegau und Holland. Swederś Einzug in Utrecht. Die Verbannten zwischen den Seilen. Tödtung und Vertreibung der Lichtenberger. Sweder Herr im Niederstift. Sein Bündniß mit Philipp. Lage der Hoeks. Ihr Werben und Wühlen im Stiftslande.

Wenn in Holland die Parteiwuth loderte, entzündete sich das Feuer gewöhnlich auch in den Nachbarländern. In Brabant freilich war man nach der fürchterlichen Aufregung, welche die Brüsseler Umwälzung begleitete, und nach den Opfern, welche die Kriege mit Johann von Bayern und mit Humfried gekostet hatten, diesmal geneigt, Ruhe zu halten. Dafür wurden um so mehr Geldern und Utrecht die Schauplätze des burgundisch-holländischen Krieges.

Im Herzogthum Geldern hatten zur Zeit die kabeljauisch Gesinnten festen Fuß gefaßt. Wenn sie in früheren Parteikämpfen aus ihrem Lande flüchten mußten, so fanden sie allemal Zuflucht bei Johann von Egmond. Als nun im Jahre 1423 Herzog Rainald von Geldern starb, wußte diese Partei es so zu stellen und zu drehen, daß Arnold von Egmond, dem Sohne der Marie von Arkel, von der Mehrheit in Geldern gehuldigt wurde. Dieser war freilich erst dreizehn Jahre alt, und seine ganze Blutsverwandtschaft mit dem letzten Herzoge beruhete darauf, daß dessen Schwester seine Großmutter von mütterlicher Seite war. Allein Ritterschaft und Städte wurden gewonnen durch ansehnliche Vermehrung der

ländischen Freiheiten. Des jungen Fürsten Vater übernahm die Regentschaft, sechszehn Abgeordnete der Stände traten ihm als Mitregierer an die Seite, selbst für die Anstellung der Beamten sowie den Abschluß ihrer Rechnungen sollte ständische Zustimmung nöthig sein. Eine andere Stütze fand sich bei dem Herzoge Philipp von Burgund. Dessen Schwester war mit dem Herzoge von Kleve vermählt, ihre achtjährige Tochter wurde mit dem Prinzen verlobt, und dabei festgesetzt: wenn sie sterbe, ehe sie mannbar geworden, so müsse er ihre jüngere Schwester heirathen, und wenn er selbst sterbe, so trete sein Bruder in das Eheversprechen ein. Nun wurde die Gegenpartei in Geldern leichter Hand überwältigt, und bei dieser Gelegenheit machte sich auch ein alter Haß auf Wilhelm von Drueten Luft, dessen verrätherische Flucht vor sechs Jahren, als Jakobäa Gorkum stürmte, ihr den Sieg erleichtert hatte. Er wurde in Maesbommel von Rittern und Knappen gerichtet und des Todes schuldig erkannt. Nur von des Fürsten Gnade wurde die Strafe in ewige Verbannung verwandelt.

Schon aber hatte sich Herzog Adolf von Berg erhoben, und forderte Geldern, weil er von der Schwertseite mit dem verstorbenen Herzog verwandt war. Er erhielt im April 1425 vom Kaiser Sigmund die Belehnung, denn er brachte ihm Geld, und wie die Sachen einmal standen, so konnte der Kaiser in der Ausbreitung der Kabeljaus nur die Vergrößerung des burgundischen Einflusses sehen. Das Recht war hier, wie in Holland, auf des Kaisers Seite, weil mit dem Tode des letzten Herzogs, der kinderlos starb, sein Land als Reichslehen dem Kaiser anheim fiel. Adolf von Berg besetzte Jülich, während Arnold von Egmond Geldern behauptete. In dem blutigen Kriege, der jetzt im Utrechter Nachbarlande ausbrach, suchte jeder Theil auch für Geldern die Entscheidung.

Diese Utrechter Händel geben wieder ein lebhaftes Spiegelbild, wie es damals herging in den Niederlanden und ähnlich überall im deutschen Reiche. Die Lichtenberger Partei, welche

mit den Hoeks verschwistert war, hatte seit 1415 im Utrechtschen das Ruder geführt, und selbst Johann von Bayern vermochte es nicht durchzusetzen, daß ihre Gegner, die Lockhorsten, wieder emporkamen. Im Utrechter Bischofslande blieb einmal konservative Gesinnung weitaus die vorherrschende. Der lebhafte Großhandel, der früher von hier aus betrieben wurde, hatte zwar bei den zahlreichen ritterbürtigen Familien in Stadt und Land reiche Schätze zurückgelassen: allein mit Neid mußten sie wahrnehmen, wie die Handelsblüthe nunmehr das Erbtheil der großen Städte in Holland geworden. Dort war treibendes Leben auf den Märkten, die Häfen voll Schiffe, die Werkstätten voll erfinderischer Arbeiter: hier stiller Ackerbau, kleiner Zunftkram, und langsamer Hinterhandel. Aus ähnlichen Gründen, wie auf den seeländischen Inseln, gab es daher im Utrechter Stift so viele feste Hoeks.

Bald nach dem endgültigen Friedensschlusse mit Johann von Bayern, im Oktober 1423, starb, mehr als achtzig Jahre alt und nach dreißigjähriger Regierung, Bischof Friedrich von Blankenheim, dessen gewaltige Gestalt, ausgerüstet mit hohem Muth und tiefer Staatskunst, noch lange in der Menschen Gedächtniß aufrecht stehen blieb. Als er auf dem Sterbebette lag, verdunkelten sich seine Blicke vor den finstern Wolken, die er drohend über seinem Lande hängen sah. Der letzte Laut des Heldengreises war ein schwerer Seufzer, daß er das Unglück nicht abwenden könne. Schon vier Wochen nach seinem Tode, am St. Martinstage, schlug man sich die Köpfe blutig. Denn die Parteien standen mit ungelöschtem Grimme sich gegenüber, und selbst in der Kirche trug Jedermann heimlich ein scharfes Schwert unter dem Mantel.

Auf St. Martin war nämlich Wahltag, und der Bewerber eine lange Reihe. Fast jeder Fürst am Niederrhein hatte sich beeilt, seinen Kandidaten aufzustellen. Bei dem altehrwürdigen Glanze, welcher den Utrechter Dom umgab, und bei der Leichtigkeit, mit welcher das parteizerrissene Stiftsland den Zugang zu seiner höchsten Würde zu eröffnen schien, kamen die benachbarten Fürsten jedesmal, wenn ein Utrechter Bischof gestorben, in Auf-

egung. Jeder wollte einen Freund oder Verwandten auf den
ledigten Stuhl bringen. Johann von Büren war vom Lüttícher
ischof, Walrave von Mörs von seinem Bruder, dem Kurfürsten
on Köln, Albert von Hoya von seinem Onkel, dem Bischof von
ünster, vorgeschlagen, und Gerhard von Kleve durch den Herzog
on Berg. Als die zwei vornehmsten Bewerber aber traten auf
udolf Graf von Diepholt, Probst zu Osnabrück und Kölner
omherr, Kandidat seines Blutsverwandten, des Herzogs von
leve, — und Sweder von Kuilenburg, der Utrechter Domprobst,
ohanns von Egmond Neffe, welchen der gefürchtete Herzog Johann
on Bayern aufstellte. Schon aus Haß gegen diesen Hort und
elden der Kabeljaus waren die Hauptstädte des Bisthums, Ut-
echt Amersfort Deventer Zwolle Kampen Groeningen, gegen
Sweder eingenommen, und da Rudolf von Diepholt als ein
üchtiger und kriegerischer Herr erschien, so thaten sie Alles, um
ie Wahl auf ihn zu lenken. Er selbst war mit seinem Herzog
on Kleve und dem Grafen von Blankenheim herbeigekommen.
Die kabeljauisch Gesinnten aber, oder, wie man sie im Utrechtschen
annte, die Lockhorsten, richteten um so entschiedener ihre Augen
uf Sweder von Kuilenburg, der ja auch Egmonds Blutsfreund.
Das Haus Kuilenburg hatte seit Beginn dieser Parteikämpfe
benso als eine Säule der Kabeljaus im Utrecht'schen dagestanden,
vie die Egmonds in Holland. Fanden die Utrechter Kabeljaus
Herberge bei den Egmonds, so stand ihren aus Holland ver-
triebenen Freunden das Kuilenburger Schloß offen. Johann
on Bayern hatte seinen vertrauten Rath Franz von Borsselen,
er in Staats- wie in Kriegshändeln thätig und tüchtig, mit
ünfzig Gewappneten zum Wahltag in die Bischofsstadt einreiten
assen. Dieser Aufzug mußte vollends die Bürgerschaft erbittern.

Die Kapitel der fünf Hauptkirchen Utrechts hatten sich ver-
ammelt, und ihr Wählen wollte nimmer enden. Die Dom-
erren schienen dem Kuilenburger, die andern Stiftsherren mehr
em Diepholter geneigt. Da pochte der Bürgermeister Proeys,
in heißköpfiger Lichtenberger, ungestüm an die Thür des Kapitel-

saals. Seinen Neffen, den Dechant von St. Peter, rief er an und schrie, daß Alle es hörten: „Mord und Todtschlag gäbe es, wählten sie einen anderen, als den Rudolf.“ Empört stand das Domkapitel von seinen Plätzen auf, und erklärte: „Bei solcher Gewaltsdrohung wähle es nicht.“ Die andern vier Kapitel setzten aber die Wahl fort, und die meisten Stimmen fielen auf Rudolf, einige auf Johann von Büren, nur Wenige mochten Sweder. Dieser sah, wie hier die Sachen standen, und erklärte: „er übertrage seine Stimme auf Rudolf von Diepholt, keiner sei zum Bischof würdiger.“ Nun holte man den Gewählten gleich herbei. Stattlich hielt er im Geleite des Herzogs von Kleve und des Grafen von Blankenheim seinen Einzug, und alles huldigte ihm als dem erkorenen Fürsten und Bischof.

Allein Johann von Bayern hätte nicht seine Wege und Freunde in Rom kennen müssen, sollte er so leicht auf sein Spiel verzichten. Papst Martin V., dessen Bullen schon so viel Unglück in den Niederlanden angerichtet, sollte mit seinen Aussprüchen auch das Utrechter Land nicht verschonen. Der Pabst erklärte: „Diepholt sei zwar Domherr und Domprobst, allein trotzdem ein ungelehrter und weltlich gesinnter Mann, der nicht einmal Latein verstehe: man müsse einen Anderen wählen.“ Als die Stiftsherren darauf bestanden, ihre Wahl sei rechtmäßig geschehen, so vollzog jetzt der Papst eine Anwartschaft, welche er schon früher dem Bischof von Speier auf den Utrechter Stuhl gegeben hatte.

Diese Nachricht versetzte das Land in größte Aufregung. „Nimmermehr“, so sagte Geistlich und Weltlich, „lasse man sich so etwas vom römischen Hofe gefallen.“ Die Stiftsherren appellirten an eine allgemeine Kirchenversammlung. Die Utrechter und Amersforter im Niederstift bedachten sich noch, was zu thun. Die Städte Deventer Zwolle Kampen aber mit der ganzen Ritterschaft des Oberstifts und dem Herzog von Kleve hielten rasch eine Landesversammlung und erklärten laut und öffentlich: „Sie ständen zum Diepholter: sei er noch nicht Bischof, sei er doch Postulat, und darum Keiner, als er, Vogt und Mombar

des Stifts." Ihm übergaben sie auch die Schlösser und Einkünfte des Bisthums. Dies war um die Zeit, als man Humfrieds und Jakobäas Landung mit mächtigem Heere täglich erwartete. Je glücklicher sich für Jakobäa die Dinge anließen, je kühner die holländischen Hoeks wieder das Haupt erhoben, um so mehr wuchs auch Rudolfs Macht und Anhang. Der Speierer Bischof war ein betagter Herr, und als er von den Unruhen in den Niederlanden hörte, entsagte er lieber dem Utrechter Stift, als daß er hinginge. Unglücklicher Weise aber geschah die Verzichtung nur zu Gunsten eben jenes Sweder von Kuilenburg, der nun sein Gold nach Rom spielen ließ, und alsbald die gewünschte Anerkennung von dort erhielt. Jakobäa war unterdessen in den Hennegau eingedrungen, und Johann von Bayern war gestorben. Kaum hatte nun der Pabst Sweder zum Bischof erhoben, so erklärten sich auch die Städte des Niederstifts gegen ihn. Sie sandten Botschaft nach Rom: „Sweder habe sein Amt nur durch Simonie, und sein Geschlecht stehe seit dreißig Jahren in offener Feindschaft wider Utrecht, dagegen mit den Egmonds, den unversöhnlichen Landesfeinden, sei es ebensolange verbündet." In der Hauptstadt wurde mit Schelle und Ausruf bekannt gemacht: „Wer es nicht mit Rudolf dem Postulaten halte, müsse Utrecht meiden."

Sweder aber war klug und verschlagen, und wartete seiner Zeit. Der Pabst sandte ihm die Ernennungsbulle, und ließ den Utrechter Abgesandten auf drei Tage in's Gefängniß werfen. Ganz im Stillen wurden mehrere Stiftsherren auf Sweders Seite gezogen, und plötzlich bemächtigte er sich der Städte Amersfort und Rhenen und der festen Burg Terhorst. Denn schon war die Sache der Hoeks in Holland im raschen Sinken begriffen, und ihre Utrechter Freunde ließen die Köpfe hängen. Das englische Heer war aus dem Hennegau abgezogen, ehe es nur Holland berührt hatte, und Jakoaäa trauerte im Gefängnisse zu Gent. Der Herzog von Burgund aber, der große Beschirmer der Kabeljaus, erschien als Meister in den Niederlanden. Also

trat auch die Hauptstadt Utrecht mit Sweder in Unterhandlung. Dieser griff mit beiden Händen zu, und versprach sein Schönstes und sein Bestes. „Er wolle regieren ganz nach Rath und Willen der Geistlichkeit; fern sei ihm alle Rache an seinen alten Gegnern; Verbannte werde er nicht mehr, als ihm erlaubt würden, zurückführen; gegen alle andern Geflüchteten dem Rechte freien Lauf lassen; seinen Oheim Egmond aber, dessen Burg und Stadt Yſſelstein die Utrechter geschleift hatten, wolle er mit aller Kraft abwehren." So gelobte er unter heiliger Betheuerung. Im Herzen aber nahm er sich vor, seinen Feinden, so geschwind es sich thun lasse, den Kopf zu zertreten, damit sie nimmer wieder an seinen Schaden dächten.

Am 21. August 1425 hielt der Kuilenburger seine prunkvolle Auffahrt in Utrecht. Stolz und zahlreich ritten mit ihm ein seine ritterlichen Verwandten, alle vollgewaffnet und ihre Reisigen hinter sich. Die Geistlichkeit stand an der Bürgerbrücke mit Gesang und Weihrauch, und geleitete den neuen Bischof mit brennenden Kerzen in's Kapitelhaus. Dort beschwur der Fürst die Landesverfassung. Dann schritt er empor zum Dome, und bestieg seinen Bischofsstuhl im Chor, während man das Tedeum sang. Als das zu Ende, zog Sweder feierlich ein in seinen bischöflichen Palast. Die Bürger aber hatten ein Auge darauf, wer hinter ihm ging zwischen den Seilen. Denn es war auch in Utrecht Herkommen, daß bei dem Huldigungseinzuge eines Fürsten hinter ihm Verbannte gehen durften. Sie gingen zwischen zwei Seilen, gleichsam unter seinem Schatten konnten sie die Vaterstadt wiedersehen. Da erblickte man unter ihnen auch einen Lockhorsten, zu dessen Rückkehr der Rath keine Erlaubniß gegeben. Gleich waren die Stadtknechte da, traten über das Seil, faßten den Mann, und schleppten ihn fort in den Thurm. Das gab nun Aerger und Geschrei unter des Bischofs Reisigen und Anhängern. Die Degen blitzten, das Gefecht wurde blutig, und die Bischöflichen stürmten nach dem Gefängnisse und befreieten den Lockhorsten. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr. Sweder aber ließ eilig

Stadtbanner aufrichten und den Aufruf erschallen, Jeder=
n solle sich zu ihm stellen. Und als viele Bürger diesem
innen noch wehren wollten, fielen Ritter und Reisige auf
Straßen und Plätzen über sie her und hieben und stachen
sie ein. Solcher Dinge hatten sich die Lichtenberger nimmer
hen, sie flüchteten von den Straßen, und verrammelten sich
hren Häusern. Doch man brach die Thüren auf, drang auf
Verhaßten ein, und schlug sie nieder. Viele blieben auf der
lle todt, noch mehr lagen verwundet, Einige flüchteten. Aus
Häusern schallte das Krachen und Toben der Plünderer.
Bürgermeister Proeys lag krank im Bette: der Bischof aber
te Leute zu ihm, die mit ihren Schwertern auf ihn einhieben,
sein Blut in's Zimmer floß. Als Sweder hörte, Proeys
noch, rief er in seiner Wuth: „Dann wolle er selbst hin
ihn todtstechen mit eigener Hand.“ Da liefen ein Paar
den Fleischhauern und andere Gesellen zu Proeys, stießen
Priester, von welchem der jammervolle Mann eben die letzte
ung empfing, vom Bette weg, und schlugen den Bürgermeister
ends todt.

Die Schuld all der Verbrechen dieses Huldigungstages nahm
neue Bischof öffentlich auf sich, gleich als ob nur Frevler
chte Strafe getroffen. Jetzt mußte auch Ritter Johann von
esse, das Haupt der Lichtenberger, die Stadt verlassen, seine
unde wurden mit ihm vertrieben, oder sie verloren ihr Bürger=
. Darauf zog Sweder nach Amersfort, und bereitete hier den
lischen ebenfalls sein Utrechter Quartier. Einige wurden todt=
lagen, Andere flüchteten, Viele wurden regelrecht verbannt.
hdem auch hier reine Bahn gemacht, kehrte Sweder nach
cht zurück, und bildete sich die zahlreiche und wohlbewaffnete
schhauergilde, welche Geschmack an seinen blutigen Gewalt=
en fand, zu seiner Leibgarde aus. Andere Zünfte, welche
Bischof weniger zugethan, wurden dafür in ihren Rechten
ürzt.

Als darauf der Herzog von Burgund das Heer der Hoeks

und der Engländer bei Brouwershaven vernichtete, und Herr über ganz Holland wurde, suchte Sweder sich durch dessen Macht und Ansehen zu stärken. Gerne ging Philipp auf das angetragene Bündniß ein, weil ihm der Pabst durch eine Bulle befohlen hatte, den Utrechter Bischof zu seinem Recht in den Stiftslanden zu verhelfen. Im Vertrage, welchen sie sieben Wochen nach der Schlacht von Brouwershaven am 8. März 1426 abgeschlossen, sicherten sie einander zu, sich bestens in ihren Unternehmungen zu unterstützen, und jeden Verkehr ihres Landes mit des Andern Feinden aufzuheben. Insbesondere gelobte Sweder, keine Zufuhr von Lebensmitteln oder Kriegszeug nach Jakobäas Städten zu dulden, und, wenn Philipp eine davon angreife, sofort vor dem Platze mit soviel Gewaffneten, als Philipp heische, zu erscheinen und ihm kriegerisch zu dienen, und zwar in eigener Person. So gestärkt und verbürgt sah Sweder nicht ein, was ihn noch hindern könne, seinen tyrannischen Gelüsten freien Lauf zu lassen.

Allein gerade auf das Unglück von Brouwershaven folgte eine Wendung der Dinge im Utrechter Lande. Die Hoeks hatten längst Philipps Plan gemerkt. Sie sahen, wie er das Gebiet, welches Jakobäa von Gouda aus beherrschte, immer enger mit Blockhäusern oder kleinen Forts umzingeln, die Wasserwege nach dem Süden Hollands ihnen verschließen wollte. In den Dortrechter Gewässern sammelte sich eine übermächtige Flotte. Nicht lange mehr, und die Raubschiffe der Hoeks, welchen der Weg über Alfen bereits versperrt war, konnten auch weder auf dem Leck, noch auf dem Yssel mehr durch. Dann waren sie von ihrem zweiten Hauptplatze, Sevenbergen, von England, von ihren letzten Freunden auf den seeländischen Inseln abgeschnitten. Eifrig richteten sie daher ihre Anstrengungen auf das Utrechter Bisthum. Dieses Land, welches ihr Gebiet als Hinterland umgab, mußten sie gewinnen, um von dorther neue Kräfte zu ziehen, und vor allen Dingen sich über die Südersee stets offenen Zugang zum Meere zu sichern. Es eilten die Häupter der Hoeks in die Städte und Burgen des Stiftslandes, und warben und wühlten,

is sie neue Pläne in's Werk gerichtet hatten. Von den Lichten=
ergern, welche zu ihnen geflüchtet kamen, wurden sie dabei auf
as Eifrigste unterstützt. Alles was im Utrechtschen hoekische
eigungen hatte, war empört über Sweders Gewalthaten. Die
ollkraft aber einer Partei, die tief im Volke eingewurzelt ist,
flegt erst dann anzuschwellen, wenn sie des Feindes Fuß in
hrem Nacken fühlt.

Drittes Kapitel.

Gewinn des Utrechter Landes für Jakobäa.

Verfluchung des Oberstifts durch Sweder. Die Pfingstmönche. Vertreib=
ng der Lockhorsten aus Utrecht. Sweder und die Geldernschen in Amers=
ort. Fehdebriefe allerseits. Bündniß zwischen Burgund und Geldern.
mzingelung von Jakobäas Gebieten. Ritter Wilhelm Bastard von Hol=
and. Schwere Soldgelder der Holländer. Philipps Abreise. Früchte
ines zweiten Feldzugs nach Holland. Volk und Geistlichkeit in Utrecht.
orladung Sweders. Allgemeine Verbürgung gegen ihn. Eroberung
von Amersfort.

Sweder hatte nur die eine Hälfte des Bisthums, das
iederstift, an sich reißen können, die andere Hälfte, nämlich die
beryſſelschen Städte Kampen Zwolle Deventer und die ganze
itterschaft im Oberstift, leistete einhelligen Widerstand. Da
erfluchte er sie mit fürchterlichem Fluche, und belegte Städte
nd Dörfer des Oberstifs mit dem Interdikte. Einige Priester
ngen an, aus Gehorsam gegen den Papst ihre Kirchen zu
hließen. Die Landesregierung erklärte ihnen rund heraus: „Sie
ätten die Wahl, die Kirchen sofort wieder zu öffnen und Gottes=

dienst zu halten nach wie vor, oder auf der Stelle das Land zu meiden." Geistliche, welche weder das Eine noch das Andere thaten, wurden vertrieben. Auf einer neuen Zusammenkunft zu Deventer beschlossen Städte und Ritterschaft, alle Schlösser und Dörfer des Oberstifts auf Rudolfs Herrschaft zu stellen, nach Rom aber den Stiftsherrn Johann Borchgreven zu senden, daß er öffentlich in ihrem Namen an eine allgemeine Kirchenversammlung appellire. Schon ließen sich Erfolge der Thätigkeit der holländischen Hoeks im Niederstifte spüren. Aller Orten fing man an, Waffen zu rüsten, die Gleichgesinnten aufzusuchen, den Haß gegen Sweder aufzustacheln.

Als Jakobäa mit großem Haufen Volks nach Haerlem aufbrach, begleitete sie ein Theil der Lichtenberger, und zur selben Zeit begann auch Rudolf von Diepholt seine Unternehmungen. Er kam heimlich auf der Wulfenburg an, nur eine Stunde von Utrecht. Falsche Freunde riethen Sweder, er möge doch nicht immerfort in Utrecht wohnen, sondern auch in Amersfort Rhenen oder Terhorst: das werde auch die Bewohner jener Gegend für ihn günstig stimmen, zudem sei die Hofhaltung dort billiger. Der Rath gefiel ihm, und noch im Frühjahr 1426 nahm er seine Residenz in Amersfort. Nun wurde Pfingsten gefeiert, — am 19. Juni, — und die Utrechter wunderten sich, als Nachmittags ein ganzer Haufen von Mönchen, fünfzehn an der Zahl, in's Thor und nach dem Marktplatze ritten. Allerdings sonderbare Mönche, denn sie trugen unter ihren Kutten Schwert und Harnisch, und ihr Probst war der verbannte Ritter Johann von Renesse. Plötzlich ließen sie die Kutten fallen, stellten sich vor dem Rathhause auf, die blanke Wehr in der Hand. Schon eilten mit klirrenden Waffen Bürger aus allen Straßen herbei. Es waren die heimlich Verbündeten, die von dem Anschlage wußten. Allen voran sprengte hoch zu Rosse daher Johann von Büren mit seinen Knappen. Diesem Manne begegneten wir schon einmal, als er mit dem jungen Herzog den plötzlichen Einfall in Brüssel machte, und eben noch mit blauem Auge davon kam.

Jetzt war er zweimal Probst, einmal in Aachen und dann in der St. Marienkirche in Utrecht, und obwohl er in Utrecht selbst auf der Bischofswahl gewesen, blieb doch seine liebste Freude das edle Waffenwerk.

Während diese Schaaren lärmend den Marktplatz erfüllten, hatten auch die Fleischhauer sich rasch unter dem Stadtbanner geschaart. Auf der Rodenbrücke setzten sie sich fest, und riefen alle Bürger auf, die des Bischofs Freunde seien. Während sie aber noch dastanden und harrten, rasselten Renesse und Büren schon die Straße herunter. Unverzagt griffen sie an, die Fleischhauer ließen das Stadtbanner fallen, und „gingen laufen." Renesse kehrte mit den Seinigen fröhlich auf den Marktplatz zurück, und mehr und mehr Bürger stellten sich zu ihm. Da überkam Alle von der Gegenpartei große Furcht Die Einen stürzten sich über die Stadtmauern hinunter, die Andern versteckten sich, und die man fing, schwuren gleich Urfehde, daß man sie nur aus der Stadt ließ. Wieder begann das allgemeine Treibjagen. Die Lockhorsten mußten alle hervor, ihre Häupter wurden verbannt, die Uebrigen mit Verlust des Bürgerrechts gestraft. Damit war es um die Utrechter Kabeljaus-Freunde geschehen.

Bischof Sweder kam wüthend von Amersfort herangeritten, sah aber nur verschlossene Thore, und hörte nicht anders, als daß sein Nebenbuhler Rudolf von Diepholt schon in der Stadt sei, von den Bürgern gar fröhlich empfangen. Sweder mußte zurückreiten. Niemals sollte er Utrechts Domthurm wiedersehen, als aus weiter Ferne. Als er wieder vor Amersfort kam, zeigten sich auch hier die Thore verschlossen, und es kostete ihm viel Mühe und gute Worte, bis die Bürger ihn nochmal einließen. Er aber dachte, als er wieder drinnen war, wenigstens aus Amersfort lasse er sich nimmermehr herausbringen, diese Stadt solle Hauptplatz seines Krieges werden. Jedoch klug, wie er war, benahm er sich vorsichtig und zurückhaltend, bis er in der Stille sein Bündniß mit Johann von Egmond und dessen Sohne, dem

jungen Herzog von Geldern, fertig hatte. Gleich nach Abschluß desselben, gegen Ende des Juli, zog Egmond mit fünfhundert Gewaffneten aus Geldern heran. Amersfort oder die erste beste Stadt, welche sie im Utrechter Stiftslande erobern würden, sollte ihnen als Unterpfand für die Kriegskosten dienen. Aber auch die Amersforter waren vorsichtige Leute, ihre Thore flogen zu, die Fallbrücken auf, und Sweder erhielt die Erklärung: „Sie wären nicht solche Narren, daß sie in ihre Stadt fremdes Kriegsvolk einnähmen, dessen Ziel und Arbeit sie nicht wüßten.“ Lange Zeit warteten die Fünfhundert draußen, und als sich keine Pforte aufthun wollte, ritten alle wieder ab, und waren verschwunden.

Die Amersforter fragten lachend, wo denn all die Geldrischen so plötzlich geblieben, als hätte sie die Erde verschluckt? Sie steckten aber im Gebüsch und Röhricht der Umgegend, und hatten sich bis zu tausend Mann vermehrt. Eines Morgens in erster Frühe schlichen sie wieder näher an die Stadt. Zur selben Stunde kam Sweder, der den Anschlag eingegeben, mit großem Gefolge drinnen an's Thor geritten, und verlangte in's freie Feld, sich zu erfrischen. Es war das gerade die Zeit, wo die Mägde mit Milcheimern vor die Stadt zum Melken gingen. Sweder hielt im Thorweg an und wartete, als wenn noch Leute aus seiner Wohnung kämen, und man mußte die Pforte so lange offen halten. Spornstreichs flogen da seine Geldrischen herbei, füllten die Thoröffnung, und als sie Alle beisammen waren, drangen sie in die Stadt, und trieben sofort in die Verbannung, wer sich widersetzte. Dies war am 30. August. Nun richtete sich Sweder in Amersfort besser ein. Eilig baute er zwei große feste Blockhäuser, das eine am Hauptthor, das andere mitten in der Stadt, damit er Amersfort nicht zum zweitenmal verliere.

Alsbald schloß er Bündnisse mit seinen Blutsfreunden, den Kuilenburgs, den Egmonds, und anderen vornehmen Adelsherren in Holland und Geldern. Es schneiete Fehdebriefe an Rudolf, an seine Ritterschaft, an die Städte, kurz an Alle, die ihm anhingen, „um der Gewalt und des Unrechts willen, die sie wider

das Recht und wider den Papst dem ehrwürdigen Vater in Gott, Sweder durch Gottes Gnade Bischof von Utrecht, ihrem gnädigen Herrn, schon lange Zeit angethan." Rudolfs Anhänger waren nicht minder fleißig im Aussenden von Absagebriefen. Damit war der allseitige Bürgerkrieg in schönster Form eingeleitet. Die ritterlichen Freunde Sweders thaten sich eine Güte, rings im Stifte zu plündern zu sengen und zu brennen, und die Utrechter Bürger stellten ein fliegendes Heer auf, dessen Leute an den ritterlichen Räubern gar bald gutes Fang- und Lösegeld verdienten.

Herzog Philipp von Burgund aber, welchem das nordholländische Bauernvolk blutend zu Füßen lag, dachte auch die Utrechter scharf mitzunehmen. Gleichwie einst zu Johann von Bayern, so kamen zu ihm nach Dortrecht die geldrischen Gesandten, und am 26. September schloß er mit Herzog Arnold von Egmond, der Geldern wider den Lehnsträger des Kaisers behauptete, ein Bündniß „zur Ehre unseres lieben Herrn und der guten Maria seiner gebenedeiten Mutter, zu ihrer Beiden Ehre, und ihrer Lande Nutzen und besserem Frieden." Ihr Lebenlang wollten sie treue Freundschaft halten, gegenseitig ihren Nutzen suchen, und das Leid des Einen solle auch das Leid des Andern sein. Frau Jakob von Bayern und Brabant, ihre drei Städte Gouda Schoonhoven Oudewater, die Verbannten Hollands Seelands Frieslands, die Stadt Utrecht, und alle ihre Helfer sollten gemeinschaftliche Feinde sein. Mit sechshundert Schwergewaffneten solle Jeder dem Andern vier Wochen nach Anmahnung bereit stehen. Was erobert werde, wolle man ehrlich theilen, nach Maßstab der Leutezahl, welche dabei beschäftigt worden. Ganz besonders aber werde man das feindliche Gebiet ringsum auf allen Straßen Flüssen und Landen strenge einschließen, daß Nichts hinein und Nichts hinaus könne. Alle Zufuhr solle Jakobäa und den Utrechtern abgeschnitten sein. Der Burgunder von der einen, der geldrische Herzog von der andern Seite wollten das feindliche Gebiet so fest und wachsam rings umklammern, daß man sicher sei, es langsam auszuhungern.

Wie schwer schon früher Jakobäas Getreue darunter litten, hatte sie wiederholt in ihren Briefen nach England geklagt. Es waren von Philipp die strengsten Befehle erlassen, jeglichen Handel mit dem eingeschlossenen Gebiete einzustellen. Jetzt wurden förmlich Beamte aufgestellt, auf's Genaueste Acht zu geben, daß den Hoeks keinerlei Art von Proviant zugeführt werde. Jeder, der Waarenzüge der Art anhalte, solle gleich die Hälfte zur Belohnung haben. Die Blockhäuser wurden der Gränze möglichst nahe geschoben, und mit den sichersten und wachsamsten Leuten besetzt. Auch in dem wichtigen Platze Medenblick lag fortwährend burgundische Besatzung. Stadt und Schloß gehörte Ritter Wilhelm, Bastard von Holland, der, aus Jakobäas Geschlechte, — ein natürlicher Sohn ihres Großvaters Albrecht, — und von großem Ansehen in der Ritterschaft war, weil er den Ritterschlag sich vom Patriarchen zu Jerusalem geholt und den Sinai besucht hatte. Unähnlich seinem berühmten Bruder Adrian, dem Schultheißen von Dortrecht, der vor dieser Stadt für Jakobäa gefallen, war Ritter Wilhelm zum Burgunder übergegangen. Als die Kennemer, welche auch sein Schloß zu Medenblick kurze Zeit inne gehabt, wieder abzogen, und das ganze Land unter burgundische Herrschaft kam, hatte er sich, wahrscheinlich um nicht ebenfalls von Land und Leuten vertrieben zu werden, mit Gaesbeck und Roland von Uutkercken dahin abgefunden, daß er fünfundzwanzig Mann Gewaffnete einnahm, welche auf Kosten des Herzogs dort seitdem Jahr und Tag erhalten wurden. Seitdem er Philipp einmal Treue gelobt hatte, hielt er sie auch, und stand in hoher Achtung bei ihm.

Auf den 1. Oktober rüstete sich Philipp, nachdem er alle Städte Schlösser und neuen Blockhäuser mit Besatzungen wohl bestellt hatte, mit seinem Gefolge zu Rotterdam unter Segel zu gehen. Vor der Abreise wurden Ritterschaft Städte und das gemeine Land von Holland zu ihm entboten, und sie mußten sich dazu verstehen, daß sie sechsmonatliche Soldgelder für den Theil von burgundischen Söldnern, der auf ihre Kosten fiel, nämlich

1500 Mann 30,000 Schildthaler zahlten. Den Haupttheil
es Heeres aber unter l'Isle Adam, der jetzt in Leyden stand,
e der Herzog selbst besolden: ohne Zweifel mußte auch diese
ppen das Land zum größten Theile selbst ernähren. Gaesbeck
l'Isle Adam waren zu Unterbefehlshabern bestellt, den Ober=
hl erhielt der vielerfahrene Roland Uutkercken. Dann reisete
lipp ab nach Brügge, wo er sein glänzendes Gefolge entließ,
Herren aber nicht vorenthielt, daß sie in weniger als drei
naten, noch besser und zahlreicher bewehrt, sich wieder einfinden
ten.

Die ganze Frucht des zweiten holländischen Feldzuges, den
lipp mit einer Heereskraft von mehr als 20,000 Mann unter=
mmen, der ganze Erwerb von vier Monaten schweren Mühens
Kämpfens war Nichts gewesen, als daß er die Bauern in
dholland gedemüthigt, das Land, soweit seine Waffen reichten,
h Tödten Verbannen Armmachen von Hoeks gereinigt, und
Gebiete Jakobäas und ihrer Anhänger mit Forts und Wachen
ingelt hatte. Nachdem er so große Siege erfochten, so gründ=
Racheschläge ausgetheilt hatte, besaß er von Jakobäas Landen
en Fuß breit mehr, als seine Söldner augenblicklich besetzt
ten, er der große Herzog, wie ein König mächtig, im Kampfe
einer Frau, die so arm war an Land und Kriegsmitteln.
ts, als neue schwere Mühen und Feldzüge, standen vor ihm.

Kaum hatte der Burgunder den holländischen Boden wieder
assen, als die unverzagten Hoeks sofort Alles daran setzten,
Utrechter Stift völlig zu bemeistern, und mit Sweder ein
e zu machen. Acht Tage nach Philipps Abreise wurde Ru=
von Diepholt von den Utrechtern förmlich als Vogt und
ent angenommen. Sweder wurde dagegen jeder Gehorsam auf=
ndigt, weil er das Land mit Mord Gewalt und großem Un=
t erfülle, weil er seinen Eid gebrochen, und Amersfort in des
desfeinds Hände gebracht habe. Nun trat auch die Geist=
eit gegen ihn auf. Er hatte den schwersten Kirchenbann über
echt verhängt, und den fünf Kapiteln befohlen, die vermale=

beide Stadt zu verlassen und fortan in Wyck ter Duurstede zu hausen. Die Bürgerschaft dagegen ließ bei Glockenschlag bekannt machen: „Alle Geistlichen hätten Frieden in der Stadt: Rudolf, der Rechterwählte, habe ihnen seinen Segen und Verzeihung für Alles gewährt, was irgend einer wider ihn gefrevelt. Wer nun noch Schriften oder Botschaften von Sweders wegen hereinbringe, solle seinen Leib verlieren.“ Es ladete das allgemeine Kapitel Sweder vor, sich öffentlich über das, was ihm zur Last gelegt werde, in Utrecht zu verantworten. Er erklärte: „Dort erwarte ihn ja augenscheinlich Mord und Todtschlag.“ Da wurden ihm 100 Mann Geleite zugestanden, und als der Tag kam, an welchem er erscheinen sollte, läuteten die Glocken, daß Jedermann wisse, Sweder ziehe ein und Keiner solle ihm Leides thun. Er aber kam auch zur zweiten und dritten Vorladung nicht, und appellirte an den Pabst. Jetzt — es war am 12. Oktober 1426 — erklärte ihn das Gesammtkapitel all seiner geistlichen und weltlichen Rechte verlustig, und es verbündeten sich die Stiftsherren mit einander zu Schutz und Trutz.

Amersfort allein gehorchte noch Sweder oder vielmehr seiner geldrischen Besatzung. Die Stadt wieder zu erobern, sandte Jakobäa Hülfstruppen und Offiziere, aus dem Niederstift kam ebenfalls Zuzug, und mit ihnen und den Utrechtern lagerte sich Rudolf, während Sweder auf dem Schlosse ter Horst verweilte, vor Amersfort, und verlangte Uebergabe der Stadt. Den Amersfortern fiel nicht ein, ihren Haß gegen Sweder zu unterdrücken, und es wurde mit ihnen eine Kriegslist verabredet. In der folgenden Nacht fing ein Theil der Belagerer an, zu stürmen unter lautem Lärm und Geschrei: alle Bürger eilten dorthin, wo das Geschrei erscholl, als müßten sie Widerstand leisten. Auch das Blockhaus am Thore wurde von ihnen verlassen. Während aber die meisten Vertheidiger am einen Ende der Stadt waren, erstiegen auf der entgegengesetzten Seite die Holländer und Utrechter die Mauern, und erstürmten das Blockhaus am Thor. Seine geldrische Besatzung flüchtete nach dem inneren Fort, die

Hoeks hinter ihnen her, und sie waren in solchem Feuer, daß sie ihre Oberkleider abwarfen, um behender rennen zu können. Als sie nun die Stadt gewonnen hatten und sich nach ihren Kleidern umsahen, waren sie nicht zu finden, und man mußte sie öffentlich aufrufen, daß die Männer sich wieder kleiden konnten. Das innere Fort wehrte sich tapfer, denn es war mit geldrischem Rittervolke besetzt. Es half nichts mehr. Die Besatzung sah sich rings umzingelt, kein Stück Brod kam hinein, nach dreitägigem Fasten hielt sie es für das Beste, sich zu ergeben. Mehr als zweihundert ritterbürtige Männer wurden gefangen, unter ihnen auch Sweders Bruder, Peter von Kuilenburg. Nichts war ihnen versichert, als der nackte Leib, der größte Schimpf für Sweders ritterliche Verbündete. Nach diesem fröhlichem Siege huldigten auch die Amersforter Rudolf als ihrem Regenten, und das ganze Utrechter Land war nun mit den holländischen Hoeks zu Schutz und Trutz verbündet.

Viertes Kapitel.

Kleinkrieg zu Wasser und zu Lande.

Jakobäas Gewinn am Utrechter Stiftslande. Amersfort und die Südersee. Jakobäas Herrschaftsgebiet. Seine Befestigung und Stromverbindungen. Lage Handel und Gewerbe von Gouda. Annehmlichkeit der Stadt. Wald und Reiherjagd. Goudaer Charakter. Ihre Fürstentreue. Leichte Vertheidigung der Stadt. Vortheile von Jakobäas Gebiet. Große Festigkeit von Sevenbergen. Ritter Gerhard von Stryen. Das Reichsbanner auf seiner Burg. Anstrengung der Hoeks zur See. Ausrüstung eines Kriegsschiffs. Seekrieg. Montecourt. Philipps Maßregeln wider Seven-

bergen. Kaiser Sigmund an die Dortrechter. Brederode auf der Südersee. Schlächterei in Enkhuysen. Raubfahrten zu Lande. Sicherheitsverträge mit den Hoeks.

Für Jakobäa war jetzt ein neues Land gewonnen voll fester Städte und streitbarer Ritter und Bürger, gleichsam ein neues weites Kriegslager, und, wonach die Hoeks besonders trachteten, eine Stellung an der Südersee, wie sie für den Seekrieg nicht trefflicher sein konnte.

Diese Stellung zur See gewährte das starke Amersfort und sein Eemfluß. Die Stadt lag tief im Utrechter Stift an der geldrischen Gränze. Aus ihren Mauern führte in die Südersee die tiefe Eeme, welche an der Küste eine prächtige Einfahrt und tiefer im Lande Buchten und Verstecke für Kaperschiffe darbot. In Amersfort ausgerüstet konnten stündlich die Geschwader in die See auslaufen, und überfiel sie Feind und Sturm, rasch eine Zuflucht gewinnen. Noch zwei andere Wasserläufe waren im Stiftslande zu schätzen. Die Vecht leitete aus der Südersee von Muyden nach der Utrechter Hauptstadt, der obere Yssel aber war mit den alten schiffsreichen Handelsstädten Kampen Zwolle Deventer und Zütphen besetzt. Das holländische Gebiet, welches Jakobäa noch beherrschte, wurde durch den Gewinn des Utrechter Stifts zehnfach im Werthe gesteigert.

Dieses Gebiet aber, von welchem unaufhörlich die Streifschaaren und Raubschiffe der Hoeks ausliefen, konnte gar nicht besser gewählt sein: es war eine einzige große Land- und Wasserfestung. Eine Landfläche, ein paar Stunden lang und etwa halb so breit, war durch zwei starke Ströme zum regelmäßigen Halbkreis ausgeschnitten. Die Sehne des Bogens bildete der Leck, dessen Lauf die festen Städte Schoonhoven und Vyanen beschützten. Den Bogen beschrieb der nicht minder tiefe und breite Yßelstrom, an dessen Ufern sich die Städte Gouda Oudewater und Montfort ausbreiteten, alle drei zu Füßen starker Burgen, die ihre Mauern und Thürme über dem Gewässer er-

oben. Zu diesen Städten gehörte eine ausgedehnte Landschaft, er Alblasser Weerd, das Land von Vyanen, von der Ameyde, on Noirdeloize, von Langeraek, der Krimpener und Lopicker Beerd, welche sämmtlich nur Jakobäa gehorchten. Die Land=haften waren jedoch zum großen Theil Sumpf und Haide, und ur stellenweise korn= und viehreich. Jetzt, wo so viele Häupter er Hoeks mit ihren Kriegsleuten hier zusammengedrängt waren, edurfte das Gebiet um so mehr Zufuhr von Lebensmitteln. Diese sich zu verschaffen, war durch eine Menge kleiner Flüsse nd Kanäle erleichtert, welche es durchschnitten, und besonders urch die großen Ströme des Leck und Yssel. Mündeten diese romabwärts in die Merwede, welche zur Maas und zum Meer ührte, so bildete stromaufwärts der Leck die Verbindung mit Geldern Arnheim und dem Rheine, während der Yssel mitten us dem Utrechter Lande kam.

Die Stadt im Hinterlande, aus deren ergiebigen Mitteln nan in dieser Stellung immer Zufuhr beziehen konnte, war die lte geldreiche Bischofsstadt Utrecht, — der beherrschende Platz ber des Halbkreisgebiets blieb Gouda, an Ansehen und Volks=ahl die fünfte unter den holländischen Städten. Gouda betrieb nancherlei Gewerbe, und einen lebhaften Handel sowohl zur See ls in's Land hinein. Die Stadt war an der Mündung der Gouwe zu beiden Seiten des Flusses angelegt, welcher hier sein lares Süßwasser in den Yssel ausströmt. Dieser Fluß trug ie größten Seeschiffe bis in die Stadt, und auf seinem Tief=vasser hinauf ging auch lebhafte Schifffahrt bis zum alten Rhein ei Alfen. Von da öffneten sich, wie schon erwähnt wurde, die Wasserstraßen nach Leyden und dem Haerlemer Meere. Der Seehandel der Goudaer stand eben damals in großer Blüthe. Ihre Schiffe gingen mit Bier Bauholz und allerlei Geschirr nach Flandern, mit Korn= und Weinfracht kehrten sie zurück. Beson=ers gern liefen sie auf den Häringsfang aus. Die Goudaer Thonpfeifen aber, welche zu vielen Hunderttausenden gemacht verden, waren schon damals von vorzüglicher Güte. Gesucht

war auch die feine gefärbte Goudaer Leinwand, und Obst und Trauben von hier erschienen auf des Fürsten Tisch. Endlich die Hauptnahrung der Stadt war das Brauen eines in allen Niederlanden gesuchten Bieres, besonders des sog. Hamburger. Der Stadtadel bestand zum größten Theil aus Bierbrauern, nach ihnen kamen die Kornhändler und Schiffsrheder.

Noch jetzt fühlt sich, wer nach Gouda kommt, angemuthet durch das saubere und freundliche Aussehen der Stadt. Auf weiten reinlichen Plätzen erheben sich das alte zierliche Rathhaus, und die hochräumige Pfarrkirche, die sich manchem prächtigen Dom zur Seite stellen darf, insbesondere durch ihre schönen Glasgemälde. Durch die Straßen strömt helles Wasser, ihm schreibt man die gesunde Luft in Gouda zu, und — eine große Seltenheit in Holland — mit hörbarem Rauschen schäumet es über Mühlwehre. Im fünfzehnten Jahrhundert besaß die Stadt auch die Annehmlichkeit eines alten Waldes, der an ihren Mauern stehen geblieben, und eine Lieblingsstätte von Reihern war, die man weit und breit an Ritter und Knappen verschickte. Die Patrizier von Gouda waren deshalb große Jagdfreunde, sie hielten eine Menge von Windhunden, und hatten seit alten Zeiten die Freiheit erworben, daß sie rings in der Umgegend, ja sogar in ganz Südholland, jagen durften. Ueberhaupt lernte man die Goudaer sofort als ein Völkchen kennen, das nicht gerade nach hohen Dingen trachtete, sich aber durch schlichten Frohsinn Ehrlichkeit duldsames Wesen und durch vorzügliche Anstelligkeit im Handel und Handwerk auszeichnete, dabei neugierig war und unternehmungslustig. Nichts thaten die Goudaer lieber, als zur See fahren, und noch heutzutage sind ihre kleinen Häuser rechte Matrosennester.

In dieser Stadt konnte es also Jakobäa, welche Jagd und grünen Wald leidenschaftlich liebte, wohl gefallen. Hier fand sie schlichte Herzenstreue, Frohsinn, und immer junge und alte Männer genug, die sich ihren Rittern zu kühnen Fahrten anschlossen. Anhänglichkeit an die Erbfürsten schien in Gouda

inheimisch. Die ritterlichen Grafen von Blois hatten einst hier länzend Hof gehalten. Als deren Gebiet an die bayerischen erzoge fiel, nahmen auch diese Fürsten oft und gern im schönen Schlosse der Blois Herberge. Stolz wies Gouda auch auf seinen Königshof und seine Kaiserstraße hin, die Andenken deutscher Könige. Herrschaftliche Beamte, welche in des Grafen Kleidern ingen, waren der Baljuw oder Oberrichter, der Schultheiß oder Unterrichter, der Rentenmeister oder Zins= und Steuereinnehmer, ndlich der Schloßhauptmann. Auch die beiden Bürgermeister nd die sieben Schöffen, welche die Stadtregierung führten, er= annte der Graf. Ihnen zur Seite stand eine Versammlung on zweiundfünfzig Rathsherren. In sehr wichtigen Fällen aber rat die ganze Bürgergemeinde zusammen und gab die Ent= heidung. Bei solcher Einrichtung nnd Gewohnheit war es nicht hwer gewesen, die Kabeljaus in Gouda auszumerzen, und unver= älschte hoekische Gesinnung durch die ganze Stadt zu verbreiten. Vielleicht berechneten die klugen Bürger auch, daß unter der Flagge er Hoeks manche einträgliche Fahrt ihnen zu Theil wurde. Mit den Dortrechtern hatten sie ohnehin einen alten Span aus= fechten. Denn diese Großkabeljaus wollten die Goudaer Schiffe öthigen, ihre Ladung erst auf dem Dortrechter Markte zum auf auszustellen, ehe sie weiter nach Flandern oder England erführt wurde.

Vorzüglich aber war es die Festigkeit der Stadt, was sie en Hoeks zum Hauptquartier empfahl. Auf der einen Seite römte der breite Yssel. Hier erhob sich gerade empor aus dem Wasser das stattliche Schloß, welches die hochfahrenden Grafen on Blois gebauet hatten. Es war für jene Zeit ein großes nd herrliches Gebäude, mit fünf Eckthürmen bewehrt, und paßte efflich zu einem Fürstensitz im Kriege. Auf diesem Schlosse atte auch Johann von Bayern sein Hauptquartier gehabt, als links Leyden, rechts Utrecht bedrängte. Zu Füßen der schützen= en Burg war ein Hafen ausgeweitet, wo die Kriegsschiffe der Hoeks in größter Sicherheit Anker warfen. Die Stadt lag etwas

tiefer, als die Burg, und war weit und breit von niedrigem Moor umringt, welches die meiste Zeit ganz ungangbar war. Nur ein paar schmale Dammwege führten durch die Moorbreite, für Reisige schwierig zu bereiten, und obwohl diese Dämme schon eng genug waren, so stachen die Bauern doch noch gerne die Erde davon ab. Diese wenigen und schmalen Zugänge ließen sich durch Blockhäuser Schanzen und Gräben leicht vertheidigen. Die Schleusen aber waren so eingerichtet, daß man in vierundzwanzig Stunden die Gegend rings um die Stadt unter Wasser setzen konnte. Und wäre es dennoch dem Feinde gelungen, sich zu nähern, so hatte Gouda selbst noch seine Mauern und Erdwälle, und vor den Landthoren Schießthürme, deren Vertheidiger erst außer Gefecht zu setzen, ehe man sich der Thore bemeistern konnte.

Erwägt man nun, daß Oudewater und Montfort, Schoonhoven und Vyanen nicht minder fest waren, als Gouda, und nicht minder von eifrigen und standhaften Hoeks vertheidigt, — überblickt man ferner, wie Jakobäas Halbkreisgebiet recht im Herzen des Landes lag, mitten zwischen Holland Seeland Brabant und Utrecht, da wo die Goldadern des Landes, Rhein und Maas mit ihren Zuflüssen, in's Meer strömten, und wo es nach allen Gegenden hin Wasserstraßen und Schleichwege in Menge gab: so ist leicht einzusehen, wie ganz vortrefflich es um diese große Land- und Wasserfestung der Hoeks bestellt war, und wie schwer ein Feind in sie eindringen konnte.

Die Hoeks erfreueten sich aber — neben Amersfort und Gouda — noch eines dritten Hauptplatzes, der noch viel fester war, und den Kabeljaustädten recht zum Verderben erkoren schien. Es war dies eine Stadt, welche jetzt von ihrer einstigen Macht und Blüthe tief herabgesunken ist, damals aber großen Seehandel trieb, — Sevenbergen, in gerader Richtung zwei Stunden südlich von Dortrecht, hart an der Brabanter Gränze. Heutzutage liegt der Platz ganz im Lande, zu Jakobäas Zeiten waren seine Mauern fast ringsum von tiefer Meeresfluth umspült. Und diese

Nauern hatten solche Höhe und Stärke, und waren durch mäch-
ige Thürme, welche sie überragten, so gut gedeckt, daß Seven-
ergen ein Wunder schien von unbezwingbarer Festigkeit. Zwar
atten seine Bürger schwer gelitten durch die große Sturmfluth
n der St. Elisabethsnacht vor fünf Jahren. Unter den trüben
Gewässern zwischen hier und Dortrecht, aus denen da und dort
och ein Kirchthurm hervorragte, lagen vergraben die Schlösser
öfe und Mühlen der Sevenberger. Allein noch immer trugen
ie ihre Häupter hoch.

Auf der alten Burg in dieser Stadt gebot nun ein wahr-
aftiger und vielerprobter Ritter Jakobäas, Gerhard von Stryen,
er weit angesehene Erbherr von Stadt und Land Sevenbergen.
Er war noch einer der halbfürstlichen Herren, welche, wie einst
ie Arkel Egmond Wassenaar oder die Blois zu Gouda, auf
igenherrlichem Gebiet das Wesentlichste ihrer uralten Freiheit
nd Ehre behauptet hatten. Gerade auf der Gränze wohnend
wischen Brabant und Holland war es ihm und seinen Vorfahren
elungen, sich von den Fürsten hüben und drüben gerade soweit
ern zu halten, daß sich ihnen kein anderes Pflichtverhältniß an-
ängen ließ, als ein leichtes Lehnsband. Seit Jakobäa die Re-
ierung antrat, und der Parteikrieg das Land in Flammen setzte,
atte Gerhard von Stryen auf Seite der Hoeks gekämpft, und
ieser Sache große Dienste geleistet, im Rath wie im Felde.
Als der wälsche Herzog in's Land rückte, und jeden Rest von
nabhängiger Stellung bedrohete, beeilte sich Gerhard von Se-
enbergen, förmlich und feierlich sein Gebiet unter Kaiser und
Reich zu stellen. Kaiser Sigmund, der begierig jede Gelegen-
heit ergriff, in den Niederlanden Reichsfreie aufzustellen, hatte
em Herrn von Sevenbergen sogar das Recht bewilligt, des
Reiches Banner von seiner Festung wehen zu lassen. Der Be-
itzer dieses Banners war ein verehrtes Kriegshaupt, seine Festung
war weit und breit berühmt: hier also hatte sich eine Anzahl
er kühnsten Ritter Jakobäas, Engländer wie Niederländer, ge-
ammelt, welche sich rühmten, daß sie Keinen auf Erden fürch-

teten, denn Keiner könne Sevenbergen erobern. Von dieser Ge-festung schauete man wie von einer Warte auf alle die Schi[ffe], welche nach Holland oder Seeland segelten. Ungeheure Reichthümer, die Aernte der Kaperschiffe, waren hier zusammengehä[uft].

Von ihren drei Hauptplätzen aus, Amersfoort Gouda Sevenbergen, eröffneten nun die Hoeks, als ihr letztes Heer i[m] Felde, das Bauernheer, vernichtet war, rastlosen Kleinkrieg [zu] Wasser und zu Lande. Ihr Feind hatte Geld und Soldtrupp[en] in Fülle und gute Feldherren: nur eines fehlte ihm, kühne landkundige Männer auf raschen Kaperschiffen. Die Hoeks aber wendeten ihr letztes Gut daran, große und kleine Schiffe zu kaufen, sie mit Segel und Ruder zu raschen Fahrten auszurüsten. W[o] irgend sie noch eine treue Gemeinde kannten, die am Wasser lag, da regten sie die Bauern oder Bürger an, ein Schiff fertig zu machen, und an seinem Bord der Fürstin Heerfolge zu leisten. Gerade wie später die Geusen sammelten sich die hoekisch Gesinnten in kleinen Gesellschaften, schossen Geld und Rüstung zusammen, und verbanden sich durch heilige Eide. Da wurden auf dem Hinterdeck Holzkastelle erbauet, Kraut Kugeln und kleine Kanonen hinein gebracht, Büchsen mit einer Mischung von Pulver und Schwefel gefüllt, die man griechisches Feuer nannte, Enterhaken und spitze eiserne Pfähle geschmiedet. Mit etwas Zwieback und Salzfleisch ließ sich lange Zeit auf dem Wasser leben. An wohlverwahrten Plätzen am Strande wurde weiterer Proviant eingelegt, um seiner in Nothfällen sicher zu sein. Kleine Fischerboote schlichen an den Küsten umher, und hielten Wacht zwischen den Inseln Sandbänken und Landzungen.

Hatten sie von heimlichen Freunden Kundschaft erhalten, wo ein guter Fang zu thun, so wurde bei Nacht und Nebel ausgefahren. Vorsichtig spähete man, was für Segel sich am Horizonte blicken ließen, erkundete die Schlupfwinkel, die Untiefen und die Nachbarschaft von Freund und Feind. Wollte man übernachten, wurden Trompeter auf den Landspitzen und Wächter auf den Mastkörben ausgestellt. Kamen nun feindliche Schiffe

Sicht, dann galt es, plötzlich mit allen Kräften darauf loszu-
ren. Schon aus der Ferne flogen die Pfeile, näher heran
hten die schweren Büchsen, Lanzen und Steine sauseten durch
Luft. Bord legte sich an Bord, und man arbeitete heftig,
Schiffswände mit den eisernen Pfählen einzustoßen. Oder En-
aken wurden ausgeworfen, die Verwegenen sprangen über
Brustwehr in's Feindesschiff, und ließen die Doppeläxte und
rgensterne Raum machen, bis das Verdeck erobert war. Kein
ndelsschiff kam zwischen Gouda und Sevenbergen durch, ohne daß
von den hoekischen Kaperern erspäht wurde. Keine Zollstätte
ilipps war mehr vor ihnen sicher. Bis weit nach Flandern
unter liefen sie Segler und Küsten an, und befrachteten mit
n Raube ihre Schleppschiffe. Wollte man dem burgundischen
er Proviant oder Kriegszeug zuführen, gleich brauchte man
e kleine Flotte von Kriegsschiffen zum Geleite. Niemand aus
ilipps Ritterschaft durfte es wagen, allein von Flandern zum
er, oder vom Heer nach Flandern zu reisen. Es bedrohete ihn
s Schicksal eines pikardischen Ritters, des Herrn Gerhard
n Montecourt. Dieser wollte sich in einem kleinen Fahr-
g, auf welchem er höchstens vierzig Mann hatte, durchschleichen,
rde aber von den Sevenbergern mit all seinen Leuten weg-
apert.

Philipp hatte schon im Herbst versucht, sich Sevenbergens
erwehren. Die Dortrechter, die Brieler, und andere Seestädte
lten sich mit ihren Kriegsschiffen vor die Stadt legen, zeigten
er wenig Lust dazu. Durch die stürmenden Wellen wurden
Schiffe von ihren Ankern gerissen und bis hoch an die
auerzinnen geschleudert, daß sie zerschellten. Kaiser Sigmund
rieb damals — von Ofen aus am 18. Oktober — an die
rtrechter: „Obwohl er sie durch Brief und Botschaft gewarnt
be, von ihm und dem h. Reich abzufallen, hätten sie dennoch
n Herzog von Burgund gehuldigt. Und jetzt unterständen sie
 demselben sich sogar, seinen und des Reichs besondern Diener
 lieben Getreuen, Herrn Gerhard von Sevenbergen, der sich

festiglich und getreulich zu ihm und dem Reiche halte, mit Gewalt zu nöthigen, daß er sich unter den Burgunder stelle, der doch gar kein Recht zu dem Lande habe. Sie sollten sich vielmehr selbst des Burgunders entschlagen, statt ihm zu helfen, des Reichs Getreue ungehorsam zu machen. Wenn sie nun ihr Kriegsvolk, das sie etwa vor Sevenbergen liegen hätten, nicht sofort zurückzögen, so werde er, der Kaiser, es ihnen mit des Reiches Kurfürsten Fürsten Herren und Städte Rath so gedenken, daß es ihnen vielleicht noch leid sein werde, sich so gröblich an ihren Ehren vergessen, so unredlich sich gegen Kaiser und Reich aufgelehnt zu haben."

Nicht tröstlicher, als auf den südlichen Gewässern von Holland, sah es für die Kabeljaus in der Südersee aus. Die Flotte, welche die Hoeks zusammengezogen, wurde mit jedem Tage ansehnlicher. Die Grausamkeit Philipps und seiner Offiziere im Kennemer Lande führte ihr täglich neue Rächer zu. Brederode, Gerhard von Zyl, und Jakobäas natürlicher Bruder, der Bastard Eberhard, fuhren zwischen den Inseln Wieringen Texel Wieland rastlos umher. Ihre leichten Schiffe stießen bald hier bald dort an's Land, die Hoeks sprangen heraus, und überfielen die burgundischen Söldner und Amtleute. Sie brandschatzten vor den Thoren der Städte, und wo sie tiefer in's Land zogen, setzten sie Amtleute ein, welche ihrer Fürstin von Neuem Treueid und Hülfe leisteten.

Am traurigsten erging es Enkhuysen. Dieser Stadt hatten die Hoeks schwere Rache geschworen. Auf Frohnleichnam war die Ueberrumpelung mißlungen, zehn ihrer Freunde hatte man damals auf dem Marktplatz enthauptet, ihre Köpfe vor den Thoren aufgesteckt. Eines Tags aber im Spätherbst, als die Enkhuyser Mittags gerade bei Tische saßen, kam Brederode von Wieringen unvermuthet heran, die Hoeks stürmten in die Stadt, in die Häuser, rissen die Bürger von den Tischen, schleppten ihrer mehr als Hundert auf den Marktplatz, und schlugen ihnen die Köpfe herunter. Es war ein gräuliches Schauspiel, der Markt-

latz von Enkhuysen sah nur Blut Köpfe blutige Rümpfe und echende Feinde. Die Stadt wurde bis auf die letzte Kiste in Küche und Keller ausgeplündert. Burgunder und Kabeljaus waren außer sich über solche Schandthaten. Aber vergebens ließ Philipp die Flotte der holländischen Städte auslaufen. Die hoeks waren zu flink mit Segel und Ruder, nirgends konnte nan sie fassen.

Konnte nun zur See Philipp dem Feinde wenig anhaben, so gab s auch zu Lande für seine Anhänger Schaden und Aerger genug. Kein Bürger konnte von Rotterdam nach Delft, oder von Delft nach dem Haag oder Leyden, oder von Leyden nach Haerlem, oder auch nur in die Umgegend einer Stadt eine Reise machen, ohne daß die Hoeks ihn niederwarfen. Ueberall lauerten ihre liegenden Schaaren, überall hatten sie Hehler und Zuträger. Wie fleißig auch der alte Bastard von Lens, Lyon von Gent, Lyon von Bournonville, der Bastard von St. Paul, und andere Bandenführer im Lande umherzogen und brandschatzten, gegen das grimmige Sengen und Brennen der Hoeks konnten sie nicht aufkommen. Dorfschaften flackerten auf, Kirchen wurden geplündert, Klöster zerstört: unbarmherzig schleifte der Krieg vom Erdboden weg, was von Glück und Gebäuden noch aufrecht stand. Selbst die festen Städte mußten unaufhörlich ihre Spione m Feld und auf den Kreuzwegen liegen haben. Frauen schlichen ich in Gouda ein, um zu erfahren, ob die Hoeks wieder Kriegsvolk sammelten, und welchen Anschlag sie vorhätten. Die Menge der Blockhäuser stand durch Geheimboten unaufhörlich in Verbindung, um sich jegliche Nachricht mitzutheilen. Bald war hierher, bald dorthin eilig Hülfe zu senden, oder man zog mit ganzer Macht heraus, den Hoeks den Weg zu verlegen. Kam man zur Stelle, mußte man vielleicht erfahren, der Feind sei längst wieder in einer andern Gegend in Thätigkeit, habe hier oder dort ein Blockhaus erstürmt, Häuser eingeäschert, Proviantzüge genommen. Oefter standen plötzlich Nachts die Hoeks vor den Thoren einer Stadt, die Glocken stürmten, die Kriegswagen

rasselten über die Zugbrücken, und die Stadtkasse verspürte es, wieviel in solchen Nächten auf Kosten des Gemeinbesten vertrunken wurde.

In Menge verstanden sich kleinere Städte und offene Dorfschaften dazu, die Plünderungen der Hoeks abzukaufen. In heimlichen Verträgen gelobten sie der Landesfürstin Kriegsgelder, welche ihre Hauptleute zu bestimmten Fristen abholten. Sie verpflichteten sich, daß das Kriegsvolk der Fürstin jeder Zeit und unbelästigt kommen und kehren, Wachen aufstellen, und seine Feinde angreifen könne. Philipp eiferte dagegen mit Befehlen und Drohungen. Allein wie wollte er seine Gebote durchführen, wenn er wiederholt und auf's Strengste seine eigenen Amtleute warnen mußte, keinen Verbannten oder Flüchtigen wieder auf seine Güter zu lassen? Mußte er doch Stadtgebieten, wie Heusden, vollständige Neutralität gewähren, nur solle man die Hoeks nicht hausen und hofen!

Fünftes Kapitel.

Fall von Sevenbergen.

Große Heeresrüstung Philipps. Menge von Geschütz und Schiffen. Erneuerung des französischen Waffenstillstands. Absperrung der hoekischen Lande. Blockhäuserkette. Blockschiffe. Schließung der Vechte und Eems. Beginn der Belagerung von Sevenbergen. Eine Stadt auf dem Wasser. Die Hoeks in der Festung. Ihr tapferer Widerstand. Pest im Heer der Belagerer. Streifzüge der Hoeks von Gouda. Steuer- und Neutralitätsverträge mit ihnen. Neue Bauernbewegung in Nordholland. Pläne der Hoeks auf Amsterdam. Aufstand im Hennegau. Elisabeth von Görlitz. Erwerb von Luxemburg und Chiny für Philipp. Gütliche Unterhandlungen mit dem Ritter von Sevenbergen. Abweisung von Philipps An-

igen. Verstärktes Beschießen und Bestürmen der Festung. Schiffs-
ürme mit Fallthüren. Hunger, Gold und Verrätherei. Bedingungen
r Kapitulation. Tiefe Demüthigung der Hoeks von Sevenbergen.
Huldigung der Stadt. Schicksal ihres Erbherrn.

Zum viertenmal sammelte Philipp aus seinen Erblanden
n Heer gegen Holland, größer noch, als das zuletzt hieher geführte.
ein Ritter oder Oberst durfte sich entschuldigen. Es strömten,
bgleich es mitten im Winter war, zusammen mit ihren Reisigen
r Prinz von Oranien, der Herr von Croy, der Landesmarschall
houlongeon, der Hofmarschall von Humbercourt, der Statthalter
oland von Uutkercken, die Herren von Salengis Lannoy Lichten-
eld Viefville, und viele andere berühmte Ritter. Der größte
heil des Fußvolks bestand wieder aus Bogenschützen. Viel
nehr aber, als früher, wurde schweres Geschütz ausgerüstet, und
ie Städte in Holland Seeland und Flandern erhielten Befehl,
hr Aeußerstes zu thun, um eine Menge großer Kriegs- und
astschiffe aufzustellen. Niemals sah man so viel Kanonen und
Schiffe beisammen, als sich im Januar 1427 vor Sevenbergen
ersammelten.

Denn dieser großen Stadt- und Wasserfestung, die sich ihrer
Inüberwindlichkeit rühmte, sollte es diesmal gelten. Vergebens
atte Philipp sie seit Jahr und Tag blokiren lassen. Jetzt hatte
r sich geschworen, von ihren Mauern nicht wegzuziehen, bis er
as Reichsbanner herunter gerissen. So berühmt und gefürchtet
ie Festung war, so unerhört waren auch die Anstalten, welche
ine Tafelrunde ausgedacht hatte, sie zu erobern. Gern er-
euerte er den Waffenstillstand zwischen Burgund und dem
auphin, obgleich des Letztern Kriegsvolk ihm plötzlich einen festen
laß weggenommen hatte. Philipp brauchte all seine Zeit und
lacht, um zuerst Holland zu erobern.

Während sich aber die Flotten und Kriegsschaaren rings
m Sevenbergen zusammen zogen, ließ Philipp zugleich ein
nderes großes Werk ausrichten. Das gesammte Landgebiet,

welches Jakobäa diente, der Halbkreis zwischen Leck und Yssel und sein weites Utrechter Hinterland mußten derart umzingelt gesperrt und geschlossen werden, daß Zufuhr dorthin unmöglich, mehr aber, daß auf keinem Punkte die Hoeks mit ihrer Flotte durchbrechen konnten. Das Heer der Burgunder sollte sicher sein, daß nicht, während es in den Belagerungsarbeiten steckte, plötzlich in seiner Flanke das Kriegsgeschrei der wilden Hoeks erschalle. Der Sieg von Brouwershaven war nur durch solche Maßregeln möglich geworden, Philipp wiederholte sie jetzt in noch größerer Ausdehnung.

Die Blockhäuser, welche er inzwischen hatte bauen lassen, ter Overtocht, ter Zydwinden, und die vielen andern, erhielten starke Besatzungen. Von Muyden an der Südersee zog sich eine Blockhäuserkette bis vor Schiedam und Rotterdam. Als Mittelpunkt dieser Kette erschienen das große und das kleine Blockhaus bei Alfen, welche durch eine Brücke verbunden und von drei Kapitäns befehligt waren. Auch an den Ufern der großen Flüsse, am Leck am Yssel an der Merwede, waren Blockhäuser errichtet. Wo sie den Stromlauf noch nicht völlig beherrschten, wurden in Mitte der Flüsse große Kriegsschiffe vor Anker gelegt. Da diese Fahrzeuge viel Geschütz und Mannschaft trugen, so bedurfte es ungemein dicker und kostspieliger Ankertaue, um sie in der Strömung festzuhalten.

Während nun der verbündete Herzog von Geldern es unternahm, das Utrechter Land an seiner Ostseite kriegerisch zu umklammern, blieben noch dessen Eingänge in die Südersee übrig. Diese zu schließen, hatte Philipp große Anstrengungen gemacht. Am Ausfluß der Vechte standen Muyden und Weesp neu befestigt, und hier lag l'Isle Adam mit ansehnlicher Kriegsstärke. Auf der Südersee aber war eine Flotte gerüstet, welche mit den Pikarden sich zur Mündung der Eem begab. In den letzten Januartagen ging von dort ein Bote ab mit der Nachricht, die Flotte sei in die Eem eingegangen. Der Bote kam zuerst zu Roland, der inzwischen den Oberbefehl vor Sevenbergen führte,

d suchte dann den Herzog in Zierickſee auf; denn dieſer war
ld in Holland bald in Seeland, um ſeine Anhänger anzu=
iben. Er kehrte jetzt in's Lager von Sevenbergen zurück, und
ß den Angriff auf die Stadt beginnen.

Von der Land= und Waſſerſeite wurde ſie ſo eng um=
loſſen, daß ohne heftigen Zuſammenſtoß Keiner mehr herein
er heraus konnte. Sofort begannen die Scharmützel. Auch
ſandte Philipp auf Land= und Waſſerwegen zahlreiche Streif=
aaren, um Hoeks, die ſich etwa nähern wollten und ihren
eunden Proviant und Kriegszeug bringen, zu vertreiben. Die
lagerten aber ſahen von ihren Mauern ein ſeltſames Schau=
el. Auf verſchiedenen Stellen der Gewäſſer rings um die
tadt legte ſich ein Haufen von Flößen Laſt= und Kriegsſchiffen
ſammen, jedes Schiff dicht an das andere. Durch Anker und
eile wurden die Fahrzeuge befeſtigt, ſo daß ihre Verbindung
ſtand hatte. Auf den ausgedehnten Floßbreiten, die dadurch
tſtanden, errichtete man Häuſer, Kochheerde mit hohen Kaminen,
peiſeſtuben, offene Hallen, Kirchen, kurz eine ganze Stadt über
m Waſſer. So prachtvoll und ſo wohnlich es nur anging,
urde Alles hergeſtellt. In des Herzogs Gemächern waren
Säulen mit Tüchern umwunden, die Wände mit goldge=
tten Teppichen überzogen. So ſchaffte Philipp ſeinen Rittern
d beſten Truppen Schutz und Wohnungen gegen Froſt und
iwetter, und ſchob zugleich ſeine Macht gegen die Thore der
tadt ſo weit vor, daß er auf den Flößen die Kanonen auf=
anzen, und mit Kugeln und Pfeilen die Stadt beſchießen konnte.

Allein das Alles blieb eine harte Arbeit und zwiſchen Eis
d Schnee. Die Nordſee iſt ein wildes Waſſer. Stürme
ſen öfter die Flottentheile von ihren Ankern, und warfen Schiffe
d Häuſer krachend und zerſchellt gegen die Mauern. Die Ge=
ütze ſetzten allerdings der Stadt heftig zu, jedoch auch der Herr
n Sevenbergen hatte ſich vorgeſehen. Tüchtige Männer waren
i ihm verſammelt, Florenz und Johann von Heemſtede, Johann
n Oſtende, Dietrich von Sandvoorſt, Peter von Votland, und

noch ein Dutzend andere hoekische Edelleute. Sie hatten versuchtes Kriegsvolk eingenommen, darunter deutsche Reiter, und sich mit allem Nöthigen wohl versehen. Niemals wurden sie müde, kraftvolle Ausfälle zu machen, und der Sieg war eben so häufig bei ihnen, als auf Seiten des Feindes. So nahe auch Geschütz und Kriegsmaschinen gegen die Stadt vorrückten, so unaufhörlich sie die Thore bearbeiteten, Sevenbergen stand unüberwindlich. Die Belagerung zog sich von Woche zu Woche, und schon von einem Monat in den andern. In Folge der harten Arbeiten mitten im Winter brachen im Heer der Belagerer pestartige Krankheiten aus, welche selbst in den Reihen der vornehmen Burgunder wütheten. Auch der Hofmarschall Humbercourt wurde ihr Opfer. Hätte Philipp, wie vor Dortrecht Jakobäa, bloß die gewöhnlichen Landesaufgebote zu Befehl gehabt, längst wären sie heimgezogen. Seine Söldner und Ritter aber waren in anderer Kriegsschule groß geworden. Auch die holländische Flotte durfte nicht daran denken abzuziehen, Philipp wußte sie festzuhalten. Er gebot hier ja, wie ein Fürst im eigenen Lande. Im Lager selbst hielt er Landtag, zu welchem die Räthe und Abgeordneten aller Städte erscheinen mußten.

Unterdessen waren die Hoeks in Gouda und im Utrechtschen nicht müßig. Trotz aller burgundischen Forts und Blockschiffe streiften ihre Schaaren bis vor die Thore der Großstädte. Ganz Holland war wie in ein Raublager verwandelt. Philipp schrieb aus dem Lager im März an seine Amtleute in Holland der Städte Klagen: „daß man niemals in Sicherheit fahren noch kehren könne auf irgend einer Straße, nicht im ganzen Lande, nicht von einer Stadt zur andern, nicht in der Umgegend, weil seine Feinde und Verbannten zu allen Zeiten dort umher im Hinterhalte lägen, und Wachen aufstellten auf seine guten Leute, um sie niederzuwerfen, zu schlagen und zu fangen, wodurch sie verderblich beschädigt würden.“ Immer mehr Gemeinden schlossen Steuer- und Sicherheitsverträge mit Jakobäa, sei es aus geheimer Anhänglichkeit an die Landesfürstin, oder

Schutz vor dem Wüthen ihrer Kriegsvölker zu erkaufen.
sandte aus dem Lager Befehle: in allen Pfarrkirchen
rkündigt werden, daß Leib und Gut verliere, wer etwas
e Feinde steuere. Drohend verlangte er die Namen der
ften zu wissen, welche Sicherheitsverträge mit den Hoeks
sen.

m diese Verträge, welche ihm zum Hohn und den Hoeks
ößten Nutzen gereichten, abzuwenden, bestätigte er lieber
ie Neutralität, welche die Einwohner von Gorkum Woer=
d andere Städte und Landschaften, die rings um Jako=
Gebiete gelegen waren, ja selbst das mächtige Dortrecht,
ouda Schoonhoven und den übrigen Städten der Hoeks
en. Es war dies das einzige Mittel, um noch einiger=
Handel und Verkehr aufrecht zu halten.

ie Kennemer weigerten sich schon im Februar, all die
digen Bußgelder, welche sie noch schuldig waren, zu ent=
Philipp mußte eine neue schreckliche Bauernerhebung
. Er beeilte sich, von Sevenbergen aus den Prinzen
ranien und l'Isle Adam mit einer starken Heeresmacht
aerlem zu schicken, und schrieb den Kennemern: „diese
hätten Befehl, ihr ganzes Land mit Schwert und Brand
püsten, wenn man ihnen nicht sofort Beamte und Be=
nach Haerlem schicke, um sich wegen der rückständigen
abzufinden."

akobäa sandte unterdessen von Neuem ihre offenen Briefe
terschaft Städte und Gemeinden, sie bei ihrer Ehre und
zu mahnen, von dem Fremden abzulassen und ihrer rechten
ürstin beizustehen. Zugleich aber sammelte sie ihre ganze
und beschloß, rasch auf Amsterdam loszugehen. Roland
itkercken erhielt Kundschaft davon. Seine Eilboten flogen
ortrecht Haerlem Amsterdam und zu den Kapitäns in den
usern: Alles solle Wache stehen, die Hoeks hätten einen
Kriegszug vor nach Amsterdam.

elang es hier, die Unternehmungen der Hoeks zu hindern,

so mußte Philipp seine Verbündeten im Nordosten, den Bischof Sweder und den Herzog von Geldern, einstweilen preisgeben. Er konnte ihnen nicht helfen. Der Postulat Diepholt bemeisterte sich der letzten feindlichen Burgen im Stiftslande, Sweder besaß nur noch Terhorst. Aber auch diese Burg mußte er im Februar den Geldernschen einräumen, weil er selbst sie nicht mehr halten konnte. Jakobäa hatte sich am 14. März mit dem Postulaten und den Utrechtern förmlich verbündet: was sie in Holland eroberten, sollte an Jakobäa fallen, was den Geldernschen entrissen würde, an Diepholt. Am selben Tage erließen der Postulat, Montfort, Langerael, und andere hoekische Herren ihre Absage an den Herzog von Geldern. Mit ihnen verbündeten sich der Graf von Diepholt und mehr als zwanzig Edelleute im Münsterlande. Schon begannen die verwüstenden Einfälle in's Geldernland; namentlich die Veluve, welche zwischen Ober- und Niederstift lag, wurde von beiden Seiten schrecklich mitgenommen.

Philipp wußte nur zu wohl, welchen Beweis der Schwäche er gebe, wenn er jetzt besiegt von Sevenbergen abziehe, wie Johann von Brabant von Schoonhoven. Eine einzige Niederlage, — und all seine Eroberungen standen wieder in Frage. Denn selbst aus dem Hennegau hörte er nicht wenig Bedenkliches. Auch dort wurde ein Aufstand vorbereitet. Ein Streich war geführt gegen Leben und Freiheit seines Vetters von Brabant. Schon hatten Jakobäas natürlicher Bruder, Ritter Ludwig, und sein Verbündeter, der englische Ritter Johann Blondel, auf eigene Hand Krieg mit Burgund eröffnet.

Während Philipp Vorkehrungen traf, der Städte Ath und Quesnoy, welche mit seinen Feinden im Einverständniß waren, sich besser zu versichern, seine Besatzungen und festen Plätze im Hennegau zu verstärken, der alten Herzogin aber, die mit ihrer Tochter Jakobäa heimlich Pläne spann und Kriegsvolk rüstete, die Freude zu verderben, griff er im Lager vor Sevenbergen zu anderen Mitteln, als Kriegsgewalt. Der französische Krieg aber schien ihm ganz gleichgültig geworden. Er ließ mit dem Dauphin

ıgern Waffenstillstand verhandeln, um alle Hände für Seven-
:gen frei zu haben.

Schon hatten seine Unterhändler einen großen Gewinn ge-
ıcht. Die Wittwe von seinem und Jakobäas Oheim Johann
ı Bayern, die einst vielumfreiete Elisabeth von Görlitz, kam
ihm in's Lager, und verschrieb ihm all ihre Länder. Diese
che Fürstin, welche in dem Rufe starb, daß sie das Ihrige
:thau und eine Buhlerin gewesen, war immer Geldes bedürftig
d von Schulden bedrückt. Sie hatte alle Kleinode und fahrende
ıbe ihres letzten Gemahls an sich gebracht, obgleich nach dessen
stament Philipp der Erbe war. Jetzt übertrug sie ihm durch
rtrag vom 14. März auf den Fall, daß sie ohne Leibeserben
rbe, nicht bloß all ihre reichen Leibzuchtsländer in Holland,
Voorne mit Briel, Arkel mit Gorkum Lederdam und v. d.
ıde, — sondern auch all ihre Rechte an den Grafschaften
xemburg und Chiny, die sie von ihrem Oheim König Wenzel
Pfand für ihre Ausstattung erhalten hatte. Schon jetzt aber
te in Luxemburg und Chiny die burgundische Regierung an-
ıgen, nur behielt sich die Fürstin die öffentlichen Einkünfte vor,
vie das gewinnreiche Recht, Aemter und Lehen zu vergeben.
ilipp übernahm dafür den größten Theil ihrer Schulden, ver-
ach, sie im ruhigen Besitz von ihres Mannes Habe und Schätzen
lassen, und zahlte ihr fortan ein Jahrgeld von dreitausend
hildthalern.

Auch mit dem Herrn von Sevenbergen hoffte Philipp sich
gutes Geld gütlich abzufinden. Nicht Ergebung forderte er,
r Neutralität, nur daß der große Raubkrieg vor den Thoren
rtrechts aufhöre. Einige mit dem Ritter Gerhard befreundete
elleute mußten zunächst einen Waffenstillstand vermitteln. Dann
erhandelten Gaesbeck, welcher sein Vetter war, und Mehrere
vornehmsten Burgunder lange Zeit. Allein der freie Herr von
venbergen wollte sich auf nichts einlassen. Philipp ließ ihm
lich große Geldsummen bieten, wenn er nur das Einzige zu-
:ehe, daß er neutral bleiben wolle. Ja, es sollte ihm sogar

freistehen, im Falle es zum offenen Kampfe zwischen Jakobäa und dem Herzoge komme, auch dann noch zu wählen, ob er mit den Waffen auf die eine oder andere Seite trete. Selbst dieses Anerbieten wies der treue Mann zurück: nimmer wollte er thatlos zuschauen, wie der Burgunder ohne Feldschlacht die edle Fürstin mit seiner Uebermacht langsam umzingele und erdrücke.

Philipp war über die Zurückweisung seines Goldes und seiner Anträge tief erbittert. Jetzt bot er das Aeußerste auf, koste es was es wolle, Sevenbergen zu bezwingen. Härter wurde die Festung umschlossen, eifriger bestürmt. Aus allen Geschützen und Kriegsmaschinen hagelten Tag und Nacht die Geschosse auf die unglückliche Stadt, und verwandelten Häuser und Straßen in Schutthaufen. Vom Anfang des Aprils an verließ Philipp das Belagerungsheer nicht wieder. Hatte nun schon seine Stadt auf dem Wasser Verwunderung erregt, so erschienen noch unerhörter seine neuen Anstalten. Es wurden hölzerne Belagerungsthürme gebauet, auf Schiffe gesetzt, und hoch an starken Masten befestigt. Mit Hülfe kleiner Schnellsegler, so viel nur Segel und Ruder leisten wollten, fuhr man die Schiffsungethüme an den Feind heran, und während die Besatzung Feuer und Kugeln, Pfeile und Wurfspieße schleuderte, suchte sie von ihrer Höhe Fallbrücken auf die Mauern nieder zu lassen. Doch auch diese neue Art alter Belagerungskunst hatte geringen Erfolg, wahrscheinlich, weil selbst der reiche Burgunder nicht viele Schiffsthürme auf einmal im Gefecht haben konnte. Schrecken konnten sie verbreiten, weil sie kund gaben, was Alles noch die Belagerer unternehmen würden.

Die Hoeks unterdessen sammelten ihre Kräfte zu einem Ausfalle in Masse. Der Feind erhielt Kenntniß davon. Ein blutiger Zusammenstoß folgte, ein grimmiger Kampf. Auf burgundischer Seite fielen Dietrich Gheerboden, der Bastard von Maldeghem, und noch drei oder vier hervorragende Männer: doch den größten Verlust hatten die Belagerten.

Allmählig aber begann der Hunger den Belagerten zuzusetzen, und die Bürger wurden unmuthig. Faßt ein Vierteljahr lang hatten

Sevenberger nicht die mindeste Zufuhr bekommen, was kaum zu
nken war, da selten eine so große Stadt jemals so lange eng
schlossen blieb. Die Beharrlichsten in Philipps Lager ließen die
ffnung fahren, daß ihr Heer jemals das Innere von Seven-
rgen zu sehen bekomme. Man rechnete, diese Belagerung habe
on Millionen Goldthaler an Kosten verschlungen. Philipp
erzte von der Belagerung Trojas, die zehn Jahre gedauert,
d daß die Burgunder, als sie unter Brennus Führung auf
m marschirten, die Stadt auch nicht auf einmal gewannen.
sgeheim aber ließ er es nicht an Geld und Ränken fehlen,
t sich unter den belagerten Bürgern eine Partei zu machen.
e hatten früher reichlichen Proviant auf die Burg geliefert,
d verlangten jetzt davon in ihrer Noth. Herr Gerhard dachte
och mit Proviant zu sparen bis auf's Aeußerste. Vergebens
türmten sie ihn, „sie könnten die Schrecken einer solchen Be-
erung nicht mehr ertragen, die ganze Stadt müsse verderben,
sere und rühmlichere Bedingungen, als Philipp ihm angeboten,
nte er ja nimmer wünschen." Der Ritter von Sevenbergen
eb unbewegt. Noch immer hoffte er auf Entsatz von Deutschland
. Er konnte sich in die Vorstellung gar nicht finden, daß er,
reichsfreier Herr uralten deutschen Adels, vor einem wälschen
rsten sollte zu Grunde gehn! Kaiser Sigmund aber konnte
der nichts schicken, als Briefe auf Briefe, worin er den be-
chbarten Fürsten und Städten befahl, dem Bedrängten zu
lfe zu eilen. Wie großen Schall aber machten noch kaiserliche
iefe, wo man nichts mehr hörte, als burgundische Kanonen?

Das fürchterliche rastlose Beschießen der Stadt, der nagende
nger, und burgundische Bestechung dazu und Verrätherei
chten die Festung endlich zum Falle. Die Bürger machten
mlich ihren Vertrag mit dem Herzog, und sagten ihrem Erb-
rn die Treue auf. Verrathen und bedrängt von seinen Unter-
nen mußte der Herr von Sevenbergen die Schlüssel übergeben.
rzehn Wochen hatte er eine unerhörte Belagerung ausgehalten
en die ganze Macht der Burgunder und holländischen Groß-

städte. Nicht der Feind, nur der Verrath in seinen eigenen Mauern brach seinen Widerstand.

Jetzt aber lauteten Philipps Bedingungen anders:

„Erstens: Der Herr von Sevenbergen übergibt in des Herzogs Hände Stadt Burg und Gebietsherrschaft von Sevenbergen.

Zweitens: Er und alle Edelleute, welche mit ihm in Stadt und Schloß, ergeben sich in des Herzogs Gnade, vorbehalten Leib und Leben, und gehen nach Lille in's Gefängniß in einer oder mehreren Herbergen, wie man sie ihnen anweist.

Drittens: Der Herr von Sevenbergen, die Edelleute, und auch die andern Fremden überliefern dem Herzog all ihre Kanonen Pulver Steinkugeln Fuß- und Handbogen Pfeile Schlepp- und andere Schiffe und sämmtliches Kriegszeug und was dazu gehört.

Viertens: Die Fremden, nämlich die kleinen Gesellen, können abreisen, wenn sie Urfehde leisten, wie Brauch ist, d. h. sie sollen schwören, niemals Waffen zu tragen oder irgend etwas zu thun wider den Herzog und alle seine jetzigen und künftigen Lande und Leute.

Fünftens: Alle, welche von des Herzogs Seite in Sevenbergen gefangen liegen, in der Hand oder Macht Eines des Vorbesagten sich befinden, werden frei ohne Lösegeld.

Sechstens: Die Bürger Ansässigen und Einwohner von Sevenbergen leisten dem Herzog Huldigung und Empfang als ihrem rechten Landesherrn, und damit ist alles abgethan und verziehen, was sie oder der Herr von Sevenbergen und seine Genossen oder ihre Leute gegen ihn und gegen Land und Leute von Holland und Seeland Uebeles gethan."

Nackt und bloß also mußte der mächtige Herr von Sevenbergen sein Land und seine Leute verlassen. Noch eine andere feierliche Demüthigung blieb ihm nicht erspart. Sein Zeitalter wollte Alles symbolisch ausgedrückt haben, damit ein Ereigniß in's Gewissen und Denken der Menschen leibhaft eintrete, und

hilipp war auch nicht der Mann, dergleichen seinen Feinden zu
lassen. Am 11. April kam ein langer Trauerzug von der
urg herunter. An der Spitze ging der Herr von Sevenbergen,
m folgten die hoekischen Edelleute. Sie waren sämmtlich ohne
chmuck und Waffen, im einfachen Wams, ohne alle Habe. Sie
ugen einen Strick um den Hals: dies war das Zeichen, daß
r Leben von des Siegers Gnade geschenkt sei. Philipp aber
ß in seinem fürstlichen Glanze, umgeben von Rittern und
erren und wogender Volksmenge. Die Gefangenen thaten,
ie es Brauch war, vor ihm einen Fußfall, und der Seven-
rger sprach die Worte, welche man noch ziemlich glimpflich
reinbart hatte. Die Formel lautete: „Hochwohlgeborener Fürst,
nädiger Herr! Ich habe gefrevelt gegen Euere Gnade und
ure Lande und Untersassen. Deshalb komme ich in Euere
nade, und übergebe selbst mich Euch gefangen, und übertrage
nd überliefere Euerer Gnade meine Stadt Schloß Land Herr-
hkeit und Untersassen von Sevenbergen mit allem, was dazu
hört, ausgenommen meinen Leib, und bitte demüthig Euere
nade, daß sie alles vergeben wolle mir und den Rittern und
nappen, die mit uns gewesen und in's Gefängniß gehen und
urer Gnade Bestimmung erwarten." Und damit begaben sich
e hoekischen Herren in die Gefangenschaft.

Also geschah am 11. April 1427. Am 12. schwuren „die
einen Gesellen", und zogen ab mit Harnisch und Habe. Am
3. sah der Herr von Sevenbergen seine schöne Stadt zum
tenmale, und zog mit den übrigen Edelleuten und ihren
Beibern in die Gefangenschaft nach Lille. Die Sieger freueten sich
er großen Schätze, welche die Hoeks seit Jahren in die große
aubstätte eingeschleppt hatten. Am 14. leisteten die Bürger
em Herzog den Huldigungseid, „daß sie ihn erblich und ewig
ls ihren rechten Landesherrn halten, und Stadt und Schloß
r ihn gegen Jeden, wer es auch sei, getreu bewahren wollten."
ie empfingen darauf von ihm den Fürsteneid, daß er sich gegen
e verhalten wolle als ein treuer Fürst gegen seine Unterthanen.

Eilends aber erfüllte Philipp Stadt und Schloß mit seinen Soldaten, und setzte Croy als Befehlshaber ein, damit fortan die wichtige Stellung, welche die Wasserstraßen beherrschte, seinen Händen nicht wieder entschlüpfte.

So war nun auch Sevenbergen burgundisch, und sein früherer Herr hatte in zehnjähriger Gefangenschaft Muße, darüber nachzudenken, daß die Zeiten sich doch wirklich geändert, daß nicht mehr des Kaisers und Reiches Recht gelte, sondern Macht und Wille der Fürsten, welche die Länder zusammenschlugen und die kleinen Herren erdrückten. Lille war Philipps Hauptkastell, hinter dessen Mauern er seine Gefangenen so lange festhielt, bis sie mürbe waren und nicht mehr schaden konnten. Erst als Jacobäa gestorben, ließ er ihre tapferen Ritter los, nachdem sie Urfehde geleistet. Der ehemals so hoch angesehene Herr von Stadt und Land Sevenbergen wanderte davon, den Stecken in der Hand. Er starb zu Kaiserswöhrt am Rhein in Armuth und Elend. Oefter hörte man ihn sagen: „Herzog Philipp habe ihm seine Bedingungen nicht gehalten.“ Wahrscheinlich hatte er außer jener öffentlichen Kapitulation noch geheime Zusagen bekommen. Sonst würde sich dieser Mann mit den hoekischen Edelleuten wohl nicht in einer Art unterworfen haben, welche ihnen ja Nichts versicherte, als das nackte Leben im Kerker.

Sechstes Kapitel.

Tod Johanns von Brabant.

Philipps Heereszug nach Utrecht aufgegeben. Johann von Brabant. Universität Löwen. Philipp und die Brabanter Stände. Gefährliches Dachsgraben. Heimliche Rüstungen im Hennegau. Bastard Ludwig von

ayern und Ritter Blondel. Malmaisons Eroberung. Pläne der Ver-
)worenen. Anschlag auf Fortschleppung des Herzogs von Brabant.
eine letzten Augenblicke. Chevaliers Hinrichtung. Philipp ohne Voll-
acht. Seine Vorwände. Verständigung mit Bedford. Philipps Rechts-
tel für Holland. Bedingungen der Huldigung. Philipps Vortrag an
e Hennegauer. Fürstentreue in Mons. Zwei Ständeversammlungen.
efehdung von Mons. Der Tag zu Valenciennes. Entscheidung in
Mons durch das allgemeine Stimmrecht. Erklärung der Landstände gegen
akobäa. Philipps Huldigung. Die Schöffen in Mons und ein Bastard.
Escaudeuvre und Malmaison.

Es war Philipps Vorsatz gewesen, von Sevenbergen in's
trechter Hochstift zu ziehen, und den Hoeks ihr gewinnreiches
interland zu entreißen. Allein die lange Dauer der Belagerung,
e Schwäche seines Heeres, welches arg gelitten hatte, und die
achrichten aus Brabant bestimmten ihn, den Plan aufzugeben
nd eilig nach Brüssel zu reiten.

Jakobäas zweiter Gemahl, Herzog Johann von Brabant,
atte in den letzten Jahren, während sie mit dem Burgunder
blutigen Kriegen lag, völlig still gesessen. Das bischen Kraft,
as er aufzuwenden hatte, war frühzeitig mit liederlichen Gesellen
erbraucht, und das fürchterliche Blutgericht von Brüssel, welches
hm die vertraueten Genossen unter das Beil schleppte, hatte seine
chwächliche Natur erschüttert. Jetzt trat dieses Fürsten eigentliche
Sinnesart hervor, welche gut geleitet für sein Land hätte wohl-
thätig sein können. Er wurde fromm, betete viel, und besuchte
eifrig die Kirchen. Seine Diener hatten an ihm einen gütigen
und geduldigen Herrn, und seine Hand war stets zu Almosen
geöffnet, so sehr, daß man ihn den Armenvater hieß. Als der
Pabst seine Ehe mit Jakobäa nicht verworfen hatte, war er froh
in seinem Gewissen, gerieth aber in Angst und wehrte sich mit
Händen und Füßen, wenn darauf die Rede kam, ob es nicht
besser sei, daß seine Gemahlin zu ihm zurückkehre.

Außer seiner alten Lieblingsneigung, in seiner Kammer zu
schmieden oder im stillen Walde kleinen Thieren nachzustellen,

fand er jetzt auch Geschmack an den sanften Künsten des Friedens. Er gesellte sich zu einer Brüsseler Genossenschaft von Meistersängern, welche sich „das Buch“ nannte, und ging auf Anregung des Grafen Engelbert von Nassau damit um, in Brüssel eine Universität zu stiften, damit die Studenten aus den Niederlanden nicht mehr nach Paris und Orleans, nach Köln und Erfurt zu gehen brauchten. Doch der rauhe Sinn der Bürgerschaft verschmähete die Universität. Die Brüsseler hatten einst genug unter der Zügellosigkeit des Hoflebens gelitten. Jetzt wo sie das Regiment ihrer Stadt wieder erobert hatten, erklärten sie dem Herzog rund heraus: Zucht und Sitte ihrer Töchter sei ihnen lieber, als das Geld der Studenten sammt der Wissenschaft ihrer Professoren. Von den Brüsselern zurückgewiesen, wurde nun die Universität zu Löwen gegründet, in der alten stillen Herzogsstadt, wo die Gelehrten und ihre Schüler auch schönere Muße fanden, als in dem unruhigen Brüssel. Pabst Martin V. ertheilte für die Löwener Hochschule dieselbe Bulle, wie für Leipzig Köln Wien Padua und Merseburg, und am 2. Oktober 1426 hatte Herzog Johann endlich die Freude, in feierlicher Versammlung dem Rektor das hohe und niedere Gericht über die gesammte Universitätsgenossenschaft zu verleihen, den Professoren aber ihre Lehrstühle in drei Fakultäten — der Rechte, der Medizin, der freien Künste — zu übergeben. Ein Ausschreiben an alle Könige Kurfürsten Bischöfe und Fürsten der Christenheit gab ihnen Kenntniß von dieser Stiftung, und fügte die Bitte hinzu, die neue Universität in ihren Landen zu verkünden.

In Staatsgeschäften fügte sich Johann folgsam dem Grafen von Nassau und den Landständen. Sie merkten eifersüchtig auf den Einfluß des Herzogs von Burgund, und vereitelten ihm jede Anstrengung, wenn er aus Brabant eine nennenswerthe Kriegshülfe ziehen wollte. Innerlich jedoch blieb ihr Fürst abhängig von seinem energischen Vetter von Burgund. Philipps Einwirkung war es auch zuzuschreiben, daß Johann ihm freie Hand ließ in Jakobäas Landen, und daß man noch immer ihrer Mutter

die geraubten Witthumsgüter vorenthielt. Die Hoffnung, ihr Vermögen wieder zu bekommen, sollte die alte Herzogin Margaretha hindern, mit ihren großen Geldmitteln der Tochter beizustehen. Ein arger Vorfall erinnerte plötzlich den Brabanter Herzog, daß man ihn von jener Seite nicht ungefährdet lasse.

Zu Anfang des Dezembers, als Philipps Heer sich vor Sevenbergen sammelte, belustigte sich der Brabanter Fürst im schönen Walde von Soignies mit Graben des Dachses. Dergleichen war seine Freude. Man schickt den Hund in den Bau des Thieres. Auf der Stelle, wo er im Innern der Erde den Dachs anbellt, wird von oben her solange hineingegraben, bis das kleine Wild gefaßt wird. Entspringt es, muß man mit Hunden oder Geschossen zu seiner Jagd bereit stehen. Während der Herzog eifrig dabei beschäftigt war, fiel es den Leuten seines Gefolges auf, daß zwischen den Bäumen sich zwei fremde Männer zeigten. Man griff nach ihnen. Der Eine entsprang, der Andere erwies sich als ein Hennegauer Kriegsmann aus der Gegend von Ath, Johann Chevalier von Maesfeld. Da er sein verdächtiges Warten hinter den Bäumen nicht genügend erklären konnte, so führte man ihn nach Brüssel und nahm ihn in Untersuchung.

Seine Aussage lautete: „Er habe in der Schlacht bei Brouwershaven gegen die Burgunder und Kabeljaus gefochten, sei aber von Ritter Johann von Vilain zum Gefangenen gemacht. Dieser habe ihm lange auf seiner Burg zur Sterebeke festgehalten, und ihn endlich nur deshalb freies Geleit gewährt, damit er ein Lösegeld von zweihundert Kronen aufbringe. Darum sei er in seine Heimath zurückgekehrt, und habe sein väterlich Gut verkauft. Nun wolle der Käufer nicht zahlen und rede sich damit aus, der Hennegauer Großrichter habe, weil Chevalier ein erklärter Anhänger der vertriebenen Fürstin sei, die Kaufgelder mit Beschlag gelegt. Das sei der Grund, weshalb er an den Brabanter Hof gekommen: er habe einen befreundeten Ritter aufsuchen wollen, der bei dem Herzoge, welcher ja auch im Hennegau

fürstliche Gewalt ausübe, ein Fürwort einlege, damit der Kaufgelder-Arrest aufgehoben werde. Seinen entsprungenen Gefährten aber kenne er nicht weiter, als daß es ein gewisser Peterken aus dem Limburgischen sei. Er habe ihn unterwegs getroffen und mitgenommen, weil er selbst des Weges und der Landessprache unkundig."

Diese Ausrede schien wenig glaublich, und man erwiederte ihm: „Als des Herzogs Feind habe er allerdings sein Gut verwirkt, das habe er längst gewußt, und werde wohl nicht selbst kommen, um anzugeben, bei wem es sei." Der Henker brachte nun die Folter herbei. Anfangs hielt Chevalier sie aus, und schrie nur immer: „Man solle ihm lieber das Haupt abschlagen, er und sein Gefährte seien weder Räuber noch Mörder, sie hätten nicht einmal Messer bei sich geführt." Allein die Furcht vor weiteren Qualen entriß ihm nach und nach weitere Bekenntnisse. Wollte er zu bekennen aufhören, so ließen die Richter ihn wieder peinigen. Dies dauerte vier Tage lang, und so folterte man nach und nach aus ihm ein Geständniß heraus, welches er schließlich in Gegenwart von Räthen und Landständen aus Brabant und Burgund ablegte. Es war folgendes:

„Der Fürstin Mutter, die alte Herzogin im Hennegau, und ihre Freunde seien in großen Rüstungen begriffen. Boten schlichen hin und her zwischen dort und Holland. Auch ständen sie im Einverständniß mit zwei Rittern: der Eine sei Jakobäas natürlicher Bruder, Ludwig von Bayern, derselbe, welcher mit seinem wilden Bruder Eberhard einst den Schatzmeister von Brabant, Wilhelm v. d. Berge, erschlagen, und der Andere sei ein Engländer, Johann Blondel. Ritter Ludwigs festes Schloß Escaudeuvre liege hart an der Hennegauer Gränze im Bisthum Cambray, dessen Bischof bekanntlich einer der vorzüglichsten Parteigänger Burgunds. Von dieser Burg aus mache man fleißig Streifzüge auf Herzog Philipps Anhänger und Unterthanen, und schleppe Beute und Gefangene weg. Ritter Johann sei mit wenigen Gesellen an Malmaison, des Bischofs beste Burg, herangeschlichen.

n dunkler Nacht hätten sie den Graben durchwatet, auf Leitern
e äußere Mauer erstiegen, und Stellung genommen an der
ugbrücke des inneren Burghofs. Sobald der Thorwart am
ühen Morgen die Brücke niedergelassen, wären die Verwegenen
neingestürmt, der Thorwart sei auf der Stelle erschlagen, der
ommandant im Bett ergriffen, die Burg genommen. Da seien
londel Söldner genug zugeströmt, mit denen er weit und breit
s Land brandschatze, selbst von dem burgundischen Kriegsvolke
hmen viele an den fetten Raubzügen Theil.“ Blondel erklärte
äter: er habe Malmaison nur als Pfand angenommen, und
ne Raubfahrten bloß deshalb angestellt, damit die Herzoge von
edford und Burgund ihn mit dem englischen Könige versöhnten,
d er seine Güter in England wieder erhalte. Dergleichen war
rauch in jenen Zeiten, wo die Gerichte so unbehülflich waren,
ie ihre Ergänzung durch das Fehderecht.

Chevalier erzählte ferner: „Die alte Herzogin habe auf
rem Schloß zu Quesnoy 120 Kriegsknechte zu Fuß und
ischen 40 bis 50 zu Pferde. Jede Nacht gehe ein Hauptmann
imlich auf Schau, wie man eine benachbarte Feste überrumpeln
nne. Schon hätten sich die Städte Quesnoy und Ath unter
nander verpflichtet, wenn es Krieg gebe, keinem Andern als der
ürstin beizustehen. Auch sollten ihr Eberhard von Mercken und
ei andere Edelleute fünfhundert Reiter zuführen. Man habe
n Plan gehabt, nach Allerheiligen loszubrechen, und rasch den
rrn von Enghien und andere Adelige von der burgundischen
artei mit Fehde überziehen. Auch sei verabredet, sobald der
tere Herr von Enghien nach der Abtei St. Ghislain komme,
lle man über seine Stadt herfallen, ihn selbst aber aus dem
loster holen. Für Lösegeld solle er dann nicht mehr sorgen,
nn auf der Stelle müsse er sterben. Es seien bereits vier
rke Pfähle mit Eisenspitzen gemacht, um Enghiens Kammer,
nn er in St. Ghislain Herberge nehme, einzustoßen.“ Als
rzog Philipp von diesen Geständnissen Kunde erhielt, beeilte er

sich, nach St. Ghislain mehr Soldaten zu schicken, und die Festungswerke noch dauerhafter zu machen.

Den Anschlag auf Herzog Johann gestand Chevalier zuletzt. Auf seinen Gängen, um das Lösegeld zu sammeln, kam er auch nach Quesnoy zur Herzogin-Wittwe. Am St. Andreasabend, als sie gerade zum Händewaschen und Abendessen gehen wollte, sagte sie zu ihm in Gegenwart des Herrn von Binchy: „Ob er nicht nach Brabant gehen und auskundschaften wolle, in welcher Weise ihr Neffe, der Herzog, gewöhnlich auf die Jagd ziehe, zu Fuß oder zu Pferde, bewaffnet oder nicht, und mit wieviel Begleitern? Ein gewisser Peterken solle ihr das überbringen, während er wieder auf der Sterebeke bei Frau von Vilain bleibe." Der Auftrag war ihm gar nicht recht, die Fürstin aber drang in ihn mit den Worten: „Hab und Gut habe er ja ihretwegen doch einmal geopfert, da müsse ihm sein Leben nicht so theuer sein, daß er es nicht für sie wage, um wieder zu Vermögen zu kommen."

Später fragte ihn Binchy: „Ob er den Herzog nicht auch fangen, und nach Quesnoy bringen könne? Habe man den Herzog einmal fest, so bekämen die Fürstin und alle Beraubten ihr Vermögen wieder, und dann sei sie um so freier gestellt gegen den Herzog von Burgund." Es hieß auch, sie habe zum Burgunder geschickt, daß er ihr entweder wieder zu ihrem Eigenthum verhelfen müsse, oder ihr zugestehen, daß sie sich selbst vertheidige. Chevalier stellte dem Herrn von Binchy vor: „den Herzog von Brabant aufzuheben, brauche es hundert Mann und mehr." Allein Jener sagte: „Wir wollen es schon machen, wenn wir nur erst des Herzogs Art und Weise wissen." Es sollten vier auf vier Mann, jeder einzeln, sich nach Namur, von da in die Gegend von Wawern begeben, und dort sich heimlich versammeln. Otto de la Motte, bei welchem sich Peterken aufhielt, hatte ein englisches Fangseil, eine Karkant, wie man es einem über den Kopf warf, wollte man ihn plötzlich fangen, jedoch nicht tödten. Dieser selbe Otto de la Motte brachte von Jakobäa an die Mutter

Tags einen Ring, mit einem viereckigen Steine. Sobald
: diesen Ring erblickte, schickte sie gleich zu Chevalier: „Sie
sich eiligst nach Brabant aufmachen, es sei an der Zeit."
Die entsetzten Richter forschten nun aus, was denn für ein
ihrem Fürsten zugedacht gewesen, im Falle er mit der
it gefangen und fortgeschleppt worden? Chevalier erklärte,
eschlossen war, den Herzog heimlich nach Quesnoy zu
n, denn dort würden ihn die Brabanter nicht suchen. Man
dann von Cambray und anderen Städten kaiserliche No-
ach Quesnoy kommen lassen, und den furchtsamen Herzog
nge genöthigt, bis er eine Urkunde unterschrieb, daß er
id Seeland und Hennegau abtrete, und wegen des ihm
hanen sich ewig friedlich verhalten wolle. Dann wollte
den Brabanter Ständen schreiben: „Wenn sie zuvor ge-
, sich an der Fürstin nicht zu rächen, sollten sie ihren
g wieder haben." Am Leben aber wäre ihm nichts ge-
i: Jakobäa hatte ausdrücklich befohlen, daß ihm kein Leid
han werdt. Freilich war auch Rede gewesen, ihn nöthigen
nach England in Sicherheit zu bringen.

Dieser verwegene Plan setzte Alle, die davon hörten, in
den und Erstaunen. Des Herzogs Bruder, Graf St. Paul,
andere Edelleute erklärten: „Chevalier müsse man öffentlich
hten." Allein der bängliche Fürst, welchem der Anschlag
en hatte, meinte: „Verbrechen gegen andere müsse er rächen,
lier aber habe nur gegen ihn selbst gefrevelt, und das wolle
rzeihen, damit ihm Gott die eigenen Sünden vergebe: am
reitag solle Chevalier los und ledig sein."

Am grünen Donnerstag aber, den 14. April, starb der arme
g. Er ritt gerade von der Ständeversammlung in Lier mit
n Bruder wieder heim nach Brüssel, als ihn hinter Vil-
en plötzlich eine Krankheit niederwarf. Erst spät Abends
er und mit vieler Noth in die Stadt. An seinem Todes-
mußte man, nachdem er gebeichtet hatte, in seinem Gemach
Messen lesen. Dann lag ihm die Fußwaschung am Char-

freitag am Herzen, welche nach altem Brauche zum Gedächtniß, daß der Heiland seinen Jüngern den niedrigsten Dienst aus Liebe leistete, der Fürst selbst an dreizehn Armen vornahm. Nachdem er angeordnet, welche Edelleute ihn dabei vertreten sollten, wurde er schwächer, fing das Miserere zu beten an und starb bei den ersten Worten. Da er noch so jung war und so plötzlich in tödtliche Krankheit gefallen, flüsterte man sich von Vergiftung zu. Das Wehklagen der Frauen und Armen, die Thränen seiner Diener folgten ihm in's Grab.

Nachfolger wurde sein Bruder, der Graf von St. Paul. Er wollte nach Humfrieds Abzug aus dem Hennegau eine Pilgerfahrt in's heilige Land machen, hatte sich aber in Rom vom Pabste, der ihm des Weges Gefährlichkeit vorstellte, zurückhalten lassen. Jetzt wurde ihm bei seinem fröhlichen Huldigungseinzug in Brüssel das Vergnügen, die vergrößerten Freiheiten zu bestätigen, die unter seiner Regentschaft die Bürger sich erobert hatten. Einer seiner ersten Befehle war, daß er Chevalier durch den Brüsseler Oberrichter den Prozeß machen, und ihn auf offenem Markte enthaupten ließ. Der Körper des Gerichteten wurde geviertheilt, und je ein Stück vor den vier Hauptstädten des Landes aufgesteckt, der Spieß vor dem Löwener Thor zu Brüssel trug das Haupt des Hochverräthers. Dies blutige und häßliche Schauspiel sollte von so großem Frevel zurückschrecken.

Philipp war erst ein paar Tage zuvor als Herr und Sieger in Sevenbergen eingeritten, als man ihm das Hinscheiden seines Brabanter Vetters meldete. Dieser Todesfall hätte mit einem Schlag die ganze Lage der Dinge ändern müssen. Denn woher rührten die Ansprüche, welche Philipp gegen Jakobäa geltend machte? Einzig und allein von Johann von Brabant, welchen er für ihren rechtlichen Vogt erklärte. Jetzt war mit seinem Vollmachtgeber auch die Vollmacht, Jakobäas Lande zu regieren, in's Grab gesunken, seine Base wieder freie Herrin ihrer Erblande. Weder Holland noch Hennegau durfte Philipp länger behalten. Das war klar wie die Sonne.

wo wären jemals Habsucht und Parteihaß nicht arge
gewesen? Philipp wußte schon Gründe hervorzuholen.
icht bereits erklärt, daß er und kein Anderer Jako-
er Erbe sei? Sie war freilich erst fünfundzwanzig
— immerhin, sie war ein Weib, jetzt Wittwe, be-
des Vormunds. Dieser Vormund konnte nach Recht
hster Erbe sein, er erklärte sich für diesen Erben, —
te er sich nicht ihrer Länder versichern, damit sie ihr
cht verloren gingen? Und dann hatte man ja noch
Sequestrationsurtheil des Pabstes. Zwar dem Besitz-
te nicht mehr daran liegen, die geraubte Frau wieder
en, denn er war ja todt und begraben, — allein ließ
denken, daß es des verstorbenen Herzogs Ehre und
daß es Kirchenrecht und gute Sitte fordere, dieser
dürfe nicht ohne Entscheidung bleiben? Sicherlich aber
obäa sich nicht darauf berufen, daß sie schon einen
be, und keinen Vormund brauche: das päbstliche Ur-
den Gemahl sehr fraglich gemacht. Ja, wenn man
daß der römische Hof Jakobäas englische Heirath
ir Ehebruch erklären konnte, genau in's Auge faßte,
raus, daß die Leichtsinnige noch immer sequestrirt, also
Verwaltung ihrer Länder entkleidet werden mußte.
sollte die Sequestration vollziehen, als der Vetter
er sich längst zu ihrem Erben erklärt hatte? Und
lles dies noch nicht gläubig wurde, der durfte ihm wenig-
nicht widersprechen, daß Jakobäa sich durch ihre wilde
der Regierung unwürdig gemacht, und daß er als
wandter und Vormund sich ihrer Länder annehmen müsse.
ich mochte Philipp sein Saatfeld überblicken, auf welchem
schöne Gründe blüheten. Er war mit sich im Reinen:
er Jakobäas englische Heirath erst recht nicht aner-
lmehr auf Grund dieser Ehe müsse er vollends legi-
in ihren Erblanden werden. Nachdem er in Brüssel
n, daß ihm von der neuen Regierung keine Hinderung

erwachse, ging er nach Hesdin, wo er mit Bedford, der endlich wieder nach dem Festlande gekommen war, sich des Weiteren verständigte.

Für Holland und Seeland bot sich ungesucht ein Rechtstitel dar. Johann von Brabant hatte ihm auf zwölf Jahre die Landesregierung übertragen: das ließ sich als ein wohlerworbenes Recht betrachten, Philipp hatte ja seinem verstorbenen Vetter auch große Geldsummen geliehen. Die Kabeljaus aber mußten ihm wohl zustimmen, denn er war ihre einzige Rettung. Zu Anfang Mai erneuerten ihm deshalb seine Anhänger „solche Huldigung und Eide, die sie ihm als Ruhwart der Lande auf Befehl seines seligen Vetters von Brabant gethan.“ Philipp gelobte ihnen dafür fünf Punkte. Zuerst wolle er Holland und Seeland nimmer aufgeben. Zweitens keine Sühne mit Jakobäa machen ohne Zuziehung der Kabeljaus und ohne Sicherstellung ihres Leibes und Gutes. Drittens sollten seine Beamten im Rheinland schwören, Jedermann vor dem offenen Gericht in Leyden Recht zu thun, und würden sie nur durch zwei ehrbarer Männer Zeugniß des Gegentheils überführt, so sollten sie abgesetzt sein. Viertens, nach dem Ende des Kriegs wolle der Herzog für Holland und Seeland ganz gleiche Münzen wie für Flandern schlagen lassen. Fünftens gelobte er, wenn er aus dem Lande gehe, solche Kapitäns zurück zu lassen, „mit denen die guten Leute sprechen und die sie verstehen könnten, und die ihnen keinen Schaden zufügten, kurz solche, mit denen sie billiger Weise wohl zufrieden sein könnten.“ Daß er jetzt den Holländern solche Artikel geloben mußte, eröffnet einen Blick, wie es in den Landestheilen, welche seine Kapitäns und Söldner besetzt hielten, um Recht und Freiheit bestellt war.

Zur selben Zeit, als Philipp sich von Neuem in Holland huldigen ließ, that er seine Schritte, die gleiche Anerkennung als Landesherr im Hennegau zu erzielen. Hier jedoch war ein Rechtstitel dafür erst frisch herbeizuschaffen. Schon zu Ende April entbot er die Hennegauer nach Condé: dort würden, weil er selbst

nicht abkönne, seine Räthe eröffnen, was er ihnen zu des Landes Bestem zu sagen habe. Da seine Kapitäns und Anhänger alle Städte und Forts im Hennegau besetzt hielten, und eifrig betrieben, was Philipp wollte, so kam die Versammlung zu Condé in der zweiten Juniwoche zu Stande, und hörte folgenden Vortrag an: „Der Landesfürstin englische Heirath sei und bleibe nichtig, weil bei der Trauung ihr Gemahl noch lebte, und weil Humfried ihr im vierten Grade verwandt. Gerade durch diese Heirath aber wolle Glocester Herr und Erbfolger in Jakobäas Ländern sein. Außerdem habe sie, wie Philipp gehört, sich selbst ihrer Lande enterbt und sie diesem Engländer und seinen Erben übereignet. Das sei wider Recht und Herkommen, welches den nächsten und rechten Blutsverwandten zum Erben berufe: Glocester aber sei von auswärts und dem Hennegauer Fürstenhause fremd. Unter diesen Umständen dürfe, so habe der Herzog in seinem Rath befunden, Jakobäa nicht in den Besitz ihrer Länder kommen, sondern er selbst wolle sie unter seine Vogtei nehmen als der nächste Landeserbe. Um des Landes Besten also fordere er, daß man ihm ohne Widerspruch huldige.“

Diese Rede däuchte Vielen fremd, man verschob die Antwort bis auf den nächsten Sonntag, wo sich die Stände in Valençiennes wieder versammeln sollten. Heftig wurde die Frage im Stadtrath zu Mons erörtert. In dieser Hauptstadt des Landes befehligte Enghien, der eifrigste Parteigänger Philipps, das Patriziat war zerrissen und zerstückt, die Bürgerschaft durch harte Verluste niedergebeugt. Und dennoch bestand noch so viel Treue in Mons, daß man den Beschluß faßte, Botschaft nach Valençiennes zu schicken mit der Erklärung: „Erst müsse man die Landesfürstin selbst über diese Sache hören, und habe eine Gesandtschaft an sie abgeordnet.“

Jakobäa aber schob rasch ihre Mutter vor: sie selbst durfte Gouda nicht verlassen, Feinde lauerten auf Weg und Steg. In der Angst um ihr geliebtes Geburtsland schrieb sie: „Ob man wirklich sich unterstehen könne, der Erbfürstin Treue und Gehor=

sam zu weigern? Um die einstweilige Landesregierung möge man sich mit ihrer Mutter benehmen." Die alte Herzogin berief die Hennegauer Stände nach Ath, um ihnen Jakobäas Botschaft vorzutragen. Die Hauptstadt wählte sofort Abgeordnete für Ath. Auch andere Landstände zeigten sich nicht eilig, nach Valenciennes zu kommen.

Jetzt eine Ständeversammlung, berufen im Namen der Landesfürstin, wäre der burgundischen Partei ein Strich durch die Rechnung gewesen. Eilends sandten daher der Bischof von Tournay, Philipps Kanzler, der Oberrichter von Flandern, und andere vornehme Parteigänger Philipps Briefe und Boten nach dem Hennegau: „Auf keinen Fall dürfe man nach Ath gehen, ehe die Versammlung in Valenciennes Statt gefunden, der ganze Herzog selbst werde hinkommen in all seiner Macht." Zugleich aber schickte man der treuen Landeshauptstadt so viele Feinde auf den Hals, daß sie wohl daran denken mußte, es fehle ihr ein Beschützer und Fürsprecher. Es schneiete auf einmal Fehdebriefe nach Mons. Wesemael Schoonrevorst Rotselaer Asche T'Serclaes und viele andere Brabanter Adelsherren sagten ab, weil Bürger von Mons, von denen sie einst Kapitalien geliehen, sich unterständen, sie an die Zinsen zu mahnen, da ja doch ihr Herzog damals bei der Belagerung all diese Schulden auf sich genommen und vernichtet habe. Gegen achtzig andere Herren kündigten die Fehde deshalb an, weil man ihnen den Schaden ersetzen müsse, den sie bei der Belagerung von Mons erlitten. Trotz alledem widerstand die treue Stadt, und nahm nicht Theil an den Beschlüssen, welche in den ersten Junitagen in Valenciennes gefaßt wurden.

Hier war der Herzog von Burgund selbst erschienen in großem Glanze, umringt von seinem ganzen Rath und Ritterthum. Da waren die Bischöfe von Tournay Cambray Arras, der Prinz von Oranien, Johann von Luxemburg, die Grafen von Conversant Namur Ponthieu, und selbst die Landstände der Pikardie und von Flandern mußten Theil nehmen. Nichts

wurde gespart, auf die Hennegauer gewaltigen Eindruck zu machen. Fürchten und zugleich wünschen sollten Diese die große Macht und Herrlichkeit des Burgunder Herzogs. Sie selbst aber fühlten sich wie in Fesseln und Banden; denn seit Chevaliers Geständnissen hatte Philipp sich wohl vorgesehen, den Hennegau fest zu fassen. Jakobäas Getreue waren auf ihren Schlachtfeldern gefallen, oder irrten noch im Exil umher. Philipp aber war die Leutseligkeit selbst: was er wünschte, war ja nur lautere Gerechtigkeit, ächte Friedensliebe, war ja das wahre Heil seiner vielgeliebten Base. Es konnte nicht fehlen: man beschloß, sich über vierzehn Tage zur Huldigung in der Landeshauptstadt zu versammeln.

Diese hatte zwar ihre Zustimmung zu dem Landesbeschlusse versagt, allein auch für sie war Rath. Man griff zum allgemeinen Stimmrecht. Enghien rief nicht bloß die Zunftmeister, auch die Männer der Zünfte selbst auf, zu entscheiden, wer ihr Fürst und Herr sein solle. Das allgemeine Stimmrecht, welches die Machthaber schon damals trefflich zu behandeln wußten, entschied zu Philipps Gunsten. Die gemeinen Bürger freueten sich des Guten, was ihnen das burgundische Regiment gebracht hatte. Ihre Zunftmeister führten im Rath die lautesten Stimmen, und selbst bei der Prozession der Frau Waltrud, der hochgelobten Schutzheiligen der Stadt, gehörten jetzt die Ehrenstellen nicht mehr dem Stadtadel allein.

Nun kam das ganze Land durch seine Stände auf der hohen Burg zu Mons zusammen, und nachdem noch fünf Tage lang viel geredet war, siegelte man eine Erklärung des Inhalts: „Die Landesfürstin habe den Herzog Humfried von Glocester geheirathet ohne Autorität der Kirche, während ihr Gemahl noch lebend, ihr Prozeß in Rom unentschieden, und sie mit dem Engländer im verbotenen Grade verwandt gewesen. Daraus sei viel Unheil dem Lande erwachsen, und nach dem Hingang Johanns von Brabant wäre es ohne Regierung gewesen, wenn Philipp von Burgund nicht dazu gethan. Dieses Alles habe er in Ba-

lençiennes den Ständen dargelegt, und deshalb solle er des Landes Vogtei Vertretung und Regierung haben während der Streitigkeiten und Unruhen, und zwar auf so lange, bis die Landesfürstin die Verbindung mit dem Herzog von Glocester förmlich und thatsächlich aufgegeben und dadurch erklärt habe, sie sei nicht nach kirchlichem Recht, wie es sich gebühre, mit ihm verehelicht. Auch müsse sie ihren Willen bezeugen, fortan in Bezug auf ihre Person und Regierung nach Rath und Zustimmung Philipps und der Landstände zu handeln. Bis dahin würden sie der Landesfürstin jeglichen Gehorsam versagen, Herzog Philipp allein für ihren Regenten halten, und ihm gegen Jeden, der ihn darin hindern wolle, mit Leib und Gut und all ihrer Macht beistehen. Ihn allein erkännten sie auch für den nächsten wahren Landeserben an, und würden sich danach halten, falls die Landesfürstin ohne eheliche Leibeserben vor ihm sterbe."

Hundertzweiundsiebzig geistliche und weltliche Herren besiegelten am 22. Juni 1426 diese Urkunde. Jeder machte seinen Schnitt im Rande des Pergaments, zog ein Streifchen Pergament durch, und siegelte die beiden Enden mit seinem Wappen. Dies war statt Unterschrift: hing das Transfix an der Urkunde, hing auch Wort und Ehre daran. Die Urkunde ist mit allen 172 Siegeln noch im Liller Archiv vorhanden: am Ende rechts beginnen die Siegel der hohen Hofbeamten, am Ende links die der Bannerherren, dann folgen rechts die Prälaten, links die andern Geistlichen, in der Mitte treffen Städte und niederer Adel zusammen. Die Stadt und Landschaft Valenciennes aber siegelte, weil sie ihr besonderes Gebiet darstellen wollte, auch ihre eigene Urkunde. Ehe die Bürger von Mons mit dem großen Stadtsiegel ihr Transfix machten, verlangten sie von Philipp noch eine besondere Urkunde, daß er ihrer Fürstin sofort, wenn sie öffentlich sich von Glocester scheide, ihre Länder ihr wieder überantworten werde. War das aber jemals von Jakobäa zu erwarten? Leicht konnte Philipp ihren Freunden zu Mons die Urkunde ausstellen.

Nachdem nun dem Herzog als Regenten und Landeserben

Huldigung geleistet war, bestellte er auf's Neue seine Offi-
: und Beamten. Den Bürgern von Mons wollte er den
ul Bastard von Marchiennes zum Bürgermeister setzen. Da
ben sich aber die Schöffen und erklärten: „Einen solchen Mann
men sie nicht an, Keiner würde seiner Vereidigung beiwohnen",
der Syndikus Couchie setzte dem Herzog scharf auseinander,
und warum nun und nimmermehr ein Bastard Schöffe oder
Bürgermeister von Mons werde. Philipp sah erst die droh-
n Schöffen erstaunt an, faßte sich aber kurz und sagte: „Ei
vertheidigt denn meine Rechte so brav als die eurigen!"
dlicher hätte er die Sache nicht abmachen können. Als er
ein paar Wochen später fünfhundert Schützen verlangte, um
n Humfried zu streiten, entschuldigte man sich.

Gegen Malmaison schickte Mons dagegen zweihundert
nn. Johann Blondel übergab die Burg. Freilich hatte ihm
lipp all seine Forderungen zugestanden, und obendrein an-
iche Soldgelder für sein Kriegsvolk. Vor Escaudeuvre aber,
este Burg Ludwigs des Bastards von Bayern, legte sich der
htete Johann von Luxemburg selbst, ließ unablässig stürmen,
ls er sie genommen hatte, gab Philipp Burg und Gebiet
n Bischof von Cambray. Wieder wanderte einer von Ja-
Verwandten, fortgestoßen von seinem Erbe, in's Elend.

Siebentes Kapitel.

Jakobäa und die Engländer.

nter Bedfords und Winchesters Augen. Beschränkung des
önigthums. Bedfords Erklärung. Die Lords vor Humfrieds
erung des Waffenstillstands von Jakobäa. Bedford wieder

nach Frankreich. Winchester Kardinal. Jakobäas Gesandte nach London. Ihr Brief an den Geheimrath. Bedrängnisse und Hülferufe. Pochen auf englische Versprechungen. Vorstellung ihrer Gesandten. Aufregung im englischen Volk und Adel. Jakobäas Brief an den König. Antwort auf die englische Botschaft. Berufung auf Heinrich V. Des Königs und Englands Pflicht. Jakobäas Unterhandlung mit Philipp. Seine Forderungen. Jakobäas zweiter Brief an den Geheimrath. Verzweifelte Klagen und Vorwürfe. Erklärung ihres Geheimschreibers. Aussichten auf neues Gefängniß. Niedergeschlagenheit ihrer Umgebung.

Jakobäa war erlöst von den nachklirrenden Fesseln der unseligen Brabanter Ehe. Sie faßte frischen Muth, und richtete jetzt die ganze Thätigkeit ihres Geistes auf England, wo Humfried seit Jahr und Tag verweilte, ohne ihr helfen zu können. Zwei paar scharfe Augen fühlte er auf sich gerichtet, die jede Stunde sein Thun und Treiben beobachteten. Das war sein Bruder Bedford, und sein großer Widersacher, Oheim Winchester. Der Letztere hatte zwar längst Urlaub genommen, um in's heilige Land zu pilgern, wußte jedoch seine Abreise von Monat zu Monat aufzuschieben. Selbst Bedford wagte nicht nach Frankreich zurückzukehren, so schlecht auch die Dinge dort gingen. Seine nächste und peinlichste Sorge war, wie er um Alles in der Welt willen seinen Bruder zurückhalte. Dieser hätte sonst das ganze Volk mit sich fortgerissen zum Kampf wider den Burgunder. Humfried wartete. Er hatte öffentlich gesagt: „Laßt meinen Bruder, so lang er hier ist, regieren, soviel er Lust hat: ist er wieder drüben in Frankreich, regiere ich, wie's mir gefällt." Bedford blieb deshalb von einem Vierteljahr in's andere in London, während Philipp Heer auf Heer nach Holland führte.

Doch dieser Krieg täuschte alle Berechnungen, er weitete sich in's Unabsehliche. Bedford entschloß sich zu einem feierlichen Schritte, der seinem Bruder ein für allemal die heillosen Sprünge nach Holland abschneiden sollte. Es war ein Entschluß, der tief einschnitt in Recht und Wesen des Königthums. Denn gehörte die Krone als ächtes Eigen der königlichen Familie, so folgte

daraus, daß, während der Kronerbe minderjährig, sein nächster Verwandter die Rechte der Krone ausüben müsse. Geradeso verwaltete ein Lehnsvormund die Güter des unmündigen Lehnsfolgers, nicht weil ihm dies Amt von der Obrigkeit übertragen wurde, sondern weil es ihm zustand vermöge des Rechts, welches der Familie und also auch ihm selbst innewohnte. Nun waren aber die englischen Lords bereits wohlerfahren in der Kunst, dem Königthum ständische Freiheiten abzutrotzen, und so stellten sie, als König Heinrich V. starb und nur einen unmündigen Sohn hinterließ, die Behauptung auf: die Regentschaft gebühre dem Parlament und dem von ihm eingesetzten Geheimrath und Ministerium, — mit andern Worten: die Krone sei ein Amt des Landes, und nicht Familiengut. Humfried dagegen wollte auf nichts dergleichen sich einlassen und blieb dabei: er sei Regent, und Rechenschaft lege er Keinem ab, als einst dem Könige, wenn er die Regierung übernehme. Gerade über diesen Punkt hatte er heftigen Streit mit Winchester gehabt, der, obwohl selbst aus königlichem Blut, als Reichskanzler auf Seite des Parlamentes trat.

Nun ließ Bedford am 28. Januar 1427 eine feierliche Sitzung des Geheimen Raths anberaumen, in welcher der Lordkanzler ihm Folgendes vortrug: „Herr in England sei allein der König, selbst wenn er minderjährig. Die Verwaltung seines königlichen Amtes aber ruhe, bis er zu seinen Tagen gekommen, im Parlament, und wenn es nicht beisammen, im Geheimrath; in diesem gebühre der Vorsitz dem Herzog von Bedford, als des Königs ältestem Oheim, und in seiner Abwesenheit dem Herzog von Glocester. Niemand in England dürfe sich selbst die Regierung zulegen, einig und ungetheilt solle der Geheimrath die Staatsgewalt ausüben. Es frage der Lordkanzler, ob der Herzog von Bedford diese Satzung anerkenne?“ Bedford erklärte darauf: „Er habe Alles wohl verstanden, und genehmige es in allen Punkten. Der König sei sein Herr, und zu seiner größten Freude sehe er, wie der König einen so tüchtigen treuen Geheim=

rath habe. Diesen Lords, weil sie an des Königs Stelle regierten, werde er in allen Landessachen von ganzem Herzen gehorchen, wie der niedrigste Unterthan; und wenn er dagegen handele, wolle er von ihnen Strafe und Unterweisung annehmen." Dann unterzeichnete er die fünf Artikel der Satzung, und ohne daß ihn Einer dazu anregte, leistete er darauf aus freien Stücken einen heiligen Eid auf das Evangelium. Dabei sprach er so herzlich, so wahrhaftig und eindringlich, daß ihm und den Lords die Thränen in's Auge schossen.

Humfried aber ließ sich in der Sitzung nicht blicken. Er war höchst ärgerlich, hatte sich zu Bette gelegt und ließ sich krank melden. Um keinen Preis wollte er die verhaßte Satzung unterschreiben. Die Lords waren klug. Tags darauf begab sich der ganze Geheimrath im stattlichen Zuge zum kranken Prinzen in seine innere Kammer. Dort hielten sie ihm feierlich den nämlichen Vortrag wie seinem Bruder, und forderten ihn auf, seine Zustimmung zu geben wie dieser. Während Alle ihn anschauten, suchte der Prinz im Bette vergebens Ausflüchte und Aufschub. Man drang in ihn, man hielt ihm das leuchtende Beispiel seines Bruders entgegen, und erklärte: es sei unausweichlich, das Recht des Parlaments und damit eine geregelte Regierung über allen Zweifel zu stellen. Der Lordkanzler machte Humfried aufmerksam, gerade seine Unterschrift sei unerläßlich, weil es aller Welt bekannt, wie häufig er gesagt habe: „In seinem Leben wolle er in Reichssachen Niemand Rede stehen, als dem König, wenn er mündig geworden," — und wie er auch geäußert: „Wenn Bedford in Frankreich, wolle er nach Willkür regieren." Der arme Kranke sah sich gedrängt und eingekeilt, mußte sich herbeilassen, dem Geheimrath Gehorsam zu geloben, seine Aeußerungen zu entschuldigen, und zu dessen Urkunde eine Erklärung zu unterschreiben, die er jedoch möglichst verklausulirte, auch mit keinem Eide bekräftigte. Mehr war von ihm nicht zu erlangen, und Bedford getröstete sich, daß seinem Bruder jetzt wohl die Flügel gebunden seien.

Bedford erzielte noch etwas Anderes. Am 16. März
ben im Namen des Königs Beglaubigungsbriefe gesiegelt für
ter Wilhelm Lynwood, Doktor des kanonischen Rechts, und
inn Tirelle, Knappen. Diese sollten zu Jakobäa reisen und
Meistes und ihr Bestes von der englischen Vermittlung ver-
hen, zugleich aber die ernste Forderung stellen, wenigstens
Waffenstillstand mit Herzog Philipp einzugehen. Es lag
t eine deutliche Erklärung, die Herzogin von Glocester habe
England keine Hülfe mehr zu hoffen. Ging sie auf den
enstillstand ein, so konnten die burgundischen Waffen sich
veilen wieder gegen Frankreich wenden. Das war das
ste, was Bedford noch zu hoffen wagte.

Als er soweit in England gekommen, ging er, — es war
vier Wochen nach dem Falle von Sevenbergen, — mit drei-
nd Mann unter Segel nach Frankreich, und nahm Win-
r mit sich, damit Humfried eher Ruhe gebe. In Calays
r der Prälat, daß der Pabst ihn zum Kardinal erhoben,
feierlich wurde er in der Domkirche mit dem rothen Hute
mückt.

Nun währte es nicht lange, so erschienen Briefe und Boten
Jakobäa in London. Sie sandte zwei ausgezeichnete Männer,
vig Montfort und den tapferen Arnold von Gent, beide
r, dazu ihren Kanzler Willis Erwin, und folgender Gestalt
te ihr Brief an die geistlichen und weltlichen Lords des Ge-
raths:

„Sehr hohe, ehrwürdigste, ehrwürdige Väter in Gott, meine
verehrten Herren und besondern Freunde! Euren Hoheiten
rlichkeiten und gnädigen Herrschaften empfehle ich mich von
en, so unterthänig als ich es kann. Wenn vom Befinden
sehr hohen großmächtigen Prinzen, meines gestrengen Herrn
Königs, und von Eurem eigenen ich Gutes zu hören wünsche,
es kein Wunder. Denn nach den großen Freuden Ehren
Ansprachen, welche ich einst von Euch empfing, fühle ich mich
lich und pflichtmäßig verbunden, lieber von Euch, als von

irgend Andern, gern Wohlbefinden und gute Nachrichten zu hören. So bitte ich Euch denn unterthänigst, daß, um mich zu trösten in meinem Unglück und leichter meine Mühsale zu tragen, Ihr mich dessen einmal versichern wollet. Denn wahrlich jedesmal, daß ich Gutes davon hören kann, scheint es mir, daß es Nichts gäbe, das mir schaden könnte. Von mir Trostlosen möget Ihr wissen: bei Abfassung Dieses war ich für meine Person hinlänglich gesund, und anderswie tief in Kummer Furcht Gefahren und Traurigkeit, wofür ich Gott, meinen Schöpfer lobe, ihn innig bittend, daß er vor ähnlichem Unglück Euch bewahren möge und alle Zeit Besseres geben.

Sehr hohe, ehrwürdigste, ehrwürdige Väter in Gott, meine sehr geehrten Herren und besonderen Freunde! Ich sende hier an Eure Adeligkeiten Väterlichkeiten und Vornehmheiten und an meinen gestrengen Herrn und Gemahl meine lieben und getreuen Rathsherren Ludwig von Montfort und Arnold von Gent, Ritter, Träger Dieses, um unterthänig darzustellen meine großen und schweren Angelegenheiten, die Euch schon zum größten Theil bekannt sind, um daran aufzufrischen Euer höchst edles Gedenken, und erkennen zu geben die großen Beschimpfungen Unterdrückungen und Geschichten, die mir seit fast zwei Jahren mein Vetter von Burgund angethan, indem er mich jagt von einem meiner Lande in's andere, um mir mein Erbe zu nehmen, indem er grausam das Blut meiner armen und treuen Unterthanen vergießt, worüber ich mich so oft wie billig beklagt habe. Gott weiß es, wie mir das bitter ist. Darüber muß ich wohl voll Trauer und Leid sein, und ich habe keine Hülfe, als von meinem Erlöser, und die, welche ich von Eurer Güte und Gnade erwarte.

Auf diese habe ich stets meine einzige Hoffnung gesetzt, seit ich die Stütze verlor, die ich hatte am Seligen von sehr hohem und edelem Andenken, meinem gestrengen Herrn und Vetter, dem letztverstorbenen König, dem Gott gnädig sei. Er ließ mich dorthin kommen, und davon rührt ein großer Theil meines Elends. Aber ich bin gewiß, daß er es nicht zu diesem Zwecke that,

ern meines Heils und der großen Ehren und Freuden willen,
er mir anthat. Ich weiß, er würde begehren zu schaffen in
nem Unglück, daß es nicht so groß wäre, wie es jetzt ist.
halb trage ich geduldiger meine Mühsal. Er that mir auch
Ehre, daß er mich heben und halten ließ über den heiligen
ufbrunnen meinen gestrengen Herrn den König, seinen lieben
hn, dem Gott geben wolle Glück und langes Leben. Er war
solcher Fürst, daß er Alles zum guten Ende gebracht hätte,
um der Liebe willen, die er zu meinen Vorfahren hegte,
ich gewiß weiß, daß der Selige von sehr edlem Andenken,
n gestrenger Herr und Vater, dem Gott gnädig sei, sie zu
und den Seinigen hatte. Dieser Liebe wollte und möchte
folgen unaufhörlich, und deshalb bin ich viel geneigter gewesen,
h ehelich mit meinem gestrengen Herrn und Gemahl zu ver-
den, um mehr zu fördern und zu stärken die Freundschaft,
che deshalb in meinen Herrschaften und Unterthanen zu der
ne von England bestehen muß, welche nöthig genug ist, wie
scheint. Auch denke ich, mein gestrenger Herr und Gemahl
d Dieses wohl noch wissen.

Noch habe ich meinen Räthen aufgetragen, mit Diesem
eres Euch vorzustellen, und wie ich nicht mehr lange aus-
ern kann ohne Hülfe von meinem gestrengen Herrn und von
h, ohne daß mir etwas zu thun nöthig werde, was ich nie-
s thun werde, es sei denn gezwungen.

So bitte ich Euch als eine arme trostlose Frau, es möge
h gefallen, Dieses erbarmend zu betrachten und Mitleid zu
en mit meinem unerträglichen Elend, auch es meinem gestrengen
rn und Gemahl vorzustellen, um Dessen und des Königreiches
en man mich so schwere Leiden dulden läßt, — und ohne
ger die Sache zu verzögern durch Botschaften und Gesandt-
ften, die mich zu Grunde gerichtet, dazu zu thun, daß mein
renger Herr in voller Eile kommen möge, oder wenn er nicht
n, mir Hülfe schicke.

Denn wenn durch Schuld des Königreiches und meines

Herrn, für welche ich soviel leide, ich zu Grunde gerichtet sein und meine Herrschaft verlieren soll, so werden Andere in künftiger Zeit auf sie und ihre Allianz noch lange nachher wenig Vertrauen haben. Auch gereichte es ihnen nicht zur Ehre, sondern wie ich glaube, sehr zum Gegentheil. Denn weshalb mein Vetter so hart mich bedrängt, weiß Gott, und wie sehr, wenn er meine Herrschaften hätte, was Gott verhüte, er schaden könnte, das wollet um Gotteswillen bedenken, und meinen Räthen darin glauben, was sie Euch meinethalb auseinandersetzen, und auch Mitleid mit mir haben.

Möge Jeder an seinem Platze arbeiten für die Vertheidigung meines erbarmungswürdigen Lebens, so daß es mir bald besser ergehe. Wie ich auf Eure sehr hohen und gnädigen Herrlichkeiten meine ganze Hoffnung gesetzt habe, so werdet Ihr es auch für gewiß finden, daß, indem mir geholfen wird, Ihr der Krone und meinem gestrengen Herrn einen guten Dienst geleistet habt. Wenn Gott mir gnädig verleiht, mit meinen Herrschaften zu Sicherheit zu kommen, werdet Ihr das erfahren; denn ich habe großes Verlangen, dankbar zu sein für das Gute, das ich empfing und noch zu empfangen hoffe. Ich nehme Gott zu meinem Zeugen, daß, wenn es anders kommt, es nicht durch meine Schuld geschieht, und gegen meinen gestrengen Herrn und König wollte ich mich deshalb wohl entschuldigen.

Sehr hohe und ehrwürdigste, ehrwürdige Väter in Gott, meine sehr verehrten Herren und großen Freunde, ich flehe zur gebenedeiten Dreifaltigkeit, daß sie Euch hege in ihrem heiligen Schutz, Hülfe für mich fördern wolle, und Euch Alles geben, was Ihr wünscht. Geschrieben in meiner Stadt Gouda den 8. April.

Die Herzogin von Glocester,
Gräfin von Hennegau Holland Seeland Pembrough Ponthieu
und Frau von Friesland."

Aus diesem Briefe tönte eine so durchdringende Stimme des Wehes und des Heldenmuths, daß er seinen Eindruck nicht

rfehlte. Noch deutlicher redeten Jakobäas Gesandte. Sie
riefen sich auf „die bestimmten Versprechungen und Beding=
gen des Königs, auf welche hin ihre Fürstin nach England
kommen, — wie sie sich in seinen Schutz und Schirm gestellt, —
id nach seiner Anordnung und im Interesse Englands Humfried
e Hand gereicht." Sie fragten: „Ob jemals eine verlassene
irstin unter so vielen und harten Gefahren, wie tagtäglich Ja=
bäa bestürmten, so treulich an ihrem Worte gehalten? Ob seit
hrhunderten bei einer zarten Frau solch kühne Ausdauer er=
rt worden? Das müsse ja Aller Herzen rühren, und besonders
den, der adelig erzogen sei, so daß sie einer solchen Dame
lfen müßten, — eilig helfen, denn sie stehe auf dem Punkte
s Verderbens durch einen Todfeind. Klaren Wein solle man
schenken, ob man wolle oder nicht, sonst müßten andere Wege
rsucht werden."

Das Alles wurde in London eifrig hin und her besprochen,
d die jungen Adligen fingen wieder an, sich um Humfried zu
aaren. Wie oft hatten sie den Degen, den sie für seine Sache
hen wollten, ärgerlich in die Scheide gestoßen! Jetzt hieß es
it und überall: „Man könne es vor Gott und der Welt nicht
rantworten, eine so heldenmüthige Dame im Stich zu lassen.
as man noch Beweise brauche? Schreiend sei das Unrecht,
s ihr angethan werde. Sie aber sei eine Engländerin ge=
rden, auf England habe sie vertraut. Wenn es noch Ritter=
re im Lande gebe, müsse man hin, ihr zu helfen." Und als
s Gerücht, man wolle der schönen Holländerin wieder zu Hülfe
hen, auf die Straßen kam, da wurde manch ehrlichen Bürgers
sicht fröhlich, und alles Volk sagte: „So ist's Recht!" Denn
kobäa stand bei den Londonern noch in lebhaftem Andenken.
id brannte nicht der Name „Brouwershaven!" noch auf der
eele jedes ächten Engländers?

Woche auf Woche harrte Jakobäa ungeduldig der Schiffe
d Truppen aus England. Es meldeten sich statt ihrer die
glischen Gesandten. Die beiden Herren hatten einen langen

Umweg gemacht, im März London verlassen, bei Bedford und bei Philipp die Sache in's Lange und Breite unterhandelt, und jetzt kamen sie zu Ende des Mai's mit gar nichts Anderem nach Gouda, als mit einem königlichen Briefe, der zu Frieden und Waffenstillstand und neuen Verhandlungen mahnte. Jakobäa schrieb aus Gouda den 27. Mai eine Antwort voll feiner und bitterer Ironie. Nur bei dem Gedanken, daß sie diesen Brief an ihr fünfjähriges Pathchen, an den Sohn des verstorbenen Königs richtete, floß ihr Liebenswürdiges in die Feder. „Das ist ja meine innigste Freude, wahrzunehmen, daß Eure königliche Majestät noch an mich denkt. Gott wolle Euch in seiner Güte und Gnade dafür auf's Höchste belohnen. In dieser Welt verlange ich nichts Anderes, als Frieden, und niemals war ich anderer Absicht, als wie ich auf dem Wege des Rechts und der Vernunft dahin kommen könnte, nämlich so, daß mein väterlich Erbe, welches mir durch ächte und gesetzmäßige Erbfolge durchaus gehören muß, mir gelassen werde in meinem ruhigen Besitze. Aber wahrlich gerade deshalb werde ich mehr und mehr so schimpflich angegriffen jeden Tag durch meinen Vetter von Burgund, der kein Recht für sich hat, daß, wenn Eure königliche Majestät davon die ganze Wahrheit wüßte, ohne Zweifel sie mit mir wohl zufrieden wäre, und daß Ihr meinem Vetter so große Schuld geben würdet, daß, wenn er nicht ablieẞe auf Euer Gebot oder Ersuchen, Ihr es nicht lassen würdet, ihn um der Ehre meines gestrengen Herrn, Eures rechten Onkels, willen durch jedes Mittel zum Aufhören zu zwingen."

„Um Gottes willen, erbarmt Euch des leidvollen Lebens, das mich in meinen Jugendtagen mein Burgunder Vetter erdulden läßt, der jetzt ohne irgend ein Recht Auftrag oder Vollmacht von mir sich von meinen Unterthanen und in meinen Städten als Erbregent huldigen läßt, Gott weiß, in welcher Absicht und ob das die Weise ist, wenn man ein billiges Uebereinkommen suchen will. Ach wenn Gott in seiner Barmherzigkeit doch gewollt hätte, daß Euer Vater auf Erden ge-

ieben wäre, ich weiß es gewiß, meine Angelegenheiten wären
nmmer zu so schwerem Unheil gekommen wie jetzt, Angesichts
r beträchtlichen und großen Gelöbnisse, die er mir in seinem
önigreiche that, wo er mir sagte, als ich ihm meine Lage vor=
llte: er wolle mein Vater sein in allen Fällen und mir väter=
hen Beistand thun, er selbst und mit den Seinigen und mit
ner ganzen Macht. Diese Gelöbnisse waren mir damals ein
oßer Trost, und gegenwärtig habe ich in dieser Welt nach Gott
nen andern, als in dem Vertrauen auf Eure adlige königliche
lajestät, welche, so hoffe ich, diese Gelöbnisse erfüllen will, die
feierlich und aus edlem Herzen mir mehreremal bestätigt sind.
- Wollet dies erwägen, und mich armes Menschenkind, das so
quält ist, Euch lassen empfohlen sein!"

Dieser Brief an den König war begleitet von einer latei=
schen offenen Darlegung, welche als Antwort an die Gesandten
richtet, aber für Humfried Bedford und Englands Volk und
del bestimmt war. Jakobäa erklärte darin: „Auf Ersuchen
nes Königs sei sie nach England gekommen; er habe den ganzen
andel angefangen und ihr versprochen, nicht blos als Bluts=
rwandter, sondern als ein rechter treuer Vater ihre Sache
der Jedermann zu vertheidigen; und damit sie gänzlich ihm
rtrauen könne, habe er nach dem Rathe seiner Minister und
derer Reichsgroßen, insbesondere aber seines Oheims, des Kardi=
ls von Winchester, sie mit seinem Bruder Humfried verlobt.
ieser habe sich, nachdem die Rechtsgelehrten ihm die Richtigkeit
rer Brabanter Ehe bewiesen, mit ihr vermählt, und auf sein
ebot sei sie nach dem Hennegau gegangen. Notorisch sei es,
e man sie dort mißhandelt, ihrer Kostbarkeiten beraubt, und
ich Gent geschleppt, wie sie dort der Gefahr ewigen Gefäng=
sses entflohen sei, — und wie sie in ihren Erblanden der Her=
g von Burgund, selbst nach dem Tode des Herzogs von Bra=
nt, auf dessen ungültigen Auftrag er früher sich berufen, tag=
glich auf das Ungerechteste und Schrecklichste bedränge. Gern
olle sie Frieden machen, aber sie müsse stehen auf ihres Landes

Recht, und nach diesem Recht müsse, wer Gewalt leide, erst davon erlöst werden. Jeder andere Verhandlungsweg führe zu den bedenklichsten Folgerungen für sie, und wäre ihr Gemahl von der Lage der Sache recht unterrichtet gewesen, so würde er nimmermehr eingewilligt haben, daß man in dieser Sache gegen Recht und Herkommen deutscher Fürsten verfahre."

Indessen wollte Jakobäa auch das Aeußerste thun, was das englische Ministerium von ihr verlangte, nämlich mit Philipp in Unterhandlung treten. Ohnehin redeten ihr Viele zu, sie fahre besser dabei. Es waren das insbesondere geistliche Herren, und so schickte sie endlich ein paar von ihnen an den Burgunder mit dem Antrage, Gesandte zusammentreten zu lassen. Philipp ging gerne darauf ein.

Am bestimmten Tag und Orte wiederholten Jakobäas Gesandte nun ihr altes Begehren „Philipp solle sie im ruhigen Besitze ihrer Erblande lassen, und für die großen Schäden und eingezogenen Güter und Gelder, mit denen er sein Gewissen belastet habe, Ersatz leisten: dagegen wolle Jakobäa ihm zu Recht stehen auf alle seine Ansprüche, die er mit guten Gründen nach Gesetz und Herkommen darthue." Darauf erwiederten die burgundischen Räthe: „Allerdings erkenne ihr Herr Jakobäa als rechte Erbin ihrer Länder an, allein, ehe sie ihn dazu brächten, was Diese fordere, heiße es ganz anders zu Werke gehen. Die Fürstin müsse Namen und Titel einer Herzogin von Glocester fallen lassen und geloben, niemals wieder mit Humfried oder den Engländern anzuknüpfen. Nimmermehr wolle der Herzog es leiden, daß in Ländern, welche ihm nach seiner Base Tode zufielen, sein Todfeind Macht und Zugang habe. Die englische Ehe sei ungültig, auch nicht ehrenvoll: darüber sei Philipp höchst unwillig. Nun habe Jakobäa sogar ihre Länder für immer an Humfried übergeben und mit der Krone England alliirt. Solche Enterbung nehme Philipp nicht ruhig hin: seine Base müsse vielmehr geloben, ihre Länder nicht zu veräußern. Wolle sie diese Bedingungen eingehen, so werde der Herzog die Erblande wieder

zu ihren Händen stellen. Sie, seine Räthe, würden ihr Bestes aufbieten, damit ihr Herr Alles thue, was billig sei, und Beide gute Freunde würden." Damit gingen die Gesandten auseinander.

Jakobäa wäre lieber hundertmal gestorben, als daß sie selbst ihre Ehre und ihren Bund mit Humfried preisgegeben hätte. Und Bedford und die Lords wußten es, was Philipp von ihr forderte. Was sie niemals hatte glauben wollen, endlich schien es ihr doch so, als könnten die Engländer wider alle Treue und Ehre an ihr handeln. Am 6. Juni sandte sie ihren Geheimschreiber Johann Grenier nach London und schrieb dabei:

„Nachdem sie jüngst an den König durch seine Gesandten einen Brief geschickt, habe sie noch gezögert, an den Geheimrath zu schreiben, weil sie erst vier Dinge habe wissen wollen. Erstens, ob die englischen Gesandten, die so lange Wege gemacht, und, obwohl der Herzog von Brabant inzwischen gestorben, zu ihr ohne einen Vorschlag gekommen, auch wirklich dem Könige ihre Angelegenheiten so vorgestellt, daß sie davon etwas merke? Zweitens habe sie erst von der Zusammenkunft Bedfords mit dem Burgunder in Lille hören wollen, und ob ihre Sache des Ersteren Gedächtniß so eingeprägt wäre, daß durch seine Vermittelung der Andere sie nicht mehr bedränge? Drittens habe sie sich vergewissern wollen, ob denn wirklich ihre eigenen Gesandten bei König Gemahl und Geheimrath kein Kriegsvolk für sie aufbrächten? Und Viertens habe sie erst nach Kenntniß von Allem diesen es erwägen und einen Beschluß fassen müssen.

Obwohl sie nun nicht das Geringste an wirklicher Hilfe erfahren, es sei denn, Gott selbst senke in seiner Barmherzigkeit Mitleid in ihre Herzen, so wolle sie denn noch einmal flehen als ein leidvolles Weib, das zerschlagen und müde sei, soviel Elend und Gewaltthat noch länger ohne Hülfe zu ertragen, und, damit sie mehr und mehr als gänzlich ihrer Verpflichtungen gegen König Gemahl und England erledigt erscheine, noch einmal vorstellen, daß sie ein Königswort habe, welches ihr die Wiedereroberung ihrer Länder versprochen; daß sie selbst ihre Treue

hoch gehalten über alle Güter und Reize der Welt; daß sie gleichwohl in Jammer Armuth und Unterdrückung lebe, verachtet und entehrt vor aller Welt, wie eine verstoßene Frau, ohne Hülfe und Rath. Sie, die von Kaisern und Königen abstamme, die niemals Jemand beleidigt oder Unrath angestiftet habe, sie sehe sich jetzt ohne Länder, ohne Geld, ohne Einkünfte und Freundesmacht. Um des englischen Bündnisses willen seien ihre Blutsnächsten ihre bittersten Feinde geworden, seien ihre und ihrer Mutter Lande und Leute so ganz verderbt, und könne keines mehr dem andern helfen. „Wenn ich mich," schrieb sie, „mit meinem armen Volke ganz verbraucht und verzehrt habe, wenn ich im Vertrauen auf Englands Hülfe mich selbst in Lebensgefahr stürzte, war es nicht Pflichtgefühl, das mich allein bis hierher aufrecht hielt? Freilich, wenn man es sagen darf, viel vergeblich, ermattet, leidvoll habe ich gerungen. Warum rief doch Gott meinen Vater so bald zu sich, um so edle Erblande mit seiner Tochter, die ich ein so glückliches Kind war, zu hinterlassen, um sie nun zu verlieren, weil Recht nicht gilt! Oder warum lebt mir nicht mehr der selige durchlauchtigste Fürst, mein Herr der König über alle andern gewaltig, der mir so edel versprach, mir sie wieder zu verschaffen! Er wußte es gut genug, daß er von dorther treffliche Hülfe in seinen Unternehmungen haben könne, und daß sie gute Nachbaren wären. Gott aber weiß es, weßhalb mein Burgunder Vetter so grimmig auf meine Beraubung ausgeht, und welch ein Schaden daraus für England entstehen wird!"

„Jetzt," fuhr sie fort, „habe sie in der Welt kein Mittel mehr, seinen Angriffen und Plänen zu widerstehen. Die Zeit vergehe, bald würde er wieder kommen mit Heeresmacht. Das habe er seinen Generalen gesagt, von denen sie umringt sei, darin täusche sie sich nicht. Noch einmal flehe sie, daß man ihr, um Rittersitte wieder zu Ehren zu bringen, und ohne wieder Tagsatzungen zu halten oder Gesandte zu schicken, helfe zur Wiedereroberung ihrer Länder, zur Rettung ihrer selbst, sowie zur Erfüllung der

ihr gegebenen Versprechen, wie zur Ehre der Krone Englands, ihres Gemahls, und des ganzen königlichen Hauses. Aber schicken solle man ihr so viel Macht und Kriegsvolk, daß sie eines Tages allen ihren Feinden es bieten könne, und jeder Mann es erfahre, mit Hülfe unseres Erlösers und des guten Rechts, daß ihr Erbe ihr wieder erobert sei! Und darüber solle man sich eilig berathen, und den Entschluß sie kurz und gut wissen lassen."

Jakobäas Geheimschreiber Grenier aber hatte den Auftrag, den Lords die ganze Verhandlung mit Philipps Räthen darzulegen. Ohne Schminke zeigte er den Zustand der Dinge in Holland. „Die Herzogin habe nun zwei Jahre in harter Kriegsnoth gerungen, ohne Haupt und Gemahl, allein mit ihren armen Rittern Knappen und Unterthanen von drei Städten, die von keiner Seite mehr die gewohnte nöthige Zufuhr hätten und zu Grunde gerichtet wären. Auch die Räthe der Fürstin seien jetzt ganz entmuthigt, und hofften auf keine Hülfe von England mehr. Sie fürchteten die große Macht des Burgunders, der durch den langen Krieg höchst aufgebracht sei, und der Wunsch liege nahe, sich mit ihm zu vertragen, damit sie vor seinem Grimme Schutz und seine Gnade wieder gewännen. Ihre Fürstin sei ja doch für immer verloren, wenn sie durch Gewalt gezwungen sich unterwerfen müsse. Denn das sei Allen klar geworden, daß der Herzog von Burgund das eine Ziel fest verfolge, sich zum Erbherrn ihrer Länder zu machen, und sich durch keine Einmischung davon abbringen lasse. Jakobäa aber fürchte, daß hinter all den schönen Worten und Versprechungen von Rückgabe ihrer Länder, wie sie Philipp durch seine Räthe und Leute verbreiten lasse, und die sie schön zu färben wüßten, nichts Anderes lauere, als sie noch einmal aus ihren Erblanden wegzuziehen, und langer Hand wieder mit Spitzfindigkeiten in die Gefahr zu bringen, aus welcher sie sich durch ihre Flucht aus Gent gerettet habe.

Sie erkläre nun, daß sie in ihrem Leben niemals aus freiem Willen mit dem Burgunder Vertrag schließe: werde sie

aber gewaltsam genöthigt, so könne es sein. König und Staatsrath sollten deshalb an sie, ihre Räthe und ihre Städte in aller Eile schreiben, sie würden binnen eines bestimmten und recht nahen Tages zu Hülfe kommen mit rechter Kriegsmacht. Diese Zusage müsse in einer Weise erfolgen, daß man darauf trauen könne. Geschehe das, so wolle sich die Herzogin jeder Gefahr aussetzen, um ihre Unterthanen noch bis zum bestimmten Tage geneigt zu erhalten. Andernfalls scheide sie sich von England und erkläre: sie habe ihre Schuldigkeit gethan, und man möge die Schuld nicht auf sie werfen, wenn England dadurch Uebles widerfahre, daß der Burgunder mit Gewalt ihre Erblande mit Flandern Artois Pikardie und Burgund vereinigt habe.

Nur zwei Dinge möge man sie noch wissen lassen: ob man ihr etwas vorwerfen könne, da sie in so vielen Gefahren sich aufrecht gehalten, und noch bis zum Tode ausharren wolle, offen, wahrhaft, loyal gegen die Engländer? — oder ob ihre Gesandten es an etwas hätten fehlen lassen, da sie doch wüßten, sie könne sich nicht länger halten, und ihre Unterthanen schlügen neue Wege ein? Wenn der Fehler an den Gesandten, den beiden Rittern liege, so wolle sie dieselben auf ihre Ehre Treue und Schwüre belasten: liege aber der Fehler an Andern, und fruchte auch diese neue Vorstellung nicht, so werde sie ihre Gesandten auf der Stelle zurückrufen."

Achtes Kapitel.

Eleonore von Cobham.

Volksbewegung in London. Gesandtschaft an Bedford. Philipps Hinterlist. Niederwerfen seines Herolds. Parlamentsbeschluß. Sitzung des

eheimeraths. Graf Salisbury. Drohende Volkserhebung in Holland. ufstand in Delft. Philipps Abwarten. Stand der Dinge in Frankreich. eue Vermittlungen Bedfords. Aufregung im englischen Volk und Adel r Jakobäa. Das englische Königshaus. Bedfords Vorwürfe und Ab- ahnen. Hinweis auf einstige Rechenschaft. Seine Gesandten. Das auptmittel. Eleonore Cobham. Beispiel von Humfrieds Großvater. umfrieds Nachgeben. Einjähriger Waffenstillstand mit Philipp. Jako- bäas Standhaftigkeit.

Die geharnischte Erklärung Jakobäas schlug durch. Die ache kam in Fluß. Ganz London war erfüllt von der be- dten Leidenschaft ihrer Briefe. Die Aufregung im Volk und del ging in hohen Wogen. Wo Humfried über die Straßen ng, hörte er fröhlichen Zuruf.

Der Geheimerath schickte in Sorgen und Eile zwei seiner litglieder, den Bischof von Norwich und Lord Tiptot, nach rankreich, um Bedford anzukündigen, Philipp müsse um jeden reis von Jakobäa ablassen. Die beiden Gesandten fuhren in ast über das Meer, und gingen gleich nach Arras, wo Bedford nd Philipp schon beisammen waren. Als Jene ihre Botschaft sgerichtet, hieß es: man müsse nach Paris, dort müsse man im oßen Rath verhandeln, dann wolle der Herzog von Burgund ine letzte Antwort geben. Kaum aber waren Bedford und die esandten von Arras abgereiset, als Philipp nach dem Henne- au ging, um rasch hier, wie vorher in Holland, sich huldigen lassen, d. h. die Besitzergreifung des Landes als Erbregent orzunehmen. Dann eilte er nach Brüssel, und forderte Hülfs- uppen. Was sein Vetter, der junge Herzog, beschlossen, wußte an nicht, die Landstände aber schlugen Philipps Begehren ab. ier abgewiesen kehrte er sofort nach Flandern zurück und ließ ort, in der Pikardie, im Artois, durch allgemeinen Aufruf jeden Mann unter die Waffen treten, der eine Pike tragen konnte. he noch das Heer versammelt war, flog der Herzog, nur von erzig Mann begleitet, schon wieder nach dem Norden. So be- chteten im Geheimerath zu London Jakobäas Gesandte.

Diese Treulosigkeit, diese Mißachtung des englischen Volks konnten nur noch mehr erbittern. Philipp wollte den Sturm beschwichtigen. Sein Herold kam mit einem Briefe nach England: er wolle eine große Gesandtschaft schicken, in Sachen Jakobäas zu verhandeln, man möge ihr die Geleitsbriefe ausfertigen. Allein sein Bote wurde nicht mehr angehört, niedergeworfen, in's Gefängniß gestoßen.

Schon war das Parlament vorgegangen. Als Philipp seine Erbhuldigung im Hennegau in's Werk setzte, faßte es am 25. Juni folgenden Beschluß: „Da die Herzogin von Glocester in so großer Wehsal und Bedrängniß gelebt, und so erbarmungswürdig an den König und das ganze Parlament geschrieben habe: so möge — im Wege des Vertrages oder in anderer Weise — des Königs hohe Weisheit und der vielreiche Rath der Lords seines Geheimerathes dafür sorgen, daß der Herzogin Person und die Allianz, welche zwischen England und ihren Landen sei und bestehe, in Gedeihen und Sicherheit gesetzt werde. Das gereiche zum besondern Wohlgefallen der Parlamentsmitglieder und aller Derer, von denen sie gekommen seien." Zu solchem Zwecke stellte das Parlament die bedeutende Summe von 20,000 Mark in Aussicht. Dieser Beschluß, welcher Jakobäas Sache für eine Sache des Volks von England erklärte, enthielt bereits die Kriegserklärung gegen ihren Bedränger.

Am 9. Juli hielt der Geheimerath eine große feierliche Sitzung, angesehene Ritter und Knappen waren hinzugerufen. Es wurde beschlossen: „Angesichts der sehr großen Leiden und Gefahren, welche die Herzogin von Glocester schon lange und noch täglich mehr erdulde, um ihrer rechten und tugendhaften Liebe willen zu ihrem Gemahl, und um ihrer Anhänglichkeit willen an England und seinen König, — Angesichts der täglichen Hülfsgesuche des Herzogs und der Herzogin von Glocester, — und der warmen und aufrichtigen Verwendung des Parlaments und seiner Bereitstellung von 20,000 Mark, — sollten 9000 Mark bebewilligt sein, um damit Reisige und Bogenschützen zu werben, welche

ach Holland gehen sollten, um die Städte Plätze und Lande, elche dem Herzog und seiner Gemahlin noch gehorchten, mit ebensmitteln zu versehen und zu besetzen, die Herzogin aber, in großer Eile sich passender Weise thun lasse, sicher nach Eng- nd zu geleiten. Wollten aber von diesen Kriegsleuten in olland Besatzungen liegen bleiben, so müßten sie sich darauf schränken, die genannten Plätze zu vertheidigen, ohne irgend ndere anzugreifen." Durch diese Bedingungen, welche Glocester och besonders beurkunden mußte, hielt sich der Geheimerath mit hilipp noch eine Art Waffenstillstand offen. Es wurden auch r seine Gesandten Sicherheitsbriefe ausgefertigt.

Humfried konnte nun wieder mit Staatsgeld Truppen erben, und das Kriegsvolk strömte ihm zu. Mehrere mächtige ords verbündeten sich mit ihm. Dieser dritte Heereszug für akobäas Recht und Rache sollte so gewaltig werden, daß alle Macht des Burgunders nichts dagegen ausrichte. Der werth- ollste unter den Verbündeten war Thomas Montague, Graf on Salisbury. Nannten die Engländer ihre besten Namen, so and Salisbury obenan. Als Feldherr hatte er sich auf Frank- ichs Feldern mit Ruhm bedeckt. Auch er war in seiner Ge- ahlin von Philipp tief beleidigt. Es war vor drei Jahren ewesen, als die Höfe von England und Burgund in Paris sammen kamen, und um ihre Festlichkeiten zu erhöhen, die ochzeit feierten von Philipps Oberhofmeister, dem Ritter de la remoille, und der Dame von Rochebaron. Das geschah in hilipps Pallaste, und er stellte durch Pracht, feines Benehmen, nd Kühnheit alle Fürsten und Herren in Schatten. Er glänzte n Tanzsaal bei den Damen, und pflückte sich im Turnier die orbeeren. Damals war seine Schwester, Bedfords Frau, die stigste und unternehmendste der Damen gewesen, die schönste ber Gräfin Salisbury. Sie war von Philipp mit einer Leiden- haft ausgezeichnet, welche viel Redens machte. Er hatte ihr gar eine öffentliche Liebeserklärung gemacht, während ihr Ge- ahl nicht zugegen. Das war wider alle Rittersitte, und hatte

Salisbury empört. Sobald er hörte, daß es mit Humfrieds Rüstungen Ernst sei, eilte er von Frankreich herbei, und verbündete sich mit ihm zum Kriege gegen den frechen Burgunder. Er wurde jetzt auch als Mitglied in den Geheimerath aufgenommen. Salisburys Name war ein Feldzeichen, um welches sich von fern und nahe die edelsten Fähnlein sammelten.

So durfte endlich Jakobäa Zuversicht fassen: es kam der Tag der Rettung und Rache, der entzückende Tag von Humfrieds Wiederkehr. Denn auch in Holland, und das wußte man in London wohl, war Alles zum Aufstande fertig gemacht. Die Hoeks hatten verzweifelt gearbeitet, das Volk von Grund aus aufzuwühlen. Während Philipps Verbündete in Geldern in den Treffen bei Barnevelt und Brummen so schwere Verluste erlitten, daß sie gar nicht daran denken konnten, den burgundischen Kapitäns, welche in den holländischen Städten lagen, zu Hülfe zu ziehen, sollte hier ein allgemeiner Volkssturm niederwerfen, was wälsch oder kabeljauisch.

Des Burgunders rechtloses Benehmen war jetzt auch dem blödesten Auge klar. Und wer mochte sich noch selbst darüber täuschen, was für ein Loos der fremde Fürst den Holländern bereite? Sie sahen sich erdrückt durch endlose Steuern, ihre Städte und Burgen von wälschen Obersten beherrscht, Recht und Gesetz überall mißachtet. Als die Nachricht kam, der Herzog von Brabant sei gestorben, eilte man in den Kabeljaustädten, alle Thore mit Kriegsvolk zu besetzen. Heimliche Verschwörungen zogen sich von Ort zu Ort. Auch Solche fielen von Philipp wieder ab, die ihm gehuldigt hatten. Bereits gab es in Dortrecht Rotterdam Leyden offenen Aufruhr.

Vorzüglich hatten es die Hoeks auf Delft abgesehen. Eines Markttages, als die Maesländer Bauern mit ihren Wagen und Früchten hereinzogen, es war am 6. März, standen sie auf einmal bei einander, erhuben ein wüthendes Geschrei, und als der Schultheiß Johann von Egmond vereint mit den Stadträthen ihnen steuern wollte, fielen sie über ihn her und schlugen ihn

odt, und mit ihm fünf der vornehmsten Bürger. Jetzt wollten ie Hoeks sich der Stadt bemächtigen. Philipps Kapitäns aber ielen rasch mit ihren Truppen dazwischen. Der Anschlag wurde ereitelt, und schon drei Tage später zwölf Bauern auf dem Markte in Delft enthauptet

Wären die Engländer rasch genug gelandet, — kein Zweifel, Holland hätte plötzlich an allen Enden in Flammen gestanden. Philipp rüstete aus vollen Kräften, und stand in Flandern und Seeland fortwährend auf der Wache, um zu sehen, wo er den Angreifern entgegen trete.

Solche Wendung der Dinge hatte der bestürzte Bedford icht mehr erwartet. Als er den Fuß wieder an die fran= zösische Küste setzte, sah er mit einem Blicke, wie schlecht hier die Dinge für die Engländer standen. In der That hatte in den Kriegslagern, welche Philipp Jahr auf Jahr gegen Humfried und Jakobäa sammelte, das entzweite Frankreich sich wiederge= unden. Im gemeinsamen Kampfe wider englischen Uebermuth, an der Seite eines glänzenden Prinzen des französischen Königs= hauses, lernten sich die Anhänger hier der Engländer, dort des Dauphins wieder als Söhne eines einzigen Volkes kennen. Der kluge versöhnende Bedford war viel zu lange in England ge= blieben. Der Krieg in Frankreich wurde nur lässig geführt, und das Beispiel des dritten Verbündeten von Amiens, des Herzogs von der Bretagne, der von den Egländern abgefallen, lockte und mahnte. Seine ganze Kraft hatte Bedford eingesetzt, um diesen Abfall zu züchtigen. Und jetzt ein neues Brouwershaven? Nur ein Wunder hätte England und Burgund wieder auseinander gebracht: blutig, unabsehlich eröffnete sich ihr Krieg. Denn es war ein Meisterstreich von Philipp, daß er nach dem Tode Jo= hanns von Brabant rasch und verwegen in Jakobäas Landen eine Stellung nahm auf dem Grunde eigenen Rechtes. Wie immer dies Recht beschaffen war, genug, er hatte Besitz davon ergriffen, hatte sich in Holland wie im Hennegau als Erbherrn

huldigen lassen. Jetzt hing seine Ehre daran, diese Für-
thümer zu behaupten.

Bedford wußte das, und wieder suchte er sorgenvoll
einer Vermittlung. Er hatte schon im Mai Philipp zu einer
Zusammenkunft eingeladen, und war ihm bis halben Weg
Lille entgegen gegangen, hatte auch dessen Schwester, seine
mahlin, mitgenommen. Als die zweite Gesandtschaft aus
land, die Lords Norwich und Tiptot kamen, war eine
Zusammenkunft in Arras gewesen. Da war wiederum, wie
unzähligmal, hin und her berathen, und rathlos war
nach Paris zurückgekehrt. Während er hier die Sache im
lichen Rathe vortrug, erhielt er den Beweis, daß selbst die
vom Geheimenrath dem Andringen von Volk und Adel
Widerstand mehr leisteten. Zwei Tage nach dem Beschluß
für Jakobäa Kriegsgelder bewilligte, am 11. Juli schrieben
an Bedford wie folgt:

„Die hohe und edle Fürstin, Frau von Glocester, seine
Schwägerin, dulde so schwer nur um ihrer Liebe und
willen zu Gemahl und England. „Deßhalb schreiben wir
an Eure Hoheit und stellen Euch vor, wie die Stände und
alles Volk in England aus gedachten Gründen sich diese Sache
hoch und theuer zu Herzen nehmen. Sie glauben, daß sie sich
nicht entschuldigen können, weder gegen Gott, noch gegen die
Welt, noch gegen Herrn und Dame von Glocester, noch wie
Ehre und Natur verlangen, wenn sie nicht so weit als menschen-
möglich ihre Schuldigkeit thun, der Fürstin Hülfe und
zu bringen, und zu streiten wider die großen und
lichen Beleidigungen Unterdrückungen und Gewaltthaten, und
gegen die notorischen und aller Welt bekannten Usurpationen,
die gethan und unternommen sind wider Herrn von Glocester
und seine Gemahlin. In dieser Sache wollen sie sich mit Gut
und Blut betheiligen, um einen starken Zuzug und
Hülfe zu stellen für den genannten Herrn und dessen Gemahlin
in deren gerechten Sache." Bedford möge deshalb den Herzog

ı Burgund kurz und bündig auffordern, daß er von seinem
tlosen und beleidigenden Verfahren abstehe, und eiligst Nach=
t senden, in welcher Stimmung er ihn in Bezug auf den
eden in der Versammlung gefunden, die durch die Herren von
rwich und Tiptot angeregt worden. Beider langes Ausbleiben
me Wunder, Angesichts dessen, wie Philipp nach jener Ver=
mlung, zu seinem Vortheil und zum großen Nachtheil für
cester und seiner Dame Rechte, in Hennegau Holland und
land seine Sachen besorgt habe."

Der Regent von Frankreich hatte kurz vorher etwas Großes
chgesetzt. Am 3. Juli hatte der abtrünnige Herzog von der
tagne sich den Engländern wieder unterworfen. Dadurch
das Bündniß von Amiens, freilich mit unsäglichen Mühen,
der hergestellt. Und jetzt sollte es gleich wieder, und schlimmer
h als vorher, auseinander brechen? Bedford hatte nur noch
Wahl, entweder Frankreichs Krone aufzugeben oder seines
uders Sache. Es war eine sonderbare Lage der Dinge im
lischen Königshause. Der König war ein Kind, von seinen
eimen und Beschützern wollte der Eine Frankreich, der Andere
besten Theil der Niederlande. Der Eine hatte seine größte
lfe am Burgunder Alliirten, der Andere glühete, um gegen
sen in's Feld zu ziehen.

Aber Jener wollte Frankreich für die Krone, Dieser die
derlande für sich selbst. Bedford entschied sich: Jakobäa sollte
ends geopfert werden.

Seinen Bruder machte er stutzig durch die volle Last einer
chtbaren Verantwortung, welche er auf ihn wälzte. Er schrieb
ı: „Auf der Welt habe er keinen Näheren, als Humfried, und
liebe ihn wie sich selbst. Bei dieser Liebe, bei der Ehre,
dem Heil des jungen Königs beschwöre er ihn, doch seinem
igen Bruder zu glauben und zu vertrauen. Man habe ihn
er Sache wegen bei Humfried verlästert, aber er hätte nur
offenen Krieg mit Philipp verhüten und jeden erdenklichen
g der Güte einschlagen wollen. Darum habe er gehandelt

als ein wahrer Bruder, wie Gott Vernunft Ehre und gutes Gewissen erforderten. Er schwöre ihm zu bei Gott und dem König und vor der ganzen Welt, Humfried sei auf dem Wege, Englands französische Krone in Stücken zu schlagen. Frankreichs Besitz sei noch so neu und jung, und verlange kluges Benehmen. Um Gotteswillen möge Humfried doch von Krieg und Gewaltthat ablassen, es gäbe noch friedliche Mittel, mit Philipp auseinander zu kommen. Und daß es geschehe, dazu wolle Bedford selbsteigen arbeiten und Alles, was er könne und habe, darbieten. Diejenigen, welche Humfried vorsprächen von hohen Ritterthaten und edlen Unternehmungen, müßten ein kurzes Gedächtniß haben, daß sie nicht mehr wüßten, wie schwere Mühsal und Arbeit es ihrem Hause gekostet, es bis zu diesem Stande der Dinge zu bringen. Gewiß würde ihr seliger Bruder, der Leib und Gut und die ganze Kraft seines Geschlechts und seines Volkes an Frankreich gesetzt, und es wahrlich theuer erkauft habe, nicht aus freien Stücken und ohne Vernunft die schrecklichsten Gefahren heraufbeschwören. Bloß dieser Streit mit Philipp sei die einzige Hoffnung aller Feinde Englands. Sei diese Sache beigelegt, so würden alle ihre Anhänger in Frankreich neuen Muth und Stärke gewinnen, ihre Feinde aber völlig verzweifeln. Humfried möge daran denken, wie er und seine Rathgeber es einst mit gutem Gewissen vor dem König, wenn er mündig geworden, verantworten könnten, wenn sie bloß um ihrer Lust willen das Reich, das jetzt so glorreich, in unabsehliche Gefahren stürzten. Er rufe Gott zum Zeugen an, daß er keine Schuld daran habe, aber er werde sie einst vor dem Könige zur Rechenschaft ziehen!"

Es kam Bedford augenblicklich nur darauf an, um jeden Preis den englischen Heereszug von den holländischen Küsten abzulenken. Deshalb wurde ein ehrlicher Waffenstillstand vorgespiegelt, Jakobäa sollte nichts verlieren, nur zur Zeit dürfe kein Krieg sein zwischen England und Burgund. Bedford schrieb am 31. Juli an den Geheimerath auf dessen Brief eine lange und

eindringliche Antwort. Und da er hörte, die Herren hätten sich zerstreuet und hielten sich an verschiedenen Orten auf, schickte er Jedem eine Abschrift, damit Keiner sich später entschuldigen könne: er habe Bedfords Antwort nicht gekannt. Darin hieß es: „Er habe sich die Sache äußerst zu Herzen genommen, und es befremde ihn, wie man ohne sein Wissen und Zustimmen darin wichtige Beschlüsse fasse. Den Herzog von Burgund habe er zum Frieden ganz geneigt gefunden, Philipp wolle Waffenstillstand machen auf ein Jahr, wenn auch die Gegenpartei es thue. Diese aber habe eine sehr dunkle Antwort voll der Klauseln gegeben. Philipp nun ohne Weiteres auffordern, vom Kriege gegen Jakobäa abzustehen, das könne er nicht, dann habe er ja von vornherein Partei genommen. Die Ehefrage Jakobäas habe der Pabst, und ihre Länderfrage der Kaiser zu entscheiden, nicht aber der König von England. Seine und ihrer Aller erste Pflicht sei es aber, dem Könige, so lange er unmündig, das französische Königreich zu bewahren. Darüber müsse man Rechenschaft ablegen, und nicht um das Wehklagen seiner Schwägerin zwei Königreiche in Gefahr und Wirrsal stürzen. Schon schreibe ihm der Herzog von Burgund empört darüber, daß man zu seiner Schande den Boten, der seine Briefe an den König getragen, in's Gefängniß geschleppt habe. Dies müsse bestraft werden, damit es klar werde, so beleidigende Gewaltthat sei nicht auf des Königs und Geheimeraths Befehl geschehen."

Außer seinen Briefen aber sandte Bedford seine gescheidtesten Räthe, den Abt von Orcamp, Herrn Thomas Rampscon seinen Kämmerer, Meister Johann Escourt, und Meister Gille le Duc nach London. Der Abt von Orcamp war Doktor der Theologie und der klügste Diplomat in Frankreich, öfter war er mit Erfolg in Rom gewesen. Bald merkte man auch in London, wie gut er die Kunst verstand, die Menschen anzuregen zu verwirren und zu binden. Ein Mittel besonders wurde in Bewegung gesetzt, welches dem leichtbewegten Humfried am gefährlichsten war.

Es ist auffallend, wie häufig in Jakobäas und ihrer Ge-

sandten Vorstellungen die Bitte wiederkehrt: man möge den Herzog von Glocester drängen, daß er sich zum Handeln aufraffe. Ach Jakobäa wußte wohl, was ihn säumig machte. Hier lag die Quelle ihrer tiefsten Qual und Sorge. Warum hatte sie einst die schöne Eleonore, des Lords Reginald Cobham von Sterborough Tochter, als Hofdame mit nach dem Hennegau genommen? Das war sehr arglos oder sehr leichtsinnig. Wußte sie allein denn nicht, was der ganze Hof von den Abenteuern dieser Dame erzählte, welch kühnen Muth sie öfter gezeigt, und wie manch stolzen Ritters süße Freundin sie schon gewesen? Hatte Jakobäa keine Ahnung, welch ein Weib dies war von wilder Selbstsucht und tausend Ränken? Eleonore war damals nicht lange im Hennegau geblieben. Faßte sie damals schon im Stillen ihre Pläne, oder hatte Jakobäa sie fortgeschickt, — genug, in Humfrieds Reisezug, als er seine Gemahlin in Mons verließ, war sie nach Calays, und dann im selben Schiff mit ihm nach England zurückgekehrt. Ihre üppigen Reize setzten ihn in Flammen, von ihrem reichen Wissen fühlte er sich angezogen, von ihrer Alles durchfliegenden, in Alles einbohrenden Phantasie war er wie geblendet. Bald lag er vollständig in Eleonorens Fesseln. Es war in London öffentliches Geheimniß, daß sie mit ihm lebte. Mit jedem Jahr war ihre Gewalt über ihn gewachsen. Schon hatte sich das verwegene Weib das höchste Ziel erkoren: sie selbst wollte Humfrieds Gemahlin, eine königliche Prinzessin werden. Hatte doch Humfrieds Großvater, Johann von Gent, ebenfalls seine langjährige Buhlerin geheirathet, und war deren Sohn doch der große Kardinal von Winchester!

Ohne Zweifel erhielt Eleonore jetzt eine Andeutung, daß man ihr des Prinzen Hand nicht mehr bestreiten werde, wenn es ihr gelinge, denselben in England zurück zu halten. Nun ließ das verführerische Weib seine Künste spielen, und spann und spann an einem Netze von unentwirrbaren Ränken, in welchen der Rest von Humfrieds Ehrgefühl erstickte. Er wurde bedenklich, schwankte, und ließ sich endlich zu einem Waffenstillstande herbei.

rn verpflichtete sich Philipp, Jakobäa selbst ein Jahr lang
ht anzugreifen, zugleich aber des Pabstes Endurtheil zu be-
iben. Der Geheimerath war dieser Wendung froh, und wer
dford und Frankreich nicht aufgeben wollte, durfte nicht ent-
gen sein. Wiederum wurde gehofft, auf die eine oder andere
eise finde man endlich der heillosen holländischen Sache ein
de: gewiß werde Philipps nächste Unternehmung gegen Ja-
bäas Verbündete entscheiden, entweder müsse er oder müsse sie
Hand zum Frieden bieten. Salisbury aber, und die gleich
n dachten, warteten der Dinge.

Was für Briefe voll Zorn und Verachtung mochte Jakobäa
t nach London senden, voll glühender Pfeile, die sich in Hum-
eds Brust einsenkten! Aber sie verwundeten nur seine Eitel-
t, und machten ihm Jakobäas leidenschaftliches Wesen zuwider.
ur eine Aussicht blieb ihr noch: sie mußte siegen über Philipp,
änzend siegen, ihr wiedereroberter Länderbesitz mußte ihr auch
n Gemahl wieder bringen. Also stählte sie sich mit fressender
ual im Herzen, auch noch den neuen Heereszug des Burgunders
bestehen, der gewaltiger, als alle früheren, herandrohete.

Neuntes Kapitel.

Seeschlacht bei Wieringen.

llmählige Ausrottung der Hoeks. Jakobäas letzte Ritter. Sechs Kriegs-
rsten in Utrecht und Geldern. Ausdehnung der Fehde. Gelderns
erwüstung. Schlacht bei Ryßwyck. Angriff auf Tiel. Mordanschläge.
lüchtende Mönche und Nonnen. Einfälle der Hoeks in Holland. Neue
erstörung des Yßelstein. Durchstechung des Yßeldammes. Drohende
eichsacht. Kriegssteuern. Finanzienthun. Seelgelder. Aufruhr im

Volk. Philipps Absichten. Kriegszug nach Bunschoten. [illegible] Unternehmungen. Entgegenziehen der Kabeljaus. Zusammenstoß [illegible] Wieringen. Zwiespalt auf Brederodes Flotte. Seeschlacht. Tod [illegible] Strande. Vollständige Niederlage der Hoeks. Zwietracht in [illegible] Verfolgung der Flüchtigen. Abkommen mit den Wieringern.

Welche Macht aber wollte Jakobäa den burgundischen Heeren noch entgegenstellen? Hennegau und Seeland waren längst verloren. In Holland aber waren ihr gleichsam beide Arme abgeschlagen, als die treuen Bauern im Norden zertreten wurden und die stolze Seefestung im Süden ihr Banner senkte. Das war so fürchterlich in diesen Kriegen, welche sie nun bald fünf Jahre lang führte, daß für die Anhänger der Erbfürstin die Niederlage jedesmal gänzliches Verderben war. Seit Johann von Bayern ihre Anhänger in Leyden und Haerlem so gründlich ausgemerzt hatte, daß diese Städte fortan die vornehmsten Burgen der Kabeljaus wurden, seitdem wiederholte sich die Ausrottung der Hoeks in einem Gebiete nach dem andern. Nur noch Wenige ihrer Ritter sah Jakobäa um sich versammelt. Das waren vor Allen Ludwig von Montfort, ihr oberster Minister, und sein Bruder Johann, ein Kriegsmann, Dietrich v. d. Merwede, Arnold von Gent, Gerhard von Poelgeest, Wilhelm von Naaldwyk, Gerhard von der Zyl, und der Schatzmeister Johann von [illegible]anen. Die Flotte in der Südersee aber befehligte Wilhelm von Brederode.

In diesen Männern freilich war Haß und Zorn gewaltiger, als alle Noth und Niederlage. Als ihre letzte große Hoffnung, Humfrieds Heer und Flotte, ausblieb, als die burgundischen Obersten das letzte holländische Gebiet, das Jakobäa noch behauptete, immer enger umzingelten, und Hunger und Jammer in allen Häusern war, — da arbeiteten Jakobäas letzte Ritter und Räthe nur um so leidenschaftlicher, wie sie noch einmal ganz Holland in Aufruhr, und das ganze Utrechter Volk in das Feld brächten, Geldern aber ebenso gründlich ausraubten. Eines hatte

Jakobäa noch immer bewiesen: niedergepreßt durch neue Lasten erhob sich ihr elastischer Geist zu frischerer Kraft, an einem Ende zurückgedrängt warf sie den Krieg auf neue Gebiete.

Land Utrecht und Geldern wurden jetzt Wahlstätte von sechs Fürsten, die um ihre Länder stritten. Auf der einen Seite standen Philipp, Arnold von Geldern, Bischof Sweder: auf der andern standen Jakobäa, Adolf von Berg, Postulat Diepholt. Am 30. Mai hatte der Herzog von Burgund Diepholt und allen seinen Anhängern förmlich die Fehde angekündigt, weil er gegen des Pabstes Gebote sündige und den Herzog von Geldern bekriege. Letzterer hatte schon im April seinen Städten verbürgen müssen, daß aller Schaden ihnen ersetzt würde, welchen sie in seinen Kriegen gegen Jakobäa von Bayern, die sich Herzogin von Glocester nenne, und gegen Rudolf von Diepholt und seine Anhänger erlitten. Eine große Fehde aber steckte in jenen fehdereichen Zeiten gewöhnlich weit und breit die Nachbarländer an. Insbesondere bei Thronstreiten suchte Jeder der umwohnenden Fürsten und Herren sein Stück Beute. So verbündeten sich jetzt mit dem Postulaten der Graf von Hoya, eine Menge Münsterscher Ritter, und die beiden mächtigen Herren von Büren. Letztere bedangen sich für ihre Hülfe keinen geringeren Preis, als daß die alte Stadt Tiel mit Umgegend ihr Eigen werden solle.

Im Juli versammelte Diepholt auf's Neue eine Heeresmacht von siebentausend Mann zu Fuß und zweitausend zu Pferde, und machte wieder einen jener verheerenden Züge, welche in diesem Jahre Geldern zur Wüste umwandelten. Die Schwerter trieften von Blut, eingeäschert nach der Reihe lagen die Dörfer, die Obstbäume umgehauen, ausgeplündert selbst Klöster und Kirchen. Die Gelderer hatten in den blutigen Schlachten dieses Jahrs niemals Glück gehabt. Endlich stellten sie den Verwüstern ein neues Heer entgegen, es wurde in der Schlacht bei Nyßwyck auf's Haupt geschlagen.

Nun sollte es Tiel gelten. Der Herr von Büren hatte die Herren Dietrich von der Merwede, Johann von Langerack, und

im Norden glaubte, fuhren sie schon sengend und brennend mitten durch's Land.

Alsmaer ging in Flammen auf, sechs feste Häuser zu Woerden und ten Syl wurde niedergebrochen. Daß die Utrechter nicht säumten, alle Gebäude, welche man im zerstörten Yßelstein wieder errichtet hatte, wiederum in den Grund zu reißen, braucht kaum erwähnt zu werden. Die alte reiche Stadt Gouda am breiten Yssel blieb der Mittelpunkt für die Streifzüge, die Tag und Nacht vor sich gingen, die einen zu Roß und Wagen, die andern auf leichten Schiffen. Die Hoeks hatten Gouda von der Landseite unangreifbar gemacht. Das Mittel dazu war entsetzlich. Was sonst nur Sturm und Meeresfluth thaten, das verübte der Haß im Bürgerkriege. Der Yßeldamm, welcher Schieland und Delftland zum großen Theile schützen muß, wurde durchstochen. Gewässer brauseten weit und breit in's Land hinein, und standen hoch und unabsehlich dort, wo bisher fruchtbare Wiesen und Aecker lagen, ein Schaden, welchen erst Jahrhunderte allmählig wieder gut machten.

Der Handel lag jetzt vollständig darnieder, und nun drohete noch die Reichsacht den Kabeljaustädten in der weiten deutschen Hanse eine peinliche Stellung zu bereiten. Ohne Zweifel hätte die Reichsacht auch manchen fürstlichen oder ritterlichen Beutemacher, der jetzt noch stille saß, in den Sattel gehoben. Haerlem Leyden Delft und Amsterdam ließen es sich daher nicht wenig kosten, das pergamentene Ungewitter, aus welchem allerlei kleine Blitze hervorzucken konnten, von sich abzuwenden. Schon im vorigen Jahr gingen Abgesandte nach Köln und Nürnberg, in diesem Jahr nach Regensburg und zu den deutschen Hansestädten, deren Vermittlung sie anriefen.

Bei all diesem Elend mußte man fort und fort schwere Kriegssteuern aufbringen. Um nur ein Beispiel zu geben, nehmen wir die Landesrechnung für das Halbjahr nach dem 25. Oktober 1427 zur Hand. Die Gesammteinnahme stieg für diesen Zeitraum auf 84,000 Pfund. Darin betrug die gewöhnliche Bede

Einfälle der Hoeks, als die burgundischen Erpressungen, erfüllte die Kabeljaus das heimliche Treiben und Wogen im Volke, vor dessen Aufstand und Rache sie zitterten. Brederodes Flotte in der Südersee wuchs von Woche zu Woche, und trug hier Ermuthigung, dort Schrecken an die holländischen Küsten. Schon traten Texel und andere Gebiete ein in die Eidgenossenschaft der Hoeks.

Philipp wußte recht gut, wie leicht Aufstand ausbrechen, und das Gebäude, das er in drei Jahren voll Krieg und Mühen in Holland errichtet hatte, in die Luft fliegen könnte. Noch immer hielt er es für gerathen, in Flandern und Seeland zu warten und zu wachen, seinen Generalen und Beamten in Holland aber einzuschärfen, bei Nacht und bei Tage auf der Hut zu sein, und vor allen Dingen das Volk nicht zu reizen. Immer mehr Städte und Dörfer durften mit Jakobäa Sicherheitsverträge eingehen. Verurtheilten wurde das Recht des Waffentragens zurückgegeben, Andern Nachlaß an der Buße gewährt.

In Geldern regte Philipp einstweilen geordnetere Rüstungen an. Nicht weit von der Utrechter Gränze wurde dort eine neue Festung, Nyekerk, gebaut. In Harderwyck wurde eifrig gearbeitet, um Geschütze zu gießen. Der Seedeich bei Elburg wurde durchstochen. Um die Hoeks, welche von Amersfort ausliefen, von der Südersee abzuschneiden, versuchte man Blockschiffe in die Mündung der Eeme zu bringen. Zu Ende Juni bot Roland die Ritterbürtigen aus Amsterdam Haerlem und andern Städten auf, mit Bischof Sweder und dem Herzog von Geldern eine Reise auf den Deich vor Bunschoten zu machen. Große Erfolge wurden nicht erreicht. Aber ganz Unerwartetes geschah auf der Südersee.

Es war gegen Ende des August, als sich das Gerücht verbreitete, jetzt habe Brederode ein mächtiges Heer auf seiner Flotte gesammelt; damit wolle er ausziehen und das Land für die Fürstin wieder erobern; wer die Eidgenossenschaft der Hoeks nicht annehme, solle vertilgt werden; schon seien alle Inseln der Süder-

rechnete darauf: wenn die Ebbe das Tiefwasser zurückführe, dann würden die schweren Schiffe der Kabeljaus unbehülflich liegen, und seine Leute hätten auf ihren raschen Fahrzeugen den Vortheil. Der Plan war gut, aber er gefiel nicht all seinem Volke. Wie es scheint, war wieder einmal Streit über die Kriegsführung unter den Hoeks ausgebrochen, wie das bei Parteien und Flüchtlingen so gewöhnlich ist. Des Admirals Gegner wollten den Feind empfangen, wenn er an's Land stiege. Er aber blieb bei seinem Vorsatze.

Als nun die Zeit der Ebbe kam, gab Brederode Befehl, an die Ruder zu greifen. Alsbald ging seine erste Linie tapfer voran und stürzte sich auf den Feind. Die aber hinten waren, traueten der Sache nicht recht, und waren lässiger im Vorrücken. Und so geschah es, daß der Admiral der Hoeks schon mitten im Handgemenge, während die Hälfte seiner Flotte noch am Ufer zögerte. Seine Leute kämpften wie die Löwen. Bord krachte an Bord, die Enterhaken flogen, und die Wüthenden sprangen hüben und drüben in des Feindes Schiffe. Weil aber den Hoeks ihre anderen Leute nicht nachkamen, so wurden sie allmählig bestürzt, die Städter soviel kühner. Bald wälzte sich eine Uebermacht von Volk aus den Kabeljauschiffen in die hoekischen. Sämmtlich wurden sie genommen, die Besatzung niedergehauen, in's Meer gestürzt, der Rest gefangen und geknebelt. Drei Schiffe voll bewaffneter Hoeks wurden angehauen, und gingen unter mit Mann und Maus.

Als das ihre Genossen sahen, die schmählich noch vor oder auf Wieringen säumten, begaben sich viele ihrer Schiffe eilig auf die Flucht. Allein die Kabeljaus, froh ihres Sieges, ließen die Ruder in die Wellen peitschen, was nur Armeskraft vermochte. Schiff auf Schiff der Flüchtigen wurde eingeholt, geentert, die Mannschaft über den Haufen gerannt. Was entkam, schien nicht der Rede werth.

Der Hauptheil der Hoeks stand noch auf dem Strande, und erwartete Kabeljaus und Burgunder zum Kampfe auf Tod und

Mitleid nämlich, — denn die Gefangenen waren ja meist Bekannte und Mitbürger, — noch mehr aus Geldgierde, um reiches Lösegeld zu erpressen, wurde Mancher in Schiffen und Häusern heimlich verborgen gehalten. Da die Wieringer sich mit den Hoeks bereits zu tief eingelassen, so beeilten sich ihre Vornehmsten, dem Statthalter und Schatzmeister von Holland, Gaesbeck und von Swieten, eine große Geldsumme anzubieten, um von härterer Heimsuchung ihrer Insel loszukommen. Es mußten aber die Bewohner ohne Unterschied entweder zu dieser Geldbuße beitragen oder in Geervliet sich als Geiseln stellen. Fortan durften sie wieder Harnisch und Waffen führen, mußten aber versprechen: wenn des Herzogs Beamte einen flüchtigen Hoek aufspürten, alle sich aufzumachen, ihn zu fangen, in den Stock von Wieringen zu bringen und dort auf ihre Gefahr zwölf Stunden lang gefesselt zu halten. Jeder Wieringer endlich, der einen Gefangenen ausliefern wollte, erhielt für den Weg hin und zurück freies Geleit. Noch spät im November erging nach Enkhuysen das Gebot: Alle, welche Gefangene aus der Schlacht von Wieringen verkauft hätten, sollten in Leyden erscheinen, sich zu verantworten.

Hafen lagen. In Dortrecht ließ Philipp eine Anzahl Leute viertheilen. Das ganze Land erklärte er gleichsam in Belagerungszustand. Auch in den Landgemeinden wurde ein Hauptmann eingesetzt und zu ihm zwei Beiständer der Gemeinde selbst. Diese drei mußten sorgen, daß Tag und Nacht die Wachen im Gange, und bei dem geringsten Zeichen der Gefahr Glocken und Becken erklangen.

Von dauernder Herrschaft aber konnte der Burgunder in Holland erst reden, wenn er auch das Utrechter Gebiet erobert hatte. In seiner ganzen Länge und Ausdehnung triumphirten die Hoeks, und Philipps Verbündete, Bischof Sweder und Herzog Arnold, riefen, der Eine noch lauter als der Andere, nach Hülfe und Rache. Bei seiner Ehre durfte er sie nicht länger im Stiche lassen.

Das Utrechter Land ließ sich aber nur von Norden her angreifen. Im Süden war durch die Hoeks in Gouda Schoonhoven und Oudewater der Zugang versperrt: schon die breiten Ströme bereiteten hier einem großen Heereszug arge Hindernisse. Also verlegte Philipp sein Hauptquartier nach Amsterdam, und sofort erwachte hier eine nie gesehene Thätigkeit. Von allen Seiten zogen seine Kriegsvölker heran, das Fußvolk aus Flandern und Artois, die ritterlichen Burgunder, die wallonischen Reiter, und die gefürchteten Schützen der Pikardie. Wer aus ihrem Lande unter's Kriegsvolk ging, nahm den Bogen auf die Schulter. Der Bogen war jetzt die Lieblingswaffe der Pikarden geworden, in deren geschickten Führung sie mit den Engländern wetteiferten. Zu diesen Völkern aus Philipps Erblanden kam die auserlesene Mannschaft der kabeljauischen Städte. Jeder Bürger war dabei, dem ein Pferd im Stalle scharrte, und Spieß und Harnisch über dem Kamine hing. Auch Bischof Sweder von Kuilenburg säumte nicht, mit den Reisigen seiner Anhänger und seiner adeligen Gefreundschaft zu Philipp zu stoßen. Mit Gewalt und Glorie wollte er jetzt vom Norden her in sein Stift einziehen, während der Herzog von Geldern sich fertig machte, vom Südosten her

träge zu Stande, wie sie nur aus den Zuständen einer Zeit zu erklären, wo Staat und Reich Nichts waren, als eine Zusammensetzung von kleinen, ganz oder halb selbstherrschenden, Landschaften Herren und Gemeinden. Die Eemnesser „sollten frei ledig und still sitzen, mit Leib Vieh Hab und Gut bis zum Sonnenaufgang am St. Johannistag. Würden sie aber von ihrem Stift Utrecht in gesetzlicher Weise durch Glockenschlag zum Kriegszug wider Philipp aufgeboten, so könnten sie ausziehen, und wären dann seine Feinde so lang, bis sie wieder zu Hause wären, worauf ihr Frieden wieder anfinge. Dies Alles aber unter der Bedingung, daß sie des Herzogs Feinden keinen Hinterhalt gewährten, und wenn auf ihrem Gebiete seine Leute beschädigt würden, sie sich deshalb zur Verantwortung stellten. Käme jedoch ein so starker feindlicher Haufen, daß sie seiner nicht mächtig würden, so seien sie entschuldigt. Auch solle es wenigstens nicht die Gemeinde entgelten, wenn einer der Ihrigen ganz heimlich in seinem Hause Feinde berge, die des Herzogs Leuten Schaden thäten."

Als nun Burgunder Holländer und die Bischöflichen beisammen, rückte Philipp in Eilmärschen in der ersten Nacht bis Eemnesse, und andern Tages schon erschien er vor Amersfort. Die Bürger hatten ihn hier so früh nicht erwartet. Sie hatten gemeint, sie wollten noch rasch ihr Bier einbringen, ehe es an's Fechten ging. Denn das Brauen war das blühendste Geschäft der Amersforter, und sie zählten wohl an dreihundert Brauer. Auch waren sie nicht ohne Hülfe geblieben. Man wußte in Utrecht, daß vor Amersfort die erste Entscheidung falle. Die besten Leute der Hoeks waren deshalb, vereint mit Diepholt und den Söldnern, welche er aus Münster Osnabrück Bentheim Tecklenburg herbeigezogen, nach Amersfort geeilt, zusammen mehr als tausend Mann. Noch in der Nacht vor der Burgunder Ankunft waren von Utrecht aus dreihundert gute Bogenschützen in die Stadt geworfen.

Während Philipp auf Amersfort marschirte, überzogen die

immen in die Gräben, und schreiend und schießend setzten sie
ırch das Wasser. Schon fielen die Leitern an die Thormauern,
jon klimmte es an einem Dutzend Stellen an den Wällen
rauf. Aber hoch waren die Wälle, undurchdringlich die starken
ornhecken oben, und zwischen und hinter diesen standen herzhafte
schwinde Männer. Steine und heißer Kalk, Piken und Balken
usseten nieder, hageldicht klirrten die Pfeile, und noch Besseres
gaben die vielen großen Braukessel. Frauen und Kinder
achten laufend Kessel und Kübel auf die Wälle, deren siedende
luth Guß auf Guß den Stürmenden in's Gesicht nnd auf die
öpfe stürzte, bis sie blind und heulend vor Schmerz ausein=
ıder fuhren und zurück in die Gräben taumelten, während die
eschosse von den Mauern in sie hineinschlugen, und das Wasser
h mit blutenden Männern füllte.

Der Herzog befahl den zweiten Sturm. Neue Heerhaufen
irzten heran. Wieder begann das Lärmen und Toben in den
räben, wieder schoben sich höher und höher an den Wällen
ıwärzliche Säulen wimmelnd von Männern und Waffen. Aber
e Wälle blieben hoch, die großen Braukessel noch gefüllt, rastlos
e Geschosse der Vertheidiger. Die Bürger schonten sich so wenig,
s hätte jeder zehnmal ein Leben zu verlieren. Wiederum
nken überall die Sturmsäulen zusammen, und wälzten sich die
ılb verbrüheten Angreifer in die Gräben zurück.

Philipp ergrimmte. Jetzt setzte er sein ganzes Heer ein.
Jas noch heil und lebendig, mußte heran, wurde geordnet, und
irmte gegen die Stadt. Er selbst, wie bei Brouwershaven,
g den Degen, und stürzte sich mit dem Nothruf: „Mir nach,
er mich lieb hat!“ in die Gräben, und schoß und arbeitete und
fahl mitten unter den Stürmenden, und war in größter Le=
nsgefahr. Seine besten Ritter drängten und schrien wie rasend,
mmer leerten sich die Leitern, Einer hob den Andern: an
ehreren Stellen wurde die Wallhöhe erstiegen, und ihre Be=
zung wich vor dem wüthenden Andrang. Schon ergoß sich
ı Strom von Stürmenden in die Stadt, und über die Straßen

och am selben Abend die neue Festung Nyekerk im Geldernschen
rreichte, und Tags darauf den Seehafen Harderwyck.

Die Amersforter dachten nicht an Verfolgung. Sie hatten
enug zu thun, ihre Verwundeten zu pflegen, und die Todten zu
egraben, die haufenweise in und vor der Stadt lagen. Noch
cht Tage nachher zog man Todte aus den Gräben und Hecken
nd Verschanzungen hervor. Zum Andenken aber, daß Gott der
err sie aus so großer Gefahr errettet, beschlossen die Bürger,
lljährlich auf Allerheiligen eine feierliche Prozession zu halten,
nd die feindlichen Banner und Rüstungen hingen sie auf in der
St. Georgskirche vor dem Sakramentsaltar. Dort beschauete sie
och in unserer Zeit jeder Amersforter Bube, und wußte sie zu
euten, wenn sich die Schüler zur Prozession am zweiten No=
ember in der Kirche versammelten. Der Platz aber, wo das
urgundische Lager gestanden, behielt den Namen Pikardenthal.

Philipp hatte an einem Tage den ganzen Feldzug verloren.
ie Geschosse und Aexte der Amersforter, das Sudwasser ihrer
rauleffel, und die schreckliche Nacht vor der Stadt hatten fürchter=
ch in seinem Heere aufgeräumt. Wäre es noch in einer großen
eldschlacht gewesen! Gar zu bitter war es, sich sagen zu
üssen, daß man ein großes ritterliches Heer in den Gräben und
Wallhecken einer holländischen Bauern= und Schifferstadt ein=
ebüßt. Die Aufgebote der Kabeljaus gingen alsbald zu ihren
Städten zurück. Philipp aber blieb noch über eine Woche in
arderwyck, und leitete die Einschiffung seiner burgundischen
ehnsleute.

Zu schwach, um mehr als Streifzüge zu unternehmen,
ollte er jetzt wenigstens die Mündung der Eeme so fest ver=
hließen, daß der Feind von der Südersee abgeschnitten würde.
ebote ergingen an die Holländer, Bauholz Pfähle und Planken
erbei zu schaffen, auf kleine Schiffe zu verladen, und damit an
e Eememündung zu kommen. Am Ufer wurden Blockhäuser
baut, und jedes mit Pfahlreihen und Gräben umgürtet. Im
Wasser versenkte man alte Schiffe, damit es unfahrbar werde.

seinem Schutze das Kriegsvolk, sei es von unten sei es von oben, die Mauer angreife.

Am Sylvestertag gingen wieder von Leyden die Boten ab an alle Kriegsobersten zu Delft Rotterdam Schiedam Dortrecht Gorkum Geervliet, ebenso nach Haerlem Amsterdam Goyland Monikendam Hoorn Enkhuysen und weiter nach Friesland mit dem Befehle: ungesäumt solle alles Kriegsvolk zum Herzog stoßen. Sein bewaffnetes Hausgesinde, d. h. seine Leibwache, ließ er für diesen Zug noch besonders verstärken. Er wollte in den Beschwerlichkeiten und Gefahren des Winterfeldzuges mehr treue Diener, als sonst, um sich haben. Am 13. Januar trat das Heer den Zug nach der Eememündung an, und die große Katze schwamm, von vielen Kähnen gezogen, hinaus in die Südersee. Weil die Delfter noch säumten, so erfolgte der geschärfte Befehl: zur Stunde solle sich ein Theil ihrer Ritterbürtigen aufmachen, dem Herzog zu folgen. Einige Tage später wurden die Amsterdamer Hoorner Enkhuyser und die andern Städte Nordhollands beordert, ohne Verzug mit ihren großen Schiffen vor der Eeme zu erscheinen. Hier legte man die schwimmende Festung vor Anker, damit sie den Strom beherrsche. Die Blockhäuser am Ufer wurden neu befestigt, und längs der Küste jede Aus- und Einfahrt gründlich versperrt. Jakobäas natürlicher Bruder, Ritter Wilhelm, erhielt den Oberbefehl über das Ganze. Nachdem die Besatzung gemustert, die Zufuhr an Proviant aus Goyland, die regelmäßigen Fahrten der zwei Kriegsschiffe zwischen Amsterdam und der Eeme angeordnet waren, reisete Philipp am Schlusse des Januars nach Holland zurück.

Hier vertheilte er seine Kerntruppen, welche ihm die Kabeljaus ernähren und besolden mußten, in die Festungen und Blockhäuser längs der feindlichen Gränze, deren Zusammenhalt kräftig verstärkt wurde. Die Kämmereirechnung vom Oktober bis Juni zeigt uns folgende Standorte. Die nördliche Kette umschlang die Küste der Südersee. Dort standen in Weesp 2 Kapitäns mit 40 Mann, in Naerden 50 Mann und 1 Kapitän, an der Eeme-

Kriegszeug an die Besatzung bei der Ememündung ablieferten, durften sie später an ihren Steuern abrechnen.

Nachdem Philipp dergestalt die Vertheidigung des Landes geordnet hatte, ging er am 10. Februar in Rotterdam wieder unter Segel, um zum sechstenmal ein neues Heer wider Jakobäa aus seinen Erblanden zu holen. Doch zuvor erforderte auch Seeland noch seine Gegenwart auf mehrere Wochen. Den April brachte er großentheils im Hennegau zu. Ueberall waren Vorkehrungen zu treffen, nicht blos zum nächsten Feldzuge, sondern auch zum Schutze des Landes gegen plötzliche Angriffe der Hoeks und ihrer heimlichen Verbündeten. Milde und Freundlichkeit schien ihm jetzt die Zeit zu fordern. Die Bürger von Mons erhielten ihre alten Ehren Rechte und Freiheiten, die Heemstedes ihre Güter zurück, die Zierickseer auf drei Jahre freien Handel in Flandern und Artois, und den Bewohnern von Scouwen erließ er auf sechs Jahre die Hälfte ihrer Steuern.

Zweites Kapitel.

Eine Stadt im Krieg.

Eine Parteistadt. Bevölkerung in Bischofsstädten. Das Utrechter Patriziat. Gildeneinrichtung. Wahl des Raths, der Obersten, und übrigen Beamten. Verwaltung der Stadt. Bauer- und Morgensprache. Kriegswesen. Amnestie für Vaterlandsvertheidiger. Beuteplatz. Stadtbotschaften. Insassenpflicht. Söldner aus Westfalen. Defizit und gezwungene Anlehen. Maßregeln für und gegen Geistliche. Heimliche Messen. Manifest gegen den Pabst. Swebers Anschläge. Die Verbannten. Schlaglöhne. Kriegsfahrten. Zerstörung von Bunschoten.

Blokirung von Kuilenburg. Angriff auf die Stadt. Der Probst von Aachen. Beschießen der großen Katze. Ihre Zerstörung. Rolands Zug auf Utrecht. Die tapferen Bauern. Auszug und Sieg der Utrechter.

Anziehender noch, als eine Bürgerschaft, die von Haus und Heerd des Feindes Ansturm zurückwirft, belehrender auch über den Charakter jener Zeit, ist das Benehmen einer Gemeinde, welche in langen Kriegsnöthen stets klug und unverzagt des Landes Sache vertheidigt. Eine Stadt war damals nur zu häufig gleichsam Eigenthum einer siegreichen Partei, und umringt von innern und äußern Feinden griff die Regierung zu seltsamen Mitteln.

Eine solche Stadt war Utrecht. Hier hatte man die kränkendsten Maßregeln gegen Bischof Sweder und seine Anhänger in's Werk gesetzt. Von hier waren die Heere zu den Verwüstungszügen und zu den blutigen und siegreichen Schlachten in Geldern ausgezogen. Seit Jahren kamen die Hauptleute der Hoeks in Utrecht auf längere Zeit zu Gaste. Sie fanden da zahlreiche Genossen in Gesinnung wie in Ritterlichkeit. In Städten geistlicher Fürsten ist die politische Neigung gewöhnlich in zwiefacher Richtung hervorstechend. Aristokratisches Gefühl reicht aus den zahlreichen altbegüterten Patrizierfamilien hinab in all die Hütten ihrer Anhänger und Tagwerker. Demokratischer Trotz tritt, wo ihm einmal die Zügel schießen, roh und zügellos auf: seine Herberge findet er bei den Handwerkern und kleineren Kaufleuten, welche niemals bedeutend genug werden, um es dem Stadtadel in Glanz und Reichthum gleich zu thun. Die bürgerlich liberalen Grundsätze der Kabeljaus aber stellen sich ein, wo die Mittelklassen durch Handel und Gewerbe anschwellen an Gütern Stolz und Bildung. Für die Städte des Stiftslandes war diese Zeit längst vorbei, kein Jung-Utrecht drängte sich mehr in die Reihen des alten mächtigen Patriziats, welches in Ansehen wie in reichem Gütererbe feststand. So sehr auch die Parteiungen in der Stadt von den tieferen Gegensätzen zwischen Hoeks und

Kabeljaus sich nährten, so behielten sie doch die Färbung von Patrizierkämpfen, und der Haß zwischen den Familien war um so blutiger.

Eine merkwürdig lange Zeit, ein paar Jahrhunderte hindurch, bestand in Utrecht im Wesentlichen eine und dieselbe Verfassung. Der städtische Adel hatte sich frühzeitiger als anderswo dazu verstanden, in die Gilden einzutreten. Da er aber so zahlreich und begütert war, so beherrschten zwar die Gilden die Stadt, die Gilden aber beherrschte der Adel. Ein gewisses Wohlmeinen allerseits, Mäßigung und Anhänglichkeit an das Alte schienen in Utrecht noch zu Hause zu sein. Freilich lag die alte berühmte Bischofsstadt auch nicht mehr an den Wegen, über welche die die Hauptwellen zogen der kirchlichen politischen und sozialen Strömung des Mittelalters. Nur einen Blick mögen wir uns auf Utrechts Verfassung erlauben.

Alljährlich um die Zeit des Dreikönigfestes wurde auf den Plätzen und Hauptstraßen unter Trommel= und Pfeifenklang ausgerufen: „zu Lichtmeß müsse jeder Bürger in der Stadt sein, bei Strafe an Geld und einjähriger Verbannung.“ Am Lichtmeßmorgen sang man in den Stadtkirchen die h. Geistmesse, dann zog eine feierliche Prozession durch die Straßen, und sobald sie auseinander ging, eilte jeder Bürger auf sein Gildhaus, und wählte der Stadt Obrigkeit für das nächste Jahr. Diese bestand aus zwölf Schöffen mit dem Bürgermeister, vier und zwanzig Rathsmännern mit dem Rathsbürgermeister, und zwei und vierzig Altermännern oder Gildemeistern, zwei für jede Gilde. Die Wahl wurde verkündigt, die Erkorenen sammelten sich, und von ihrer Freundschaft geleitet, zogen sie auf's Rathhaus zum großen Gastmahl, mit welchem die Stadt sie ehrte und gleichsam sie in ihre Aemter einführte. Rath und Rathsfrauen erhielten dazu auch neue Handschuhe. Vorsichtiger Weise bestellte man noch vor der Tafel die neuen Beamten, die Kämmerer oder Schatzmeister, die Geschützmeister, den Weidegraf, Deichgraf, Bannmeister u. s. w. Die Stadtobersten, — so hießen nämlich die beiden Bürger=

alle Beute, die Einer in diesem Kriege machte, gebracht werden, damit die bestellten Beutemeister sie redlich vertheilen könnten. Ein Drittel von dem, was er erbeutete, wurde Jedermann von vornherein zugesichert, und für jeden Gefangenen zehn Schildthaler: jedoch bei Lebensstrafe durfte Niemand Beutegut oder Gefangene verbergen. Damit eilige Botschaften und Auszüge nicht Verzögerung erlitten, so wurde bei Glockenschlag ausgerufen, was jeder in Stadt und Weichbild Wohnende, der Ackerbau trieb, an Wagen und Pferden stets müsse bereit halten, um der Stadt gegen bestimmten Lohn zu dienen. Damit aber die Last der vielen kleinen Kriegszüge, die um Gefahr oder Beutegut beständig im Gange waren, nicht blos auf die Bürger fiele, so wurde weiter öffentlich verkündigt: wer in der Stadt Jahr und Tag gewohnt, müsse, wenn die Glocken Sturm schlügen, auf der Stelle mit ausziehen; bleibe er zu Hause sitzen, so räume er mit Frau und Kind auf fünf Jahre die Stadt und dürfe sich ihr nur auf eine Meile nähern. Indessen genügten all die Stadtbewohner doch nicht, um so viel Kriegsvolk zu stellen, als nöthig war. Man schickte daher Werbeoffiziere mit Taschen voll Geld über den Rhein nach Westfalen, wo es auf zahllosen Bauernhöfen immer genug junge Burschen gab, die gern eine Lanze auf die Schulter nahmen. Ohne Zweifel stand schon damals das Wesen der Hollandgänger in Westfalen in Blüthe. Vier Kriegsobersten wurden nun aufgestellt, zwei vom Postulat, zwei von der Stadt: ein Montfort durfte nicht darunter fehlen.

Diese Kriegsrüstungen, die Geschütze, sowie Sold und Proviant für so viele Leute im Felde und auf der Wache verschlangen große Summen. Die Einnahme des Jahres 1427 betrug 85,932 Pfund, die Ausgabe 159,357, — das Defizit also 73,425, beinahe so viel, als die ganze Jahreseinnahme. Man wußte sich zu helfen. Ein gezwungenes Anlehen wurde ausgeschrieben und auf Bürger und Insassen gleich vertheilt. Als nun Viele mit Zahlung ihres Antheils im Rückstande blieben, ließen eines Montags bei Glockenschlag die Stadtausrufer den Rathsbeschluß hören:

lenburg habe gar kein Recht zum Bischofsstuhl von Utrecht. Rom aber verweigere die Untersuchung. Sieben Gräuelthaten nach der Reihe habe Sweder begangen, der all seine Gegner blutig verfolge und todschlage, indem er vorgebe, er habe Erlaubniß dazu vom Pabste. Sweder sei also ein meineidiger Verbrecher und Rechtsübertreter, ein Verfremder der Kirchengüter, ein Mörder Gebannter Ungesetzlicher, und mit zahllosen Missethaten beladen. Gegen einen solchen Mann könnten sie kein Gehör in Rom bekommen, der Pabst weigere ihnen das Recht. Nun wollten sie zwar gehorsame Söhne der Kirche bleiben, müßten jedoch an eine allgemeine Kirchenversammlung, und an jenen Pabst appelliren, der in dieser Versammlung sein werde." Damit hatte sich das Bisthum vom regierenden Pabste geschieden, und um es noch deutlicher zu sagen, so ließ der Utrechter Rath öffentlich Jeden mit Todesstrafe bedrohen, „der irgend eine Bulle Prozeßschrift Bann- oder Mahnbrief oder sonst irgend ein Schriftstück in dieser Sache, es sei bei Tag oder Nacht, in die Stadt bringe, es sei denn, die allgemeine Kirchenverfassung habe ihren Ausspruch gethan, oder der Pabst seine Bullen und Schriften gegen Utrecht widerrufen."

Sweder aber ruhete nicht. Er setzte Alles daran, wieder über die verhaßte Stadt zu kommen, und sparte nicht Gold und Ränke. Einer dieser Anschläge wurde entdeckt. Seine Freunde sollten ihm eines frühen Morgens das weiße Frauenthor offen halten. Als er aber mit seinen Reisigen heranrasselte, war das Thor wohl verschlossen und hatte der Henker schon mit seinen Anhängern zu thun. Die Vornehmsten waren noch zeitig entflohen, Zwei wurden auf dem Marktplatze gerädert, Sechs knieten nieder und das Schwert flog ihnen in den Nacken, und hinter den Flüchtigen her trieb man ihre Frauen und Kinder auf ewige Zeiten aus der Stadt. So entsetzlich wütheten damals Mitbürger gegen einander. Weil man sein Staatswesen zu unbehülflich fand, das eigene Leben vollständig zu schützen, raubte man gleich fremdes Leben, sobald es gefährlich wurde. Um für alle Gefahr

— 50 bayrische Gulden. Dem aber, der einen bewaffneten Zug von Verbannten, welche die Stadt überfallen wollten, anzeigte, so daß man sie erschlagen konnte, wurden 1000 bayerische Gulden zugesichert, und selbst, wenn sie vorzeitig flohen, erhielt er die Hälfte des Blutgeldes.

Erschien die Stadt endlich durch solche Vorkehrungen einigermaßen gesichert, so konnte man auf Kriegsfahrten gehen. Darin waren die Utrechter kühn und fleißig. Ihre Reisigen und Kriegswagen zeigten sich in diesem Jahr vor Amsterdam und Nymwegen. Kaum erfuhren die Utrechter Philipps Abzug von Amersfort, so rasselten aus den Thoren die Reisigen und Wagen voll Handwerker nach Bunschoten. Das Städtchen sollte dafür büßen, daß es die Kabeljaus eingelassen. Furchtbar war die Zerstörung. Bis auf den Grund wurde der Platz geschleift und verbrannt, und alles Eigenthum seiner Bürger auf dem platten Lande verwüstet.

Sweder aber wurde zuletzt auf seinem eigenen Stammschloß, der Kuilenburg, belagert. Man konnte jedoch der Burg nichts anhaben, denn sie war mit dem anstoßenden Städtchen hoch ummauert und hatte davor tiefe Gräben. Die Utrechter mußten sich begnügen, den Kuilenburgern Blockhäuser vor die Thore zu setzen, die man mit Bewaffneten füllte. Diese Blockirung dauerte lange Zeit. Zuletzt machte der kriegerische Probst von Aachen, Johann von Büren, im Verein mit Wilhelm von Montfort Dietrich von der Merwede und anderen Hoeks und Utrechtern, einen Anschlag, wie sie den grimmigen Bischof bei Nacht und Nebel auf dem Bette fangen wollten. Sie ließen eine künstliche Brücke machen, die sich durch den tiefen Stadtgraben vorschieben ließ. In der Nacht auf den 23. Januar 1428 zogen eilends von verschiedenen Punkten auf Kuilenburg zu wohl anderthalb tausend Mann. Um Mitternacht kam man vor die Stadt. Es glückte, den Stadtgraben zu überbrücken, leise schlichen die Hoeks hinüber, und setzten die Leitern an die Mauern. Die Wächter oben schliefen, glücklich kamen die Angreifer die Mauern hinauf, und

) plötzlich um und um drehete, in Todesschrecken geriethen.
:nn weil ihnen die Ursache unbekannt war, so dachten sie nicht
ders, als Holz und Eisen gingen auseinander und Alles ge-
dewegs auf des Stromes Grund.

Nach der Utrechter Rückzug meinte Ritter Roland von Uut-
:den, Philipps Oberbefehlshaber in Holland, er habe den geeig-
ten Zeitpunkt erfaßt, und wollte rasch mit seinem besten Volke an
: Vechte hinauf und Utrecht stürmender Hand überfallen. Fünf-
usend Burgunder, meist Pikarden, hatte er beisammen, und war
on halbwegs bis Breukelen gekommen. Hier aber warfen sich
n die Bauern entgegen, und kriegstüchtig, wie sie waren,
achten sie dem Feinde viel zu schaffen, so daß er Stunden lang
ht voran konnte. Unterdessen gerieth in Utrecht Alles in krie-
rische Bewegung. Die ganze städtische Mannschaft rückte aus;
nn heute galt es die Heimath retten. Drei Schlachthaufen
ldeten die Zünfte, im ersten und zweiten nahmen sie die Män-
r aus den Vorstädten in ihre Mitte. Schöffen Raths- und
termänner marschirten ein Jeder in seiner Zunft. Die mitt-
en Streithaufen, bei welchen die reichen Tuchhändler Korn-
ndler Fischhändler und Fleischhauer und auch die Schneider
nden, hatten die Ehre des städtischen Banners: dagegen führte
r erste Haufen das rothe, der letzte das weiße Schützenbanner.
it den Utrechter Gilden zogen kriegserprobt die holländischen
oeks und die Söldner des Postulaten Diepholt, so viel von
iden gerade in der Stadt waren. Diese Heeresmacht fiel auf
e Burgunder, als sie durch der Bauern Widerstand schon etwas
müdet waren. Jetzt wurde der Kampf zur blutigen Schlacht.
ber der Andrang der Hoeks und Utrechter war zu gewaltig.
er Burgunder Ordnung lösete sich auf, zwischen ihren Gliedern
äheten die Schwerter und Aexte der Sieger. Gegen Tausend
len, Vierhundert wurden gefangen. Also war das beste Kriegs-
lk des mächtigen Burgunder Herzogs im offenen Felde erlegen
r Bauern und Bürgern. Lustig zogen die Sieger wieder ein
die Thore der Vaterstadt. Die am Morgen im Zug die Letz-

von Burgund Heer auf Heer nach Holland geführt, und noch immer stand Jakobäas Macht aufrecht. Philipps Kräfte an Geld und Kriegsvolk schmolzen wie Schnee zwischen den holländischen Sümpfen, und seine Ritterschaft murrte laut, damit er es höre.

Auch den Tapfersten war gründlich die Lust benommen, immer auf's Neue in den schrecklichen nordischen Krieg zu ziehen, der gar kein Ende nehmen wollte. Die Kabeljaus aber berechneten im Stillen, daß ihnen alle Hoeks zusammen nicht so viel Leid und Schande und Verluste gebracht hätten, als die wüthenden Verheerungen, die Kapereien zur See, und der Burgunder Uebermuth und Raubsucht. Ein besonderer Vertrauter Philipps, der Herr von Robays, gab sich viele Mühe, zwischen seinem Herzog und Jakobäa eine Sühne zu Stande zu bringen. Die Kabeljaustädte beschlossen, ihm durch ein Ehrengeschenk von zweihundert Schildthalern noch mehr Muth zu machen. Denn man glaubte allgemein, Philipp könne nicht mehr anders, er müsse jetzt Frieden machen. Als die letzte große Heeresfahrt vor Amersforts Mauern zerschellte, schickten die Bürger von Mons eilig eine Gesandtschaft nach Haerlem, ihn inständig zu bitten, er möge doch ja in den Friedensvertrag einen Artikel aufnehmen, Jakobäa werde es ihnen nicht nachtragen, daß sie ihm die Landesregierung übergeben hätten. Philipp erklärte den Gesandten vor seinem versammelten Staatsrath: „Er sei gebunden durch seinen Vertrag mit den Ständen von Holland und Seeland, und könne keinen Frieden machen, welcher den Anhängern in Jakobäas Landen zum Nachtheile gereiche."

Wenig fehlte, so entstanden für Jakobäa neue Verbündete. Philipp hatte noch in Harderwyck sich beeilt, den Friesen Verlängerung des Waffenstillstandes auf ein Jahr anzubieten. Im Mai aber fing Okko ten Brock bereits an, Kabeljaustädten Fehde anzusagen. Der junge Herzog von Brabant, der einst in der Brüsseler Revolution Jakobäas Sache wider ihren Gemahl vertheidigte, neigte sich entschieden auf ihre Seite. Er hatte im April in Lier Ständetag gehalten: als dieser zu Ende ging, ließ

Niederlanden das Blut strömte, ließ man in Rom Jakobäas Prozeßsache ruhig liegen. Die englische Macht hielt dort der burgundischen das Widerspiel; die Richter scheueten sich, die heillose Frage anzufassen; man mochte auch den Kaiser, der ohnehin in dieser Sache gereizt war, nicht noch mehr beleidigen. Nun hatte der neue Herzog von Brabant gleich nach seiner Thronbesteigung neue Bevollmächtigte bestellt, um ein päbstliches Urtel zu fordern, ob seines verstorbenen Bruders Ehe ächt oder null gewesen? Ohne Zweifel war dies auf Philipps Betreiben geschehen, der damals auch die Städte von Holland und Seeland bestimmte, einen Botschafter nach Rom zu schicken, den Meister Heinrich Scatter. Die reichen Kabeljaus mußten ihm, — Zierickſee allein zahlte dazu hundert Goldkronen, — die Taschen mit Gold stopfen, damit er am päbstlichen Hofe sich Gewicht schaffe. Gerade dieser Gesandte, der als Vertreter ihrer eigenen Erblande wider Jakobäa auftrat, mußte in Rom von Bedeutung erscheinen. Bedford aber widersetzte sich nicht mehr dem Urtheil, das seines Bruders Ehe verurtheilen sollte. Am 9. Januar 1428 wurde es ausgesprochen, jedoch von zwei andern Kardinälen, als welche der Pabst zur Führung dieses Prozesses früher bestellt hatte. Der Kardinal von Boulogne und der Kardinal von St. Peter a vinculis verkündigten:

„Nach Anrufung des Namens Christi, zu Gericht sitzend, und blos Gott vor Augen haltend, erklärten sie — nach Gutachten voñ Rechtsverständigen und zum Endurtheil — von Amtswegen und urkundlich: Die Ehe zwischen dem ehemaligen Herzog von Brabant und Jakobäa von Bayern sei, da eine genügende und gültige apostolische Dispensation in den Akten vorliege, und auf Grund dieser Dispensation die Ehe geschlossen sei, — gültig, kanonisch und in gesetzlicher Weise eingegangen und gefeiert, ohne daß die angeblichen Hindernisse entgegenständen. Jakobäas Rücktritt aus dieser Ehe, welche bis zu des Herzogs Tode in voller Kraft bestanden, sei unerlaubt widerrechtlich und eigenmächtig gewesen, — jede Ehe derselben bei Lebzeiten ihres Mannes mit irgend

einem Andern null und nichtig und ohne alle Kraft und Bedeutung, — und die Einreden Beschwerungen Ränke Beschädigungen und Hindernisse, welche Jakobäa ihrem Gemahl Johann wegen behaupteter Nichtigkeit und Ungültigkeit gemacht, seien unerlaubt widerrechtlich und eigenmächtig, und werde ihr ein ewiges Stillschweigen auferlegt."

Jakobäa war also durch den höchsten Ausspruch der Kirche für das Kebsweib eines englischen Prinzen erklärt. Ihre Feinde sorgten schon, daß Jedermann dieses Urtheil an den Kirchenthüren zu lesen bekam. Und dennoch — in der Hauptsache änderte es wenig. Jakobäas Bevollmächtigte in Rom legten sofort am Tage der Urtheilsverkündigung bei dem Kardinal von Boulogne Appellation ein. Diese Berufung hatte in den Augen nicht blos ihrer Anhänger, sondern auch der gebildeten Welt beinahe soviel Gewicht, als das Urtheil selbst. Die Sache war ja zu einleuchtend. Weil eine Dispensation „bei den Akten" liege? Ueber dies Aushülfsmittel der römischen Juristen lächelte wohl jeder Schöffe und jeder Doktor in der Christenheit. Daß die aktenmäßige Dispensation thatsächlich schon ungültig gewesen, als Jakobäa die Ehe einging, war von den Richtern in den Wind geschlagen. Hatten doch in Jakobäas Sache die päbstlichen Bullen eine die andere widerlegt, als wollten sie die eigene Kurie verspotten! Hatte doch das ganze altberühmte Utrechter Bisthum all und jede römische Entscheidung in seiner Bischofssache verworfen, und an eine allgemeine Kirchenversammlung appellirt! Ueberhaupt wurden in jener Zeit der großen Konzilien arge Blößen des Pabstthums vor aller Welt enthüllt. Gewiß, wenn Jakobäas Sache im Felde siegte, mochte sie schließlich auch in Rom triumphiren, nicht minder, als ihr Verbündeter Diepholt, den die römische Kurie anfangs weit von sich geworfen hatte, um ihn später sich gefallen zu lassen.

Parlament und Krone von England erkannten Jakobäa nach wie vor als rechtmäßige Herzogin von Glocester an. Auch jetzt noch konnte in London ihre Sache jeden Tag wieder in

Fluß kommen. Humfried zerrte noch immer an seinen Fesseln, und hatte sich auf's Neue erhoben, die Regentschaft an sich zu reißen. Gelang es ihm, so konnte er leicht wieder englisches Kriegsvolk an die holländische Küste werfen. Er drohete den Lords in einer offenen Erklärung, er werde das Parlament mit keinem Fuß wieder betreten, er sei denn bekleidet mit seinem vollen Recht. Die Lords waren jedoch sehr einmüthig, und schrieben ihm zurück: „Regentschaft eines Mannes sei nicht in des Landes Recht begründet, und in das Landesrecht könne auch kein König über seinen Tod hinaus eingreifen. Er sei Protektor und Defensor und nicht mehr, und sie müßten sich sehr wundern, wie er mehr verlange, als was er mit seinem Bruder Bedford selbst unterschrieben habe. Bei dem Gehorsam, welchen er dem Könige schuldig sei, müßten sie ihn erinnern, wieder in's Parlament zu kommen und seine Schuldigkeit zu thun." Das unterschrieben sie alle mit ihrem eigenen Namen, 2 Erzbischöfe 9 Bischöfe 4 Aebte 1 Herzog 3 Grafen 8 Freiherren: so viele waren nämlich im Parlamente anwesend. Humfrieds Anhänger ließen sich nicht sehen. Sein Ansehen ging bergab. Aergerlich, daß nichts ihm gelingen wollte, zog er sich in sein verbissenes und unthätiges Wesen zurück.

Bald sollte ihm vor offenem Parlament ein ärgerer Schimpf widerfahren. Die ritterlichen Herren jener Zeit hielten streng auf Frauenehre, und es gab keinen Punkt, in welchem sie empfindlicher waren, als des Vaters adlige Herkunft und die Keuschheit von Frau und Schwester. Gleichwohl waren es die Fürstinnen und Gräfinnen gewohnt, sich im Arme ihrer Eheherren noch eine andere Geliebte zu denken. War ja doch Jakobäa fast beständig umgeben von den natürlichen Söhnen ihres Vaters, den Rittern Eberhard und Ludwig, deren Schwester Wittwe war des Hofmarschalls Johann von Vliet, der Johann von Bayern vergiftet hatte. Auch am burgundischen Hofe gab es für zahlreiche Bastarde der Fürsten Titel und Güter. In voller Blüthe stand nun die Unsitte frei wechselnder Liebe am Hofe und im Feld-

lager Humfrieds, wo leicht erregte Dichter und Gelehrte sich mit abenteuernden Rittern und Damen begegneten. Einen kurzen Einblick in das Treiben in Humfrieds Umgebung eröffnen uns ein paar Notizen, welche sich auf den innern Seiten der Deckel eines Pergamentbandes finden, der auf der großen Pariser Staats-Bibliothek aufbewahrt wird.

Diese kostbare Handschrift, geschmückt mit den schönsten Initialen und Randverzierungen, enthält Geschichten und Lieder der Liebe und des Frühlings vom lieder- und geschichtenreichen Froissard, die er „das Paradies der Liebenden“ nannte. Es ist wohl möglich, daß er auf seiner Reise nach England dieses Werk, dessen Schluß er mit eigener Hand eintrug, der vielbesungenen Königin Philippa verehrte, der Schwester von Jakobäas kaiserlichen Ahnfrau. Von ihr erbte das Buch auf Bedford oder Humfried, befand sich ohne Zweifel auch in Jakobäas Händen, und kam später an den Grafen Warwyck, den besten General, welchen die Engländer nach Salisburys Tode besaßen. Denn die Widmung ist eingeschrieben: Ce livre est a Richart le gentil feals conte de Warrewyck. Von einer anderen Hand sind dann auf den inneren Deckelseiten Wahlsprüche von bekannten Herren, die sich öfter in Humfrieds und Jakobäas Gefolge finden, verzeichnet. „Payne endure“ (Last dulden), sagt der wilde Warrewyck. „Unverscheiden“ (Ohne Farbewechseln), sagt Hemstede. „En Dieu en est“ (Es steht bei Gott), Socces. „Alezeyt eyn“ (Immer einer), Verdeins. „Sans departir“ (Niemals scheiden), Warigny. Am häufigsten kehrt mit Jakobäas Namen der von Warigny wieder. In der That gab es damals einen Heinrich Warigny aus einem alten Hennegauer Geschlecht, der Jakobäas Knappe oder Escuyer war, und die schöne Johanna, eine natürliche Tochter des Haze de Flandres, der selbst ein Bastard des letzten Grafen von Flandern, geheirathet hatte. Diese Dame Warigny wird nun in Gloccsters Wahlsprüchen für die Allerschönste und Jakobäa für die Allerhäßlichste erklärt. Ebenso aber erklärt Warigny verehrend Jakobäa für die Allerschönste. Jako-

bäas Wahlspruch steht zweimal da, er lautet: „C'est bien raison" (Das ist ganz Recht). Darauf ist ein Vers gemacht: „Warum denn recht, so viel ich als Bruder sehe? Die Häßlichste, so heißt es ja, ist Jakobäa von Bayern, und keine schöner als Dame Warigny. Viel versprechen und nichts geben, heißt nur die Närrin bestärken, sagt Dornic." Dieser letzte Spruch „vom Knappen Dornic" kommt als besonders bedeutsam noch einmal vor. Borre von Doirnic, der Schwager Kyfhoeks, war einer der Vielgetreuen, der bis zu ihrem Tode in Jakobäas Diensten stand. Sein Vater, der bei ihrem Vater Geheimerath gewesen, hatte unter Johann von Bayern in's Elend wandern müssen. Den Schluß der Sprüche auf den Deckeln der Handschrift bilden zärtliche Herzensmalereien und räthselhafte Halbworte, die sich auf Jakobäa beziehen.

Diese hatte also schon früher ihrem Gemahl viel zu verzeihen gehabt, und sie wird sich nicht zu sehr beklagt haben, wenn Humfried in ihrer Abwesenheit die verführerische Eleonore als Dame d'amour, wie man es nannte, bei sich hatte. Die Cobham aber, deren Ränke und Ehrsucht so bekannt waren, als Humfrieds Schwäche, trat bereits öffentlich als seine Gebieterin auf. Sie wußte sich ihrer geheimen Beschützer sicher. Man war in London empört darüber, daß sie den Herzog zurückhielt, seine Gemahlin zu retten, sich wohl öffentlich dessen rühmte. Jakobäa dagegen, die junge schöne Heldin, blieb einmal der Liebling des Londoner Volks, und jede Nachricht von ihren neuen Bedrängnissen und den neuen Siegen, die ihre Schaaren im Utrechter und Gelderer Lande erfochten, regte das allgemeine Mitgefühl auf. Salisbury und seine Freunde hetzten, und steckten sich hinter die Frauen. Man wollte Humfried einen Streich spielen, daß er nicht mehr daran denke, seine öffentlich beschimpfte Geliebte zu heirathen.

Eines Tages sahen die Straßen, welche zum Parlament führten, einen seltsamen Aufzug. Eine große Schaar angesehener Frauen, die sich in ihren besten Staat geworfen, zog zum

Oberhaus. Die Thürsteher konnten oder wollten nicht widerstehen. Die eifernden Frauen drangen hinein, und erschienen vor Humfried, den Bischöfen und weltlichen Lords, laut den Herzog von Glocester anzuklagen. Eine Frau Stockes machte die Sprecherin. Sie überreichte eine Schrift, welche die Londoner Frauen aufgesetzt hatten, des Inhalts: „Es sei die größte Schande von der Welt, daß der Herzog von Glocester sein eheliches Weib in Kummer und Bedrängniß verderben lasse, während er selbst öffentlich mit einer vornehmen Dirne lebe, was wider Gottes Gebot sei und wider den ehrenwerthen Stand der Ehe. Wenn die Männer dazu still schwiegen, wollten die Frauen reden, auf daß England seinen Protektor, den Herzog, an seine Pflichten erinnere, und seiner heldenmüthigen Gemahlin zu Hülfe komme." Das war nun ein starker Stoß auf Humfrieds Stillsitzen, aber sicher nicht der Weg, das Herz eines eitlen Ritters, der für die verlassene Gemahlin öffentlich solche Schmach hinnehmen mußte, für sie günstiger zu stimmen.

Die Lords suchten sich Jakobäa wenigstens gefällig zu beweisen. Da gerade einer von Jakobäas Getreuen, Arnold von Gent, in London war, um Stoffe für Kriegs- und Hofkleidung, sowie auch Korn zu holen, so stellte ihm nach Willen des Geheimenrathes der König am 18. Mai einen Freibrief aus, der ihm für die Waaren, die er „der geliebten Tante des Königs, der Herzogin von Glocester", zuführe, in allen englischen Häfen Zollfreiheit gewährte.

Die Hoeks indessen saßen nicht müßig. Ihre Schiffe und Schaaren durchbrachen die burgundische Blockade. Jakobäa hatte trotz des Unglücks bei Wieringen bald wieder Kriegsschiffe in der See. Ihre Kaper kreuzten sogar vor den Mündungen der Maas und Schelde, und die Brieler schrieben im Dezember an die Geervlieter: sie sollten nur nicht wagen, vor Lichtmeß in die See zu gehen. Bald darauf erschien das Geschwader der Hoeks vor Geervliet, und nur mit großer Mühe wurden sie abgewehrt. Die Engländer waren schon früher so vorsichtig gewesen, gegen

Entrichtung einer Abgabe die Flamänder zu bestimmen, daß sie ihre Küsten und Flußeinfahrten von Raubschiffen frei hielten.

Also brannte das wilde Kriegsfeuer fort in Holland und Seeland, Utrecht und Geldern. Philipp hatte seinen Offizieren in Holland Befehl gegeben, ihr Aeußerstes aufzubieten. Pikarden Flamänder und Burgunder strengten sich an, ihres Herrn Lob zu verdienen, und den Hoeks den bittersten Schaden zu bereiten. Ueberall hörte man von blutigen Gefechten, Hinterhalt und Ueberfall. Häuser und Dörfer flackerten auf, als wären es Strohfeuer im Felde, und Vieh und Menschen wurden auf der Stelle erschlagen, wenn man sie nicht wegtreiben konnte.

Philipp mußte sich entschließen, endlich zu dem Mittel zu greifen, dem er bis jetzt sorgfältig ausgewichen. Er hatte es vorgezogen, Jakobäa langsam ein Stück Land nach dem andern zu entwinden, das Eroberte aber gleich mit seinem Kriegsvolk zu besetzen. So dachte er die Hoeks enger und enger zu umschlingen, bis ihnen der Athem ausginge. Als zart und ritterlich mochten es Philipps Anhänger noch rühmen, daß er seine junge Base nicht selbst aufsuche und angreife: es war aber schlaue Berechnung, vielleicht auch etwas Furcht dabei. Wäre der stolze Ritter von Burgund von einem Weibe, ja von seiner eigenen Blutsverwandten, die er mit ungerechtem Kriege Jahr auf Jahr bedrängte, geschlagen in offener Feldschlacht, — unlöschbar hätte dieser böse Flecken auf seinem Schilde gebrannt. Das hätte man nach damaliger Ansicht gerade so nehmen müssen, als sei er im Zweikampf vom Weibe besiegt. Philipp hütete sich daher wohl, daß ihm solch ein Unglück begegne. Gar zu groß war der Schrecken vor Jakobäas Kühnheit in den glänzenden Reihen seines Gefolges, noch größer die geheime Furcht vor dem blutigen Zorn und Grimme der Hoeks. Allein zuletzt blieb Philipp dennoch nichts anderes übrig, als Jakobäa selbst anzugreifen, wo er sie finde.

Eben nach Flandern zurückgekehrt, ließ er zum sechstenmale in all seinen Ländern eilig rüsten zum neuen Heereszug nach

Holland. Denn Nachrichten kamen, daß die Hoeks, seit der burgundische Oberfeldherr die Niederlage vor Utrecht erlitten, die Kabeljaus hart bedrängten. Philipp schrieb an seine Lehnsleute und Städte in Burgund, der Pikardie, Artois, und Flandern: „Noch ein einzigmal müßten sie rüsten aus allen Kräften, diesmal solle es gewiß das Letztemal sein: er werde nicht nach Hause kehren, ohne auf die eine oder andere Art den Krieg zum Ende zu bringen.“ Sein bester General, Johann von Luxemburg, hatte Ende Mai nach harter Belagerung die Stadt Beaumont erobert, und schloß in Frankreich Waffenstillstand bis zum Oktober. Luxemburgs Soldaten konnten nun Philipp Zuzug leisten. Wiederum sammelten sich „des großen Herzogs“ Völker bei der flandrischen Schleuse, und im Juni schrieb er an seine Offiziere in Holland: „Sie sollten ihr Bestes thun, er werde bald mit großer Heeresmacht kommen, ihnen beizustehen.“ Mit besonderer Vorsicht zog man viel Belagerungsgeschütz und eine Menge großer Kriegsmaschinen zusammen, um Gouda kunstgerecht belagern zu können. Von der Schleuse fuhr das Heer noch einmal hinüber nach Holland, wo Philipp sofort alle Mannschaften der Kabeljaus zusammen rief, und die größten Vorkehrungen machte, um den festen Hort der Hoeks anzugreifen. Die holländischen Städte mußten von Neuem die Blockade an der Eemsmündung verstärken.

Allmählig rückten die Truppen auf der Straße von Leyden nach Gouda vor, im Vortrab Lyon von Bournonville, Johann von Pressy, und Adrian von Raephorst. Es war eine kurze Wegstrecke, aber nach dem Berichte eines Ritters, der den Zug im Gefolge des Marschalls von Burgund mitmachte, gab es auf dieser Wegstrecke zahllose Gefechte, Hinterhalte, Bollwerke, große und kleine Streifereien. Die Hoeks verstanden es, den Feinden Hindernisse in den Weg zu legen, und die Natur des Landes eignete sich vortrefflich dazu. Die Stadt Gouda war auf der einen Seite vom breiten Yssel umströmt, von der andern von tiefem und meist ungangbarem Moorgrund umgeben, der sich mit

größter Leichtigkeit überschwemmen ließ. Durch diese tiefen Moore führten nur ein paar schmale Dammwege, die von herzhaften Männern, die sich durch Gräben Blockhäuser und Verschanzungen deckten, leicht zu vertheidigen waren. Und hatte man sich endlich den Zugang zur Stadt eröffnet, welcher Pikarde oder Burgunder wußte nicht, daß dann erst recht Arbeit und schlimme Gefahr beginne! Hatte man jüngst vor den Wällen und Dornhecken von Amersfort zahllose Leichen gelassen, wie scharf mußte es erst hergehen bei dem Sturme auf Gouda, das noch viel fester, viel größer und volkreicher war, als Amersfort. In Gouda hatte sich jetzt die letzte Kraft der Hoeks gesammelt, und kein Mensch konnte zweifeln, daß sie kämpfen würden in grimmiger Verzweiflung, bis ihr letzter Mann sich fallend in sein Banner wickele.

Es war ein höchst bedenkliches Wagestück. Um so vorsichtiger und langsamer schoben sich die Burgundischen vor. Schlimmsten Falles, so dachte Philipp insgeheim, bot er Frieden unter Bedingungen an, wie seine Base sie annehmen konnte. Da, während die Burgunder und Kabeljaus auf Gouda losrückten, und ihre Fähnlein die Stadt bereits in der Ferne umzingelten, kam eine Nachricht aus England, welche plötzlich Philipp den vollen Sieg in die Hände gab ohne Schlacht und ohne Städtestürmen.

Viertes Kapitel.

Jakobäas Ergebung.

Sicherheit Jakobäas in Gouda. Humfrieds Verheirathung mit Eleonore Cobham. Salisbury nach Frankreich. Jakobäa nimmt Waffenstillstand. Gründe für und gegen den Frieden. Winchester und Montfort Friedensunterhändler. Vorgänge in Mons. Furcht vor Jakobäa. Philipp und Jakobäa in Delft. Zurücknahme der Appellation in Rom. Jakobäa

Landesfürstin, Philipp Regent. Vertheilung der Aemter und Einkünfte. Die festen Schlösser an Philipp. Keine Heirath Jakobäas ohne seine Erlaubniß. Johanns von Bayern Besitzungen. Rückkehr der Verbannten und Gefangenen. Sevenbergen Philipps Eigenthum. Jakobäas Unterschrift. Ihre Mutter. Gemeinschaftliche Huldigungsreise. Die beiden Nutkercken. Goudaer Wappen. Huldigung in Mons. Große Jagden.

Hinter der festen Umwallung Goudas spottete Jakobäa all der Kriegsmacht der Burgunder. An die Mauern ihres Schlosses schlugen die Wellen des breit hinströmenden Yssel, der für den äußersten Fall die Zuflucht nach Oudewater Montfort Utrecht eröffnete. Wenn sie aus den hohen Fenstern niederblickte auf den Kriegshafen, der sich unten bei der Wasserpforte befand, oder auf den räumigen Burghof, so sah sie den Hafen noch immer gefüllt von kleinen raschen Kriegsschiffen, und auf dem Burghofe tummelten sich noch immer ritterliche Männer genug, die fröhlich in Gelächter ausbrachen, wenn wieder ein Bote kam, der von Philipps vergeblichen Anstrengungen draußen im Moore erzählte. Und jenseits der Mauern, welche den Burghof umschlossen, nur etwas niederer, dehnte sich die goldtreue Stadt aus, und dahinter schimmerten weit und breit die Gewässer der Ueberschwemmung, in welche sich die beiden Dammwege wie zwei dunkle Linien hinein zogen.

Das Alles konnte Jakobäa wohl guten Muthes machen. Doch mit den fortströmenden Wellen des Yssel zogen ihre Gedanken zum Meer und weiter über seine Fluthen, bis sie an Englands Küsten anklopften und fragten, ob denn endlich Humfried seiner Ehre und Pflicht als Gemahl und Ritter gedenke, ob denn endlich das gute Volk Englands Hülfe ihr bereiten werde? Da trat eines Tags ein sicherer Bote zu ihr, der von London kam und die zweifellose Nachricht brachte: in England sei Alles verloren, der Herzog von Glocester habe Eleonore Cobham geheirathet, Salisbury schiffe sich mit den Truppen ein nach Frankreich.

Das ganz Unglaubliche war geschehen. Der königliche Prinz
nd Protektor von England, welchen Jakobäas Hand zum deut=
hen Reichsfürsten gemacht, — er hatte ihre frühere Hofdame,
n schönes Fräulein von schlechtem Ruf, sich durch Priesters
and antrauen lassen. Wie einst sein Großvater, Johann von
ent, der Stammvater der Lancaster, seine vieljährige Buhlerin,
atharina Swynford, die auch nicht aus fürstlichem Blute war,
letzt noch zu seiner Gemahlin erhoben, so hatte das jetzt auch
umfried gethan. Eleonore Cobham hatte er vor aller Welt zu
iner rechtmäßigen Gemahlin erklärt. Das auserlesene Heer von
chstausend Mann, welches Salisbury gesammelt, auf welches
e Hoeks als auf ihre letzte Rettung gehofft, segelte statt nach
r holländischen Küste nach Calays. Das war geschehen gerade
r selben Zeit, in den Junitagen, als die Burgunder langsam
gen Gouda vorrückten, ohne Zweifel auf Philipps geheimen
ntrieb und mit Bedfords stillem Einverständniß. Das drohende
eindesheer, der öffentliche Abfall Humfrieds, die Gewißheit, daß
mit jeglicher Hülfe von England für immer vorbei, Alles ver=
nt sollte endlich Jakobäas Hartnäckigkeit brechen. Was half es
r, daß man sagte, das Londoner Volk spreche nur von Zauber=
änken, die Humfrieds hellen Sinn bezwungen! Es starrte die
nglückselige darum nicht weniger die fürchterliche Wahrheit an,
ß ihr Gemahl, der ihr feierlich in der Kirche Angetraute, für
n sie Alles gewagt und geduldet, sie schmählich verließ, ja durch
e That und vor aller Welt erklärte, sie sei nur sein fürstliches
ebsweib gewesen. Niemals war eine Fürstin tiefer beschimpft,
e eines Weibes Liebe gräßlicher verhöhnt worden.

Jakobäa war nicht stark genug, jetzt die politischen Grund=
tze, welche durch soviel Jahre voll Kampf und Blut geführt
tten, noch hoch zu halten. Wieder zeigte sich, daß sie mehr
eib, als Fürstin war. Ihre Kraft schöpfte sie aus ihrem
erzen, und die Kraft war dahin, als sich dieses fröstelnd zu=
mmenzog. Nur ihr Stolz lebte noch. Sie wollte zeigen, daß
, welche ihr Gemahl für eine entlaufene Frau erklärte, noch

geehrte Fürstin reicher Länder sei. Sie sandte zum Burgunder Vetter, daß sie Waffenstillstand annehme.

Da ließ Philipp fröhlich Eilboten fliegen durch all seine Länder. Der langwierige, opfervolle Krieg war aus, und sicher der gewünschte Erfolg. Holland und Seeland athmeten auf nach langer Noth und Drangsal. Zwar die ächten Hoeks geriethen außer sich vor Zorn und Entrüstung, als Sieg und Rache ihnen plötzlich aus den Händen gerissen war. Wohl durften sie hinweisen auf des Burgunders mißliche Lage, seinen murrenden Adel und sein erschöpftes Volk, auf die Reihe ihrer letzten Siege, auf die unbezwingliche Stellung in Gouda, dessen Wälle nicht zerstört, dessen Gewässer nicht versiegt waren. Wohl durften sie fragen: ob denn Philipp, wenn er auch diesmal ohne Besiegung der Hoeks abziehen müsse, jemals ein neues Heer nach Holland führe? Sie hatten nicht Unrecht. Aber noch viel mehr Recht hatte die weit überwiegende Mehrheit der Holländer und Seeländer, welche die unsäglichen Leiden ihres Volks, das gänzliche Verderben ihres Landes, und das unaufhörliche Blutvergießen für ein Elend erklärten, das um jeden Preis müsse ein Ende nehmen. Holland war in der That so fürchterlich verheert und verödet, daß man weit und breit von diesen Schrecknissen erzählte. Deshalb erregte die Nachricht, Jakobäa habe Waffenstillstand genommen, lauten Jubel bei allen Kabeljaus, und bei den gemäßigten Hoeks die lebhafteste Sehnsucht nach Frieden und Versöhnung der Parteien. So hörte es Jakobäa von den Meisten, soviel sie von ihren vertrauten Rathgebern, soviel sie sonst von Volk und Adel zur Berathung zog.

In der Stimmung, welche sie gegen Humfried erfüllte, war es ihr gerade Recht, daß Derjenige, den er unter allen Engländern am meisten haßte, Oheim Winchester, dessen Klugheit ihn immer schwer niedergedrückt hatte, jetzt den Unterhändler ihres Friedens mit Philipp machte. Der Kardinal war damals auf seiner Rückkehr von Rom nach Flandern gekommen, und da er manchen feindlichen Handel mit großem Glück und Ruhm gelöst

hatte, so nahm er die Gelegenheit als einen wahren Leckerbissen, und setzte Alles daran, Jakobäa und Philipp zu versöhnen. In Brügge versammelten sich die Räthe beider Parteien, und Winchester, welchen der burgundische Adel eifrig unterstützte, wußte geschickt jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen. In Gouda war es besonders der vielgeltende Herr Johann von Montfort, welcher Alles aufbot, und hin und her reisete, damit der Frieden jetzt nach Philipps Wünschen abgeschlossen werde. Zweitausend Dukaten, und dazu noch ein Jahrgeld von fünfhundert Dukaten, erhielt er von Philipp für seine guten Dienste. Auch Naeldwyck und andern vornehmen Hoeks wurden zum selben Zwecke Gelder Aemter und Güter versprochen. So kam die Sache bald in guten Gang. Schon am 29. Juni erschien Jakobäa in Delft, wurde von Philipp und seinem Adel glänzend und ehrfurchtsvoll empfangen, und unterschrieb einen Waffenstillstand von drei Wochen.

Andern Tags sandte Philipp Befehl an seine Beamten im Hennegau, die Besitzungen von Jakobäas Mutter gänzlich frei zu geben. Zu Dieser waren bereits Abgesandte aus Mons gekommen, welche fleheten: sie möge sich doch bei ihrer Tochter verwenden, damit sie der Stadt es nicht nachtrage, daß man sie einst, als die Brabanter Mons belagerten, gedrängt habe, sich an Philipp zu ergeben. Schon glaubte einer ihrer Mitbürger, Herr Clerbos, jetzt bei der Fürstin Rückkehr könne man ihren Feinden wieder auf die Köpfe schlagen, und fing Fehde und Plünderung an: aber die städtischen Behörden faßten ihn sofort, und schleppten ihn auf die Burg in's Gefängniß. Am 3. Juli erklärte Mons an Jakobäas Mutter: „Die Bürger hätten niemals den Herrschaftsrechten der Erbfürstin zu nahe treten wollen: sie würden ihr und der alten Herzogin eine große Summe Geldes bezahlen, wenn ihr Stadtprivileg von Jakobäa bestätigt würde." So groß war im Hennegau bei Denen, die ihr einst übel gethan, die Furcht vor Jakobäa. Denn man glaubte nicht anders, als daß sie bald in alter Macht und Herrschaft zurückkehre, weil Philipp ihr Alles zugestehen müsse.

Allein diese Fürstin hatte die Geduld nicht, durch kluges Zögern und Hinhalten sich ihre frühere Macht wieder zu verschaffen, oder mindestens Bedingungen, wie Philipp sie Elisabeth von Luxemburg gewährt hatte. Wie sie in allen Wendepunkten ihres Lebens vom raschen Entschlusse war, so auch jetzt. Vier Tage später, als sie den Waffenstillstand auf drei Wochen abschloß, am 3. Juli hatte sie bereits in Delft den Frieden unterzeichnet.

Die Friedensartikel lauteten für Jakobäa artig und freundlich, dazwischen lagen versteckt Burgunds stählerne Fesseln. „Um dem so langen und schrecklichen Krieg, dem Blutvergießen und Volkselend ein Ende zu machen, und in Erwägung, daß Philipp und Jakobäa einander eigentlich die nächsten Blutfreunde seien, schlossen sie zu ihrer und ihrer Länder und Leute Wohlfahrt, zu Ehren Gottes, seiner gebenedeiten Mutter, und aller Sankten und Sanktinnen im Himmelreich, eine gute feste und beständige Sühne."

Erstens. Jakobäa nahm notariell die Appellation zurück, welche sie sofort bei Verkündigung des Urtheils in Rom eingelegt hatte, und erklärte, sie wolle dieser Sentenz gehorchen. Philipp war so vorsichtig, sich vorzubehalten, selbst die Bevollmächtigten zu ernennen, welche Jakobäas Verzicht, ohne daß sie dieselben zurück rufen könne, in die Hände des heiligen Vaters, und wo es sonst sich gebühre, niederlegen sollten.

Zweitens. Wenn dies vollzogen sei, wollte Philipp Frau Jakobäa anerkennen und halten als die Gräfin von Hennegau Holland Seeland und Frau von Friesland. Dagegen sollte Jakobäa Philipp anerkennen als ihren rechten Erben und Erbnehmer, und schon jetzt als Ruhwart und Gouverneur ihrer Länder. Auch mußte sie ihm sofort die Regentschaft übertragen, sie in ihrem Namen und von ihretwegen auf so lange zu führen, bis sie sich wieder verheirathe.

So war Jakobäas Recht gewahrt und bestätigt, und eigentlich nur gesagt: daß Philipp, so lange sie keinen ehelichen Vogt habe, dessen Stelle vertrete, da er doch ihr nächster Blutsfreund

sei. Jakobäa sollte dagegen Ehre und Namen der Landesherrin haben, deshalb auch, nach Abzug der Kosten und Gehälter, die Landeseinkünfte wieder genießen. Nur von den Beden wurden zwei Drittel zur Tilgung der Landesschulden verwandt, der Rest zwischen Jakobäa und Philipp getheilt. Von geistlichen und weltlichen Stellen, welche man auf Lebenszeit verlieh, besetzte Jakobäa die Hälfte. Fürstliche Lehen hatte nur Jakobäa zu ertheilen, und die Lehnsträger, welche Philipp bereits eingesetzt hatte, mußten ihr noch den Treueid leisten. Zu Benefizien und Aemtern, welche in bestimmten sechs Monaten des Jahres erledigt wurden, ernannte Jakobäa Diejenigen, welchen Philipp sie geben sollte.

Philipp hatte sich auch sonst noch vorgesehen. Im Hennegau durfte er allein die Beamten, Jakobäa nur ein Drittel des Raths anstellten. In Holland wurde es Philipps Recht, die Regierung von 9 Räthen einzusetzen, von denen Jakobäa 3, Philipp 6 ernannte, und zwar konnte er auch 3 Mitglieder aus Burgund oder Flandern in diesen Rath schicken. Von diesen drei Gruppen im holländischen Rathe hatte je Einer den Schlüssel zum Koffer, worin das Staatssiegel lag. Befehle empfingen sie nur von Philipp, dem allein sie den Amtseid leisteten. Bei der Rechnungslegung aber sämmtlicher Landesbeamten stand es der Fürstin natürlich frei, mit zu reden. Zur Sicherheit seiner Stellung mußte Jakobäa Philipp ferner alle festen Schlösser einräumen, — gemeinschaftlich mit den Landständen eine Urkunde ausstellen, daß sie alles für nichtig erkläre, was sie früher zu Gunsten eines andern Erben bestimmt habe oder künftig bestimmen werde, — endlich mit Philipp durch die Länder ziehen, damit ihr als rechten Landesherrin, Philipp als Ruhwart und Erben gehuldigt werde.

Drittens. Jakobäa konnte sich wieder verheirathen: dann war Philipp nicht mehr Regent, und wenn sie eheliche Leibeserben bekam, auch nicht mehr Erbe. Aber der Friedensvertrag enthielt auch den Artikel, daß Jakobäa nur mit Rath und Gut-

dünken ihrer Mutter, Philipps, und [illegible] sich wieder verheirathen dürfe, und daß, wenn [illegible] und nur einer von diesen drei Berechtigten [illegible] Unterthanen nicht ihrem Gemahl, sondern [illegible] sollten.

Viertens. Wem Johanns von [illegible] gehörten, sollte ein Schiedsgericht entscheiden, [illegible] besetzt wurde. Der Spruch sollte [illegible] und bis dahin Philipp allein die Länder [illegible] behalten. Er wollte dagegen seiner [illegible] helfen, daß sie zu ihrem Widthumsgute in [illegible] wo gelange.

Fünftens. Alle, die des Kriegs wegen [illegible] gewesen, durften wiederkommen, und nach [illegible] und Renten zurücknehmen: doch mußten sie [illegible] wie sie standen und lagen. Auch gingen ihnen alle Gelder verloren, welche sie den Städten geliehen hatten. [illegible] bergen aber, Stadt und Schloß mit ihrem Gebiete [illegible] sie mit dem Schwerte gewonnen habe, Philipps Eigenthum. Den Verbannten wurde erlaubt, bei dem Huldigungszuge [illegible] Fürsten her zu gehen: sie mußten aber schwören, [illegible] Sühne zu halten. Alle Gefangenen sollten frei [illegible] Lösegeld, es sei denn, daß die Zahlungstermine [illegible] Sühne fällig; auch seine Herbergskosten hatte der [illegible] zu entrichten. Die Urfehdebriefe sollte man — der [illegible] von Sevenbergen blieb auch hiervon ausgeschlossen — [illegible] von der einen Partei an Egmond und Swieten, von der andern an Vyanen und Montfort. Todte sollten stehen gegen Todte, Brand gegen Brand, Raub gegen Raub; und alle Missethaten, die der Fehde wegen geschehen, sollten vergeben sein, außer Denen, welche ihre geschworene Urfehde gebrochen, ausgenommen auch die Sechszehn, welche Schuld am Todtschlag des Schultheißen von Alkmaer, und die Eilf, welche Schuld am Todtschlage des Schultheißen von Delft hätten. Diese blieben noch bis Ostern

in Verbannung, und bis dahin sollten sie mit den Verwandten der Erschlagenen gesühnt sein. Auch wer an Johanns von Bayern Tode Schuld trage, sollte außer Sühne bleiben, jedoch Jedermann in dieser Sache der Weg Rechtens offen stehen.

Noch wurde festgesetzt, daß Niemand Geschichten, die in dieser Fehde vorgefallen, einem Andern vorhalte oder vorwerfe — Niemand solle mehr von Hoeks oder Kabeljaus reden. Wer dagegen handle, solle gestraft werden in solcher Weise, daß jeder Andere daran ein Exempel nehme. —

Diese Artikel wurden von Jakobäa und Philipp bei ihrer christlichen Treue und fürstlichen Ehre gelobt und auf das Evangelium beschworen. Am selben Tage unterschrieb und untersiegelte Jakobäa die beiden Akten, durch welche sie ihren Vetter zum Regenten und zum Erben erklärte. Ihre Unterschrift unter diesen Pergamenten ist, wie immer, mit fester Hand gemacht, jedoch viel einfacher und schmuckloser, als sie sonst gewöhnt war. Bald nachher fand sich auch ihre Mutter in Delft ein, und Philipp verlangte, daß sie Wort für Wort den Friedensvertrag beschwören müsse. Es geschah. Habsüchtig aber, wie sie war, ließ sie auch diese Zeit sich nicht entgehen, ohne von der Tochter, die schon so sehr beraubt wurde, sich neue Güter schenken zu lassen.

Nun zog Philipp nach Burgund, um mit größtem Dank sein Heer zu entlassen, und den Seinigen selbst zu erzählen, daß der furchtbare nordische Krieg auf das Glücklichste beendigt sei. Von seinen Vertrautesten begleitet eilte er dann nach Holland zurück, und trat um die Mitte des Augusts mit Jakobäa die neue Huldigungsreise an. Sie zogen mit einander von Stadt zu Stadt, erst durch Holland, dann durch Seeland. Die Unterthanen aber mußten Philipp insbesondere schwören: „ihm wider Jedermann, der an sein vertraggemäßes Recht wolle, mit Leib und Gut beizustehen, und ihm zu all seinen Rechten zu helfen, die er zur Zeit oder künftig noch bekommen werde."

Zum Statthalter von Holland bestellte er seinen vielbewährten alten Roland von Uutkerden. Diesem Vertrauten seiner

Pläne machte er noch insbesondere zum Befehlshaber der wichtigen Festung Sevenbergen, wohin er auch die Münze verlegt hatte. Uutkerckens Sohn aber, der Ritter Johann, bezog sogleich als Kapitän das Schloß in Gouda. Kein Feind Burgunds sollte in diesen Städten wieder ein Bollwerk finden. Auch dachte Philipp nicht daran, den Goudaern andere Privilegien zu bestätigen, als deren sie sich schon vor Jakobäa erfreut hatten. Wohl aber mochten sich die tapferen Bürger rühmen, daß ihre Erbfürstin ihnen um den Balken zwischen den beiden Sternen, welche das Stadtwappen zeigte, einen Dornenkranz geschlungen, damit ein ewig Andenken bleibe an die standhafte Treue der Goudaer in langer dornenvoller Zeit.

In den Rath der Neun, bei welchen die Regierung von Holland und Seeland, setzte Jakobäa die Herren von Montfort Vyanen und von der Zyl, Philipp von den Landeseingeborenen die Herren von Gaesbeck Egmond Heinrich Borsselen, aus seinen Erbländern den Statthalter Roland, den Rentmeister Swieten, und den Herrn von Comines.

Am 12. Oktober wurden Jakobäa und Philipp feierlich in Mons empfangen, und andern Tages in St. Waltruds Dome der Delfter Vertrag vorgelesen. Erst schwur Jakobäa als Erbfürstin, dann Philipp als Regent, und darauf huldigten ihnen die Unterthanen. Der Eid, welchen dabei die Hennegauer Jakobäa leisteten, ging dahin, „daß sie dieselbe für die rechte Landesfrau und Erbin anerkannten, vorausgesetzt, daß sie dem Herzog von Burgund als Ruhwart und Erben gehorsam und unterthan wären, und keinem Andern nach Inhalt des Delfter Vertrags." Von Mons reiseten Jakobäa und Philipp nach Quesnoy und Valenciennes und den andern Städten.

Als diese Huldigungsreise endlich vollendet war, kehrten Beide zu Ende des Oktobers nach der Hauptstadt des Hennegau zurück, wo man Jakobäa zu Ehren Turniere und Feste gab. Und dann ging es zur fröhlichen Jagd. Die junge Fürstin, welche die grünen Wälder und die hallende Jagd so lange ent-

behrt hatte, konnte sich an dieser Lust nicht sättigen. Den ganzen Herbst und Winter hindurch wurde gejagt bis zum Februar hinein in den schönen Wäldern von Bleaugies Amblise Condé und Baudour. Der junge Herzog von Brabant, der Bischof von Lüttich Heinsberg, Philipp, und seine vornehmsten Herrn nahmen Theil. Da waren die Herren von Enghien Ligne Luxemburg Croys Lalaing Boussu und viele andere. Jeder Herr hatte sein Gefolge, und darin seine Läufer Köche Herolde und Spielleute, und seine verschiedenen Meuten mit ihren Meistern. Da gab es Wolfshunde Kaninchenhunde und die gewöhnlichen Hunde, wie wir sie auch noch haben, auf Hirsche und Wildschweine, Hasen und Wachteln. Bald waren die Herrschaften an dem einen, bald an dem andern Orte, Wild gab es in diesem Jahre in Hülle und Fülle. Die Bauern wurden mit Jagdfronen nicht geschont, und die Klöster nicht mit Herbergen. All die Ritter, welche in Philipps Heeren gegen Jakobäa im Felde gestanden, kamen jetzt, ihr alle Tage zu dienen, denn ihr Herzog gab ihnen darin das schönste Beispiel. „Und Gott weiß," sagt ein Chronist, der die Sache mit ansah, „welche Freuden der Herzog und die Herzogin einander machten, und Keiner hätte gedacht, daß sie jemals Krieg mit einander geführt."

Als Jakobäa den Stand ihrer Finanzen wieder einigermaßen geordnet sah, war das Erste, was sie that, ihren getreuen Rittern Verschreibungen über ihre Auslagen für sie zu geben und sie mit Jahrgeldern zu belohnen. Diese waren Dietrich von der Merwede, Johann und Ludwig von Montfort. Wilhelm von Brederode, Johann von Vyanen, Gerhard von der Zyl, Gerhard von Poelgeest, Wilhelm von Naeldwyck, Berthold von Assendelft, Florenz von Kyfhoek, Helmich von Dornick, Bruder Johann von Nek der Vikar, und andere mehr. Dies geschah an einem Tage im Februar des nächsten Jahres zu Valençiennes, und betrugen die Jahrgelder des Einzelnen zweihundert oder hundert goldene Schildthaler oder Dukaten.

Fünftes Kapitel.

Philipps Gewinn.

Friede mit Diepholt. Ehrenhuldigung der Utrechter. Swebers Ende. Silberstolz der Utrechter. Händel mit rückkehrenden Hoeks. Philipps Erpressungen. Jakobäas Verzicht auf die Landeseinkünfte. Ihr Jagdvorbehalt. Philipps Glück. Gewinn von Namur. Seine dritte Heirath. Festwoche in Brügge. Einsetzung des Ordens vom goldenen Vließ. Ritter desselben. Zurücksetzung der Holländer. Krankheit und Tod des jungen Herzogs von Brabant. Verlust für Jakobäa. Thronbewerbung ihrer Mutter und Philipps. Rechtsdarlegungen. Philipps Anwälte. Brabant für ihn gewonnen. Bruder Thomas. Gretchen vom Hennegau. Jungfrau von Orleans. Philipp und die Engländer.

In die Sühne wurde der Herzog von Geldern mit seinen Unterthanen, und Bischof Sweder, wenn er wolle, einbegriffen. Utrecht Amersfort und die andern Städte und Ritter des Utrechter Stifts, sowie der Postulat Diepholt blieben noch von dem Frieden ausgeschlossen: mit ihnen wollte Philipp, der so viele Niederlagen in ihrem Lande erlitten, sich noch besonders benehmen. Jedoch wurde auch mit ihnen in Delft, wo Diepholt selbst schon am 2. Juli eintraf, Waffenstillstand gemacht, und vorläufig festgesetzt, daß die Eeme den Utrechtern und die Südersee den Holländern wieder zum Handel frei gegeben sei.

Der Herzog von Geldern sagte sich nun förmlich von Sweder los. Dieser lärmte vor aller Welt von dem gräulichen Verrath, welchen man an ihm verübe. Allein Philipp kümmerte sich nicht um seine Klagebriefe. Die Utrechter ließ er zwar noch eine Zeit lang in der Schwebe, und der Waffenstillstand wurde von Zeit zu Zeit verlängert. Sobald sie aber sich dazu verstanden, ihm eine Art feierlicher Ehrenerklärung zu geben, ging er gern Frieden und Freundschaft mit ihnen ein. Im Vertrag vom Januar 1429 wurde festgesetzt: bis auf eine halbe Meile von Utrecht sollten zu seiner Ehre und Würdigkeit ihm der Postulat Diepholt und

die Obersten der Städte Utrecht Amersfort Kampen Deventer Zwolle entgegenkommen, und auf ihren Knien aufrichtig um Verzeihung bitten. Darauf hätten sie ihn und sein offen entrolltes Banner zur Stadt Utrecht zu geleiten, wo vor den Thoren eine Prozession mit Fahnen und Kreuzen stehen müsse, dann würden alle zusammen auf das Rathhaus ziehen. Ueber dessen Pforten aber, und über den Thoren von Rhenen und Amersfort müsse drei Tage lang des Herzogs Banner ausgesteckt bleiben. Könne er selbst nicht kommen, so wolle er Uutkercken mit den burgundischen Bannern schicken. Das Alles sollte geschehen ohne Arglist und keinen Eintrag thun den Rechten des Stifts und seines Bischofs. Dafür erhielten die Utrechter freien Verkehr in den weiten Ländern, die unter dem Herzog von Burgund standen.

Bischof Sweder blieb nun nichts übrig, als das Land zu meiden. Mit Schulden und üblem Nachruf belastet zog er nach Basel, um bei der Kirchenversammlung seine Klagen zu erheben, und dort ist er bald darauf gestorben in Aerger und Bitterkeit. Acht Jahre hatte er Bischofs Namen geführt, und nur neun Monate war er thatsächlich Fürst gewesen. Die Utrechter aber vernahmen mit höchstem Unwillen, wie die geldrischen und holländischen Kabeljaus sich rühmten: „diesmal hätten sie das alte reiche Nest ausgenommen, die Utrechter seien so arm geworden wie Kirchenmäuse.“ Da schrieb die Stadt ein großes Turnier aus: wer Gast sein wollte, erhielt freies Geleit. Und als die Festtage kamen, zeigten sich längs des ganzen Wegs von der Fischerbrücke bis zur Rothenburgbrücke fortlaufende Gestelle errichtet mit drei Absätzen, und darauf hatten die Utrechter all ihr Gold- und Silbergeschirr, all ihre kostbaren Familienstücke ausgestellt, und thaten das drei Tage. Und es war so viel Gold und Silber, daß die ganze Straße davon leuchtete und funkelte, und man glauben konnte, ganz Holland und Geldern hätten ihre Schätze nach Utrecht gebracht. Philipp aber hütete sich wohl, der Utrechter stolzes Gefühl zu reizen, er forderte ihre demüthige Huldigung nicht, und war es zufrieden, daß sie ihm vor aller Welt

Fünftes Kapitel.

Philipps Gewinn.

Friede mit Diepholt. Ehrenhuldigung der Utrechter. Swebers Ent- Silberstolz der Utrechter. Händel mit rückkehrenden Hoeks. Philipps Erpressungen. Jakobäas Verzicht auf die Landeseinkünfte. Ihr Jahr- vorbehalt. Philipps Glück. Gewinn von Namur. Seine dritte Heirat. Festwoche in Brügge. Einsetzung des Ordens vom goldenen Vließ. Ritter desselben. Zurücksetzung der Holländer. Krankheit und Tod des jungen Herzogs von Brabant. Verlust für Jakobäa. Thronbewerbung ihrer Mutter und Philipps. Rechtsdarlegungen. Philipps Landt. Brabant für ihn gewonnen. Bruder Thomas. Gretchen vom Hennegau. Jungfrau von Orleans. Philipp und die Engländer.

In die Sühne wurde der Herzog von Geldern mit seinen Unterthanen, und Bischof Sweder, wenn er wolle, einbegriffen. Utrecht Amersfort und die andern Städte und Ritter des Utrechter Stifts, sowie der Postulat Diepholt blieben noch von dem Frieden ausgeschlossen: mit ihnen wollte Philipp, der so viele Niederlagen in ihrem Lande erlitten, sich noch besonders benehmen. Jedoch wurde auch mit ihnen in Delft, wo Diepholt selbst schon am 2. Juli eintraf, Waffenstillstand gemacht, und vorläufig festgesetzt, daß die Eeme den Utrechtern und die Südersee den Holländern wieder zum Handel frei gegeben sei.

Der Herzog von Geldern sagte sich nun förmlich von Sweder los. Dieser lärmte vor aller Welt von dem gräulichen Verrath, welchen man an ihm verübe. Allein Philipp kümmerte sich nicht um seine Klagebriefe. Die Utrechter ließ er zwar noch eine Zeit lang in der Schwebe, und der Waffenstillstand wurde von Zeit zu Zeit verlängert. Sobald sie aber sich dazu verstanden, ihm eine Art feierlicher Ehrenerklärung zu geben, ging er gern Frieden und Freundschaft mit ihnen ein. Im Vertrag vom Januar 1429 wurde festgesetzt: bis auf eine halbe Meile von Utrecht sollten zu seiner Ehre und Würdigkeit ihm der Postulat Diepholt und

gleich einzugehen, durch welchen sie von ihrer landesherrlichen Würde wieder eine Stufe hinabstieg. Sie überließ Philipp alle Landeseinkünfte an Renten, Domänen, Zöllen, Prägschatz der Münze, Strafgelder u. s. w., auch ihre Renten von 4000 Livres aus Vermandois und von 1000 Gulden aus Dinant, sowie was Utrecht und Amersfort ihr an Zinsen schuldig waren. Er dagegen zahlte ihr jährlich 24,000 neue Burgunder Schildthaler in vier Terminen, und es war festgesetzt, daß, sobald Philipp einen Termin nicht eingehalten, am nächstfolgenden statt der 6000 Thaler gleich 7500 zu entrichten seien, und wenn auch diese nicht sofort bezahlt würden, der ganze Vertrag hinfällig sei. Ihren Antheil an der Landesbede, sowie die Hälfte der an den Fürsten heimfallenden Güter und Lehen und der neuen Deich- und Privilegiengelder behielt Jakobäa sich bevor. Philipp übernahm nun auch die Landesschulden zu zahlen, und alle landesherrlichen Schlösser und Wohnungen in gutem Stande zu erhalten. Jakobäa konnte darin wohnen, wo sie Lust hatte, ihren Hofstaat richtete sie ein nach ihrem Gutdünken, und ihr Meister-Ritter und ihr Hofmarschall hatten allein über das Hofgesinde Recht zu sprechen. Holz Torf Gras und Heu durfte ihr Hof nehmen, so viel nöthig war, auch freier Viehtrieb und das ganze Hofland bei dem Haag waren vorbehalten, nicht minder die Schwäne und Aale, die man aus Kennemer- und Friesland lieferte.

Merkwürdiger Weise bedang sich die junge Fürstin noch Folgendes aus: „Alles Wild im ganzen Lande, Hirsche Wildschweine Hasen Kaninchen Reiher Fasanen Repphühner sollten ihr allein gehören, und ebenso alle Reit- und Wagendienste der Klöster und Abteien; auch sollten Wald und Moor überall bleiben wie sie waren; und bei hoher Strafe sollte es verboten sein, daß man fremdes Vieh in den wilden Wald treibe, soweit er dem Grafen gehöre.“ Auch die besten Fischwasser in ganz Holland sollten keinem Anderen gehören, als Jakobäa und ihrem Gefolge. Man sieht, Jakobäa wollte, soviel sie auch abtreten mußte, sich wenig-

stens die Freude an der wilden freien Natur, die Lust am Jagen und Fischen nicht verderben lassen.

Während des Burgunders Ansehen und Herrschaft in seiner Base Fürstenthümern einwurzelte, strich er in den Niederlanden noch andere große Gewinnste ein. Niemals hat wohl das Glück so beständig einen Herrscher begünstigt, als es in der langen und thätigen Regierung Philipps geschah, der mitten unter Festen und ritterlichem Glanz unverrückt und stets erfolgreich auf das doppelte Ziel hinsteuerte, Länder und Ortschaften zusammenschlagen und in ihrem Innern fürstliche Alleinherrschaft einzurichten.

Außer den burgundischen Erblanden und dem reichen Flandern war er jetzt Herr und Erbe über Luxemburg und Chimay, Holland und Seeland. Namur fiel ihm schon im nächsten Jahre zu. Er hatte dies Land seinem kinderlosen Fürsten, der sich vor Schulden nicht zu lassen wußte, für 30,200 Thaler abgekauft. Graf Dietrich von Namur, der sich den Nießbrauch vorbehalten hatte, starb im Jahre 1429. In diesem Jahre nahm Philipp, obwohl erst vierunddreißig Jahre alt, seine dritte Frau. Er wählte Isabella, königliche Prinzessin von Portugal, die nicht wenig Geld und Perlen mitbrachte. In der Freude seiner großen Landgewinne feierte er zu Brügge eine Hochzeit, wie sie seit Kaiser Ludwigs Kölner Rosentagen nicht mehr herrlicher gewesen.

Die ganze Stadt war wie in einen großen Festsaal verwandelt. Da sah man riesige Löwen Hirsche Einhorne, die rothen und weißen Wein, Hippokras, und duftendes Wasser spendeten. Im Prunksaal erhoben sich Gerüste, auf denen Herolde Fahnen schwenkten und Trompeter Tusch bließen, und gegenüber stand ein goldener Baum, von welchem wie blinkende Früchte die vielen Wappentafeln von Philipps Ländern und Herrschaften niederhingen. Auf allen Gängen blinkten ausgestellte Gefäße von Gold und Silber, und ging man in die Gemächer, sah man sie mit köstlichen Teppichen ausgeschlagen. Und welch ein unabsehbares Gewoge ergoß sich da von Fürsten und Herren, von Grä-

finnen und Edelfräulein, und Knappen und Reisigen ohne Zahl, und alle schimmerten sie beständig in bunten Farben. Eine bloße Seneschallin vom Hennegau kam mit achtzig Pferden, und darauf saßen Ritter und Knappen, Frauen und Fräulein. Eine Gräfin aber oder Fürstin mußte ein Gefolge von ein paar hundert Reisigen haben. Die Damen zogen umher auf Wagen und Sänften, wie man sie prachtvoller und seltsamer niemals gesehen, und jeder Ritter hatte wenigstens fünf oder sechs Gewänder von Goldbrokat. Denn er mußte ja ebenso wie die Damen täglich ein paar Mal die Kleider wechseln, und im frischen Staat sich darstellen. Bei der großen Tafel erschien eine ungeheure Pastete, und als man sie öffnete, kam ein wunderliches Paar hervor, ein lebendiger blaugefärbter Hammel mit Goldhörnern, der eilig vom Tische sprang, und ein wilder Mann, welcher feierlich über die Tafel schritt. Nicht minder derber Natur waren die Turnierfreuden, die fast alle Tage der Festwoche auf dem Markte stattfanden: den Siegern aber wurden Rubinen und Diamanten verehrt.

Als Glanz und Wonne auf's Höchste gestiegen, traten eines Tages — es war der 6. Januar des Jahres 1430 — die Herolde hervor, und laut erscholl die Stimme des Wappenkönigs, der also mit lauter Stimme rief: „Hört, Ihr Fürsten und Fürstinnen, Herren, Frauen und Fräulein, Ritter und Knappen! Der sehr hohe durchlauchtigste großmächtige Fürst, mein Herr, der Herzog von Burgund, Graf von Flandern Artois und Burgund, Pfalzgraf von Namur, thut dies Allen zu wissen: daß er aus Gottesfurcht und zur Stärkung unseres christlichen Glaubens, — und um zu ehren und zu erhöhen den edeln Orden der Ritterschaft, — und auch aus nachbenannten drei Gründen: zuerst, um zu ehren die alten Ritter, die durch ihre edeln und hohen Thaten würdig sind der Empfehlung; zweitens, daß Diejenigen, welche jetzt tüchtig und kraftvoll sind und täglich, was zur Ritterschaft gehört, üben, Ursache haben, das immer besser fortzusetzen; und drittens, damit die Ritter und Edeln, welche den Orden tragen sehen, der seinen Trägern alsbald zu aller

Ehre gereichen soll, angeregt werden, selbst edle Thaten zu unternehmen und sich in solchen Sitten zu nähren, daß sie durch ihre Tugenden guten Ruf erwerben, und ihrer Zeit es verdienen, erwählt zu werden, diesen Orden zu tragen, — deßhalb also hat der Herzog unternommen und gegründet einen Orden, der sich nennt das „Goldene Bließ.“ Und darin sind, mit und außer meinem Herrn dem Herzog selbst, vierundzwanzig Ritter, Edelleute von Namen und Wappen, ohne Tadel, geboren und erzeugt in gesetzlicher Ehe, deren Namen und Zunamen lauten wie folgt: nämlich unsere Viellieben und Getreuen.“ Und nun ertönten vierundzwanzig Namen vornehmen Adels, all die Kriegshäupter und Staatsmänner, welche seit Jahren Frankreichs Hollands und Hennegaus Städte heimgesucht hatten: Roubaix Uutkerken Vergy Brimeu Lannoy Commines Thoulongeon Enghien Luxemburg l'Isle Adam Croy Mamines Tenant u. s. w. Doch nur die alten burgundischen Feld- und Hofgenossen Philipps und einige Hennegauer erhielten das goldene Bließ, aber kein Egmond kein Borsselen und kein Gaesbeck; denn Holländer und Seeländer schienen nicht der Ehre werth. Ja nur ein oder der andere flandrische Name erschien unter den Erkorenen, obwohl das Widderfell am blitzenden Halsband, welches die Ritter ihr Lebelang und täglich tragen sollten, ebenso wohl an die flandrische Wollweberei, aus denen Philipps Schätze flossen, als an den berühmten Helden Jason erinnerte, auch an den streitbaren Gottesmann Gideon, welcher die Madianiter schlug. Der prächtige Hammel, der aus dem Pastetenungethüm hervorsprang, hatte den Bließorden schon vorbedeutet.

Jakobäa, obgleich von Ruhm und Schönheit umstrahlt, erschien nicht mehr auf Philipps Festen, zu welchen doch jede Dame eilte, die irgend mit ihm oder seinen Rittern verwandt war. Hielt Scham oder Trauer über ihr Unglück sie zurück? Oder war die junge Freundschaft mit Vetter Philipp schon wieder aus? Gewiß ist nur, daß er bald darauf ihrer Mutter einen Schlag versetzte, welchen auch Jakobäas Herz und Ehrliebe

bitter fühlte. Doch was wollte sie noch ferner? Hatte er die schöne heldenhafte Tochter beraubt, sollte er mit der Mutter, die aller Welt verhaßt war, viele Umstände machen?

Die Sache war folgende. Der junge Herzog Philipp, welcher nach dem Tode von Jakobäas früherem Gemahl Brabant Mecheln Antwerpen und Limburg bekommen, hatte eben eine stattliche Gesandtschaft nach Sizilien geschickt, um von dort die Prinzessin Jolante, seine Braut, zu holen. Da fiel er in eine schreckliche Krankheit, und weil er oft die Wuth und seltsame Zufälle bekam, so rief alles Volk, er sei vergiftet. Die Landstände eilten, sich zu versammeln. Die berühmtesten Aerzte der neuen Universität Löwen, sowie von Brüssel und andern Ortschaften und Städten Brabants, wurden entboten, mit den Leibärzten des Fürsten Zustand zu untersuchen. Nachdem die Aerzte alle Proben angestellt, die ihre Wissenschaft und Erfahrung sie gelehrt, so legten sie vor Rath und Ständen den Eid auf die Erklärung ab: „Es sei kein sicheres Zeichen der Vergiftung vorhanden, der Herzog leide vielmehr an einer angeborenen Krankheit, und wenn Gott nicht helfe, so sei er verloren." Das Wahrscheinliche war, daß er als junger Prinz gar zu wild gelebt und seinen Körper vor der Zeit zerrüttet hatte. Nun wurden eilig Boten abgefertigt, die Brautgesandtschaft zurück zu holen. Wenige Tage darauf starb der Herzog, während Hof und Stände im Saale waren, und die Stadt voll Trauer und Thränen. Denn er hatte sich seit seiner Thronbesteigung bekundet als einen ernst und edel strebenden jungen Fürsten; nur drei Jahre und drei Monate sollte er regieren. Jakobäa verlor an ihm einen Freund, der ihr innerlich zugethan war.

Weil das Volk noch immer von Vergiftung sprach, so mußten auf Geheiß der Stände die sieben berühmtesten Aerzte die Leiche vor einer großen Versammlung seziren. Sie fanden keine Spur von Vergiftung, wohl aber ein Magengeschwür, und beschwuren noch einmal, der Herzog sei an einer natürlichen Krankheit gestorben. Darüber ließen die Landstände eine öffentliche Bekannt-

machung ergehen. Sodann beschlossen sie: die Leiche solle balsamirt, jedoch nicht begraben werden, bis das Land einen neuen Herzog habe, und so lange der Fürst noch über der Erde, könne seine Münze geschlagen, sein Siegel gebraucht, sein Hofstaat fortgeführt werden. Die Stadt Brüssel aber legte ein Siegel vor die herzogliche Rechnungskammer. Und nun versammelten sich die Landstände zahlreich in Löwen, um zu entscheiden, wer als Landesherr dem verstorbenen nachzufolgen habe. Zwei Thronbewerber traten auf, Jakobäas Mutter und ihr Neffe Herzog Philipp von Burgund, die Eine Vatersschwester des verstorbenen Herzogs, der Andere ein Sohn seines Oheims.

Margarethens Anwälte erklärten: „Da das Herzogthum Brabant auch auf Frauen erbe, so sei ihre Frau als Blutsnächste des verstorbenen Herzogs seine Nachfolgerin." Das Letzte war unumstößlich, wenn der Vordersatz richtig war. In der That gründete sich die ganze burgundische Erbfolge darauf, daß der Brabanter Herzogshut von der einen Tochter des letzten Herzogs auf die Tochter der andern Tochter und deren Söhne übergegangen war. Jetzt aber traten Philipps Anwälte auf, gescheidt spielten sie die Sache auf ein anderes Feld. „Brabant", so erklärten sie, „sei von der Erbherzogin Johanna als ein ächtes Allod übereignet durch Schenkung unter Lebenden an ihrer Schwester Tochter Margarethe. Diese habe mit ihrem Gemahl, Philipps Großvater, festgesetzt: Flandern=Burgund solle ihr ältester Sohn Johann, Brabant aber ihr zweiter Sohn Anton haben; wenn jedoch Letzterer oder seine Nachkommen ohne Leibeserben verstürben, so solle Brabant an den ältesten Sohn Johann oder dessen Erben zurückfallen: unter dieser Bedingung habe Johann darauf verzichtet. Also sei nunmehr sein und seines Enkels Philipp Erbrecht auf Brabant wieder in Kraft und Wirksamkeit getreten." Von Margarethens Seite war die Erwiederung nicht schwer, nämlich: daß vor allen Dingen der bedingte Verzicht Johanns in einer Original=Urkunde, nicht in einer bloßen Kopie vorliegen müsse; — daß Brabant deutsches Reichslehen, und eine Bestimmung

seiner Erbfolge ohne des Kaisers Bestätigung kraftlos sei; — daß des verstorbenen Herzogs Vater eine neue und selbstständige Linie begründet habe, indem er unmittelbar von Johanna das Herzogthum und vom König Wenzel die Bestätigung empfing; — daß die Stände ihn ausdrücklich nur unter der Bedingung zu ihrem Fürsten angenommen, Brabant dürfe niemals mit Burgund-Flandern vereinigt werden."

Doch wie leichte Schneeflocken stäubten diese und andere Gründe in der Ständeversammlung umher. Drei hochehrwürdige gescheidte Prälaten hatte Philipp geschickt, die Bischöfe von Tournay Amiens und Arras, mit ihnen einen Streithaufen von Männern höchsten Ansehens, Ritter und Doktoren. Wie beredsam wußten sie ihres Herzogs Größe und Willensgewalt in's Licht zu stellen! Sollten die Brabanter einer verhaßten alten Frau zu Liebe, deren Hab- und Ränkesucht allbekannt war, den Krieg mit dem großen Burgunder aufnehmen? Einmüthig erklärten sie ihn also zu ihrem Fürsten, und die empörte Margarethe verließ Löwen auf der Stelle. Sie saß daheim auf ihrem Schlosse zu Quesnoy, und brütete Rache, während man ihrem Neffen — es war am 8. Oktober 1430 — in Brüssel huldigte.

Eine Genugthuung im Herzen aber erlebte Jakobäa noch. An den treulosen Engländern, die mit Gefühlsrohheit ohne gleichen sie beschimpft hatten, sollte ein junges Mädchen sie rächen. Soweit in Nordfrankreich in England und den Rheinlanden Schlösser und Thorwachten standen, erzählten Ritter und Reisige von dem Ruhm der schönen Holländerin: sollte da nicht auch ein Strahl dieses Ruhmes zündend in das Herz jenes lothringischen Landmädchens gefallen sein, welches an den Quellen der Maas, nur einige Tagereisen von der Hennegauer Gränze entfernt, ihres Vaters Schafe weidete, und plötzlich die Welt als Jungfrau von Orleans in Staunen setzte? Im Sommer legte Jakobäa ihre noch funkelnden Waffen nieder, schon im nächsten Frühling zog Johanna d'Arc gegen Engländer und Burgunder in's Feld. Ihr erster Zug ging auf Orleans, vor dessen Mauern

Salisbury die auserlesenen sechstausend Mann geführt hatte, mit welchen er einst Jakobäa retten wollte.

Es war überhaupt eine höchst aufgeregte Zeit. Im Hennegau und in der Umgegend zog ein Karmelitermönch umher, und hielt im offenen Felde auf einer Schaubühne Predigten, umringt von zwanzigtausend Menschen. Obwohl er vor allen der Frauen Eitelkeit und Laster geißelte, so strömten ihm doch die vornehmsten Damen zu, wenngleich sie aus Furcht vor dem Volke genöthigt waren, sich in die Kleidung von Bäuerinnen zu stecken. Das „Hennegauer Gretchen", eine Magd in Jakobäas Alter, fahrtete im selben Jahre, als sie das Schloß in Gouda übergab, nach Paris Brüssel Gent, und forderte alle Männer zum Faustkampfe heraus. Gretchen focht öffentlich mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß sie großes Aufsehen machte, und die vornehmsten Herren ihr schön thaten. Mit welcher leidenschaftlichen Theilnahme mochte Jakobäa aber die Jungfrau von Orleans verfolgen, die in strahlender Rüstung Engländer und Burgunder aus dem Felde schlug, die Einige als einen bösen Geist in Weibeshülle, die Meisten für eine Gottgesandte hielten! Auch Johanna vertheidigte ihr Vaterland gegen die Fremden, und die Parteien, deren Bürgerkrieg Frankreich zerfleischte, hatten viel Aehnliches mit Streben und Ansichten von Hoeks und Kabeljaus. Ein Jahr nur dauerte des wunderbaren Mädchens Laufbahn: da mußte in Compiègne der Unglücksstadt, wo Jakobäa einst ihren Jugendgespielen sammt der Krone von Frankreich verlor, Johanna in die Hände desselben rohen Generals Johann von Luxemburg fallen, der Jakobäa in Mons gefangen nahm. Die Fürstin wurde damals in das Genter Gefängniß geführt, konnte sich aber retten, weil ihr treue Freunde halfen: das arme Bauernmädchen fand keinen Retter unter all den französischen Rittern, welche sie so oft zum Siege geführt. Luxemburg verhandelte sie für zehntausend Francs an die Engländer; dann gerieth sie unter das Gericht harter Prälaten, die auf Kardinal Winchester hörten;

endlich nach langer Pein und Untersuchung öffnete sich Johannas Kerker, um sie auf den Scheiterhaufen zu liefern.

Ihr Heldenwerk aber zerfiel nicht wieder. Englands Ansehen hatte einen tiefen Fall gethan, und jetzt äußerte sich sofort die Nachwirkung des langen blutigen Zwischenspiels, das Jakobäa zwischen Engländern und Burgundern aufgeführt hatte. Es hatte in Philipp einen tiefen Stachel zurückgelassen. Nie vergaß er, daß Volk und Adel in England so leidenschaftlich für Jakobäa schwärmten! Was kümmerte ihn noch der Vortheil dieser Engländer? Mochten sie in Frankreich sich abmühen! An ihrem Kriege nahm er nur noch Ehren halb einigen Antheil, sein Benehmen wurde immer frostiger. Zum Unglück mußte jetzt auch Bedfords Gemahlin sterben, die Burgunderin, welcher Humfried einst Jakobäa vorgezogen. Bedford kehrte sich wenig an Philipps Familiengefühl, und heirathete gleich darauf, Jakobäa, die junge schöne Tochter des Grafen St. Paul. Der große Friedensstifter, Kardinal Winchester, kam nach St. Omer, um Regent und Herzog zu versöhnen. Beide stellten sich auch dort ein. Weil aber der Engländer zuerst den Besuch vom Burgunder erwartete, und Dieser keine Lust hatte, ihn zu machen, so reiseten Beide wieder ab, ohne sich gesehen zu haben. Die Auflösung des englisch-französischen Bündnisses war nur noch eine Frage der Zeit.

Sechstes Kapitel.

Jakobäa auf Seeland.

Fortdauer ihrer fürstlichen Regierung. Ihre Residenzen. Südbeveland. Goes und seine Einwohner. Die Burg Ostende. Vogelschießen. Jakobäa Schützenkönigin. Die Schützenbrüderschaft. Poldern. Schutzhügel. Deichpflicht. Zusammenwachsen der seeländischen Inseln. Seelands Wahl-

Salisbury die auserlesenen sechstausend Mann geführt hätte, mit welchen er einst Jakobäa retten wollte.

Es war überhaupt eine höchst aufgeregte Zeit. Im Hennegau und in der Umgegend zog ein Karmelitermönch umher, und hielt im offenen Felde auf einer Schaubühne Predigten, umringt von zwanzigtausend Menschen. Obwohl er vor allen der Frauen Eitelkeit und Laster geißelte, so strömten ihm doch die vornehmsten Damen zu, wenngleich sie aus Furcht vor dem Volke genöthigt waren, sich in die Kleidung von Bäuerinnen zu stecken. Das „Hennegauer Gretchen“, eine Magd in Jakobäas Alter, schritt im selben Jahre, als sie das Schloß in Gouda übergab, nach Paris Brüssel Gent, und forderte alle Männer zum Faustkampfe heraus. Gretchen focht öffentlich mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß sie großes Aufsehen machte, und die vornehmsten Herren ihr schön thaten. Mit welcher leidenschaftlichen Theilnahme mochte Jakobäa aber die Jungfrau von Orleans verfolgen, die in strahlender Rüstung Engländer und Burgunder aus dem Felde schlug, die Einige als einen bösen Geist in Weibeshülle, die Meisten für eine Gottgesandte hielten! Auch Johanna vertheidigte ihr Vaterland gegen die Fremden, und die Parteien, deren Bürgerkrieg Frankreich zerfleischte, hatten viel Aehnliches mit Streben und Ansichten von Hoeks und Kabeljaus. Ein Jahr nur dauerte des wunderbaren Mädchens Laufbahn: da mußte in Compiègne der Unglücksstadt, wo Jakobäa einst ihren Jugendgespielen sammt der Krone von Frankreich verlor, Johanna in die Hände desselben rohen Generals Johann von Luxemburg fallen, der Jakobäa in Mons gefangen nahm. Die Fürstin wurde damals in das Genter Gefängniß geführt, konnte sich aber retten, weil ihr treue Freunde halfen: das arme Bauernmädchen fand keinen Retter unter all den französischen Rittern, welche sie so oft zum Siege geführt. Luxemburg verhandelte sie für zehntausend Francs an die Engländer; dann gerieth sie unter das Gericht harter Prälaten, die auf Kardinal Winchester hörten;

zu fließen, schon damals hieß die Insel das Paradies von Seeland. Wer irgend ein Auge hat für Landschaften, findet hier seine Freude an dichten hochgeschwungenen Massen der Baumgruppen, in welchen Schwärme von Gefieder ihr schönstes duftiges Versteck finden, an grün schimmernden Fluren, die platt und eben wie eine Tafel, und an blanken Seegewässern, die überall dazwischen glänzen und glitzern. Dabei hat die Seeluft, die in alle Häuser dringt, etwas ungemein Erfrischendes, das immer wieder wohlthut.

An der Weichbildsgränze der Hauptstadt der Insel, Goes, begrüßt den Reisenden noch heute das bayerische Wappen. Denn Goes war eine Lieblingsstadt, die Jakobäa mit ihres Hauses Wappen schmückte. Ihr Vater hatte diese Ortschaft zum Range einer Stadt erhoben, und als die Bürger vor eilf Jahren seiner sechszehnjährigen Tochter huldigten und auf silbernem Teller sechshundert Goldstücke darbrachten, ertheilte ihnen Jakobäa das Recht, ihre Stätte zu befestigen, also zu einer ächten Stadtburg zu machen, und bald darauf erhielt Goes auch einen achttägigen Jahrmarkt. Die „Goesenaers" waren nun oben auf. Mit der Fürstin Hülfe baueten sie sich eine Kirche, so herrlich und weiträumig, wie ein großer Dom. Nun erst waren sie eine rechte und ganze Bürgerschaft. Auch die alte Burg in der Stadt, das Schloß Ostende, bekam wieder Leben, seit Jakobäa öfter dort zum Besuch erschien. Die Burg hatte vor Zeiten den stolzen Freiherren von Borsselen gehört, deren Macht und Herrschsucht den umwohnenden Freisassen gefährlich wurde. Bei einem Aufstande unter Graf Wilhelm III. verloren die Borsselen die alte schöne Burg, welche fortan der Fürst für sich selber behielt, und die Umwohner schlossen sich nun um so fester an den Landesherrn.

Was aber Jakobäa jetzt so häufig nach diesem Orte hinzog, das mochte nicht blos die Annehmlichkeit der Gegend sein und die grüne Einsamkeit und Stille, in welche sie rings vom hohen Söller der Burg Ostende hineinblickte. Gewiß mußte ihr

spruch. Charakter der Seeländer. Seeländische Wölfe. Zahlreiche ... bärtige. Ihr Wohnen und Leben. Die Borsselen. Familiensagen. ... hart Borsselen. Seine vier Linien. Die Borsselen unter Philipp. ... Borsselen Haupt der Kabeljaus. Seine Ritterfahrten und sein ... Emporsteigen. Höchstes Vertrauen bei Jakobäas Feinden. Jakobäas ... verlegenheit. Borsselens Hülfe. Seine Leidenschaft für die ...

Philipp ließ der Erbherrin von Holland-Hennegau äuß... lich alle fürstlichen Ehren und Rechte. Landstände und Städ... räthe beugten sich vor ihr als der Landesherrin, sie vollzog ... bestätigte die Urkunden und Verleihungen, sie hatte das ... Wort in allem, was Lehen und Landesbede betraf. Auf ... Münzen aber erschienen Jakobäa und Philipp vereinigt. ... Mons nahm man sich Manches gegen ihn heraus, was ge... den rechten Landesfürsten wohl unterblieben wäre. Das gemei... Volk dachte und wußte nichts anderes, als daß die Erbfürst... die Herrschaft führe, nur daß ihr nächster Blutsverwandter, ... sie keinen ehelichen Vogt habe, ihr in der Landesregierung b... stehe. Der Delfter Vertrag war in seinen einzelnen Bestimm... ungen nur den Vornehmern bekannt geworden. Jakobäa frei... fühlte jetzt tief genug seine Stacheln. Siebenundzwanzig Jah... alt war sie gleich einer noch nicht Mündigen an die Oberleitu... eines Mannes gefesselt, welchem sie Humfrieds Niederlagen, lan... bittere Kriege, das Genter Gefängniß, das Urtheil Roms, und ... ihr Unglück verdankte.

Sie bewohnte gewöhnlich die Residenz ihrer Vorfahren, de... Haag. In der schönen Jahreszeit aber, wenn sie nicht in de... grünen wallenden Wäldern des Hennegau jagte, hielt sie sich b... sonders gern auf Südbeveland auf. Der Name dieser Insel be... zeichnet nicht bebendes Land, sondern erinnert an den heilige... Bavo, weil einst die Genter Abtei St. Bavo diesen Landstri... besaß. Die seeländischen Inseln sind gesegnet mit üppigen Wei... den und goldenen Saaten, und dazwischen prangt das bel... Baumgrün. Südbeveland scheint vollends von Milch und Honi...

Wittelsbacher in Holland, Herzog Wilhelm, rührte eine Verordnung her, daß nach dem Papagei man nur in vollem Harnisch und mit seinem eigenen Bogen schießen dürfe.

Auch Jakobäa erschien unter den Schützen, und da sie mit Bogen und Pfeil umzugehen verstand, so ließ sie sich ihre Armbrust reichen. Sie legte an, zielte, der Pfeil traf, und sieh, der Vogel kreisete um seine Achse und höher immer höher, bis er in die Luft flog. Da erschallte tausendstimmiger Jubel, und unter dem Klange der Pauken und Trompeten wurde Jakobäa als Schützenkönigin begrüßt. „Sie war," wie es in der alten seeländischen Chronik heißt, „bei dem großen Aufschießen mit den Kreuzbogen und mehreren andern Herren. Da schoß Frau Jakobäa den Papagei ab, und wurde Königin, worüber große Freude und Triumph binnen der Stadt Goes geschah, so daß die Frauchen aus vielen Oertern kamen, um die Königin zu beschenken. Sie haben ihr viele Präsentchens geschenkt, was Frau Jakobäa sehr angenehm war." In ihrer Herzensfreude verlieh die Fürstin hinwieder den Einwohnern der Ortschaften Heer Hendriks Kindern Wissekerke Baarsdorp Sinouts und d'Heer Abtskerke Freiheit von Flachszehnten, und noch in unsern Zeiten waren in Folge dieser Verleihung die Frauen jener Dörfer froh, daß Keiner ihren Flachs zehntete. Auch stiftete, wie die Sage geht, Jakobäa zum Andenken des Tags eine Schützenbrüderschaft, gab ihr zum Schutzheiligen St. Georg, den großen Patron aller Ritterschaft, und zum Sinnspruch das Wort, welches sie nach so weitwildem Gedränge von Last und Leiden sich selbst gewählt zu haben schien: „Van ongeneuchten vry" oder „Sorgenfrei."

Im Uebrigen war das Leben auf Seeland so still und eintönig, wie die Inseln selbst flach und einförmig. Nur die Falkenjagd auf Reiher und anderes Wassergevögel lockte täglich mit neuen Reizen. Denn in den großen Poldern pflegte noch lange Zeit das Grundwasser zu stehen in großen Teichen und tiefen Kanälen, und dort fanden alle Arten von Wasservögeln ihr Paradies. Was aber ist ein Polder? Kein Wort hörte man da-

mals häufiger in Seeland. Seit die Waffen ruheten, ging alle Welt an's Poldern. Besonders Philipps Statthalter, der frühere Herr Franz von Borsselen, war mitten unter Regierungssorgen fleißig darauf bedacht, seine Erbgüter durch Poldern zu vergrößern. Poldern — es gibt kein Wort und keine Kunst, die für Geschichte und Bestand der seeländischen Inseln wichtiger wären, als Poldern. Es bedeutet dem Meere Land wegnehmen, es mit Dämmen einfangen, entwässern, und gegen die Wiederkehr der Fluthen schützen. Seeland bestand damals noch aus einer viel größeren Menge kleiner Inseln, als jetzt, und überall sah man noch die Rettungshügel emporragen, von denen sich bis in unsere Zeit viele erhalten haben. Diese Hügel rührten aus uralten Zeiten her, wo man sie von Sand und Erde aufschüttete, um in Nothfällen, wenn plötzliche Sturmfluthen die niedrigen Inseln überschwemmten, eine Zuflucht zu haben. Allein allmählig lernte man, wie die Dammwerke fester zu machen und auszudehnen: hinter den schützenden Wällen wuchsen nun Ansiedlungen und Dörfer inmitten von Saaten und Viehweiden.

Weil aber ganz Holland und Seeland gleichsam wie im offenen Meere ein Kriegsschiff lag, das wohl auszuschauen hatte, ob seine Anker hielten, so entstand, als eine Landesregierung sich bildete, auch sogleich ihre Pflicht, das Deichwesen im Stande zu halten, d. h. sich um die Landeswehr wider Meer und Fluthen ebenso zu kümmern, wie um Kriegsvolk und Festungen zum Schutz gegen feindliche Nachbarn. Dieser Umstand hat wie kein anderer dazu beigetragen, in Holland und Seeland schon in frühen Zeiten die fürstliche Gewalt groß, geordnet, umfassend zu machen. Die Regierung sammelte, überwachte und leitete, um die Deiche zu befestigen und zu erweitern, die Arbeit von Gemeinden, wo die Kraft des Einzelnen nicht ausreichte. Die Polder rückten zusammen, und alle Anwohnenden halfen, um die letzten Wasseradern zwischen den Wiesen auszutrocknen oder in enge schiffbare Kanäle zu fassen. So wurde das eine der kleinen

Landstücke allmählich mit dem andern verbunden, und so entstanden nach und nach die größeren seeländischen Inseln.

Seelands altes Wappen ist ein Löwe, der mit den Wellen ringt. Luctor et emergo! — „Ich kämpfe und bleibe oben!" ist die Umschrift. Eine Welt voll Angst und stiller Größe liegt in diesen Worten. Männer, welche über der theuren Heimath solch einen Wahlspruch ausspannten, trugen ihn auch tief im festen Herzen. Offen und ehrlich, treu und hartnäckig waren sie im Hassen wie im Lieben. Damals wie noch heute rühmten sich die Seeländer „good rond good zeeuwsch", d. h. als offen und gerade heraus. — „Ja wohl," erwiederten die Andern, „rund wie ein Baum, daß man von allen Seiten herunter fällt." Jakobäa aber hatte gründlich die seeländische Treue erprobt. So oft sie zum neuen Kampfe aufgerufen, immer hatten die seeländischen Ritter, so viel ihrer lebten, klirrend und jubelnd ihre Schilde zusammen gestoßen. In keiner Schlacht und Unternehmung verließen sie die Landesfürstin, und machten ihrem alten Namen „seeländische Wölfe" alle Ehre. Wölfe waren sie zu Wasser und zu Lande: denn ein rechter Mann erschien gleich geübt und bewehrt zu Schiffe wie zu Roß.

Die Gefechte und Schlachten hatten aber unter den seeländischen Rittern schrecklich aufgeräumt, besonders die furchtbare Niederlage bei Brouwershaven. Freilich gab es auch der Ritterfamilien hier wie anderswo eine ansehnliche Zahl, und die vielen Knaben wuchsen rasch nach. Wer freilich denkt sich heutzutage eine Ritterburg anders, als auf stolzem Hügel? Es gab aber selbst im platten nüchternen Beveland, wo nicht eine einzige trotzige Felshöhe sich erhob, mehr als zwei Dutzend Edelsitze, und der ritterbürtigen Familien noch viel mehr. Diese Edelsitze waren jedoch enge dunkle Häuser von dicken Backsteinmauern, bewehrt mit Graben und Zugbrücken. Einige Herren unterhielten zum besseren Schutze rings um den breiten Wassergraben noch Zaun- und Pfahlwerk, und die Vermöglichern bauten sich auch einen Thurm und zogen hoch oder niedrig Mauern um das Haus.

Vor allem sorgte aber Jeder, daß man im Erdgeschoß weite trockene Kellerräume habe, die sichersten Lagerplätze für Waffen Geschirr und Lebensmittel. Haus und Ringmauer bildeten den Binnenhof, um welchen sich das Wasser des Grabens zog. Draußen vor der Zugbrücke breitete sich der Außenhof (Buitenhof), der mit kleinen Wirthschaftsgebäuden besetzt war.

Das Leben und Treiben in diesen kleinen Edelsitzen war so einfach, als die ganze Anlage. Die Herren besorgten mit ihren Knechten Acker und Weide, Fischfang und Seehandel. Sommers und Winters lebten sie von grobem Brod, Pökelfleisch, und gedörrten Fischen; frisches Fleisch kam nur Sonntags auf den Tisch. Viel zum Trinken aber mußte allezeit dabei sein. Gab es Krieg oder Fehde, so waffnete sich jeder Herr mit seinem Spieß Schild und Harnisch, mit Kurzmesser und Handbeil, oder was er sonst an guter Waffe ererbt oder erworben hatte. Vor allen Dingen trachtete er danach, einen Helm und Ringpanzer oder doch ein gutes Bruststück von Stahl zu bekommen, und wenigstens einen Knecht und einen Buben zu besitzen, die gleich ihm mit den Waffen umzugehen verstanden. So viel Knechte einer hinter sich hatte, um so angesehener war er bei Fürsten und Feldherrn.

Nur sehr wenige Familien erhoben sich in Seeland über die Menge der gemeinen Ritterbürtigen, keines aber höher, als das große weitverbreitete Geschlecht der Borsselen, das sie alle weit überragte. Seinen Mitgliedern sind wir schon öfter als geharnischten Kabeljaus begegnet. Die Borsselen allein waren in den Kriegen Jakobäas an Gütern und Aemtern nicht ärmer geworden, vielmehr, wie es die Parteikriege jener Zeit mit sich brachten, reich und vollgesättigt durch der Gegner Unglück. Schon seit Jahrhunderten machten sie ein beinahe fürstliches Haus, und fast eben so lange standen sie dem übrigen Adel jener Inseln stolz und schroff entgegen. Dort gab es längst keine Arkels und Egmonds mehr, keine Brederodes und Wassenaers: nur die Borsselen strebten auf zu Ehren, wie sie Fürsten zu Theil wurden.

Ihre Abkunft leiteten sie aus Schwaben her, der Heimath der Hohenstaufen. Die Ahnen, so lehrten die Geschlechtsregister und Chroniken der Borsselen, seien im Alterthum Fürsten in Schwaben gewesen, und sie hätten so tapfer wider einen großen Kaiser gekämpft, daß dieser im Zorn befohlen habe, das ganze Geschlecht der Borsselen auszutilgen. Nur ein Knabe, Franz geheißen, sei wunderbar nach Ungarn gerettet, und habe dort später eine Prinzessin geheirathet, die Tochter des großen Königs Maroth. Sein Enkel Leopold aber sei in Kaiser Ludwigs Heere im Jahre 838 wider die Normannen nach den Niederlanden gezogen, herrlich habe er da gestritten, und vom dankbaren Gebieter sei er mit Burgen und Ländereien belehnt, damit er Seeland beschütze gegen die wilden Heiden. Ganz Südbeveland habe er zum Eigenthum bekommen, dort die Stadt Borsselen und die Burg Ostende gebaut. Ja nicht einmal zufrieden mit dieser glorreichen Sage, knüpften Andere die Herkunft der Borsselen an den erlauchten Trojaner Hektor, dessen kühner Sohn seinen Weg in die schwäbischen Berge gefunden.

Solche Sagen und Fabeleien fehlten damals nicht leicht in einer altberühmten Familie. Soviel aber ist gewiß, daß die Borsselen länger, als es Menschen und Chroniken wußten, als altfreie und mächtige Herren auf Seeland gesessen, und daß schon frühzeitig die Chronisten ihr Geschlecht als ein „durchlauchtiges" feierten, welches dem landesfürstlichen zunächst stehe.

Zu Ende des 13. Jahrhunderts tritt der gewaltige Wolfhart Borsselen hervor, dessen Vater bereits als ein glücklicher Poldermacher gerühmt wird. Im Jahre 1280 hatte Wolfhart seine Herrschaft als Lehn an Graf Floris aufgetragen; der holländischen Lehnsfesseln müde suchte er Seeland an Flandern zu bringen; und als er sich zum zweitenmal mit Floris sühnte, that es Wolfhart mehr auf dem Fuße eines Ebenbürtigen, als eines Unterthans. Sie erkoren im Vertrag vom 30. Okt. 1290 Beide ein Schiedsgericht, und Beide gelobten: „Wer gegen dessen Ausspruch handle, der solle für einen Mann gehalten werden,

dem nimmermehr zu glauben.“ Als der empörte Adel den bürgerfreundlichen Floris ermordete, war es dieser selbe Wolfhart Borssele, der die Vormundschaft über den vierzehnjährigen Sohn an sich riß, die Friesen und Utrechter bekriegte, Dortrecht belagerte, zahlreiche Güter und Burgen an sich brachte, und über Holland und Seeland herrschte wie ein großer und unabhängiger Staatsmann und Feldherr. Er hatte damals die Brederodes, Renesses, und andere Hochadelige aus ihren Aemtern verdrängt. Der Adel war es, welcher endlich das Volk wider ihn zum Aufstande anreizte. Wolfhart aber wollte den jungen Grafen nach Seeland entführen, wurde eingeholt, nach Delft geschleppt, und vom wüthenden Volke ermordet. Neun Jahre dauerte nun die Blutrache, welche die Borsselen gegen die Anstifter des Mordes erhoben, bis sie endlich gesühnt wurden und die Edelleute eine starke Buße zahlten. Seit jener Zeit blieben die Borsselen hartgesottene Kabeljaus, und kein stolzer Hoek sandte Fehdebriefe aus, ohne daß ein Borsselen gleich Schiffe und Gewaffnete in's Feuer führte.

Wolfharts vier Söhne stifteten vier angesehene Linien, die noch weitere Zweige trieben. Denn Güter hatten die Borsselen genug, und wußten sie trefflich zu mehren durch Rhederei Landeindeichen und gute Wirthschaft. Zu Zeiten hatte das Geschlecht von Fürsten, denen es Widerstand leistete, schwer zu büßen, und verlor 1305 auch Südbeveland. Allein immer wußten sich die Borsselen wieder empor zu arbeiten, und zu Jakobäas Zeiten saßen sie umher auf den seeländischen Inseln, und überall hatten sie die erste Hand.

Bei Brouwershaven hatte sich das Borsselen-Geschlecht mit Ruhm bedeckt. In dieser Schlacht wollte es uralten Hader mit den hoekischen Heemstedes Renesses Heenpoels und andern seeländischen Häusern ausfechten. Vier Borsselen nahmen hier den Ritterschlag, und ihnen vor allen gebührte der Siegespreis. Auch später machten sie sich noch großen Namen, und wie Johann von Bayern hatte Herzog Philipp keine treueren Helfer. Adrian Bor-

len von Brigdam war sein ausgezeichneter Feldherr und Staats=
ann, Heinrich Borsselen von der Vere, ein großer Rheder und
aufmann, wurde später sein Admiral im Kriege mit der deutschen
anse. Dieser war auch der erste Holländer, welcher den Besen
if den Mast steckte, zum Zeichen, daß er die See von Feinden
in gekehrt. Floris Borsselen von Louburg hatte Philipp be=
nders gute Dienste geleistet bei der Einnahme von Medenblick,
id wurde ebenso, wie Philipp Borsselen von Kortgene und
ranz Borsselen von St. Martinsdyk und ter Suilen, vom Her=
g zum Statthalter ernannt. Der berühmteste von allen Bors=
len wurde der Letztgenannte.

Er war ein Mann, über welchen Natur und Glück ihr
üllhorn ausschütteten. Hohe ritterliche Gestalt, ein fröhliches
id tapferes Herz, ruhiges Blut, und weitsichtiger Verstand waren
n Erbtheil von Natur. Große Reichthümer erhöhten den be=
hmten Adel. Auf Ritterschaft zog er schon in früher Jugend
s und machte weite Fahrten, er sah das heilige Land
id die Kaiserstadt Konstantinopel. Es hieß sogar, er sei bis
Medern und Persern gekommen. Nach seiner Rückkehr tum=
elte er sich mit seinem Vater, der jedoch die Ritterwürde nicht
tte, in Fehden umher, und es kam vor, daß sie für Dasjenige,
as dabei gefrevelt war, sich vom Fürsten Verzeihung holen mußten.
ald schloß er sich an Johann von Bayern an, den Banner=
iger der Kabeljaus. Dieser machte ihn zu seinem Geheimrath, und
zeigte ihm das größte Vertrauen. Borsselen war es auch, welcher
hanns Frieden mit den Brabantern unterhandelte. Obwohl kaum
t männlich gereift, war der Ritter bereits das erklärte Haupt
r Kabeljaus auf Seeland, und damals schon bestellte ihn Her=
g Johann von Brabant mit Gaesbeck zum Statthalter. Mer=
irdig genug übergab auch nach Johanns von Bayern Tode seine
ittwe, Elisabeth von Luxemburg, dem Ritter die Statthalterschaft
er die Herrschaften ihrer Leibzucht. Er streckte der verschwenderi=
en Fürstin dabei viel Geld vor, und noch im selben Jahre, als Ja=
bäa in Gouda kapitulirte, mußte Elisabeth ihm beurkunden,

ihn nicht eher das Amt zu nehmen, als bis sie ihm Alles so bezahlt habe, daß er zufrieden wäre. Auch der Burgunder erkannte bald des Mannes Kern und Klugheit, und erhob ihn nach der Schlacht von Brouwershaven zum General und obersten Kapitän von Seeland. So waren es gerade Diejenigen aus ihrer Familie, welche Jakobäa feindselig waren, bei denen Franz Borsselen im höchsten Dienst und Vertrauen stand.

Als nun Jakobäa im Delfter Vertrage Philipp für ihren und ihrer Länder Vogt erklärte, konnte sie den Unvermeidlichen nicht fern halten. Sie nahm ihn mit zwei andern Borsselen und einem Egmond für die Ausübung der fürstlichen Rechte, die ihr noch verblieben, in ihren Rath auf neben Wassenaer Kyfhoek Raesdonck Zwanen und Arnold von Gent. Das sollte die Versöhnung und Gleichstellung der Parteien aller Welt vor Augen stellen, geschah aber auch wohl auf Philipps leises Drängen, der seine Base nicht wollte unbeachtet lassen. Wahrscheinlich war neben dem alten Uutkercken, welchem Philipp die höchste Ehre der Statthalterschaft nicht wohl versagen konnte, Franz Borsselen die eigentliche Seele von Philipps Regierung in Holland. Als im Jahre 1430 Uutkercken abtrat, wurde er förmlich als des Herzogs Statthalter über Holland und Seeland bestellt, und zwar gleich auf die Zeit von acht Jahren. Sein geheimer Auftrag ging dahin, Jakobäa auf Schritt und Tritt zu beobachten. Denn ließ sich von einer Fürstin, die noch so jung und so voll Reiz und Leidenschaft, erwarten, sie werde ihr Leben lang unthätig die fremde Oberregierung dulden?

Als Mitglied ihres geheimen Rathes wie als Statthalter Philipps kam nun Borsselen wiederholt in die Nähe der Landesfürstin, und Jakobäa konnte nicht anders, als des Ritters Gediegenheit achten. Sehr bald fügte sich ein Anlaß, der ihr Borsselen näher brachte. Eines Tags langten an ihrem Hofe vornehme Herren an, die ihr aus dem Hennegau kostbare Kleinode und schöne Pferde brachten, welche die Mutter ihrer Tochter zum Geschenk verehrte. Wie man heutzutage solche Fürstenboten

mit blinkenden Ordenskreuzen bedenkt, so gehörte es damals zum guten Ton, ihnen Goldketten, Silberbecher, oder doch ein tüchtiges Geldgeschenk zu geben. Darin kärglich zu sein, wäre für einen Fürsten geradezu schimpflich gewesen. Ertönte doch bei Ritterfesten kein Ruf öfter und willkommener, als wenn die Herolde riefen: „Largesse! Largesse!“ „Nun sah sich aber“ — wir wollen die Geschichte mit den Worten eines Zeitgenossen erzählen — „Jakobäa durch den langwierigen Krieg ganz vom Gelde entblößt, und sie war darüber voll der Scham. Heimlich schickte sie zum Burggrafen von Montfort, der unlängst ihr Statthalter von Holland war, und, wie das Gerücht ging, den Schatz ihres Vaters Wilhelm mit fast allen Kleinoden desselben an sich gerissen hatte. Sie ließ ihn ersuchen, er möge ihr die Liebe thun und ihr eine gewisse Summe Geldes leihen, damit sie nicht in Schanden komme, weil sie nichts habe, was sie den Gesandten ihrer Mutter und den mehreren andern edlen Herrn verehren könne. Montfort aber verweigerte alles, indem er sagte, all sein Gut habe er ihretwegen in ihren Kriegen aufgewendet. Er weigerte sich sogar, als sie ihm entbot, zu ihr zu kommen. Sehr traurig und niedergeschlagen, daß sie so bloßgestellt würde, schickte sie noch einmal aus, nämlich zum Leydener Burggrafen Wassenaer, und ließ ihm ihre Noth vorstellen und ihn bitten, er möge ihr doch um ihrer Ehre willen etwas vorstrecken, damit sie nicht Schande leide. Er hatte aber ebenso wenig Lust, entschuldigte sich und schlug es ihr ab.“

„Da ging sie unter strömenden Thränen in ihr Gemach, und jammerte über die Untreue ihrer Parteigenossen und Freunde und über ihre eigene Unehre. Das hörte einer ihrer Räthe, ihre Klage schnitt ihm in's Herz, und er sagte zu ihr: „Gefalle es Euch, gnädigste Fürstin, daß ich zu Herrn Franz von Borsselen gehe, dem Statthalter, und stelle ihm insgeheim Eure Lage vor, und daß er Euch auf eine bestimmte Zeit die gewünschte Summe leihe, und ich bin sicher, er wird es Eurer Hoheit nicht abschlagen, obwohl er von der Partei Eurer Feinde ist.“ Mit

sanfter und schmerzlicher Miene antwortete sie: „Niemals habe ich ihm oder den Seinigen Gutes gethan: ich fürchte, er wird es durchaus nicht thun, und ich fiele nur in noch größeres Aergerniß.“ Es antwortete Wilhelm Bye: „Versuchen könnte ich es doch in anständiger Form bei ihm und auf verschiedenen Wegen, wenn es Euch genehm ist.“ Und sie: „Ich kann es durchaus nicht glauben; doch erzähle ihm nur den ganzen Hergang, denn ich will ihm mit schuldigster Danksagung bezahlen, sobald ich irgend kann.“ Da nun derselbe Wilhelm Herrn Borsselen alles nach der Reihe erzählt hatte, und wie Diejenigen, auf welche die Fürstin am allermeisten vertraue, ihr abschlägige Antworten gäben, erwiederte der hochedle Herr Franz: „Nicht bloß das, um was Bye in ihrem Auftrage gebeten habe, sondern all sein Hab und Gut opfere er ihr gerne als seiner Fürstin und Herrin“, und setzte hinzu: „Künftig finde sie immer sichere Hülfe bei ihm, was es auch sei, dessen sie bedürfe.“ Als das die durchlauchtige Herzogin hörte, seufzte sie auf vor Freude, und dankte Gott für solche Hülfe und einen so treuen Freund.“

Seit jener Zeit sah Jakobäa Borsselen mit anderen Augen an, und es war natürlich, daß sie seine Gesellschaft auch der mancher hoefischen Herren vorzog. Dies mochte auch ein Grund sein, warum sie so gern die Insel Südbeveland besuchte, wo Borsselen seine besten Besitzungen und auf Tholen ganz in der Nähe sein Stammschloß St. Martinsdyk hatte. Am 19. Januar 1430 beurkundete sie: „der Ritter sei vom Herzog Philipp auf acht Jahre zum Statthalter über Holland Seeland und Friesland bestellt: das solle er bleiben die ganze Zeit hindurch, selbst wenn der Herzog früher stürbe.“ Borsselen aber ging es, wie so vielen Männern, die öfter in Jakobäas Nähe kamen. Er wurde von ihrem Liebreiz tief gerührt, und eine stille Leidenschaft, deren er nicht mehr Herr wurde, erfüllte den Statthalter Philipps für Diejenige, zu deren Bewachung ihn sein Fürst bestellt hatte. In Seeland sah er sie fern vom Zwang des Hoflebens, wo sie ihre natürliche Anmuth und Lebhaftigkeit sich

überließ. Nebenbei mochte er auch daran denken, daß er mit Jakobäa die verlorene Stammburg Ostende wieder erwerben, ja wenn das Glück gut sei, seinem Hause endlich fürstliche Ehren gewinnen könne, nach denen es so lange getrachtet.

Und Jakobäa? Die junge Wittwe hatte bisher aus der Männerwelt nur glänzende Nieten gezogen. Ihr erster Gemahl, der Kronprinz von Frankreich, wurde vergiftet, ehe er sechszehn Jahre alt. Der zweite, der Brabanter Herzog, war ein unreifer junger Mensch ohne Kraft und Verstand: vor ihm flüchtete sie aus Schmach und blutigen Gräueln nach London. Dort hatte sie sich den Dritten erkoren, den ritterlich schönen Prinzen und Protektor von England: er aber hatte sich als erbärmlichen Schwächling erwiesen. Wie schwer wog gegen ihren Werth das gediegene Metall in Borsselens Charakter! Der Ritter stand in der Vollreife des männlichen Alters, und war umgeben von Ruhm und Ehren und allgemeinem Vertrauen. War es ein Wunder, daß mit der tiefen Hochachtung, die Jakobäa vor ihm fühlte, im Lauf der Jahre sich ein innigeres Gefühl vermählte?

Siebentes Kapitel.

Ritter Franz von Borsselen.

Philipps Absicht. Ehen von Fürstinnen mit Baronen. Borsselens hohe Stellung. Aussicht auf Versöhnung der Parteien. Günstiger Zeitpunkt zum Abwerfen der Fremdherrschaft. Bischof Heynsberg von Lüttich. Beispiel Katharinens von Frankreich. Heimliche Vermählung Jakobäas. Margarethens Haß auf Philipp. Mordanschlag auf Philipp und Postelles Hinrichtung. Philipps Besuch bei Jakobäa. Borsselens Wegführung. Geschichten von Borsselens Geldkästchen, Jakobäas Selbstantrag, Borsselens Todesgefahr, dem klugen Schloßvogt, und der Flotte vor Rupel-

monde. Verhandlungen zu Middelburg. Jakobäas feierliche Abdankung. Der junge Brederode. Montfort. Jakobäas Erklärung über die Ursachen ihres Rücktritts. Vorbehaltene Herrschaften. Freie Jagd im ganzen Land. Allianz mit Philipp. Borsselen Erbprinz von Holland.

Jakobäas Neigung konnte zuletzt nicht verborgen bleiben, und verschiedene Herren an ihrem Hofe fingen an, darauf Pläne zu bauen. Als Jakobäa die Verpflichtung unterschrieb, sich nicht wieder zu vermählen ohne Zustimmung der Landstände, der Mutter, und des Herzogs Philipp, hatte wohl Keiner diese Bedingung anders verstanden, als es solle die Fürstin nicht ohne reifliche und allseitige Prüfung, ob es zu ihrem und des Landes Besten sei, einen Gemahl wählen. Nun ging es schon in's fünfte Jahr, und es wurde immer deutlicher, Philipp wolle sein Einwendungsrecht wirklich dazu mißbrauchen, daß die schöne Witwe ihr Leben lang unvermählt, und Holland und Hennegau für immer burgundisch bleibe. Das Letzte aber war gar nicht nach dem Sinne der Meisten, und sie fragten sich, ob nicht gerade die Neigung, welche zwischen der Erbfürstin und dem burgundischen Statthalter sich immer leidenschaftlicher kundgab, den Weg andeute, welchen man einschlagen müsse.

Die Vermählung einer Fürstin mit einem vornehmen Edelmann war etwas Ungewöhnliches, jedoch nicht ganz außer der Ordnung. Wenn man es noch zwei Jahrhunderte später für anständig hielt, daß Maria Stuart und Elisabeth Tudor, die Königinnen von Schottland und England, sich unter den Großen ihres Landes einen Gemahl wählten, so galt eine solche Ehe noch weniger für unebenbürtig zu Jakobäas Zeit, wo die altfreien Barone den zahlreichen fürstlichen Herren noch viel näher standen an Rang- und Geburtsrecht. Das Haupt eines uralten Freiherrngeschlechts, das so gut wie ein Fürst Burgen und Städte, Lehnsleute und Hörige, hohe und niedere Gerichtsbarkeit hatte, erschien im Grunde nur als ein kleinerer Landesherr. Wenn aber Arkels und Egmonds, weil ihre Mütter aus fürstlichem

Blut, ſich auf einen Herzogſtuhl ſchwangen, ſollte da Ritter Franz Borſſelen ſich dafür zu gering halten? War doch ſein Geſchlecht mit fürſtlichen Häuſern verſchwägert, und berief es ſich doch auf keine geringeren Ahnherrn, als die alten Herzoge von Schwaben. Er ſelbſt aber genoß in der That bereits, eben ſo durch Macht Reichthümer und Herrſchaft wie durch perſönliche Würde, ein fürſtliches Anſehen.

Gewiß aber gab es in Jakobäas Ländern keinen Mann, der jetzt vortrefflicher zum Gemahl der Fürſtin ſich eignete, als gerade Franz Borſſelen. Er war das Haupt der ſiegreichen Partei; ſeinem Verſtande, ſeiner Gerechtigkeit und Mäßigung konnten auch die Beſiegten vertrauen; und als Geheimrath und Statthalter von drei Herzögen war er längſt an's Regieren gewöhnt. Bei ſeiner Ruhe und Erfahrung, denn er war damals doch ſchon ein hoher Vierziger, durfte man ſicher ſein, daß das leidenſchaftliche Weſen Jakobäas, die jetzt auch das 31. Lebensjahr erreicht hatte, gemindert werde. Gewiß, die Verſöhnung der Parteien und das Glück des Landes unter einer guten Regierung ſtand in Ausſicht, wenn das Haupt der Kabeljaus ſich mit der Fürſtin der Hoeks vermählte. Von den Landſtänden durfte man alſo hoffen, die Einwilligung zu gewinnen, — von Jakobäas Mutter nicht minder; denn Margarethe hatte, ſeit der Burgunder Neffe ihr Brabant entriſſen, einen tödtlichen Haß gegen ihn gefaßt. Ihr Stolz erinnerte ſie ſtets daran, daß ſie die königlichen Lilien von Frankreich im Wappen führte, und ſie war ſo voll Grimm und Aerger, daß ihr alles willkommen war, was Rache an Philipp verhieß. Aber eben Philipps Zuſtimmung? Auf ſie brauchte man ſich ſo bald keine Hoffnung zu machen. Freilich, wenn die Fürſtinnen und die Landſtände ſie öffentlich forderten, konnte er ſeine Einwilligung auf die Länge nicht recht verſagen: allein man wußte gar wohl, wie erfinderiſch er war in Ausflüchten, Hinderniſſen, Verzögerungen.

Nun war aber die Stimmung im Lande nicht überall ſo gefügig, um auf des Eroberers gütiges Belieben zu warten.

Schon seine und Jakobäas gemeinsame Huldigung war in einigen Landstrichen unter lautem Murren erfolgt. Als Hoeks und Kabeljaus sich nicht mehr im Felde gegenüberstanden, hatten sie fünf Jahre Zeit, darüber nachzudenken, was denn die burgundische Herrschaft dem Lande so Gutes bringe? Drückende Steuern, fremde Gebieter und fremdes Kriegsvolk im Lande, dazu französischer Hochmuth, und der Charakter Philipps, unter dessen freundlichen Mienen die herrische Selbstsucht lauerte, — das Alles hatte man nun zur Genüge gekostet. Fremdherrschaft ist einem Volke immer empfindlich: Holländer und Seeländer aber fühlten sich wie losgerissen vom alten deutschen Reiche und in die verhaßte französische Strömung hineingezogen. Nur von Herren aus seinen Erblanden war Philipp beständig umgeben. Nicht einen Einzigen von den Borsselen Gaesbecks Egmonds und anderen Holländern und Seeländern, die so lange und tapfer für ihn gekämpft und erlauchtern Adel aufwiesen, als die Meisten aus seiner Tafelrunde, hatte er der Ehre würdig gefunden, daß auch ihr Name unter seinen vierundzwanzig Vließrittern glänzte. Bei den Hennegauern, welche zum größten Theile schon längst französisches Wesen angenommen hatten, war der Widerwille des Volks gegen die burgundische Herrschaft schwächer. Jedoch die Hennegauer Treue zum angestammten Fürstenhause war nicht erloschen, und schwere Steuern Kriegsdienste und Erpressungen der Generale Philipps kamen bei ihnen noch öfter vor, weil an der Gränze das große Kriegsfeuer brannte. Zahllos aber waren die Hennegauer, welche durch Philipps Eindringen um Güter Amt und Ehre gekommen. Borsselen konnte sich all diese Wahrheiten nicht mehr verbergen, und seine Erkenntniß schärften Ehrgeiz und Liebe zu einer Fürstin, die hinreißend war durch Schönheit Unglück und [illegible].

Wollte aber Borsselen Jakobäa und ihre Fürstenherrschaft gewinnen, wollte er sein Vaterland von der Fremdherrschaft befreien, — wie mußten Volk und Adel denn glauben, daß er wirklich auf die Seite der Fürstin getreten, er, der langjährige

Helfer und Diener des Burgunders und jetzt sein Statthalter? Wie sollten es die Hoeks für möglich halten, daß der Mann, welchem vor allen andern sie die schwere Niederlage von Brouwershaven Schuld gaben, es redlich mit der Fürstin meine? Es gab nur ein Mittel, dem Glauben an Borsselen als Jakobäas Beschützer Wurzel und Raum zu schaffen, — dies Mittel war ihre heimliche Vermählung. Man mußte ihre Verbindung unauflöslich machen, im tiefsten Geheimniß sie nach und nach den Häuptern der Parteien mittheilen, und dabei im Stillen rüsten und Anordnung treffen, und wenn alles vorbereitet war, dann zeigten sich die Fürstin der Hoeks und das Haupt der Kabeljaus vor allem Volk als Vermählte. Das war dann der rechte Aufruf, sich um das nationale Banner zu schaaren, das war für Kabeljaus wie Hoeks die beste Bürgschaft des Rechts und des Gelingens.

Der Zeitpunkt aber, sich gegen Philipp zu erheben, war günstig. Die Engländer konnten ihren wachsenden Haß und Argwohn gegen ihn nicht verbergen. Seine Schwester, Bedfords Gemahlin, starb. In den flandrischen Städten aber stieg die Erbitterung, daß er ihre Münze verschlechtert hatte: in Gent war schon ein blutiger Aufstand ausgebrochen. Mit den Lüttichern hing Philipp in heftiger Fehde. Der Bischof von Lüttich, ein Heynsberg, war früher Archidiakon vom Hennegau und ein besonderer Freund von Jakobäa, an deren Jagdzügen er öfter theilnahm.

Noch im März des Jahres 1432 war Lüttichs Bischof mit Jakobäa zu Valenciennes, wohin er seine Menestriers mitgebracht hatte; denn in Valenciennes bestand eine berühmte Schule für Musik und gesangartigen Vortrag. Im Sommer reiste Jakobäa wieder nach dem Haag, und hier wurde von ihren Vertrautesten die heimliche Heirath beschlossen. Jakobäa selbst ging leicht auf den Gedanken ein. Brauchte sie doch nur nach ihrer Freundin in England hinüber zu blicken. Die Königin-Wittwe des glorreichen Heinrich V., Katharina, deren Sohn Heinrich VI. Jakobäa

einst aus der Taufe gehoben, diese königliche Prinzessin von Frankreich hatte einen wallisischen Knappen Avon ap Mergent ap Tudor geheirathet, Denselben, dessen Nachkommen später den englischen Thron bestiegen. Als Bedford, der Regent von Frankreich, gestorben, suchte sich seine Wittwe Jakobäa von Luxemburg, bald darauf ebenfalls einen schönen Ritter aus, Richard von Oudevilles. Beider Heirathen wurden anfangs verheimlicht, später aber öffentlich anerkannt. Wenn aber diese beiden Damen blos ihr Herz und häusliches Glück bedachten, so erblickte Jakobäa in ihrem Gemahl auch den Retter ihres Landes von Fremdherrschaft und von dem Elend des Parteikriegs.

Also wurden Herr Ritter Franz von Borsselen und die Herzogin Jakobäa von Bayern im Haag heimlich in der Kammer der Fürstin getraut. Es war für Beide ein eigenthümliches Wagestück. Von seinem Gelingen hing für Jakobäa der Besitz ihrer Fürstenthümer ab, für Borsselen stand der Kopf auf dem Spiele. Denn Beide handelten gegen die klare Bestimmung des Delfter Vertrags, deren Uebertretung für Jakobäa den Verlust ihrer Länder bewirken sollte. Borsselen aber beleidigte nicht nur das stolze Fürstengefühl Philipps, der auf seine und Jakobäas Abstammung von Königen und Kaisern das größte Gewicht legte. Jener erlaubte sich auch einen Frevel wider das Familienrecht seines Lehnsherrn des Herzogs; denn nach Rechtsanschauung der damaligen Zeit konnte ein Lehnsmann nicht schlimmer seine Treue brechen, als wenn er des Lehnsherrn Tochter oder Schwester ohne dessen Wissen und Willen zum Weibe nahm. Philipp aber betrachtete sich als nächsten männlichen Verwandten seiner Base, und war durch Vertrag förmlich an die Stelle ihres Vogtes gesetzt.

Während nun die Neuvermählten und ihre Vertrauten, allen voran die mächtigen Borsselen, in der Stille schafften und rüsteten, um sich gegen Philipp in eine Verfassung zu setzen, welche stark genug sei, um nachträglich die Einwilligung zur Heirath ihm abzutrotzen, dachte die Fürstin-Mutter kürzern Prozeß zu machen. „Es gab“, sagt ein Zeitgenosse von ihr, „keine Frau auf der

Welt von so stolzem Muth wie sie, noch von so hartem feindseligen Herzen, wenn sie einmal jemand Böses wollte." Indem sie immer mehr darüber nachdachte, wie schändlich Philipp gegen sie und ihre Tochter gehandelt, „wurde sie zuletzt ganz voll Gift und Galle."

Sie hatte an ihrem Hofe einen Hennegauer vornehmen Herrn, Aegidius von Postelles, bekannt durch Muth und Verwegenheit, die er öfter ritterlich bewährt hatte. Schon lange Zeit war er ihr Diener und besonderer Vertrauter. Dieser wurde im Sommer 1432, als im Haag die heimliche Vermählung geschah, in Mons auf einem Turnier, das Philipp dort feierte, betroffen, wie er eine kleine Armbrust unter dem Mantel versteckt hielt. Der Stahlbogen dieser Armbrust war nicht länger als einen Fuß. Der Polizeimann, welcher Postelles anhielt, war überzeugt, er habe den Herzog erschießen wollen, und man sagte, der Pfeil wäre vergiftet gewesen. Es kam auch heraus, daß er bei andern Edelleuten sich gerühmt und verschworen hatte: „Er werde mit dem Herzog auf die Jagd gehen und ihn im Walde niedermachen, sei es mit einem Pfeilschuß oder auf welche Art es sei." Nun ließ ihn Philipp feierlich durch den Seneschall vom Hennegau vom Hofe der alten Herzogin zu Quesnoy wegholen, zugleich mit ihm seinen Leibdiener. Die Sache machte ungeheures Aufsehen. Postelles' vertrauter Freund, Johann von Vendegies, flüchtete sich außer Landes. Vendegies, ein angesehener Herr, der Burgwart zu Ath und Richter zu Quesnoy war, stand ebenfalls hoch bei Margarethe angeschrieben, und begleitete sie öfter auf ihren häufigen Jagden.

Die beiden Verhafteten kamen auf die Folter, und scharf befragt bekannten sie den Mordanschlag. Mit Fingern deutete alles auf die alte Herzogin, diese sei es, welche den Mord angestiftet. Einige sagten auch, Jakobäa wisse ebenfalls darum. Indessen kam die Sache nicht in's Klare. Als gewiß konnte man nur erzählen, daß der Herr von Postelles oft und viel Jakobäas Mutter klagen hörte, Herzog Philipp sei der größte

Räuber. Philipp aber wollte aller Welt nun ein Andenken vor Augen stellen, daß er der rechte Hennegauer Landesfürst sei, und wie er Hochverrath bestrafe. In Mons auf dem Markte ließ er zwölf Steinblöcke einmauern, zwischen jedem war ein kleiner Zwischenraum. Diese Steine trugen das Untergestell eines Schaffots, auf dessen Höhe vier Henker die Verurtheilten in Empfang nahmen. Postelles und sein Diener wurden enthauptet und geviertheilt, und sofort gingen die vier Henker mit je einem Viertheil des Körpers nach den vier vornehmsten Städten des Landes, die blutigen Stücke dort auszustellen. Die Steinblöcke des Schaffots aber blieben zum ewigen Andenken auf dem Markte stehen.

Dies Erlebniß machte Philipp um so aufmerksamer auf alles, was an Jakobäas Hofe vorging. Er hatte sie mit einem unsichtbaren Spähernetze umgeben, und so erfuhr er alsbald, daß sie heimlich in ihrer Kammer sich Borsselen vermählt habe. Bei dieser Nachricht wurde er bleich vor Aerger und Bestürzung: neue holländische Kriege, endlose Mühsale, der Verlust von Jakobäas Ländern, alles stand ihm in plötzlicher Helle vor Augen. Hatten ihm schon die Hoeks allein so viele schwere Jahre zu schaffen gemacht, wenn sich auch nun die Kabeljaus wider ihn stellten, wie sollte er mit Beiden jemals fertig werden!

Er befand sich im Kriegslager in Frankreich, auf der Stelle ließ er alles liegen und stehen und eilte nach Holland. Seine Klugheit verließ ihn jedoch keinen Augenblick: er sah ein, daß es nöthig sei, sehr vorsichtig aufzutreten. Also beschickte er Isabella, seine junge Gemahlin, ihn zu begleiten, und mit einem Gefolge von sechshundert Reisigen und glänzendem Hofstaate kamen sie zu Ende des Oktobers 1432 nach dem Haag, ihre fürstliche Verwandte durch ihren Besuch zu beehren. Nicht das Geringste ließ sich Philipp merken. Er saß mit Jakobäa zur Tafel herrlich und in Freuden, und war voller Liebenswürdigkeit. In der Stille aber forschte er aus, wie die Dinge standen, und allem Anscheine nach trat jetzt der mächtige Herr von Montfort, der so lange Zeit Jakobäas erster Minister gewesen und mit in-

nerem Grimme ſah, wie Borſſelen, das gehaßte Haupt der Kabeljaus, ihn völlig verdunkelte, auf Philipps Seite und enthüllte ihm den ganzen Plan. Am 9. November unterſchrieb Philipp die Ernennung Montforts zu ſeinem Miniſter und Kammerherrn „wegen ſeiner großen Weisheit und Treue, und für die guten und notabeln Dienſte, welche er ihm vormals gethan und täglich thue, und noch in kommenden Zeiten thun ſolle." Montfort ſolle den Eid leiſten, wie die andern burgundiſchen Geheimeräthe und Kammerherren, all deren Vorrechte und Einkünfte haben, und fortan zum Miniſterrath beſtändig zugezogen werden.

Zur ſelben Zeit legte Abends unbemerkt auf dem Kanal am Fuße des Schloſſes eine verdeckte Barke an, wohl gerüſtet und jeden Augenblick zur Abfahrt bereit, und Herr Philipp von Ternant ſtellte ſich mit ſeinen Leuten auf die Lauer. Dieſer war ein Ritter des goldenen Vließes, noch jung, aber von großer Energie und glühend vor Dienſteifer und Ruhmſucht; ſein Herzog hatte ihm ſchon öfter gefährliche Aufträge anvertraut. Als nun Philipp ſich des Abends in ſeine Gemächer zurückzog, und ſein Statthalter Borſſelen, wie es Sitte war, ihm das Geleite gab, trat plötzlich Ternant vor, erklärte den Ritter für ſeinen Gefangenen, ließ ihn feſtnehmen und raſch in die Barke bringen. Ohne Aufſehen fuhr er mit ihm ab, und die Nacht durch über Delft nach Rotterdam. Hier erwartete ſie ein Schiff, das eilig unter Segel ging und ſie nach Flandern brachte, bis ſie bei Rupelmonde an der Schelde ausſtiegen. In dieſem feſten Schloſſe wurde Borſſelen in ſo ſtrenge Haft gelegt, daß an Flucht oder Befreiung nicht zu denken war.

Nun kam die Reihe zu erſchrecken an Jakobäa. Sie war zum Tode betroffen und voll Angſt und Entſetzen. Der keimende Aufſtand gegen Philipp war vernichtet, jeder Plan zerſtört, jede Hoffnung lag zu Boden. Dazu konnte ſie ſich ſelber ſagen, daß des geliebten Gemahls Leben am ſeidenen Faden hing, und ohne Zweifel ließ es Philipp nicht an Andeutungen fehlen, wie er vollberechtigt ſei, dem verrätheriſchen Lehnsmann den Kopf vor

die Füße zu legen, und nicht übel Lust dazu spüre. Monate lang bot Jakobäa jedes Mittel auf, Borsselen zu befreien: alles vergebens. Endlich kam dessen Verwandter, Graf Friedrich von Mörs, der auch bei Philipp Geltung hatte. Jakobäa versprach ihm viele tausend Dukaten, und mit großer Mühe brachte er zu Middelburg einen Vertrag zu Stande, welcher im nächsten Frühjahr Borsselen befreite, jedoch mit dem Opfer von Jakobäas Fürstenkrone.

Es sei erlaubt, hier ein paar hübsche Geschichtchen einzuschalten, wie sie eine alte Chronik berichtet, welche etwa anderthalb hundert Jahre nach dieser Zeit verfaßt wurde. Diese Erzählungen können wahr sein: jedenfalls zeigen sie uns, in welch lebhafter und anmuthender Weise die Sage von Ritter Franz und seiner hohen Gemahlin sich im Volksmunde ausbildete.

Als Jakobäas Tafelmeister Wilhelm de Bye zuerst zu Borsselen kam, und ihm der Fürstin Geldnoth vortrug, erwiederte der Ritter sogleich: „Hier, nehmt dieses Kästchen, es ist viel Geld darin, bringt es meiner Fürstin, und möge sie daraus nehmen, soviel ihr beliebt, und sagt ihr, wie ich sie selbst darum bäte, und wie ich das als eine Wohlthat ansehe, die sie mir erzeige.“ Nun half auch später, da die Einkünfte aus dem kriegsverheerten Lande so schlecht eingingen, Borsselen der Fürstin mit Geldsummen aus. Denn er verehrte sie von ganzem Herzen. Jakobäa zog ihn nun öfter zur Tafel, und besuchte ihn, wenn sie nach Südbeveland kam, auf der anstoßenden Insel Tholen. Als sie dort zum ersten Mal auf sein Schloß zu Martinsdyk kam, und sich zu einem köstlichen Bankett niederließ, sah sie mit Bewunderung, wie eigenthümlich des Saales Wände verziert waren. Man behing sonst für solche Feste einen Saal mit kostbaren Teppichen, schimmernd in bunten Stickereien. Borsselen hatte einen andern Schmuck ersonnen. Im Saal lief an den Wänden ringsum ein Geländе von grünenden Weiden, unter den Zweigen aber glänzte überall ein D. Als Jakobäa nach der Bedeutung fragte, antwortete der Ritter: „Dienst und wieder Dienst

gebühre seiner Fürstin.“ Jakobäa konnte sich noch Schöneres daraus lesen, denn die Weiden zwischen den D und D hießen auf holländisch „willigen“. Der Rebus konnte also auch bedeuten: „Dir willigen Dienst“, oder auch: „Dir will ich ewig dienen.“

Als nun die Fürstin des Statthalters Werth mehr und mehr erkannte, und die tiefe ehrliche Neigung bemerkte, die er zu ihr im Herzen trug, sagte sie ihm eines Tages: „O Herr Franz, in meinem Leben kann ich Eure Wohlthaten nicht vergelten!“ Er erwiederte: „Gnädigste Fürstin, das ist ja nichts im Vergleich zu dem, was ich für Euch thun möchte.“ Da sagte sie: „Wie? dann käme ich ja noch weit tiefer in Euere Schuld, da müßte ich am Ende mich selbst Euch zum Lösegeld anbieten!“ Als das der Ritter hörte, glaubte er an ihre Neigung, und fing an von Vermählung zu reden. Und da sie das gern vernahm, so wurden sie eins, und einander heimlich angetraut, weil es nicht öffentlich sein durfte des Delfter Vertrags wegen.

Herzog Philipp aber kam, als er erfuhr, daß sein eigener Statthalter der Fürstin Diener und Geselle geworden, in großen Zorn nach Holland, und entbot Herrn Franz zu sich, als wollte er mit ihm über Regierungssachen reden. Da ließ er ihn festnehmen, und heimlich in großer Eile nach Schloß Rupelmonde führen. Nun kamen all die grimmigen Feinde des Ritters welche ihm Glück und Glanz beneideten, herbei, und sie wußten den Herzog so lange zu stacheln, bis er an den Schloßvogt von Rupelmonde Befehl schickte, Borsselen zu enthaupten. Der Schloßvogt saß mit dem berühmten Ritter gerade am Schachspiel, als der Bote kam mit des Herzogs Briefe. Jener las das Schreiben, schwieg still, und setzte sich wieder an's Schachbrett. Allein etwas Trauriges in seinen Mienen konnte Borsselen nicht entgehen, und er ließ mit inständigem Dringen nicht ab, bis er den Brief des Herzogs in die Hände bekam. Als der Ritter sein Todesurtheil gelesen, brach er in die Worte aus: „So hat endlich doch die Bitterkeit meiner Feinde des Fürsten Güte überwunden!“ Eine

Weile bedachte er sich, dann sagte er: „Hört, legt mich in's tiefste Verlies, daß Keiner mich sieht, und die Leute können wissen, ich sei todt. Dann reiset zum Herzog und sagt ihm: Ihr hättet seinen Befehl ausgeführt. Zeigt er gar keine Unruhe, so kommt zurück, und laßt mich sterben auf der Stelle. Thut es ihm aber leid, so werdet ihr wahrscheinlich seine Gunst erwerben, daß Ihr mich leben ließet, und daß ich selbst dankbar sein werde, könnet Ihr wohl denken, da ich reich bin." Der Schloßvogt wußte, wie hoch im Ansehen und Würde der Ritter stets bei Fürst und Volk gestanden, und hörte auf seine Rede. Er verschloß ihn im Kerker, reiste nach dem Haag, und ließ sich bei dem Herzog melden. Kaum trat er ein, so rief ihm Philipp entgegen: „Was habt Ihr mit Borsselen gemacht?" — „Meines gnädigen Herrn Befehle sind ausgeführt", sagte der Schloßvogt. Da seufzte der Herzog tief auf und rief: „Mein Gott, was habe ich gethan!" Als der Schloßvogt das sah und hörte, fiel er auf die Kniee und bat um Vergebung. „Wozu Vergebung?" fragte Philipp. „Ihr habt gethan, was Euch geheißen, Ihr habt in nichts gefrevelt." Da faßte sich der Schloßvogt ein Herz, und offenbarte dem Fürsten, Borsselen lebe noch. Nun war Philipp herzlich froh; denn Borsselens Blut hätte nicht blos einen häßlichen Flecken auf seine Ehre geworfen, sondern die Nachricht von der Enthauptung hätte zweifellos auch einen Aufstand entzündet, welchen Jakobäas Grimm, der Borsselen Rache, und des Volkes Erbitterung gefährlich gemacht hätte.

Ein anderer Bericht läßt den Hergang kriegerisch schließen. Auch dieser Bericht ist alt, scheint aber noch weniger von einem Zeitgenossen Jakobäas herzurühren. Indessen zeigt auch diese Erzählung uns Jakobäa wieder ganz in ihrem Charakter, und bringt einen artigen Schluß für die Zeit, welche zwischen Borsselens Gefangennehmung und Befreiung lag, über die uns sonst von Zeitgenossen nichts berichtet ist.

Jakobäa hätte, so lautet der Bericht, nach vielen Verhandlungen, um dem Gemahl die Freiheit und sich selbst ihre Fürsten-

thümer zu retten, endlich erfahren, wo ihr Gemahl gefangen lag. Da ließ sie eiligst eine Flotte ausrüsten, und weil ihr die reichen Schätze Borsselens dabei halfen, so sammelte sie eine größere Flotte, als sie jemals gehabt. An ihrer Spitze segelte sie die Schelde hinauf nach Schloß Rupelmonde, damit sie, koste es was es wolle, Borsselen befreie. Allein Philipp war noch früher da. Er hatte von ihrem Plan gehört, und warf sich mit zusammengerafftem Kriegsvolk in die Festung. Als Jakobäa nun herankam und hörte, der Herzog sei im Schlosse und wolle unterhandeln, forderte sie erst klaren Beweis, ob Borsselen noch lebe oder todt sei; wenn er noch lebe, wolle sie ihn sehen und sprechen. Das wurde zugesagt. Ihr Schiff trieb nun mit dem Hinterkastell an das Ufer, und auf dessen Verdeck stehend erwartete sie den geliebten Gemahl. Da erschien Borsselen auf den Zinnen des Schlosses. Kaum hatte sie ihn angerufen und seine Stimme gehört, so sprang sie schon vom Schiffe an's Land, und außer sich vor Freude und Ungeduld eilte sie in's Schloß und war bereit, alles zu unterschreiben, um ihn wieder lebend zu besitzen.

Wir wenden uns wieder zur beglaubigten Geschichte, als welche nur das uns gelten darf, was entweder von Mitlebenden in glaubwürdiger Weise überliefert oder durch Urkunden bewiesen ist. Die Urkunde vom 12. April 1433, welche in holländischer wie in französischer Sprache ausgefertigt wurde, zeigt uns nun, was Jakobäa verlor und was Borsselen gewann. Zu Middelburg waren die Verhandlungen mit Philipp geschlossen, denen gemäß der Herzog den Ritter als Gemahl seiner Base anerkannte, diese aber ihre Länder abtrat. In der alten fürstlichen Residenz im Haag sollte die förmliche Abdankung vor sich gehen. Nichts unterließ Philipp, was diese Erklärung öffentlich und feierlich machen konnte. Er wählte dazu das höchste Fest des Jahres, den ersten Ostertag, an welchem man damals in den Niederlanden zugleich ein neues Jahr anfing. Die Edeln des Landes und die Abgeordneten der Städte wurden zu diesem Tage in den Haag entboten.

Ein Zwischenfall zeigte, wie glühend noch der Parteihaß war, und wie schwer es Borsselen und Jakobäa gefallen wäre, auf Grundlage der Parteiversöhnung ihr und des Landes Glück aufzubauen. Der junge Reinhold Brederode, der Sohn des berühmten Feldherrn Jakobäas, der in der Gorkumer Schlacht gefallen, war jetzt achtzehn Jahre alt und mündig geworden. Herr Colaert von Massenem, Ritter, wurde auf das Schloß nach Vyanen gesandt, ihn herzugeleiten. Als der junge Brederode nun am Hofe erschien, und hinging, der Fürstin seine Aufwartung zu machen, so entstand gleich Aerger und Auflauf unter den kabeljauischen Edelleuten. Sie schrien, der Brederode müsse sterben, und stürmten ihm nach zu Jakobäas Gemächern, ihn vor ihren Augen todtzuschlagen. Zum Glück hörte Massenem den Lärm, kam eiligst herbei, und stellte sich in die Thür vor der Fürstin Zimmer und sagte: „Er sei derjenige, welcher den Junker von Brederode geholt habe, und was man Diesem thue, solle man ihm erst thun." Das rettete Reinhold; denn während Massenem die Wüthenden zurückhielt, wurde dem Junker von seinen Freunden heimlich weggeholfen, daß er ihnen aus den Augen kam. Der Zorn der Kabeljaus, welcher bei seinem Anblick erwachte, rührte ohne Zweifel daher, daß die Brederodes in die geheimen Pläne, welche bei Jakobäas Vermählung gesponnen wurden, eingeweiht waren.

Ein anderer Herr, als dieser Getreue, war Johann von Montfort, einst Jakobäas Statthalter, und der Erste in ihrem Vertrauen, dann burgundischer Kämmerling und Geheimrath. Derselbe, von welchem es hieß, daß er ihres Vaters Schätze an sich gerissen, und welcher ihr in Geldnoth Hülfe verweigert. Die vielen Dienste, welche er Philipp bei dem Zustandekommen des Delfter Vertrags geleistet, hatte er jetzt erneuert und trefflich geholfen, daß Philipps Wünsche erfüllt wurden. Der dankbare Herzog ließ ihm am selben Tage, an welchen Tag Jakobäa abdankte, die Geldsummen und die Jahrgelder auszahlen, die er ihm in Delft versprochen, schlau genug aber bisher ihm so wenig

wie Naeldwyck angewiesen hatte. „Um seiner Tugend und Weisheit willen, und damit er um so stattlicher ihm jederzeit dienen möge, sobald er seinetwegen aufgefordert werde," erhöhte Philipp Montforts Kämmererbesoldung von 500 Schildthalern noch um fernere 300 Thaler, und gab ihm noch ein paar Dörfer dazu.

Jakobäas Abtretungsurkunde schweigt gänzlich von der Heirath mit Borsselen, eine andere Ursache mußte man geziemend vorschützen. Die Urkunde beginnt daher mit einem demüthigen Bekenntniß. „Die Fürstin habe überschauet, wie Hennegau Holland Seeland Friesland große mächtige Länder seien, theils an der See gelegen, und von vielen großen Fürstenthümern umgeben. Da habe sie bedacht, daß sie als eine frauliche Person nicht so angesehn, und ihr nicht gehorsamt werde mit solcher Unterthänigkeit, als sich das wohl gebührte, und daß sie daher diese Lande, in welchen eine große Menge von Adel und Volk seit langer Zeit miteinander in großer Parteiung und Zwietracht gestanden, nicht halten und regieren könne in Frieden Ruhe und Ordnung, wie sie das von Herzen gern sähe und hoch nöthig wäre, und sie auch nicht ihrer großen und schweren Lasten und Schulden entlasten könne. Dazu sei ein tüchtiger Fürst und Herr von großer Macht und Umsicht erforderlich, und einen Bessern wisse sie nicht, als ihren lieben Bruder, den Herzog von Burgund, der bereits Zustand und Natur von Land und Leuten kenne, und mit dessen anstoßenden Ländern die ihrigen in regem Verkehr ständen. Aus diesen Ursachen, und besonders, weil Derselbe ihr wahrhafter Erbe und nächster Blutsverwandter sei, übergebe sie ihm und seinen Erben für ewige Zeiten all ihre Länder, und überweise deren Bewohner an ihn als seine Unterthanen." Diesen Schritt, das erließ ihr Philipp nicht, mußte Jakobäa durch eigenhändige Briefe dem Pabst, dem Baseler Konzil, dem Kaiser, und dem englischen Könige anzeigen. Sie wiederholte in ihren Schreiben, welche man nach England französisch und an

die Uebrigen lateinisch ausfertigte, die Gründe, welche sie zur Abtretung ihrer Länder bewogen hätten.

Alle Urkunden, in welchen ihr einst gehuldigt, wurden für vernichtet erklärt. Wiederum sollte Jakobäa den traurigen Weg durch ihre Erblande antreten, und in ihrer Gegenwart Philipp huldigen lassen. Jedoch müßten, das war vorbehalten, die Unterthanen besiegelte Briefe darüber ausstellen, daß sie Jakobäa oder deren Leibeserben wieder als ihre rechte Landesfürsten annehmen und auf's Neue ihnen huldigen würden, sobald Philipp ohne eheliche Leibeserben sterbe.

Als ihr rechtes freies Eigenthum, das sie selbst regieren und mit dem sie nach ihrem Gutdünken schalten und walten könne, hatte Jakobäa sich und ihren Erben eine Reihe von Herrschaften vorbehalten, welche zusammen ein artiges Fürstenthum bildeten, das zwar von Holland in Lehen, jedoch nur dann verloren ging, wenn der Besitzer sich gegen den Lehensherrn in Krieg oder Bündniß mit seinen Feinden einließ. Nur ein einziges bedeutendes Zeichen seiner Landesherrlichkeit hatte sich Philipp in Jakobäas Herrschaften vorbehalten, nämlich so lange Jakobäa lebte, ein Viertel, und nach ihrem Tode die Hälfte der gemeinen Bede oder Landessteuer, welche künftig die Landstände bewilligen würden.

Die Herrschaften nun, welche Jakobäas Sonderfürstenthum bildeten, waren sämmtlich solche, die bereits als Sondergüter vom übrigen Lande abgetrennt gewesen. Es waren vier Bestandtheile: 1) Die handelsbelebten Maasinseln Ost- und Westvoorne mit der wichtigen Seestadt Briel. Sie bildeten die Leibzuchtslande, welche Elisabeth von Görlitz von ihrem Gemahl Johann von Bayern bekommen, und über welche sie schon viel Streit mit Philipp geführt hatte; sie mußte sich jetzt von ihm gänzlich abfinden lassen. 2) Von den vier großen seeländischen Inseln die zwei dem Festlande nächstliegenden, nämlich das geliebte Südbeveland mit den Städten Goes und Reymerswael, und die benachbarte Insel Tholen, auf welcher die gleichnamige

Stadt und Borsselens Stammschloß St. Martinsdyck lagen. 3) Das Schloß Lederdam mit den Herrschaften von der Leede und Schoenrewaard, welche das letzte Besitzthum der Arkels gewesen. Philipp versprach von all diesen Herrschaften Leibzucht Pfandschaft Zölle und Dienste abzulösen. 4) Rolands von Uutkercken Herrschaft im Norden von Holland: Nyeborg mit Scharmer und Urssem; Roland sollte mit seiner fahrenden Habe frei abziehen. 5) Auch sollte Jakobäa nach ihrer Mutter Tod bekommen die Inseln Wieringen und Texel, und die Ortschaften Teilingen Noordwyck Wyck op See und Beverwyck. Nur die feste Stadt Schoonhoven wollte Philipp nicht wieder in Jakobäas Hände fallen lassen, obgleich sie ihrer Mutter ebenfalls in Leibzucht gehörte. 6) Endlich sollte Jakobäa noch die sehr einträglichen Zölle von Gorkum Schoonhoven Yersekerort haben; ferner die Einkünfte der Grafschaft Ostervant, die wenigstens 500 Schildthaler betragen mußten; ferner die Hälfte dessen, was der Herzog von Geldern an Holland schuldete; endlich noch 12,500 Schildthaler aus der Landesbeede.

Außer den Juwelen und Kleinoden — denn sie liebte sehr solche feine Sachen — und der gesammten fahrenden Habe ihrer Mutter, wenn Diese sterbe, vergaß Jakobäa auch nicht, ihr freies Jagdrecht für ihre eigenen Erblande festzuhalten. Es wurde sogar auf das ganze Gebiet Philipps ausgedehnt. „Item, sollen Wir Herzogin mögen reiten jagen und fliegen überall in den Landen Hennegau Holland Seeland und Friesland, und in all den andern Landen unsers vorbesagten Bruders (Philipp) zu allen Zeiten, wie uns das belieben mag zu unserm Vergnügen."

Nachdem Jakobäa und Philipp noch versprochen hatten, Keines solle den Anhängern des Andern die geschenkten Güter entziehen, und daß Jakobäa selbst mit Philipp umherziehen wolle, damit ihm in ihrer Gegenwart als nunmehr allein regierenden Fürsten gehuldigt werde, — schlossen Beide in der besten und sichersten Form eine Allianz zu Schutz und Trutz wider Jedermann, gleichwie Schwester und Bruder.

Jakobäa sollte, das war ebenfalls im Vertrage bedungen, sich fortan schreiben „Jakobäa Herzogin in Bayern von Holland, Gräfin von Ostervant". Dieser Titel bezeugte, daß sie nach dem Landesherrn die fürstlich Nächste im Lande sei. Denn „Graf von Ostervant" hieß von jeher der Erbprinz, und Jakobäa hatte sich ja vorbedungen, daß ihre Lande ihr und ihren Kindern anheim fielen, falls Philipp ohne eheliche Kinder sterbe. Dieser Vorbehalt war nicht werthlos; denn Philipp hatte von seinen drei Frauen ebenso wenig ein lebendes Kind, als Jakobäa von ihren drei Männern. Die Uebertragung der Grafschaft und des Titels von Ostervant hatte aber besondere Bedeutung für Borsselen. Denn das war — außer ihrem Sonderfürstenthum — das Zweite, was Jakobäa sich für ihre Länderabtretung ausbedungen hatte, daß Borsselen ihr öffentlich angetraut und von aller Welt als ihr Gemahl anerkannt werde. Ritter Franz sollte nicht bloß für sich und seine und Jakobäas Kinder die Lande und Einkünfte bekommen, die sie im Haager Vertrag zum Eigen erhielt, sondern er sollte wirklich an die Stelle eines Erbprinzen von Holland-Hennegau treten. Wenn Philipps Nachkommenschaft erlosch, erhielten Borsselen oder seine Kinder Jakobäas sämmtliche Erblande. Indessen schien es allen Parteien geziemend, die öffentliche Vermählungsfeier noch eine Zeitlang aufzuschieben. Im Middelburger Vertrage war die Heirathserlaubniß von Philipp mit den Worten gegeben: „Jakobäa könne heirathen, wen sie wolle, nur dürfte es nicht einer seiner Feinde sein." Am 9. Dezember 1433 stellte nun Philipp eine Urkunde aus: „Nach Uebereinkommen könne Jakobäa sich mit einem Herrn aus den ihr benachbarten Ländern vermählen, da sie das aber nicht thun wolle ohne sein ausdrückliches Wissen und Wollen, so ernenne er seinen ersten Kämmerer Herrn von Croy, und seinen Generalschatzmeister Guy Gilbant, um die Sache zu prüfen und ihren Rath auszusprechen." Jakobäa wollte nämlich jetzt allerwege sicher gehen, damit Philipp nicht später noch irgend einen Einwand aufgreife, ihr oder ihrem Gemahl zu schaden. Die

beiden Bevollmächtigten untersuchten Vorsselens Stammbaum und Lehnspflicht, sowie die Artikel des Heirathsvertrags, und erklärten am 27. Jan. des folgenden Jahres: „Ritter Franz Vorsselen und kein Anderer sei der Mann, welchen die Frau Herzogin heirathen könne, ohne daß Beide irgend Tadel oder Makel vom Herzog Philipp zu befürchten."

Nun fand auf St. Martinsdyck die feierliche Vermählung Statt, und sofort mit der Heirath trat Vorsselen auf als Vogt seiner fürstlichen Gemahlin und als Erbprinz von Holland. Demgemäß führte er auch den alten Titel der Erbprinzen, und schrieb sich nicht bloß „Herr von Südbeveland und Voorne", sondern auch „Graf von Ostervant". Philipp gab ihm öffentlich den Ehrentitel „Unser Neffe", und beurkundete, daß er sein Lebenlang „Graf von Ostervant" bleiben solle. Jakobäas frühere Unterthanen aber verehrten ihr und dem Gemahl köstliche Weihgeschenke. Selbst das kabeljauische Haerlem schenkte ein halb Dutzend vergoldete Schaalen dem fürstlichen Paare.

Achtes Kapitel.

Jakobäas letzte Jahre.

Ihre Liebe zu Vorsselen. Gegenseitige Leibzuchtsverschreibung. Vorsselen fürstlicher Herr seiner Heimath. Sein Streit mit Elisabeth von Luxemburg. Jakobäas Lieblingssitze. Die Schützen zu Goes. Das Waldbdickicht bei Haerlem. Jagd und Fischerei. Ausschmückung der Gemächer. Prachtgeschmeide. Fürstlicher Hofhalt. Wohlthätigkeit. Alte Freunde. Jakobäa-Kännchen. Philipps Freigebigkeit. Sein Frieden mit Jakobäas Mutter. Jakobäas und Humfrieds Bücher. Jakobäas Jagdrecht in den Dünen und Wildnissen. Ihr Marstall. Philipp und der Kaiser. Sigmunds Kriegserklärung. Philipps Politik. Humfried und Winchester. Bedfords Tod. Frieden von Arras. Werbungen der Engländer gegen Philipp.

Ihre Briefe an die Holländer und Jakobäa. Englische Kriegserklärung gegen Burgund. Philipps Ehrenerklärung für Jakobäas Recht. Humfried Graf von Flandern. Zug der Flamänder auf Calays. Vertheidigung der Festung. Der Herold Pembrock. Die holländische Flotte. Aufruhr und Abzug der Flamänder. Humfrieds Landung. Philipps Schimpf und Noth. Jakobäas Sterbelager.

Mit ihrem Gemahle, für den sie Alles hingegeben, lebte Jakobäa noch ein paar glückliche Jahre. Sie liebte ihn von ganzer Seele, und suchte in allen Dingen sich als sein wahres Eheweib zu zeigen. Deßhalb trat die Fürstin mit Borsselen in Gütergemeinschaft des Erwerbs, und ließ sich von ihm, falls er früher sterbe, eine Leibzucht von 7000 Schildthalern jährlich aussetzen, während sie für ihren Todesfall ihm ein Jahrgeld von 12000 bestimmte. Er mußte ihre Urkunden bestätigen, und sie erklärte darin „sonderliche Liebe, rechte Minne, und vollkommene Gunst“, die sie zu „ihrem sehr geminnten Gesellen und ehelichen Bettgenossen“ trage. Um Borsselen auf's Höchste zu erfreuen, tauschte Jakobäa für ihre Herrschaften Lederdam von der Leede Schoonrewarb und Nyeborg, auf welche Uutkercken und Egmond noch Anrechte hatten, ein die Herrschaften Borsselen s'Gravensand Maesland und Blaerdingen. Diese neuen Herrschaften nicht nur, sondern auch Tholen, wo St. Martinsdyck lag, ferner Ost- und West-Voorne mit den Städten Briel und Goedereede schenkte sie ihrem Gemahl in Leibzuchtsweise. Jetzt war er fürstlicher Herr über die Lande, in welchen sein Geschlecht seit uralter Zeit geblüht hatte, und zahlreiche Vettern wohnten. Dem Herzog von Burgund war dies anfangs nicht recht, allein Jakobäa ruhete nicht, bis er ihre Schenkung ein Jahr später auf das Förmlichste bestätigte, weil er seiner Base und ihres Gemahls „Wohlfahrt und Ehre wolle, und wohl zufrieden sei, daß Beide inniglich mit einander lebten.“

Mit seiner großen Gönnerin Elisabeth von Luxemburg hatte Borsselen es freilich für immer verdorben, als er für Jakobäa

Schwert und Leben einsetzte. Im Jahre 1425 hatte sie ihm die vollständige Regierung in ihrer Herrschaft Voorne übergeben und zwar auf unbestimmte Zeit. Nun aber brach sie aus in heftigen Zorn. Sie beschuldigte ihn, er habe ihr nicht nur die Einkünfte, welche er für sie erhoben, sondern auch ihr Siegel und ihre Kleinode vorenthalten. Vorsselen dagegen verlangte die großen Summen zurück, die sie ihm schuldete. Oefter hatte er dieser Fürstin, deren leichtsinnige Lebensweise bekannt war, Gelder vorschießen müssen, die er jetzt zurückforderte. Er berief sich dabei auf ihren Vertrag, daß sie ihn nicht eher absetzen könne, als bis sie ihn zufrieden gestellt. Der Streit zwischen Beiden machte dem Herzog von Burgund viel zu schaffen, und dauerte noch mehrere Jahre lang.

Jakobäa wohnte am liebsten auf Vorsselens Stammschlosse zu St. Martinsdyck, wo er einst den Bankettsaal mit den vielen D zwischen grünenden Weiden ausgeschmückt, und sie ihre Hochzeit gefeiert hatten. Dort hatte sie auch ihr Grab bestellt. Zwei andere Lieblingssitze auf Seeland waren Briel auf Ostvoorne, wo die Nordsee weit und endlos heranfluthet, und Goes auf Südbeveland. Sie verehrte der Genossenschaft der Schützen in Goes einen Pokal von vergoldetem Silber, und verknüpfte damit so viel Jahreszins, daß die Schützen jeden Monat, wenn sie Waffenschau hielten, aus dem Becher zu trinken hatten.

In Holland verweilte sie gern im Haag, in Gouda, und besonders in Teilingen. Im Haager Parke heißt noch jetzt eine Gruppe uralter Buchen Vrouw Jakobas Priel, weil sie hier in Schattenfrische öfter soll getafelt haben. Gouda war berühmt durch seine Reiherjagd. Schloß Teilingen aber, welches bei dem Dorfe Sassenheim zwischen Leyden und Haerlem liegt, war damals umwogt von der prachtvollsten Waldung. Man erzählte später, die Bäume hätten so dicht und üppig gestanden, und so in einander verwachsen, daß wer eine Stange genommen, sich von Teilingen hätte bis nach Haerlem von Ast zu Ast schwingen können, ohne den Boden zu berühren. Das Dickicht war be-

völkert von Hirschen Füchsen und Reihern, hier und da hatte auch ein Einsiedler seine Klause darin. Diese Waldherrlichkeit erstreckte sich auch bis Noordwyck. Ein Dammweg, noch jetzt der Grafendamm genannt, ging von Teilingen an Noordwyck vorbei und durch die Dünen zur nahen Nordsee, wo ohne Zweifel Schiffe zu Lustfahrten im Hafen lagen. Auch in den Gewässern bei Teilingen gab es schöne Fischereien.

In diesen Schlössern waren der Fürstin Gemächer geschmückt mit Vorhängen und Sitzkissen, die von Sammet Gold und Seide. Auf den Teppichen, mit denen die Zimmerwände ausgeschlagen waren, glänzten Springbrunnen Orgeln und Schäfereien. Eine Menge Prachtgewänder durfte keiner Fürstin damals fehlen, auch Jakobäa hatte ihrer viele. Noch größer aber war ihr Reichthum an kunstvollen Gold- und Silbersachen, die von Perlen und Edelsteinen funkelten. Denn solche blitzende Kleinode voll Kunst und Pracht hatte sie gern, vorzüglich Diamanten Rubinen und große Perlen. Die Zahl ihrer Halsgeschmeide schien ungewöhnlich groß, darunter z. B. ein Halsbändchen mit zwölf Diamanten und zweiundfünfzig Perlen und einem großen viereckigen Diamant, ein anderes mit neunundvierzig kleinen und drei großen Perlen und einer Blume, die von einem Diamant und einundzwanzig Rubinen gebildet war. Bei Jakobäas Tode, als schon mehrere Kleinode nach ihrem Geheiß verschenkt waren, hatte der Rest noch einen Werth von 1382 Pfund, während 17 Pferde und 10 Stück Rindvieh ihres Nachlasses nur auf 59 Pfund geschätzt wurden.

Wie früher unterhielt Jakobäa einen großen fürstlichen Hofstaat von Kammerherren und Pagen, Sängern und Herolden, Saalwärtern und Falkonieren, Harnisch- und Bogenmachern, und all den andern zahlreichen Haus- Hof- und Jagdbedienten, welche im fünfzehnten Jahrhundert eine fürstliche Haushaltung zu einer Stadt- und Dorfgemeinde machten, in welcher neben den ritterlichen Berufsarten auch all die bürgerlichen und ländlichen Handwerker vertreten waren. Jakobäa gönnte an ihrem Hofe alten

Dienern und Reisigen gerne eine warme Stelle, wie sie denn überhaupt eine große Wohlthäterin der Armen und ihre Hand immer zum Geben offen war.

Mit herzlicher Treue hing sie an ihren ritterlichen Kriegsgefährten, und Diese vergalten ihr die Liebe. Arnold von Gent, Borre von Doirnic, der Geheimschreiber Johann Grenier, der Vikar Johann von Neck, — Diese und Andere traten niemals aus ihrem Dienste. Arnold von Gent bekleidete die Stelle des Meisterritters am Hofe, seine beiden Töchter und Jungfrau Spierinck von Aelborg, die Tochter des Ritters, der Jakobäa aus Gent gerettet, waren Hofdamen. Florenz von Kyfhoek, Bastard Ludwig von Holland, und die andern berühmten hoekischen Ritter, auch Wilhelm von Egmond waren öfter bei der Fürstin zu Gaste. An ihre Jagd- und Ritterfeste erinnern auch die kleinen Kännchen von hellgrauem Thon, welche man noch „Vrouw Jakobas Kannetjes“ nennt, und wiederholt in den Grachten alter Schlösser gefunden hat. Es bestand ein alter Brauch, aus diesen Kännchen, ohne Zweifel mit einem Spruche, einen Trunk zu thun und sie dann über den Kopf hinter sich zu werfen. Wahrscheinlich hat Jakobäa in der Fröhlichkeit ihres Herzens die alte Sitte wieder zu Ehren gebracht. Vetter Philipp ließ es seiner Base Hofhaltung an Gelde nicht fehlen. Wenn die Landeseinkünfte nicht reichen wollten, machte er freigebig Vorschüsse. Jakobäa lebte fortan mit ihm in gutem Einvernehmen, und auch ihre Mutter ließ sich endlich dazu herbei, urkundlich auf ihre Brabanter Erbrechte zu verzichten, wogegen ihr Philipp bedeutende und zwar durchaus sichere Jahresgelder verschreiben mußte.

Im Besitz Jakobäas fanden sich auch englische Bücher, die von alten Historien oder von Naturwissenschaft handelten. Keiner an ihrem Hofe konnte die Schrift lesen, es sei denn sie selbst. Diese Bücher waren so kostbar, daß man sie unter den Juwelen aufführte. Humfried hatte ebenfalls im Hennegau Bücher zurückgelassen, die er von Philipp zurückforderte. Dieser schickte seinen Schatzmeister und noch einen Vertrauten zur alten

Herzogin nach Quesnoy, welche dort im Schatzgewölbe fünf große Bücher fanden. Als Philipp davon hörte, ließ er sie gleich holen. In einem Korbe, der auf einem Pferde festgemacht war, wurden sie nach Brüssel gebracht, wo der Herzog selbst sie in Empfang nahm.

Am Gesange trug Jakobäa besondere Freude, sie hatte drei Sänger und mehrere „Diskantirbücher", so nannte man die geschriebenen Sangbücher mit den Gegenstimmen zum canto fermo. Auch das Schachspiel scheint sie geliebt zu haben. Ihre größte Lust aber blieb die Jagd. Nicht bloß, daß sie überall im Lande freies Jagdrecht sich vorbehalten, Philipp mußte ihr auch ein paar Tage später, als sie die feierliche Abtretung ihrer Länder vollzogen hatte, die Stelle eines Oberforstmeisters von Holland verleihen, weil mit dieser Stelle das gesammte Forst- und Jagdrecht im großen Haerlemer Holze, sowie in den Dünen und Wildnissen von Nordholland verbunden war. Dort wo die Waldungen so weit und dicht waren, wo die gelblichen Hügelwellen der Dünen, spärlich vom Ginster begrünt, sich in weiter Einsamkeit dehnen, wo die dunkeln Wogen der Nordsee feierlich durch die tiefe Stille donnern, die ganze Natur einsam, wild, voll erhabener Trauer ist, — dort schien es Jakobäa immer wieder hinzuziehen.

Zu ihren Jagdausflügen bedurfte sie vieler und rascher Rosse. Noch bei ihrem Tode hatte sie dreiundzwanzig Stück, darunter dreizehn Hengste, wie sie die Ritter in Schlacht und Turnier trugen. Einer ihrer Zelter hieß „manke Trude", ein anderer „Kohlmeise". Einen Hengst, „den fahlen Weysäuser", ließ sie pflegen, bis er beinahe blind und nichts mehr werth war. Der Abt von Middelburg, der einen guten Marstall hielt, hatte ihr gar oft Pferde stellen müssen. Noch auf dem Todtenbette empfand sie darüber Gewissensbisse, weil die Pferde von geistlichem Gute gekommen.

Während aber Jakobäa in tiefen stillen Jagdgründen Vergessenheit suchte, dachten Andere daran, ihre Fürstenthümer dem

Herzog von Burgund wieder zu entreißen. Kaiser Sigmund war, als Jakobäa zur Abtretung ihrer Länder gedrängt wurde, in Italien gewesen. Bei seiner Rückkehr im Oktober 1433 sah er mit Aerger und Bestürzung, wie breit und tief sich der Franzose in's deutsche Reich eingedrängt hatte. Denn Franzose war Philipp „von Blut, von Herzen, von Willen," wie Olivier de la Marche, einer seiner Hofleute, schrieb. Der Kaiser betrachtete Holland und Brabant als ihm anheimgefallen: Philipp aber ließ sich nicht einmal herbei, die Belehnung nachzusuchen. Er weigerte zum Hussitenkriege Zuzug, störte die Ruhe der Kirchenversammlung zu Basel durch seine Fehde mit dem Herzog von Oestreich, blieb mit dem Herzog von Geldern, auf welchem des Reiches Acht und Aberacht lastete, verbündet, und hielt den Herzog Renatus von Lothringen, welchen der Kaiser begünstigte, im Gefängniß. Was aber Sigmund vollends empörte, war der burgundische Uebermuth, welcher zu Basel den Vortritt vor den Kurfürsten forderte, des Reiches Satzungen verspottete, und dem Kaiser, der für den Frieden zwischen Pabst und Konzil sein höchstes Bemühen einsetzte, in Rom wie in Basel im Stillen unaufhörlich entgegen arbeitete. Wiederholt war Philipp vorgeladen, sich vor dem Kaiser zu stellen „auf dem Weg der Gnade oder des Rechts": die Unterhandlungen fruchteten nichts. Sobald nun die Hussitenkriege ihm wieder freiere Hand ließen, schloß der Kaiser im Juni 1434 mit dem Dauphin, indem er ihn als König anerkannte, ein Schutz- und Trutzbündniß wider den Herzog von Burgund, und erließ gegen Diesen eine geharnischte Kriegserklärung als gegen einen unverschämten Rebellen, „der sogar ansehnliche Fürstenthümer und Herrschaften in den niedern deutschen Landen, welche dem heiligen Reich nach Recht und Herkommen angefallen seien, und auch solche, die ihm dem Kaiser nach Erbrecht gehörten, ohne Rechtsgang weggenommen, für sich usurpirt, und trotz des kaiserlichen Widerspruchs verwegen im Besitze halte."

Philipp antwortete mit französischer Frechheit: „Er habe diese

Gebiete durch gutes Recht und klaren Vertrag in ruhigem Besitz von seinem Vater und andern Vorfahren her. . . . Es heiße die Sonne mit Fackeln erleuchten, wolle man noch des Kaisers nichtige Behauptung widerlegen, daß Weibern in den Niederlanden keine Thronfolge gebühre." Das schrieb er den deutschen Fürsten und Reichsstädten, und ließ sie dabei wissen: „Der Krieg, welchen der Kaiser in so ungeheuerlicher Weise erkläre, werde über alles Maß groß und schrecklich. Wer dem Kaiser zustimme, gegen Dessen Kaufleute müsse man in des Herzogs Landen sofort feindlich verfahren." Die Furcht der deutschen Städte vor Sperre des Handels, dessen Hauptströmung durch die Niederlande ging, das Mißtrauen der Fürsten gegen Sigmunds hochfahrende Pläne, endlich die eindringlichen Vorstellungen, mit welchen Pabst und Konzil den Kaiser bestürmten, verzögerten den Ausbruch des Krieges, und als es dennoch schien Ernst zu werden, schloß Philipp Frieden mit König Karl VII. von Frankreich, verbündete sich nun mit ihm wider den Kaiser, und nahm zugleich zu Basel eine Stellung, welche unfehlbar das Konzil sprengen mußte, sobald der Krieg ausbrach. Sigmund mochte das theuerste Werk seines Lebens, die Reform der Kirche, nicht opfern, und wich einstweilen vor den Hindernissen zurück, welche Philipps Schlauheit ihm entgegen stellte.

Unterdessen rückten seine Verbündeten, die Engländer, in's Feld. Als Winchester den Delfter Vertrag, welcher Jakobäa und ihre Brüder unter burgundische Vogtei stellte, fertig gebracht hatte, und nach England zurück kehrte, wurde er sofort von Humfried mit der alten Erbitterung angegriffen, bekämpft und bedrängt auf Schritt und Tritt, selbst des Hochverrathes geziehen. Der Kardinal, in ein Meer von Verdrießlichkeiten gestürzt, hielt es für räthlich, nach Frankreich zurückzukehren. Nun machte Humfried immer größere Eingriffe in die Regierung. Bedford war in Frankreich und konnte nicht helfen. Immer schlechter ging es dort mit dem Kriege, immer frostiger wurde Philipp gegen die Engländer. Auch tüchtige Männer fingen in London davon zu

reden an, es wäre Zeit, mit Frankreich Frieden zu machen. Humfried aber donnerte nur von Krieg und Rüstungen, schrie über die Tücken und Ränke des ehrlosen Burgunders, und gab selbst von seines Bruders schlechter Politik, der sich von ihm verführen lasse, allerlei zu vernehmen. Das Volk horchte freudig auf die Reden seines „guten Herzogs" und sagte: er sei der rechte Mann für England. Wiederum mußte Bedford über den Kanal zurück, mitten im Parlament trafen die Brüder heftig auf einander. Bedford ruhete nicht, bis er die Regierung wieder in den Geheimrath verlegt hatte, und Kardinal Winchester Vollmacht erhielt, in Arras sich auf Friedensverhandlungen einzulassen. Dies war im Sommer 1435. Die Engländer hätten sich damals noch die ganze Normandie retten können. Allein Humfried und seine Partei erhoben Forderungen, deren Annahme den Franzosen unmöglich schien. Bedford, aufgerieben von Aerger und Mühsalen, starb, das kommende Unheil vor Augen, am 14. September. Sieben Tage später hatte Philipp seinerseits den Frieden unterzeichnet. Denn gegen Humfried hielt er sich jeder Rücksicht entledigt, die Gefahr von Deutschland her drohete, und in den Niederlanden hatte er ja gefunden, was er in Frankreich suchte. Dieses bezahlte ihm außerdem den Frieden mit ansehnlichen Grafschaften und Gränzgebieten.

Die Engländer waren wüthend über „den falschen eidvergessenen Burgunder", der auf solche Weise die zu Troyes und Amiens gewechselten Schwüre halte. Der tiefe Haß zwischen den lang Verbündeten, welchen Jakobäas Kriege eben so lange genährt und angefeuert hatten, ließ sich jetzt nimmer dämpfen. Bereits begannen englische Obersten die Burgunder im Felde anzufallen, was l'Isle Adam mit Gleichem erwiederte. Als Philipps Gesandte in London erschienen, um darzulegen, was ihn zum Frieden genöthigt habe, stürmte der Pöbel die Häuser von Flamändern Hennegauern und andern Unterthanen Philipps, die sich in London angesiedelt hatten. Die Regierung aber würdigte die burgundischen Botschafter nicht einmal einer Antwort. Eng-

lische Gesandte eilten zum Kaiser, um mit ihm zu planen, wie man den gemeinsamen Feind unterwerfe. Andere Boten trugen Briefe nach Seeland und Holland zu den Handelsstädten, worin der König sie daran erinnerte, wie lange sie bei ihrer Freundschaft und nahen Verbindung mit England sich gut gestanden, wie ihr und Englands Fürstenhaus stets verwandt und innig verbündet gewesen, und wie Philipp jetzt wider Eid und Ehre handele. Inständig sprach den Holländern jetzt die englische Regierung zu, und ließ sie merken, wie schlimm sie dabei führen, wenn man sie aus dem alten freundschaftlichen Verkehr mit England losreiße. Der König verlangte von jeder Stadt aufrichtige Antwort durch den Ueberbringer seiner Botschaft.

So standen die Dinge bereits im Dezember 1435. Philipp verfolgte mit Sorgen die Wühlereien der Engländer. Ihre Gesandten, welche zum Kaiser wollten, ließ er in Brabant niederwerfen, um zu erfahren, was gegen ihn gesponnen werde. Im März schrieb er nach London: „Er könne die wiederholten Beleidigungen nun nicht mehr ruhig hinnehmen; thue er etwas gegen die Engländer, könne Niemand sich mehr wundern oder ihm Schuld geben." Die Antwort wies im hohen Tone die Frechheit und die Lügen zurück, deren sich Philipp, der sich Herzog von Burgund nenne, schuldig mache. Humfrieds Name stand als der Erste unter dieser Kriegserklärung. Jetzt war er oben auf: endlich wollte er Rache haben am Todfeinde. Wäre Burgund niedergeschlagen, hoffte man mit den Franzosen leichtes Spiel zu haben. So hochfliegend waren Humfrieds Pläne, und er ließ rüsten im größten Maßstabe.

Einige Tage nach der Kriegserklärung, am 29. März 1436, schrieb man in des Königs Namen zum zweitenmal an Jakobäa. Auch sie hatte aus London eine Zuschrift, wie die holländischen und seeländischen Handelsstädte, empfangen, jedoch sich begnügt, den Brief artig anzunehmen, ohne darauf zu antworten. Jetzt schrieb der König: „Auf das herzlichste sei er erfreut, als er gehört, daß sie seinen Brief so freundschaftlich und liebens-

würdig angenommen. Er danke ihr von ganzem Herzen dafür, und hoffe, sie werde ihm nun wieder schreiben, wenn sie dazu Muße und Gelegenheit finde." „Vieltheure und vielgeliebte Base und Pathin, seid gewiß, daß zu Allem, was Euch Ehre und Vortheil brächte, wolltet Ihr uns davon benachrichtigen, wir jederzeit geneigt sind als für unsere gute Verwandte und Pathin. Wollt Ihr uns davon Nachricht geben und auch von Eurem guten Befinden, so wird es uns das größte Vergnügen machen."

So schrieb man ihr jetzt aus London, wohin sie einst verzweiflungsvoll so viel Hülfe flehende Briefe gesandt. Diese stolzen Engländer, Humfried an der Spitze, gaben, keiner Antwort gewürdigt, sich den Anschein, als wären sie entzückt von Jakobäas Freundlichkeit, damit sie nur wieder anknüpfen durften.

Noch eine andere Genugthuung sollte Jakobäa werden, welche ihren lebhaftesten Empfindungen wohlthat, ihrem Stolz und Rechtsgefühl. Philipp ließ öffentlich erklären: all sein Recht in ihren Landen komme nur von ihr, und deshalb sei hier jede seiner Regierungshandlungen ungültig gewesen, so lange sie nicht selbst fürstliche Rechte auf ihn übertragen habe. Der Rath von Holland besiegelte am 12. Mai eine Erklärung des Inhalts: „alle Urkunden, welche Herzog Philipp von Burgund als Ruhwart und Erbherr von Holland vor der Delfter Sühne ausgestellt, sollten nichtig und ganz werthlos sein, es sei denn, daß entweder Jakobäa selbst oder daß nach dem Delfter Vertrag von 1428 Philipp sie von Neuem ausgestellt habe." Zur selben Zeit übertrug er auch auf Jakobäas Gemahl das ihr selbst bereits eingeräumte Forst- und Jagdrecht im Haarlemer Holz und in den Dünen und Wildnissen von Nordholland.

Der Herzog von Burgund hatte alle Ursache, Jakobäa und ihre Getreuen zu begütigen. Denn von den großen Rüstungen der Engländer, von dem Hasse Humfrieds, von des Kaisers Zorn, aber auch von dem Murren des Volks in Flandern Brabant und Holland hatte er Schlimmes zu befürchten, während all seine

Länder und Kassen erschöpft waren. Um ihn recht empfindlich zu ärgern, erklärte Heinrich VI., von dessen französischer Krone Flandern zu Lehen ging: Philipp habe durch seine Felonie dieses Fürstenthum verwirkt, und es werde an seiner Statt Humfried zum Grafen von Flandern erhoben. Philipp beschloß, den Engländern, von denen sein Feldherr Croy schon eine harte Niederlage erlitten, rasch auf den Leib zu rücken, unterhandelte mit den Flamändern, damit sie ihre gesammte Heeresstärke aufböten, und reisete nach Holland, um dort eine Kriegsflotte unter Segel zu bringen. Um Mitte Juni marschirte er mit einem Heer von mehr als dreißigtausend Mann auf Calays, um das englische Banner von seinen Zinnen zu reißen, und Humfried zu empfangen, ehe er einen Fuß an's Land setze. Die Flamänder, welche die Hauptmasse bildeten, führten das prachtvollste Geschütz und Tausende von Gepäckwagen. Auf jedem Wagen stand ein Hahn, die Stunden der Nacht und des Morgens abzukrähen. Engländer, die man unterwegs fing, wurden Dutzendweise an die Bäume gehängt, und man hatte große Noth, ihre Landsleute möchten sich aus Calays über den Kanal heimflüchten, ehe die Stadt noch angegriffen werde. Das war ein großer Irrthum. Die Belagerten schlugen tapfer jeden Angriff zurück, erstürmten die feindlichen Werke und Blockhäuser, und ließen ihr Vieh vor der Burgunder Augen auf die Weide gehen. Da schlug bei den Flamändern die Stimmung um. Sie wie alle Niederländer deutscher Herkunft ärgerte der französische Hochmuth der Burgunder. Sie schimpften auf die Herren, die alle Ehre allein wollten, und sich in ihren Zelten ergötzten, während sie Andern die Arbeit ließen.

Alsbald wurde aus der Festung gemeldet, der Herold Humfrieds wünsche zum Herzog zu reden. Humfried hatte diesem Herold den Namen „Pembrock“ gegeben: „Jaqueline von Pembrock“ so war der Brief unterzeichnet, welchen die gefangene Fürstin aus Mons voll Jammer und Zärtlichkeit an Humfried geschrieben, und welchen man im burgundischen Lager laut vor-

gelesen hatte. Philipp nahm den Herold an, und der Pembrock hielt seine Rede. „Sein hoher Herr, Herzog Humfried, der Protektor von England, wolle den Herzog von Burgund hier vor Calays mit seiner ganzen Macht und mit Gottes Hülfe bekämpfen, und finde er ihn nicht hier, wolle er ihn in seinem eigenen Lande aufsuchen, bis er ihn treffe, und das in Eile. Den Tag aber könne er nicht bestimmen, weil Wind und Welle unbeständig." Die Antwort lautete: „Sagt Eurem Herrn, seine Ausforderung sei, wie Ehre und Brauch es verlangen. Er soll sich aber keine Mühe geben, mich in meinem Lande aufzusuchen: hier, will's Gott, soll er mich finden, bis die Stadt Calays mir zu Willen ist, und ich werde bereit stehen, ihn und all seine Macht zu bekämpfen!" Darauf schenkte Philipp dem Herold eine Schale mit hundert Goldstücken, und entließ ihn mit größten Ehren. Nun begab er sich zu den Flamändern, und bat auf das Inständigste: „Sie möchten doch bei ihm bleiben und für ihn streiten, daß er seine Ehre bewahre. Ließen sie ihn jetzt im Stiche, so komme Schmach und Schande über ihn, schlimmer als sie jemals einen Fürsten getroffen." Und als er endlich ihre Zusage hatte, ging er, am Strande sich ein Schlachtfeld auszusuchen, wo er die Engländer auf's Haupt treffen wollte, wenn sie die Landung versuchten.

Hier hatte er schon oft von den Dünen mit schweren Sorgen in die Meeresferne hinausgeschauet. Denn es war nun über Mitte Juli geworden, und die holländische Flotte noch immer nicht da. Endlich sah man ihre Geschwader heransegeln. Vollständig aber kam die Flotte keineswegs, und ihre Besatzung zeigte auch keine große Kriegslust. Die Holländer wurden beordert, den Hafen zu versperren, belasteten Fahrzeuge mit Steinen, und fingen an, sie in den Hafen zu bringen. Da fegten aber die englischen Kanonen von den Wällen dazwischen, und es war ein schweres Stück Arbeit. Mit Mühe und Noth gelang es, ein paar Steinschiffe in der rechten Linie zu versenken. Als aber Ebbe kam, lagen sie trocken auf dem Sande, und Männer und

Frauen kamen aus der Stadt, die Fahrzeuge zu zertrümmern, das gute Holz herein zu holen, und den Rest zu verbrennen. Als das die Holländer sahen, hielten sie alle Arbeit für vergeblich, und erklärten: man könne der Stürme wegen die offene Rhede nicht halten. Ihre Schiffe suchten nach und nach das Weite, und als es hieß, die englische Flotte sei im Ansegeln, war kein Holländer mehr zu sehen. Die flandrischen Fußvölker aber schrien jetzt, sie seien verrathen und verkauft, und geriethen in eine Wuth, daß sie nach des Herzogs Zelten stürmten und Croy Brimeu und andere burgundische Generale todtschlagen wollten. Diese mußten sich flüchten, und nur mit schwerer Mühe gelang es Philipp, die Wüthenden noch einmal zu besänftigen.

Als aber Abends gewisse Nachricht kam, die englische Flotte ziehe mit großem Heer heran, da brach unaufhaltsam der helle Aufruhr aus. Alle Flamänder schrien: „Gehen wir, gehen wir! Alle sind wir verrathen!“ Und gleich warfen sie Feuer auf ihre Zelte und Blockhäuser, ließen Geschütze und Wagen und Gepäck stehen, wo sie standen, und zogen davon. Was wollte der Herzog machen? Er allein mit seinen burgundischen Herren und Rittern konnte das Feld nicht halten. Sie mußten dem Heere folgen. Als andern Morgens Humfried mit zehntausend Mann landete, eilte er sogleich auf die Lagerplätze, welche der Feind so schmählich verlassen hatte, und konnte sich da die schönsten Wagen und Kanonen auflesen, welche zwischen zahllosen Wein- und Bierfässern umher standen. Philipp aber war außer sich vor Schrecken und Bestürzung. Er schrieb an seine Vertrauten: „Er habe eine Bitterkeit im Herzen, daß er mehr nicht ertrage. Sie sollten rüsten Tag und Nacht und das Aeußerste leisten; gerade jetzt müsse er die beste Armee haben, die er jemals aufgestellt, koste es was es wolle; denn jetzt würden die Engländer in seine Gebiete einfallen.“

Humfried ließ nicht auf sich warten. Nicht zufrieden mit dem großen Schimpf, welchen er dem Todfeinde angethan, sammelte er seine Gewalthaufen und brach mit schrecklicher Verheer-

ung herein über Flandern und Artois. Die lange verhaltene Wuth der Engländer sättigte sich jetzt an Philipps armen Unterthanen. Poperingen, Bailleul, und andere Städte und Dörfer gingen in Feuer auf. Das Volk war entsetzt, und der Aufruhr erhob sein Haupt in Philipps Städten. Nach allen Seiten rückten die englischen Waffen siegreich vor. Philipp ließ sich im Felde nicht blicken. Es war eine Zeit für ihn voll Furcht Schmach und tiefen Unglücks, und Humfried hatte endlich seine Rache. Als die Engländer sechs Wochen lang wie der böse Feind gewüthet, zogen sie aus Flandern wieder heim nach Calays, nahmen aber noch ein paar tausend Kinder mit, um daran von ihren Eltern Lösegeld zu verdienen.

Zur selben Zeit streifte die englische Flotte an der niederländischen Küste und landete und plünderte, wo sie nur wollte. Als die Engländer um Mitte August, zweihundert Schiffe stark, an der Zwin-Mündung lagen, mußte Franz von Borsselen eiligst nach Middelburg, um Seeland zu beschützen. Feuerzeichen loderten längs der ganzen Küste von Vlissingen bis zum Texel. Kam der Feind in Sicht, machte man ein Feuer; fuhr er irgend wo ein, zwei Feuer; wollte er landen, drei Feuer. Doppelte Heerfahrt war überall geboten. Bei dem ersten Feuer mußten sich Alle bereit machen, bei dem zweiten lärmten Glocken und Becken und zog Alles zu seinen Sammelplätzen. Achttausend Holländer sollten stets bereit stehen, Borsselen zur Hülfe zu eilen. Doch Humfried kam nicht, er schonte Jakobäas Gebiete.

Hätte sich dies Alles ein paar Jahre früher ereignet, so war Jakobäa gerettet, die burgundische Macht gebrochen. Jetzt aber mochte die einst Verlassene nur mit stillem Lächeln auf Humfrieds lodernde Rache blicken. Sie lag auf dem Sterbelager. Seit den ersten Julitagen wichen die Aerzte ihr nicht mehr von der Seite. Humfried hatte ihr nur ein fürchterliches Todtenopfer angezündet.

Neuntes Kapitel.

Ende Jakobäas Humfrieds und Philipps.

Schwindsucht Jakobäas. Aerzte. Testamentoren. Legate für die Getreuen und an Kirchen Klöster und Arme. Armengeschenke bei der Leichenfeier. Gewissensbußen. Unterstützung des Ritters von Severnbergen. Jakobäas Tod. Erbverzicht von Gemahl und Mutter. Nichterfüllter Grabwunsch. Bestattung im Haag. Jakobäas Bildniß. Parteihaß. Borsselens letzte Jahre. Humfrieds Ausschweifungen. Sein literarisches Verdienst. Eleonorens schwarze Kunst. Der Hexe von Eye Liebestränke. Zaubermittel wider des jungen Königs Leben. Bolingbrookes Schandbühne. Eleonorens Prozeß und Buße. Humfrieds Erniedrigung. Seine und der Königin Partei. Verhaftung und räthselhafter Tod Humfrieds. Gericht über seine Leute. Philipps dauerndes Glück. Krieg mit der Hanse. Ludwig von Hessen. Die Festtage von Besançon. Erwerb Luxemburgs und Utrechts. Philipps Regierungspolitik. Parteiberuhigung. Uebergang zum modernen Staat.

Jakobäa war von der Schwindsucht befallen. Der Feuergeist hatte seine zarte Hülle verzehrt. Als Ruhe und ewig Entsagen eintrat, erblichen rasch ihre letzten Kräfte. Wohl mochten verzehrend mitwirken bitteres Nachdenken über all das Wilde und Verfehlte ihres Lebens, und innere Vorwürfe über den früheren Frevel an der Ehe und über unnütze Grausamkeiten im Kriege. Eine Fürstin vergißt niemals, auf welcher Höhe sie geboren, und behält ein schmerzlich feines Gehör für jedes leise Gelächter über ihre Thorheiten und ihr Unglück.

Schon im Sommer des Jahres 1436, als Jakobäa fünf und dreißig Jahre alt wurde, war sie zu Teilingen so schwer erkrankt, daß sie das Schloß nicht mehr verlassen konnte. Außer ihrem Leibarzte Meister Martin wurden zwei andere Aerzte berufen, Meister Johann von Leyden und Meister Giesebrecht von Amsterdam, welche, so lange die Fürstin noch lebte, in Teilingen wohnten. Zuletzt kam noch ein berühmter Arzt, der Dortrechter Johann von Apeltaren: allein auch seine Kunst konnte das rasche Ab-

rinnen der Lebenskräfte nur noch verzögern, nicht mehr aufhalten. Zu Anfang des Oktobers, als es mit ihr zu Ende ging, kamen außer Mutter und Gemahl, auch ihre Freunde, Florenz von Kyfhoek und Florenz von Abele, und dazu Wilhelm von Egmond, welche Drei zugleich Mitglieder von Philipps Regierung in Holland waren.

Es scheint, Jakobäa hing, wie Schwindsüchtige gewöhnlich, noch mit Leidenschaft am Leben. Erst als ihre Stunden gezählt waren, erklärte sie sich bereit, ihr Testament zu machen. Wie es damals Brauch war, ernannte sie „Testamentoren", welche ihren letzten Willen anhörten und sich verpflichteten, ihn nach Kräften auszuführen. Diese waren die Mutter, der Gemahl, die drei vorgenannten Edelleute, der Vikar Johann von Neck, und der Großprior Meister Gillis von Wissenkerke. Jakobäas langjähriger Geheimschreiber Grenier schrieb nieder, was sie sagte. Weil aber ihre Mutter und ihr Gemahl nicht den ganzen Tag dabei sein konnten, so ernannte Jene den Schatzmeister Johann v. d. Mye, Dieser den Ortspfarrer Reychroeck zu Stellvertretern.

Jakobäa hatte Alles wohl bedacht. Ihre getreuen Ritter, ihre Hofdamen, ihr natürlicher Bruder Ludwig, eine Frau Christine in Utrecht, welche ihre natürliche Schwester sein sollte, erhielten Kleinode und Geldlegate. Vorre von Doirnic z. B. bekam einen Hengst, der in St. Martinsdyck aufgefüttert war. Für Claes von Duwelant, welchen sie ebenso, wie einen Sohn Adrians, der für sie vor Dortrecht gefallen, in Köln studiren ließ, wurde die Summe „zum Doktorschmaus und stattlichem Feste" ausgesetzt. Dietrich v. d. Merwede, Ludwig v. Montfort, Brederode, Vyanen, v. d. Zyl, Arnold von Gent, Poelgeest, Naeldwyck, Assendelft, Kyfhoek, Helmich von Doirnic, welche Jahrgelder von der Fürstin bezogen, erhielten noch zu guter Letzt eine Hauptsumme. Dann bedachte Jakobäa all ihre Diener und Dienerinnen, die ihr jemals im Leben treu gewesen waren. Sie besann sich darauf, wer ihr besonders lange gedient habe, wer arm und kränklich geworden, wer für sie Wunden oder Ge-

fängniß erlitten, wer noch nicht hinlänglich belohnt worden. So vergaß sie auch nicht ihre beiden Ammen, weder die rechte in Quesnoy, noch die andere, die zu Zeiten ihre Stelle vertreten hatte.

Klöster Kirchen und Arme wurden natürlich bedacht, und zwar auf das Reichhaltigste. Geistliche Genossenschaften waren es gewohnt, wenn eine fürstliche Person starb, aus ihrem Nachlasse ein Geschenk zu fordern: über Jakobäa hatte sich wahrlich Keine zu beklagen. Wo sie jemals in einer Kirche in ihren Erblanden gebetet hatte, erinnerte sie sich dessen in ihrem Testamente. Alle fünfzehn „bittenden Orden" in Holland und Seeland erhielten einen Antheil. Allmonatliche und Jahresmessen und zahllose Gebete wurden dafür angeordnet. Von Armen aber sind gegen Hundert namentlich im Testamente aufgeführt. Auch hatte sie angeordnet, jeder Arme, der zu ihrer Leichenfeier komme, sei es bei der Bestattung oder bei dem zweiten Traueramt nach acht Tagen oder bei dem dritten nach vierzig Tagen, solle ein Geldgeschenk bekommen, und damit der Bedürftige dies wisse, solle ein Knecht auf die Dörfer gehen und es ansagen.

Endlich hatte die Sterbende auch ihr Gewissen erforscht, und alte Schulden, die man ihr oder ihrem Vater vorwerfen konnte, oder Frevel, für die noch keine Genugthuung geleistet war, in ihren letzten Willen aufgenommen. In erster Linie stand hier die Zerstörung der Stadt Yſſelstein und des nahen Benscoip im ersten Jahr ihrer Kriege. Sie erklärte sich schuldig dieser Unthat, und „wenn ihre Seele darum belastet sein sollte, und zur Minderung der Pein, welche sie im Fegefeuer etwa dafür leiden müßte, sowie um das Herz und Gewissen der unglücklichen Einwohner besser zufrieden zu stellen," vermachte sie große Geschenke an Yſſelsteins Kirchen, und bestellte in all diesen Kirchen sich eine Jahresmesse, wie sie Herr von Egmond zu ihrem Gedenken in Yſſelstein bereits gestiftet hatte. Wie gerne sie mit den Yſſelsteinern sich versöhnen wollte, bewies auch ihr und Vorſ-

selens Eintritt gerade in dieser Stadt in die Bruderschaft der Brüder und Schwestern Unserer lieben Frau. — Bastard Eberhard, welcher den Herrn v. d. Berge in Mons erschlagen hatte, erhielt die Sühnegelder, die er noch an dessen Verwandte zahlen mußte: jedoch hatte sich Borsselen hierfür mit als Schuldner erklärt. — Für Gillis, den Koch Johanns von Bayern, der in England erschlagen, wurden außer für vierhundert Seelenmessen auch die Sühnegelder angewiesen. — Gerhard von Stryen, der Ritter von Sevenbergen, litt, wie aller Welt bekannt war, Noth an Kost und Kleidern. Für den Fall, daß die Fürstin „einige Schuld an seinem Kummer trüge, wurde ihm, damit es ihr eher verziehen werde, und zur Ehre Gottes und aller Ritterschaft" eine ansehnliche Summe Geldes vermacht. In dieser vorsichtigen Weise wurde die Unterstützung des erbitterten Feindes Philipps bewerkstelligt. — Endlich erscheinen noch Summen ausgesetzt für Betfahrten, die eine nach Köln zu den h. drei Königen, die andere nach Wissenack zum h. Blute, die dritte nach St. Jost, die vierte nach Compostella zum h. Jakob. Solche Pilgerfahrten wurden zur Buße gemacht, wenn man etwas auf dem Gewissen hatte: wofür Jakobäa sie anordnete, ist im Testamente nicht angegeben. Schon bei Lebzeiten hatte sie im Stillen gebüßt, und, wie es damals Brauch war, arme Leute gezahlt, welche längere Zeit mit ihr bei Wasser und Brod fasteten und beteten.

Nachdem die Fürstin ihren letzten Willen erklärt hatte, starb sie schon am andern Tage, Sonntag den 9. Oktober 1436. Zwei Mönche und drei Beghinen verrichteten am Sterbebette die Gebete.

Mit ihrem Testamente war ein Bote gleich zum Herzog abgeritten. Er traf ihn im Damme, wo Philipp Jakobäas letzten Willen am 11. bestätigte. Am 12. entschlug sich Franz von Borsselen vor neun ritterlichen Zeugen des Nachlasses, also auch der Schulden Jakobäas. Ihre Mutter brauchte dieselbe Vorsicht. Das gesammte Vermögen, obgleich an Gelde fast 4600 Pfund vorhanden, war in Vermächtnissen oder Schulden aufgegangen.

Jakobäa hatte begehrt, daß sie im geliebten St. Martinsdyck in der Kirche zum Haestinge begraben werde. Allein die alte Herzogin-Mutter widersetzte sich. Sie hatte das fürstliche Begräbniß in der Haager Residenz im Auge, die andern Testamentoren bedachten die großen Kosten, und man beschloß: Jakobäa solle bei ihren Ahnen im Haag in der Kollegiatkirche bestattet werden.

Feierlich wurde die Leiche dorthin geleitet. Das ganze Land kam in Bewegung. Zur Leichenfeier erschienen Roland von Uutkercken und eine sehr zahlreiche Ritterschaft, und allein an Armen, von denen Jeder einen neuen Groschen empfing, zählte man gegen Drittehalbtausend. Der Fürstin Gesinde erhielt sämmtlich schöne Trauerkleider. Die Hofkapelle war mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, zahllose Kerzen flimmerten darin Monat für Monat, und öfter wiederholten sich die Feierlichkeiten und Trauer-Gelage, in denen sich die prunk- und trunksüchtige Ritterszeit eine unsinnige Verschwendung erlaubte. Da die Statthalterin, Frau von Santes, mit ihrem Gemahl, Philipps Gouverneur, als die vornehmste Dame im Lande zu betrachten, so ging sie noch lange Zeit alle Tage, während das Hochamt in der Hofkapelle im Haag gesungen wurde, angethan mit ihrem bunten Mantel stattlich zum Hochaltar, um für die Verschiedene das Opfer zu bringen. Sie erhielt dafür ein Paternoster von Perlen und Edelsteinen.

Als die alte Herzogin, Borsselen, und die andern Testamentoren zu Nordwyck drei Tage lang beisammen waren, um über Jakobäas Vermögen und die Ausführrng ihres letzten Willens sich zu berathen, kamen noch „viele Ritter und gute Mannen“ hin, die an der Tafel Theil, und gern ein Andenken aus dem Nachlasse der Fürstin nahmen, die so schön und kühn, so leidenschaftlich und so unglücksvoll noch lange Zeit in der Menschen Gedächtniß stehen blieb. Doch auch der Parteihaß hegte ein langes Gedächtniß. Der Bildschneider Jorys hatte ein Bildniß Jakobäas aus Holz geschnitten, welches neben den andern Fürsten

und Fürstinnen von Holland in der Hofkapelle aufgestellt wurde. Achtundzwanzig Jahre später ließ Dietrich von Duivenvoorde sich hinreißen, im holländischen Ministerrath schändliche Worte über Jakobäas Bildniß auszustoßen. Auf der Stelle mußte er Abbitte leisten, und wurde noch zu einem Strafgeld von 31 Dukaten verurtheilt. Dasselbe Bild wurde zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in seinen Farben aufgefrischt, und zu Anfang des siebzehnten benannte man noch einen Saal im Haager Schloß nach Jakobäas Stuhl, der darin stand. Auch in unserer Zeit gibt es noch eine Menge von Sachen und Oertlichkeiten, an welche sich lebhafte Sagen von „Frau Jakoba von Bayern" knüpfen.

Ihr Gemahl Borsselen überlebte sie noch um mehr als ein Menschenalter. Als Graf von Ostervant und als Herr der reichen Lande, die Jakobäa ihm übereignet hatte, lebte er, umgeben vom fürstlichen Hofstaat, meist in Briel. Jedoch war er auch Kastellan von Teilingen, wo Jakobäa gestorben. Ungetrübt blieb das hohe und schöne Ansehen, dessen Borsselen sich bei seinem Fürsten wie bei aller Welt erfreute. Bei Philipp hieß er lieber Vetter (Neffe), und Karl der Kühne nannte ihn auch wohl seinen Vater. Keine ernste Frage gab es, in welcher man seine kluge Erfahrung nicht zu Rathe zog, und wiederholt griff er in die Landessachen ein mit dem bedeutenden Gewichte seiner Persönlichkeit. Borsselen starb im hohen Alter, gesättigt von Glück und Ruhm und allen Ehren.

Wie aber erging es Prinz Humfried und seiner Eleonore? Ihrer wartete ein düsteres Schicksal. Humfried hatte schon frühe durch wilde Lebensart seine besten Kräfte erschöpft. Wie es Humanisten häufig ging, war der junge Wein, der ihm aus Geistesfrische und Naturfreude der Alten entgegenschäumte, auch ihm gefährlich geworden. Bald nach Jakobäas Tode verlangte er von seinem Leibarzt, ihn gründlich zu untersuchen. Der Befund lautete: Organe und Nerven seien durch gar zu vieles Denken und Turniren, besonders aber durch andere Ausschweifungen zerrüttet. Als nun Humfried von seinem Heereszug der Rache

gegen Philipp zurückkam, und dennoch des Kardinals Friedenspolitik die Oberhand behielt, stürzte er sich um so eifriger auf Literatur und Wissenschaft. Auf seinen Schlössern sammelte sich, was es in England an Schöngeistern und Naturforschern gab, und wer aus Italien Bücher und Verständniß der Klassiker brachte, wandte sich zuerst dorthin. Von dem Einen ließ Humfried den Boccaccio übersetzen, den Andern eine Biographie seines Bruders Heinrich V. verfassen, den Dritten ein Buch über das Ritterwesen schreiben. Mit glänzenden Briefen wurde ihm von Florenz und Mailand die Widmung von Aristoteles Politik und von Platos Republik entgegengetragen. Wie er dafür Geld mit vollen Händen streute, so waren ihm auch keine Schätze zu theuer, wo es galt, Bücher zu erwerben, in welche er dann, wohl nicht ohne einen Anflug von Eitelkeit und Schwermuth, vorn hinein schrieb „Mon bien moundain", gleich als wäre die Wissenschaft jetzt sein Ein und Alles auf der Erde.

Bei alledem stand er noch immer auf der Lauer, wie er dem in den Tod verhaßten Oheim und Kardinal einen Schlag versetzen, und die Herrschaft an sich reißen könnte. Erlahmt an Thatkraft fing er allmählig an, auf Eleonorens unheilvolles Einflüstern zu hören. Alles Wissen und Forschen steckte damals noch tief in Ahnungen und Aberglauben von geheimnißvollen Naturkräften, die theils lieblich und segensreich, theils mit grimmer Zerstörung in's Menschendasein eingriffen. Mit den Bekennern der geheimen Wissenschaften hatte sich Frau von Glocester bereits tief eingelassen. Hatte ihr doch ein altes Weib, Marjory Jourdemain, die Hexe von Eye genannt, die schon einmal auf der Folter gewesen, jene Liebestränke gebrauet, welche Humfried mit unsinniger Gluth erfüllten! War Eleonore dadurch von eines Edelmanns Tochter zur Herzogin geworden, sollte sie nicht noch einen Schritt weiter thun zur höchsten Würde im Lande? Zwischen ihrem Humfried und dem Königsthrone stand, da seine drei Brüder gestorben, nur noch des Aeltesten Sohn, König Heinrich VI., ein an Geist und Körper gar schwächlicher Knabe.

Nun war keine Meinung verbreiteter, als man könne durch Zaubermittel bewirken, daß ein fremdes Leben hinschwinde. Des jungen Königs Leben versprach ohnehin keine Blüthe: Eleonore dachte, sein Hinsiechen nur ein bischen rascher zu machen. Dann war sie Königin von England, und Humfried hoch über allen Neidern und Feinden. Zwei gelehrte Geistliche, die in den geheimen Wissenschaften sich bemüheten, fanden es räthlich, am schnelleren Aufsteigen von Glocesters Stern mitzuarbeiten. Der Eine war Robert Bolingbrooke, ein berühmter Sterndeuter, und sein Gehülfe ein Kanonikus der St. Stephanskapelle im Westmünster, Thomas Southwall. Diese Beiden steckten sich mit Eleonore und der Hexe von Eye zusammen, und bereiteten mit seltsamen Zauberbrauch ein Wachsbild, an welches sie des Königs Jugend fesselten. Dann ließen sie die Wachspuppe Tage lang bei Kohlenglut langsam schmelzen, damit in derselben Zeit Heinrich VI. Leben versieche.

Allein die Sache wurde ruchbar, und beide Geistliche kamen in Haft. Bolingbrooke war mit seinem Zaubergeräth ergriffen, und mußte mit all dem Zeug sich öffentlich auf St. Pauls Kirchhof ausstellen lassen. Da wurde vor dem Kreuze eine hohe Bühne errichtet, und oben des Sterndeuters buntbemalter Stuhl hingestellt. An den vier Ecken standen kerzengerade vier blanke Schwerter, und an jedem Schwert hing ein kupfernes Bildniß, und ringsum sah man noch viel anderes wunderliches Geschirr. Dazwischen aber hoch auf dem Sessel saß der Schwarzkünstler, im Zaubermantel, und in der linken Hand hielt er ein Schwert, in der rechten ein Szepter. So ausgestattet pflegte er nämlich, sitzend auf dem Stuhl, die Geister zu beschwören. Vor der Bühne aber standen der Kardinal Winchester, der Erzbischof von Canterbury, die Bischöfe von London Salisbury und andere Prälaten. Der Bischof von Rochester hielt die Standrede, und als er geendet, mußte Bolingbrooke all die Sätze abschwören, die sich auf schwarze Kunst und Ketzerei bezogen.

Dies geschah am 25. Juli 1440 eines Sonntags. In

der Dienstag-Nacht darauf flüchtete plötzlich Lady Eleonore in ihrer Angst in die Sakristei des Westmünsters. Dadurch bekannte sie sich schuldig: denn in den Sakristeien suchten Verbrecher Zuflucht, bis sie Gnade erwirkten. Die Nachricht, Lady Glocester sei in der Sakristei von Westmünster, ging wie ein Lauffeuer durch London: alle Welt sprach von gräulichen Mordanschlägen auf das Leben des Königs. Der Geheimrath ließ Bolingbrooke vorführen und auf die Folter legen. Er bekannte auf die Herzogin von Glocester, welche Ursache, daß er sich mit Schwarzkunst abgegeben: denn sie habe wissen wollen, was ihr künftiges Geschick und zu welchem Stande sie noch berufen sei? Damit war Eleonorens Verderben besiegelt. Es versammelten sich die Bischöfe und der Kardinal Winchester in der St. Stephanskapelle im Westmünster, und forderten die Lady vor ihr Gericht. Als sie erschien, trat Bolingbrooke vor sie hin und wiederholte sein Zeugniß: sie zuerst habe ihm den Gedanken an schwarze Kunst eingeflüstert, habe ihn dazu getrieben, habe sein zeitliches und ewiges Unheil auf dem Gewissen. Der Hochsheriff erklärte Eleonore für seine Gefangene, und führte sie auf das Schloß Leeds. Ein Gerichtshof von Lords und Juristen wurde niedergesetzt, welcher alsbald die Hexe von Eye und noch zwei Herren ergreifen ließ. Nun kam Alles an den Tag, wie lange schon die Lady von Glocester unheimliche Dinge getrieben, wie sie zu ihrer großen Schönheit und ihren Ränken noch Teufelei zu Hülfe genommen, und Humfrieds Herz und Seele durch Zaubertränke vergiftet habe. Viermal erschien die Schuldige vor dem Gerichtshofe. Das Erstemal wurden die Klageartikel vorgelesen, die man gegen sie aufgesetzt hatte: sie bejahte einige, um andere zu verneinen. Zwei Tage darauf wurde sie von allen Zeugen so bezüchtigt, daß sie Nichts zu erwiedern vermochte. Am dritten Tag mußte sie sich wieder zur Christin schwören. Am vierten Tag erhielt sie ihr Urtheil. Als des Herzogs Gemahlin, und weil sie an das Verbrennen des Wachsbildes nicht selbst Hand angelegt, lautete ihr Urtheil milder, als über ihre

Mitschuldigen. Die alte Hexe wurde verbrannt, Bolingbrooke gehängt und geviertheilt, Southwall starb im Kerker vor der Hinrichtung, wie er es vorher gesagt hatte.

Am Montag den 13. November war ganz London auf den Beinen, alle Straßen und Fenster von der Templebrücke bis zu St. Pauls Dom waren von Menschen besetzt. Lady Eleonore wartete im Westmünster. Als dort das Büßeramt vorbei war, fuhr sie auf der Themse bis an die Templebrücke, wo der Lordmayor, die Sherifs und Büttel der Stadt sie empfingen, und sodann vor ihr hergingen durch die Straßen. Ihnen folgte die schöne Dame in wallenden Bußgewändern, sie schritt einher mit bloßen Füßen, und hatte blos ein Tüchlein auf dem Haupte. In der Hand aber trug sie eine brennende Wachskerze von zwei Pfund Gewicht. So wurde sie bis in St. Paul geführt. Im Dome zog sie von einem Altar zum andern, bis sie an den Hochaltar kam, auf welchem sie ihre Kerze opferte. Am Mittwoch landete Eleonore am Ausgang der Themsestraße, und wiederum mußte sie langen Büßerweg beschreiten bis zu einer andern Kirche. Und noch einmal am Freitag zog sie von einem andern Punkt am Flusse durch die langen Straßen zu einer Kirche, um die dritte zweipfündige Wachskerze zu opfern. Nun war das stolze Weib genug entsühnt und erniedrigt, und wurde dem Herrn von Stanley überantwortet, daß er sie Zeit ihres Lebens gefangen halte auf dem Schlosse zu Chester, und für ihren Unterhalt sollte er jährlich 100 Mark bekommen. Zu Chester, später zu Kenilworth, zuletzt auf der Insel Man hat sie ihr Leben im Gefängniß beschlossen. Welch ein Weib sie war, oder was man von ihr glaubte, deutet die Stelle bei einem damaligen Chronisten an, welcher sagt: „Von dieser Dame Eleonore könnte man noch andere Dinge schreiben, welche aber aus Scheu vor Natur und Weiblichkeit nicht enthüllt werden sollen.“ Es scheint, diese schöne Teufelin hatte das Aeußerste versucht, wohin sich eines Menschen Glieder und Gelüste verirren können.

Wie mochte der alte Oheim, welchem Humfried seit zwanzig

Jahren jeden erdenklichen Aerger angethan, jetzt über die Schmach des Neffen lächeln! Humfrieds Name rettete die Gemahlin vor dem Scheiterhaufen, das war Alles, was er, der Protektor von England, für die Unselige vermochte. Das Volk zwar hielt seinen Liebling, „den guten Herzog", für entschuldigt, denn wie hätte er den Zaubertränken der Hexe von Eye widerstehen können? Allein vor Schande hätte Humfried in die Erde sich verkriechen mögen. Er konnte noch von Glück sagen, daß man ihn bloß in seiner Gemahlin gezüchtigt hatte. Denn bei seinem Wissensdurst und Hang zum Abentheuerlichen wußte er ohne Zweifel, was Eleonore getrieben. Niemals erholte sich sein Ansehen von so tiefem Falle. Der Kardinal setzte jetzt seine Friedenspolitik durch. Graf Suffolk ging nach Frankreich als Brautwerber um die Hand Margarethas von Anjou für den jungen König. Mitgift brachte sie nicht: vielmehr mußte England, um diese Braut, welche dem königlichen Hause von Frankreich nahe verwandt war, zu gewinnen, noch Anjou und Maine darauf geben. Denn die Heirath sollte eine Brücke zum Frieden schlagen. Um so leidenschaftlicher erklärte der Herzog von Glocester sie für Schimpf und Schande. Er wollte Alles daran gesetzt wissen, daß die französischen Eroberungen behauptet würden. Hätte seine Partei nur auch bessere Mittel dazu geschaffen! So konnte er die französische Heirath nicht mehr verhindern, hatte aber gerade genug gethan, um den tiefen Haß der jungen Königin auf sich zu laden. Sie war eine Anjou, und wie gewisse Charakterzüge in den meisten Gliedern eines Fürstenhauses wiederkehren, z. B. bei den Stuarts Heldenfeuer Edelmuth und frevelhafter Leichtsinn, so hatte fast noch jeder Anjou verwegenen Stolz Herzenshärte und treulose Tücke bekundet.

Es wurde Margaretha im Mai 1445 mit großem Pomp in London gehuldigt. Auch Humfried, der bei dieser Gelegenheit wenigstens all seine Prachtliebe entfaltete, empfing sie an der Spitze der Lords als seine Königin. Wie viel besser wäre England gefahren, hätte dieses junge Weib nie einen Fuß an seine

Küsten gesetzt! Das Unheil heftete sich an ihre Sohlen, wo sie ging und stand. Achtzehn Jahre später flüchtete sie in einem Fischerboote auf die See: aber es waren achtzehn Jahre, die England mit Blut überschwemmten. Kaum war sie Königin, so griff sie mit beiden Händen nach dem Szepter. Ihr Gemahl stand ihr nicht im Wege, denn er blieb ein armer Schwächling: wohl aber hinderte sie Oheim Glocester, auf welchen der König aus alter Gewohnheit in wichtigeren Sachen zu hören pflegte. Alsbald gab es Händel mit ihm, und zwei Parteien traten sich schroff gegenüber in wachsender Erbitterung. Zur Partei der Königin hielten der Kardinal, der Erzbischof von York, und die Grafen von Stafford und Warwick. Die beiden Letzteren waren dieser Heirath wegen zu Herzögen von Buckingham und Warwick erhoben, gleichwie Suffolk zum Marquis. Suffolk, ein eben so verwegener als herrischer Charakter, war die Seele der Partei und der vertrauteste Rath der Königin. Mit Glocester verbanden sich näher der kriegerische Herzog Richard von York, königlicher Prinz und Statthalter in Frankreich, und Viele vom niederen Adel und Bürgerstande; denn das englische Volk haßte die Französin und ihren Suffolk, den man einen Verräther hieß.

Die Partei der Königin griff an. Richard von York mußte seinen Platz dem Herzog von Somerset räumen, dem Neffen des Kardinals. Glocester wurde aus der Regierung verdrängt, und eine Reihe Klagartikel gegen ihn vor den Staatsrath gebracht. Man legte ihm unter Anderm zur Last: wider Landesrecht habe er an die Stelle erlassener Todesurtheile eine andere Strafe gesetzt. Da man ihm aber nichts anhaben konnte, so wurde ein anderer Weg eingeschlagen. Am 16. Februar 1447 wurde das Parlament nach der Abtei Bury St. Edmunds berufen, wo kein Aufstand des Londoner Volkes zu befürchten war. Die Königin, Suffolk, und der ganze Hof begaben sich dorthin. Geflissentlich wurde verbreitet, man müsse den König schützen, er sei nicht sicher vor den wilden Anschlägen von Glocesters Partei. Bewaffnete standen vor den Thüren und Treppen der Abtei, auf

allen Straßen wurden Fähnlein von Landwehrmännern aufgestellt, und Tag und Nacht mußten sie Wache stehen, obgleich es eine schreckliche Kälte war und Mehrere starben. Humfried wollte zeigen, daß er sich um all die Redereien und Anschuldigungen nicht kümmere. Von seinem Schlosse Devizes kam er am 18. Februar mit kleinem Gefolge herein, und stieg im Hospital ab. Allein kaum hatte er die Tafel beendet, so erschienen die Herzoge von Buckingham und Somerset mit dem Lord Constable von England und Andern, und erklärten ihn für verhaftet wegen Hochverraths. Bewaffnete und Dienstleute von des Königs Hofe wurden beordert, ihn auf's Strengste zu bewachen. Am selben Tage wurden 42 von Humfrieds vertrautesten Leuten, es waren zum großen Theil Walliser, und noch einige Andere ergriffen und in verschiedene Gefängnisse geschickt. Der Schlag war geglückt.

Daß man es wagte, an des Königs rechten Oheim, der so lange Jahre der Erste in der Regierung war, Hand anzulegen, erregte Bestürzung aller Orten. Ein paar Tage vergingen, und noch war kein Prozeß gegen den Herzog eingeleitet: er aber lag krank und gefangen unter scharfer Bewachung, kein Mensch durfte zu ihm. Das Volk begann unruhig zu werden, seine Feinde konnten das Schlimmste erwarten. Da fand man ihn am 23. Nachmittags, es war der Tag nach Aschermittwoch, todt in seinem Bette. Alles schrie „Mord, Mord!“ Seine Leiche wurde vor das Parlament gebracht, von Lords und Gemeinen untersucht, und dann öffentlich ausgestellt. Wer es konnte, drängte sich herbei, sie zu betrachten. Allein nicht am geringsten Zeichen ließ sich erkennen, daß der Herzog gewaltsam den Tod gefunden. Da raunte man sich in die Ohren: er sei zwischen Federbetten langsam erstickt, oder man habe ihm, wie einst König Eduard II., einen spitzen heißen Draht durch den After in den Leib getrieben, daß er daran sterben mußte, ohne daß man äußerlich eine Spur entdeckte. Das Volk glaubte es und blieb dabei, der geliebte Fürst sei schändlich ermordet. So stellt auch Shakespeare im

zweiten Drama von Heinrich VI. den Hergang dar, dem alten Kardinal führt die Todesangst des Sterbebettes den gräßlich Gemordeten vor Augen. Andere aber, und es gab nahe Freunde Humfrieds darunter, meinten: er sei aus Kummer gestorben, daß man ihn so gräulich behandele, und ihm jedes Mittel abschneide, sich zu rechtfertigen. Seine Leiche wurde feierlich in der Abtei St. Albans bestattet.

Die Verhafteten wurden nach Deptford gebracht, wo ein Gerichtshof niedergesetzt war, dessen Vorsitz Suffolk führte. Man gab ihnen Schuld: sie wären ausgegangen und hätten versucht, Lady Eleonore zu befreien, und sie hätten eine bedeutende Anzahl Leute zusammengebracht, und seien mit ihnen am 11. Februar in Greenwich gewesen, in der Absicht, nach Bury St. Edmunds zu ziehen, den König zu stürzen, und Humfried auf den Thron zu erheben. Fünf von ihnen, — der Ritter Roger Chamberlain, die Edelleute Middleton Herbert und Tursey, und Richard Nedam ein Gentleman, — wurden verurtheilt, zu Tyburn zu sterben. Man hing sie an den Galgen, ließ sie rasch zur Erde, riß ihnen die Kleider ab, und die Henker zogen mit ihren Messern auf den nackten Körpern die blutigen Streifen, wo sie sollten geviertheilt werden. Da rief Suffolk „Haltet ein!", zog einen Gnadenbrief des Königs aus der Tasche und las: „der König schenke ihnen das Leben, weil die Rache Gott gehöre, und weil es Freitag sei und nächstens Mariä Himmelfahrt". Da sie in des Henkers Händen gewesen, so gehörten Diesem ihre Kleider. Suffolk aber und seine Freunde theilten sich in Humfrieds reiche Güter, Suffolk selbst nahm die Grafschaft Pembrock. Eine Parlamentsakte hatte Humfrieds Wittwe für unfähig erklärt, an seiner Erbschaft Theil zu nehmen. Der Kardinal starb wenige Wochen darauf. Suffolk mußte ein paar Jahre später vor dem Hasse des Volks aus England flüchten, wurde auf der See von Matrosen gefaßt, und von ihnen auf gräuliche Weise hingerichtet. Noch fünf Jahre nach Humfrieds Tode schrieen die aufständischen Haufen, die unter Cades Führung sich sammelten, um Rache

für des guten Herzogs Ermordung, und noch öfter forderte das Unterhaus, das Verfahren gegen Glocester solle untersucht und sein Andenken von jedem Schimpfe frei werden. Wie groß auch seine Fehler waren, Humfried muß doch ein ungewöhnlicher Mensch gewesen sein: sonst hätte sein Andenken sich nicht so tief und schmerzlich dem Volke eingeprägt.

Philipp aber regierte in den Niederlanden noch ein ganzes Menschenalter, und mit jedem Jahre nahm er zu an Macht und Glück und Ansehen. Was er anfing, gelang, und was er erworben, entriß ihm Niemand mehr. Sobald er Herr über die Holländer geworden, trieb er sie zu langem Krieg und Seeraub gegen die Hanse, um seine Unterthanen aus dieser deutschen und republikanischen Genossenschaft loszureißen. Vergebens schickte im nächsten Jahr nach Jakobäas Tode der Kaiser den Landgraf Ludwig von Hessen, um den Krieg gegen Philipp zu beginnen. Kaiser Friedrich III. dagegen ertheilte den burgundischen Gesandten 1442 auf der Kaiserkrönung zu Aachen die Belehnung mit all den Reichslanden, welche Philipp an sich gerissen, besuchte ihn auf dem Rückwege in Besançon, und übereignete ihm dort, mitten unter köstlichen Festgelagen, die Niederlande vollends. Nur noch um Luxemburg hatte der Herzog einen Strauß mit den deutsch gesinnten Einwohnern und dem tapfern Grafen von Gleichen zu bestehen, welchen Herzog Wilhelm von Sachsen, der mit Sigmunds Enkelin dessen Luxemburger Recht erworben, mit kleinem Heere hingeschickt hatte. Auch hier gelang es Philipps Glück und Klugheit, die sächsischen Ansprüche abzukaufen, und sich des Landes zu bemeistern, welches ihm Elisabeth von Görlitz nun noch einmal öffentlich und feierlich durch Schenkung unter Lebenden abtrat. Fünf Jahre später bemächtigte sich Philipp auch des altberühmten Utrechts, indem er dem Hochstift einen seiner zehn natürlichen Söhne zum Fürstbischof aufdrang.

Kein Fürst seiner Zeit hatte so viel Landgebiete zusammengebracht. Mit noch größerer Bewunderung sahen ihn seine fürstlichen Genossen alle diese Länder und Leute, die so verschieden

in Sprache und Sitte, in Verfassung und Parteien, regieren von seinem Hofe aus, um sie alle gleichmäßig zum Unterbau der glanzvollen Größe seines Hauses zu machen. Gleichwie burgundische Hofsitte damals auf alle Residenzen überging, so studirten die Fürsten und ihre Räthe Philipps Regierungspolitik, die Einrichtung seiner Heere, die Gliederung seiner Ministerien, die Ordnung und Ergiebigkeit seiner Finanzen. Und doch war der „große Herzog" kein Genie, bloß Verstand und ruhige Kraft und Ausdauer, wohl aber ein feiner Meister in der Kunst, die Menschen zu behandeln und die Umstände zu benützen.

Vielleicht das Schwierigste, was er vollbrachte, war die Verschmelzung der Parteien. Noch wiederholt erhoben sie in Holland grimmigen Aufruhr wider einander. Ihre adligen Häupter aber sahen sich nach und nach unter Philipps Hofadel eingereiht. Die Städte wurden allmählig mit Steuern und Besatzungen, mit Gesetzen und Bedingungen so verstrickt und belastet, daß ihnen die Lust zu Aufständen verging. Allem Volke aber verbürgte des Fürsten Regierung Recht und Frieden und Aufschwung von Handel und Gewerbe. Jede Partei glaubte zuletzt ihre Grundsätze bei ihm im Steigen und Siegen. Denn er verschaffte Achtung ihren berechtigten Forderungen, und etwas Recht hat jede Partei, sonst wäre sie nicht da. Noch tieferes Verständniß aber hatte Philipp für die großen treibenden Gedanken seiner Zeit. Diese gingen auf eine monarchische Staatsordnung, welche all die vielen Landstriche und Städte, all die kleinen Selbstherrlichkeiten und Eigensuchten umfaßte und zu einem großen wohlgegliederten Ganzen einigte. Philipp zog nur erst die Umrisse des modernen Staates, in welchen sich die feudale Welt noch breit hineinbauete. Das innere wachsende Leben darin war das arbeitsame Bürgerthum, und Hort und Herrschaft ging von dem Fürsten und seinen Beamten aus. Der burgundische Philipp wußte Beides wohl im Gleichgewichte zu halten. Als aber der spanische Philipp den Absolutismus des Hofes übertrieb, da belebten sich wieder die Städte und Gewässer Hollands von Par-

teigängern, wieder sah man überall Parteizeichen, diesmal Münz und Bettelsack der Land- und Wasser-Geusen. Der bürgerliche deutsche Geist bekämpfte siegreich die spanische Königsallmacht, und das Ergebniß war Hollands Freiheit. Unberechenbar ist, wie viel Anregungen seitdem im Staatswesen, in Handel und Kolonien, und jeder bürgerlichen Entwicklung von Holland ausgingen, und wie sie fortwirkten in England Nordamerika Frankreich und der übrigen Welt. Das ist die Macht der berechtigten historischen Ideen! Sie schaffen sich immer nur neue Formen, bis sie sich ausgelebt haben, und so lange sind sie wie die großen Ströme, die sich niemals ausschütten, oder wie die Berge, deren Häupter, mögen sie noch so lange von dunkeln Stürmen umhüllt sein, immer wieder aus den Wolken treten in unvergänglicher Klarheit.

Noten.

Viertes Buch.

Die Brabanter Revolution.

Erstes Kapitel.

Brabant und seine Hauptstadt.

1. Errichtungsurkunde des Raths von Cortenberg vom 27. Septbr. 1312 bei Middelaer II 541.

2. Das alte Brüssel. Vgl. Henne et Wauters I 151—180 und die Schriften von Albin, Pinchard, und Anderen.

Zweites Kapitel.

Die neuen Fürsten von Burgund.

1. Hergang bei der Thronbesteigung Johanns: v. Löher Kaiser Sigmund und Herzog Philipp von Burgund, im Münchner histor. Jahrbuch herausgegeben von der histor. Klasse der Akad. der Wissenschaften 1866 S. 311—313. Dynter III c. 1. 3—13. Erwerbung von Brabant Limburg und Luxemburg für Anton von Burgund: v. Löher a. a. O. 313—318 Dynter c. 69—87.

2. Elisabeth von Görlitz Dynter c. 88—90. 114—117. Henne et Wauters I 186 Note 2. König Sigmund und Herzog Anton: v. Löher 318—322. Dynter c. 100—124.

3. Herzog Anton und die Städte Henne et Wauters I 181—190.

4. Angebliche Vergiftung Elisabeths Dynter c. 125 p. 296—297.

5. Schlacht bei Azincourt Dynter c. 126—127 p. 298—304.

6. Einsetzung der Regentschaft Dynter c. 128. 129. Friedensunterhandlungen der Brabanter mit den Nachbaren Dynter c. 130 p. 306—309. 311. Huldigung Johann IV. das. c. 131. 132. 141. Ansprüche der Burgunder das. p. 320—324.

7. Verhandlungen mit der Herzogin Wittwe Dynter p. 312—313. 316—319. 328—331. König Sigmund und die Brabanter: v. Löher am angeführten Orte 323—324. 327—329. Dynter p. 324—338.

8. Johann IV. und die Stände Dynter c. 140 p. 338—339. Wilh. v. d. Berge heißt in Johanns Urkunde vom 11. Jan. 1419 bei Mieris IV 512 „Rath, Kamerling, und Rentmeister von allen unsern Finanzen."

Drittes Kapitel.

Brabanter Hofgeschichten.

1. Aufhetzung des Herzogs gegen die Adelshäupter Dynter c. 163 p. 376. Bestrafung des Oberstschatzmeisters und Oberrichters A Thymo c. 15. 16. v. Löher Beiträge zur Gesch. Jakobäas von Bayern (München 1865) I 38—39. Brabantsche Yeesten. Luyster van Brabant II. 20.

2. Des Herzogs Botschaft nach Brüssel und Heinrich von Bergen Dynter c. 165 p. 379—381.

3. Ermordung v. d. Berge's Particularités 27. 36. Dynter c. 166 p. 382. 814—815. Nicht bloß Jakobäa, sondern auch ihr späterer Gemahl Borsselen bezahlten die Sühnegelder, welche Eberhard für v. d. Berge's Ermordung entrichten mußte: Cod. Nederl. diplom. 2. Serie I 235—236.

4. Aussöhnung der Herren von Nassau und Bergen mit dem Herzog Dynter p. 380. 381. Aenderung des Hofstaates Dynter c. 167. Laurette von Assche Aegidius Roya ad a. 1419. St. Rémy Memoir. (ed. Buchon, Paris 1838) c. 108 p. 453. Vinchant 77.

5. Sieg der Brüsseler über den Herzog A Thymo c. 16—19. Dynter c. 169.

6. Scheidung zwischen Jakobäa und ihrem Gemahl Dynter p. 384. Beider Gestalt und Wesen Chastellain (ed. Kervyn de Lettenhove, Bruxelles 1863) 170. 210—211. Monstrelet (ed. Buchon, Paris 1836) I c. 245. Mémoires de Pierre de Fénin (ed. Dupont, Paris 1837) 230. Auch Jakobäas Zeitgenosse Nicol. Upton de studio militari (ed. Bissaeus, London 1654) nennt sie eine foemina dotibus tum animi tum corporis felix. Vgl. Jakobäa I 464.

7. Johann von Bayern hatte, wie es im Vermeerede Beka 428 heißt, „bei dem Herzoge von Brabant sehr gute Freunde, mit welchen Dieser sich zu berathen pflegte." Vgl. Meerman Beleg en veröveríng van Leyden in 1420 p. 29. Heimlicher Fehdevertrag zwischen beiden Herzogen: v. Löher Beiträge I 36—37.

8. T'Serclaes und seiner Genossen Plan: Beitr. I 41. Klageschrift der Stände Dynter c. 186 p. 394. Aushungerung der Hofdamen Dynter c. 182 p. 388—389. c. 186 p. 394. Divaeus Brab. 104—105. Divaeus Lovan. 42. Vinchant 77—78. Ueber die

Gründe von Jakobäas Abreise aus Brüssel vgl. auch ihre eigene Erklärung: Particul. 36. 37. Beitr. zur Gesch. Jakobäas I 56. 45.

Viertes Kapitel.

Johann von Bayern und die Hoeks.

1. Verfolgung der Hoeks. Verm. Beka 411—412. Magn. Chron. belg. und Suffr. Petrus ad h. a, Brederodes und Wassenaars Erklärungen im Bündnißbriefe mit Utrecht am 15. April 1420. Beitr. I 14—15.

2. Ritter Nothaft. Beitr. I 67—72. Andere Urkunden vom 31. Aug. 1420 und 19. März 1423 bei Mieris 557. 669.

3. Johanns von Bayern Brabanter Absichten. Man vergleiche die Verhandlungen bei dem Biervlieter Verlöbniß Mieris 411 und Dynter 369 (Jakobäa I 327) und im Art. XIII des Friedensvertrags vom 13. Febr. 1419 mit den Maßregeln, welche St. Paul gegen Johann von Bayern nöthig hielt, bei Dynter 401—403, Aegid. de Roya, und Divaeus Ann. Lovan.

4. Die burgundische Blutrache Kervyn de Lettenhove Hist. de Flandres IV 232.

5. Bedrängniß und Unterhandlungen der Utrechter. Verm. Beka 409 ff. Heda hist. Ultraj. 272. Mieris 533. Meerman 37. 42—44.

6. Bündniß mit Geldern am 3. Juli 1419. Verm. Beka 409. Nyhof Gedenkw. uit de Gesch. v. Gelderl. III, 153, Urk. no. 385 p. 363 ff. Vertrag mit Gaesbeck am 9. Febr. 1420 Mieris 539.

7. Die Vorgänge in Leyden sind von Meerman in seinem Verhaal van het beleg en de verövering van Leyden in 1420 (Leyden 1806) nach der Reihe so trefflich erforscht und dargestellt, daß soweit es die Thatsachen betrifft, dieses Werk den Glauben wie zeitgenössische Urkunden verdient. Bündnißverträge der Hoeks und Utrechter vom 15. und 17. April 1420 Mieris 542—545.

Fünftes Kapitel.

Fall von Leyden.

1. Verträge vom 21. und 22. April 1420 Mieris IV 545—548. Dynter p. 388. 394—395. Daß die Urkunden nicht sogleich veröffentlicht wurden, erhellt aus dem Verm. Beka, der nur gerüchtweise davon weiß. Ein Beispiel aber, wie jetzt die Beamten allein von Johann von Bayern die Schlösser übernahmen, ist die Urkunde vom 28. Oktober 1420 M. 559.

2. Die Leydener, Utrechter, und Amersforter Kriegsgeschichten sind von Meerman sämmtlich an's Licht gestellt. Nimmt man aber blos die Thatsachen, und wie sich ihre Folgenreihe und Verkettung ergibt, und hält auch die, doch nicht ganz unglaubwürdigen, Berichte des

Verm. Beka 416—428 und bei Velius 19 damit zusammen, so ist man genöthigt, hier und da in der Beurtheilung von Meerman abzuweichen.

Sechstes Kapitel.

Zweiter Heereszug Jakobäas wider Johann von Bayern.

1. Die Brabanter und Brüsseler Vorgänge sind ausführlich geschildert von Dynter c. 173—204 p. 389—435. Vgl. dazu die französische Uebersetzung p. 822 ff. Die zweite Quelle ist a Thymo, die dritte Divaeus Ann. Brab. 42 Lovan. 104, die vierte die Brabantsche Yeesten. Zu diesen Brabanter Quellen, welche mit andern handschriftlichen Nachrichten bei Henne et Wauters in der Hist. de la ville de Bruxelles fleißig benützt wurden, sind hinzuzunehmen die Hennegauer in den Particularités sur l'hist. de Jacquel. 32—47, und die holländischen Aufzeichnungen im vermehrten Beka. Einzelheiten finden sich auch im Aegid. de Roya und im Zandfliet, dem Lütticher Chronisten, 413. Damit sind zu vergleichen die Darstellung bei Monstrelet I c. 239 und besonders Chastellain I 170—176. Der Letztere hebt hervor, daß der Plan, des Herzogs Bruder St. Paul zu berufen und ihm die Regentschaft zu übergeben, zuerst von Jakobäas Mutter ausgegangen sei, — ferner die Unterredung St. Pauls und des Herzogs durch das Thorpförtchen, — die große Gewalt des Herrn von Heynsberg über den Herzog, — die Bekenntnisse der Patrizier auf der Folter, — die Gegenwart des Herzogs bei den letzten Hinrichtungen. Chastellain erzählt offenbar nur das, was er von Andern gehört hatte, und sucht es sich zurecht zu legen: wohl aber hatte er über die einzelnen Thatsachen, welche er berichtet, Gewährsmänner, welche mit dem Hergange bekannt waren.

2. Die neue Dispensationsbulle des Pabstes nach seinem Widerrufe datiren Dynter p. 366 und A. Thymo (Beitr. I 36) VI cal. Junii pontificatus nostri anno secundo. Das wäre also, da Martin V. am 11. und 21. November 1417 inthronisirt und geweihet wurde, im Mai 1419 gewesen. Nun aber war am 23. August 1420 laut Jakobäas Erklärung vor den Hennegauer Ständen noch keine neue Dispensation erschienen, und die Stände schickten eine Botschaft nach Brüssel, damit ihre Erlangung betrieben werde: Partic. 36. 37. 39. Aus Jakobäas Erklärungen vor dem Schiedsgerichte in Paris im Juni 1424 (Beitr. 56) und den Hennegauer Ständen im Dezbr. (Partic. 76—77) erfahren wir, daß inzwischen die Dispensation erschienen war, aber nur sich auf die beiden Punkte der Blutsverwandtschaft und der Schwägerschaft bezog. In der That enthält nun die von Dynter und Thymo mitgetheilte Dispensationsbulle nur diese beiden Punkte. Sie konnte ferner erst dann erschienen sein, als Humfried und Jakobäa bereits ihre Vermählung vollzogen hatten, weil sonst keinen rechten Sinn der Zusatz hätte: irritum quoque et inane totum id- et quidquid pro ipsius impignoracione (imperfeccione?) matrimonii a quoquam attemptari contigerit, declaramus. Im April 1423 war auch der Prozeß zwischen Jakobäa und Johann von Brabant adhuc in curia romana indecise pendens: Dynter p. 431 c. 202. Es bleibt also nichts übrig, als anzunehmen, daß entweder jene beiden Chronisten das Datum falsch gelesen, oder daß es in dieser Sache — in welcher

so Vieles gefälscht wurde: Beitr. 36 — gefälscht war. Das ächte Datum der Bulle wird VI. Kal. Junii pontif. anno septimo sein, nämlich 27. Mai 1424. Denn kurz nachher, im Juni, sollte die große Schiedsverhandlung zu Paris sein zwischen Humfried und Johann von Brabant. Ohne Zweifel hatten die Abgesandten des Letztern erst zu diesem Reichstag die päbstliche Bulle erhalten können. Auch Plancher 90 setzt den Erlaß der Bulle in diese Zeit. — Die Benediktiner müssen sogar eine Nachricht gefunden haben, Johann von Bayern habe selbst Jakobäa heirathen wollen: l'art de vérifier les dates 645.

3. Ueber die Ereignisse von Gertrudenberg und den Gränzkrieg zwischen Brabant und Holland berichten außer den unten genannten Quellen der Cod. Tegerns. in den Beiträgen I 15 und der Verm. Beka. Vgl. Zandfliet 412, Urk. v. 11. Febr. 1422 und 26. April 1421 bei M. 623. 578. Johann von Bayern und die Friesen und Utrechter: Urk. vom 4. Novbr. und 1. Dezbr. bei M. 559. 560.

4. Pfalzgraf Ludwig III. vom Rhein, genannt der Bärtige, war 23 Jahre älter, als Jakobäa, und starb 20. Dez. 1436. Seine erste Gemahlin Blanka war die Tochter Heinrich IV. von England und starb 1409. In zweiter Ehe war er 1417 mit einer Tochter des Herzogs Amadeus von Savoyen vermählt.

Siebentes Kapitel.

Brüsseler Blutgerichte.

Dieselben Quellen wie in Note 1 zum sechsten Kapitel.

Fünftes Buch.

Humfried von England.

Erstes Kapitel.

Jakobäas Flucht nach England.

1. Besuch St. Pauls am 6. Jan. 1421 in Mons: Partic. 47. Ständeversammlung am 16. Februar in Valenciennes: 47—48. Anstrengungen Philipps von Burgund und Johanns von Bayern: Beitr. 46—47. Der Fall von Gertrudenberg nach 26wöchentlicher Belagerung trifft gerade in diese Zeit: Beitr. 15. Urk. vom 20. Nov. 1421 bei Mieris 607.

2. Antrieb der Hoeks zur Verbindung Jakobäas mit Humfried: Beitr. 15—16. 43—44. Chastellain (ed. Kervyn de Lettenhove, Brux. 1863) I 209 ff. c. 70—71.

3. Humfried von Glocester. Jakobäa und ihre Zeit I 418 n. 14. Henrici V. reg. Angl. gesta (ed. Benj. Williams, London 1850) p. 59. 228. 132. 159. Joh. Capgrave liber de illustr. Henricis (ed. Hingeston, London 1858.) Humfridus vir quidem inter omnes mundi proceres literatissimus. Capgrave widmete ihm seinen Commentar über die Genesis: 225—232, schrieb auch eine leider verloren gegangene Lebensbeschreibung Humfrieds: 109. 189. Auch dem Domherrn Upton gab Humfried den Auftrag, das berühmte Ritterbuch de studio militari zu schreiben, welches ihm ebenfalls gewidmet wurde. Heeren Gesch. des Studiums der klass. Literatur II 135 no. 39. Holinshed I 211—212. Hume 139. Vgl. Shakespear im Heinrich VI. Theil 1 und 2. Vgl. Pauli Bilder aus Altengland.

4. König Heinrichs Einverständniß mit Jakobäas Flucht nach England: Beitr. I 47—49. Sub certis conditionibus et promissionibus regiis ad terram istam (Angl.) pervenit (Jacobäa) Beitr. II 130. Le bon roy Henry me fist mener en son royaume: 137. Ad cujus requestam regnum Angliae intravimus: 132. Quant me feist aller par de la: 128. Am Schlusse der lateinischen Darlegung vom 27. Mai 1427 (Beitr. II 132) heißt es: Quod tota hujusmodi causa per christianissimum Francie et Anglie regnorum regem, moderni regis patrem fel. record., et regnum suum traxerit exordium. — Mit diesem Allem stimmt überein St. Rémy c. 108 p. 453 und der Geleitsbrief vom 1. März 1422: Rymer Acta et foedera Angl. (1745) IV 8. Vgl. den Anfang der Urk. v. 1. März 1426 in den Beitr. 85.

5. Die Fluchterzählung ist bei Chastellain romanhaft ausgesponnen. Glaubhafter sind St. Rémy c. 108 und Monstrel. c. 245. St. Rémy und Stow Chron. of Engl. nennen Robertsart als Denjenigen, der Jakobäa nach England brachte. Chastellain und Monstrelet nennen ihn d'Escaillon. Aus Beitr. 51 geht hervor, daß er beide Titel führte. In den Partic. 48 das Datum. Vgl. Dynter p. 414. Vinchant 82. Chastellain nennt die drei hoekischen Edelleute, welche Jakobäa nach England schickte, und berichtet über ihre Reise von Dover nach London. Daß Jakobäa hastivement habe flüchten müssen, schreibt sie nach Valenciennes: car y avoit conclusion de la prendre a force. Beitr. 47. Luxemburg marschirte auf Bouchain: das. 49. Monstrelet c. 265 p. 516.

6. Jakobäas Anschlag vor den Kirchthüren. Part. 48. 49. 37. Dynter p. 414—415.

7. Ihre Aufnahme in den Schutz und Schirm (mundiburdium) des Königs, seine Versprechungen, und Humfrieds Verlobung: gubernacioni ac protectioni regie majestatis in omnibus se submisit et consequenter juxta dispositionem et ordinacionem regiam Humfrido in conthoralem assignata. Beitr. II 130—131. Ueber die Versammlung, in welcher Jakobäa in des Königs Mundium eintrat: 132. 135. Erbvertrag zu Gunsten Humfrieds: Philipps größter Vorwurf ist, daß sie en sa desheritance avoit donné ses pays au duc de Glocestre et les avoit alliés a la couronne d'Engleterre, — sestoit

de ses pays desheritée et en fait adherité le dit duc de Gloucestre pour si et ses hoirs. Beitr. II 140. 153. Jakobäa widerruft im Art. III des Delfter Vertrags vom 3. Juli 1428 (Mieris 918) diese ihre Urkunden.

8. Ueber Hollands Reichthum an Schiffen auch Lescases in den Beitr. II 200.

9. Auftreten Philipps. Dynter 415. Partic. 50. Beitr. I 46. 47. 49. Vinchant 83. 84. Glaubwürdig und beachtenswerth erscheint, was in dieser Beziehung Lescases Beitr. II 200—201 mittheilt. Geleitsbrief für die Gesandten Herzog Johanns von Bayern am 3. Mai: Rymer IV 25. Jakobäas Briefe: Beitr. 46. Vgl. Urk. v. 31. Mai 1421 bei Mieris 583. Jakobäas Mutter in Arras Monstr. I c. 262 p. 514.

10. Jakobäas Ehren in England. Rymer IV 27. 31. 32. Monstrelet I c. 265 p. 516. Beitr. II 132. Part. 85. Ihr Aufenthalt in Hartford Part. 55.

11. Ueber das englische Volks- und Staatswesen Froissard und Commines in Kervyn de Lettenhove les bibliothèques de Rome: Bulletin de l'académie royale de Belgique 2me série tome IX no. 3.

Zweites Kapitel.

Johann von Bayern Herr in Friesland.

1. Ueber altfriesische Zustände Henno Suur Geschichte der Häuptlinge Ostfrieslands (Emden und Aurich 1846) S. 85 ff. Onno Klopp Geschichte Ostfrieslands (Hannover 1854) S. 146 ff. Wiarda Ostfries. Geschichte (Aurich 1791) S. 390—413.

2. Kriegsbrauch: Urk. vom 1. Febr. 1422 bei Mieris 618—621. Verwilderte Mönche: Urk. v. 6. und 15. Mai 1421 M. 580. 582.

3. Sigmund und die Friesen: v. Löher Kaiser Sigmund und Herzog Philipp 327—328. 330. 333. Dortselbst auch die richtige Datirung der Urkunde angeblich vom 19. August 1416 bei Mieris 387. Andere Urkunden bei Mieris 423—427. 502. 398. 418.

4. Verträge und Unterhandlungen mit den friesischen Parteien 1418—1421. Erster Unterthanenvertrag der Schieringer im Okt. 1418 bei Mieris 502. Die Groeninger verpflichten sich an den Bischof: 534. Waffenstillstand am 6. Aug. 1420 zwischen den fries. Parteien: 551. Friedensvertrag derselben 13. Sept. 1420 in v. Schwarzenberg Chart. Buch I 416 ff. Zweiter und dritter Unterthanenverband der Schieringer mit dem Herzog 4. Nov. 1420 und 3. und 4. April 1421 Mieris 559. 572—576. Renesse Generalkapitän: Schwarzenberg 423. (Mieris setzt die Bestallung unrichtig in's Jahr 1422, wo Herzog Johann nicht mehr von seinen Landen „bis zur Weser" sprechen konnte.) Unterhandlungen wegen der Vitalienbrüder mit den Bettkooper Häuptlingen, und über die Festungen der Schieringer, über den Overyssler Zuzug: Urk. vom 19. und 24. April 1421 M. 577. Anschlag auf Dokkum: Urk. vom 11. Juni 1421. Friedensunterhandlungen mit sämmtlichen Friesen und den Utrechtern im Juni und Juli 1421 M. 587—589. Landes-Einver-

leibung bis zu Lauwers und Allianz mit den übrigen Friesen bis zur Weser: 595 ff. Einverständniß auch mit Sicko Sjarda: 639.

5. Utrechter Krieg. Absagen des Herzogs 1. Dez. 1420 M. 560. Vermeer. Beka 423 ff. Suffr. Petrus ad a. 1421. Heda 277. Urk. bei Mieris vom 30. Juli und 18. und 19. Sept. 1421 591. 599. 600. Burmann Utrecht'sche Jaerboeken, (Utrecht 1750) I 236—269. Städtischer Beistand für Utrecht: Beitr. 65.

6. Sturmfluthen und Ueberschwemmungen. Chron. Holl. Verm. Beka. Suffr. Petr. Magn. Chron. Belg. Velius Hoorn 20. Die Menge von Anordnungen des Herzogs Mieris 608 ff. Verpfändung der Juwelen der Herzogin: das. 618.

7. Neue Eidgenossenschaft der Friesen vom 1. Febr. 1422 M. 618—621. Es ist unrichtig, wenn die friesischen Geschichtschreiber, auch die neuen, die Sache so darstellen, als habe der Groeninger Bund der holländischen Herrschaft ein Ende gemacht. Das Gegentheil geht nicht nur aus der klaren und vollständigen Klausel des Bundbriefs, — behouldelyck sodaene heerlycheyt, als hartogh Johan van Bayern, onse genadige heere, heeft in Oostergoe en Westergoe landen nae inholdt onser beseglder handtschriften en privilegien, de wy van hartogh Johan vorgenoemt hebben, den wy gehuldet en gesworen hebben, — sondern auch aus den späteren Verhandlungen Herzog Johanns mit den Friesen deutlich hervor: Mieris 622. 654. 700. 717. 720. 726. 740. Es wurde auch keineswegs beschlossen, ihm all seine festen Plätze zu entreißen, sondern es werden nur vier benannt, und bei diesen handelt es sich hauptsächlich um die Wegschaffung der Vitalienbrüder. Vergl. des Herzogs Briefe an Ocko und Sicko vom 15. und 21. Juni 1422 bei M. 639. 641.

8. Aufstände in Haerlem und Zierickzee: Chron. Tielense 491. Urkunden bei Mieris 630—632. 669. Beitr. 66. 72. Vgl. Art. IX bei Mieris 919 und die zwei Urk. vom 1. Aug. 1428 M. 925. 926.

9. Angriffe der Hoeks, und ihre Helfer: Urkunden vom 24. Sept. 7. Okt. 21. Nov. 12. Dez. 1422, ferner vom 12. 15. Mai 16. Okt. 1423, 22. Jan. 15. März 18. April 4. Juli 5. Sept. 1424 bei Mieris 658. 660. 663. 666. 678. 679. 699. 705. 715. 719. 728. 733. Vgl. 764. Schon am 7. Oktober 1422 befahl der Herzog den Bau der Blockhäuser bei Brouwershaven.

10. Frieden mit Brabant und Utrecht. Urk. vom 20. Novbr. 1421, 22. Mai u. s. w. 1422 und 16. Juli 1423 M. 607. 636—638. 647—651. 686. Geldkosten der Utrechter: Beitr. 65. Burmann 265.

Drittes Kapitel.

Humfried von England und Philipp von Burgund.

1. Ueber Humfrieds Charakter oben Buch V Kap. 1 Note 3. Philipps Charakter ist zur Hälfte von Barante richtig gezeichnet, die andere Hälfte ist aus der Folgeweise seiner Handlungen zu entnehmen, insbesondere auch aus der Schrift von St. Germain: Beitr. I 79—80. Olivier de la Marche II 16. Vergl. v. Löher Kaiser Sigmund und Philipp 307—308.

2. Das Begegnen in St. Omer Monstrelet I c. 168 p. 393. Tödtlicher Haß zwischen Beiden: Beitr. I 63. II 140.

3. Heinrich V. auf dem Sterbebette Monstr. I c. 275 p. 530. Barante IV 367—370. Er starb den 31. August 1422.

4. Ueber die Fabel von der Dispensation durch Benedikt: Beitr. 49—50. Diese Fabel entstand wahrscheinlich aus einigen Worten der Bulle Martin V. bei Dynter 365. Vgl. den bei Pauli VI 92 Note 3 erwähnten Gesandtschaftsbericht.

5. Vermählung Humfrieds und Jakobäas. Zeit: Beitr. I 50—52. Pracht: nupciis regaliter in Anglia celebratis: Beitr. 16. Par ordinance de sainte eglise: Partic. 83. Nach vorherigem Rechtsgutachten englischer, italienischer, und anderer Juristen: Beitr. II 132. Part. 77.

6. Humfrieds Rüstungen und die Hennegauer: Beitr. 50. Part. 58. 55. Versuche Johanns von Brabant im Hennegau: das. 55—57. 59—60. 65. Einfälle der fremden Truppen in den Hennegau: 57—58. 63—65. 67. Humfried Winchester und die Lords Proceedings IV 13—18. Pauli Gesch. v. England V. 195—197. Lingard V 96 ff. 65 ff.

7. Erste Vermittlungsversuche: Beitr. 52. Bündniß zu Amiens Monstr. II 7 p. 542. Plancher 71—72. Daß auch Humfried den Bundeseid leistete, geht aus seinem ersten Briefe an Philipp vom 12. Jan. 1425 hervor.

8. Philipps Bündniß mit dem Herzog von Brabant: Beitr. 53—54. Dynter c. 202. 203 p. 431 ff. Daß er ihm Gelder auf Holland und Seeland vorstreckte: Urk. vom 13. Aug. 1425 bei M. 789—790.

9. Verbindung mit Johann von Bayern und dessen Thätigkeit: Beitr. 65—67. Chronik der Utr. hist. Genossensch. 1850, 260. Dynter 431. 437—439. Barante IV 373 ff. 386. 392. 402. 404. 421. Margarethe von Bayern Plancher 61.

10. Ein Testament Johanns von Bayern theilt Plancher IV Preuves p. XXVI mit, ohne jedoch anzugeben, ob ihm ein Original oder eine Kopie, oder vielleicht nur ein burgundisches Konzept vorlag. Nirgend anderswo ließ sich dieses Testament finden. Uebrigens hatte es ganz den Inhalt, auf welchen ich früher (Beitr. 75—76), ehe ich die Urkunde bei Plancher fand, bezüglich des Umfangs von Philipps Erbrecht einen Schluß zog. Von den Verhandlungen wegen des Nachlasses Johanns von Bayern mit Johann von Brabant, Elisabeth von Luxemburg, und Jakobäa: Chronik der Utr. hist. Gen. 1851, 270—271, Urk. vom 14. März 1427, und der Delfter Vertrag vom 3. Juli 1428 bei M. 878. 917.

11. Inhibition von Rom und falsche Bullen: Beitr. 54. 36. Dynter 365. Plancher 113. Der pikardische Erzähler (Beitr. 98) spricht ebenso von einer dispensation papale, wie Corner 1255. 1280 anführt, Jakobäa sei mandato et jussu des römischen Pabstes wegen zu naher Blutsverwandtschaft von Johann von Brabant geschieden worden.

12. Philipp und Bedford im Sept. 1423 in Paris: Plancher 79. vergl. 63. Versammlung der Schiedsrichter: Beitr. 54—58. Bulle vom 27. Mai 1424 oben S. 536 Note 2.

13. Humfrieds Heer Partic. 75. Cod. Teg. in Beitr. 16.

Geschütze: Beitr. 89. Annal. de St. Ghislain in der Coll. des chron. belg. inédit. VIII 542.

14. Landung in Calays. Am 28. Sept. traf die [illegible] Gesandtschaft das Heer an der englischen Küste zur Abfahrt bereit. Am 5. Oktober hatte der Brabanter nach Mons um Hülfe geschrieben gegen Humfried, der nach dem Hennegau wolle. Am 7. hört man in Mons vom allgemeinen Heeresaufgebot in Brabant. Am 19. schickt man nach Calays, sich nach dem Stande der Dinge zu erkundigen. Am 21. war der Herold Humfrieds und Jakobäas aus Calays in Mons. Am 21. Okt. berieth man im Haag, wie man sich gegen die Engländer, die in Calays gelandet, wehren solle: Partic. 70—73. Chronik der Utr. hist. Gen. 1851, 261. v. Wyn Byvoegsels op Wagenaar I 90 ff. Daraus ist zu schließen, daß die Landung bereits in den ersten Oktobertagen erfolgte.

15. Letzter Rechtstag in Paris Monstr. II c. 23 p. 563. Dynter c. 437—439. Plancher 93—94. Havrech Landeshauptmann Partic. 67. Cod. Teg. Beitr. 16. Brabanter Landesaufgebot und die Bürger von Mons Part. 73—74. 70.

16. Zug nach dem Hennegau. Aufbruch aus Calays wahrscheinlich am 18. Novbr., am 19. marschirte das Heer schon aus Guines: Partic. 73. Dynter c. 207. 208. Annal. de St. Ghislain 542. Mémoires de Pierre de Fénin (edit. Mlle. Dupont, Paris 1837) p. 229. Die Herzogin Mutter: Cod. Teg. Beitr. 16. v. Wyn 88. Part. 75. Einzug in Mons u. s. w. Part. 75—79. St. Rémy c. 133. Zuströmen der Hoeks: Joh. v. Dixmude in Coll. d. Chron. belg. inédit. III 37. Die Brüsseler in Hal: Henne et Wauters 225. Der Hennegau ein Schlösserland: Les Cases in Beitr. II 202.

Viertes Kapitel.

Tod Johanns von Bayern.

1. Seine kraftvolle und heilsame Regierung wird durch die zahlreichen Urkunden bei Mieris bekundet. Ueber seine Hausordnung Urk. vom 18. und 19. Mai 1424 bei M. 725. Heemskerks Verbannung und hübscher Falkenbrief an die Herzogin: Urk. vom 10. Mai 1423, 18. und 23. Sept. 1424 M. 677. 735. Grundruhrrecht und Hansen: Urk. v. 30. April 1424 M. 721. 722. Des Herzogs gutmüthiges und achtloses Wesen bezeugt Vliet bei M. 730. Ueber die Amtmannei für den Hengst Urk. vom 21. Febr. 1423 M. 709. — Vgl. Beitr. 65. 68.

2. Ritter Rothaft: Beitr. 67—72. Urk. vom 5. Jan. 1425 das. 68.

3. Maßregeln wider Hoeks und Engländer Urk. v. 4. Juli 1424 M. 728. v. Wyn Byvoegsels 91. Beitr. I 34—37, wo indessen S. 34 statt 1427 zu lesen 1424. Chron. der Utr. hist. Gen. 1851, 260.

4. Warnung des Brabanters vor Philipp: Urk. bei M. 745. Schoonhoven M. 740—741. Beitr. 67. 75. Vgl. den Brief an die Hennegauer Partic. 73. Vgl. Dynter c. 208 p. 440—441.

5. Johann von Vliet. Seine Stellung bei Herzog Wilhelm Cod. Teg. Beitr. 17, Gouthoeven 210. Beatrix: Joh. v. Leidis 347. Herrschaft über Marken Mieris 689. Dienstentlassung M. 730, Anm. Ur-

stachelung durch seine Frau: Cod. Teg., Chron. der Utr. Gen. 1851, 261. 1850, 418. Gefangenschaft in Purmerende: Chron. der Utr. Gen. 1851, 260—261. Bekenntniß über den ganzen Vergiftungs-Hergang M. 729—730. Hinrichtung den 3. Aug. 1424 Dynter 441. Cod. Teg, Chronik der Utr. Gen. 1851, 260—261.

6. Daß der Herzog an der Wirkung des Gifts starb, berichten Cod. Teg. Beitr. 18, Zandfliet Chr. Leod. 418, Corner 1262, Goudsche Chron. 126. Beschenkung der Hofkapelle: Urk. v. 7. Sept. bei M. 733. Ueber die Urheber der Vergiftung Beitr. 77 und Jakobäas Testament im Cod. diplom. nederl. der Utr. hist. Gen. I 209 vgl. 237. Ueber des Herzogs letzte Tage Chron. d. Utr. Gen. 1851, 267—269.

7. Elisabeth von Görlitz: Urk. vom 26. Febr. 1425. M. 760.

8. Johann von Brabant gehuldigt: Cod. Teg. Beitr. 18. Chron. Holl. 158. Urk. vom 8. Januar und 29. Mai 1425 M. 746 ff. Dynter c. 209 p. 441—445. Chr. d. Utr. Gen. 1851, 209—270. Borsselen Ruhwart: Urk. v. 22. und 16. Mai M. 779. 777. Vertrag mit den Friesen: Urk. vom 18. Mai M. 778. Philipp als Anstifter: Cod. Teg., Chron. Holl., Chron. d. Utr. Gen. 1851, 276.

9. Vertreibung und Wiedereindringen der Hoeks. Cod. Teg., Urk. vom 6. 14. 17. Febr., 27. März, 30. Mai M. 750. 756. 757. 771. 780. Olivier van Dixmude (ed. Lambin, Ypre 1835) 113. Gouda Dortrecht und Zierickfee: Chron. d. Utr. Gen. 1851, 269. Beitr. 77. 72—73. Part. 92. Briefe der Hennegauer Stände Partic. 85. 92. Chron. Holl.

10. Schoonhoven. Stellung der Stadt M. 793. 741. Eroberung durch Kyfhoek: Cod. Teg. Beitr. I 18—19. Goudsche Chron. 126. Vermeer. Beka 450—451. Reygersberch Cronycke van Zeelandt (1551) c. 43. Chron. Holl. 159—160. Chron. Tielense 503. Veldenaar 307. Suffr. Petr. 148. Gouthoeven 449—450. Die Einnahme der Stadt durch die Hoeks geschah zu Anfang März, schon am 11. März wußten die Leydener davon: Chron. d. Utr. Gen. 1851, 270. Herzog Johann begann die Belagerung am 24. März.

Fünftes Kapitel.

Fürstliche Zweikampfbriefe.

1. Philipps Thätigkeit Plancher 95—100. 105. 223. Beitr. 59. 62. St. Rémy c. 133. Dynter c. 206. 207. 208. Divaeus Ann. Lovan. § 4 p. 204. Divaeus Ann. Brab. p. 235. Chron. der Utr. Gen. 1850, 270. Die vom 1. März 1425 datirte Urk. bei Pauli V 193 Note 2 gehört in's Jahr 1426: Beitr. 85—86.

2. Franzosen gegen Humfried Monstr. II c. 29 p. 570. Parteien unter der Ritterschaft Dynter c. 206 zu Anfang p. 437, c. 214 zu Ende p. 453. Monstr. c. 32. p. 574—575. Fénin 228. Madame Jacque la desirée: Chron. de l'abbaye de Floreffe in der Coll. des chron. belg. inédit. VIII 134. Fénin 241. Bei Johann v. Dixmude 37 heißt Jakobäa blos Humfrieds Kebsweib und amye, dagegen sagt wieder Olivier v. Dixmude 114: Humfried habe Jakobäa ghecreghen in huwelicke by den paeus ende by de wet van

der heligher kerke. — Beitr. II 200: obtendens illius frigiditatem. Sieh Kap. IV Note 11. und Buch IV Kap. VI Note 2.

3. Briefe zwischen Humfried und Philipp. Der Text des ersten Briefes des Engländers bei Monstr. c. 25 sowie der Schluß des letzten Briefes des Burgunders ist aus Wavrin zu ergänzen: Beitr. I 63. Jakobäas Theilnahme am ersten Briefwechsel, und Ueberbringen der Briefe durch Herolde: Fénin 232. — Vgl. Oliv. de Dixmude 114—115. Plancher 99. Chron. des Pays Bas in der Coll. des Chron. belg. inéd. III 388.

4. Heer der Brabanter: Dynter c. 209—211. Cod. Teg. in Beitr. I 17. Oliv. v. Dixmude 113. Zusammensetzung des Heeres: Dynter p. 446. Burgunder im Heer: Fénin 230. Daß St. Pol 50,000 Mann hatte, und der Graf von Couversant hauptsächlich kommandirte: Fénin 231. Les Cases erzählt, es seien an 150,000 Mann zusammengeströmt, Philipp habe Valenciennes und Croy mit Luxemburg Mons belagern wollen: Beitr. II 201—202. Daß Humfried den Brabantern die Fehde nicht angesagt: Dynter p. 444.

5. Vorgänge im Hennegau Dynter c. 211. Monstr. c. 29. 30. St. Rémy c. 133. Partic. 86. Beitr. I 17. 63. 64. Die Brainer Jagdhunde Dynter p. 444—445. Ueber die Vorgänge nach Brains Einäscherung ist Dynter mit St. Rémy zu vergleichen, der Eine erzählt zu Gunsten der Brabanter, der Andere der Burgunder; Beide sind durch Monstrelet und durch Fénin 231—234 zu berichtigen.

Sechstes Kapitel.

Humfrieds Abzug.

1. Philipp in Hesdin St. Rémy c. 137—138. p. 476—477. St. Germain in Beitr. I 80—81. Oliv. v. Dixmude 115. Meyerus Annal. Flandr. 267 v. Hossart II 239.

2. Bulle vom 13. Febr. 1425 Dynter c. 214 p. 451—453.

3. Die Hennegauer Städte: Beitr. I 17. 59—60. 62. 84. Dynter c. 212 p. 448—449. Chron. des Pays Bas 388. Valenciennes und Mons: Beitr. 17. 33. Philipps Briefe an die Städte Partic. 97. 99. Jakobäas Mutter Part. 96. Plünderungszug des Brabanter Heeres Dynter c. 213. p. 449—450.

4. Humfrieds Abschied Partic. 98—99. 112. Fénin 234. Monstr. c. 29 p. 571. St. Rémy c. 137. p. 476. Beitr. 64—65. Stow Chron. 367. Pauli V 193 Note 4. Jakobäas Brief vom 6. Juni. Von ihrer großen Liebe zu Humfried Wavrin Beitr. 64. Der Cod. Teg. (Beitr. I 17) berichtet, Humfried habe wirklich versucht, nach Holland durchzubringen. Verkündigung freien Geleits für die abziehenden Engländer Fénin 234.

5. Humfried in England Part. 112. Monstr. c. 32 p. 575. St. Rémy. Meyerus 268 v. Humfried in der öffentlichen Meinung Fénin 232. 234. Joh. v. Dixmude 37—38. Beitr. I 18, II 202.

6. Schoonhoven Kap. IV Note 10. Dynter c. 214. p. 451. Urk. v. 13. 19. 20. April, 22. 24. 29. Mai, 12. 13. 17. 19. Juni, 19. 25. Juli bei Mieris 775. 776. 777. 779. 780. 785. 786. 787. 788.

789. Chron. d. Utr. Gen. 1850, 419 über den Maitag der Leydener. Ferner daselbst 1851, 271. 272. 273 über das Unglück der Rotterdamer.

7. Ueber die Regulus-Fabel von Arnold Beylinck Beitr. 73—74. Beylinck war Goudaer Schultheiß: Lange v. Wyngaerden Gesch. der Heeren en Beschryving der Stad van der Goude II 157—159. 450. I 735. Vgl. Kronyk v. h. hist. gen. te Utrecht 1867, 480, wo aber Dr. Brill hinsichtlich des Bildes ganz recht hat.

Siebentes Kapitel.

Belagerung von Mons.

1. Neue Verheerungen durch die Burgunder und Brabanter Truppen. Partic. 93. 110. Monstr. c. 32. Daß schon jetzt Philipp die Zusage hinsichtlich Hollands und Seelands erhielt, geht aus den Verhandlungen zu Douay (Note 7) hervor. Die Bürger von Mons fordern von ihm gleich anfangs, sein Recht auf Holland und Seeland müsse er erst darthun: also hatte er schon davon verlauten lassen. Später heißt es ganz offen: daß er das Regiment von Holland und Seeland behalten wolle, d'welc hy heeft van minen genedigen heere van Brabant, die in possessien is gewyst mitter sententien gegeven in den hove van Rome. Es wurde, wie aus den Leydener Stadtrechnungen in der Chronik der Utrecht. hist. Gen. 1851, 271—272 hervorgeht, schon im Frühjahr die Sache geplant. Damals schon wurde die Brüsseler Tagfahrt auf den 24. Juni festgesetzt, auf welcher die Abgeordneten Antwort brachten, wie jede Stadt die Landesübergabe an Philipp ansehe. In der Zwischenzeit war eine holländische Gesandtschaft bei ihm in Douay gewesen.

2. Herrichtung von Mons für Belagerung Partic., besonders 93. 96. 99. 101—106. 114—115. 117. Ueber die Geschütze: St. Ghislain Annal. 542. Part 118. Beitr. 89. Mons Umgegend unter Wasser: Beitr. II 202.

3. Jakobäas Zimmer Gachard Archives de Lille 82. Der Trompeter auf dem Belfroy: Beitr. 82.

4. Parteien in der Stadt Part. 108. 113—114. 119. Die Brabanter Herolde 109. Mißtrauen gegen Jakobäa 112. 98—99. 107. Gesandtschaften an Philipp 104. 106. 112. 115.

5. Philipps Geleitbrief vom 15. Mai Partic. 142. Jakobäas Erklärung 116.

6. Belagerung Dynter 454—456. Beitr. 81—82. Anfang Partic. 117. Montfort und Herrines Kommandanten: das. 114. 117. Angriffe und Ausfälle Dynter 456. St. Rémy c. 137. Cod. Teg. Beitr. 20. Wassersnoth Zandfliet 416. Dynter. St. Rémy. Anrücken l'Isle Adams: Beitr. I 82. vgl. II 202.

7. Der Gang der Unterhandlungen in Douay gibt sich deutlich zu erkennen in der Folgereihe bei Mieris 781—782. Vgl. Corner 1264. Beitr. 20—21. Eilige Berufung Johanns nach Douay Dynter 456. Vertrag zwischen Philipp und Johann: das. 782 und Part. 143—146. Daß der Vertrag ohne Zuthun von Jakobäa oder ihrer Mutter

geschlossen: Dynter 459, Jakobäas Brief vom 6. Juli, Beitr. 83—84. Von der Abtretung von Jakobäas Ländern an Philipp: Beitr. 84 und seine Aeußerung bei Mieris 781. Am 2. Juli erklärt Johann von Brabant, er habe die Uebergabe an Philipp versprochen: Chron. d. Utr. hist. Gen. 1851, 272.

Sechstes Buch.

Philipp von Burgund.

Erstes Kapitel.

Jakobäa in Gefangenschaft.

1. **Ueber die Vorgänge in Mons vom 3. bis 6. Juni:** Beitr. 81—82. Part. 118—120. St. Rémy p. 477: Quand la duchesse sceut l'appointement, bien cuida mourir de doeul. **Jakobäas Briefe:** Beitr. 82—83.

2. **Huldigung in Valenciennes** Dynter 458 und Cod. Teg.

3. **Jakobäas Abführung nach Gent.** Part 117—121. Szene im Brabanter Lager Cod. Teg. Beitr. 21 und Dynter 459. Angriff des Bastards von Enghien Part. 122. Angriff der Hoeks Chron. Holl. und danach Veldenaar. Vgl. Corner 1264.

4. **Ueber die Schlösser in Gent:** S. Hirsch Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II., Excurs X: Reichsflandern und die deutsche Burg von Gent 507 ff. v. Lokeren: La cour du prince à Gand 1231—1235 im Mess. hist. de la Belgique 1844 p. 36 ff.

5. **Kaiser Sigmund und Johann von Bonau:** Beitr. I 91. v. Löher Sigmund und Philipp 338. Chronyk v. h. hist. genootsch. te Utrecht 1851, 267. 264. 279.

6. **Verfolgungen in Mons und im Hennegau:** Beitr. 87—90. Part. 122—124. Dynter 458—459. Vossius Annal. 79.

7. **Die burgundische Partei in den Niederlanden** Dynter c. 221 p. 466—467. c. 229 p. 484—486. Furcht vor den Engländern: Beitr. II 202.

8. **Rüstungen der Engländer** Dynter 465—466. Zusammensetzung ihres Landungsheers: das. 469. 465—466. Johann von Brabant: daselbst.

9. **Umtriebe der Kabeljaus:** Cod. Teg. Beitr. I 17. Urk. vom 23. Aug. bei Mieris 789—790. Daselbst und Cod. Teg. Beitr. I 20 über Philipps Versprechungen.

10. **Abtretung von Holland und Seeland an Phi-**

lipp Dynter p. 466—467. Chronyk v. h. hist. gen. te Utrecht 1851, 272. Beitr. I 84. Henne et Wauters 226.

Zweites Kapitel.

Flucht aus dem Gefängniß.

1. Jakobäas Hofhalt in Gent Beitr. II 132, St. Rémy c. 142, Monstrelet. c. 35. Beschlagnahme der Besitzungen von Jakobäas Mutter Cod. Teg. Beitr. I 21. Vgl. II 166. Cod. Teg. Beitr. I 21. Reygersberch 196.

2. Prozeß in Rom. Dynter 453—455. Vinchant 86. Cod. Teg.

3. Ueber den Plan zu Jakobäas Abführung nach Lille: Quantumve periculum perpetue detencionis nostre, prout dicebatur, nobis occulte comminatum evaserimus ab inde fugiendo, heißt es in einem Briefe Jakobäas: Beitr. II 132. Vgl. Cod. Teg. Chron. Holl. 160. Reygersberch. Stow. Jakobäas List: Fénin 235.

4. Parlamentsakte vom 14. Juli 1425: Rotul. Parlam. IV 277.

5. Flucht aus Gent und Aufnahme in Vyanen Schoonhoven Gouda Oudewater: Cod. Teg. 21—22, sodann Chron. Holl. 160. Chron. Tielense 503—504. Monstrelet. Vgl. Vossius 81. Elle s'est partie de Gand par nuyt en habit dissimulé elle quatre et tant, que par sa grant conduite elle est arrivée oudit pays d'Ollande, schrieb einer von Philipps Beamten aus Dijon am 6. Okt: Gachard Arch. de Dijon 115. Die Retter werden verschieden angegeben. Meyerus Annal. Flandr. 268 spricht nur von Theodor von Merwede, Heuterus 103 nennt diesen und Arnold Spierinck, Divaeus Ann. Brab. 236 zwei Brüder, von Aelborg und von Spierinck. Heuterus fügt auch bei: adjuvante nobili matrona. Arnold Spierinck war 1419 Drost in Heusden: Urk. v. 8. Jan. Mieris 511, Walter von Gent, der auch genannt wird, Zollpächter von Workum Schoonhoven u. s. w.: Urkunde v. 31. Dez. 1418 bei Mieris 508. — Den Tag der Flucht aus Gent bezeichnet Meyerus: ad cal. Sept, und Gachard theilt im Rapport sur les archives de Lille 84 einen Brief mit, aus welchem der 31. August erhellt. Damit stimmt die Angabe in der Chron. d. Utr. Gen. 1851, 273.

6. Befreiung Schoonhovens. Cod. Teg. Chron. v. h. hist. gen. te Utrecht 1851, 277. 278. Verm. Beka 451. Reygersberch 195. Chron. Holl. Snous 137—138.

7. Huldigung Jakobäas in Schoonhoven Oudewater Gouda, Zuzug und Zusage der Hoeks Cod. Teg. Beitr. I 24. Corner 1265. St. Rémy c. 142. Snous 138. Meyerus ad h. a. Heuterus 103.

8. Jakobäas Briefe an die Städte und an Philipp Chr. v. h. hist. genootsch. te Utrecht 1851, 274, an Humfried Fénin 235. Gachard Archiv. de Lille 84 und de Dijon 115. Cod. Teg. Beitr. I 22.

Drittes Kapitel.

Erster Sieg bei Alfen.

1. Philipp au desespoir: Plancher 106—109. Fénin 235. Monstrelet. Meyerus ad h. a. 268. Vossius 84. Die beiden Letztern erwähnen die Kriegsgelder aus Flandern. Alle Chroniken brauchen von dem jetzt beginnenden Kriege Ausdrücke, wie ingens in Hollandia bellum bei Divaeus Ann. Lov. ad a. 1425 p. 45. Vgl. Beitr. I 93. Si gens Anglorum natura vehemens et pugnax istic coaluisset etc. Beitr. II 200. Res postulabat, ut omnes rerum proventus et omne otium et omnis alia consideratio Philipp an Hollands Behauptung setzte: das. 201.

2. Richtigerklärung der Zweikampfs-Forderungen. Die Urk. theilt Plancher mit. Gueniots Brief bei Gachard Arch. de Dijon 115. Monstrel. St. Rémy c. 138.

3. Philipps erstes Auftreten in Holland Cod. Teg. Beitr. I 20. Jan v. Dixmude 38. Gachard Archives de Dijon 115. Urkund. bei Mieris 789—803. Versuche der Hoeks, seine Landung zu verhindern Fénin 236. Nach der Urk. Philipps, datirt aus Amsterdam den 13. Aug. bei Mieris 790, müßte Philipp damals schon im Norden Hollands gewesen sein. Damit stimmen aber weder der sonstige Inhalt der Urkunde, der auf die Zeit nach der Kennemer Aufstande hinweist, und noch weniger die Data der Leydener Kämmereirechnung in der Chronik der Utr. Gen. 1851, 272—275. Am 13. August ist Philipp nach der Urk. bei Mieris 789 noch in Dendermonde; am 24. August ziehen die Städteboten zu ihm nach Brüssel; gegen Ende des Augusts erwarten sie ihn vergebens in Rotterdam; vor dem 10. September wird er im Haag von ihnen befragt, wo er zuerst die Huldigung wolle; am 29. Sept. wird ihm in Leyden gehuldigt. Ueber Philipps 3000 hommes d'armes und andern Rüstungen Dixmude und der Brief Gueniots bei Gachard Arch. de Dijon. Die Urkunden bei Mieris weisen ihn am 8. Oktober wieder im Haag nach, am 13. in Delft, am 23.—31. in Rotterdam, am 2. Novbr. in Dortrecht, am 4. in Rotterdam, am 11.—29. in Dortrecht, am 5. Dezbr. in Rotterdam, am 11. in Delft, am 21.—31. in Leyden. Daß er sich auch nach altem Gebrauch im Kennemer Lande huldigen ließ, erhellt aus der Urk. vom 13. Aug. 1426 M. 847—848. Die burgundischen Geschichtschreiber wissen, weil sie die Geschichte Jakobäas nicht kennen oder darüber hingehen, von Philipp während dieser Zeit Nichts anzuführen, als unbedeutende negociations depuis le mois d'Avril jusqu'à la fin de Decembre: Plancher 106. Im März des Jahres 1425 war er in Flandern, war dann wieder nach Douay gegangen, und Anfangs Juli wieder in Mecheln und Flandern: Chron. v. h. hist. gen. te Utrecht 1851, 270. 277. Philipps Versprechen, die Schulden der früheren Fürsten zu zahlen: Urk. vom 13. Aug. 1425 im Cod. dipl. nederland. I 1852, 142.

4. Jakobäas Stellung. Die Städte und Gegenden, welche sich für sie erklärten, werden genannt bei Meyerus 269, Heuterus 103, Snous 138, Cod. Teg., Goudsche Chronyk 126. Ueber Sevenbergen Urk. vom 1. Mai bei Mieris 840. Daß auch Brabanter Jakobäa halfen, zeigt die Urk. vom 5. Dez. M. 809.

5. Geldhülfe aus England Rot. Part. IV 289 no. 34.

6. Ueber Johann von Luxemburg Fénin 128. 129. 130. 216; Croy 120 und Note; l'Isle Adam 147. 94. 150.

7. Philipps Huldigungsreisen Chron. v. h. hist. gen. te Utrecht 1851, 29.

8. Schlacht bei Alfen. Den glaubwürdigsten Bericht liefern Cod. Teg. in Beitr. I 25, Corner 1265, die alte Gouda-Chronik 127, Chron. Tielense 504, Reygersberch c. 143, sodann Snous 138. Vossius 82—83, wie le Petit 377 und Hossart 245 haben die Sache ausgemalt, jedoch nach übereinstimmenden Berichten. Ueber den Banner-Schimpf Snous 138. Daß Nagel Befehlshaber: Wyngaerden I 452. Corner (über dessen Glaubwürdigkeit in den Beitr. II 173—74) setzt hinzu: ex qua die nomen ejus (Jacobae) celebre haberi coepit.

9. Philipps Trostbrief vom 23. Okt. Mieris 794.

10. Humfried und Winchester. Stow 367—368. Monstrel. II c. 36. p. 578. Pauli 196—197. Proceedings and ordinances of the privy council of England III 174. 178. 179.

11. Ueber Humfrieds herrliches Kriegsvolk der Cod. Haag. in den Beiträgen II 99 und Dynter p. 467. Heuterus 103. Cod. Teg. Beitr. I 23.

Viertes Kapitel.

Niederlage bei Brouwershaven.

1. Philipps Gunst gegen die Kabeljaus: Urk. v. 26. und 13. Okt. 2. 5. 11.—22. Novbr. bei M. 793—794. 795. 797—799. 800—807. Vgl. die Urk. vom 8. April 1427 M. 883, worin die voirtyds gemachten und immer fortgesetzten Sicherheitsverträge bestätigt werden, welche die Dortrechter mit Jakobäas Städten und Landschaften eingegangen.

2. Beden Soldgelder Pfundgeld in Holland: Urk. vom 16. und 24. Dezember M. 810. 812. Kriegsvölker aus Philipps Erblanden Cod. Teg. in den Beitr. I 23. Cod. Haag. Beitr. II 99. Roya 73. Meyerus Ann. Flandr. 269. Vossius Ann. 84. Ueber den Middelburger Fisch und Philipps Wallfahrt zu Fuß Roya.

3. Aufstellung des burgundischen Heeres: Cod. Haag. Landesbewachung: Beide Urk. v. 24. Dezbr. bei Mieris 812, ferner vom 16. Dez. M. 810, 27. Okt. M. 796. Philipp wider die Hoeks auf dem Haerlemer Meer: Beitr. II 162. Maßregeln gegen die Hoeks: Urk. v. 27. Okt. 19. und 23. Nov. 5. 11. 28. Dez. bei M. 796. 806. 808. 809. 810. 813.

4. Ansegeln der Engländer, Tiefgang ihrer Schiffe, Philipps Abgang nach Rotterdam, Lannoys Glück, Landungsversuch in Ziericksee: Cod. Haag. Beitr. II 99—100. Ueber die flüchtenden Kabeljaus aus Brouwershaven die Urk. bei Mieris 814. Heemstede und die Hoeks, Beschluß nach Gouda zu segeln: Cod. Teg. Beitr. I 23. St. Rémy c. 162. p. 480. Gaesbecks Sieg: Cod. Teg. und Haag. Die Verfolgung der Engländer nach Gaesbecks Sieg, das Duett der Herolde, und das Kreuzen in der Nähe von Brouwershaven berichtet, außer Dynter 466, insbesondere Philipps Brief bei Gachard Rapport sur les documents concern.

l'hist. de Belg. à Dijon (Brüssel 1843) 116—117. Die Versuche der Hoeks von Gouda her und das Tragen des h. Sakraments: Beitr. II 162.

5. Die Schlacht von Brouwershaven wird uns von einem Ritter, der dabei war, in allen Einzelheiten geschildert Cod. Haag. Beitr. II 100—103. Der zweite Berichterstatter ist Herzog Philipp selbst in seinem Brief a. a. O. Der Dritte ist der Verfasser des Cod. Teg., der wahrscheinlich noch von Augenzeugen Näheres erfuhr, der Vierte Dynter p. 463. 467—469, der Fünfte St. Rémy c. 162. p. 480—481, der Sechste Monstrelet II 578—579, der Siebente St. Germain in den Beitr. II, der Achte und Neunte Zandfliet 419 und Corner 1268. Nehmen wir hinzu, was in Urkunden wie bei Mieris 814 und von späteren glaubwürdigeren Chronisten, wie Roya 73 (vgl. Beitr. I 94), Snous 138—139, Heuterus 103, Stow 367, Meyerus 269—270 berichtet wird, so läßt sich über den Gang der Schlacht wie über ihre Einzelheiten ein ziemlich richtiges Bild gewinnen.

Was die Einzelheiten betrifft, so berichtet St. Germain über die von den Engländern vorbereitete Wahlstätte und über Philipps Schlachtordnung. — Die Zahl der Engländer gibt der Haager Codex auf reichlich 2000 Mann an, die auf 24 großen Schiffen kamen. Dazu stimmen die Angaben von St. Remy Dynter Heuter Meyer. Wahrscheinlich waren es etwa 1500 Mann Bogenschützen, und dazu Reisige und Schwerbewaffnete. Die Zahl der Hoeks aus Seeland rechnet Philipp in seinem Briefe auf 2000 Mann, was mit der Angabe bei Dynter und im Cod. Teg. stimmt. Von den burgundischen Kriegsvölkern sagt Heuter, Philipp sei mit 4000 Mann von Rotterdam abgegangen, dazu seien die Kabeljaus gekommen; Roya berichtet von mehr als 1200 streitbaren Flämingern, die dem Herzog nach Holland vorausgefahren seien. Die Zahl der Kabeljaus stellt der Haager Codex auf gut 6 bis 7000 Mann, indem er 1500 auf die Dortrechter allein, 1500 auf die Leydener und Delfter rechnet. Philipp selbst formirt in seinem Briefe kurz und gut die runde Summe von 4000 Mann hüben und drüben. — Das Schlachtfeld bezeichnet Meyer als gelegen inter Quamayam et portum vulgo dictum Brouwershaven. v. Wyn in den Byvoegsels en aanmerkingen zum Wagenaar 94—95 führt an, es sei benoorden de Nolle by Brouwershaven gewesen, ein Platz, der damals Florenz von Kyfhoek gehörte. Alles das stimmt mit St. Rémy Roya Dynter und noch mehr mit dem Haag. Cod., der ausführlich den Auszug der Engländer, die schwierige Landung von Philipps Truppen u. s. w. erzählt. Von der Auszeichnung und Niederlage der Borsselen und Dortrechter im ersten Treffen, und der Entscheidung durch die Dortrechter, die a latere exercitus anglicani venientes diviserunt anglicanum exercitum, berichtet der Teg. Cod. und ähnlich Snous und Heuterus. Vgl. Urk. vom 15. und 21. März bei Mieris 829. 832. Noch im Jahre 1510 rühmten sich die Dortrechter als Diejenigen, welche für Philipp, als er bei Brouwershaven in harter Niederlage und eigener Lebensgefahr gestanden, den Sieg entschieden hätten: v. d. Wall Handvesten der stad Dordrecht (daselbst 1775) IV 841 und Beitr. II 236. — Ueber Johann von Vilain auch Roya in den Beitr. I 94 und Chastellain (Ausg. v. Kervyn de Lettenhove) 77. Plancher 115—116. — Ueber Fitz Walters Rüstung und Banner, und die Dankfeste: Philipps Brief. — Des Herolds

Todtenbericht u. s. w. im Haag. Cod. Die vielen vornehmen Gefallenen werden bei den meisten Schriftstellern benannt: Philipp spricht dagegen in seinem Briefe nur von Rittern aus seiner unmittelbaren Umgebung. Vgl. Fénin 236—237.

Fünftes Kapitel.

Verlust von Seeland.

1. Philipps Besatzungen: Haag Cod. in den Beitr. II 103. St. Rémy c. 162.

2. Philipp und die westlichen Seeländer. Am 21. Jan. bis 14. Februar ist der Herzog zu Middelburg, darauf in der Goes und zu Reymerswael: Urk. bei Mieris 814—819. Am 30. Jan. werden die fürstlichen Amts- und Lehnsleute nach Middelburg zur Huldigung berufen. Am 11. Februar haben die Middelburger ihr Huldigungsfest. Philipp bestätigt ihnen, daß sie von Anfang an ihm Gutwilligkeit und ächte Treue erwiesen. Am 14. Februar Bestätigung der Privilegien von Westkappel, am 17. von der Goes, am 19. von Reymerswael, am 21. von der Tholen.

3. Vertrag mit Brabant. Am 28. Februar ist Philipp in Mecheln, dort und im nahen Bergen op Zoom weisen ihn die Urkunden nach bis zum 9. März. Mieris 819—823. Beitr. I 85—86.

4. Belagerung von Zierickſee: Urk. vom 21. März bei M. 832, worin Philipp von seinem Stryde tot Brouwershaven ende nu lest voir Zierixzee spricht. Am 4. März wird bereits ein Bote aus Leyden an die ritterbürtigen Bürger gesendet nach Seeland, die dair lagen van den steden als Haerlem Delft Leyden ende Amsterdam. Am 8. März werden die Schwerbewaffneten von der Tholen und Reymerswael zum Herzog vor Zierickſee entboten. Beitr. II 157. 162.

5. Philipp und die östlichen Seeländer. Huldigung der Zierickſeer am 13.—19. März M 825—827 und der Brieler am 25. März M. 836. Zusagebrief Ritters Wolfaert v. d. Maelstede 835. Förderung der Vorsselen: Urk. vom 14. Februar, 9. 13. 21. März 818. 823. 825. 832, der Uutkercken Urk. v. 8. März 822, noch einmal der Middelburger 816—817. 832.

6. Sequestrationsurtheil des Pabstes Dynter 463—464. Daß die Urk. bei Mieris um ein Jahr zu früh gesetzt ist, geht aus der Erzählung Dynters und Royas hervor.

7. Humfried und Winchester. St. Rémy c 142 p. 480. Proceedings III 181—189. Rotulus parlam. IV 296—299. Pauli 197—199. Il avoit moult de gran seigneur, qui servoient le parti du dit roy Henry seulement pour l'amour du duc Phelipe: Fénin 239.

8. Des Reiches Banner und der Kaiser. Roya 73. Beitr. I 92. v. Löher Sigmund und Philipp 342—345.

9. Seekrieg. Urk. v. 1. Mai M. 840. Roya 73. Jan v. Dixmude 39. Maßregeln gegen die Hoeks: Urk. vom 10. 24. 25. März M. 824. 834. 835. Fénin 237.

Sechstes Kapitel.

Belagerung von Haerlem.

1. Charakter und Lebensart der Nordholländer Bauern wird gut gezeichnet in der ergötzlichen Schrift des Canonicus Wilh. Herm. vom Stein bei Gouda, worin er als Zeitgenosse den geldrischen Krieg von 1507 beschrieben, in Mathaei Annal. I 528—530. Ueber Verfassung Kluit hist. crit. tom. I pars I 39 no. 27, pars II 50. Leo I 700.

2. Zerstörung der Schlösser Heemstede Assendelft Brederode: Snous 39. v. d. Woude Kronyck v. Alkmaer (Amsterdam 1749) 39. Rückständige Steuern und Strafgelder, Aufruhr gegen Gaesbeck und dessen Vertrag: Urk. vom 24. Juli und 13. Aug. und 5. März 1426 M. 844. 847. 822. Vgl. Urk. v. 19. Juli, 17. und 19. Juni, 25. Juli 1425 M. 786—789.

3. Philipps Privilegien für Hoorn Alkmaer u. s. w. am 1. und 2. März M. 820—821. Jakobäas merkwürdiger Freiheitsbrief für die Kennemer vom 11. April und vom selben Tage für Alkmaer M. 837—840.

4. Eidgenossenschaft, Aufstand in Alkmaer, die Grotebrooker: Urk. vom 11. und 13. 20. 22. August und 24. Juli M. 844—846. 847—858. 859. Urkunde vom 6. Juli 1427 M. 892 und 4. Febr. 1436 M. 1072. Urk. v. 3. Juli 1428 Artikel 18 M. 920. Haager Cod. in den Beitr. I 104. Zeit des Alkmaerer Aufstandes im Art. 18 des Delfter Vertrags M. 920.

5. Belagerung von Haerlem. Der Cod. Haag. und Cod. Teg. und die Kämmereirechnungen in den Beitr. II 159. 160. 162. 168. 169. 174 sind auch hier wieder die Hauptquellen, — nach ihnen die Goudsche Chronyk 127, Monstrelet II c. 37 p. 579, St. Rémy c. 142. p. 481, Cocqueau in den Beitr. I 94, Snous 139, Veldenaar 127 und Heuterus 104, — sodann v. d. Woude in seiner Alkmaer-Chronik 39, und Scriverius Haerlem 46—47. Einzelheiten bringt die neuere Schrift von Ekama het beleg van Haerlem 1426 (Haerlem 1866). Ueber Roland v. Uutkerden Urk. v. 28. Dezbr. 1425 u. 8. und 25. März, 15. Mai 1426 bei M. 813. 822. 835. 842. Allart von Büren erscheint in der Urk. v. 8. Mai M. 841 als selbstständiger Fehdeführer. Daß auch Haerlemer Bürger unter den Belagerern: Urk. v. 8. Mai, 24. Juni, 13. Aug. M. 841. 843. 848. Wie sehr die Haerlemer litten, zeigt auch die Urk. v. 17. Aug. M. 852. Daß unter den Belagerten sich Hoeks befanden, welche die Stadt heimlich überliefern wollten: Urk. v. 17. Aug. M. 853 und Beitr. II 168—169.

6. Verträge der Kennemer und Brederodes vom 8. Mai M. 841—842. Roland hads groote eere: Oliv. v. Dixmude 116.

Siebentes Kapitel.

Zweiter Sieg bei Assen.

1. Dieselben Quellen, auch in der Reihenfolge ihrer Bedeutung, wie in Note 5 des vorigen Kapitels. Ueber Snous besondere Wichtigkeit Beitr. I 95. Wavrin das. 94.

2. Ueber die Fabel vom Ritterschlag der Sieben durch Jakobäa selbst Beitr. I 95—97.

Achtes Kapitel.

Sieg und Niederlage vor Hoorn.

1. Unterhandlungen Philipps mit Brabant: Monstrelet II c. 37 p. 579. St. Rémy c. 142. p. 480. Dynter 466—467. Es ist auffallend, daß Philipp seit Humfrieds Abzug niemals mehr mit Hülfsvolk aus Brabant auftritt. Seine Rüstungen, Betfahrt, Heeresstärke: Beitr. I 111. 109. St. Rémy. Monstrelet. Roya 73. Heuterus 104. Kervyn de Lettenhove hist. de Flandr. IV 241. Ueberfahrt von Sluys: Oliv. v. Dixmude 116.

2. Philipp in Leyden: Beitr. II 159. Enkhuysen: das. I 109.

3. Soldgelder statt Kriegsdienst: Urk. vom 12. August M. 847. Erlaß gegen die Hoeks 13. Juli M. 843. Erbauung der Blockhäuser an der Goudaschleuse: das. 846. Utermeer: Beitr. II 160. Güter von Jakobäas Mutter: das. 166.

4. Erster Spruch gegen die Kennemer 24. Juli M. 844—845. Demüthigung derselben: Beitr. II 163. 167. Die Szene war am 31. Juli, am Tag vor St. Petri Kettenfeier (Beitr. 167): das stimmt mit der Frist im vorletzten Artikel der Urk. vom 24. Juli. Auch der Haager Codex spricht nur von desjenigen Vertrags Erfüllung, welchen die Bauern mit Roland eingegangen hatten. Gang und Erfolg des neuen Aufstandes erhellen aus dem zweiten Spruch Philipps gegen die Kennemer am 13. Aug., die Westfriesen am 20. Aug., die Waterländer am 22. Aug. M. 847—859. Sechs Orte in Westfriesland blieben Philipp treu: M. 858. Dort und in des Herzogs Schlössern sammelten sich seine flüchtenden Anhänger: M. 859. 844. Zerstörung auch des Schlosses Heemskerk Velius 25. Ueber Medenblick vgl. auch Urk. vom 14. Januar 1427 bei M. 870. Mitwirkung Brederodes, des Bastards Eberhard, Gerhards v. d. Zyl, Dietrichs v. Sandvorst: Urk. v. 13. Aug. 1426, und v. 14. Jan. 1427, sowie Cod. Haag. Beitr. II 109—110. Aufstand in Goyland Schieland Delftland Ostvoorne: Urk. v. 19. Aug. M. 855. Zerstörung der Schlösser in Südholland St. Rémy c. 146 p. 489. Monstrelet. Barlandus Icones in Scriver. Bat. III (1609) 115. 116. Gouthoeven 454. Die Zeit des zweiten Aufstandes fällt wahrscheinlich in die vierzehn Tage, welche mitten inne liegen zwischen dem 24. Juli und 10. August. Am 28. Juli ist nach den Urkunden Philipp noch in Haerlem, vom 10. bis 23. in Amsterdam.

5. Für die Hoorner Geschichten ist die Chronik von Velius 23—24 Hauptquelle, sodann Cod. Haag. Beitr. 109—110. St. Rémy c. 144. Monstrelet II c. 37. Snous 139. Heuterus 104. Ueber die Gefallenen auf Philipps Seite Urk. v. 20. Aug. M. 857. Fleißig hat besonders Vossius 94—99 die verschiedenen Berichte ausgezogen.

Siebentes Buch.

Hollands Unterjochung.

Erstes Kapitel.

Verderben des Landvolks in Holland.

1. Siegesfeier in Haerlem: Cod. Haag. Beitr. I 110. Besuch Philipps in Hoorn: Velius. Eroberung der letzten festen Plätze: Cod. Haag. Beitr. II 117. Allgemeine Unterwerfung: St. Rémy, Monstrelet, Chron. Tielense 507. Grausamkeit Philipps: Snous 135. Vossius. Urk. vom 6. Juli, 4. März 1427, 4. Febr. 1436 bei M. 892. 875. 1072. Beitr. II 157. 158. 161.

2. Philipps Strafgesetze: Urk. v. 13. 20. 22. August bei M. 847—859. Dazu Urk. vom 22. 16. und 19. August und 3. Sept. 860. 852. 856. Philipp wysde up hemliden eene groote sentencie van forniturcn eeuwelike ende ervelike: Oliv. v. Dixmude 116. Gnaden gegen die Treugebliebenen: Urk. v. 15. Mai, 18. und 28. Juli, 15. und 17. 18. und 19. Aug. bei M. 842. 844. 846. 851. 852. 853. 854. 855. 856.

3. Allgemeiner Krieg und die Treffen bei Delft und Briel: Beitr. II 117. I 121. St. Rémy, Monstrelet.

Zweites Kapitel.

Bischof Sweder von Kuilenburg.

1. Zustände in Geldern. Nyhof IV p. XIII—XV.

2. Für die Utrechter Geschichten sind die Hauptquellen Heda 384—396. Math. Anal. V 426—440. VI 283—286, der quellenmäßige Burmann in seinen Utrechtschen Jahrbüchern I 280—290. 305 bis 319, Nyhof p. XV ff., der Egb. Roelants Verhandelingen (Groeningen 1839) benutzt hat, endlich Glasius in seiner niederländischen Kirchengeschichte. Vgl. Beitr. II 175.

3. Daß Sweder Kandidat von Johann von Bayern: Beitr. II 174 Sein erstes Eindringen in's Bisthum: Burmann 304—313. Sein Huldigungstag in Utrecht: das. 316—319. 327—329. Einnahme von Amersfort durch die Geldrischen: das. 382.

4. Bündniß zwischen Sweder und Philipp: Nyhof no. 40 p 39—41.

Drittes Kapitel.

Gewinn des Utrechter Landes für Jakobäa.

1. Sweder und Diepholt: Heda, Burmann, Math. Anal. — Nyhof p. XIX ff. Bündnisse zwischen Sweder und Arnold von Geldern: das. no. 42 p. 41—45. no. 47 p. 47—50.

2. Burgund und Geldern: Beitr. II 160. Heda 385. Mieris 862—864. 882.

3. Burgundische Besatzungen und Blockhäuser: Urk. v. 12. Okt. 1426 und 14. März 1427 bei Mieris 866. 881. Urk. vom 6. 12. 17. Okt. 1426 M. 865—867. Beitr. II 160. 161. 164—165.

4. Holländische Soldgelder und Abreise Philipps: Beitr. 167. 160. 117. Velius 50—51.

5. Verlust des Utrechter Landes für Sweder Burmann 331—332. Heda 385. Chron. Tiel. 508. Chron. de Traj. bei Math. Anal. VIII 67.

Viertes Kapitel.

Kleinkrieg zu Wasser und zu Lande.

1. Die holländischen Landschaften, welche noch unter Jakobäa standen, ersieht man aus der Urkunde vom 8. April 1427 bei M. 883.

2. Ueber Gouda das aus guten Quellen gearbeitete Werk von Lange v. Wyngaerden: Geschiedenis der Heeren en Beschryving der stad van der Goude, te Amsterdam en in den Haag 1817. Lage der Stadt: das. II 10. Befestigung: 48—55. Burg: 62 ff. Woldstücke, Reiherjagd, Jagdrecht: 65—81. 142—144. Eigenschaften der Bürger: 145—154. Brauereien: 373 ff. Webereien: 363 ff. Topf- und Pfeifenfabrik: 403 ff. Obstbau: 371. Verfassung: 171. ff. 269 ff. Dortrechter Stapel: 344. Vgl. Meerman Beleg van Leyden 348.

3. Sevenbergens Lage Größe und ungemeine Festigkeit: Beitr. II 118. 122—123. Note zur Urk. v. 12. April bei M. 885. Beitr. I 25. II 204. Das Reichsbanner: Dynter 473. Kaperbeute in Sevenbergen: Beitr. II 204. Formidatum militibus oppidum: Leseases Beitr. II 204.

4. Ueber die Ausrüstung von Kriegsschiffen und den Seekrieg im fünfzehnten Jahrhundert verbreitet sich ausführlich St Germain.

5. Raubfahrten der Hoeks zur See: Urk. v. 14. Jan. und 6. April 1427. M. 870. 882. St. Rémy c. 146. Reygersberch. Urk. vom 11. April M. 883. Beitr. II 118. 156. 161. 168. Verbrennen von Zollstätten: Urk. v. 30. Sept. M. 865. Gerhard von Montecourt: Haag. Cod. Beitr. II 118.

6. Brieler vor Sevenbergen: Beitr. II 163. Brief Kaiser Sigmunds vom 18. Oktober M. 866—867.

7. Brederode: Urk. v. 13. Aug. M. 847 ff. Beitr. I 109—110. Enkhuysen: Beitr. II 157. 171—172. Velius 50.

8. Raubfahrten der Hoeks zu Lande Fénin 237. Urk. v. 13. März 1427. M. 877. Urk. v. 27. Sept. M. 863. Beitr. I 25. II. 157 ff. Jan v. Dixmude 39. Insbesondere auch Corner 1268.

9. Sicherheitsverträge mit Jakobäa: Urk. v. 13. März und 19. Aug. 1427 M. 877. 896. Befehl Philipps an seine Beamten vom 27. September 1426. M. 863. Heusdens Neutralität: 25. Septbr. 1426. M. 862.

Fünftes Kapitel.

Fall von Sevenbergen.

1. Philipps große Heeresrüstung: Beitr. II 121—122. 161. Urk. v. 28. und 30. Sept. 12. und 19. Oktober M. 863. 864. 866. 868. Urk. v. 14. März 1427. M. 881. Französischer Waffenstillstand Plancher 116 bis 118, Fénin 239. Die Vornehmeren im Burgunder Heer bei M. 868 im Huldiunggsbrief der Sevenberger.

2. Blockhäuserkette: Beitr. II 159. 160. 163. Blockschiffe auf den Flüssen: das. 164. 165. Bewachung der Rechtemündung: das. 165. Flotte vor der Eeme: das. 157. 163 und Urk. vom 14. März. M. 881.

3. Beginn der Belagerung. Voir midwinter: erzählt Dixmude, circa festum circumcisionis domini: Chron. Tiel. 508, — am 24. Januar: berichtet die belg. Chronik bei Math. Anal. I 83, — am 11. April war die Uebergabe, und nach Reygersberch und der alten Goudaer Chronik hätte die Belagerung 14 Wochen gedauert. Die Urk. bei Mieris 872—882 weisen Philipp am 8. Jan. in Leyden nach, am 28. in Zierickzee, am 13. bis 14. März in Dortrecht, am 8. April vor Sevenbergen. Lescases aber spricht von einer 14monatlichen Belagerung, er rechnet nämlich die Zeit der Blockirung mit: Beitr. II 204.

4. Für den Hergang bei der Belagerung sind die Hauptquellen Les Cases Beitr. II 204, Olivier v. Dixmude in der Ausgabe Merkwaerdige Gebeurtenissen von Lambin, Ypre 1835, S. 116—118, (dazu Lambin im Messager des sciences et des arts de la Belgique 1837 p. 13—16.), St. Germain und Wavrin in den Beitr. II 122—123, Dynter 471—473, St. Rémy, Monstrelet II c. 38 p. 580—581, Jan v. Dixmude 39, Reygersberch und die Goudaer Chronik. Stadt auf dem Wasser: St. Germain. Pest im burgundischen Lager: St. Rémy uud Monstrelet. Waffenstillstand und Philipps Anerbieten: Dynter. Das größere Treffen vor den Thoren: Dixmude. Ritter Sevenbergen und der Kaiser: Dynter. Daß Hunger und Verrath der Bürger die Uebergabe erzwangen: St. Rémy und Dynter. Die heftige Beschießung: Wavrin. Die Belagerungsthürme in Schiffen: St. Germain. Kosten der Belagerung, allgemeine Muthlosigkeit, Philipps Schaden und große Beute: Lescases. Die Bedingungen der Kapitulation: Mieris 883—884 und Ol. v. Dixmude. Fußfall der Hoeks: St Rémy. Ergebungsformel: Dixmude. Trotz Befehlshaber in Sevenbergen: Beitr. II 163. Auf Philipp und den Uebergabetag Sevenbergens hatte man (Jan v. Dixmude 39) den Vers gemacht:

> Als Leo quam te aprille
> Doe hadde Sevenberghen te wille.

5. Unternehmungen der Hoeks von Gouda: Beitr. II 163. Urk. vom 13. März M. 877. Jakobäas offene Briefe: Beitr. 163. Philipps Streifschaaren wider die Hoeks: Monstrelet. Sicherheits- und Neutralitätsverträge mit ihnen: Urkunden vom 13. März 8. 14. 16. April M. 877. 882. 883. 885. 886. Drohender Aufstand in Nordholland und im Hennegau: Urk. v. 4. März 875, und

Chevaliers Geständnisse bei Dynter. Annal. de St. Ghislain 544. Holländischer Landtag im Lager vor Sevenbergen: Beitr. II 161.

6. Erfolge der Hoeks im Utrechter Lande und in Geldern: Nyhof XXI—XXIX. Die Urkunde über das Bündniß Jakobäas mit Diepholt in Lille: Beitr. II 175. Nyhof XXIII. Waffenstillstandsverhandlungen Philipps mit dem Dauphin: Plancher 117—118.

7. Elisabeth von Görlitz: Urk. v. 14. März M. 878—880. Ladislaus Suntheim bei Oefele Script. II 574.

8. Schicksal des Herrn von Sevenbergen Chron. Holl. 163. Vetus Chron. Belg. in Math. Anal. I 83. Orig. Culenburg. das. VI 287 vgl. 288 ad a. 1435. Mieris 885 Note.

Sechstes Kapitel.

Tod Herzogs Johann von Brabant.

1. Philipps Absicht, nach Utrecht zu ziehen: Ol. v. Dixmude 117.

2. Johanns Charakter und letzte Regierungszeit: Dynter 479—482. Anonymus autor. chron. duc. Brabant. (ed. Mathaei) 180. de Klerk Brabantsche Yeesten bei Löher Jakobäa I 409. Henne et Wauters 228.

3. Stiftung der Universität Löwen. David Gesch. v. Brabant 631—637. Urk. des Pabstes Vinchant V 164—168. Benehmen der Brüsseler Henne et Wauters 228.

4. Geständnisse des Chevalier Dynter 475—480, welcher vorsichtiger Weise das ganze Untersuchungsprotokoll giebt. Wavrin Beitr. II 123—124. Monstrelet II c. 41. p. 586.

5. Tod Johanns und St. Pauls Thronbesteigung Dynter 480—484. Henne et Wauters 229. Cocqueau Beitr. II 123.

6. Philipp in Brüssel und Hesdin Kervyn de Lettenhove Hist. de Flandres IV 241.

7. Philipps Huldigung in Holland geschah in Delft am 11. Mai M. 889. Am 18. war er in Amsterdam, am 26. in Leyden M. 889. 890. (Danach die Angabe in Beitr. II 176 zu ändern). Vgl. Beitr. II 160.

8. Verhandlungen und Huldigung im Hennegau: Beitr. II 124—127. 153—155. Vinchant 113—116. Fehdebriefe gegen Mons der Renten wegen: Beitr. I 89—91. II 154. Raoul de Marchienne: Beitr. 155.

9. Escaudeuvre und Mallemaison Monstrelet II c. 40. p. 585, c. 41 p. 586, c. 43 p. 587—588. Beitr. II 155. Vinchant 111. 112. 115. Vossius 103.

Siebentes Kapitel.

Jakobäa und die Engländer.

1. Humfrieds Aeußerung über seine Alleinregierung: Proceedings 241. Verhandlungen des Geheimeraths mit Bedford und

Glocester: das. 231—242. Rotul. Parlam. App. V 409—411. Bedfords eidliche Gelobung: Proceed. 235. Seine und der Lords Thränen: das. 240.

2. Englische Gesandte an Jakobäa: ihr Brief: Beitr. II 136. Im Februar kamen vier Gesandte zurück, die schon früher an Philipp und Jakobäa abgeschickt waren: Proceed. 244.

3. Bedfords Abreise aus England. Fénin 239 Note 2. Pauli 201 Note 2. Winchester Kardinal: das. Note 3.

4. Briefe Jakobäas und Vorstellungen ihrer Gesandten: Beitr. II 127—144. S. 132 muß es 27. Mai statt am 7. heißen. Oben Buch V Kap. I Note 4.

5. Ihre Unterhandlungen mit Philipp: Beitr. II 139—141.

Achtes Kapitel.

Lady Eleonore Cobham.

1. Bedford und Philipp in Arras, des Letzteren Hinterlist: Beitr. II 144.

2. Niederwerfung seines Herolds: Beitr. 148. Beschlüsse des Parlaments und des Geheimeraths: Proceedings 271—274. 276. Rymer X 374. Sicherheitsbriefe für Philipps Gesandte: Proc. 274.

3. Humfrieds Rüstungen: fist de grandes aliances en Engleterre: Fénin 239. Sy estoient alyes le conte de Salseberry et autres grans seigneurs: Wavrin Beitr. II 151. Salisbury: Fénin 225. 239. Stow 369. Monstr. c. 49 p. 592. Salisbury trat am 15. Juli in den Geheimerath: Proceedings 274.

4. Volksbewegung in Holland, Aufstand in Delft: Beitr. II 184—185. 158. 175—176. 164. 166. Gouthoeven 454. Krieg gegen Geldern Nyhof XXI ff.

5. Briefe des Geheimenraths an Bedford und Bedfords an Humfried und den Geh.Rath: Beitr. II 145—151.

6. Eleonore Cobham: Beitr. II 181. Monstrelet II c. 29. 40. St. Rémy c. 147. p. 485.

7. Daß Humfried Waffenstillstand auf ein Jahr einging, erhellt aus Bedfords Briefe (Beitr. II 147), zusammengehalten mit Fénin 240. St. Rémy: courtes trefves. Wavrin Beitr. II 151.

Neuntes Kapitel.

Seeschlacht von Wieringen.

1. Krieg in Geldern und Utrecht Heda 386—387. Chron. Tiel. 509—519. Math. Anal. V 239—240. Origin. Culenburg das. VI 283—287. Beitr. II 175. Kriegserklärung Philipps gegen Diepholt Glasius 210. Nyhof XXV. Vertrag Herzogs Arnolds mit den Nymwegern Mieris 882. Flüchtende Klostergeistliche: Urk. vom 18. 26. Mai, 18. Juni bei Mieris 886. 890. 891. 908.

2. Streifschaaren der Hoeks in Holland: Beitr. II 157—158. 160. Urk. vom 13. März bei M. 877. Nochmalige Zerstörung des Yſſelsteins durch die Utrechter: Chron. Tiel. 510. Ueber die von

Wagenaar bezeugte Ueberschwemmung des Delfter Landes auch Jan v. Dixmude 39. Beitr. II 169—170.

3. Von der Acht des Kaisers Beitr. II 156. 157.

4. Kriegssteuern: Beitr. 165—166. 169. Gütereinziehungen: das. 166—167. Seelgelder: das. 161. 168.

5. Neutralitäts- und Hülfsverträge mit den Hoeks: Beitr. II 169. Urk. vom 13. März und 19. August bei Mieris 877, 896. Urk. vom 6. Juli, 19. Aug., 26. Okt. M. 893. 897. 904. Waffentragen erlaubt: Urk. v. 15. Juni M. 890. Nachlaß an der Buße: Urk. v. 6. und 7. Juli M. 892. 893.

6. Nyekerks Erbauung. Geschützgießen in Harderwyck, Durchstechen des Elburger Dammes: Nyhof XXV. Rolands Zug auf den Deich vor Bunschoten: Beitr. II 161.

7. Schlacht von Wieringen: Beitr. II 172—173. Meyerus Annal. Flandr. lib. XVI p. 271. Joh. a Leydis de orig. et reb. gest. dom. de Brederode c. 44 p. 640. Vgl. Gouthoeven 454—455 und Vossius Ann. Oraniens Clerk: Beitr. 163. Erlasse wider die versteckten Gefangenen: Beitr. 163. 164. 161. Urk. v. 10. und 11. Okt. bei M. 901. 902.

Achtes Buch.

Jakobäas Ausgang.

Erstes Kapitel.

Bestürmung von Amersfort.

1. Philipps Ankunft in Holland: Beitr. II 176. Urk. v. 17. Okt. bei M. 903. Hinrichtungen: Meyerus 271, Jan v. Dixmude 39. Belagerungszustand des Landes: Urk. v. 30. Sept. M. 899.

2. Philipps Heereszug. Beitr. II 119. 158—159. S. Rémy c. 148 p. 485. Mathaeus rer. Amorsf. Script. 170. Die Holländer in Bunschoten: das. 170, Gouthoeven 455. Sakramenttragen: Beitr. 163. Die Geldernschen: Nyhof XXIX. Burmann 337.

3. Befestigung von Amersfort Matth. 43. Monstrelet C. 44 p. 588 und der Haager Cod. Beitr. 119. (Ueber die dodannes im Letzteren Du Cange II 898.) Meyerus 271. Starke Besatzung der Festung: Corner 1281. Beitr. II 177. Heda 386.

4. Bestürmung. Haag. Cod. Heda. Corner. Zandfliet 420. Monstrelet 588. St. Rémy 485. Aeg. de Roya 76. Burman 337—338. Nyhof XXIX Note 3. Mathaeus Script. 170—171. Siegesfeier: das.

5. Rückzug Philipps. Die Nacht vor der Festung: Monstr.

Daß Philipp schon am 2. Novbr. in Nykerk: Cod. Haag. und Beitr. II 163. 165. Noch den 13. Nov. stellt er in Harderwyck eine Urkunde aus: Mieris 905. Im ersten Drittel des Dezembers war er mit seinem Rath in Haarlem: Beitr. II 178.

6. Schließung der Ememündung: Beitr. II 163. 164. Kriegsschiffe fahrend zwischen dort, Harderwyck, und Amsterdam: das. 165.

7. Ueber die große Katze Heda. Mathaeus Chron. de Traj. und Rer. Amorsf. Script. 171. Meyerus 271, besonders Cod. Haag. Beitr. II 119, dazu Du Cange Glossar. II 247. 196. I 730.

8. Anschlag der Utrechter auf das Blockhaus an der Eeme: Beitr. II 164. Philipps Kriegszug nach der Eeme: das. 158—159. 164. 165. 169. Vom 8. bis 11. Januar war er noch in Leyden: Mieris 910. 911. Sein bewaffnetes Hausgesinde: Beitr. 169. Seine Rückkehr nach Holland wahrscheinlich am Ende Januars, da am 31. alle Wagen nach Haarlem beordert wurden, ihn zu fahren: 164. Ritter Wilhelm: 169.

9. Philipps Abreise aus Holland über Seeland: Beitr. 165. Urk. vom 19. u. 20. März bei M. 911. 912. Ketten von Forts und Besatzungen: Beitr. 164—165. 169. Ueber Lyonel von Bournonville Fénin 107. 127—128. 210—211. Philipp im Hennegau: Beitr. II 178. Beweise seiner Milde: Beitr. 178—179. Mieris 912.

Zweites Kapitel.

Eine Stadt im Krieg.

1. Utrechts Verfassung: Burman im Vorbericht und Dumbar: Kerkelyk en Wereldlyk Deventer Buch I.

2. Kriegsrüstungen: Burman. Freigeleit und Beutevertheilung: das. 339—340. Wagenhalten: das. 348. Heranziehen der Fremden zum Kriegsdienst: das. 352. Anwerbung von Sachsen: das. 378 und Corner 1281 Beitr. II 179.

3. Finanzen. Defizit Burmann 348. Zwangsanleihen: das. 396 bis 397.

4. Gottesdienst: das. 344. Zwangsbesuch der Messe 354. Unterhalt der Geistlichen 355. Verbot der geheimen Messen 394—395.

5. Manifest gegen Sweder das. 345—347.

6. Verbannte das. Hinrichtungen 343—344. 352—353. Treiben der Ballingen 370—376. Vorsicht 378.

7. Bunschoten geschleift. Math. Amorsfort. Scr. Mieris 171. 292. Gouthoeven 455. Reise vor Amsterdam Burman 341.

8. Angriffe auf Kuilenburg: das. 378. 379. Chron. Tiel. 519. 520. Orig. Culenb. 286. Vgl. Corner 1283. Insbesondere auch Nyhof IV, XXIX ff.

9. Angriffe auf die Katze. Math. Amorsf. Scr. 96. 171. 292. Heda 383. Zandfliet 418. Gouthoeven 455—456.

10. Schlacht bei Breukelen Heda 386. Auszug der Utrechter: Burmann 39—40.

10. Eeme-Blockhaus der Utrechter: Beitr. II 164. Heda 382. 387.

Drittes Kapitel.

Philipps sechster Feldzug gegen Jakobäa.

1. Die burgundische Ritterschaft Monstr. c. 46. p. 590. Robays: Beitr. 159. Abgesandte aus Mons: 177. 178. Friedensvertrag mit den Friesen: 178. Otto ten Brock 159.

2. Vorgänge in Brabant Dynter c. 229—230 p. 484—487. Beitr. 163. Kapitel 229 ist von Dynter wieder mit diplomatischer Zurückhaltung verfaßt.

3. Prozeß in Rom. Neue Brabanter Botschafter Dynter c. 231 p. 487. Meister Scatter: Beitr. 170. Ueber das Endurtheil das. 181. Jakobäa noch Herzogin von Glocester 184.

4. Vorgänge in London. Rot. Parl. IV 326—327. Stow 369. Beitr. 185—186. Ueber das Treiben in Humfrieds Umgebung das. 183—184.

5. Arnold von Gent: Urk. vom 18. Mai 1428. Mieris 913.

6. Unternehmungen der Hoeks v. Wyn Aanmerkingen op Wagenaar 95 Note 9. St. Rémy c. 148 p. 485—486. Schifffahrt der Engländer nach Flandern: Urk. vom 16. März 1427 bei Rymer IV, 4 p. 134.

7. Rüstungen und Botschaften Philipps Monstr. c. 46. 48. p. 590. 592. Beitr. 170. 152. Johann von Luxemburg Monstr. c. 47. Die Städter vor der Eeme 184.

8. Vorrücken gegen Gouda: Beitr. 152. 186.

Viertes Kapitel.

Jakobäas Ergebung.

1. Sinnsprüche Humfrieds und seiner Umgebung: Beitr. II Ueber Doirnic (nicht Doirvic wie in den Beitr.) Mieris 1037 und Jakobäas Testament ad no. 179. 240. Partic. 98.

2. Humfrieds Verheirathung mit Eleonore Cobham: Beitr. 184—186. Salisburys Landung in Frankreich am 24. Juni Monstr. c. 49. p. 592. Pauli V 204 Note 2.

3. Waffenstillstand und Friedensunterhandlungen: Beitr. 184. Urk. vom 29. Juli bei Mieris 914. Winchester, Montfort, Naeldwyck: Beitr. 186—187. Unzufriedenheit hoekisch gesinnter Landstriche Monstr. c. 49 zu Ende.

4. Jakobäa in Delft Monstr. c. 48. p. 592. St. Rémy c. 58. p. 486. Beitr. 185. 186—187. Der Vertrag M. 917—922.

5. Jakobäas Mutter: Beitr. 185. 187—188. Die beiden Uutkercken: Urk. vom 25. Juni, 25. Juli, 15. April 1431 bei Mieris 980. 951. 952. 995. Münze in Sevenbergen: Urk. vom 21. April 1429 bei M. 946. Lange v. Wyngaerden II 102. Stadtwappen und Privilegien von Gouda: Lange v. W. II 422. Urk. vom 3. August 1428 bei M. 926. Rath der Neun: Mieris 932—933.

6. Huldigungsreisen und Eide. Monstr. c. 49. St. Rémy

c. 158. Mieris 923. Beitr. 189—190. Bis 17. August weisen die Urkunden Philipp und Jakobäa in Holland nach, am 24.—29. in Middelburg, am 6. Sept. in Brügge. Jakobäa in Mons: Beitr. 189. Jagden Ann. de St. Ghislain 540—550, St. Rémy c. 58 p. 486.

7. Jahrgelder der Ritter Jakobäas: Cod. dipl. nederl. Zweite Serie I 230—240.

Fünftes Kapitel.

Philipps Gewinn.

1. Diepholt in Delft. Nyhof IV p. XXX. Frieden mit Utrecht: Urk. v. 28. Juli, 29. Okt. 1429, 12. und 20. Jan. 1430 bei M. 953. 957. 962—971. Nyhof 57—62. Sweders letzte Tage. Silberstolz der Utrechter Heda 367. Pontanus Hist. Getr. lib. IX p. 452. Die dreitägige Ausstellung der Silbergeschirre war ganz im Styl der Zeit: die städtischen Rechnungen, worauf Burmann 418—419 Gewicht legt, brauchten die Sache nicht zu melden, weil sie der Stadt nichts kostete. Wohl aber zeigt das Stillschweigen der Rechnungen von einer burgundischen Huldigung dafür, daß Philipp sie erlassen hatte.

2. Händel mit rückkehrenden Hoeks: Urk. v. 8. August und 6. Okt. bei M. 929. 937. Städteschulden: Urk. vom 1. und 8. August. M. 925. 926. 929. Verbot der englischen Wollenwaaren: Urk. v. 25. Juli M. 923. Ueber die zehnfache Jahres-Bede für die Landessühne, zu welcher die kleine Stadt Briel blos für sich allein 14,000 Schildthaler zahlen mußte, Urk. v. 23. Okt. bei M. 1006. Vom Hennegau verlangte Philipp bei der Huldigung im September 80,000 Livres und ließ nur ein Viertel davon schwinden: Ann. de St. Ghislain 546.

3. Neuer Vertrag Jakobäas mit Philipp vom 24. Juni 1429 M. 938—941. Beitr. II 191—192.

4. Festwoche in Brügge und Orden des gold. Vließes. St. Rémy c. 155—156. p. 493—498. c. 166—169. p. 506—523. Monstrel. c. 77. 79. p. 619. 620. Nirgends erwähnen die Chronisten, welche sonst alle Damen aufführen, Jakobäas Anwesenheit bei diesen Festen.

5. Tod des Herzogs von Brabant. Dynter 496—498. Monstr. c. 93 p. 629. Beispiel, wie sich Jakobäa mit ihm gutstand: Ann. de St. Ghislain 546. Partic. 47. Philipps Erwerbung von Brabant: Dynter 500—503. 132—133. Chastellain 84. Gouthoeven 454—455.

6. Bruder Thomas Monstr. c. 53. p. 595. Vinchant 120—121. Margot de Hainant: Vinch. 125.

Sechstes Kapitel.

Jakobäa auf Seeland.

1. Fortdauer von Jakobäas fürstlicher Regierung: Beitr. II 190—191.

2. Geschichte von Goes und seiner Burg. Wandelingen door Zuid-en Noordbeveland door J. ab Utrecht Dresselhuis (Goes 1842) 9—21. Ein anderes vortreffliches Werk ist vom Stadtarchivar und Prediger Piccardt: Bysonderheden uut de Geschiedenis der Stad Goes (Goes 1865) 8—12. 36—37. 200.

3. Schützenfest: Chronik der Utrecht. hist. Genossensch. 1851. 259. 263. Schotel Jets over het slot Teilingen 327. Reygersberg c. 45. Dresselhuis Wandelingen 11—12. Derselbe im Maandboekje voor Zuid- en Noord-Beveland (Goes 1837) I 44. Piccard 16. 52. 177. 202. Zu Pfingsten 1862 nahm ich in Goes Theil an dem Festschießen der 1849 onder den naam van Jacoba van Bayern opgerigte handbogen schutters-Gilde te Goes.

4. Seeland zu Jakobäas Zeit: Maandboekje 94—95.

5. Die Borsselen: Reygersberg c. XV. Beitr. II 192. In v. d. Aa Biographisch Woerdenboek der Nederlande, und J. Kock Vaderlandsch woerdenboek die vielen Artikel über die Borsselen.

6. Franz Borsselen: Beitr. II 192—193. II 26—27. Gouthoeven 457—58. Le Petit 384. Die Uebersetzung aus dem Cod. Teg. Urk. v. 19. Januar 1430 im Cod. dipl. nederl. 2. Serie I 138—139.

Siebentes Kapitel.

Ritter Franz von Borsselen.

1. Aegidius von Postelles: Beitr. II 120—121. Chastellain II 84—86. Annal. de St. Ghislain 559—560. Aus Chastellain die Schilderung Margarethens.

2. Ueber die Zeit, Ursachen, und Hergang der Heirath Jakobäas und Borsselens, sowie über des letztern Gefangennehmung und Befreiung: Beitr. I 26—29. II 193—199. 216. Auf Seite 199 ist zu lesen: „vom 23. Okt. bis 9. Nov. 1432" und „am 17. Dezbr." Jakobäa I 415. Vgl. die Erzählung eines andern Zeitgenossen: Olivier van Dixmude Merkwaerd. Gebeurtenissen (Ypre 1835) 141. Le Petit 384. L'art de vérifier les dates 645. 646. Bischof Johann Heynsberg von Lüttich: Ann. de St. Ghislain 561. 546. Philipp von Ternant: Beitr. I 27, Chastellain II 30—31.

3. Die Erzählungen von Borsselens Geldkästchen, Jakobäas Selbstanerbieten, und den Weidenzweigen: Gouthoeven 458 nach der Chronik der Herzoge von Savoyen von Lambert van der Burg. Vossius 123—124. Erzählung vom Schloßvogt, und wie Jakobäa mit großer Flotte nach Rupelmonde gefahren: Hossart 265. Vossius.

4. Daß Verhandlungen zu Middelburg vorhergingen: Urk. v. 9. Dezbr. 1433 M. 1028. Graf Friedrich Mörs (im Cod. Teg. Beitr. I 27.) unterzeichnet als erster Zeuge den Heirathsvertrag v. 1. März 1434, M. 1033. Jakobäa war ihm noch bei ihrem Tode 8000 goldene Schildthaler schuldig: Cod. dipl. ned. I 231.

5. Tagfahrt im Haag und Brederodes Lebensgefahr: Joh. a Leydis de orig. et reb. gest. Dom. de Brederode in Math.

Anal. II 344—345. Montfort: Urk. v. 9. Nov. 1432, 12. 26. 27. April 1433 M. 1007. 1016. 1018. 1019. Vertrag vom 12. April, 20. Okt. M. 1012—1015. 1026. Beitr. II 199. Jakobäas Briefe an den Papst, den Kaiser u. s. w.: Beitr. das. Philipps und Jakobäas neue Huldigungsreise: Beitr. 204—205. Heirathserlaubniß: Urk. v. 9. Dez. 1433 und 27. Jan. 1434. M. 1028. 1029. Heirathsvertrag vom 1. März 1434 M. 1032. Ehrentitel Borsselens: Urk. v. 7. Juli 1435 M. 1066. 1057. 1080. Beitr. II 205. Haerlemer Geschenk: Jakobäas Testament 169. Vgl. Magn. Chron. Belg. 375.

Achtes Kapitel.

Jakobäas letzte Jahre.

1. Jakobäas Ehe. Die Gütergemeinschaft mit Borsselen erhellt aus ihrem Testament. Ausdrücke ihrer Liebe: Urk. vom 1. Aug. 1434 M. 1048. Länderverleihung an Borsselen: Beitr. II 205. Urkunde vom 1. Aug. und 8. Septbr. 1434. M. 1048. 1049. Zu Philipps Bestätigung vom 7. Juli 1435 vgl. die anderen Urk. in Beitr. II 205—206.

2. Borsselen und die Herzogin Elisabeth: Beitr. 192. 205. 208. Vgl. Urk. v. 16. Jan. 1433. M. 1007.

3. Die Wohnplätze Jakobäas werden in ihrem Testamente erwähnt 184—186. 202. 177, und beschrieben von Schotel Jets over het stot Teilingen en de bezigheden van Jacoba van Beyeren op hetzelve 312. 326. 316—317. 302—303. Mieris 1083. Ausschmückung der Gemächer: im Testament z. B. 184. Prachtgeschmeide: das. 180 ff. Halsbänder: das. z. B. 175. 176. 177. Ueber Jakobäas Kännchen van Hasselt over de Jacobas kannet zes. Schotel Jets over Teilingen 305, 313. Vgl. Nideck en de Long Kabinet van nederlandsche en kleefsche oudheden (Amsterdam 1793), V 126—127. Das Confrerie-Haus der Schützenbrüderschaft in Goes ist nur noch in Resten da. Die Fußbogen-Gilde, welche 1486 erneuert wurde, ist später abgelöst durch die Handbogen-Gilde. Von der alten Burg Ostende in Goes sind nur noch die drei Fenster des großen Saals erhalten. Nach Urk. in Gouda erhielt die dortige Kapelle von Bloys in der St. Johannskirche von Jakobäa ein Meßgewand zum Geschenke, welches auf 40 Pfund Werth geschätzt, später durch einen Vikarius dieser Kapelle verpfändet, durch die Heiligen-Geist-Herren wieder freigekauft wurde. Nach einer Urkunde in Lille vom 17. Febr. 1435 stiftete Jakobäa zu Lebzeiten sich ein allmonatliches Todtenamt in U. L. Frauenkirche zu Valençiennes. Philipps Geldzuschüsse: Beitr. 205. Verzicht Margarethas auf Brabant: das. Englische Bücher: Testam. 176. Sänger und Gesangbücher: das. 223. 182. Schachspiel: das. 213. Forst- und Jagdrechte: Beitr. 205. Urk. vom 14. Novbr. 1433 bei Mieris. Pferde: im Testam. 177—179. Pferde des Abts von Middelburg: im Testam. 220. 179. Im Archiv zu Lille befindet sich eine Urkunde vom 20. Jan. 1434, worin Philipp dem Jakob von Harchies im Hennegau den Unterhalt von 6 Dienern und 40 Hunden bestätigt, wie es unter Jakobäa gewesen.

4. Der große Hofstaat Jakobäas wird in ihrem Testament

aufgeführt, sowie in den Rechnungen bei v. Wyn Byvoegsels III 103. Im Testamente finden sich auch die Ritter und Diener erwähnt, welche die Fürstin umgaben.

5. Kaiser Sigmund und Herzog Philipp von Burgund in der gleichnamigen Schrift vom Verfasser 349—383.

6. Philipp und die Engländer Proceedings IV 329—334. Monstrelet II c. 194—196. Pauli V 232—248. Bei Monstr. c. 195 und bei Mieris 1071 ein Brief an die Zierickseer. Daß der englische König nicht bloß an diese schrieb, zeigt die Stelle in den Proceedings IV 332: les lettres, que avons scriptes en Hollande et Zellande etc. Daß an Jakobäa in gleicher Weise geschrieben wurde, geht aus der Wiederholung des Inhalts im zweiten Brief (Proceed. 334—335) hervor: hätte sie auf den ersten geantwortet, würde dieser zweite es anzeigen.

7. Philipps Anerkenntniß für Jakobäas Recht: Beitr. II 206. Daselbst über Borsselens Jagdrecht.

8. Belagerung von Calays und Humfrieds Rache. Holinshed Chronicles (London 1808) III 188—190. Monstrelet II c. 197. 203. 204—205. 207. 208. Erhebung Humfrieds zum Grafen von Flandern: Rymer X 636. 653. Brief Philipps vom 3. August bei M. 1083. Vorkehrungen in Holland M. Urk. vom 10. Aug. bei M. 1084—1085.

Neuntes Kapitel.

Jakobäas Humfrieds und Philipps Ende.

1. Ueber Jakobäas Krankheit Testament Tod und Begräbniß Cod. Teg. in Beitr. I 28 und die genauen Angaben in ihren Testaments-Verhandlungen. Testamentoren und Testirung: das. 166 — 167, Johann Greiner 203, Legate für Ludwig Doirnic Christina Duwels und Adrians Sohn 172. 179. 181. 221. 210. 217. Für die Ritter 230—240; bittende Orden 210; für die Armen bei der Leichenfeier 195. 196; Yffelstein und Benscoip. 206; für v. d. Berge's Tödtung 235; für Gillis den Koch 209; für den Ritter von Sevenbergen 208—209; für Betfahrten 210—211; für fastende Arme 246. Mönche und Beghinen am Sterbebette 176. 194. Testamentsbestätigung durch Philipp 167. Verzicht von Borsselen und Margaretha auf die Erbschaft: Beitr. II 207. Jakobäas letzter Wille in Bezug auf ihr Grab: im Testam. 214. Begräbnißfeier 193—199. Frau von Santes 175—176. Testamentoren zu Noordwyck 204. Daß alle Hauptbestimmungen in ihrem Testament von Jakobäa selbst herrührten, erhellt aus vielen Angaben, wie S. 176. 216. 218. 219. 223—224.

2. Borsselens letzte Zeit: Beitr. 207. Jakobäa und Borsselen Mitglieder von U. L. Frau Bruderschaft in Yffelstein: Kronyk v. h. hist. gen. te Utrecht 1857 3. Serie 3. Theil S. 48.

3. Jakobäas Bildniß in der Schloßkapelle: Testam. 203. Beitr. 209. Schwerlich aber ist Jakobäas Statuette, welche man auf dem Rathhaus in Amsterdam zeigte, noch das alte ächte Bildniß: vielmehr scheint sie zu Anfang des 17. Jahrhunderts gemacht. Duivenvoorde:

Beitr. 208—209. Jakobäas Stuhl: Beitr. 209. Was man in Holland an Geräthschaften zeigt, die von Jakobäa herrühren sollen, erweist sich für den Kenner sofort als unächt. Ebenso zweifelhaft erscheint es, ob man wirklich im Haag ihre Grabstätte gefunden hat. „Frau Jakobas Baum“ an einer Ringmauerecke des alten Schlosses in Goes, ist ein Maulbeerbaum, der nahe an der Wurzel vor Alter umgebrochen und mit vielen Stützen gehalten wird, trotzdem aber jährlich noch eine Fülle von Blättern und Früchten trägt. Er stand zwar schon im sechszehnten Jahrhundert [illegible] schwerlich aber hat ihn, wie man glaubt, Jakobäa gepflanzt, denn auf seiner Stelle erhob sich zu ihrer Zeit ein Thurm. Portraits von Jakobäa gibt es vielerlei, ihre Unächtheit ist aber leicht zu beweisen. Das gilt auch von dem Kupferstich in Principes Holl. auspiciis Petri Scriverii divulgabat P. Sontmann (Haerlem 1650), obwohl darunter [illegible] Jan van Eyck pinx. und Ex pictura apud v. A. P. Scri[illegible] Ob ein Oelgemälde auf dem Museum in Kopenhagen und eine [illegible]zeichnung auf der Bibliothek in Arras Kopien von Eyckschen [illegible] sind, weiß ich nicht. Wohl aber möchte das Bild no. 380. im k. Museum zu Amsterdam wirklich das vielgesuchte Eyck'sche Werk sein. Jakobäa zeigt darauf ein keckes frisches Gesichtchen auf dünnem Hals, mit feinen und scharfen Zügen, rothem Mund und schönen Augen. Borsselens Portrait daneben verräth in seinen Zügen etwas Kluges und Festes, aber Sachtmüthiges und Treuherziges. Beide tragen das gleiche Kreuz an der Goldkette um den Hals. Man vergleiche mit diesen Bildern die zeitgenössischen in Montfaucon Kupferwerk Monum. de la dynastie franç. König Max II. schickte, als ich ihm davon erzählte, einen Maler nach Amsterdam und ließ beide Bilder kopiren.

4. Humfried. Ausschweifungen: Pauli Gesch. v. Engl. V [illegible] Literarisches Verdienst: Pauli Bilder aus Altengland 347—351. G. Voigt Wiederbelebung des klassischen Alterthums (Berlin 1859) 372—373. [illegible] Buch V Kapitel 1 Note 3. Treiben und Prozeß der Eleonore: Stow 381—382. Holinshed 207—212. Pauli V 270—273. Die [illegible] über Eleonore ist aus dem English Chronicle ed. Cared en Society. 1856. Humfrieds Ende: Pauli V 280—285. 295. 299—306. 308. 333.

5. Philipp. Krieg gegen die Hanse: Sigmund und Philipp vom Verfasser 393—395. Ludwig von Hessen: das. 385—393. Belehrung zu Aachen und Feste zu Besançon 397—402. Luxemburgs Gewinn 402—410. Utrecht 411—412. Philipps Regierungspolitik und historische Bedeutung 413—419.

6. Philipp und die Herzoge in Bayern: Beitr. II 209—216. Bayerische Gesandtschaft an die Holländer, um Jakobäas Erblande wieder zu fordern: das. 216—241.

Beitr. 208—209. Jakobäas Stuhl: Beitr. 209. Was man in Holland an Geräthschaften zeigt, die von Jakobäa herrühren sollen, erweist sich für den Kenner sofort als unächt. Ebenso zweifelhaft erscheint es, ob man wirklich im Haag ihre Grabstätte gefunden hat. „Frau Jakobas Baum" an einer Ringmauerecke des alten Schlosses in Goes, ist ein Maulbeerbaum, der nahe an der Wurzel vor Alter umgebrochen und mit vielen Stützen gehalten wird, trotzdem aber jährlich noch eine Fülle von Blättern und Früchten trägt. Er stand zwar schon im sechszehnten Jahrhundert da: schwerlich aber hat ihn, wie man glaubt, Jakobäa gepflanzt, denn auf seiner Stelle erhob sich zu ihrer Zeit ein Thurm. Portraits von Jakobäa gibt es vielerlei, ihre Unächtheit ist aber leicht zu beweisen. Das gilt auch von dem Kupferstich in Principes Holl. auspiciis Petri Scriverii divulgabat P. Sontmann (Haerlem 1650), obwohl darunter steht Jan van Eyck pinx. und Ex pictura apud v. A. P. Scriverium. Ob ein Oelgemälde auf dem Museum in Kopenhagen und eine Handzeichnung auf der Bibliothek in Arras Kopien von Eyckschen Portraits sind, weiß ich nicht. Wohl aber möchte das Bild no. 380. im k. Museum zu Amsterdam wirklich das vielgesuchte Eyck'sche Werk sein. Jakobäa zeigt darauf ein keckes frisches Gesichtchen auf dünnem Hals, mit feinen und scharfen Zügen, rothem Mund und schönen Augen. Borsselens Portrait daneben verräth in seinen Zügen etwas Kluges und Festes, aber Sachtmüthiges und Treuherziges. Beide tragen das gleiche Kreuz an der Goldkette um den Hals. Man vergleiche mit diesen Bildern die zeitgenössischen in Montfaucon Kupferwerk Monum. de la dynastie franç. König Max II. schickte, als ich ihm davon erzählte, einen Maler nach Amsterdam und ließ beide Bilder kopiren.

4. Humfried. Ausschweifungen: Pauli Gesch. v. Engl. V 283. Literarisches Verdienst: Pauli Bilder aus Altengland 347—351. G. Voigt Wiederbelebung des klassischen Alterthums (Berlin 1859) 372—373. Oben Buch V Kapitel 1 Note 3. Treiben und Prozeß der Eleonore: Stow 381—382. Holinshed 207—212. Pauli V 270—273. Die Stelle über Eleonore ist aus dem English Chronicle ed. Cared en Society. 1856. Humfrieds Ende: Pauli V 280—285. 295. 299—306. 308. 333.

5. Philipp. Krieg gegen die Hanse: Sigmund und Philipp vom Verfasser 393—395. Ludwig von Hessen: das. 385—393. Belehrung zu Aachen und Feste zu Besançon 397—402. Luxemburgs Gewinn 402—410. Utrecht 411—412. Philipps Regierungspolitik und historische Bedeutung 413—419.

6. Philipp und die Herzoge in Bayern: Beitr. II 209—216. Bayerische Gesandtschaft an die Holländer, um Jakobäas Erblande wieder zu fordern: das. 216—241.